Toronto University Library

Presented by

His Grace, The Duke of Devonshire K.G.

through the Committee formed in

The Old Country

to aid in replacing the loss caused by

The disastrous Fire of February the 14th 1890

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie

der Wissenschaften.

Dreyunddreyßigster Band.

P118

München,

gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie

der Wissenschaften.

AS
182
M82
Bd. 33-34

Dreiunddreißigster Band.

8114

München,
Verlag der k. Central-Schulbuchdruckerei.

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1851.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,

in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen.

Juli bis December.

1851.

München,

im Verlage der Königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Königlichen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Juli.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 10. Mai 1851.

Herr Prof. v. Kobell las folgende mineralogisch-chemische Mittheilungen:

1. Ueber den Gymnit aus Tyrol.

Unter dem Namen Gymnit hat Thomson ein neues Mineral beschrieben. Es findet sich auf den kahlen Hügeln westlich von Baltimore, und hierauf bezieht sich der Name (von γυμνός, bloß, nackt ꝛc.) Es ist amorph, von blaßer und schmutzig oranggegelber Farbe, an den Kanten durchscheinend und harzglänzend. Ist sehr zäh (tough) und schwer zu zerbrechen, weicher als Feldspath. Sp. G. 2,216. Vom Löthrohrverhalten ist angegeben, daß es in der Flamme dunkelbraun wird, mit Soda zu einer weißen trüben Masse und mit Borax zu einem klaren Glase schmilzt, und daß es mit Kobaltauflösung die bekannte blaß röthliche Farbe der Talksilicate annimmt. Die Analyse Thomsons gab folgende Zusammensetzung:

		Sauerstoff.
Kieselerde	40,16	„ 20,86
Talkerde	36,00	„ 13,93
Wasser	21,60	„ 20,20
Thonerde u. Spur von Eisenoxyd	1,16	
Kalkerde	0,80	
	99,72	

Thomson giebt dafür die Formel 2 (Mg Si) + Mg Si^2 + 4 Aq. oder 2 $\dot{M}g^3$ $\ddot{S}i$ + $\dot{M}g^3$ $\ddot{S}i^2$ + 12 H. Rammelsberg giebt die besser stimmende und zugleich einfachere Formel Mg^2 $\ddot{S}i$ + 3 H oder Mg $\ddot{S}i$ + Mg H^3.

Dieses Mineral ist in neuerer Zeit auch in Südtyrol vorgekommen und findet sich zu Val Sorda im Fleimserthal. Die physikalische Charakteristik stimmt vielfach mit der von Thomson gegebenen überein. Das Mineral ist amorph, theils weiß, theils lichte honiggelb, durchscheinend und von schwachem Wachsglanze. Theilweise hat es das Ansehen gewisser Varietäten von Opal. Es ist weich, etwas härter als Kalkspath, daß es aber zähe und schwer zu zerbrechen sey, konnte ich nicht finden, es ist sehr zerklüftet, leicht zu zerbrechen und leicht zu zerreiben.

Vor dem Löthrohre ist es schwer schmelzbar = 5, rundet sich aber an scharfen Kanten zu einer weißen porzellanartigen Masse, dabey verknistert es nicht oder nur wenig und färbt sich anfangs bräunlich. Mit Kobaltauflösung erhält man eine schmutzige blaß-fleischrothe Farbe.

In Borax ist es langsam auflöslich. Das Wasser, welches man im Kolben erhält, hat wie bey ähnlichen Talksilicaten einen schwach brenzlichen Geruch und zeigt eine Spur von alkalischer Reaction.

Das Pulver wird leicht von concentrirter Salzsäure zersetzt und scheidet die Kieselerde als schleimigen Rückstand ab. Nach scharfem Glühen

auf welche die frühern Beobachtungen hinzudeuten schienen, als ob in der Bildungsperiode der Ornithocephalen diese Gattung mit lauter specifisch verschiedenen Individuen und nirgends mit identischen aufgetreten sey. Wir kennen jetzt bereits 3 Exemplare vom O. longirostris, 2 vom longicaudus und 2 vom O. longipes oder secundarius; immerhin noch wenig genug identische Exemplare gegen die Anzahl der specifisch verschiedenen Formen, in welche diese Gattung zerfällt. Schließlich will ich von diesem Redenbacher'schen Exemplare nur noch bemerklich machen, daß an der Vorderhand, die deutlich erhalten ist, dieselbe Zahl von Phalangen wie an unserem hiesigen Exemplare von O. longirostris sich zählen läßt; ferner daß die am letzteren nur undeutlich sichtliche Daumenzehe des Hinterfußes an jenem Redenbacher'schen Stücke fast noch besser als am O. Kochii erhalten ist, und aus zwey starken Phalangen besteht, von denen der vordere sich ziemlich stark zuspitzt. Meine früheren Angaben von der Hand- und Fußbildung die Ornithocephalen haben hiemit eine weitere Bestätigung erhalten. Gedachtes Exemplar rührt aus den Steinbrüchen von Eichstädt her, also aus demselben Fundorte, aus welchem auch das in der herzoglich Leuchtenbergischen Sammlung aufbewahrte herstammt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften in den Monaten April und Mai 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der schweizerischen Gesellschaft für die gesammte Naturwissenschaft in Bern:

Neue Denkschriften. Bd. XI. Zürich 1850. 4.

Verhandlungen bey der 34. Versammlung in Frauenfeld 1849. Frauenf. 1849. 8.

Verhandlungen bey der 35. Versammlung in Aarau 1850. Aarau 1850. 8.

Mittheilungen No. 162 — 194. Bern 1849. 50. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXI. Heft VI. Decbr. 1850. Bd. XXII. Heft I. u. II. Landau 1850. 51. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 1. 2. 3. Janvier. Févr. Mars 1851. Par. 1851. 8.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. XV. Achter Jahrgang. I. Bonn 1850. 8.

Von der Royal Society in London:

Philosophical Transactions. Part II. London 1850. 4.

Fellows of the Society. Novbr. 30. 1850. Lond. 4.

Von Hrn. Prof. de Caumont in Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires. 2. Serie Tom. 5 — 16. Paris 1849. 50.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. XII. Vol. III. 4. January I. 1851. London 1851. 8.

Von dem naturhistorischen Vereine der preußischen Rheinlande und Westphalens in Bonn:

Verhandlungen. 7. Jahrg. Bonn 1850. 8.

Von dem Vereine für Naturkunde im Herzogthum Nassau in Wiesbaden:

Jahrbücher. 1 — 6. Heft. 1844 — 1850. Wiesbaden. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. Januar, Februar 1851. Berl. 8.

Von Hrn. Dr. Georg Jäger in Stuttgart:

Ueber die fossilen Säugethiere Württembergs. Breslau und Bonn 1850. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXII. No. 2 — 12. Janvier — Mars. 1851. Paris. 4.

Von der Entomological Society in London:

Transactions. Vol. I. Lond. 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juli.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

I. Bemerkungen über die in den Sammlungen des Hrn. Dr. Redenbacher in Pappenheim und des Hrn. Magistratsraths Graßegger in Neuburg befindlichen Exemplare von Ornithocephalus.

(Schluß.)

Das dritte Exemplar in der Redenbacher'schen Sammlung ist minder vollständig als das vorige, denn es fehlt der ganze Schädel und auch am Rumpfe sind viele Stücke nicht deutlich erkennbar, namentlich gilt dieß von der Wirbelsäule, an der jedoch wenigstens mit Bestimmtheit wahrgenommen wird, daß das Thier zu den kurzschwänzigen Arten gehörte. Die sämmtlichen Knochen sind schlank und zierlich, und wie am O. Kochii zeigt sich längs des Ohrfingers ein Saum, der mit großer Wahrscheinlichkeit die Andeutung der Flughaut giebt, und wo man selbst an der Gelenkung des zweyten und dritten Gliedes glaubt einen kurzen Sporenknochen abgehen zu sehen. Von den vollständig conservirten Theilen habe ich folgende Maaße abgenommen:

Oberarm	0″	10‴
Vorderarm	1	3
1stes Glied des Ohrfingers	1	5½
2tes „ „ „	1	2
3tes „ „ „	0	11
4tes „ „ „	0	9½

So gerne ich dieses Exemplar einer der bereits bestehenden Arten zugewiesen hätte, so wenig wollen Formen und Maaße sich einer solchen anpassen, selbst nicht dem O. Kochii, der in beyden Beziehungen noch am ersten in Vergleich kommen könnte. Es bleibt mir daher, so ungern ich auch daran gehe, nichts anders übrig, als in diesem Exemplare abermals den Typus einer neuen Art zu vermuthen, der ich den Namen Ornithocephalus Redenbacheri gebe und von der ich hoffe, daß ich sie später genauer werde erläutern können. Das eben beschriebene Exemplar ist in den Steinbrüchen von Solenhofen gefunden worden.

Zuletzt komme ich an ein viel besprochenes Exemplar, den Ornithocephalus brevirostris, den Sömmerring also benannte und von ihm im Jahre 1817 die erste Beschreibung und Abbildung lieferte *). Wie bey O. longirostris wollte er indeß in diesem Individuum ebenfalls kein fliegendes Reptil, sondern ein fliegendes Säugthier sehen, und in dieser vorgefaßten Meinung erkannte er dann auch nicht die Mittelhand, sondern verwechselte sie mit dem Vorderarm, und obwohl der ächte Vorderarm die Längstheilung in seine zwey Hälften zeigt, so ließ sich Sömmerring selbst durch diesen Umstand nicht in seiner Ansicht beirren, ihn für den Oberarm zu erklären. Diesen Mißgriff berichtigte allerdings Oken **),

*) Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften zu München. VI. (1820) S. 89 mit 2 Abbildungen.

**) Isis 1819. S. 1795 tab. 20. fig. 12.

welcher der zweyte war, der diesen Ornithocephalus einer Besichtigung unterwarf und lieferte auch eine neue Abbildung, in der jedoch wesentliche Fehler in der Angabe der Fußbildung wie bey seinem Vorgänger belassen waren. Dem Scharfsinne Cuvier's *) entgieng es nicht, daß in dieser Beziehung die beyden Abbildungen nicht genau seyn möchten, und obwohl ihm das Original nicht zugänglich war, und er an selbigem sich deßhalb nicht informiren konnte, hatte er doch kein Bedenken die Vermuthung auszusprechen, daß die in den Figuren von Sömmerring und Oken angegebene Uebereinstimmung der Anzahl der Phalangen an den Hinterfüssen mit der der Säugthiere, nämlich 2 an der ersten und 3 an jeder der drey andern Zehen, nicht stattfinden dürfte, sondern daß nur die kleinen Zwischenglieder, welche bey O. longirostris so deutlich hervortreten, übersehen worden seyn könnten.

Cuvier's Zweifel an der Richtigkeit der vorliegenden Beschreibungen und Abbildungen wurden vermehrt durch eine Erklärung von Wagler,**) der zufolge ihm Agassiz nach Besichtigung des Originals versichert hatte, „daß die Zähne dieses Thieres nicht so, wie sie Sömmerring beschreibt, sondern wie im O. longirostris gebildet seyen, und daß es mit diesem Thiere auch im Allgemeinen der Kopf-, Schulter-, Arm- und Beckenbildung übereinstimme." Zugleich wird bemerkt, daß Sömmerring's und Oken's Abbildung diesen Ornithocephalus nicht ganz getreu zurückgeben.

Seit dieser Zeit wurden keine weiteren, aus Autopsie hervorgegangenen Bemerkungen über diesen O. brevirostris beygebracht, und dieß bewog mich heuer das Original in Neuburg in Augenschein zu nehmen, um die angeregte Bedenklichkeit, soweit es die Beschaffenheit der Platte gestatten würde, zu lösen. Um freylich eine vollständige Beschreibung zu liefern, hätte ich auf die Untersuchung des Originals längere Zeit verwenden müssen als ich vorhatte; dann hätte ich aber auch eine neue Abbildung desselben müssen anfertigen lassen, worauf ich nicht eingerichtet war. Ich habe also hauptsächlich nur diejenigen Theile des Skelets, deren Deutung beanstandet worden war, einer genaueren Betrachtung unterworfen, deren Resultat ich im Nachstehenden mittheile.

*) Recherch. V. 2. p. 376.

**) Natürl. System der Amphibien 1830. S. 73.

Zuvörderst habe ich zu erwähnen, daß Cuvier's Zweifel an der Richtigkeit der Angabe der Phalangen-Anzahl der Hinterfüße durchaus begründet waren. Am besten erhalten ist der linke Hinterfuß, dem nur die Daumenzehe mangelt. Die äußern 3 Zehen haben in größter Deutlichkeit ihre Phalangen aufzuweisen und zwar zählt die äußerste Zehe 2, die nächste 3, und die darauf folgende (die dritte von außen her) 4 Glieder, ganz so wie beym O. longirostris. An der 4ten Zehe sind die Phalangen undeutlich, lassen aber doch aus ihren Abgrenzungen schließen, daß ihrer mehr als 3 vorhanden waren, und nachdem einmal an den drey äußern Zehen dieselbe Zahl der Glieder wie beym O. longirostris sich gezeigt hat, so darf man sich für wohlberechtigt ansehen, den Schluß zu ziehen, daß auch die 4te Zehe sich in Uebereinstimmung mit dieser Art darstellen, nämlich 5 Phalangen aufzuweisen haben wird. An den 3 äußern Zehen liegen die Glieder so deutlich da, daß es mir unbegreiflich ist, wie Sömmerring und Oken ihre Anzahl so ganz unrichtig, sowohl in der Beschreibung als Abbildung, angeben konnten.

Am rechten Hinterfuße sind die Zehen undeutlich und die Abbildungen von Sömmerring wie von Oken haben ihnen mehr Bestimmtheit gegeben, als am Original mit Sicherheit gesehen werden kann. Würde letzterem eine geschickte Bearbeitung zu Theil werden, so würden sich allerdings mehrere Stücke des Knochengerüstes mit größerer Deutlichkeit darlegen lassen als es dermalen der Fall ist.

Auch von den drey kleinern Fingern der Vorderhand habe ich zu bemerken, daß sie Sömmerring in weit größerer Bestimmtheit gezeichnet hat, als sie am Originale sich darstellen.

Das Becken ist von Sömmerring sehr fehlerhaft gezeichnet; von Oken zwar besser, aber doch auch nicht vollkommen naturgetreu. Der horizon-

tale Fortsatz, den ersterer vom Becken unterhalb der Insertion des Oberschenkels ausgehen läßt, und den Cuvier in seiner Copie der Sömmerring'schen Figur mit dem Buchstaben C bezeichnete und als Schambein deutete, ist am Originale ein so unbestimmter Eindruck, daß ich nichts Sicheres über ihn zu sagen weiß und daß ich ihn nicht einmal für einen Theil des Beckens halten kann. Bestimmt erkennbar ist nur das Hüftbein und Sitzbein, die beyde in ihrer Form mit den gleichnamigen Stücken des O. longirostris übereinkommen.

In den Zähnen wollte Sömmerring Aehnlichkeit theils mit den Backenzähnen, theils mit den vorderen Spitzzähnen der Vespertilionen finden. Ich habe mit Agassiz nichts weiter als kleine kegelförmige Zähne sehen können, die in ihrer Form ganz mit denen des O. longirostris übereinstimmen.

Der Schnabel hat wirklich seine natürliche Abgrenzung da, wo sie die mehrmals genannten Zeichnungen angeben, und ist also keineswegs abgebrochen. Sowohl die Haupt- als Gegenplatte zeigen im scharfen Umrisse an, daß der kurze Schnabel vorn mit einer abgerundeten Spitze endigt und in seiner vordern Hälfte mit feinen gleichartigen Zähnchen besetzt ist.

Aus diesen Untersuchungen ergiebt sich als Resultat, daß, mit Ausnahme der Verkürzung des Schnabels, der O. brevirostris nach dem Typus der übrigen kurzschwänzigen Ornithocephalen geformt ist.

II. Berichtigung einiger Angaben in Betreff der Anzahl der Fingerglieder bey den Handflüglern.

Als ich in meiner Bearbeitung des Supplementbandes zu Schreber's Naturgeschichte der Säugthiere an die Abtheilung der Handflügler kam, befand ich mich in großer Verlegenheit, indem damals unsere Sammlung, sowohl an ausgestopften Exemplaren als noch weit mehr an Skeleten, empfindlichen Mangel litt. Ich suchte zwar diesem Uebelstande soviel als möglich durch Acquisition von Bälgen und Anfertigung von Skeleten abzuhelfen, allein dieß war doch nicht so ergiebig, daß ich mich nicht zum größten Theil an fremde Autoritäten hätte halten müssen, wodurch allerdings meine Bearbeitung der Handflügler, wie ich es auch in der Vorrede ausdrücklich bemerkt habe, eine compilatorische in größerem Umfange werden mußte, als es mir lieb war. Da überdieß Blainville's ausführliche Darstellung der osteologischen Verhältnisse der Chiropteren erst am Schlusse des Druckes meiner Monographie herauskam, so konnte ich selbige für meinen Zweck auch nicht mehr benützen und mußte daher bey Schilderung der Eigenthümlichkeiten des Skelets ebenfalls öfters meine Zuflucht zu verschiedenen anderen Autoritäten nehmen, denen ich volles Zutrauen schenken zu müssen glaubte. Seitdem habe ich indeß mehrmals Gelegenheit gehabt, inne zu werden, daß ich dadurch in Bezug auf die Angabe der Anzahl der Fingerphalangen bey etlichen Gattungen der Handflügler irre geführt worden bin, und da hierüber noch immer verschiedene Zählungen cursiren, so will ich es nicht unterlassen zur Berichtigung derselben einen kleinen Beytrag, soweit als meine Hülfsmittel es gestatten, beyzubringen.

Ich beginne mit der Vorlage der Angaben, die Cuvier in der zweyten Auflage seines Règne animal in dieser Beziehung gemacht hat, und zwar lasse ich hier wie im Nachfolgenden die Familie der Chiroptera frugivora ganz außer Acht, da bey dieser über die Anzahl der Fingerphalangen kein Zwiespalt besteht; es sind also bloß die Chiroptera insectivora, die mich hier beschäftigen. Diese vertheilt aber Cuvier in 2 Gruppen: die erste hat, wie er sagt, am Mittelfinger des Flügels 3 verknöcherte Phalangen, die andern Finger und der Zeigfinger selbst haben nur 2 (hieher Dysopes, Noctilio, Phyllostoma); die zweyte Gruppe hat am Zeigefinger nur eine verknöcherte Phalanx und die andern Finger haben 2 (hieher Megaderma, Rhinolophus, Vespertilio.)

Temminck giebt in seinen Monographies de Mammalogie wieder andere Zählungen von den Phalangen der Hand. So z. B. theilt er zwey

Abbildungen von den Skeleten des Dysopes tenuis und D. nasutus mit, wo der Zeigefinger gar keine Phalanx, der Mittelfinger bey erſterer Art 3 und bey der anderen 2 Phalangen trägt, während 4ter und 5ter Finger jeder 2 Glieder hat. Von Vespertilio ſagt Temminck: „der Mittelfinger hat drey Phalangen, der Ring- und kleine Finger zwey, und der Zeigefinger bloß eine.“ Dieſe Angabe habe ich in meiner Monographie wortgetreu wiederholt, ohne weiters meine Skelete damit verglichen zu haben, weil ich dieß bey einer ſolchen Autorität für überflüſſig hielt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften in den Monaten April und Mai 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von der Royal Asiatic Society in Madras:

Madras Journal. No. 37. Vol. XVI. January — June 1850. Madras. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Spiegel in Erlangen:

Grammatik der Pârſiſprache nebſt Sprachproben. Leipz. 1851. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Vereine in München:

Centralblatt. April 1851. München. 8.

Von Hrn. Albert Keller in Tübingen:

Ein Spil von einem Keiſer und eim Apt. Tübingen 1850. 8.

Von dem hiſtoriſchen Vereine von und für Oberbayern in München:

Oberbayeriſches Archiv für vaterländiſche Geſchichte. 11. Bd. München 1850. 51. 8.

Von dem Vereine für Geſchichte und Alterthum in Ottweiler:

Verhandlungen 1848. 1850. Saarlouis. 8.

Das Feſt des heiligen Biſchofs und Bekenners Terentius, gefeyert in der katholiſchen Kirche zu Ottweiler. Trier 1851. 8.

Von Hrn. Profeſſor Dr. Gerhard in Berlin:

Ueber eine Cista Mystica des brittiſchen Muſeums. Berlin 1851. 4.

Ueber das Metroon zu Athen und über die Göttermutter der griechiſchen Mythologie. Berlin 1851. 4.

Von Hrn. E. Burnouf, membre de l'institut in Paris:

Études sur la langue et sur les textes zends. Tom. I, Par. 1840 — 1850. 8.

Von der holländiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. 7 Deel. Leiden 1851. 4.

Von den Herren de Vriſe, Dozy und Molkenboer in Leiden:

Nederlandsch kruidkundig Archief. II. Deel. III. Stuk. Leiden 1851. 8.

Von der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Mathem. phyſ. Claſſe. 1850. II. Leipzig 1851.

Von Hrn. Dompropſt v. Deutinger in München:

Schematismus der Geiſtlichkeit des Erzbisthums München und Freyſing für das Jahr 1851. München 1851. 8.

Beyträge zur Geſchichte, Topographie und Statiſtik des Erzbisthums München und Freyſing. II. Bd. 1. Heft. München 1851. 8.

Von dem Vereine für Kunſt und Alterthum in Ulm:

Verhandlungen. 7. Bericht. Ulm 1850. 4.

Von der American philosophical Society in Philadelphia:

Proceedings. Vol. V. No. 44. October 1849 — March 1850. Phil. 8.

Von Hrn. A. F. Ozanam, Profeſſor in Paris:

La civilisation Chrétienne chez les Francs. Paris 1849. 4.

Documents inédits pour servir à l'histoire littéraire de l'Italie. Paris 1850. 8.

Von der antiquariſchen Geſellſchaft in Zürich:

Mittheilungen. XV. 8. Bd. 1. Heft. Zürich 1851. 4.

Sechſter Bericht vom 1. Juli 1849 — 1. Juli 1850. Zürich. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juli.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

II. Berichtigung einiger Angaben in Betreff der Anzahl der Fingerglieder bey den Handflüglern.

(Schluß.)

Wieder anders ist die Zählung von Tschudi, der darnach auch die Unterabtheilungen der Handflügler bestimmte. Er theilte nämlich diese Ordnung überhaupt in Chiroptera pentadactyla und Ch. tetradactyla. Zu ersteren zählt er 1) die Frugivora (Pteropina), bey denen der Zeigefinger vollzählig seine 3 Phalangen hat, und 2) die Phyllostomina u. Noctilionina, bey welchen der Zeigefinger nur ein Glied hat, das entweder ganz oder theilweise verknöchert ist. Die Ch. tetradactyla umfassen die Rhinolophina und Vespertilionina, welchen Tschudi nur 4 Finger zuschreibt, indem der 2te Mittelhandknochen keine Phalanx trage.

Diese Angaben mögen genügen, um die großen Differenzen in der Zählung der Fingerglieder darzuthun. Um das richtige Verhalten ausfindig zu machen, habe ich meine sorgfältig präparirten Skelete genau verglichen und nachstehende Zählungen erhalten, denen ich noch einige andere von verlässigen Autoritäten beygefügt habe.

	Zeige-finger.	Mittel-finger.	Andere Finger.
Phyllostoma hastatum	½	3	2
— dubium	½	3	2
— perspicillatum	0	3	2
— Vampyrus *(Blainv.)*	1	3	2
Glossophaga amplexicauda	1	3	2
Brachyphylla cavernarum *(Gray.)*	1	3	2
Desmodus *(Blainv.)*		3	
Megaderma *(Blainv.)*		2	
Rhinolophus hippocrepis.	0	2	2
Noctilio rufus	0	2	2
— medius	0	2	2
Emballonura saxatilis	0	2	2
— canina	0	2	2
Dysopes velox	0	2	2
Vespertilio serotinus	1	3	2
— murinus	½	2	2
— Ursula	½	2½	2
— barbastellus	½	2	2
— auritus	0	2	2
— Noctula *)	0	2	2

Aus dieser Tabelle ist ersichtlich, daß Blainville im Allgemeinen Recht hat, wenn er gegen Cuvier bemerkt, daß bloß die amerikanischen Phyllostomen es sind, welche am Mittelfinger 3 knöcherne Phalangen besitzen, während alle andern

*) Von V. Noctula habe ich kein Skelet aufgestellt, sondern die Zählung ist nur am präparirten Flügel vorgenommen.

Handflügler an demselben nur 2 aufzuweisen haben. Die einzige Ausnahme von letzteren macht unser Skelet von Vespertilio serotinus, an dem der Mittelfinger 3 knöcherne Phalangen wie bey den Blattnasen hat; ob dieß nur eine durch Verknöcherung der Endsehne entstandene Anomalie ist, wird die Untersuchung anderer Exemplare ergeben.

Ganz unrichtig erweist sich Temminck's Angabe von der Gliederzahl der Finger bey Vespertilio; aber auch Tschudi's Eintheilungsgrund nach der Gliederzahl des Zeigefingers ist nicht ganz stichhaltig. Die Phylloſtomen sind nämlich bald fünffingerig, bald vierfingerig, indem der Zeigefinger, außer seinem Mittelhandknochen, entweder wirklich eine knöcherne Phalanx trägt, oder es fehlt diese und es ist dafür bloß ein sehniger Faden vorhanden, oder es ist nur der Anfang des letzteren verknöchert, was ich mit $\frac{1}{2}$ bezeichnen wollte. Ferner ist der Zeigefinger der Noctilionen nicht anders gebildet als bey den Vespertilionen und daher deren Trennung nach diesem Merkmale nicht zuläſſig.

Was also den Zeigefinger anbelangt, so fehlt bey den meisten insektenfressenden Handflüglern ein knöchernes Glied für denselben; gewöhnlich vertritt nur ein kurzer Sehnenfaden dessen Stelle, der mitunter an seinem Anfange verknöchert. Eine vollkommene knöcherne Phalanx dieses Fingers findet sich bloß bey einigen amerikanischen Blattnasen und an unserem schon vorhin angeführten Skelete von Vespertilio serotinus.

Der 4te und 5te Finger haben bey allen von mir untersuchten Gattungen und Arten nie mehr oder weniger als 2 knöcherne Phalangen aufzuweisen.

Hr. Prof. Vogel jun. las:

Ueber die Construction eines neuen Gasometers.

Die Einwirkung der neuern Technik auf die Chemie hat die eigenthümliche Folge erzeugt, daß der Apparat des Chemikers, statt an Ausdehnung zu gewinnen, sich in einer Weise vereinfacht und vermindert hat, welche eine weitere Reduction nicht mehr wahrscheinlich macht. Statt daß im Verhältnisse der größeren Anforderungen, die man an die quantitative Analyse in Bezug auf Genauigkeit und Sorgfalt der Behandlung machte, die technischen Hülfsmittel hiezu vermehrt oder verbessert wurden, entfernte man vielmehr lediglich eine große Menge älterer, diesen Forderungen nicht mehr entsprechender Hülfsmittel, und gewann dadurch, so wie durch die Vereinfachung der Operationen selbst und deren Beschränkung auf einen geringeren Umfang, ein Resultat, das man nach der Analogie ähnlicher Fälle eher auf dem entgegengesetzten Wege für erreichbar hätte halten sollen.

Nur in einem der wichtigsten Theile chemischer Operationen, in der Behandlung gasartiger Flüssigkeiten, hat diese Vereinfachung des chemischen Apparates nicht gelingen wollen, und wer sich jemals anhaltend hiemit beschäftigt hat, wird die Mängel aller hiezu vorhandenen technischen Hülfsmittel sehr wohl gefühlt haben. Nur eine Entdeckung auf diesem Gebiete hat eine wesentliche Umgestaltung des frühern Verfahrens bewirkt, und ist in ihrer Art so vollkommen, daß sie kaum mehr etwas zu wünschen übrig läßt. Es ist dieß die Herstellung elastischer Röhren aus vulkanisirtem Kautschouk und Gutta percha, deren Anwendung den Chemiker in den allermeisten Fällen des Gebrauches der so gebrechlichen Glasröhren, der durch letztere bedingten Unbeweglichkeit des Apparates, der so lästigen Verkittungen und einer Menge anderer Unbequemlichkeiten und Mißstände überhebt.

Dagegen unterliegen die übrigen Vorrichtungen zur Behandlung der Gase noch immer vielen Einwendungen, und der Fortschritt von den einfachsten pneumatischen Vorrichtungen bis zu den neuesten vervollkommneten Gasapparaten ist keineswegs ein so vollständiger und überraschender, als in andern der Experimentalchemie. Eine längere Reihe von Versuchen, die im chemischen Laboratorium der k. Akademie der Wissenschaften dahier zum Zwecke quantitativer Bestimmungen von Gasarten in größerem Maaßstabe angestellt wurde, führte zu einer vergle-

chenden Anwendung von Muſtern faſt aller bekannten Gasapparate, ſo wie endlich zu dem Beſtreben, dieſelben durch einen Apparat zu erſetzen, der wenigſtens den wichtigſten principiellen Anforderungen beſſer als die früheren entſpräche, und zugleich für ſich allein die Möglichkeit gewähre, alle gewöhnlichen Operationen mit Gasarten mit demſelben vorzunehmen. Obſchon die in chemiſchen Laboratorien gewöhnlich gebräuchlichen Gaſometer von Pepys und Heß ſehr zweckmäßig conſtruirt und ſomit in den meiſten Fällen als vollkommen entſprechend ſchon ſeit langer Zeit angewendet und erprobt ſind, ſo zeigten doch beyde in ihrer Anwendung auf die oben angeführten Verſuche Hinderniſſe und Unbequemlichkeiten. Dasſelbe gilt von Mohr's und Brunner's Aſpiratoren, welcher letztere überdieß eigentlich nur auf die Beſtimmung der Kohlenſäure in der Atmoſphäre berechnet iſt.

So lange allerdings, als es ſich nur darum handelt, irgend eine Luftart in einem verſchließbaren Gefäſſe aufzufangen, aus demſelben auszutreiben und in ein anderes zu entleeren, dieſelbe in Bezug auf ihre Brennbarkeit oder ihr Verhalten zu einer brennenden Flamme zu unterſuchen u. dgl., werden alle bekannten Gasapparate mehr oder minder entſprechen. Wenn es aber gilt, mit etwas größern Mengen bequem zu arbeiten, die Bewegung des Gaſes regelmäßig und conſtant zu erhalten, in jedem Augenblicke der Operation die Quantität des bewegten und des zurückbleibenden Gaſes zu überblicken, die Luftart in demſelben Apparate bald zuſtrömend, bald abſtrömend zu erhalten u. dgl., dann wird man bald bey den gewöhnlichen Apparaten auf Schwierigkeiten ſtoßen, die in den wenigſten Fällen zu beſeitigen ſind.

Bleiben wir bey den vier von Pepys, Heß, Mohr und Brunner conſtruirten Apparaten ſtehen, und legen an dieſe den Maaßſtab der eben angeführten Anſprüche, ſo ergiebt eine nähere Betrachtung, daß dieſelben nicht gleichzeitig den geſtellten Forderungen zu entſprechen geeignet ſind.

Der Pepys'ſche Gaſometer hat bekanntlich die Unbequemlichkeit, daß bey der Füllung mit irgend einer Gasart, wenn die Gasentwicklung nur etwas ſchnell ſtatt findet, das Waſſer in einem ſehr ſtarken bogenförmigen Strahl austritt. Man kann zwar die Gasentbindungsapparate durch Anwendung vulkaniſirter Kautſchoukröhren dagegen ſchützen; eine vollkommene Vorbeugung dieſes immerhin unangenehmen Umſtandes läßt ſich aber nur durch das Einſenken des Gaſometers in die Waſſerwanne bis über die untere Oeffnung erzielen. Dieß iſt aber bey Gaſometern von etwas größeren Dimenſionen ſchwierig und nicht ſelten geradezu unmöglich. Da übrigens dieſer Apparat die Gasart nur durch den Druck des einfließenden Waſſers zum Austritt bringt und ſomit nicht als Saugapparat benützt werden kann, ſo entſpricht er deßhalb ſchon nicht den geſtellten Anforderungen.

Der von Heß angegebene Gasbehälter beſteht bekanntlich aus zwey durch einen meſſingenen Ring verbundenen Glasgefäßen, von denen das untere geſchloſſen, das obere offen iſt. Soll nun Gas hineingeleitet werden, ſo muß der ganze Apparat umgekehrt werden. Hieraus ergiebt ſich ſchon, daß nur mit kleinern Quantitäten Gas gearbeitet werden kann, abgeſehen davon, daß er weder als Saugapparat gebraucht werden kann, noch die Menge des Gaſes anzugeben geeignet iſt. Es befindet ſich im chemiſchen Laboratorium ein Gaſometer nach Pepys von Zinkblech in kleinerem Maaßſtabe ausgeführt, welcher, wenn es ſich um die Manipulation mit geringeren Quantitäten eines Gaſes handelt, vor dem angeführten den Vortheil der Dauerhaftigkeit und einer weit bequemeren Füllung hat.

Brunner's Aſpirator iſt nichts anders als ein Waſſerbehälter von Metallblech, an dem Deckel oben mit 3 durch Korke verſchließbaren Oeffnungen und unten mit einem Hahn verſehen. Wird nun dieſer Hahn geöffnet, ſo muß in dem Maaße, als das Waſſer ausfließt, Luft durch eine der oberen Oeffnungen auf einem ihr beliebig durch Austrocknungs-Röhren u. ſ. f. vorgezeigten Weg einſtrömen. Aus der Menge des Waſſers kann die Luft beſtimmt werden. Es iſt einleuchtend, daß bey länger andauerndem Verſuch, wenn z. B. mehrere Tage hindurch unausgeſetzt der Luftſtrom erhalten werden ſoll, wobey natürlich der Waſſerbehälter von unverhältnißmäßiger Größe ſeyn muß, das Auffüllen als eine

läſtige zeitraubende Arbeit hindernd eintritt. Der Umſtand, daß ſtets zur Aufnahme des abfließenden Waſſers ein dem Waſſerbehälter an Größe gleichkommendes Gefäß vorhanden ſeyn muß, macht den Apparat zu einen ſehr unbeweglichen und erſchwert deſſen Gebrauch. Es tritt aber bey einem anhaltenden Verſuch außerdem nicht ſelten der Fall ein, daß an dem oberen angelötheten Deckel, welcher ſtets gleichzeitig mit Luft und Waſſer in Berührung iſt, durch Oxydation der Löthungen kleine Fiſſuren entſtehen, welche, da ſie den Luftſtrom nicht unterbrechen, ſchwer zu entdecken ſind, eine genaue Beſtimmung der Luftmenge aber nicht mehr zulaſſen, und ſomit zu ganz ungenauen Reſultaten Veranlaſſung geben.

Der Mohr'ſche Aſpirator iſt offenbar unter den Saugapparaten derjenige, welcher den zu ſtellenden Anforderungen am meiſten entſpricht. Das läſtige Wiederfüllen mit Waſſer fällt hier weg, und die Stärke des Luftſtroms kann willkührlich durch einen Hahn regulirt werden. Indeſſen gehört der Mohr'ſche Aſpirator ſchon zu den mehr complicirten Apparaten, und wenn er auch wohl als Gaſometer, d. h. zur Aufnahme anderer Gasarten als atmoſphäriſche Luft benützt werden könnte, ſo iſt er doch wegen des großen Waſſerinhaltes nicht leicht zu transportiren und iſt nicht dazu eingerichtet, die Menge der durchgeſaugten Luft genau zu beſtimmen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Juni 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von Hrn. Rektor Karl Halm in München:

C. Cornelii Taciti opera quae supersunt. T. II. Lips. 1851. 8.

Von Hrn. J. R. Mayer in Heilbronn:

Bemerkungen über das mechaniſche Aequivalent der Wärme. Heilbronn 1851. 8.

Von dem hiſtoriſchen Vereine von Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Jahresbericht. Für die Jahre 1849 und 1850. Augsburg 1851. 4.

Von der oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz:

Neues Lauſitziſches Magazin. 27. Bd. 3. und 4. Heft. Görlitz 1850. 8.

Von der Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte in Kiel:

Nordalbiniſche Studien. Neues Archiv. 5. Bd. 2. Heft. Kiel 1850. 8.

Von Hrn. Frhrn. v. Ankershofen in Klagenfurt:

Handbuch der Geſchichte des Herzogthums Kärnten bis zur Vereinigung mit den öſterreichiſchen Fürſtenthümern. II. Bd. I. Heft. Klagenfurt 1851. 8.

Von Hrn. Baron Jules de Saint Genois in Gent:

Catalogue méthodique et raisonné des manuscrits de la bibliothèque de la ville et de l'université de Gand. (2. Cahier.) Gand 1850. 8.

Von dem Verein für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde in Kaſſel:

Zeitſchrift. Bd. II. Heft 4. Kaſſel 1850. 8.

Periodiſche Blätter. No. 17 — 20. April 1850 — Jan. 1851. Kaſſel 1850. 8.

Von der Academy of natural sciences in Philadelphia:

Journal. Vol. I. Part II. III. IV. Vol. II. part I. Phil. 1849 — 50. 4.

Von der k. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Monatsbericht. März 1851. Berlin 1851. 8.

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:

Bulletin. Année 1850. No. II. Moscou 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris

Bulletin. No. 4. Avril 1851. Paris. 8.

Von Hrn. Auguſte Fabius in Paris:

Le repos du monde. Paris. Lyon 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juli.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die Construction eines neuen Gasometers.

(Schluß.)

Die hier folgende Beschreibung des neuen Gasometers wird darthun, in welcher Weise derselbe den gestellten Bedingungen zu entsprechen im Stande ist.

Der Gasometer besteht aus zwey Cylindern von Zinkblech, von welchen der äußere oben offen und unten geschlossen mit einer conischen Ausbiegung versehen ist, an der sich ein schnabelförmiger Fortsatz zum Abfließen des Wassers befindet. Der innere oben geschlossene und unten offene Cylinder, welcher von solcher Weite ist, daß er sich mit Leichtigkeit in dem äußeren Cylinder auf- und abbewegen kann, ist so hoch, daß er bey seinem tiefsten Stande auf dem Boden des äußeren Cylinders aufsteht. Dieser innere Cylinder ist an zwey entgegengesetzten Seiten mit einer Skala versehen, und zwar so, daß die Zahlen der Grade auf der einen Seite von oben herab, auf der andern umgekehrt abgelesen werden können. Es gewährt diese Einrichtung den doppelten Vortheil, daß die Quantität der Gasart nicht nach der Menge des abgeflossenen Wassers, sondern durch das Einsinken oder Steigen des Cylinders selbst bestimmt wird, und der Experimentirende jederzeit das Volumen auf das genaueste kennt.

Um eine möglichst geringe Menge Wassers zur Füllung des Gasometers nöthig zu haben, ist eine Vorrichtung angebracht, welche ihn von allen bisherigen wesentlich unterscheidet. Der äußere Cylinder hat nämlich zu dem Ende nicht einen flachen Boden, sondern dieser Boden erhebt sich selbst zu einem oben geschlossenen Cylinder, so daß die Wände der beyden Cylinder nur einen 2 Zoll breiten Zwischenraum lassen, welcher, wenn der Gasometer in Thätigkeit gesetzt werden soll, mit Wasser angefüllt wird. Während auf solche Weise einige Maaß Wasser zur Füllung hinreichen, so müßten ohne diese cylindrische Gestalt des Bodens bey der Berechnung des Inhalts auf ungefähr 200,000 CC. Gas mehrere Eimer dazu verwendet werden.

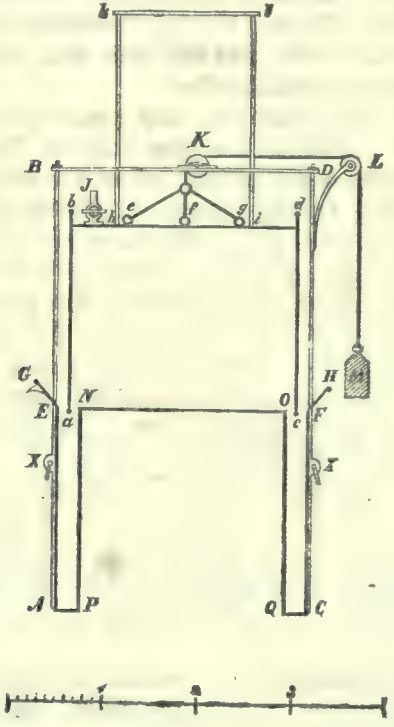
Es ist einleuchtend, daß durch diese Vorrichtung der Gasometer auch bey größerem Umfang an Beweglichkeit nicht verliert, indem bey der geringen Wassermenge derselbe mittelst der an den Seiten befindlichen eisernen Handhaben leicht von einer Stelle zur andern getragen werden kann, und sein Gewicht eine Manneskraft nicht übersteigt. Die geringe Wassermenge, welche zur Füllung des Gasometers gehört, gewährt außerdem noch den großen Vortheil, daß derselbe auch zur Aufnahme von Gasarten, die in Wasser nicht unlöslich sind, gebraucht werden kann. Die Wasseroberfläche, die hier mit der Gasart in Berührung kömmt, ist so unbedeutend, daß ein Verlust durch Auflösung fast nicht in Betracht kommen kann und man deßhalb auch nicht nöthig hat, die Gasometer statt mit Wasser mit einer concentrirten Kochsalzlösung, wie es bisher der Fall war, zu füllen.

Die Bewegung des inneren Cylinders in dem äußeren geschieht auf ähnliche Weise, wie in dem

Mohr'schen Aspirator, nämlich durch eine an dem obern Boden des inneren Cylinders befestigte Schnur, welche durch drey Eisenstangen über zwey Rollen geleitet wird, an deren einem Ende ein Gewicht befestigt ist; jedoch mit dem Unterschiede, daß durch Messingröhren, welche die obere Querstange durchbohren, der innere Cylinder stets in vertikaler Richtung erhalten und somit das Drehen desselben verhindert wird.

Um die Construction des Apparates möglichst einfach zu erhalten, befindet sich an dem oberen Boden des inneren Cylinders nur ein messingener Hahn, welcher zur Aufnahme und zum Ausströmen des Gases dient.

Durch das Anhängen, durch Vermehren oder Vermindern des Gewichtes kann ganz einfach dieser Apparat zur Aufnahme eines Gases und ebenso bequem zum Ausströmen desselben in beliebiger Weise, so wie zum Austrocknen durch Darüberleitung größerer Quantitäten Luft verwendet werden.



A E F C Aeußerer Cylinder.

G H Conische Ausbiegung des äußeren Cylinders.

P N O Q Innerer Cylinder.

N O verschlossener oberer Boden des inneren Cylinders.

Bey G Ausbiegung des Cylinders zum Wasserablassen.

A B und C D Eisenstangen am äußeren Cylinder befestigt mit 2 starken xx eisernen Handhaben.

B D Obere eiserne Querstange an A B und D C mit Schrauben befestigt, bey K durchbrochen mit einer Rolle.

Bey L eine zweyte Rolle zur Führung des Stricks über K und L bis zum Gegengewicht M.

a b d c Cylinder zur Aufnahme des Gases mit einem erhöhten Rande bey b d.

I Hahn zur Ablassung des Gases.

e f g Ringe, an welche der Strick zum Aufziehen des Cylinders a b d c befestigt ist.

h k und l i Röhren von Messing, welche durch eine Oeffnung in B D gehen und den Cylinder a b c d in vertikaler Richtung erhalten. Sie sind bey k L durch eine dritte Röhre k l verbunden, welche nur eingesteckt ist und wenn der Cylinder a b c d weggehoben werden soll, ebenso wie B D abgenommen wird.

Histoire Romaine de Dion Cassius, traduite en Français, avec des notes critiques, historiques etc. et le Texte en regard, collationné sur les meilleures éditions et sur les manuscrits de Rome, Florence, Venise, Turin, Munich, Heidelberg, Paris, Tours, Besançon. Par E. Gros, Inspecteur de l'Académie de Paris. Tome Premier, Contenant les Fragments jusqu' à l'an de Rome 545. Paris, Librairie de Firmin Didot frères, Imprimeurs de l'Institut, Rue Jacob, 56. 1849. — Tome Deuxième, contenant les Fragments, depuis l'an de Rome 545 jusqu' à l'an 687.

Erſt jetzt bin ich durch eine jüngſt mir gewordene Mittheilung in den Stand geſetzt, ein mir bis dahin unbekannt gebliebenes Werk zu beſprechen, wodurch ein kritiſches Bedürfniß befriedigt, und die alte, beſonders römiſche Geſchichte ungemein bereichert wird. Eben jener Verſpätung und dieſes Vollgehaltes wegen eile ich daher, ohne die nachfolgenden Bände abzuwarten, zunächſt über dieſe beyden erſten einen kurzen Bericht abzuſtatten. Ich ziehe zu dem Ende zuerſt die Einleitung des Herausgebers meiſt mit den Original-Titeln der Abſchnitte aus, gebe ſodann eine Probe vom Anfang des Werkes ſelbſt, und lege meine eignen Bemerkungen in Noten unter dem Text nieder.

Introduction. §. I. Vie de Dion.

Es wird dabei auf Falconi, Fabricius, Reimarus, Sturz und auf M. F. Egger, Examen critique des Historiens d'Auguste [1]) ch. VIII verwieſen, mit der Bemerkung, daß wir Dio's Lebensumſtände faſt nur aus ſeinen eigenen Angaben in ſeinen Geſchichtswerken kennen. Hierbey wird unter Anderm eine zu Kienberg in Oberbayern gefundene Inſchrift [2]) angeführt, worin des zweyten Conſulats des Dio Caſſius unter Severus Alexander gedacht wird.

1) Paris 1844. Vergl. meine Kritik dieſes Werkes in den Wiener Jahrb. der Lit. 1848. S. 25. ff. Der Herausgeber übergeht, was ſeitdem Schöll, Hist. de la Lit. grecque, Weſtermann zum Vossius de Historicc. grc. Niebuhr in der Röm. Geſch. und in den Vorträgen darüber, und Bähr in Pauly's Real-Encyclop. über Dio Caſſius bemerkt haben; ſo wie ihm die Monographien Wilmans de fontibb. et auctoritate Dionis Cassii Berol. 1836 und — Comment. de Dionis Cassii fide et auctoritate Groningae 1845, unbekannt geblieben; letztere fällt aber auch in dasſelbe Jahr, wie der erſte Band dieſes Werkes ſelbſt.

2) Bey Borghesi, Bulletin archéologique 1839. p. 136, und jetzt auch bey Zell, Handbuch der römiſchen Epigraphik. Heidelb. 1850 I. p. 144. nr. 1241. Ich beſchränke mich darauf den Anfang anzuführen und einige Bemerkungen beyzufügen: Imp. Domino N. Severo Alexandro Aug. III et Cassio Dione II. Cos. — Alſo nicht Alexander Severus ſoll man dieſen Kaiſer nennen, wie Hugo in der Rechtsgeſchichte uns ſonſt ſo oft einſchärfte, und wie auch die Münzen haben (ſ. nur Mionnet, de la Rar. d. Médaill p. 220.). In den Digeſten und im Codex iſt manchmal der Beyname Alexander allein geſetzt, wie beym Septimius allein Severus (Zimmern, Geſch. d. röm. Privatrechts I. S. 186). Desgleichen: Cassio Dione, denn Caſſius war ſein eigentlicher Name, den vermuthlich einer ſeiner Vorfahren von der gens Cassia überkommen hatte, die Beynamen Dio und Cocceianus waren vom Großvater mütterlicherſeits, dem Redner Dio Chryſoſtomus, angenommen (Reimarus de vita et scriptis Dionis §. 3 et 4.). Unſer Geſchichtſchreiber war ſelbſt in ſeinem erſten öffentlichen Auftreten Gerichtsredner; und damals gelangten die Advo-

§. II. Von den ihm beygelegten Schriften sind drey wahrscheinlich nicht von Dio: 1. Die Regierungsgeschichte Trajan's; 2. die Persica; welcher Irrthum aus einer Verwechselung mit Dinon entsprungen; 3. die Getica, welche Suidas ihm beylegt, Philostratus [3]) aber richtiger dem Dio Chrysostomus. — Fünf gehören ihm an: 1. eine Biographie des Philosophen Arrian — verloren; 2. *Ενόδια* — verloren; 3. eine Schrift über Prodigien und Träume — verloren; 4. die Geschichte des Kaisers Commodus — später in die allgemeine römische Geschichte aufgenommen, und jetzt nur noch im Auszug des Xiphilinus vorfanden; 5. die allgemeine Geschichte Roms von der Urzeit bis auf Severus Alexander [4]) in 80 Büchern.

(Fortsetzung folgt.)

---

caten oftmals zu Statthalter-Stellen in den Provinzen (Valesius ad Ammian. Marc. XXIX. 3. p. 297 sq. ed. Wagner.) Aber sein Vater Cassius Apronianus hatte als römischer Senator und als nachmaliger Präfect von Cilicien und Dalmatien schon den Weg zu hohen Ehrenstellen gebahnt; ihn selbst nöthigte späterhin ein Fußübel sich in seine Vaterstadt Nicäa in Bithynien zurückzuziehen, wo er die letzte Hand an sein großes Geschichtswerk legte, und in hohem Alter starb; sein Todesjahr ist jedoch nicht bekannt. (Dio Cass. LXXX. 5. vergl. Introd. pag. IV.)

3) Vit. Sophistar. I. 7. Die Stelle ist für die griech. Historik bedeutsam; ich setze sie deßwegen hierher pag. 9 ed. L. Kais. *Ὡς δὲ καὶ ἱστορίων ἱκανὸς ἦν συγγράφειν δηλοῖ τὰ Γετικά κτλ.* So urtheilt der feine Kunstrichter Philostrat, und daß er richtig urtheilt beurkunden dessen uns erhaltene Reden, welche einen neuen Kritiker veranlaßten, den Dio Chrysostomus einen scriptor veteribus Socraticis comparandus zu nennen (Wyttenbach *Ἐκλογ. ἱστορ.* p. 369); denn sicherlich war er auch in der Geschichtschreibung dem Xenophon ähnlicher als Arrianus, der sich Xenophon nannte, ihm nachahmte, aber ihn keineswegs erreichte; und nun vollends, wie weit mag im historischen Vortrag der Enkel hinter dem Großvater zurückgestanden haben! Also formell ist der Verlust dieses Werkes für die Historiographie sehr zu beklagen, aber nicht minder materiell besonders für uns Deutsche, denn Dio Chrysostomus war selbst im Lande der Geten gewesen, wie Philostratus sofort selbst sagt, und er selbst bezeugt (s. Borysthenit. init. XXXVI. 1. p. 501 ed Emper) wie manche schätzbare Berichte aus jenen Ländern an Donau und Dniepr, den frühern Sitzen germanischer Völker, mochte also jenes Werk enthalten haben!

4) Eigentlich bis zum achten Regierungsjahr Alexanders, 229 nach Chr. G., worauf ich weiterhin zurückkommen werde.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8 Juli.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Histoire Romaine de Dion Cassius.

(Fortsetzung.)

§. III. p. VI. sqq.. Examen critique de son Histoire Romaine.

Dieser ausführliche und inhaltsreiche Abschnitt muß bey dem Herausgeber selbst nachgelesen werden, ich muß mich, der mir hier gesteckten Gränzen wegen, hauptsächlich auf das Endergebniß beschränken; denn nachdem Herr Gros die Ansicht über das ganze Unternehmen ausgesprochen (p. VIII): Dio habe für sein Werk einen Plan gefaßt, dem er nur im Besitz sämmtlicher Eigenschaften der größesten griechischen und römischen Geschichtschreiber würde haben genügen können (woraus sich vorweg schon ergiebt, wie unbefangen unser Kritiker und wie wenig er nach Art anderer Editoren für seinen Autor ungebührlich eingenommen ist); und nachdem er in gründliche Erörterungen über die historiographischen Eigenheiten des Dion eingegangen ist (p. VIII — XXXVII) kommt er schon p. XXVIII sq. zur Conclusion. [5])

Thatsächliche Irrthümer, die man dem Dio Cassius vorgeworfen, seyen theils seinen verstümmel-

an dessen politischer Geschichte, und machte sich gründlich mit ihr bekannt, was kein Rhetor je gethan. — Er ist überall zu Hause, in den Verfassungsangelegenheiten und dem Privatrecht, wie in der Kriegskunst. Er beruhigt sich nicht bey der Belehrung, welche er von Livius gewonnen hat; er geht zu den Quellen selbst; er schrieb die frühere Periode der römischen Geschichte ganz unabhängig von seinen Vorgängern und nahm allein Fabius zu seinem Führer (vergl. Niebuhr R. G. II. S. 13. und III. S. 497). Die frühere Verfassung war ihm klar, und wenn er von ihr spricht, ist er sehr sorgfältig in seinen Ausdrücken. Er hatte große Talente zum Geschichtschreiber. Er ist in den Theilen seines Werkes, wo er die unrechtmäßigen Ansprüche gewisser Personen auf Bürgertugend aufdeckt, der *κακοήθεια* angeklagt worden, und es läßt sich freylich nicht leugnen, daß bittere Gefühle Einfluß auf ihn ausübten; — — aber wenn ein Mann einem Schurken die Maske abreißt, so thut er was recht ist, und das ist Alles, was Dio Cassius thut. Ich glaube freylich, daß er der Aufrichtigkeit vieler Leute mißtraute, und in Folge davon streng über sie urtheilte; allein diesem liegt eine zwar finstere, aber doch gesunde Ansicht vom menschlichen Leben zu Grunde, und in Mitte der Verdorbenheit seines Zeitalters konnte er nicht anders urtheilen (vergl. Niebuhr, R. G. III S. 561.) Er war jedoch kein Freund der Tyrannen. — Was Dio in ein weniger günstiges Licht setzt, ist sein Styl, welcher weder beredt noch schön ist. Seine Sprache ist voll Eigenthümlichkeiten, von denen einige wirkliche Fehler sind, und die Ausartung der Sprache zeigen. — Dio schrieb gerade so wie er sprach. Er ist ohne Affectation oder durch Kunst

5) Zur Vergleichung und Ergänzung setze ich die wesentlichen Züge von Niebuhr's treffender Charakteristik dieses Geschichtschreibers aus den Vorträgen über die römische Geschichte (I. S. 100 ff. von Schmitz und Zeiß) hierher, weil er sich dorten umständlicher ausgesprochen, als in seiner Römischen Geschichte selbst, und weil sie dem Herausgeber unbekannt geblieben: „Dio Cassius muß vollkommen Meister der lateinischen Sprache gewesen seyn, denn er lebte einen Zeitraum von 30 bis 50 Jahren als Senator in Rom. Er nahm Interesse

ten Texten, theils der wirklichen Verschiedenheit der Traditionen beyzumessen. In den Reden sey jedoch das richtige Maaß nicht immer beobachtet; Vorbedeutungen und Träume (worüber er aus Vorliebe noch ein eigenes Buch verfaßt hatte) oft zu kleinlich und umständlich berichtet worden. — Dieß seyen die wesentlichen Mängel des Dio; aber nicht zu bezweifeln seyen seine Wahrhaftigkeit, seine Genauigkeit, seine Bemühung die übernommene Aufgabe würdig zu erfüllen; seine Achtung für die gesunde Moral, sein Patriotismus und seine Unabhängigkeit.

Es fehle ihm an Originalität, und er sey weit hinter dem Thucydides, den er sich zum Muster genommen, wie Appianus den Xenophon, zurückgeblieben. In seinen politischen Grundsätzen könne er den Orientalen nicht verleugnen, und seitdem er in den Senat berufen worden, habe er sich gleich andern seiner morgenländischen Collegen alle Mühe gegeben, die monarchischen Grundsätze geltend zu machen, aber in Schreibart und Sprache bemühe er sich eben so sehr, die orientalische Farbe abzustreifen, und im Styl seine bithynische Herkunft zu verleugnen. Unter diesem Gesichtspunkt erscheine Dio noch immer als ein würdiger Repräsentant der historischen Muse; und wenn er nicht die Energie des Thucydides, die Reinheit, Süßigkeit und Fülle des Xenophon habe, so zeige er sich doch im vortheilhaften Licht an der Seite des Appianus, sey dem Herodian sehr überlegen, der hinwieder selbst den langweiligen Compilatoren der Historia Augusta [6]) nicht beygesellt werden dürfe.

erlangte Beredtsamkeit. — Man wird aus dieser Kritik wohl nicht mit Unrecht die Folgerung ziehen, daß Niebuhr's Urtheil über Dio im Ganzen fast günstiger ausfällt als das unsers Herausgebers.

6) P. XXXVII — „les fastidieux compilateurs de l'Histoire Auguste." Es sind hier ohne Zweifel die lateinischen gemeint; über welche unter Andern in neuerer Zeit D. Jac. van Lennep, Disputatio pro Imperatore Gallieno, Amstelaed. 1848. p. 108 et passim, und ich selbst in einer dem Herrn Gros und Carl Müller unbekannt gebliebenen Abhandlung „Zur Kritik der römischen Kaisergeschichte" (in den deutschen Schriften Abtheil. IV. 1836. S. 88 ff. und S. 132 ff.) eine strenge Kritik geübt habe. Seitdem hat Herr Ed. Dirksen in der Monographie „Die Scriptores Historiae Augustae; Andeutungen zur Textes-Kritik und Auslegung derselben" Leipz. 1842 diese ganze Classe von Schriftstellern einer in's Einzelne eingehenden gründlichen Behandlung unterworfen.

Hierauf folgt p. XXXVII sq. §. IV. Notice des Manuscrits collationés pour

Dio's Verhältniß zu einer ganzen Reihe griechischer Historiker der Kaisergeschichte hat sich erst in neuester Zeit, besonders durch A. Mai's Ausgaben Vaticanischer Palimpsesten deutlicher herausgestellt, und ich muß zum Schluße dieser Einleitung noch einige Bemerkungen machen: Wie Polybius schon zur Zeit des Freystaats, und so weiter unter der Monarchie, der am meisten von den Römern gefeierte Historiker war, so seit der mittleren Kaiserperiode Dio Cassius. Seine römische Geschichte war eine allgemeine Quelle der Belehrung. Als er daher hochbetagt im 8ten Regierungsjahr des Severus Alexander (229 nach Chr.) den Griffel niedergelegt, so entstand ein allgemeiner Wetteifer, dieses große Werk zu ergänzen; und griechische Rhetoren, Staats- und Kriegs-Männer, Schriftsteller von sehr ungleichem Werthe, haben es zuerst bis zu Constantin, sodann bis zu Justinian und weiter herab mit sehr verschiedenen Erfolg fortgeführt; denn während einige formell und materiell, obwohl in letzterer Hinsicht für uns auch selbst nicht entbehrlich, jenen Lateinern sich nur zu ähnlich erweisen, kann einer von ihnen, Priscus, in jeder Hinsicht den Dio selbst herausfordern, und ist an Geist, Treue, Weisheit und relativer Reinheit der Schreibart keinem Historiker selbst der besten Zeiten nachzusetzen (s. Valois, Gibbon und Niebuhr bey Carl Müller in den Fragg. Historic. graecc. Vol. IV. pag. 69, sqq.). — Von mittlerem Werthe, aber eine genaue Kenntniß der Kaisergeschichte vor Constantin beurkundend, erscheint nun der christliche Anonymus unter dem Titel τὰ μετὰ Δίωνα in einem Vaticanischen Palimpsest, das der glückliche Finder A. Mai und ich selbst einem Johannes von Antiochien, Niebuhr aber dem Petrus, Patricius beyzulegen geneigt waren, das aber vorläufig wohl namenlos bleiben, jedoch bey aller seiner Lückenhaftigkeit für eine wesentliche Ergänzung der Geschichte von Severus Alexander bis auf Constantin einschließlich gewürdiget werden muß. (S. meine Schrift zur Kritik der römischen Kaisergeschichte S. 87 ff. und Car. Müller ad Fragg. Historice. gre. IV. p. 191—199.)

cette édition, enthaltend eine genaue Angabe des ganzen Inhalts [7]) einer jeden Handschrift, in welcher Stücke aus dem Geschichtswerke des Dio Cassius vorliegen, und zwar unter folgenden Rubriken:

A. Manuscrits de Dion Cassius.

1. Manuscrits de Florence; 2. — de St. Marc à Venise; 3. — du Vatican; 4. — de Turin; 5. — de Munich [8]); 6. — de Heidelberg [9]) p. L — LIII; 7. de Paris; 8. — de Besançon; 9. — de Tours (ou de Peiresc. p. LVII — LXXXIV).

P. LXXXV. Valeur comparative de ces manuscrits; utilité de la nouvelle collation. Eine in's Einzelne eingehende kritische Werthbestimmung aller bisher verglichenen Handschriften des Dio, die keinen Auszug gestattet; woraus sich aber das unzweifelhafte Resultat ergiebt, welches der Herausgeber mit den Worten einleitet: „En travaillant sur Dion après ces habiles éditeurs Reimar (vielmehr Reimarus, wie auch im 2ten Band geschrieben wird) et Sturz je dus me demander, avant tout, si le texte pouvait s'améliorer encore par les manuscrits: je ne tardai pas à en avoir la certitude; woraus sich denn schon im Voraus und im Allgemeinen ergiebt, daß diese Ausgabe von Gros, außer ihren ausgezeichneten exegetisch-historisch-ästhetischen und realen Leistungen aller Art, schon in kritischer Hinsicht nicht allein nicht überflüßig, sondern in der That ein wahres Bedürfniß war. Man darf nur nachlesen, was der Herausgeber im Einzelnen über die Collationen nachweist, die selbst jenen zwey neuesten Vorgängern zu Gebot gestanden; nicht zu gedenken, daß kein Kritiker vor ihm die Pariser Handschrift Nr. 1690 und die zu Besançon auch nur angesehen hatte, und daß Gros nochmals eine sorgfältige Revision der Handschrift des Peiresc, die ihm von Tours nach Paris mitgetheilt worden, unternehmen konnte; wodurch er in den Stand gesetzt war, mehrere Versehen und Auslassungen zu berichtigen, welche selbst dem Henri Valois entgangen waren.

Hiemit verbinde ich sogleich eine Notiz über das Avertissement zu Tome II; welches p. V so beginnt:

„Les Fragments contenus dans ce volume forment trois séries distinctes: 1. les Fragments de Peiresc, de F. Orsini et de M. A. Mai; ils se rapportent à ce qui s'est passé depuis l'an de Rome 545 jusqu' à l'an 687; 2. les Fragments trouvés par M. F. Haase dans le manuscrit de la Bibliothèque nationale de Paris, nr. 1397; 3. les Fragments publiés par Bekker dans ses Anecdota Graeca, Tome I. p. 117—180, d'après le manuscrit de Paris nr. 345. et quelques extraits tirés de diverses Léxicographes, Appendice p. 309 — 343.

Der Herausgeber giebt darauf über die erste Reihe (série) eine ausführliche Erörterung. Bey der zweyten, die F. Haase im Jahre 1839 in einer zu Bonn erschienenen Broschüre: Cassii Dio-

---

7) Was meines Bedünkens doch zu umständlich ist, und unbeschadet des Hauptzweckes doch wohl sehr abgekürzt hätte werden sollen.

8) Drey an der Zahl, mit der Notiz, daß sie ihm, dem Herausgeber, durch Vermittelung des Herrn Ministers Guizot nach Paris gesendet worden, mit Angabe ihres Inhalts und mit einer Probe kritischer Collation, p. XLV—L.

9) Es ist dieß der nunmehr wieder in unserer Universitäts-Bibliothek befindliche Codex Palatinus nr. 129, eine von einem gelehrten Griechen aus einer Menge griechischer Autoren ohne alle Ordnung verfaße Excerpten-Sammlung hie und da mit Scholien auf den Rändern. Notizen über diese aus 141 Großoctavblättern bestehende, aber am Ende verstümmelte und oft schwerleserliche Papierhandschrift aus dem 15ten Saec. theilt der Herausgeber nach Herrn Bibliothekar Hase mit, der sie zu Paris daraus genommen, aber sich nicht erinnert hat, daß ich nachher (1816) theils nach Sylburgs Katalog, theils aus eigener neuer Durchmusterung des Manuscripts selbst, in meinen Meletemata e disciplina Antiquitatis, Lips. 1817. p. 98sq. zum Theil vollständigere Notizen davon gegeben habe. Nachher hat Herr Gros von Herrn Kramer in Berlin eine Abschrift aller Excerpte aus Dio Cassius erhalten, deren Titel er vorläufig hier mittheilt. Es sind zerstreute Sätze und Redensarten, aus denen keine bedeutende Varianten gewonnen werden.

nis librorum perditorum fragmenta Parisiensia, zum erstenmal publicirt hatte, findet Gros zwar die Annahme des Entdeckers, daß diese Bruchstücke dem Dio Cassius angehörten, höchst wahrscheinlich; weil jedoch volle Gewißheit abgehe, habe er sie in einen Anhang verwiesen; sowie er auch denen der 3ten Reihe in einem andern Anhang ihren Platz gegeben. — Am Schluß (T. II. p. XV.) bemerkt Gros mit Dank, daß unser gelehrter Landsmann Carl Müller nicht allein die Druckbogen dieser Ausgabe revidirt, sondern auch an manchen Stellen den Text corrigirt habe.

Ich kehre zur Introduction des ersten Bandes zurück:

P. XC. B. Manuscrits de Xiphilin.

Hiemit beginnt nun eine eben so genaue Durchmusterung der Handschriften des Xiphilin, worin sich Dionische Excerpte vorfinden. Hieran schließen sich folgende Abschnitte:

§. VI. Editions et traductions de Dion Cassius et de Xiphilinus (in den verschiedenen Sprachen, einschließlich der neuesten deutschen, in der Stuttgarter Sammlung 1831—1839. Es folgen:

P. XCIX. B. Editions de differentes parties de Dion Cassius; ferner p. CI. Editions et traductions de Xiphilin. —

Den Beschluß der Einleitung macht:

P. CII sq. Avis sur la présente édition.

Es wird zuvörderst nächst dem Xiphilinus auf Zonaras aufmerksam gemacht, der, als zweyter Abkürzer des Dio, von hoher Bedeutung, und von Gros selbst, wie man aus seinen Anmerkungen ersehen werde, gehörig berücksichtiget worden sey. [Wobey es auffällt, den Niebuhr, der dieß doch schon längst und wiederholt eingeschärft hatte, nicht genannt zu finden.] — Sodann wird bemerkt, daß die sämmtlichen Fragmente, einschließlich derer bey A. Mai, vom Herausgeber chronologisch geordnet worden, aber jedes einzelne mit Angabe der Quelle, woraus es geflossen sey. Hiebey bespricht Gros seine Abweichungen von den nächstvorhergehenden Editoren in Betreff der Anordnung und der Titel der einzelnen Bruchstücke und ganzer Parthien; und beklagt zuletzt die üble Beschaffenheit der Texte dieses ersten und zum Theil auch des zweyten Bandes, besonders auch in den Vaticanischen Fragmenten.

Die äußere Einrichtung dieser schönen und auch typographisch trefflich ausgestatteten Edition ist nun diese: Zur linken Hand des Lesers steht der griechische Text, zur rechten des Herausgebers französische Uebersetzung; unter beyden, die kritischen und exegetischen Anmerkungen, und am Schluße des Bandes, unter dem Titel: Eclaircissements, die geographischen, historischen und überhaupt sachlichen Erörterungen.

Als Probe wähle ich zuerst den Anfang aus:

Unter dem Titel: Histoire Romaine de Dion. Fragments des Livres I—XXXVI.; in der Note 1, p. 3 sagt der Herausgeber; „L'ordre, d'après j'ai classé ces fragments, ne m'a point permis de conserver les numéros qu'ils portent dans l'édition de Reimar, suivie par Sturz et dans celle de M. Mai à Rome 1827, und fügt bey, daß er zur Bequemlichkeit des Lesers bey jedem Fragment auf die Nummer und Seite durch Anfangsbuchstaben hingewiesen habe. B. R. = Ausgabe des Reimarus; A. M. = des Angelo Mai, und so auch: Exc. Val. = Excerpta Valesiana; Exc. Peir. = Excerpta Peiresciana. [Womit also, füge ich für den deutschen Leser bey, die Ausgaben des Reimarus, des Sturz und die Schäfer-Tauchnitzische (Tom. I. p. 1) den Text des Dio beginnen: *Τρίβους, τριττὺς κτλ.* — Das folgt bey Gros erst Tome I. p. 30, unter nr. XIV; und womit Tome II. p. 267. ed Gros schließt, nämlich Libr. XXXV. 17., das steht bey Schäfer-Tauchnitz Tom. I. XIV. p. 103].

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juli.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit, gehalten an der Universität zu Olmütz im Jahre 1849 von Dr. J. J. Hanusch. Brünn 1849. IV. 247 S. kl. 8.

Allgemeine Culturgeschichte von Dr. W. Wachsmuth. Erster Theil. Der heidnische Orient, das klassische Alterthum, das Christenthum und das christliche Römerreich, der Islam. Leipzig 1850 XXIV und 598 S. 8.

Die Philologie darf bey Erforschung der Sprachen und Schriften alter Völker das allgemeine Ziel, das sie hat, nicht außer Augen verlieren. Manche specielle Frage, deren Bedeutung dem Laien nicht gleich einleuchtet, mag der Philologe interessant und der genauen Erforschung werth halten; der letzte Zweck der philologischen Forschungen kann aber doch wohl nur der seyn, zu sehen, wie ein Volk seine historische Aufgabe auf den verschiedenen Gebieten des Wissens und des Lebens gelöst habe. Diese letzten Resultate der Philologie werden stets ein allgemeines Interesse erregen, am nächsten aber liegen sie dem Geschichtforscher. Dieser wird sich theils für die politische Geschichte, theils für die Cultur einzelner Völkerstämme interessiren, welche zu irgend einer Zeit eine Rolle in der Welt gespielt haben. Von noch höherem Interesse ist es aber gewiß zu sehen, wie im Ganzen und Großen Wissenschaft und Kunst entstanden ist und sich fortgepflanzt hat, wie sie im Geiste einzelner Völker frisch und lebenskräftig entstanden, von andern mechanisch nachgeahmt wurde, bis endlich ein anderes gleichfalls höher begabtes Volk die überkommene Erbschaft nicht bloß annimmt, sondern auf eine geniale Weise zu einem neuen höheren Gute fortbildet. Diesen Gang, dieses bald allmählige, bald plötzliche Fortschreiten von Wissenschaft und Kunst nachzuweisen, ist die Aufgabe der allgemeinen Culturgeschichte.

Eine allgemeine Culturgeschichte der Menschheit zu schreiben, hat man auch schon früher unternommen, sich aber die Aufgabe, zum Theil aus Unkenntniß des Gegenstandes, ziemlich leicht gemacht. Nur die Beschreibung der griechischen und römischen Cultur verdiente einigermaßen den Namen Geschichte, die übrigen Völker wurden meist mit ungeordneten Notizen aus Reisebeschreibungen abgefunden, und wilde Volksstämme mit den gebildetsten Völkern der alten Welt auf eine oft seltsame Weise zusammengebracht. In unserer Zeit, wo so manche Gebiete zu vollständigen Zweigen der Philologie angewachsen sind, in welche früher kaum hie und da ein neugieriger Gelehrter einen Blick warf oder die er schon vollkommen bemeistert zu haben glaubte, wenn er die Formenlehre der Sprache nothdürftig verstand, in unserer Zeit also ist diese Aufgabe allerdings eine ernstere, aber auch eine ungleich schwerere geworden. Es ist in der That die schöne Aufgabe, eine allgemeine Culturgeschichte der Menschheit zu schreiben, in unserer Zeit mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß man stets ohne ein Werk

darüber noch gesehen zu haben, vermuthen kann, dasselbe müsse parthienweise mißlungen seyn. Sobald wir nämlich das Gebiet der klassischen Philologie verlassen, so findet sich wohl noch kaum ein anderes Culturgebiet, das so vollständig erforscht wäre, daß man es, ohne selbst Kenner zu seyn, gründlich beurtheilen könnte. Es fehlt fast nirgends an gründlichen Einzelforschungen, aber wie viele für die Culturgeschichte höchst wichtige Parthien sind entweder noch gar nicht näher untersucht oder Quellenkenntniß ist dazu unumgänglich nothwendig. Man könnte einwenden, es handle sich ja bey einer Beschreibung der menschlichen Cultur im Allgemeinen nicht um Einzelnheiten, es genüge allgemeine Umrisse zu geben. Dieß ist wahr, aber allgemeine Umrisse werden stets dann am richtigsten gegeben werden, wenn man das Material im Einzelnen möglichst vollständig bemeistert hat. Die Forschung der Einzelheiten endlich macht es uns allein möglich, den Geist und die Anschauungsweise eines Volkes zu begreifen. Dieß ist aber keine der letzten Vorbedingungen für einen Geschichtschreiber. Unsere frühe und langjährige Bekanntschaft mit der klassischen Philologie hindert uns wenigstens an den gröbsten Mißgriffen auf diesem Gebiete, auf allen andern sind aber in Folge der Unkenntniß der nationalen Anschauungsweise der Völker von sehr geistreichen Männern oft die unhaltbarsten Ansichten aufgestellt worden.

Wie es sich aber bey den Geschichtsforschern selbst verhält, so auch bey den Lesern. Wer eine allgemeine Culturgeschichte schreibt, wird stets voraussetzen dürfen, daß nur bey dem Theile der Culturgeschichte, der die altklassische Periode behandelt, ein großer Theil seiner Leser im Stande seyn wird zu prüfen, in den andern aber sich auf seine Angaben verlassen muß; es würde also gerathen seyn, gerade die unbekannteren Theile ausführlicher zu behandeln, aber auch die größte Vorsicht anzuwenden in Bezug auf die Quellen, welche man wählt.

Die beyden eben angeführten Werke betrachten wir nun als ehrenwerthe Versuche einer Culturgeschichte, aber auch nur als Versuche, denn die vollkommene Lösung einer solchen Aufgabe hängt, wie bereits oben gesagt, noch von bedeutender Sonderung und Sichtung des Materials ab, und wird daher noch lange auf sich warten lassen. Nr. 1. ist das kürzere, die Darstellung ist lebendig und das Bestreben unverkennbar, allen Völkern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Quellen jedoch, welche der Verf. zu seinem Werke benützt hat, sind zum Theil nicht die besten, zum Theil sogar schlecht zu nennen, an der Darstellung des Culturganges selbst ist daher gar Manches auszusetzen. Nr. 2. ist ausführlicher, die Quellen besser, aber eben darum treten auch die Mängel des Werkes deutlicher hervor. Nr. 1. kann und wird kaum Anspruch machen, weiter etwas zu seyn als ein Ueberblick, der zum Zwecke sich setzt, zu weiteren Studien anzuregen. Hrn. W.'s Buch hingegen will aber offenbar eine Darstellung der Culturgeschichte selbst seyn. Alle die Culturkreise nun, welche das vorliegende Buch umfaßt, in einen einzigen Band zusammenzudrängen, ist in der That keine leichte Aufgabe. Dieß ist es auch, was wir vorzüglich an Hrn. W.'s Buche aussetzen möchten, es ist für eine ausführliche Culturgeschichte zu kurz, für einen bloßen Ueberblick viel zu lang. Namentlich finden wir den Orient zu kurz behandelt. Nicht als ob wir deßhalb die Schilderung der Culturzustände in Griechenland, Rom, Deutschland ꝛc. verkürzt wünschten, im Gegentheil, es dürfte auch da leicht noch Manches ausführlicher zu geben seyn. Bedenkt man aber, wie oben schon hervorgehoben wurde, wie Wenige den Orient näher kennen, wie wenig also auch mit bloßen Andeutungen genützt ist, so wird man gewiß zugeben, daß derselbe, wenn man ihn überhaupt einmal herbeyziehen will, etwas ausführlicher behandelt werden muß. Man wende uns nicht ein, der Orient sey zu fern liegend, eine allgemeine Culturgeschichte der Menschheit muß alle Culturen genügend darzustellen suchen.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire Romaine de Dion Cassius.

(Schluß.)

Und hiermit tritt der entschiedene Vorzug dieser neuen Ausgabe vor allen vorhergehenden gleich zu Anfang in hellem Lichte hervor. Diese beginnen nämlich mit einer antiquarischen Notiz über die Tribus u. s. w., welche Dio erst bey dem Bericht über die romulischen Institutionen einzustreuen veranlaßt war; die Gros'sche dagegen mit dem wirklichen Prooemium, wie es von A. Mai aus den Vaticaner Excerpten gewonnen worden. Ueberhaupt ergiebt sich aus der ganzen Anordnung, die durch Hülfe jenes römischen Fundes und eigener chronologischer Forschung Herr Gros den Texten und Textes-Fragmenten des Dio Cassius gegeben hat, daß wir ihm erst eine Ausgabe dieses großen Geschichtswerkes verdanken, die dem ursprünglichen Organismus desselben sich möglichst nähert, und somit schon allein diese Edition den Gelehrten Europa's unentbehrlich macht.

Das Prooemium selbst (p. 2. I. . . *Ἀνέγνωκα κ. τ. λ.* und in der Note: „Exc. Vatic. I. A. M. p. 135. ed. Rom.) lautet in der Uebersetzung so:

P. 3. I. „J'ai lu à peu près tout ce que divers historiens ont écrit sur les Romains; mais je n'ai pas tout inséré dans mon ouvrage: j'ai dû choisir et me borner. Si j'ai fait usage des ornements du style [10]), autant que mon sujet le comportait [11]), ce n'est pas une raison pour revoquer en doute ma véracité, comme cela est arrivé à l'égard d'autres écrivains; car je n'ai rien négligé pour unir le mérite du style à l'exactitude historique. Je commencerai mon recit à l'époque où la lumière brille dans les traditions [12]) qui nous sont parvenues [13]) sur la terre que nous habitons; je veux dire sur la contrée où Rome a été fondée."

Um nun auch aus den Eclaircissements eine Probe zu geben, so wird Tome I. p. 333 zu den Worten des Prooemium „A l'exactitude historique" bemerkt: „Divers passages, disseminés dans l'ouvrage de Dion, attestent ses efforts pour arriver à une grande exactitude historique. Je les ai réunis dans cette note; le lecteur me pardonnera, j'espère, la longueur des citations, en considération de leur importance." [Im Gegentheil, die Leser werden dafür danken; denn es folgen nun aus vielen Dionischen Büchern die Original-Belege über Anlaß, Vorarbeiten zu diesem Geschichtswerk, wie über Anlage, Inhalt und Geist desselben.]

P. 334. Zu den Worten der Uebersetzung p. 5. „dans les traditions" gibt der Herausgeber eine belehrende Uebersicht dieser Traditionen selbst bis ins Mittelalter herab, sowie zu Cap. II. eine geographische Erörterung über die Oertlichkeiten des ältesten Italiens, mit Benutzung älterer und neuerer Forschungen auch deutscher Historiker, Niebuhrs, Wachsmuths u. A. — Vergleicht man aber die Texte der zunächst folgenden Abschnitte, so wird man sich augenscheinlich überzeugen, wie Vieles in dieser Ausgabe eine ganz andere Gestalt gewonnen hat.

Da der Raum nicht gestattet, dieß im Einzelnen zu verfolgen, so beschränke ich mich auf zwey Beyspiele.

---

10) „D'après l'Epiteur de Leipzic: *κεκαλλιεπημένοις*, au lieu de *καλλιεπημένοις* donné par M. A. Mai." — Es werden Beyspiele dieses Ausdrucks aus Platon u. A. gegeben, die, mit andern vermehrt, sich jetzt im Steph. Thes. ed. Didot zusammengestellt finden.

11) *ἐξεπέτρεψε*: „Mot à ajouter aux lexiques, comme l'a remarqué l'Éditeur de Leipzic"; ist auch jetzt noch dem Stephanus ed. Didot beyzufügen sub voc.

12) „M. A. Mai a rapproché ce debut à celui de Denys d'Hal. A. R. I. 8 *Ἄρχομαι οὖν τῆς ἱστορίας ἀπὸ τῶν παλαιοτάτων μύθων κ. τ. λ.*"

13) Hierzu eine Anmerkung, worin Gros dem A. Mai beypflichtet, daß man nämlich diesen Satz mit *παρελάβομεν* schließen, und *τὴν χώραν ταύτην* zu Cap. II. ziehen solle, wonach Dio's Geschichtswerk mit den Worten *τὴν χώραν ταύτην* angefangen habe.

Nr. VI. p. 8. Gros. *Ἔνθα νῦν ἡ Χώνη ἐστὶ, χώριον ἦν πρῶτον λεγομένη Οἰνωτρία, ὅπου ὁ Φιλοκτήτης κατῴκησε μετὰ τὴν τῆς Ἰλίου πόρθησιν.* Dazu die Anmerkung. Au lieu de *Ῥώμη* conservé par H. de Valois, Reimar, Sturz [und Schaefer — Tauchn. p. 5. nr. V.: *Ἔνθα νῦν ἡ Ῥώμη ἐστὶ*] et que Sebastien a remplacé par *Χώμε*, j'adopte la leçon de G. Müller (ad Lycophron vs. 912.) d'après Strabon VI. p. 175 (p. 254. p. 390. Almelov.); worauf denn die weitere kritische geographische Untersuchung folgt [14]). — Sodann vergleiche man p. 8 — 11 dieser Ausgabe, wo unter nr. VII. aus A. Mai's Spicil. Rom. tom. V. p. 464.) ein ganz neuer Artikel (*Εὔανδρος Ἀρκὰς κ. τ. λ.*) über die Sage des Arkadiers Evander nach Italien u. s. w. aufgenommen, und mit Recht an dieser Stelle eingeschaltet worden, weil er unstreitig an Dio's Anfang der römischen Geschichte gehört. Man muß dazu die lehrreichen Anmerkungen nachlesen, woselbst noch zwey andere Bruchstücke aus der römischen Urgeschichte mitgetheilt und erläutert werden. Aus derselben folgen noch einige Artikel VIII — XV. p. 10 — 38 über Aeneas, die Könige von Alba — bis auf Numa, wo, mit nr. XX. p. 9 Tauchn., die neuesten Leipziger Ausgaben sich anschließen, wobey bemerkenswerth ist, daß Dio jene Sagen in einem noch ausgedehnteren Sinn für wirkliche Geschichte auszugeben scheint als der sonst von ihm so sehr getadelte Cicero, der seinen Scipio mit des Romulus Krieg gegen Alba Longa sagen läßt, de Republ. II. 3: „ut jam a fabulis ad facta veniamus“ (vergl. meine Anmerk. daselbst, p. 201 Cr. et Moser).

Gleich zunächst mache ich auf ein anderes Vaticaner Fragment (Exc. Vatic. p. 136 ed. Rom.) aufmerksam, welches eine sehr charakteristische Stelle Dio's enthält, die aber erst durch Gros völlig klar geworden ist, dessen Uebersetzung ich daher ganz hierher setze: — p. 24 sq. nr. IX. „Dion dit au sujet des Tyrrhéniens: Je devais placer dans cette partie de mon ouvrage ce que je viens raconter sur ce peuple: je rapporterai de même, dans le moment convenable, tels et tels autres faits qui, amenés par le suit de ma narration, pourront en orner le tissu: Il suffira d'en faire autant par toutes les digressions qui seront nécessaires; car je compose, suivant me moyens, une histoire, complète des Romains: pour les autres peuples, je me bornerai à ce qui aura quelque rapport avec cette histoire“ [15]).

Ich beschließe diesen Bericht mit dem Wunsche, daß dem Hrn. Gros die Vollendung dieser trefflichen Ausgabe vergönnt seyn möge.

Friedrich Creuzer.

14) Ich verweise auf Heyne ad Apollodori Fragg. p. 421 sq., der aber die Lesart *χῶνιν* statt *χώνην* hat; wogegen C. Müller in Historicc. gr. fragg. Vol. I. p. 458 nr. 173. *χώνην*. Man vergl. jetzt Niebuhr R. G. I. S. 66 zweyter Ausg. — „Chonia, im Gebiet von Kroton, zeigt, daß allerdings ganz Oenotrien außerhalb des Isthmus zum Lande Chonia oder Chone gehörte“ u. s. w., und endlich Pape's Wörterbuch der griech. Eigennamen unter *Χώννη*; wie auch G. F. Grotefend in Pauly's Real-Encycl. II. S. 332 f. unter Chonia, wo auch eine dort gefundene altitalische Inschrift angeführt wird.

15) Hier hat der Herausgeber aus der trefflichen kritischen Schrift meines ehemaligen Zuhörers: Fr. R. C. Krebs, Lectiones Diodoreae Hadamar. et Weilburg. 1843. p. 136 sq. die Verbesserung *καὶ ἄλλο τι* statt *καὶ ἀλλ' ὅτι* mit Recht aufgenommen; sodann aber dessen Uebersetzung in mehrern Punkten berichtigt, und zuletzt statt *ἀρκούντως ἔχοντες* des A. Mai *ἀρκούντως ἔχει* gesetzt, und die Nachahmung dieser Thucydideischen Redensart nachgewiesen. Auch im Verfolg adoptirt Gros viele gelungene Verbesserungen dieses deutschen Kritikers.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juli.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit.

Allgemeine Culturgeschichte von Dr. W. Wachsmuth.

(Fortsetzung.)

Dann hat aber der Orient genugsam in die allgemeine und selbst in die europäische Culturgeschichte eingegriffen, er verdient daher nicht bloß eine ausführliche Würdigung, sondern es müssen auch die Beziehungen nachgewiesen werden, in welchen er mit der allgemeinen Cultur gestanden hat. Diesen Entwicklungsgang und diese Beziehungen will nun Referent in den nachfolgenden Blättern in Kürze darlegen, es wird sich daraus dann am besten ergeben, worin er von dem Verf. der vorliegenden Werke abweicht und worin er mit ihnen zusammentrifft. Wir beschränken uns hiebey lediglich auf den Orient und überlassen es Anderen, auf den übrigen Culturgebieten die Verbesserungen beyzubringen, welche wesentlich erscheinen.

Wir können uns nur einverstanden erklären mit den Forderungen, welche Hr. W. p. XX seines Werkes aufstellt. Es solle nicht bloß der Stoff der Culturgeschichte in so und so viele Fächer zertheilt, es muß auch der Zusammenhang nachgewiesen werden. Wir sagen: nicht bloß der Zusammenhang, sondern auch die Verschiedenheit, manche Völker trennen sich von anderen, nachdem sie schon einen gewissen Grad von Cultur erreicht haben, und entwickeln sich von da ausgehend selbstständig. Bisweilen ist der Zusammenhang nur mittelbar und beschränkt sich auf einzelne Disciplinen, wie z. B. die Araber die Mathematik von den Indern erhalten haben, ohne darum in einem weiteren culturgeschichtlichen Zusammenhange zu stehen. Neben dieser Entwicklung des Ganzen der Cultur bey einzelnen Völkern und in einzelnen Wissenschaften, ist es nun unumgänglich nöthig, die Geschichte der Cultur innerhalb jedes einzelnen Volkes wenigstens in den Grundrissen scharf zu zeichnen. Als eine der Hauptperioden für die Culturgeschichte des Orients sieht Ref. den Zug Alexanders des Großen an. Von jener Zeit an verschwindet die Particularität mehr und mehr, bis zuletzt durch den Islam der Orient ein ziemlich einförmiges Ansehen erhält.

Wir wenden uns nun zur Darstellung der Culturgeschichte der einzelnen Völker. Die bey Hrn. W. ziemlich weitläufig ausgeführten Untersuchungen über die Anfänge der Cultur übergehen wir, da dieselben über alle Geschichte hinaus liegen und daher alle unsere Betrachtungen über den Anfang der Cultur bloße Hypothesen bleiben müssen.

Wenn es irgendwo möglich ist, in die Culturzustände der vorhistorischen Zeit zurückzugehen, so ist dieß bey dem indogermanischen Stamme der Fall. Einen beachtenswerthen Anfang aus den gemeinschaftlichen Bezeichnungen für gewisse Dinge auf den vorhistorischen Culturzustand zurückzuschließen, hat A. Kuhn in Berlin gemacht. Die Linguistik kann auf diese Art erreichen und hat dieß bereits gethan, daß das Volk der Indogermanen bereits in jener alten Zeit, als alle die Völker, die wir jetzt

zu diesem Sprachstamme rechnen, noch zusammen wohnten, einen gewissen Grad der Cultur erlangt hatten. Ueber allen Zweifel erhaben ist, daß in jener Zeit die Familie schon vollkommen gegliedert vorhanden war; Zeugniß davon gibt, daß die Namen nicht nur für Vater, Mutter, Bruder ꝛc., sondern auch für die etwas entfernter stehenden Schwager, Schwiegertochter, Neffe ꝛc. allen Indogermanen fast ohne jede Ausnahme gemein sind. Viele Bezeichnungen einzelner Arten von Vieh gehen durch, selbst über den Begriff des Ackerns herrscht noch große Uebereinstimmung, dagegen muß es zweifelhaft bleiben, ob der Begriff des Herrschens und des Königthumes den alten Indogermanen schon bekannt war. Einer der ältesten Namen bey den Indern für Herrscher ist gopâ d. i. Kuhhirt, andere Sprachen zeigen zwar dem Begriff nach Verwandtes, aber nicht dasselbe Wort. Wann und wie sich diese Indogermanen in die einzelnen Völkerstämme verzweigt haben, wissen wir nicht, so viel läßt sich aber linguistisch gleichfalls nachweisen, daß die Trennung der einzelnen Volksstämme nicht sogleich eine gänzliche war, sondern einzelne Zweige noch länger unter sich in Berührung blieben, nachdem sich die anderen schon losgemacht hatten. Am genauesten läßt sich diese gemeinschaftliche Entwicklung bey den Indern und Persern verfolgen, wo sie fast an die historische Zeit hinanreicht, doch auch Perser und Slaven, Griechen und Römer sind zweifelsohne noch lange nach der Trennung in Verbindung gestanden. Hauptsächlich sind es die religiösen Begriffe, welche dieses längere Zusammenwohnen beurkunden. Die Götterbegriffe der Indogermanen in der ältesten Zeit waren gewiß sehr einfach, und bloß der Name der Gottheit als einer glänzenden, leuchtenden erfreut sich einer weiteren Verbreitung (deva, deus, diewas, Ziu und Tyr). Bey einzelnen Volkszweigen finden dagegen nähere Berührungen statt.

Wir haben also gesehen, daß Inder und Perser, selbst nachdem sich die Indogermanen schon in einzelne Stämme verzweigt hatten, noch eine zeitlang beysammen wohnten. Dieß kann weder in Indien noch in Persien gewesen seyn, beyde Völker bekennen sich nicht als Autochthonen des Landes, das sie bewohnen, bey den Indern ist dieß sogar noch historisch nachweisbar. Sie deuten vielmehr auf ein Urland im Norden, dort müssen sie sich also noch zusammen entwickelt haben, bis auf den Grad, wie er sich aus ihren Schriften nachweisen läßt. Diese Ausbildung erstreckt sich nicht nur auf die gemeinschaftliche Bildung einzelner Götterbegriffe, sondern auch auf die Gemeinschaftlichkeit einer Anzahl von Heldensagen und selbst von Ceremonien. Auch die Ursache der Trennung der beyden Völker läßt sich noch mit einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit nachweisen. Es müssen religiöse Zwistigkeiten wenigstens ein Motiv mit gewesen seyn, wie wäre es sonst erklärlich, daß Inder und Perser wechselsweise ihre heiligen Götter zu bösen Geistern machen! Von dieser Zeit an bilden Inder und Perser zwey getrennte Völker. Die Entwicklung des indischen Volkes liegt in einer ziemlichen Reihe von Schriften vor uns. Der Mangel an aller geschichtlichen Literatur ist für die Culturgeschichte weniger empfindlich als für die politische, denn aus der Literatur selbst gehen die einzelnen Bildungsphasen deutlich genug hervor, wenn man dieselben auch nicht mit Zahlen messen kann. Wir finden die Inder in ihren ältesten Schriften in einem noch ziemlich ursprünglichen, darum aber doch nicht culturlosen Zustande. Dörfer und Städte waren schon bey ihnen bekannt, Viehzucht und Hirtenleben vorherrschend, darum aber der Ackerbau nicht ausgeschlossen. Das Göttersystem ist eine einfache Verehrung der Naturkräfte, ohne ein bestimmtes System, ohne daß man nachweisen könnte, welche der Gottheiten die vorzüglichere sey, die jedesmal angerufene ist die Vornehmste. Damals wohnten die Inder noch im heutigen Penschab, spätere Werke der heiligen Literatur zeigen sie bis an die Sarasnâti vorgerückt, das spätere Gesetzbuch des Manu erkennt alles Land nördlich des Vindhyngebirges als indisch an, südlich wohnen nur reine Barbaren. Bis in den Vindhyn scheint auch in der That der Hauptstrom der indischen Bevölkerung gegangen zu seyn, so weit reichte ihre Menge aus, die eingeborne Bevölkerung zu unterjochen und ihr ihre Sprache aufzudrängen. Südlich vom Vindhyn findet man allerdings auch indische Bildung, aber

sie ist später und auf friedlichem Wege dahin verbreitet worden. Der nordindische Einfluß hat hingereicht, die brahmanischen Satzungen dahin zu verbreiten, brahmanische Kunst und Wissenschaft wird dort getrieben, und die einzelnen culturhistorischen Gegenstände mit sanskritischen Namen benannt, aber die einheimischen sind von den nordindischen Sprachen gänzlich verschieden, und nur nach Orissa und in das Land der Mahratten hat sich nach Manus Zeit auch sanskritische Bevölkerung verbreitet.

In Nordindien, besonders in dem fruchtbaren Lande zwischen dem Ganges und der Innuna, begann nun die eigenthümliche Entwicklung des indischen Lebens, das sich zum Theil sehr verschieden gestaltete von dem, was man nach der ältesten Literatur zu hoffen berechtigt war. In den Vedas finden sich noch keine Kasten, bloß Stände; diese schärfer zu scheiden erst im Gegensatze gegen das unterjochte Volk, dann auch unter sich, dazu diente die Eroberung Indiens. Früh schon begann das Uebergewicht der Brahmanenkaste, dunkle Sagen aber lassen uns vermuthen, daß sie nicht ohne blutige Kämpfe mit der Kriegerkaste die Stellung sich errangen, welche sie jetzt einnehmen, ja daß sogar die Kriegerkaste nahezu ausgerottet wurde. Nachdem sie diesen Kampf einmal glücklich bestanden, errang sie sich nicht nur das allgemeinste Ansehen, sie wurde auch die ausschließliche Culturträgerin. Die zweyte und dritte Kaste nahmen nur receptiv Theil. Daher entwickelte sich auch die priesterliche Literatur in einem besondern Reichthum; die ältesten uns erhaltenen Schriften nach den Vedas, die sogenannten Brahmanas und die Kalpaschriften, haben beyde das Opferwesen zum Gegenstande; jene entwickeln das Heilige in der Handlung, erklären die symbolische Deutung der Opfer, letztere umfassen die eigentlichen Schriften des Ceremoniells. In den Upanischads liegen uns die Anfänge des speculativen Denkens bey den Indern in seltner Reinheit und Ursprünglichkeit vor. Die Bestimmung des Alters der indischen Bildung hängt ganz von der Ansetzung dieser ihrer ersten Periode ab. Zahlenangaben darüber fehlen, die astronomischen Daten, die man lange Zeit hindurch zu haben meinte, erweisen sich als unsicher. Indeß läßt sich doch mit aller Sicherheit nachweisen, daß die Vedas nicht später als in das siebente Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung gesetzt werden dürfen; die kurze Zeit, welche man dann der lebenden Sanskritsprache geben müßte, da sich schon im vierten Jahrhundert vor Chr. die abgeleiteten Dialecte zeigen, läßt aber vermuthen, daß die Vedas früher, etwa 1000 v. Chr. gesetzt werden müssen. Die religiöse und philosophische Literatur läßt sich auch in ihrem ferneren Verlaufe am besten verfolgen. Aus der Speculation der Upanischads entwickelten sich die verschiedenen philosophischen Schulen, deren Gehalt in kurzen Aphorismen niedergelegt ist, meist orthodox, mit Bezugnahme auf und Anerkennung der Vedas, theilweise jedoch auch selbstständig (Sankhyaphilosophie) ohne Anerkennung des Schriftbeweises. Aus der letzt genannten Richtung ging eine Religion hervor, die der gefährlichste Gegner war, den die Brahmanen nach einmal erlangter Herrschaft zu bekämpfen hatten. Dieß war der Buddhismus, dessen weite Verbreitung und umfangreiche Belehrungen deutlich genug zeigen, wie gut er für Bekehrung der Massen geeignet war. Gegenüber der Ausschließlichkeit des Brahmanen, der Lehre von der hohen Würde der Brahmanenkaste, lehrte er die Möglichkeit des höchsten Glückes für alle, die nach den buddhistischen Geboten thun. Dem Buddhismus liegt ein viel universelleres, weniger egoistisches Princip zu Grunde als dem Brahmanismus. Die jedesmaligen Buddhas und die, welche ihnen am nächsten stehen, werden stets geschildert als durchdrungen von der elenden Lage des menschlichen Geschlechtes, beseelt von dem Wunsche ihm zu helfen. Darum ertragen dieselben alle Pein und Martern, damit dieser hohe Grad erfüllt werde. Dieses Mitleid wird auch auf die Thiere übertragen, die ja dasselbe seyn können wie die Menschen, um ihrer schlechten Thaten willen in diesem elenden Zustande wiedergeboren sind. Der Brahmane thut alles aus egoistischen Principien. Auch er erduldet die größten Selbstpeinigungen, aber er weiß auch, daß ihm die Frucht derselben zu Gute kommen muß, daß er es dahin bringen kann, daß Indra und sein ganzer Götterhimmel vor ihm zittern, und Brahma ihm jeglichen Wunsch gewähren muß. Die Erfolge des Buddhis-

mus, der den Brahmanen im Anfange nicht so gefährlich schien wie später, müssen ungeheuer gewesen seyn. Die ungewohnte Form des Predigens, die allgemeine Gleichheit in der Religion, die keine Kastenunterschiede aufstellte, müssen besonders den niedern Kasten gefallen haben. Dieß diente allerdings dazu, dem Buddhismus eine große Menge von Bekennern zuzuführen, war aber auch zugleich der Keim des Verderbens. Die überwiegende Anzahl der Bekenner, die aus niederen Kasten eintraten, lähmten die geistige Kraft und hinderten ihn, sich gleichmäßig mit dem Brahmathume fortzuentwickeln; die Verworfenheit und Schlechtigkeit vieler Buddhadiener machten ihn lächerlich und verhaßt und haben gewiß den Brahmanen die gänzliche Ausrottung sehr erleichtert. So konnte es kommen, daß der Buddhismus, nachdem er eine zeitlang große Verbreitung in Indien genossen hatte, spurlos verschwand, daß er nie einen selbstständigen Zweig der Cultur angebahnt, sondern Alles von den Brahmanen überkommen hat, daß endlich sein vornehmstes Verdienst darin besteht, halbwilde, barbarische Völker mit indischer Gesittung bekannt gemacht zu haben.

Bey anderen Culturvölkern pflegen die epischen Gedichte die ältesten Erzeugnisse der Literatur zu seyn, in Indien geht die religiöse Literatur denselben voraus und die epischen Gedichte sind Tendenzwerke. Allerdings ist die epische Dichtkunst nicht zu Tendenzzwecken erfunden worden, es läßt sich voraussetzen, daß andere, nun verloren gegangene Epen früher vorhanden waren. Es war Sitte der umher ziehenden Brahmanen, bey großen Opferfesten die Ahnen der Könige und ihre Thaten aufzuzählen. Hieraus sind nun die epischen Gedichte entstanden; den durchgehenden Faden in denselben bildet immer eine merkwürdige Begebenheit der Vorzeit. Die Brahmanen haben daran anschließend eine Menge anderer Erzählungen beygefügt, welche anderen Zwecken dienen sollten, und so sind endlich die epischen Gedichte besonders des Mahâbhârata eine Art Encyclopädie geworden, die nach brahmanischer Ansicht alles das enthält, was der zweyten und dritten Kaste zu wissen nöthig war. Reiner als das Mahâbhârata hat sich das Râmâyana erhalten, das wohl später

ist als das erstere und eine historische Begebenheit behandelt, die Cultivirung des Südens durch die nördlichen Inder. In engem Verbande mit den Epen steht die indische Thierfabel, die sehr bald entstanden ist und eine große Verbreitung erfuhr, die Fabeln des Hitopadesa haben ihre Wanderung durch den Orient und Occident gemacht, und daß auch der tausend und einer Nacht ursprünglich indische Erzählungen zu Grunde liegen, ist mit hoher Wahrscheinlichkeit dargethan worden. Der Form nach schließen sich an die epischen Gedichte auch die Puranas an, gleichfalls populäre Darstellungen indischer Kosmogonie, mythischer Geschichte ꝛc., aber im Interesse einzelner Sekten. Das Drama, das sich in Indien einer hohen Blüthe erfreute, ist ursprünglich aus mimischen Tänzen entstanden, wie schon der Name anzeigt. Die Anfänge der späteren lyrischen Poesie liegen wahrscheinlich in den vedischen Hymnen. Alle drey Gattungen der Poesie, Epik, Lyrik und Dràma wurden auch in später Zeit noch angebaut, allein die Rücksicht auf die Form herrschte dann zu sehr vor und die Gedichte werden endlich bloßes Wortgeklingel. — Wie in der schönen Literatur, so nehmen die Inder auch in der Wissenschaft eine hohe Stellung ein. Ihre Fortschritte in der Philosophie haben wir schon erwähnt, bedeutend waren sie auch in der Mathematik, in welcher sie später die Lehrer der Araber wurden. Die Erfindung des Null ist indische Erfindung. Weniger ausgemacht ist ihre hohe Stellung in der Astronomie, obwohl die neuere Ansicht, daß sie den Zodiacus von den Griechen erst erhalten hätten, nicht haltbar erscheint, so scheinen sie doch denselben nicht selbst verfertigt zu haben. Zweifellos ist der Einfluß griechischer Mittheilungen auf die indische Astrologie; die indische Astronomie ist noch zu wenig erforscht, als daß man darüber ein sicheres Urtheil aussprechen dürfte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juli.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Vorlesungen über die allgemeine Culturgeschichte der Menschheit.

Allgemeine Culturgeschichte von Dr. W. Wachsmuth.

(Fortsetzung.)

Während diese Literatur sich bildete, war auch die Religion nicht stehen geblieben, sie hatte sich gänzlich umgeformt. Zuerst hatte man das alte systemlose Götterreich der Vedas in ein System gebracht. Bald aber reichte dieß nicht mehr aus, verschiedene Localgottheiten wurden in das indische Pantheon aufgenommen, die Speculation forderte einen vollkommeneren Gottesbegriff als er in den Vedas vorlag. Die Götter der Vedas wurden nun untergeordnete Gottheiten, endlich und absetzbar, über sie erheben sich drey Gottheiten Brahma, Vishnu und Siva, von denen die erste die schaffende, die zweyte die erhaltende, die dritte endlich die zerstörende Kraft der Natur. Noch später wurden alle drey als Manifestationen einer einzigen abstracten Gottheit, des Parabrehma, zusammengefaßt. Zahllos wurden nunmehr die untergeordneten Gottheiten, unschön und schaudererregend ihr Cultus, je später sie entstanden, und je mehr das Volk von seiner ursprünglichen geistigen Größe verlor.

Blicken wir nun auf das iranische Volk, das, wie wir gesehen haben, von derselben Wurzel ausgieng und eine Zeitlang seine Bildung mit dem indischen gemeinschaftlich förderte, so finden wir dort wesentlich andere Verhältnisse. Indien lag von der ganzen Culturwelt abgesondert, von China war es durch den hohen Himalaya getrennt, von Westen her führte nur eine gangbare Straße über Cabul, war diese auch überschritten, so waren der Hindernisse noch immer genug, ehe man in das eigentliche Culturland gelangen konnte, wie der Zug Alexanders deutlich genug beweiset. Die indische Bildung war daher eine selbstständige, sie hat sich wohl gegen Osten verbreitet, vom Westen aber höchstens Einzelnheiten empfangen. Anders in Persien. Persien lag zwischen zwey Culturvölkern in der Mitte, mit Indien hatte es gewiß Verbindungen, Babylon und Assyrien, die alten Culturstätten des Westens, gehörten zu den Provinzen der persischen Monarchie. Der Sitz des persischen Königsthumes zu Persepolis lag nicht zu weit von diesen Culturstätten weg, die späteren Sasaniden haben ihren Sitz noch näher gelegt. Wir finden deßhalb auch schon in der ältesten Zeit Spuren semitischen Einflusses, die Kunst, wie wir sie in Persepolis, Behistun u. s. w. sehen, ist ganz auf den Grundlagen der assyrischen erbaut, die Göttersysteme werden weitere Verwandtschaften nachweisen, wenn einmal die assyrischen Inschriften gelesen sind. Die Götterlehre der Perser bildete sich ganz nach dem Bedürfnisse des Volkes aus. Wie das Leben des Persers ein unruhiges kriegerisches war, beständigen Kampf mit den turanischen Völkern im Norden, so auch die Götter in beständigem Kampf gedacht. Oberster Gott war Ormuzd (nicht Zarvau akarana, wie Hr. W. p. 88 fälschlich behauptet), sein Antagonist Ahriman, ersterer das gute, der zweyte das böse Princip. Der hieraus entstehende Dualismus ist jedoch in sofern nur relativ, als dem Perser gewiß ist, daß zuletzt Ahriman besiegt werden wird. An Or-

muzd schließen sich seine Minister die Ameschaspenta, an den Ahriman die Daevas an. Die ganze Schöpfung theilt sich in zwey Theile, Ormuzd schafft bloß gute, Ahriman bloß schlechte Geschöpfe, dem Menschen steht es frey zu welcher Partey er sich schlagen will, der Lohn oder die Strafe, die ihn im künftigen Leben trifft, sind die Früchte seiner Wahl. Später scheint das Uebergewicht des einen oder anderen Gottes eingetreten zu seyn, (Mithra) die Mylitta haben die Perser nach Herodots Zeugnisse aus dem Cultus der Assyrer und Araber angenommen, also auch Beymischung semitischer Elemente. Ob auch die jedenfalls spätere, und kaum je zu allgemeiner Geltung gekommene Lehre von der unendlichen Zeit, die man neuerlich mit dem babylonischen Bel zu identificiren versucht hat, zu den semitischen Elementen gehöre, müssen wir bis jetzt noch dahin gestellt seyn lassen. Bestimmt semitischen Ursprungs ist die Schrift, auch die Keilschrift. Die persische Religion hatte gewiß auch in ihrer älteren Periode mehrfache Phasen, welche sich zum Theil bey einer genaueren Erforschung ihrer Religionsschriften noch zeigen werden.

Die politische Geschichte des alten Persien ist zu bekannt, als daß es sich verlohnte, dieselbe ausführlich zu beschreiben. Vieles ist indeß auch hier durch die neueren Forschungen geändert und berichtigt worden. Die Zweifel, welche bey dem Bekanntwerden der orientalischen Historiker über altpersische Geschichte im vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts vielfach ein Gelehrter theilte, welcher von beyden Berichten wohl der richtige seyn möge, der orientalische oder der des Herodot, sind jetzt gründlich zerstreut. Die Keilinschriften haben die Berichte Herodots theils bestätigt, theils ergänzt, Niemand zweifelt nun mehr an der Richtigkeit der griechischen Berichte. Aber auch den orientalischen Berichten ist ihr gutes Recht geworden, es zeigt sich, daß nicht etwa der Versuch einer Vereinigung von beyderley Berichten das Rechte ist, wie dieß vielfach, aber immer vergeblich versucht wurde, sondern daß die orientalischen Nachrichten Sagengeschichte sind, deren älterer Theil aber da endigt, wo die Geschichte der Griechen anfängt. Die Erzählungen, welche sich bey den späteren Persern über Alexander finden, sind weiter nichts als eine Uebertragung der griechischen Sagen über Alexander, die ihren Weg auch nach Persien fanden und dort als wahre Geschichte geglaubt wurden. — Die Staatsverfassung in ihren Umrissen ist gleichfalls bekannt genug. Schon im Avesta kommen drey bestimmt gesonderte Stände vor, dieselben wie die drey obersten Kasten bey den Indern; ein förmliches Kastenwesen ist jedoch bey den Persern nie heimisch geworden. Einen völlig veränderten Gang nahm die persische Cultur in einer spätern Periode, wie wir unten genauer untersuchen wollen.

Einen von dem indogermanischen, in Einrichtungen und Anschauungen grundverschiedenen, unter sich selbst aber ebenso enge verbundenen Volksstamm finden wir westlich von Indien und Persien in den Samiten. An Alter und Cultur vermag dieser Stamm mit dem indogermanischen zu wetteifern, aber ein unglückliches Gestirn hat über den Culturdenkmalen der älteren semitischen Zeit gewaltet, so daß wir ihre Cultur in der älteren Zeit nicht in der Vollständigkeit verfolgen können, wie die indogermanische. Vieles vermögen indeß künftige Studien noch an das Licht zu bringen. Noch hat es niemand versucht eine Abhandlung über die älteste Geschichte der semitischen Völker in der Weise zu schreiben, wie wir sie oben von Kuhn über die indogermanischen Völker angeführt haben, obwohl ein solcher Versuch gewiß nicht ohne Früchte bleiben würde, da die einzelnen semitischen Sprachen noch inniger unter sich zusammenhängen als die indogermanischen. Als ein Ergebniß der neuesten Forschungen, das sicher wäre, kann man wohl die weite Verbreitung des semitischen Stammes gegen Westen in alter, vorhistorischer Zeit bezeichnen, die Herrschaft der semitischen Hyksos in Aegypten und nach ihrer Vertreibung die Vertheilung derselben auf die Inseln des mittelländischen Meeres, wo die Namen Kreter, Karer ꝛc. sicher semitischen Ursprung verrathen. Leider sind die Culturen der ältesten Semiten, namentlich der Babylonier und Phönicier, bis auf wenige Ueberreste verloren, selbst die Beschreibungen ihrer Zustände von Griechen größtentheils zu Grunde gegangen. Das jüdische Volk nahm frühe eine eigenthümliche Richtung, bey den

übrigen Semiten scheint die Religion vielfach gleich gewesen zu seyn. Das Bild der alten semitischen Religion, wie wir es uns aus den einzelnen erhaltenen Notizen zusammensetzen können, ist ein sehr wenig ursprüngliches und läßt vermuthen, daß dieselbe mehrere Perioden gehabt haben müsse, in die wir sie aber jetzt nicht mehr zerlegen können. Die Assyrer, an den Gränzen des semitischen und indogermanischen Stammes wohnend, sind theils zu diesem theils zu jenem gezogen worden, für jede der beyden Ansichten ließ sich etwas anführen, genauere Nachrichten mangelten gänzlich. Die neuere Forschung neigt sich überwiegend zu der Ansicht hin, daß sie Semiten waren, nur die Religion, die, so weit man aus den Bilderwerken schließen kann, mit der altpersischen mehr verwandt ist, macht einige Schwierigkeit, die Entzifferung der assyrischen Inschriften wird darüber nähere Kunde bringen, bis jetzt können wir nur sehen, daß die äußerliche Cultur eine große, und ihre Geschichte eine viel längere ist, als man nach den dürftigen Notizen die uns erhalten sind, hätte vermuthen sollen. — Der arabischen Stammessagen sind mancherley, manche derselben mag von ziemlichem Alter seyn, bey dem großen Mangel an chronologischen Anhaltspunkten für die ältere Zeit wird es kaum möglich seyn, eine genügende Geschichte Arabiens zu schreiben, bis die arabischen Inschriften bekannt und entziffert sind, von denen Arnaud bey seinen Reisen in Arabien Kunde und theilweise Abschriften mitgebracht hat.

China bildet vollkommen eine Welt für sich, wir würden dieses Reich in einer Culturgeschichte am liebsten an den Anfang der Orientalen gestellt sehen, einmal weil dasselbe doch vermöge des Alters, seiner Cultur und Geschichte einen vorgerückten Rang einnimmt, dann aber auch, weil es nicht in den allgemeinen Gang der Cultur eingreift und seine Entwicklung in keiner Periode von außen bedingt wird. China war bey seiner Culturentwicklung lediglich auf sich selbst beschränkt, ein Blick auf die Karte erklärt dieß hinlänglich. Von der übrigen orientalischen Culturwelt trennten es Meere und unwegsame Steppen, die umliegenden Länder besetzten Barbaren, viel bedürftiger Cultur zu empfangen, als im Stande sie zu geben. Die Kämpfe mit den im Norden wohnenden tartarischen Völkerschaften bilden den Anhaltspunkt der ganzen chinesischen Geschichte. Der unkriegerische Charakter der Chinesen bewährt sich dabey im vollsten Maaße, sie suchen viel lieber durch listige Unterhandlungen ihre Feinde zu hintergehen als dieselben zu besiegen. Nicht immer vermögen sie dieß, von Zeit zu Zeit brachen kräftige, gut geführte Nomadenstämme aus dem Norden in China ein und eroberten dann das ganze Reich mit nicht zu großen Schwierigkeiten. Im Lande selbst nahmen sie alle die chinesische Bildung an und verweichlichten nach und nach, worauf sie dann von den Chinesen oder von einem neuen Nomadenstamme unterjocht und vertrieben wurden. Niemals aber haben die Chinesen ihre nördlichen Nachbarn, die außer ihrem Gebiete wohnten, civilisiren können, diesen Dienst erzeigte ihnen der indische Buddhismus, seitdem die Mongolen und Kalmücken sich zum Buddhismus bekehrt haben, haben diese immerwährenden Einfälle aufgehört. Es kann nicht unsere Absicht seyn, hier einen Abriß der persischen Cultur zu geben; diese ist unbezweifelt alt, überall aber wird man finden, daß die Chinesen auf halbem Wege stehen geblieben sind und sich lieber mit halb genügenden Erfindungen begnügten, als daß sie sich die Mühe nahmen das Fehlende zu ergänzen. Von der auswärtigen Culturentwicklung hat bloß der Buddhismus in China bleibend Wurzel, gefaßt und dieser hat sich den chinesischen Verhältnissen so anzuschmiegen gewußt, daß er gar nicht mehr als etwas Fremdartiges empfunden wird.

Es ist ein bekannter Satz, daß der wesentliche Unterschied der älteren von der mittleren und neueren Zeit darin liege, daß in den letzteren Zeiträumen die nationelle Beschränktheit der ersteren aufgehoben wurde. In der alten Zeit dachte jedes Volk nur an sich; der Perser, Inder, Hellene ꝛc. hatte seine Götter und überhaupt seine ganze Bildung und Entwicklung nur für sich allein, auf alle anderen Völker außer sich selbst sah er als auf unreine Barbaren vornehm herab. Zur Zeit, als Alexander der Große auftrat, hatten alle diese Einzelculturen die Entwicklung durchlebt, die sie auf diesem beschränkten Standpunkte gewinnen konnten, und allgemein war die Sehnsucht nach etwas Universellem besonders auf

religiösem Gebiete. Das Verdienst, diesem mehr universellen Standpunkte den Weg gebahnt zu haben, gebührt Alexander dem Großen, dessen Zug ebensowohl eine wissenschaftliche Expedition als ein Eroberungszug genannt werden kann. Der Austausch der Ideen war ein gegenseitiger. Die Griechen lernten in den Pflanzstädten die orientalische Bildung kennen und eigneten sich das an, was ihnen tauglich schien; es ist wohl schwerlich eine ganz leere Sage, wenn behauptet wird, daß Alexander diejenigen von den persischen Schriften, welche der Beachtung werth schienen, ins Griechische habe übersetzen lassen. Durch die Rücksichtnahme der griechischen Philosophen auf die Mythologien und Philosopheme des Morgenlandes war dieser Standpunkt ohnedieß bey den Griechen bereits angebahnt. Die Orientalen wurden durch die Nähe der Griechen gleichfalls mit griechischer Literatur bekannt und scheinen vornehmlich an griechischer Philosophie und Medicin Geschmack gefunden zu haben. So erwuchs der Neuplatonismus, so die verschiedenen Versuche, Religionen zu bilden, die unter dem Namen Geosticismus, Manichäismus u. s. w. bey uns bekannt sind. Indien sandte damals die buddhistischen Missionen aus, das Land westlich vom Indus war großentheils buddhistisch, nach chinesischen Berichten ist der Buddhismus sogar bis nach Taberistan vorgedrungen. Alle diese Eroberungen wurden zwar später wieder an den Islam verloren, aber in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten waren sie keineswegs unbedeutend, und buddhistische Elemente sind in den einzelnen gnostischen Sekten nachgewiesen worden.

Nachdem das ägyptische und syrische Reich unter den Lagiden und Ptolemäern die hellenische Bildung, soweit der Orient fähig war sie zu begreifen, gründlich zugänglich gemacht hatte, zerfielen sie, und die orientalische Nationalität kam wieder zur Geltung. Aber wie verschieden war diese von der früheren! Die christliche Bildung wendete sich vornehmlich dem Occidente zu und wurde dadurch dem Oriente fremdartiger, deßwegen ist aber ihr Einfluß auf den letzteren keineswegs gering anzuschlagen. In Syrien war zwar die syrische Sprache, ein semitischer Dialect, wieder zur Geltung gekommen, aber die syrische Literatur war mit der

christlichen des Abendlandes auf das innigste verwandt. Die Syrer waren vertraut mit griechischer Philosophie und Medicin, ihre hohen Schulen wurden von den Persern besucht. Die Perser selbst hatten wieder ihr Reich aufgerichtet auf nationaler Grundlage, allein die altpersische Religion, obwohl in ihre alten Rechte wieder eingesetzt, wollte keine neuen Blüthen treiben. Das Hauptverdienst der persischen Theologie in diesem Zeitraume besteht im Sammeln und Erhalten der früheren Denkmale, in der Tradition des Sinnes und Wortlautes derselben. Trotz alles Fanatismus einer Anzahl Altgläubiger wollte der alte Geist nicht mehr kommen, griechische Philosophie und nestorianisches Christenthum hatte große Fortschritte in Persien gemacht, und als im Abendlande Kaiser Theodosius das Heidenthum förmlich aufhob, wanderten die letzten neuplatonischen Philosophen an den Hof des persischen Königs.

Alle diese Bestrebungen syrischer und persischer Gelehrsamkeit wurde durch den Islam verwischt. Aber diese Verwischung ist nur eine scheinbare. Die Araber waren ein frisches, lebenskräftiges Volk, die Religion welche ihnen Muhammed gelehrt hatte, paßte für sie und begeisterte sie, aber auch nur sie allein. Sie verdanken die Schnelligkeit der Verbreitung ihrer Religion theils dem Umstande, daß die persische Religion (wie auch die ägyptische) eine dahinsterbende war, theils der festen Begründung ihrer weltlichen Herrschaft. Religionswechsel wurde von den Unterworfenen anfangs nicht gefordert, bloß Anerkennung der islamischen Oberherrschaft und eine bestimmte Steuer. Die Bewohner der alten Reiche, deren Glaube an die alten Religionen wohl bedeutend gelockert war, giengen schon aus äußeren Gründen gerne zur Religion der Machthaber über, um an den weltlichen Vortheilen Theil nehmen zu können.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Juli.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Pittoresque Sketches of Greece and Turkey. By Aubrey de Vere. In two Volumes. London 1850.

Eine Anzeige des höchst anziehenden und munteren Reiseberichtes, welchen wir hier vor uns liegen haben, wird sich am besten so machen, daß wir den Verfasser selber sprechen lassen. Wir können dieses freylich hier nur mit einzelnen Parthien des zweybändigen Buches thun, dieses ist jedoch so reich an dem, was sein Titel als „malerische Schilderungen“ bezeichnet, daß wir ohne besondere Auswahl nur da oder dort eine Stelle hervorheben dürfen, um den Leser zur Genüge mit dem Reisenden durch einen der schönsten Theile unsrer kleinen Heimathwelt und mit seinen Anschauungen dieser Welt bekannt zu machen.

In Ancona war noch (gegen Ende des Januars) Winter gewesen, in Corfu bereits anbrechender Frühling; eine warme Luft aus Süden gab selbst der Nacht eine Milde, wie sie bey uns nur die schönsten Mainächte haben. Unser Reisender befand sich, als man am Abend spät von Santa Maura hinwegfuhr, ganz allein auf dem Verdeck, um hier den halbvollen Mond, der schon tief am Horizont stand, ins Meer tauchen zu sehen. „Das ist Sappho's Sprung,“ rief ihm der griechische Steuermann zu, indem er auf den weißen Felsen hindeutete, den der Mond mit einem seiner letzten Strahlen beschien. Der Reisende wendete sich hin nach diesem Felsenvorsprung von Leukadia, an welchem für sich selber nichts Andres zu sehen ist als an tausend andren ähnlichen Küstenfelsen, wenn sie der untersinkende Mond beleuchtet und die Meereswoge an ihrem Fuße sich bricht. Aber auf Leukadiens Felsen fällt noch ein andres Licht, das nicht so wie das des Mondes im Meere versinken oder seine Gestalt wechseln kann. Freylich gleicht dasselbe auch nur einem Strahl des Mondes, der über das wogende Meer hinschwankt. Ob Sapphos Ruhm, als der gepriesensten Dichterin des Alterthums, ein verdienter war, oder nicht, das können uns die wenigen Klänge nicht sagen, die von ihrem Lied der Liebe bis zu uns noch herübertönen. Wir aber, auf unsrer Wanderung durch Zeit und Raum, durch eine Welt, die halb der historischen Erfahrung, halb dem Traume angehört, thun am besten, wenn wir solche Erinnerungszeichen, wie hier das Felsengestein von Leukadia eines ist, nicht mit grübelnder Zweifelsucht oder aus allzu scharf prüfender Nähe, sondern aus gewisser Ferne und gleichsam im Mondenschein betrachten.

In der engen Bai von Kephalonia findet sich zwar kein Anlaß zum kritischen Bedenken für den Forscher des Alterthums, wohl aber mancherley Bedenkenswerthes für den Forscher der Natur. Ein solches ist der Wasserstrom, der entlang dem Ufer auf seinem etwa 50 Yards langen Laufe eine Mühle treibt, dann in eine nur 20 Schritte von der See abgelegene Höhle sich hineinstürzt, ohne daß man errathen kann, wohin sein weiterer Weg durch die Tiefe sich windet und wo er sein Ende nimmt.

Was es übrigens heiße, immer gleichmüthig zu bleiben und sich von allem Bedenken und Staunen, sey

es über den Sprung der Sappho oder des Waſſers in die Tiefe zu verwahren, das konnte unſer Reiſender jetzt in dem engliſchen Dampfboot ſehen, auf welchem er von Zante nach Patras fuhr. Der Contraſt war ungeheuer, zwiſchen der bisherigen Umgebung auf den griechiſchen Fahrzeugen und der auf dem engliſchen Dampfboot. Dort ein Volk, neben deſſen Lebendigkeit ſelbſt die Leichtigkeit der franzöſiſchen Manieren wie ſchläfriges Weſen erſcheint: die Griechen, bald in lautem, munterem Geſchwätz, bald ſingend, bald in behaglicher ungenirter Ruhe, bald in ſchneller Bewegung; in einem Gewand, dem das Ausbeſſern mit der Nadel eben ſo noth gethan hätte als das Reinigen mit der Bürſte; hier die engliſchen Gentlemans mit ihren Hüten, ſo glatt gebürſtet, daß der Wind des ägäiſchen Meeres ſpurlos an ihnen vorüber fuhr, in den geſchmackvollen Balidos und glänzend gewichsten Stiefeln, auf welche mehrere von ihnen mit größerem Wohlgefallen hinſchauten, als ſie es wohl auf den Felſen von Leukadia gethan hätten. Das iſt die rechte Kraft der Haltung, die ächte vis inertiae. Hätte ein Wallfiſch ſich neben dem Boot erhoben und ſeinen Schaum den Gentlemans ins Angeſicht geſpieen, ſie hätten das entweder ſchweigend hingenommen oder nur die Bemerkung gemacht, daß es gegen den guten Geſchmack ſey. „Sind Sie," fragte unſer Reiſender den einen von ihnen, „auch an dem Leukadiſchen Felſen vorbeygekommen?" „Ja, antwortete derſelbe, man hat mir geſagt, daß ſich dort ein Unglücksfall zugetragen habe." In der That, in der Alterthumskunde waren dieſe Herren nicht ſehr bewandert, deſto mehr und ehrenvoller in einer andern Kunde: in dem Verſtehen ſo wie in der Ausübung jener alten und immer neuen Grundſätze, darin die Pflicht und die Ehre eines Engländers von altem Schlage wurzelt und gedeiht.

Die Landreiſe von Patras nach Korinth machte der Verfaſſer zu Pferde im ſchützenden Geleite eines ſtattlichen, jungen Albaneſen, Namens Elias, der desſelben Weges zog und der ſich ihm und einem andern Engländer, welcher zufällig in derſelben Reiſe-Abſicht hier war, ſelbſt dazu erboten hatte. Jenſeits der Gegend des alten Sicyon, in einem Engpaß, nicht fern von der Küſte, begegnete die Reiſegeſellſchaft einer Truppe bewaffneter Männer von höchſt verdächtigem Ausſehen. Der Albaneſe ritt ſogleich zu dem Vornehmſten unter ihnen, einem kräftig geſtalteten Manne, hin und ſprach mit ihm; die Reiſenden ritten indeß in der eingeſchlagenen Richtung weiter. Als der Albaneſe nachkam, fragte ihn unſer Reiſender: „was habt Ihr mit dem Manne verhandelt?" — „Ich habe ihm bloß etwas Geld zu Schießpulver gegeben," antwortete Elias. — „Und wer war der Mann?" — „Er iſt ein guter Bekannter von mir ſeit vielen Jahren, ſeinem Gewerbe nach ein Räuber." „Ein Räuber," fragte der Reiſende, „wie ſteht es da mit unſrer Sicherheit?" „Es ſteht alles gut," antwortete der Führer, „alle meine Freunde dürfen ſicher ſeyn, ich bin ſo gut wie eine Armee, wie eine Flotte." — Als unſer Engländer noch immer nicht aufhörte, allerhand Bedenklichkeiten zu äußern, ſprang Elias im Eifer von ſeinem Pferde herunter und fragte ihn: „Wie viel Franken, wie viel Denari habt Ihr hier in eurem Nachtſacke?" „Gegen 50 Pfund an Werth," ſprach der Reiſende. Hierauf verſicherte der andre, daß die Kleider allein, die er in ſeiner Kiſte mit ſich führe, 100 Pfund werth ſeyen, man ſolle deßhalb nicht meinen, daß er ſo thöricht ſeyn werde, ein ſolch koſtbares Eigenthum in Räuberhände kommen zu laſſen.

Der Mann, wie ſich ſpäter zeigte, hatte in dieſem Bericht nichts übertrieben. Er trug ſich ſchon an gewöhnlichen Tagen und auf der Reiſe ſehr zierlich geputzt, an Feſttagen aber war er ganz ungewöhnlich prachtvoll gekleidet, denn all ſeinen guten Verdienſt verwendete er nur auf Kleiderſtaat und Schmuck. Darum galt ihm auch ſeine Kiſte mit den ſchönen Sachen ſo viel, daß er beynahe ihr zu Liebe zum Mörder eines unſchuldigen Mauleſeltreibers geworden wäre. Dieſer wollte nämlich für ſich und die ganze Geſellſchaft den kürzern Weg durch einen angelaufenen Gebirgsbach verſuchen und ritt mit ſeinem Thiere voran ins Waſſer. Unglücklicher Weiſe hatte er aber die Kiſte des Albaneſen geladen. Als dieſer die kecke Abſicht des Eſeltreibers bemerkte, donnerte er ihm den Befehl zu, er ſolle halten, und drohte zugleich mit dem Piſtol in der Hand

ihn zu erſchießen, wenn er nicht umlenke. Der Andre kehrte ſogleich wieder um und als unſer Reiſender den Albaneſen fragte, ob ihm die Drohung Ernſt geweſen ſey? antwortete dieſer: „und warum nicht das? Ich hätte den Kerl ohne weiters erſchoſſen; ſeinen Leichnam hätte der nahe Bach mit ſich hinein ins nahe Meer geführt, und wer hätte da darnach gefragt?“

Unſer Reiſender zeichnet ſich vor vielen andren durch ſeine vertrautere Bekanntſchaft mit dem klaſſiſchen Alterthum, vorzugsweiſe aber durch ſeine Liebe und Verehrung gegen die Heroen des alten Griechenlandes aus, welche mächtig waren durch Stärke des Geiſtes oder des Armes. Er ſpricht mit Einſicht und mit lebendiger Beredtſamkeit ſeiner Liebe von den Kunſtwerken Griechenlands und namentlich Athens; in ſeiner Vorliebe für die alten Griechen verſäumt er es aber auch nicht die neuen, jetzigen, theilnehmend zu beachten. Nicht die geiſtigen Gaben allein, welche noch immer, wenn auch nur ein wenig gebrauchtes und noch weniger ausgebildetes Gemeingut des hiſtoriſch bedeutungsvollen Volkes ſind, ſondern auch die leibliche Heldenkraft und idealiſche Schönheit der menſchlichen Form, deren Zügen er öfters begegnete, zogen ſeine regeſte Aufmerkſamkeit an. Schon der Albaneſe Elias, mit all ſeiner Eitelkeit und Prahlſucht, galt in ſeinen Augen als ein Mann, der, wenn ein andrer, mächtigerer Geiſt über ihn käme, wohl der tapfere Kampfgenoſſe eines neueren Leonidas werden könnte. Auf dem weitern Verlaufe ſeiner Reiſe über den Boden des alten Griechenlandes lernte er aber noch andre Männer kennen, die ihn mehr als der Halbgrieche an die homeriſchen Helden vor Troja erinnerten.

Einem ſolchen, der als Führer ſeiner Schaaren in mancher Schlacht den Türken furchtbar geweſen war, wurde er in Athen vorgeſtellt. Es war ein wahrhaft majeſtätiſch geſtalteter Mann, von wenigſtens 6 Fuß 3 Zoll Länge; hätte nicht in ſeinem Angeſicht, wie in dem ſeiner Landsleute von gleichem Stande, ein gewiſſer Zug von Wildheit den Eindruck geſtört, den die wahrhaft ſchöne, edle Bildung desſelben machte; wäre das harmoniſche Verhältniß des oberen Körpers zu dem untern nicht durch die fatale

Sitte des weibiſchen Zuſammenſchnürens entſtellt geweſen, er hätte einem Phidias als Muſterbild für die Statue eines Halbgottes dienen können. Der tapfere Kriegsmann ſchüttelte dem Fremden, der ihm vorgeſtellt wurde, herzhaft und herzlich die Hand, dieſer in der Sitte ſeiner Heimath erwiederte den Gruß mit einer tiefen Verbeugung. Wie ganz anders nimmt ſich neben einem ſolchen majeſtätiſch aufrecht ſtehenden Helden die gebeugte Figur eines gebildeten Bewohners der weſteuropäiſchen Länder aus. Wie ganz anders weiß ſogar jener ſeine zarteſten Empfindungen auszudrücken als dieſer. Eben dieſer Kriegsmann, mit welchem hier unſer Reiſender ſeine Complimente wechſelte, hatte wenig Tage vorher in einer Geſellſchaft eine Dame getroffen, deren außerordentliche Schönheit einen tiefen Eindruck auf ihn machte.

(Fortſetzung folgt.)

Vorleſungen über die allgemeine Culturgeſchichte der Menſchheit.

Allgemeine Culturgeſchichte von Dr. W. Wachsmuth.

(Schluß.)

Sie kamen nicht leer, ſie brachten dem Islam erſt die wiſſenſchaftliche Begründung, die ihm vorher gänzlich fehlte. Auch muß man nicht glauben, daß der Islam plötzlich und bald nach der Eroberung der Länder allgemeine Staatsreligion geworden ſey, weil die moslemiſchen Geſchichtſchreiber, die nur für ihre Glaubensgenoſſen Augen hatten (wie auch in der That alle hiſtoriſche Bedeutung allein in ihnen lag), nichts mehr von den alten Religionen ſagen. Der Uebergang hat gewiß mehrere Jahrhunderte gedauert, und als er endlich vollendet war, nahmen die Araber die Wiſſenſchaften da auf, wo ſie ihre Vorfahren gelaſſen hatten. Perſer begründeten arabiſche Theologie und Grammatik, die Syrer machten auch ſie mit Ariſtoteles, Galen und Hippokrates bekannt. Indiſche Aſtronomen und Aerzte kamen an den Hof Manſurs und Harun al

Raſchid's Werke über indiſche Aſtronomie, Mathematik und Arzneykunde wurden ins Arabiſche überſetzt. Die Araber waren aber keine talentloſen Schüler, ſie bildeten die einzelnen Wiſſenſchaftszweige um wie ſie es bedurften, und ſchufen auch ſelbſtſtändige Werke von großer Bedeutung. Die natürliche Anlage der Araber zur Poeſie, die ſie ſchon vor ihrer Bekehrung zum Islam mit Liebe gepflegt hatten, gieng auch jetzt nicht unter, ſondern wurde bloß verfeinert. Eng an die arabiſche Literatur ſchloß ſich die neuperſiſche an; was die wiſſenſchaftliche Literatur betrifft nur ſprachlich von der arabiſchen verſchieden, der innere Gehalt war ganz derſelbe. Auf dem Gebiete der ſchönen Literatur hatten die Perſer die epiſche Dichtkunſt vor den Arabern voraus, in dieſer Gattung haben ſich die Araber nie verſucht, während perſiſche Epiker wie Firdosi, Nisami, Deschami u. A. eine Zierde der perſiſchen Literatur ſind. Auf perſiſchem Boden erwuchs auch die orientaliſche Myſtik, vielfach dazu benützt, den Mangel an Rechtgläubigkeit zu verdecken. Selbſt die perſiſchen Myſtiker der früheren Zeit konnten nicht ſtreng rechtgläubig ſeyn, ſie halfen ſich durch freye allegoriſche Erklärung des Korans und äußerliche Anbequemung an moslemiſche Sitten. Eine ſpäte Blüthe fand dieſe Myſtik noch in Indien und hier fand ſie es weniger nöthig, die orthodoxe Hülle um ſich zu werfen. Indien wurde durch den Zug Mahmuds von Ghasna in den Bereich moslemiſcher Bildung gezogen; die früheren Verſuche des noch ungetrennten Chalifenreiches hatten auf das eigentliche Indien keinen Einfluß üben können, wegen der zu weiten Entfernung. Nachdem aber in der Nähe von Indien ſelbſt mächtige muhammedaniſche Staaten entſtanden, konnte Indien ihren ungeſtümen Einbrüchen nicht lange widerſtehen. Es entſtanden ſelbſtſtändige moslemiſche Reiche in Indien, die dieſem Lande viel mehr Unglück als Glück gebracht haben. In culturhiſtoriſcher Beziehung iſt nur richtig, daß die urſprünglich ſo weit abſtehenden Literaturen des Landes anfiengen ſich zu verſchmelzen, namentlich war dieß der Fall zur Zeit des Kaiſers Akbar († 1605.) Man fieng an indiſche Werke wie die Upanishads, das Mahâbhârata, Bhagavetparâna u. A. m. ins

Neuperſiſche zu überſetzen, wobey ſich der Bruder des Miniſters von Akbar, des bekannten Abul fazl, ein gewiſſer Feizi, auszeichnete. Feizi war ſelbſt Dichter und Schwiegerſohn eines Brahmanen, der ihn in die Sanskritliteratur einweihte; er hat die Geſchichte von Nala und Damajanti neuperſiſch bearbeitet. Vornehmlich aber zog die perſiſchen Myſtiker die Vedânta-Philoſophie an, die, wie ſie fanden, mit ihren Speculationen einerley Ziel hatte. Es entſtand um dieſe Zeit in Indien eine Sucht neue Religionen zu ſtiften, welche an die erſten nachchriſtlichen Jahrhunderte erinnert, und die auch aus denſelben Grundlagen hervorgegangen iſt. Im inneren Gehalt unterſchieden ſich alle dieſe Religionen wenig von einander, wohl aber in der äußeren Form, je nachdem der Hinduismus oder Parſismus, oder Muhammedanismus das vornehmſte Element war. Alle dieſe Religionen ſind ſpurlos wieder verſchwunden, nur eine, die der Sikhs hat ſich erhalten, aber bloß durch Abirrung von dem urſprünglichen Principe der Toleranz, durch den Fanatismus gegen die Muhammedaner.

Es iſt nicht unſere Abſicht geweſen in dieſer Anzeige den hier in Umriſſen gezeichneten Gegenſtand zu erſchöpfen. Vieles und Wichtiges fehlt noch, das wir in einer ausführlichen Darſtellung nicht weglaſſen dürften. Hier hat es ſich vornehmlich darum gehandelt, die Beziehungen des Orients unter ſich darzuſtellen, eine zweyte noch wichtigere Aufgabe der Culturgeſchichte, die Darſtellung der Beziehungen des Orients zum Abendlande, können wir Anderen überlaſſen, da dieſelben allgemeiner bekannt ſind.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juli.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Pittoresque Sketches of Greece and Turkey.

(Fortsetzung.)

Er wollte ihr seine Verehrung bezeugen. Wie fieng er dieß an? Ein Franzos hätte der Dame Artigkeiten, wenigstens über ihren geschmackvollen Anzug gesagt; ein Italiener von seinen Empfindungen gesprochen, der Spanier hätte einen eifersüchtigen Blick auf die wirklichen oder vermeintlichen Nebenbuhler gerichtet, der Engländer hätte sich zwischen das Kamin und der schönen Dame hingestellt, und sie mit einem Gespräch über politische Angelegenheiten oder über den Ertrag seiner Renten unterhalten. Der Held aber, aus der Schule der griechischen Befreyungskämpfe, zog sein Schwert aus der Scheide, bezeugte es der Dame, daß er mit dieser guten Klinge 35 Türken das Haupt vom Rumpfe gehauen habe und legte dann die Waffe ehrfurchtsvoll ihr zu Füßen. Der griechische Kriegsmann spricht bey solcher Gelegenheit nicht von seinem Herzen, er scheint es kaum zu wissen, sagt es nicht mit Worten, sondern mit der That, daß er eines hat. Er kennt seine Abkunft von einem alt- und weltberühmten Geschlecht der Helden, und der Athenienser trägt auf dem silbernen Schild seines Gürtels oder auf anderm Schmuck der Art das symbolische Bild des Grashüpfers: des Autochthonen unter den Insekten, um damit anzudeuten, daß er selbst ein Autochthone sey.

Unser Reisender hatte überhaupt nicht nur nach Italien, sondern gleich bey seinem Eintritt in die Welt jenes geöffnete Auge und geöffnete Herz für die Schönheiten der Natur mit sich gebracht, das uns eine unschätzbar gute Gabe auf dem Weg durchs Leben ist. Selbst in dem engen Hofraum des Quarantänegebäudes im Piräus, auf den er später einmal, bey seiner Rückkehr aus Constantinopel, einige Wochen lang beschränkt war, ergötzte er sich mehr als in jedem glänzenden Salon, in jeder vornehmen Assemblee, an dem Anblick des Meeres und der Luft, die fast das einzige waren, was er von seiner Clausur aus sehen konnte. Die Wechsel des farbigen Lichtes und der Schatten auf dem Spiegel des Gewässers, die ohne Aufhören sich verändernden Gestalten der Wolken, die untergehende Sonne, die aus der Bai von Salamis herüber die Meereswellen mit Purpurroth übergoß und ihren scheidenden Strahl auf das Grabmahl des Themistokles und auf die Reste jener Mauer fallen ließ, welche sein Werk war, erschienen ihm als eines jener Blätter im Buche der Natur, das man, ohne nach einer andern Seite es umzuwenden, immer von neuem betrachten und lesen kann, ohne die Bedeutung seines Inhaltes jemals zur sättigenden Genüge zu erschöpfen.

Für ein Gemüth von so hohem Grade der Empfänglichkeit und Reizbarkeit mußte der Eindruck, den die erhabene schöne Umgegend von Argos auf die Sinne machte, ein unvergleichbarer seyn. Es waren hier nicht vorzugsweise die Baureste der vormaligen königlichen Burgen oder der Tempel, denn ihrer sind wenige, auch nicht die historischen Erinnerungen an eine 3700 jährige Vergangenheit, in welche der Name und der Ruhm von Argos hinüberragt, obwohl diese eben so fest stehen, als das alte, aus dem Mutterfelsen selber gehauene Theater, sondern es war schon die Natur dieser Gegend für

sich allein, geschmückt, so eben, mit allen Reizen des Frühlings, welche unsern Reisenden nach dem Ausdruck des Dichters so „freudetrunken“ machte, wie er es auf seinen Wegen durch Italien und Griechenland fast niemals sonst gewesen. Er erinnert sich bey dieser Gelegenheit sehr lebendig des Genusses, den ihm sein Verweilen in den schönsten Gegenden von Italien, namentlich in dem alten Gebiet von Großgriechenland, in der Ebene von Sorent und bey Päſtum gewährt hatte. Auch dort an der Bucht von Sorent war der frische Lebens-Odem, der vom Meere herkam, durchdrungen von dem Duft der blühenden Citronenwälder und der Blumenfülle des Südens; die Grotte der Sirenen, das Rauschen der Wogen, die an den Felsengrund von Taſſos Haus heranschlugen, hatten über Leib und Seele ein Wohlbefinden, ein liebliches Ausruhen ergoſſen, bey welchem tief im Innern nur die Worte wiederklangen: „hier iſt gut ſeyn!“ Alles das aber, was damals dem innern Sinne widerfuhr, das wiederholte sich jetzt hier an dem Frühlingsabend und in der Frühlingsnacht von Argos in einem so viel höheren Maaße, daß es schien als sey hier erſt das ewige Urbild der Herrlichkeiten der Natur, von welchem sich dort nur der Abglanz zeigte.

Der Verfaſſer geht bey dieſer Gelegenheit in einen näheren Vergleich zwiſchen Italien und Griechenland ein. In all ihren Hauptumriſſen, ſo ſagt er, iſt die Natur von Griechenland von entſchiedenerem Gepräge und ſelbſtſtändigerem Charakter als in Italien. Oefters ſind es nur die architektoniſchen Werke der Menſchenhand oder das bald glänzend reinere, bald verhüllte Blau des Himmels, was den italieniſchen Landſchaften das eigenthümlich Unterſcheidende giebt. So empfängt die Lombardei durch ihre alten hohen Thürme den Anſtrich einer nordiſchen, Venedig durch ſeine Domgewölbe den einer morgenländiſchen, Päſtum durch ſeine Tempel den einer altgriechiſchen Gegend. Italien hat einen zweydeutigen Liebreiz, der ihm, wie einer einnehmenden, dabei aber weibiſch ſchwachen Perſönlichkeit, durch äußere Anregung mitgetheilt und erhöht wird; das was dort unſere Sinnen in all ſeinen verſchiedenen Formen rührt, iſt ein Zug von ſinnlicher Schönheit, der bey jedem vorüberziehenden Gewölke ſich verändern kann. Die Natur von Italien iſt reich, die aber von Griechenland iſt noch ungleich reicher; Griechenlands Felſenberge, welche ihr unbedecktes Haupt hoch in die Wolken erheben, ſind von Marmor, nicht wie Italiens ſchattige Höhen von Lava oder von Tuffgeſtein; mit dem Element des Schönen iſt in der griechiſchen Natur überall das des Erhabenen verbunden; ſie iſt ihrem ganzen Weſen nach mehr verwandt und befreundet mit Pallas Athene als mit Aphrodite.

Dort auf der Anhöhe bey dem alten Theater ließ der Verfaſſer lange ſein Auge ruhen auf der Ausſicht nach der Argoliſchen Ebene und ihrer Meeresbucht. Zwey Halbkreiſe, jener von tiefem Laſurblau, dieſer von ſmaragdenem Grün, beyde landeinwärts umgürtet von der Ringmauer ihrer doppelten Bergreihen. Was mußte dieſe Ausſicht vormals geweſen ſeyn, als auch noch die Mauern und Thürme von Tyrinthus im Oſten, die von Mykene im Norden und als jenſeits des Inachusſtromes der prachtvolle Tempel der Juno die naturſchöne Landſchaft ſchmückten. Selbſt noch dann, als Pauſanias unter den Bauwerken von Mykene herumwandelte und ihre Inſchriften, durch Aufzeichnung derſelben, für ein künftiges Geſchlecht rettete.

Es war eine Vollmondsnacht, wie nur der Bewohner des milderen Himmelſtriches ſie kennt, eine Nacht, in welcher eine Helena oder eine zarte Hermia von Liebe träumend in dem Walde der immergrünen Eichen hätten umherwandeln und zuletzt im Gebüſche der blühenden Myrten der Nachtruhe pflegen können. Auch unſer Reiſender konnte ſich lange nicht entſchließen, die alte Gallerie, auf welcher er umherwandelte, mit dem Nachtlager zu vertauſchen. Der Lufthauch, der aus den Gewürzgärten kam, regte ſeine Schwingen in den Zweigen und Blättern der nahen, hohen Platanen; die Nacht ſchwieg, damit der leiſe rauſchende Inachus ſein Zweygeſpräch halten könne mit den Ruinen ſeiner Nachbarhügel, von der alten Zeiten Herrlichkeit und ihrem Wechſel. Selbſt über die Träume des kurzen ſanften Schlafes ſpann ſich das Gewebe der hohen, veredelten Sinnesgenüſſe hinüber, welche nur ein Land wie Argos gewähren kann.

Am andern Morgen von fünf Uhr an ſaß der Verfaſſer zu Pferde und war nach wenig Stunden bey den Ruinen von Mykene, den älteſten, und durch ihre Großartigkeit wie durch ihre architektoniſche Formen wundervollſten in ganz Griechenland. Die Stätte ſelber, auf welcher Agamemnons Grab ſteht, weckt im düſtern Schatten des majeſtätiſchen Felſen Gedanken des Ernſtes; die Fülle des blühenden Mohnes, welcher ſich wie ein Fußteppich vor dem alten grauen Denkmale ausbreitet, will hier mit der Erinnerung an den täglich widerkehrenden Schlaf zugleich an ſeinen Bruder, den Tod, erinnern, welcher ſicherer und feſter als der tägliche, ſo oft gehinderte und geſtörte Schlaf, den Lebensmüden wie den Lebenstrunkenen erwartet.

Von Syra nach Smyrna war die Fahrt auf einem franzöſiſchen Dampfſchiff nur von kurzer Dauer, und dennoch erlebte unſer Reiſender auf ihm zwey Ereigniſſe, mit denen er bisher auf allen ſeinen längeren Seereiſen noch unbekannt geblieben war. Es war ſchon ſpät am Abend, als ſich das Schiff der Küſte von Aſien näherte, von welcher nur hin und wieder ein ſchwaches Licht herüberſchimmerte. Die Paſſagiere, Damen wie Herren, auch der größeſte Theil der Mannſchaft hatten ſich zur Ruhe begeben, nur unſer immer munterer Berichterſtatter war auf dem Verdeck geblieben, um, wenn er ſich anders einſtellen wollte, lieber hier an der friſchen Luft einen Beſuch des Schlafes abzuwarten, als unten auf den Matratzen der Kajüte. Plötzlich hörte er einen lauten Ruf der Matroſen, die am Vordertheil des Schiffes Wache hielten, gleich darauf ein lautes Krachen, dann ein noch lauteres Angſtgeſchrei. Er hatte ſich eilig nach vornen hin begeben, hier ſah er, wie ein kleines Fahrzeug mit ſeinen niederſchlotternden weißen Segeln an das Dampfſchiff anſtieß und unter daſſelbe hinabgerieth. Sogleich brachte man die Dampfmaſchine zum Stillſtand; zwey Boote wurden vom Schiffe niedergelaſſen ins Meer, um die Verunglückten zu retten. Rings um das Schiff ſah man die Geräthſchaften und Waaren ſchwimmen, mit denen das armſelige Fahrzeug beladen geweſen war; die letzteren beſtanden vornämlich aus Citronen, Orangen und anderen Naturerzeugniſſen des Landes. Die kleine Ladung war für eine der benachbarten Küſtengegenden beſtimmt geweſen. Zehn Minuten lang dauerte die ängſtliche Ungewißheit, da legten die Boote wieder an das Schiff an und brachten drey griechiſche Seeleute, die einzigen die man zwiſchen den Trümmern des verunglückten Kahnes aufgefunden hatte, mit ſich an Bord. Ob dieß die ganze Mannſchaft des kleinen Fahrzeuges geweſen oder ob es nur ein Theil derſelben ſey, das war die Frage, die man an die Geretteten nicht richten konnte, weil dieſe weder engliſch noch franzöſiſch verſtanden. Sie vermutheten indeß dennoch wohl, was der Sinn der Anrede ſeyn möge, welche die Franken, die unruhiger waren als die Männer, welche von Waſſer triefend in ihrer Mitte ſtanden, an ſie richteten, ſie riefen τρις ἄνθρωπες und hoben zugleich drey Finger der rechten Hand in die Höhe, um anzuzeigen, daß ihrer in Allem nur 3 geweſen ſeyen. Wie aus den ſpäteren Erkundigungen hervorgieng, hatten ſich die Männer, als eine Windſtille eingetreten war, in ihrem Boot ſchlafen gelegt, und waren erſt erwacht, als ſie nach dem Umſturz ihres Fahrzeuges im Waſſer lagen. Als gute Schwimmer hatten ſie ſich über dem Waſſer und nahe zuſammengehalten, bis die Rettung kam, auf welche ſie ſich Rechnung machten, in der Meinung, daß die, welche ſie überfahren hatten, ſich auch nach ihnen umſehen würden. Mit einer bewunderungswürdigen Gleichmüthigkeit, als hätten ſie nur ein Seebad zu ihrem Vergnügen genommen, wollten ſich die Griechen aufs Verdeck wieder ſchlafen legen, da drang der Kapitän in ſie, daß ſie ihre Kleider wechſeln ſollten. Er gab ihnen drey vollſtändige Anzüge aus ſeiner eigenen Garderobe, ihre naſſen Gewänder wurden am Feuer aufgehangen um zu trocknen. Man wies ihnen ein bequemes Lager an und auch die Schiffsgeſellſchaft, ſo weit ſie überhaupt von dem Lärmen wach geworden war, begab ſich zur Ruhe, die jedoch von keiner langen Dauer war, denn wenig Stunden nachher kam eine neue Störung. Das Schiff war nahe daran, auf dem ſeichten Grunde am Eingang in die Bucht von Smyrna feſt ſitzen zu bleiben; nach Verluſt eines Ankers, mit deſſen Wiedergewinnen man ſich lange vergeblich abgemüht hatte, mußte es endlich, weil ihm die Beſtimmung eines Paquetbootes oblag, ſeine Fahrt nach dem Hafen der Stadt fortſetzen.

Bald nach Sonnenaufgang waren alle Paſſagiere auf dem Verdeck verſammelt, unter ihnen auch die drey Griechen in der ihnen ſeltſam anſtehenden, ſaüberen fränkiſchen Kleidung. Dieſe hatten unter den Paſſagieren einen entdeckt, welcher der griechiſchen Sprache ſo mächtig war als der franzöſiſchen; ſeiner bedienten ſie ſich, um ihr Anliegen bey dem Kapitän anzubringen, welches kein anderes war, als der Wiedererſatz des Werthes ihres verlorenen Fiſcherkahnes und ſeiner Ladung. Der Kapitän wies anfangs die Forderung unbedingt zurück. Er ſagte den Leuten, daß die Schuld ihres Unfalles ganz allein auf ihrer Seite ſey, weil ſie mitten auf dem Meere alle drey zugleich geſchlafen hätten; vielmehr habe er Urſache über ſie zu klagen, denn wie leicht hätte ſein Schiff durch das Anſtoßen an ihr, ohne alle Leitung da liegendes Boot einen Schaden an Gut und Menſchenleben leiden können, mit welchem ihr unbedeutender Verluſt in gar keinen Vergleich zu ſetzen wäre. Ohnehin ſey ſchon der Verzug ſeiner Fahrt und die Unruhe, die ſie ihm und ſeinen Leuten verurſacht hätten, für ihn Nachtheiliges genug.

Die Griechen hörten dieſe Rede des Kapitäns mit ſo ruhiger Faſſung an, als hätten ſie dieſelbe gerade nur ſo erwartet, dann aber mit ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit ſtellten ſie die Frage, ob ein Dampfſchiff nicht verpflichtet ſey, eine Lampe an ſeinem Verdeck auszuſtecken? „Allerdings iſt es ſo, erwiederte der Kapitän, und dort ſeht ihr ja die Laternen wirklich am Maſtbaum hängen.“

Die Griechen ſchüttelten ungläubig den Kopf. Die Laterne war wohl da und war ſchon in der vorigen Nacht dageweſen, als man ſie aber aus dem Meere gezogen und ans Schiff gebracht hatte, da war es ihren überall herumſpähenden Blicken nicht entgangen, daß ein Offizier einen Matroſen darüber zurecht wies, daß er verſäumt habe, die Laternen anzuzünden. Nicht die Worte zwar des Verweiſes, wohl aber die auf die verloſchenen Laternen hindeutenden Geberden des Offiziers hatten ſie verſtanden, und dieß gab ihnen allerdings einen rechtlich feſten Anhalt für ihre Forderung.

Der Kapitän ſtimmte, als er ſich und die Seinen der Nachläſſigkeit überwieſen ſah, einen etwas gelinderen Ton an. Er erinnerte ſie daran, daß ſie allein ſeiner theilnehmenden Vorſorge die Rettung ihres Lebens verdankten, klagte dann darüber, daß er nun ſeit zwanzig Jahren ſich alle Mühe gegeben habe, die Griechen durch Wohlthaten ſich zu verbinden, aber bis jetzt habe er immer nur Undank dafür zum Lohne gehabt. Indeß gieng er dennoch ſcheinbar auf das Verſprechen ein, daß er ſie zufriedenſtellen wolle; er werde die Angelegenheit dem Conſul ſeiner Nation (der übrigens ein geborner Grieche war) vortragen, und ſeiner Entſcheidung ſolle der Vergleich zwiſchen ihm und ihnen überlaſſen ſeyn. Uebrigens gedachte er ſich die zudringlichen Gäſte mit ihrer unbequemen Forderung dadurch vom Halſe zu ſchaffen, daß er baldmöglichſt wieder aus dem Hafen ſich fortmachte, während er ſie, unter dem Vorwand, daß der Conſul nur dann zu ſprechen ſey, auf eine ſpäte Nachmittagsſtunde mit der Entſcheidung ihrer Angelegenheiten verwies. Aber wenn ein Franke ſichs einfallen läßt einen Griechen zu überliſten, dann wird die Gegenliſt von dieſem gewiß immer den Sieg davon tragen. Die 3 Griechen lachten, ſcheinbar ſehr zufrieden mit der Antwort des Kapitäns, ſie verſprachen, ſich gerne der Entſcheidung des Conſuls zu überlaſſen. Aber ehe der Kapitän ihre Abſicht bemerkte, hatten ſie auf einmal unter einem Vorwand mit ihrer fränkiſchen Kleidung ſich ans Land davon gemacht und im Gewimmel der Volksmenge ſich verloren. Selbſt von ihren Kleidern hatten ſie das Werthvollſte mit ſich genommen, nur einige durchnäßte Lumpen hingen noch an der Leine. Vergeblich wäre in der großen türkiſchen Stadt alles Nachforſchen geweſen. Vergeblich war auch der Zorn des Kapitäns, der ſich jetzt nun darüber anklagte, daß er den Schelmen nicht etwa ſchlechte, ſondern ſo gute Kleidungen, unter ihnen die nächſt beſte die er beſaß, gegeben habe. „Wie werden mich, ſo rief der Franzoſe unmuthig, die verſchmitzten Griechen nun auslachen. Meine Kleider ſind dreißigmal ſo viel werth als ihr Fiſcherboot mit ſeinen Orangen, Citronen und Feigen.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juli.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Zur Metrik, von Otto Meißner, mit einem Vorwort von K. Lehrs. Aus dem Philologus V, 1. S. 85—118. besonders abgedruckt. 1850. S. 36.

Es könnte vielleicht unnöthig erscheinen, vorliegende kleine Abhandlung, die nur einige einzelne Punkte der Metrik erörtert, einer besonderen Besprechung zu unterziehen; doch kündigt sie sich als Probe einer ausführlicheren Arbeit an; es wird also immerhin von Interesse seyn zu untersuchen, ob auf dem in derselben eingeschlagenen Weg sich bedeutende Resultate erwarten lassen. Man könnte nun freilich zuerst eine weitere Frage aufwerfen, ob überhaupt auf dem Felde der Metrik umfassende Arbeiten und neue Systeme nöthig und möglich seyen, und ob nicht vielleicht das einzige, was hier, wenigstens für die nächste Zeit, noch zu leisten ist, ein genaueres Durcharbeiten der einzelnen Zweige dieser Wissenschaft sey, wie sie z. B. neuerlichst Hofmann in seinen homerischen Quästionen, oder Ritschl in seinem Plautus mit so ausgezeichnetem Erfolg geliefert haben. Wir stimmen hier mit dem Vorwort von Lehrs überein, wenn er sagt: „Bey jeder neuen Erweiterung, welche zur Kenntniß der metrischen Gesetze, wie sie in den Versen der Alten befolgt sind, uns dargeboten wird, macht sich der Wunsch rege, daß nun auch jemand sich fände, der diese Lehre auf ansprechendere Grundlagen zurückführte als die gängbaren.“ Denn übersehen wir in kurzem den Stand des bis heute in der Metrik geleisteten. Den Hermannischen Arbeiten, so eingreifend und alles umfassend sie auch sind, fehlt allerdings ein klar durchgeführtes Grundprincip, da die series causarum et effectuum als solches nicht gelten kann, und die aequalitas temporum, die er in seine Definition des Numerus mit aufgenommen, im weiteren Gang seiner Entwicklung nicht berücksichtigt wird. Diesem Mangel hat Böckh abzuhelfen gesucht, indem er das Gleichgewicht der Arsen und Thesen, als einander nothwendig bedingend, als oberstes Princip der Metrik hinstellte. Sein System ist aber, entsprechend dem Gewicht, das er auf die Lehren der alten Musiker legte, vorherrschend musikalisch-mathematisch, und verliert sich dadurch in eine Künstlichkeit, die dem natürlichen Takte Hermann's in der Anordnung des überlieferten natürlichen Stoffes mit Recht nicht überall zusagte. Ueber die Lehren dieser beyden Männer ist, wenn wir von einigen vereinzelten Versuchen absehen, die Metrik kaum hinausgegangen. Die Schüler Hermann's begnügten sich, einzelne Theile seines Systems weiter auszuführen und ins Detail mit vorwiegend kritischem Interesse zu verfolgen. Die Anhänger Böckhs dagegen sahen sich die Aufgabe gestellt, die Resultate, die jener zunächst aus der Behandlung Pindars gewonnen, auch auf die übrigen Dichter anzuwenden, und dadurch zu einer griechischen Metrik überhaupt zu erweitern. Munk blieb dabey genau in den Fußtapfen des Meisters, Hofmann aber überbot ihn noch weit in künstlicher Berechnung der Sylbenwerthe, die kaum der Theorie, der Praxis aber wohl gar nichts nützen konnte. Nur Freese machte sich von den musikalischen Taktberechnungen freier, indem er auf die einfachen Ge-

ſetze des Sprachtones zurückgieng. In der Anordnung des ganzen Syſtems aber blieb auch er noch dem Hermanniſchen Beyſpiel getreu, indem er, wozu doch auch Böckh einen Anſtoß gegeben hatte, keinen ernſtlichen Verſuch machte, die Zuſammenſetzung der größeren metriſchen Ganzen nach ihren Geſetzen zu ergründen, und daraus die Natur der einzelnen Metra herzuleiten.

Hier ſcheint uns noch eine ſehr weſentliche Lücke in unſeren metriſchen Kenntniſſen und Unterſuchungen zu ſeyn; denn außer dem, was Böckh hier für Pindar geleiſtet, was ein verhältnißmäßig nicht großer Theil ſeiner Arbeit iſt, und einzelnen Bemerkungen über die kleineren metriſchen Strophen, die noch dazu ſo wenig abſchließend ſind, daß ſogar in der Meſſung der alcäiſchen Strophe die Anſichten noch ſcharf auseinandergehen, iſt namentlich für die Tragiker noch ſehr wenig geleiſtet; und doch können wir uns der Ueberzeugung nicht entſchlagen, daß der einzelne Vers erſt im Zuſammenhang der ganzen Strophe ſeine Bedeutung habe, und ſomit für uns ſeine Erklärung finde, und es deucht uns, wenn wir z. B. in den Wunderiſchen Ausgaben die einzelnen Verſe mit ihren dem Syſtem entnommenen Namen finden, daß dadurch für das metriſche Verſtändniß des Chores nur ſehr wenig gewonnen iſt. Schneidewin ſcheint wohl ganz dieſer Meinung zu ſeyn, denn er läßt in ſeiner neuen Ausgabe alle metriſchen Bemerkungen völlig weg. Wir meinen, das iſt das Kind etwas mit dem Bade ausgeſchüttet, denn gerade die Chorgeſänge der Tragiker ſind unſeres Bedünkens ganz beſonders geeignet, den Charakter der einzelnen Metra deutlich zu machen, da ſie in ihrer überſichtlichen Kürze und in ihrem wechſelvollen Anſchließen an die mannigfaltigen Stimmungen des Chors eine Vergleichung um ſo viel mehr erleichtern, als es bey den größeren gleichmäßiger gehaltenen Maſſen der pindariſchen Lyrik der Fall iſt.

Sehen wir nun, welche Stelle wir dem in Rede ſtehenden Schriftchen anweiſen ſollen, ſo kann ſelbſtverſtändlich von einer Leiſtung in der eben beſprochenen Hinſicht keine Rede ſeyn; es behandelt nur den Creticus, Dochmius und Glyconeus. Wir ſind alſo nur an die Frage über die Principien der Metrik verwieſen. Hierüber ſpricht ſich die Schrift ſehr deutlich aus. Schon Herr Lehrs, auf deſſen Veranlaſſung die Arbeit unternommen wurde, ſagt es im Vorwort: es ſollen die Geſetze der alten Metrik aus der Takttheorie der heutigen Muſik hergeleitet werden. Das taktmäßige Fortſchreiten der antiken Metra ſind wir in keiner Weiſe geſonnen zu beſtreiten; es ſcheint uns vielmehr dieſe Annahme ein Fortſchritt aus der Theorie Böckhs, der die Taktmäßigkeit nur für die muſikaliſche Compoſition gelten ließ, während er bey der metriſchen Zerlegung der Verſe in ihre Reihen nur nach der Gleichartigkeit der Füße ſich richtet, wo dann neben Theilen von einem und zwey Füßen wohl auch fünf und ſechs Hebungen nach einander in gleichem Fluße dahinrollen; aber für falſch halten wir es, wenn die Taktgeſetze des Tons, die lediglich in der Zahl ihr Maaß haben, auf die Sprache angewandt werden, die in dem natürlichen Werthverhältniß der Sylben ihre feſtbeſtimmten Geſetze hat. Der muſikaliſche Takt beherrſcht mit gleicher Leichtigkeit ganz gleiche Sylben wie an Länge verſchiedene, und ob wir uns im $\frac{2}{4}$ Takt die beyden erſten Viertel zuſammengezogen denken, oder die beyden letzten, der Charakter der Metren wird dadurch modificirt, aber keineswegs die Natur des Taktes. In der Sprache iſt es anders; ſie hat in dem Wechſel der langen und kurzen Sylben das eigene und mit der geringen Ausnahme der aufgelöſten Länge ausſchließliche Mittel, rhythmiſche Bewegung hervorzubringen, und dieſes Verhältniß der Arſis und Theſis, von dem die ganze Metrik ausgeht, iſt zwar analog, aber keineswegs dasſelbe wie das Verhältniß des guten zum ſchlechten Takttheil, und erſt im Verhältniß mehrerer Hebungen zu einander entſteht die dem muſikaliſchen Takt wirklich entſprechende Bewegung. Dieſe Verwechslung ſpricht ſich ſchon in der Einleitung aufs deutlichſte aus. Lehrs führt dort, um die Nothwendigkeit der Annahme des muſikaliſchen Taktes in allen Verſen zu beweiſen, einen Alexandriner an, und fragt, ob dieß nicht ein vollkommener Tetrameter ſey, natürlich ſo, daß der je letzte Fuß beyder Vershälften durch eine Pauſe erſetzt ſey. Daß man für die Compoſition einen

Alexandriner so behandeln und lesen könne, wird niemand läugnen, aber daraus folgt noch nicht, daß auch die Metrik hier vier Hebungen anzunehmen und in Folge dessen die dritte Hebung wieder stärker zu betonen habe. Wir wollen hier ununtersucht lassen, inwieweit der vorherrschend musikalische Charakter unserer ganzen modernen Lyrik auf die Beschaffenheit der Versarten eingewirkt habe; denn das ist wohl gewiß, daß die Umänderung des alten Trimeter, einer dreyfachen Gliederung eines zweytheiligen Metrums in zwey Hälften, aus je drey Hebungen bestehend, hierin ihren Hauptgrund hat, während umgekehrt der dramatische Vers der Neueren durch das Wegfallen des sechsten Fußes das musikalische Element ganz von sich ausschloß; aber nicht einmal unser eigener deutscher Alexandriner fügt sich dem Verlangen von Lehrs, tetrametrisch gelesen zu werden; wir möchten es wenigstens nicht mit anhören, wenn uns Jemand Uhlandische Balladen oder irgend ein anderes Gedicht in der sogenannten Nibelungenstrophe, deren Verwandtschaft mit dem Hexameter, der ja auch zumeist in zwey dreygliederige Hälften zerfällt, wohl nicht verkannt werden kann, mit den Pausen des Herrn Lehrs vorlesen würde. Oder man vergleiche einige lyrische Gedichte. Nach dieser Annahme wäre kein metrischer Unterschied etwa zwischen den beyden bekannten Gedichten: „Als Kaiser Rothbart lobesam“ und dem: „Graf Eberhard im Bart“; oder dem Göthischen; „das Wasser rauscht, das Wasser schwoll“ und dem: „Es war ein König in Thule.“ Und wenn man den metrischen Unterschied beyder unmittelbar nebeneinander recht deutlich fühlen will, dann lese man nur den Zauberlehrling; dort findet man Tetrameter und Trimeter abwechselnd, und man wird sie wohl kaum einem Schema unterordnen wollen. Ob übrigens diese Verwerfung eines dreygliederigen Metrums so durchgreifend ist, daß sie etwa auch auf den Hexameter oder die sapphische Ode ausgedehnt werden soll, können wir nicht bestimmt wissen, da sich die Schrift nicht weiter darüber äußert; wir wollen also hier unsere Bemerkungen zu der deutschen Metrik des Herrn Vorredners schließen, und zu der Metrik des Herrn Meißner selbst übergehen.

Wir werden zuerst den Abschnitt, der vom

Creticus handelt, beleuchten. Derselbe stellt ihm einen $\frac{2}{4}$ Takt dar, dessen erste Hauptzeit durch eine Triole ausgefüllt wird, deren erste beyde Noten in der Regel zusammengezogen sind. Der Verfasser stimmt hier soweit mit Böckh überein, daß auch er im Creticus nur eine Hebung annimmt, weicht aber darin von ihm ab, daß er die kurze Mittelsylbe zur Arsis zählt, während Böckh sie zur Thesis rechnet, indem er die nothwendige Gleichheit beyder durch den Ictus hergestellt seyn läßt, welcher der Arsis eine Mora zulege. Wir können zwar der Theorie Böckhs hier nicht beytreten, aber noch weniger der des Herrn Verfassers. Wir wüßten es nicht zu billigen, wenn das natürliche Verhältniß der Längen und Kürzen so verkehrt wird, daß einer zwischen zwey Längen befindlichen Kürze gegenüber die zweyte Länge als Thesis betrachtet wird. Wir können uns weiter mit den Triolen nicht befreunden, obwohl sie auch Hermann, doch freylich nur in ganz seltenen Fällen annimmt, während sie bey Herrn Meißner, wie wir sehen werden, eine sehr große Rolle spielen. Schon Böckh, der sie in seiner ersten Schrift über Pindars Metren noch angenommen, hat sie später mit Entschiedenheit verworfen, und gewiß mit Recht; denn sie widersprechen der übereinstimmend überlieferten im Wesen der Lautverhältnisse begründeten Zeitmessung der alten Sprachen. Auch vermögen wir keinen Grund zu finden, warum die Triole nicht auch in einen Jambus zusammengezogen werden könne. Endlich sehen wir nicht ab, wie es sich rechtfertigen läßt, wenn nicht bloß der Trochäus, den der Verf. an andern Stellen doch auch als zwey Viertel gelten läßt, für eines gerechnet wird, sondern nöthigenfalls selbst ein Spondeus. Und dabey handelt es sich bey allen diesen Längenbestimmungen nicht um eine durch die ἀγωγή bewirkte musikalische Modification des Zeitmaßes, wie sie Böckh z. B. gerade beym Creticus annimmt, um die so augenfällige Gleichheit mit dem Ditrochäus nicht fallen lassen zu müssen, sondern um das metrische Grundverhältniß der Füße.

(Schluß folgt.)

Pitturesque Sketches of Greece and Turkey.

(Schluß.)

Aus den vielen beachtenswerthen Schilderungen und meist sehr treffenden Bemerkungen, die sich in dem vor uns liegenden Reisewerk finden, heben wir nur noch das heraus, was der Verfasser von dem ersten Eindruck erwähnt, welchen der Anblick von Constantinopel auf ihn machte. Mit Recht wies er die Forderung seines Führers, sogleich beym Eintritt in die Stadt die bedeutendsten Reste der älteren Zeit und andere Merkwürdigkeiten zu sehen, von sich, er wollte zuerst, ungestört durch das Eingehen ins Einzelne, der Anschauung des Ganzen sich hingeben. Auch hierdurch bestätigte sich ihm an Constantinopel seine Ansicht, daß man den Charakter und die Geschichte einer Nation schon in der äußern Gestalt und Beschaffenheit ihrer Hauptstadt zu erkennen vermöge. In Roms Kirchen, Obelisken, Kunstsammlungen, in den Ruinen seiner Triumphbögen, seines Colisäums, seiner Kaiserpaläste erkennt man den eigenthümlichen Herrschergeist des Volkes in seiner alten Form der Kaisermacht und der neueren seiner priesterlichen Gewalt, beyde im Geleite der Künste. In anderen italienischen Städten deuten die vielen prachtvollen Paläste auf die einheimische aristokratische Verfassung, auf einen Stand der vornehmeren Bürger hin, der durch den Handel reich und groß geworden. In Paris sind es weder die Paläste noch die Kirchen, auch nicht die mancherlei Denkmale und Erinnerungszeichen an die kriegerischen Thaten der Nation, welche dem besuchenden Fremden vorherrschend in die Augen fallen, sondern die hier glänzender als irgendwo anders ausgestatteten, überaus zahlreichen Kaffeehäuser und Restaurationen, sowie andere Orte der geselligen Vergnügungen und sinnlichen Belustigungen. London, in der unermeßlichen Menge seiner bewohnten Backsteinmassen, gleicht eher einer Welt als einer Stadt. Nur einige wenige ansehnliche und solide Gebäude, die sich unter der Masse der Volkswohnungen verlieren, sind wissenschaftlichen Zwecken, dem blühenden Handelsverkehr, sowie politischen Vereinen gewidmet; zwey mächtige Bauwerke aber ragen über das Meer von Dächern weit hervor: die St. Paulskirche und das Parlamentshaus, jene als Symbol der Kirche, dieses als das des Staates. Das gesammte Ganze der Stadt spricht den Charakter einer Nation aus, welche dem Handel mit der ganzen Welt, der Freyheit, der Geschäftsthätigkeit und einem friedlich stillen Fortschreiten auf jener Bahn ergeben ist, die das Festhalten an all dem vorgezeichnet hat, das sich von einem Geschlecht zum andern als gut, als wahr, als recht und als wohlthuend erwiesen hat. An Constantinopel bemerkt man sogleich, daß hier nur der Wohlstand und die Macht einer einzigen Familie, jener der despotischen Herrscher von einem Geschlecht zum andern gesichert waren. Die andern Bewohner alle, in dem unsicheren Besitz ihrer Güter, ihrer Freiheit und selbst ihres Lebens, haben nur an den Genuß des Augenblickes, nicht an ein Bauen für die Zukunft gedacht. Nur die schrankenlosen Beherrscher der Gläubigen haben während des Lebens ihren Namen in den vergoldeten Kuppeln der Moscheen, in ihren Palästen, sowie selbst nach ihrem Tode in den durch die ganze Stadt verstreuten Grabmälern in bleibender Weise verherrlicht. Im Schatten der Moscheen stehen die niederen, äußerlich armseligen, innerlich prachtvoll und üppig ausgestatteten Hüttenwohnungen des Volkes da. Das ganze Volk ist nur ein Schatten des Kolosses seines Herrscherthrones, jenem ist nichts geblieben als der Rauchdampf aller fleischlichen Belustigungen und die Hoffnung auf die Freuden des Paradieses.

Ja seitdem Mohamed der Sultan dem Genius des alten Byzanz, der in Constantins prophetischem Traume unter dem kaiserlichen Diadem sich verjüngt und verschönert hatte, den Turban aufsetzte, ist jener Genius zwar kein viel schlechterer geworden als er unter dem Reiche der byzantinischen Kaiser war, wohl aber ein ganz anderer und im Ganzen keineswegs ein schönerer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juli.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Fragments d'une Histoire des Arsacides, Ouvrage Posthume de M. J. Saint-Martin. Publié sous Auspices du Ministère de l'Instruction Publique. Tome premier. Paris, imprimerie Nationale 1850. S. XII und 448 8. Tome Deuxième. Paris 1850.

Es hat neulich ein Correspondent der allgemeinen Zeitung aus Anlaß der Erscheinung dieses Werkes interessante Personalien über Saint-Martin berichtet, die mich lebhaft an den theuren Mann und großen Gelehrten, den ich sehr wohl gekannt habe, erinnerten, aber über das Werk selbst hat er nichts gesagt, und seines Herausgebers hat er nicht einmal Erwähnung gethan. Und doch ist Hr. Félix Lajard, der Freund und Mitbruder des Seligen in der Akademie der Inschriften, derselbe, der vor Jahren selbst in den Morgenländern gewesen, daselbst Anticaglien gesammelt, und neuerlich mit den Früchten seiner Reisen und Forschungen, mit den zwey großen illustrirten Werken über die Venus und über den Mithras neben mehrern andern Abhandlungen das europäische Publikum beschenkt hat. Als Mitglied der vom Ministerium zur Redaction des von Abel Rémusat und Saint-Martin hinterlassenen literarischen Nachlasses niedergesetzten Commission hat er nun selbst die Bearbeitung des Lieblingswerks des Seligen übernommen, so weit er es im Jahre 1832 vollendet hatte, als er in seinem vierzigsten Lebensjahre mit jenem seinem Amtsgenossen von der Cholera hingerafft wurde. Und somit hat Lajard auch seinerseits die alte Geschichte bereichert, welche neuerlich von Frankreich aus so manchen Zuwachs gewonnen hat. Da ich nun bereits über die Leistungen deutscher Gelehrter berichtet habe, die uns seit einigen Jahren von dort aus zugekommen sind, so finde ich es nachgerade schicklich, auch die Arbeiten einiger französischer auf diesem Gebiete zu besprechen, obgleich bey vorliegendem Werke zu dessen eigentlicher Würdigung ein Orientalist erforderlich wäre. Ich werde mich darauf beschränken, die Leser mit dem Inhalte dieser zwey Bände nach ihren Haupttheilen bekannt zu machen, und einige Punkte hervorzuheben, die mehr oder weniger von allgemeinem Interesse seyn möchten.

P. V — XII. Avertissement de L'Éditeur.

Außer den Notizen, die ich daraus so eben mitgetheilt habe, erfahren wir zuerst, daß Saint-Martin die Untersuchungen über die vier Zweige der Arsaciden, der von Persien, von Armenien, von Indien und von Bactriana, schon im Jahr 1816 oder 1818 angefangen hatte (s. desselben Nouv. Recherch. sur l'époque de la mort d'Alexandre et sur la chronologie des Ptolémées Paris 1820, Avertissement p. 1). [1]) In derselben Schrift kün-

1) Vergleicht man nun, füge ich bey, die Länge dieses Zeitraums bis zum Jahre 1849 und den Umfang der Notes de l'Éditeur. Tom. II. p. 307 — 369 und die Anzahl der Schriftsteller, welche Hr. Cleß im Jahre 1848 in einem gehaltreichen Artikel: Parthi, Parthia, in Pauly's Real-

digte er dieſe Geſchichte der Arſaciden nur als einen Theil eines weit größeren Werkes an, welches die alte Geſchichte des ganzen weſtlichen, ſüdlichen und nördlichen Aſien umfaſſen ſollte. Jedoch auf dieſem Gebiete mußte Vieles lückenhaft bleiben, und obgleich Saint-Martin den in Europa am wenigſten bekannten Dynaſtien der indiſchen und der nördlichen Arſaciden einen beſondern Fleiß gewidmet hatte, ſo hätte er doch die Aufgabe, ihre Entſtehung und Folge chronologiſch darzulegen, weder mit Hülfe der orientaliſchen, noch der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller nimmermehr befriedigend löſen können; da ſelbſt der große Münzſchatz, den wir ſeit den letzten dreyßig Jahren in Baktrien und in den angränzenden Ländern gehoben haben, bis auf den heutigen Tag kein Werk ermöglicht, das die Lücken, die Saint-Martin auf dieſem Felde gelaſſen hat, auszufüllen im Stande wäre.

(Fortſetzung folgt.)

Zur Metrik, von Otto Meißner.

(Schluß.)

Wir gehen vielmehr von dem in dem Längenverhältniß der Sylben begründeten Unterſchiede zweyer Hebungen aus, und ſehen das unterſcheidende des Creticus in dem Mangel der Theſis nach der zweyten Hebung. Für die Richtigkeit dieſer Annahme ſpricht ſchon der häufige Wechſel des Creticus mit trochäiſchen Dipodien; und wenn Herr Meißner dieſe Analogie dadurch beſeitigt, daß er Trochäen in dieſer Verbindung für keine Trochäen mehr anerkennt, ſondern für Cretiker, in denen das Triolenmotiv auch im zweyten Takttheil fortgeführt wird, ſo iſt das eben nur ein Beweis, mit welcher Freyheit, um nicht zu ſagen Willkühr, er ſich auf ſeiner taktiſch-muſikaliſchen Baſis bewegt. An eine Pauſe als Erſatz der zweyten Hebung darf dabey natürlich nicht gedacht werden; es würde dadurch der Vers auf unerträgliche Weiſe zerſtückt werden; eher mag man an eine Dehnung der zweyten Arſis denken, da dieſelbe vor der fehlenden Theſis jedenfalls ſchärfer heraustritt; aber wir halten es hier zwecklos, genaue Berechnungen über das Maß der einzelnen Sylben anzuſtellen; das entſcheidende iſt uns der Ton, der die Hebung bezeichnet, bey dem es auf den Unterſchied von $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{5}$ oder $\frac{1}{7}$ weiter nicht ankommt, da es ſich um eine quantitative Zeitbeſtimmung in der Metrik überhaupt gar nicht handelt. Der $\frac{2}{4}$ Takt iſt demnach allerdings im Creticus vorhanden, nur daß er nicht im Verhältniß von Arſis und Theſis liegt, ſondern im Verhältniß zweyer Arſen zu einander. Wortſtreit, könnte man vielleicht meinen. Doch ſchon die verſchiedene Geltung, die der Verfaſſer nach ſeinen Grundſätzen dem Trochäus hier und an andern Stellen beylegen muß, zeigt, wie nothwendig es iſt, dieſe Grunddifferenz hervorzuheben; und wir werden alsbald noch ſtärkere Beyſpiele derſelben finden.

Zunächſt im Dochmius. Die urſprüngliche Form desſelben, von der auch der Herr Verfaſſer ausgeht, bietet drey Längen und zwey Kürzen. Dieſe zwingt nun derſelbe, wiederum mit Hülfe der Triolen, gleichfalls in den $\frac{4}{4}$ Takt, und zwar ſo, daß nach $\frac{1}{8}$ Auftakt die drey Längen ſo in zwey gleiche Hälften zertheilt werden, daß die zweyte Länge mit der Kürze als Triole gefaßt wird, die dritte aber $\frac{1}{4}$ Pauſe nach ſich hat, daß alſo der Trochäus in der Mitte als ſchlechter Takttheil zwiſchen zwey ſtärker betonten Hebungen zu ſtehen kommt; und um dieſe Meſſung zu beweiſen, behauptet der Hr. Verf. ſogar, diejenige Form des Dochmius, welche die zweyte Kürze als syllaba anceps verlängert, ſey gewißermaſſen die urſprüngliche, indem die vier langen Sylben nur als regelmäßiger $\frac{4}{4}$ Takt zu leſen ſeyen, ſo daß dann die dritte

---

Encyclop. V. 2. S. 1195 — 1211 aus den neuern Zeiten anzuführen hatte, ſo wird man die Verdienſte des Hrn. Lajard um dieſes nachgelaſſene Werk ſeines Freundes bemeſſen können; dem übrigens die Cleßiſche Arbeit unbekannt geblieben, während der deutſche Gelehrte von Saint-Martin's Aufſatz über die Arſaciden im Journal Asiatique I. p. 65 sqq. bereits Gebrauch gemacht hat; er iſt in dieſer Ausgabe Tom. II. p. 293 — 306 wieder abgedruckt worden.

Sylbe, die eigentlich anceps iſt, den Hauptton als guter Takttheil erhält, und die Pauſe wegfällt. Damit tritt denn freylich an die Stelle des Dochmius, des leidenſchaftlichſten, gewaltſamſten unter allen antiken Metern, ein Versmaß von der allergrößten Einfachheit und Anſpruchsloſigkeit, nämlich ein ſpondeiſcher Modnometer. Zu dieſem unerwarteten Reſultat ſcheinen mancherley Gründe zuſammengewirkt zu haben, das Beſtreben des Verfaſſers, überall einfachen Takt nachzuweiſen, Vorliebe für Triolen, und endlich die Abneigung gegen dreygliederige Reihen, die wir ſchon oben zu beſprechen Veranlaſſung hatten. Denn mag man nun den Dochmius als zwey Jamben meſſen mit einer bloßen Arſis dazwiſchen, wie Hermann, oder wie Böckh als Jambus und Creticus, darüber waren bis jetzt wohl alle Metriker einig, daß in demſelben drey Hebungen ſind mit dem charakteriſtiſchen Ausfalle der Senkung zwiſchen der erſten und zweyten, und man kann kaum an einem andern Beyſpiel ſo deutlich ſehen, mit wie geringen Mitteln, mit wie unbedeutenden Aenderungen die Griechen ſo großes und verſchiedenes leiſteten. Denn auf was reducirt ſich endlich der Dochmius? auf einen halben Trimeter. Indem aber an die Stelle der leicht hingleitenden Dipodien hier der ſchwerere tripodiſche Takt tritt, und obendrein der behende Fall der Jamben durch die fehlende Theſis in der Mitte gleichſam geſtaut wird, entſtand ein Maß, das faſt das entgegengeſetzte Extrem des Trimeter iſt, und einer Leidenſchaft zum Ausdruck dient, die noch zu heftig iſt, um ſelbſt in den feineren Formen der choriſchen Geſänge ſich ganz faſſen und ausſprechen zu können.

Der dritte Vers, den der Verfaſſer beſpricht, iſt der Glyconeus. Hier hat ihn ſeine Takttheorie nicht irre geführt, und wir ſind ganz wie er der Ueberzeugung, daß dieſer Vers als zwey Dipodien zu meſſen ſey, oder, wie ſich der Verf. ausdrückt, als zweymal $\frac{4}{4}$ Takt. Es darf demnach die ſogenannte Baſis nicht als ſelbſtſtändige Einleitung in den Rhythmus, als Präludium, wie Hermann ſie bezeichnet, ſondern als ein eng mit dem Ganzen verbundenes Glied angeſehen werden. Wir können hier billig, wie auch der Verfaſſer, die Frage nach der Baſis überhaupt bey Seite laſſen, obwohl wir die Bemerkung nicht unterdrücken können, daß uns dieſer Punkt noch einer der dunkelſten in der Metrik zu ſeyn ſcheint; denn was kann man ſich abſonderlicheres denken, als mitten im Fluß der metriſchen Rede, ja mitten in einem Vers einen oder zwey Füße, die der gewöhnlichen Annahme zufolge gleichſam ganz aus der metriſchen Ordnung herausfallen? Im Glyconeus wenigſtens iſt ganz unzweifelhaft der erſte Fuß, der gewöhnlich als Baſis, die dem Choriambus vorhergeht, bezeichnet wird, als erſte Hälfte in die erſte Dipodie aufzunehmen. Dafür ſpricht einmal der Umſtand, daß nie ein Pyrrhichius an dieſer Stelle vorkommt (bey den äoliſchen Lyrikern mag die Sache eine andere Bewandtniß gehabt haben), und entſcheidender der weitere Umſtand, daß die Baſis ihre Stelle mit dem folgenden Daktylus vertauſcht, und damit, wie Hermann ſagt, ihre Natur verändert. Wollte man aber fragen, wie es komme, daß der erſte Fuß ſo große Freyheiten dulde, ſo brauchten wir keine anderen Gründe dafür anzugeben, als dieſelben, durch welche eben die Baſis erklärt werden ſoll. Sind wir aber auch ſo weit mit dem Hrn. Verf. einverſtanden, ſo können wir doch die weitere Ausführung nicht billigen; und dieſelben Bedenken, die wir oben ausſprechen mußten, erheben ſich auch hier. Daß der Verf. zur Ausfüllung ſeines Schemas Pauſen unbedenklich anwendet, wurde ſchon erwähnt. Für das Ende eines Verſes könnte man dieſelben zugeben; nur wird man ſchwerlich ſo weit gehen wollen, wie der Verf. durch ganze Taktpauſen alle Cretiker in Dimeter zu zerlegen; und noch weniger, eine ſolche Pauſe ſogar am Anfange eines Syſtems anzunehmen. Denn wenn wirklich an dieſer Stelle, wo alſo gar keine Anzeichen einer Pauſe für den Leſer vorhanden ſind, eine ſolche angenommen werden müßte, dann bliebe freylich keine andere Wahl, als den Chören die gehörigen Taktzeichen voranzuſetzen, und die nöthigen Pauſen in den Text aufzunehmen. Weniger groß, aber faſt noch ſtörender ſind die Pauſen, die der Verf. zu Anfang des Glyconeus ſtatuirt. Um nämlich den Jambus als Baſis ſeiner Theorie zu erklären, nimmt er eine Viertelpauſe an an Stelle der mit dem Hauptaccent ausgefallenen erſten Sylbe. Wir können ge-

gen dieſe Annahme die eigenen Worte des Verfaſſers anwenden, mit denen er die Bedenken zu beſeitigen ſucht, die ſich bey einer Wortbrechung zu Ende des Verſes wegen der in dieſem Falle nothwendigen Verlängerung des letzten Viertels zu einem Halben erheben. Er ſagt nämlich: „das letzte Zeitmoment iſt allerdings im Vers verkörpert, aber es wird dem Gehör durch nichts als individuell ſelbſtſtändig bemerklich gemacht; es iſt der Wahrnehmung völlig entzogen; denn das Vorhandenſeyn kann nur in Form einer ſelbſtſtändigen Sylbe fühlbar werden.“ Mit dieſer ganz richtigen Behauptung ſtimmt auch die Praxis im Glyconeus ganz überein. Denn ein Pyrrhichius oder eine Arſis nur als erſter Fuß, die der Verfaſſer nach ſeiner Theorie als ganz zuläßig bezeichnen muß, kommt, wie er ſelbſt erwähnt, nirgends vor. Was hat er alſo durch ſeine Annahme gewonnen? Uns ſcheint gar nichts. Er behauptet zwar ausdrücklich, der Jambus zu Anfang des Glyconeus ſey kein Jambus; wenn er aber von einer geſteigerten Dynamik des Verſes ſpricht, indem die fehlende Sylbe des guten Takttheils nothwendig den Accent des zweyten Viertels ſteigere, ſo hat er eben damit den metriſchen Charakter des Jambus bezeichnet und zugegeben, und über die vorhergehende Pauſe brauchen wir nicht weiter zu ſtreiten, da ſie ja der Wahrnehmung völlig entzogen iſt. Wiederholt müſſen wir uns aber gegen die verſchiedene Meſſung ausſprechen, welche durch den Takt den einzelnen Füßen aufgedrungen werden ſoll. Wie der Jambus, ſo wird auch der Tribrachys bald als drey Achtel mit einer Pauſe, bald als Viertelriole gemeſſen; und wenn dann vollends der Trochäus unmittelbar nebeneinander zuerſt als ein Viertel in Achteltriolenform, dann aber als zwey Viertel gelten ſoll, wie es der Verfaſſer z. B. für den Vers Antig. 103 annimmt, dann verſchwindet uns jeder feſte metriſche Boden unter den Füßen, und die einzige Stütze, die der Verf. als ein beſonderes Aushülfsmittel an den gefährlichſten Stellen empfiehlt, der Wortaccent, möchte kaum geeignet ſeyn, uns aus dieſen Verlegenheiten zu befreyen. Durch dieſes einſeitige Hervorheben des Taktes, bey dem es am Ende gleichgültig iſt, ob ein Fuß durch einen Dactylus oder Trochäus oder Ditrochäus ausgefüllt wird, hat ſich der Verfaſſer abhalten laſſen, trotz einzelner guter Bemerkungen, die Bedeutung dieſes Versmaßes im Zuſammenhang zu erörtern. Es iſt bekannt, welche wichtige Stelle es bey den Tragikern einnimmt. Man kann wohl ſagen, wie der Dochmius die commatiſchen Partien des alten Dramas beherrſcht, ſo iſt der Glyconeus der charakteriſtiſche Repräſentant der gemäßigten reflectirenden Chorpoeſie. Bey Aeſchylus, wo die lyriſche Empfindung noch einen volleren Ausdruck in den Geſängen des Chors findet, iſt er deßwegen ſeltener, bey Euripides, wo die Reflexion vorwiegt, tritt er um ſo häufiger auf. Bey Sophokles, der auch hier die glückliche Mitte hält, tritt er bedeutſam genug hervor, aber nicht ſo ſehr, daß er den reicheren Ausdruck mannigfaltiger Empfindung beeinträchtigte. Denn allerdings die prächtig ſich entfaltenden Maſſen der pindariſchen Chöre ſind in der Regel in größerem Maßſtab entworfen, obwohl ſicherlich Niemand den Anfang von Ol. 1. als dürftig bezeichnen wird; aber die Tragiker griffen in mancher Beſchränkung mehr zu den Formen zurück, wie ſie ſich, man könnte ſagen faßlicher, in der meliſchen Poeſie entwickelt hatten, die ſie zu kräftigeren, kürzeren Maßen ausbildeten, als es Pindar konnte; und eben für dieſen Zweck iſt kein Metrum bezeichnender als der Glyconeus, das bewegliche Element der Baſis, der raſch anſteigende Dactylus im zweyten Fuß, der ruhige und doch kräftige trochäiſch-katalectiſche Fall in der zweyten Hälfte vereinigen alles, was hier gefordert und geleiſtet werden kann, zumal wenn man die Mannigfaltigkeit in Anſchlag bringt, die die Vertauſchung der Füße hervorbringt, und endlich den Pherecrateus in Betracht zieht, der mit ſeinen drey Hebungen und thetiſchem Ausgange den befriedigendſten Schluß bildet.

S. Pfaff.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Juli.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Fragments d'une Histoire des Arsacides.

(Fortsetzung.)

Ohne Zweifel würde der Verfasser auch, hätte er es selbst zum Abschluß bringen können, sein Werk in Abschnitte, und jeden von diesen wieder in Capitel eingetheilt haben, aber da er dieses in seiner Handschrift unterlassen, so hat der Herausgeber sich selbst das mühsame Geschäft auferlegt, diesen Mangel am Schluße des zweyten Bandes durch ein vollständiges analytisch-alphabetisches Register zu ersetzen. Diesem hat er als Zugabe drey chronologische Tafeln vorausgesetzt, wovon die erste die arsacidische Königsreihe von Persien darstellt; die zwey andern die Reihe der Arsaciden des ersten und zweyten Zweiges, die in Armenien regiert haben. Den Daten, die Saint-Martin für ihre Regierungsjahre angenommen, gegenüber hat Lajard in gegenüber stehenden Fächern die Daten niedergelegt, die sich aus den Untersuchungen von Tychsen, Lenormant, Longperier, Cappelleti und Prinsep ergeben. — An dieses Avertissement des Herausgebers reihet sich unmittelbar die Table des Divisions de l'ouvrage, die ich zur Uebersicht des gesammten Inhalts dieser zwey Bände hier im Auszug mittheilen muß.

Première Partie. Origine des Arsacides. — Section I. Arsacides de Perse. Section II. Arsacides d'Arménie. — Deuxième Partie. Histoire des Arsacides. Section I. Histoire des Arsacides de Perse. — Appendice.

Mémoire sur l'époque de la fondation de la dynastie des Arsacides. Discours sur l'origine et l'histoire des Arsacides. Notes de l'éditeur. Tableau chronologique des rois arsacides de Perse; tableau nro. 1. — Tableau chronologique des rois arsacides d'Arménie, de la première branche; tableau nr. 2. — Tableau chronologique des rois arsacides, de la deuxième branche; tableau nr. 3. — Table alphabétique des matières.

Ich komme zum Werke selbst, wovon ich den Anfang wörtlich hierher setze, theils des Inhalts wegen, wozu ich einige Anmerkungen zu machen habe, theils um von dem Vortrag Saint-Martin's den Lesern eine Probe zu geben.

Première Partie. Origine des Arsacides.

P. 1 sqq. „Quelques auteurs, induits en erreur par une analogie apparente de noms, ont prétendu que le nom de Perses et celui de Partes, que l'on donne ordinairement au rois Arsacides [2]) étaient exactement les mêmes, avec une simple différence de prononciation et qu'on avait tort de les distinguer. Cette assertion est en contradic-

2) Dio Cass. XL. 12 — 14. p. 297 — 299 ed. Schaef. Tauchn. (die Editio Gros reicht noch nicht so weit.) *Ὁ δὲ δὴ Κράσσος — ἐπὶ τοὺς Πάρθους ἐπεστράτευσε.* cap. 14. — *ἔς τε τὸ μέσον τότε πρῶτον ὑπ' Ἀρσάκου τινὸς ἀφίκοντο. (ὅθενπερ καὶ οἱ ἔπειτα βασιλεύσαντες αὐτῶν Ἀρσακίδαι ἐπωνομάσθησαν).* Die Identität der Parther und Perser ist noch neuerlich von einigen deutschen Gelehrten behauptet worden. (s. die Note zu Herodot. III. 93. p. 173 ed. Baehr et Cr., womit man jetzt unsern Verfasser gleich zunächst p. 2 und Tome II. Appendice p. 265 vergleichen muß.)

tion manifeste avec le temoignage unanime de l'antiquité. Il suffit, pour le demontrer, de s'appuyer de l'autorité des tous les géographes grecs et romains qui font mention d'une province de Perse, appelée Parthie ou Parthyène, où ils disent que les Arsacides jetèrent les premiers fondements de leur empire. Ce pays, dont l'étendue ne nous est pas bien connue et dont les limites paraissent avoir considerablement varié, était borné à l'orient par Asie; au sud, par la Caramanie; au couchant, par la Médie, l'Hyrcanie et la mer Caspienne; et au nord, par les nations scythiques qui habitaient les rives de l'Oxus. Observons cependant que le nom de Parthyène ne semble s'appliquer proprement qu'à une petite contrée située à l'orient de la mer Caspienne, et que celui de Parthie désigne la totalité des pays qui furent les premières conquètes des Arsacides, et les seuls qui reconnurent leur sauveraineté pendant assez longtemps [3]).

— — — —

„C'e fut dans la Parthyène que les Arsacides se rendirent pour la première fois indépendants des Seleucides. Il est donc fort naturel quils aient pris le nom de cette province, et quils l'aient étendu à la totalité de leur empire. S'il etait besoin d'autres preuves pour demontrer que le nom de Perses et celui de Parthes n'ont jamais rien eu de commun, il suffirait de dire qu' Hérodote, qui vivait environ deux sièles ayant la révolte du prémier des Arsacides, parle plusieurs fois des Parthes comme d'une petite nation de la Perse orientale, dont le nom obscur n'avait certainement aucune rapport pour l'origine avec celui des Perses. Enfin, les Arméniens, qui furent gouvernés par des rois de la même race que ceux qui regnoient en Perse, ont bien soin de distinguer ces deux noms. Celui de Barsik'h, designe les Perses, et celui de Barthierk'h, s'applique aux princesses de la race royale des Arsacides. Der des Armenischen kundige Verfasser hat die Armenischen Charaktere beygefügt.) [4])

3) Ueber die Quellen der Geschichte der Parther und ihre Geschichte selbst verdient immer mehr nachgeleſen zu werden mein alter Lehrer Chr. Dan. Beck in der Anl. zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeschichte II. S. 75 — 78, dem ich jetzt Weniges beyfügen will. Schon Hekatäos von Milet kennt *Πάρθοι* s. ed. Clausen p. 93, wie sie auch Herodot nennt. Bey Ktesias in den neueſten Texten bald *Παρθναῖοι*, bald *Πάρυθιοι*, bald *Πάρθοι* (s. Fragg. Historicc. grr. ed. Car. Müller Vol. I. p. 14. 42. 44. 47) und so variiren die übrigen Schriftsteller der Griechen, die wir zugleich als Quellen ihrer Geschichte betrachten müſſen, wozu aber Appianus nicht gehört, denn die ihm beygelegte *ἱστορία Παρθικὴ* ist nichts als ein aus Plutarch's Schriften zuſammengeflickter elender Cento, und daher auch in der neuen Ausgabe bey Didot mit Recht weggelaſſen worden (s. Praefatio p. VII daſelbst.) — Andere Nachweiſungen über die Quellen der parthischen Geschichte s. bey Cleß a. a. O. S. 1198.

4) Hierzu bemerkt Lajard Tom. II. p. 307 sq. in den Notes de L'Editeur: „La distinction judicieuse qu'établit l'auteur entre les Perses et les Parthes est confirmé non seulement par le temoignage des historiens arméniens, ainsi qu'il a soin de le faire remarquer, mais aussi par la grande inscription trilingue, gravée en caractères cunéiformes sur un rocher, à Bi-sutoun. Darauf bemerkt er, daß dieſe Inſchrift dem ſeligen Sainmartin unbekannt geblieben, beruft ſich dann auf die lateiniſchen und engliſchen Ueberſetzungen und Erklärungen des Major Rawliſon, macht auf die Wichtigkeit dieſer Inſchrift für die Geſchichte der Achämeniden (worüber uns neuerlich Rubino eine ſchöne Abhandlung, Marburg 1849 geliefert hat) aufmerkſam, und bemerkt, mit Nachweiſung vieler Columnen, daß auf dieſem Denkmal der Name Pársa (Pásiya im Genitiv) beſtändig in der Bedeutung von Persis und von Persius vorkommt; wogegen Parthyene oder Parthien eben ſo beſtändig mit dem Namen Parthova bezeichnet wird; fügt endlich hinzu, daß ſchon vorher Laſſen in ſeiner Schrift: „Ueber die Keilinſchriften der erſten und zweyten Gattung“ gezeigt habe, daß der Volksname Perſer geſchrieben wird Pârsa und der andere Parther: Parthova; daß man aber für die Bedeutung des letztern in der Skythenſprache Flüchtling keinen beſſeren Gewährsmann als den Juſtinus XL. 1. habe. — Die verſchiedenen Etymologien von Parther und Parthien findet man jetzt zuſammengeſtellt bey Cleß a. a. O. S. 1195 f.

Auch wird im Verfolg der wirklich verschiedene Ursprung der Parther und der Perser nachgewiesen Pag. 33. sq.: Il nous paraît hors de doute, d'après tout ce que nous venons de rapporter, que les Parthes avaient une origine différente de celle des Perses, puisque, jusq'au derniers jours de leur domination, ils affectèrent de se distinguer de leurs sujets, soit par les usages, soit même par le langage." Jedoch wird im Verfolg (p. 35) gezeigt, wie die griechischen Schriftsteller die Parther, besonders seitdem die Arsaciden Persien beherrschten, Perser benennen, eben so wie sie die Sassaniden, die Neuperser mit dem Namen Parther belegen. Nachdem die allmählige Zunahme der Macht der Parther, ihre Eroberungen Persiens und Armeniens überblickt worden, wird weiter gezeigt, wie sehr seit des Crassus und des Antonius Niederlagen dieselben den Römern sich furchtbar gemacht, so daß diese vor der Regierung Trajan's nie gewagt hätten ihre Heere in großen Massen den Parthern entgegen zu stellen, und wie sie jedes Anerbieten der letztern zu Unterhandlungen mit ihnen aufs Bereitwilligste zu Friedensschlüßen benützt hätten. Woran (Tom. II. p. 181.) folgende inhaltsreiche Betrachtungen angeknüpft werden, die ich im Original hinzufüge; „On peut donc affirmer avec certitude que, sans les divisions intestines, qui agitèrent constamment leur empire, et sans les vices de leur constitution féodale [5]) qui les empêcherent d'entreprendre des expeditions lointaines, les Parthes eussent fini, sinon par chasser les Romains de tout l'Orient, du moins par se rendre maîtres de la Syrie, où les peuples, à cause de la similitude des moeurs et de la religion, étaient disposés à se soumettre à leur puissance, comme on le voit par plusieurs de leurs expeditions."

Wenn Saint-Martin die Feudalverfassung hier zu den Ursachen des Sturzes der Arsaciden zählt, so hatte er im ersten Theil den Untergang dieser Dynastie selbst berichtet; denn über dieses welthistorische und den ganzen Orient erschütternde Ereigniß sagt er (Tom. I. p. 49 sq.): „Après avoir dominé presque cinq cents [6]) ans sur la Perse, la race royale des Arsacides fut dépossédée de la couronne par un Perse surnommé Ardeschir, et nommé indifféremment fils de Babek (Pabek) ou fils de Sassan, selon qu'il est question de ses aïeux paternels, ou de ses aïeux maternels. — C'est pourquoi il est toujours appellé, par les écrivains orientaux, Ardschir Babégan, c'est-à-dire fils de Babek. Il se nomme ainsi lui-même sur le monuments qu'il a fait élever, et dont M. Silvestre de Sacy a donné une savant explication." — (p, 51.: „Il paraît qu' Ardeschir se prétendait même issu par son grand-père Sassan de la race des anciens rois qui avaient régné dans la Perse avant l'invasion d'Ale-

5) An einem andern Orte (II. p. 293.) sagt Saint-Martin, es sey eine fast allgemeine Ansicht, das Feudalsystem sey seinem Ursprung nach europäisch, und in den germanischen Wäldern entsprungen, aber nichts destoweniger eine völlig irrige; und schließt mit den Worten: — „et l'on verrait que si c'est des forêts de la Germanie que nous avons tiré le gouvernement féodal, il n'en est certainement pas originaire" etc. etc. pagg. sq. Wenn Saint-Martin diese Sätze in einer 1821 in der Akademie gehaltenen Vorlesung vorgetragen hatte, so ist jetzt interessant zu bemerken, daß gleichzeitig oder vielleicht früher in seinen zu Bonn gehaltenen Vorlesungen Niebuhr dasselbe Ergebniß seiner Forschungen ausgesprochen hatte; denn in den Vorträgen über die römische Geschichte von Schmitz und Zeiß II. S. 370 heißt es unter Anderm: „Das parthische Reich war auf Feudalprincipien gegründet, und die Königreiche von Medien, Persien, Babylonien und andere waren wenigstens in den früheren Zeiten lehenspflichtige Herrschaften; später bildeten sie das Reich des großen Königs."

6) Eigentlich 481 Jahre. Der Fall erfolgte im Jahr 226 n. Chr., im Jahre Roms 979; im 5ten Regierungsjahr des Severus Alexander. Man vergl. Niebuhr a. a. O. S. 369 — 372., der mit Berufung auf Agathias II. sagt: „Die Sage, daß er ein Sohn von Babeg gewesen sey, ist sehr apokryphisch." Die Griechen nannten ihn Artaxerxes oder Artaxeres (vergleiche über Artaxerxes und Artahschetr und über die Arier τὸ Ἄρειον γένος bey Damascius περὶ ἀρχ' p. 384 ed Kopp. — meine Symbolik, I. S. 234. dritte Ausgabe) und jetzt überhaupt Cleß in Parthi in Pauly's Real-Encycl. V. 2. p. 1205, und in Sassaniden, ebendaselbst VI. 1. p. 784 ff.

tion manifeste avec le temoignage unanime de l'antiquité. Il suffit, pour le demontrer, de s'appuyer de l'autorité des tous les géographes grecs et romains qui font mention d'une province de Perse, appelée Parthie ou Parthyène, où ils disent que les Arsacides jetèrent les premiers fondements de leur empire. Ce pays, dont l'étendue ne nous est pas bien connue et dont les limites paraissent avoir considerablement varié, était borné à l'orient par Asie; au sud, par la Caramanie; au couchant, par la Médie, l'Hyrcanie et la mer Caspienne; et au nord, par les nations scythiques qui habitaient les rives de l'Oxus. Observons cependant que le nom de Parthyène ne semble s'appliquer proprement qu'à une petite contrée située à l'orient de la mer Caspienne, et que celui de Parthie désigne la totalité des pays qui furent les premières conquêtes des Arsacides, et les seuls qui reconnurent leur sauveraineté pendant assez longtemps [3]).

— — — —

„C'e fut dans la Parthyène que les Arsacides se rendirent pour la première fois indépendants des Seleucides. Il est donc fort naturel quils aient pris le nom de cette province, et quils l'aient étendu à la totalité de leur empire. S'il etait besoin d'autres preuves pour demontrer que le nom de Perses et celui de Parthes n'ont jamais rien eu de commun, il suffirait de dire qu' Hérodote, qui vivait environ deux siècles avant la révolte du prémier des Arsacides, parle plusieurs fois des Parthes comme d'une petite nation de la Perse orientale, dont le nom obscur n'avait certainement aucune rapport pour l'origine avec celui des Perses. Enfin, les Arméniens, qui furent gouvernés par des rois de la même race que ceux qui regnoient en Perse, ont bien soin de distinguer ces deux noms. Celui de Barsik'h, designe les Perses, et celui de Barthierk'h, s'applique aux princesses de la race royale des Arsacides. Der des Armeniſchen kundige Verfaſſer hat die Armeniſchen Charaktere beygefügt.) [4])

3) Ueber die Quellen der Geſchichte der Parther und ihre Geſchichte ſelbſt verdient immer mehr nachgeleſen zu werden mein alter Lehrer Chr. Dan. Beck in der Anl. zur Kenntniß der allgem. Welt- und Völkergeſchichte II. S. 75 — 78, dem ich jetzt Weniges beyfügen will. Schon Hekatäos von Milet kennt *Πάρθοι* ſ. ed. Clausen p. 93, wie ſie auch Herodot nennt. Bey Kteſias in den neueſten Texten bald *Παρθναῖοι*, bald *Πάρυθιοι*, bald *Πάρθοι* (ſ. Fragg. Historicc. grr. ed. Car. Müller Vol. I. p. 14. 42. 44. 47) und ſo variiren die übrigen Schriftſteller der Griechen, die wir zugleich als Quellen ihrer Geſchichte betrachten müſſen, wozu aber Appianus nicht gehört, denn die ihm beygelegte *ἱστορία Παρθικὴ* iſt nichts als ein aus Plutarch's Schriften zuſammengeflickter elender Cento, und daher auch in der neuen Ausgabe bey Didot mit Recht weggelaſſen worden (ſ. Praefatio p. VII daſelbſt.) — Andere Nachweiſungen über die Quellen der parthiſchen Geſchichte ſ. bey Cleß a. a. O. S. 1198.

4) Hierzu bemerkt Lajard Tom. II. p. 307 sq. in den Notes de L'Editeur: „La distinction judicieuse qu'établit l'auteur entre les Perses et les Parthes est confirmé non seulement par le temoignage des historiens arméniens, ainsi qu'il a soin de le faire remarquer, mais aussi par la grande inscription trilingue, gravée en caractères cunéiformes sur un rocher, à Bi-sutoun. Darauf bemerkt er, daß dieſe Inſchrift dem ſeligen Sainmartin unbekannt geblieben, beruft ſich dann auf die lateiniſchen und engliſchen Ueberſetzungen und Erklärungen des Major Rawliſon, macht auf die Wichtigkeit dieſer Inſchrift für die Geſchichte der Achämeniden (worüber uns neuerlich Rubino eine ſchöne Abhandlung, Marburg 1849 geliefert hat) aufmerkſam, und bemerkt, mit Nachweiſung vieler Columnen, daß auf dieſem Denkmal der Name Pársa (Pásiya im Genitiv) beſtändig in der Bedeutung von Persis und von Persius vorkommt; wogegen Parthyene oder Parthien eben ſo beſtändig mit dem Namen Parthova bezeichnet wird; fügt endlich hinzu, daß ſchon vorher Laſſen in ſeiner Schrift: „Ueber die Keilinſchriften der erſten und zweyten Gattung" gezeigt habe, daß der Volksname Perſer geſchrieben wird Pârsa und der andere Parther: Parthova; daß man aber für die Bedeutung des letztern in der Skythenſprache Flüchtling keinen beſſeren Gewährsmann als den Juſtinus XL. 1. habe. — Die verſchiedenen Etymologien von Parther und Parthien findet man jetzt zuſammengeſtellt bey Cleß a. a. O. S. 1195 f.

Auch wird im Verfolg der wirklich verſchiedene Urſprung der Parther und der Perſer nachgewieſen Pag. 33. sq.: Il nous paraît hors de doute, d'après tout ce que nous venons de rapporter, que les Parthes avaient une origine différente de celle des Perses, puisque, jusqu'au derniers jours de leur domination, ils affectèrent de se distinguer de leurs sujets, soit par les usages, soit même par le langage.“ Jedoch wird im Verfolg (p. 35) gezeigt, wie die griechiſchen Schriftſteller die Parther, beſonders ſeitdem die Arſaciden Perſien beherrſchten, Perſer benennen, eben ſo wie ſie die Saſſaniden, die Neuperſer mit dem Namen Parther belegen. Nachdem die allmählige Zunahme der Macht der Parther, ihre Eroberungen Perſiens und Armeniens überblickt worden, wird weiter gezeigt, wie ſehr ſeit des Craſſus und des Antonius Niederlagen dieſelben den Römern ſich furchtbar gemacht, ſo daß dieſe vor der Regierung Trajan's nie gewagt hätten ihre Heere in großen Maſſen den Parthern entgegen zu ſtellen, und wie ſie jedes Anerbieten der letztern zu Unterhandlungen mit ihnen aufs Bereitwilligſte zu Friedensſchlüßen benützt hätten. Woran (Tom. II. p. 181.) folgende inhaltsreiche Betrachtungen angeknüpft werden, die ich im Original hinzufüge; „On peut donc affirmer avec certitude que, sans les divisions intestines, qui agitèrent constamment leur empire, et sans les vices de leur constitution féodale [5]) qui les empêcherent d'entreprendre des expeditions lointaines, les Parthes eussent fini, sinon par chasser les Romains de tout l'Orient, du moins par se rendre maîtres de la Syrie, où les peuples, à cause de la similitude des moeurs et de la religion, étaient disposés à se soumettre à leur puissance, comme on le voit par plusieurs de leurs expeditions.“

Wenn Saint-Martin die Feudalverfaſſung hier zu den Urſachen des Sturzes der Arſaciden zählt, ſo hatte er im erſten Theil den Untergang dieſer Dynaſtie ſelbſt berichtet; denn über dieſes welthiſtoriſche und den ganzen Orient erſchütternde Ereigniß ſagt er (Tom. I. p. 49 sq.): „Après avoir dominé presque cinq cents [6]) ans sur la Perse, la race royale des Arsacides fut dépossédée de la couronne par un Perse surnommé Ardeschir, et nommé indifféremment fils de Babek (Pabek) ou fils de Sassan, selon qu'il est question de ses aïeux paternels, ou de ses aïeux maternels. — C'est pourquoi il est toujours appellé, par les écrivains orientaux, Ardschir Babégan, c'est-à-dire fils de Babek. Il se nomme ainsi lui-même sur le monuments qu'il a fait élever, et dont M. Silvestre de Sacy a donné une savant explication.“ — (p, 51.: „Il paraît qu' Ardeschir se prétendait même issu par son grand-père Sassan de la race des anciens rois qui avaient régné dans la Perse avant l'invasion d'Ale-

5) An einem andern Orte (II. p. 293.) ſagt Saint-Martin, es ſey eine faſt allgemeine Anſicht, das Feudalſyſtem ſey ſeinem Urſprung nach europäiſch, und in den germaniſchen Wäldern entſprungen, aber nichts deſtoweniger eine völlig irrige; und ſchließt mit den Worten: — „et l'on verrait que si c'est des forêts de la Germanie que nous avons tiré le gouvernement féodal, il n'en est certainement pas originaire“ etc. etc. pagg. sq. Wenn Saint-Martin dieſe Sätze in einer 1821 in der Akademie gehaltenen Vorleſung vorgetragen hatte, ſo iſt jetzt intereſſant zu bemerken, daß gleichzeitig oder vielleicht früher in ſeinen zu Bonn gehaltenen Vorleſungen Niebuhr dasſelbe Ergebniß ſeiner Forſchungen ausgeſprochen hatte; denn in den Vorträgen über die römiſche Geſchichte von Schmitz und Zeiß II. S. 370 heißt es unter Anderm: „Das parthiſche Reich war auf Feudalprincipien gegründet, und die Königreiche von Medien, Perſien, Babylonien und andere waren wenigſtens in den früheren Zeiten lehenspflichtige Herrſchaften; ſpäter bildeten ſie das Reich des großen Königs.“

6) Eigentlich 481 Jahre. Der Fall erfolgte im Jahr 226 n. Chr., im Jahre Roms 979; im 5ten Regierungsjahr des Severus Alexander. Man vergl. Niebuhr a. a. O. S. 369—372., der mit Berufung auf Agathias II. ſagt: „Die Sage, daß er ein Sohn von Babeg geweſen ſey, iſt ſehr apokryphiſch.“ Die Griechen nannten ihn Artaxerxes oder Artaxeres (vergleiche über Artaxerxes und Artahſchetr und über die Arier τὸ Ἄρειον γένος bey Damascius περὶ ἀρχ' p. 384 ed Kopp. — meine Symbolik, I. S. 234. dritte Ausgabe) und jetzt überhaupt Cleß in Parthi in Pauly's Real-Encycl. V. 2. p. 1205, und in Saſſaniden, ebendaſelbſt VI. 1. p. 784 ff.

xandre.“. — (Tom. II. Appendice, p. 290.) Dagegen in Armenien dauerte das Arſacidenreich noch über 150 Jahre fort, ob es gleich ſeine Unabhängigkeit gegen die Perſer mühſam zu vertheidigen ſuchte und oft genöthiget war, die Oberlehensherrſchaft derſelben anzuerkennen. [7])

Der Verfaſſer giebt darauf (p. 290 — 292) einen ganz kurzen Ueberblick des Schickſals dieſer armeniſchen Arſaciden nach dem Sturz ihres Reiches; wie mehrere dieſer Prinzen das Vaterland verlaſſen und im griechiſchen Heere unter Beliſar als Heerführer ſich ausgezeichnet; wie ſie auch unter den folgenden Regierungen der griechiſchen Kaiſer in hohen Staatsämtern gedient; wie der letzte männliche Sprößling erſt im Jahre 1028 geſtorben; wie dagegen um dieſelbe Zeit neue Zweige der Arſaciden in Armenien ſelbſt aufgeblühet, die in den Jahrbüchern dieſes Landes nicht weniger durch Muth und Großthaten, als durch andere Tugenden und ihre Geiſteswerke ihr Vaterland berühmt gemacht. Sie theilten ſich in zwey Linien: die von Cilicien, die erſt nach dem Jahr 1200 unſerer Zeitrechnung erloſch, und in die von Any in Groß-Armenien, die noch im dreyzehnten Jahrhundert exiſtirte, und von der es ſogar wahrſcheinlich iſt, daß ſie viel weiter über dieſe Epoche hinaus ihr Daſeyn gefriſtet hat.

Ehe ich ſchließe, muß ich noch zwey intereſſante Beyträge zur Geſchichte des Chriſtenthums berühren. Unmittelbar vorher hatte der Verfaſſer (p. 289 sq.) erzählt, daß Tiridates II. oder der Große Sohn Chosroes I., König von Armenien auf den Thron ſeiner Väter zurückgekehrt, die Parther bekriegt, und ſpäter den chriſtlichen Glauben angenommen habe; „Dix-huit ans après le retablissement de Tiridate sur le trône d'Arménie et trente (nämlich gegen das Jahr 302 nach Chr.) avant la conversion de Constantin, les Arméniens et leur roi embrassèrent le christianisme. Saint-Grégoire fils d'Anags qui avait assassiné Chosrroès, fut l'apôtre et le premier patriarche d'Arménie. Ce fait, que nous croyons pouvoir démontrer jusqu'à l'evidence, assure aux Arméniens le rang de première nation chrétienne. [8])

(Schluß folgt.)

7) Beſonders wenn die ſchwachen Kaiſer des oſtrömiſchen Reichs dieſe Arſaciden den Neuperſern gegenüber ſchutzlos ließen, wobey der Verfaſſer darauf aufmerkſam macht, wie ſehr die unkluge Politik Theodoſius des Zweyten, der in einem Theilungsvertrag dem König von Perſien vier Fünftel von Armenien überlaſſen hatte, zum völligen Untergang auch dieſes armeniſchen Arſaciden-Zweiges beygetragen, der auch ſchon im Jahre 428 nach Chr. erfolgte. — Hierbey bemerke ich, daß man hiernach die Worte Gibbon's (Cap. 32. a. E. S. 89) bemeſſen muß, der über dieſe Theilung Armeniens ſagt: — „und eine Gebietserweiterung, die Auguſtus verachtet haben würde, warf einigen Glanz auf das ſinkende Reich des jüngeren Theodoſius zurück.“

8) Dieſer Tiridates II. (nach Andern III.), Dertad der Große, war im 3ten Jahr von Diocletian's Regierung auf den Thron gelangt. Vergl. jetzt Cleß in Tiridates bey Pauly VI. S. 1993 f., der auf Saint-Martin Mémoire sur l'Arménie verweiſet I. —p. 302 sq. — Ich ſelbſt erlaube mir hierbey ein Curioſum anzuführen: Wenn alſo die Armenier unter den Nationen die älteſten Chriſten waren, und ihre Könige und Prieſter, wie zunächſt vorher erzählt worden, noch über das 13te Jahrhundert fortdauerten, ſo hätte es der Zeit nach nichts unglaubliches, wenn Armenier zu Anfang des 12ten im hohen Norden erſcheinen. Mein ſeliger Gönner und Freund Friedr. Münter in Kopenhagen legte mir nemlich vor Jahren brieflich folgendes Räthſel vor: „In dem alten isländiſchen Chriſtenrecht vom Jahre 1123 heißt es unter Anderm: „„Wenn Biſchöfe oder Prieſter nach Island kämen, die kein Latein verſtänden, und entweder Griechen oder Armenier wären, ſo dürfe man zwar wohl ihrem Gottesdienſte beywohnen, aber keine Meſſe und kein Sakrament von ihnen verlangen.““ — Nun fragt Münter: „Wie läßt es ſich nun annehmen, daß Armeniſche Geiſtliche nach Island gekommen?“ Hier liegt alſo die Schwierigkeit im Raum, in der ungeheuren Entfernung. — Aber der gelehrte Mann wußte das Räthſel am beſten ſelbſt zu löſen, nämlich ſo: Die Ruſſen werden in der Sprache des Nordens Griechen genannt; und bey den Armeniern müſſe man hier an Armagh in Irland denken, deſſen Biſchof noch heut zu Tage Primas von Irland iſt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juli.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung. Festgabe dem Fürsten deutscher Rechtslehrer Fr. C. v. Savigny zur Jubelfeyer des 31. Oktober 1850 überreicht von M. A. von Bethmann-Hollweg. Bonn 1850. 8. S. 84.

Die älteste deutsche Geschichte hat in früherer und in neuerer Zeit so zahlreiche und darunter so ausgezeichnete Bearbeiter gefunden, daß man meinen sollte, sie müßte, im Wesentlichen wenigstens, zum Abschluße gebracht seyn, um so mehr als die Quellen, aus welchen sie zu schöpfen ist, von jeher die alten und allbekannten sind, doch aber ist es nicht so. Wohin wir auf diesem Gebiete unsere Blicke richten, sehen wir Fragezeichen, alte wie neue. Die Schuld liegt zunächst nicht an den Geschichtforschern, sondern theils in der Mangelhaftigkeit, theils aber auch und noch mehr in der eigenthümlichen Beschaffenheit der Quellen. Unsern vollen Zorn verdient der Wortgeiz des unvergleichlichen Tacitus. Keine Gelehrsamkeit reicht hin, wie es scheint, die Räthsel zu lösen, welche er uns in seiner Germania aufgestellt hat. Auch ist wohl ziemlich gewiß, daß er, der Römer, selbst nicht immer recht verstand und richtig auffaßte, was er von den Deutschen wußte und uns berichtet, und wenn auch, daß jedenfalls seine Sprache zu arm gewesen; denn in den Wäldern Germaniens keimte damals eine Welt voll eigenthümlicher, bis dahin unbekannter Erscheinungen und Lebensregungen. Um sie genau und verständlich bezeichnen zu können, hätte er erst viele neue Worte erfinden müssen.

Es blieb, so schien es, und lag jedenfalls sehr nahe, keine andere Wahl, als die Germania des Tacitus, diesen deutschen Urwald, durch Rückschlüße von den gemeinsamen Einrichtungen der germanischen Völker, wie uns dieselben bald nach der Völkerwanderung entgegen treten, und sodann durch die analogen Verhältnisse, welche in den nordischen Reichen bestanden, aufzuhellen. Diese beyden Hülfsmittel sind an und für sich nicht verwerflich, doch fordert ihre Anwendung sehr große Vorsicht. Denn einer Seits ist wohl nicht zu bezweifeln, daß die Entwicklung des Lebens in den nordischen Reichen ihren eigenthümlichen Weg ging, und anderer Seits darf man nicht aus den Augen verlieren, daß zwischen dem Zustand, welchen uns Tacitus in der Germania schildert, und jenem, der hervortrat nach der Völkerwanderung, mehrere inhaltsschwere Jahrhunderte liegen, innerhalb welcher die tiefeingreifendsten Umwandlungen vor sich gingen, und nicht etwa nur in dem römischen Reiche, sondern nicht minder auch im Germanenthum, in letzterem zumeist in Folge des höchst mannigfachen, so lange andauernden Verkehres der Deutschen mit den Römern, dessen Folgen man in der Regel allzu wenig beachtet, und die daher Ref. zum Gegenstand einer eigenen, bereits vollendeten Abhandlung gemacht hat. Sind auch die Grundlagen die nämlichen geblieben, so trieb doch die schöpferische Lebenskraft der Germanen neue Keime hervor und bewirkte ganz neue Gestaltungen, indem die fortschreitende Entwicklung derselben selbst Fremd-

artiges in ihren Kreis zog, demſelben jedoch das ihr eigenthümliche Gepräge aufdrückte. So kann es denn leicht geſchehen, daß man in die Urzuſtände unſeres Volkes Vorſtellungen überträgt, welche demſelben gänzlich fremd geweſen. Und es iſt geſchehen, nur zu oft ſchon.

Der rühmlichſt bekannte Hr. Verf. der vorliegenden Schrift, welche, wie aus der Zueignung an Savigny hervorzugehen ſcheint, als Vorläufer einer Rechtsgeſchichte zu betrachten iſt, warnt daher mit Recht vor dieſem Verfahren, und gibt mit Beziehung hierauf den verſtändigen Rath, der ſehr verführeriſchen Luſt, mehr wiſſen zu wollen, als man wiſſen kann, Schranken zu ſetzen, das Mögliche aber ſich thunlichſt klar zu machen und in ſeinem Weſen zu erfaſſen. Er hält ſich daher auch in den Unterſuchungen, welche er hier mittheilt 1) über die geſchichtliche Lage der Germanen überhaupt; 2) über den ſocialen Zuſtand derſelben; 3) über ihre Staatsverfaſſung, und 4) über ihr Verhältniß zu den Römern, ſtrenge an die alten Quellengeſchichtſchreiber ohne Rückſicht auf die Zuſtände, wie ſich dieſe nach der Auflöſung des römiſchen Reiches herausgebildet hatten.

An der Schwelle unſerer Geſchichte ſteht noch immer die offene Frage: waren die Deutſchen zu Cäſars und Tacitus Zeit noch Wandervölker oder hatten ſie bereits feſtes Grundeigenthum? Beydes wurde und wird fortwährend, und zwar mit großer Ausſchließlichkeit behauptet; während aber erſtere Anſicht früherhin vorzugsweiſe in Geltung ſtand, hat letztere in neuerer Zeit faſt allgemeine Annahme gefunden, und zumeiſt von Seite der intelligenteſten Forſcher, obwohl auch jene tüchtige Verfechter gefunden beſonders in neueſter Zeit, ſo daß es faſt den Anſchein gewinnt, als würde erſtere wieder in den Vordergrund treten. So hervorragend auch Möſers Verdienſte um die deutſche Geſchichte ſind, ſo darf doch nicht verſchwiegen werden, daß gerade er dieſem Irrthum ſo allgemeine Verbreitung verſchafft hat; denn er iſt es, der durch die Analogie der ländlichen Verhältniſſe ſeiner Zeit irregeleitet, den Grundbeſitz des Einzelnen zum Mittelpunkt der älteſten Verfaſſung der Germanen gemacht hat.

Der Hr. Verf. tritt weder der einen, noch der anderen dieſer Anſichten bey, ſondern ſucht beyde, einander, wie man glauben möchte, ſich widerſprechenden Richtungen des deutſchen Lebens, die Seßhaftigkeit einer, und anderer Seits die Wanderluſt der Germanen mit einander in Harmonie zu bringen, und glaubt ihre Einigung zu finden „in der älteſten Agrarverfaſſung,“ über welche, wie er ſagt, Cäſar und Tacitus ſicheren (?) Aufſchluß geben.

Die Germanen, ſagt der Hr. Verf., waren weder von Jagd und Fiſcherey lebende Wilde, wie ihre nordöſtlichen Nachbarn, die Finnen, noch mit Viehheerden ſchweifende Nomaden, wie ihre öſtlichen Gränzer die Sarmaten, ſondern ſtanden auf der Culturſtufe des Ackerbaues und damit verbundener Viehzucht.

Aus den bekannten, hieher bezüglichen Stellen, welche ſich bey Cäſar und Tacitus finden, und die den Forſcher zur Verzweiflung bringen möchten, hat er ausführlich nachzuweiſen verſucht, daß die Deutſchen ohne Unterſchied alljährlich die Flur gewechſelt, und daher immer von Neuem unter ſich vertheilt, folglich keinen dauernden Privatbeſitz gekannt haben, die Agricultur in Folge dieſer Agrarverfaſſung auf einer ſehr niederen Culturſtufe geſtanden ſey, und die Germanen ſich ſo leicht zur Wanderung bereit gefunden haben. Dieſe Anſicht, die mit jener Gründlichkeit behandelt iſt, welche dieſer wichtige Gegenſtand verdient, möchte wohl geeignet ſeyn, den Leſer zu gewinnen. Ref. jedoch kann ſie nicht theilen; daher er ſich veranlaßt fühlt, davon etwas ausführlicher zu ſprechen, beſonders weil dieſer Gegenſtand ſo wichtig iſt.

Allerdings war der Hr. Verf. auf der rechten Spur, aber die feſtgewurzelte, allgemein herrſchende Meinung, daß alle deutſchen Stämme nicht etwa bloß nach ihrer Herkunft und Sprache, was unbeſtritten iſt, ſondern auch in ihren Einrichtungen, Sitten und Gebräuchen, mit einem Worte: in ihrer ſocialen und ſtaatlichen Lebensordnung ſich völlig gleich geweſen ſind, dieſe irrige Meinung hat auch ihn das Richtige nicht oder doch nicht vollſtändig erkennen laſſen.

Als irrig aber ſtellt ſich dieſelbe dar, wie wenigſtens Ref. dafür hält, von welcher Seite immer man ſie ins Auge faſſen mag. Nimmt man nämlich mit Mannert an *) (wogegen jedoch derſelbe ſich ausdrücklich verwahrt), die Deutſchen ſeyen, wofür Tacitus ſchon, was ihm verzeihlich, übrigens mit der ihm eigenthümlichen Vorſicht (crediderim, ſagt er) ausgeben zu dürfen glaubte, Autochthonen geweſen, und ſtammen, wie er erläuternd hinzufügt, von Menſchen ab, welche die Vorſehung in Germanien gepflanzt hat, ſo gingen doch wohl mehrere Jahrhunderte vorüber, bis ſich die Nachkommen derſelben zu Volksſtämmen ausgewachſen haben. In Folge ihrer Zerſtreuung, welche eingetreten iſt und eintreten mußte, und in Folge der ſehr lockeren Verbindung unter ſich, ſo wie der Feindſchaft, welche viele gegenſeitig abſchloß und nicht ſelten mit einander in Conflict brachte, mußte das Leben der einzelnen Stämme ſich verſchieden entwickeln, wenn auch, was nicht geläugnet wird, die Entwicklung auf der gemeinſamen Grundlage erfolgte; ſie konnten jedenfalls nicht, ſchon darum, weil ſie nicht gleichen Alters waren, und nicht alle unter denſelben inneren und äußeren Verhältniſſen lebten, bezüglich welcher wohl große Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit ſtattfand, in der Kultur gleichen Schritt halten. Die Entwicklung der Völker geht denſelben Gang wie die der Individuen (und aus dieſen beſtehen jene), und wird gehemmt oder gefördert durch die Gunſt oder Ungunſt der ſie umgebenden Verhältniſſe, wie durch die eigenen Strebniſſe. Das Nämliche mußte aber auch eintreten, wenn die Deutſchen etwa abſtammen von einer Menſchenſchaar, welche von anderen Gegenden eingewandert iſt, ebenſo wenn die einzelnen Stämme nicht erſt in Deutſchland ſich gegliedert, ſondern als ſolche ſchon in ihrer Urheimath, welche man, gewiß nicht unrichtig, in Aſien ſucht, gebildet, in Germanien angekommen ſind. Das konnte nicht in demſelben Augenblick, ſondern nur innerhalb eines größeren Zeitraumes, und wohl auch nicht auf ganz gleiche Weiſe und auf den nämlichen Wegen geſchehen ſeyn, folglich iſt auch in dieſem Falle eine völlig gleiche Entwicklung nicht wohl denkbar.

(Schluß folgt.)

*) Geſchichte der alten Deutſchen, beſonders der Franken I, 4.

Fragments d'une Histoire des Arsacides.

(Schluß.)

Die zweyte Erzählung betrifft die Bekehrung des Königs von Osrhoëne oder Edeſſa [9]) Abgarus, deren Authenticität Saint-Martin gegen den Skepticismus der Neueren vertheidigt:

I. P. 118 sq.: „Les écrivains ecclésiastiques rapportent que le roi d'Edesse, Abgare, attaqué d'une maladie regardée comme incurable, qui le tourmenta pendant long-temps, entendit parler des miracles opérés par le Sauveur du

9) S. Saint-Martin Tom. I. p. 104—106. und dazu die Notes von Lajard Tom. 2. p. 318. und daſelbſt Buttmann, „Ueber die alten Namen von Osrhoëne und Edeſſa (jetzt in deſſen Mythologus I. S. 213 f.). — Da Lajard meine Schrift „Zur Kritik der römiſchen Kaiſergeſchichte" nicht gekannt hat, ſo muß ich hier darauf verweiſen. Ich habe nämlich dorten p. 120. einige Stellen des Julian (Orat. IV. p. 150. Spanh. u. Epistol. XLIII. p. 379. ed Heyler) und der neulich von A. Mai zuerſt herausgegebenen Orbis Descriptio (Class. Auctores Rom. 1831. Tom. III. p. p. 392. woraus der Herausgeber ſich nicht zu finden wußte) über dieſe Oertlichkeiten kritiſch behandelt und, wie ich glaube verbeſſert. — Dieſe Fürſten von Edeſſa werden von den Syrern zwar malka genannt; ja ſie nennen ſie auf ihren Münzen ſelbſt *βασιλεύς*, ja ſogar *μέγας βασιλεύς*; aber die griechiſchen Geſchichtsſchreiber nennen ſie bald *τόπαρχαι*, bald *φύλαρχοι*, und im Arabiſchen heißen ſie Schechs (Fabricius und Penzel zum Dio Cass. XL. 20.), — Abgar, Augar, Akbar, angeblich den Großen bedeutend, war der gemeinſame Name der ganzen Dynaſtie. Abgar mit dem Beynamen Ouchama, der Schwarze, verlegte zuerſt ſeinen Königsſitz von Niſibis nach Edeſſa, und dieſer iſt der, von dem hier die Rede iſt (S. Mart. I. 104 sq.—147, II. 281 sq.).

monde, et lui adressa un message par un de ses officiers nommé Ananias. Il obtint une reponse de Jesus-Christ, qui lui envoya un de ses apôtres, saint Thadée, pour le guerir. Cet apôtre vint à Edesse, opéra la guérison du roi, prêcha la foi, convertit le prince, ainsi que la plupart des habitants, et sacra évêque de la ville un nouveau converti appelé Barsouma ou Khoharare, à qui il imposa le nom d'Atté, et qui souffrit le martyre sous le successeur d'Abgare.

Cette histoire est généralement regardée comme fabuleuse, [10]) quoiqu'elle ait été racontée dès une époque assez ancienne. Eusèbe de Césarée paraît être le premier auteur qui l'ait rapportée, à moins qu'on ne veuille supposer un passage de George Syncelle [11]), comm l'a fait Grabe [12]), que Jules Africain pouvait avoir devancé sur ce point l'évêque de Cesarée. Celuici [13]) donne le texte entier de la lettre d'Abgare, et dit l'avoir traduit fidèlement sur le texte syriaque, qu'il avait vu, et qui, de son temps, se conservait dans les archives d'Edessa. Les autres écrivains ecclesiastiques font mention du même fait, et transcrivent la lettre dans les mêmes termes qu' Eusèbe, à de très-légers changements près. L'original même de la reponse de Jesus Christ, assure t'on, exista fort longtemps à Edesse, ainsi que l'image du Sauveur" etc. —

P. 129—132. „Les dernières circonstances que nous avons de relater vont le démontrer. Elles prouveront, que le roi Abgare est identique avec le roi Monobaze I. de Josephe, et que ce prince embrassa réellement la religion chrétienne. Josephe (Antiqq. Jud. XX. 11. 1.) nous apprend, en effet, que le roi Monobaze, après avoir épousé sa soeur, qui se nommait Hélène, en eut deux fils, Monobaze et Jzate. Les Arméniens parlent aussi de la reine Hélène: ils disent qu'elle était femme du roi Abgare, et ils ajoutent qu' après la mort de son mari, cette princesse, ne pouvant habiter au milieu des idolâtres, se retira à Jérusalem (Mos. Choren. Hist. armen. II. 32.). On comprend facilement qu'une reine de l'Adiabène ou d'Edesse n'aurait pas pris un tel parti, si elle n'avait professé la religion chrétienne, ou au moins le judaïsme." — „Il est donc bien probable que le roi Abgare ou Monobaze et sa femme Hélène s'étaient convertis au christianisme plutôt qu' au judaïsme." — „Ainsi que nous l'avons déjà dit, le nombrement de l'empire romain, et par consequent, la naissance de Jesus-Christ, se placent dans la deuxième année du regne d'Abgare: ce prince mourut donc en l'an 35 ou 36 de Jesus Christ." [14])

Somit glaube ich genügend erwiesen zu haben, wie sehr sich diese beyden gelehrten Akademiker durch dieses ihr Werk um die alte Geschichte verdient gemacht.

Creuzer.

---

10) Voy. Fabric. cod. apokryph. T. I. p. 316 sqq. (cf Tom. II. p. 281. „Parmi les princes de cette dernière race, on distingue le roi Abgare, si célèbre par les rapports qu'il eut avec le Sauveur, selon une très-antique tradition de l'Eglise, que le scepticisme moderne a rejetée avec trop de legereté, mais dont nous espérons démontrer l'authenticité par les nombreux témoignages.")

11) Pag. 359.

12) In not. ad Tom. I. Spicileg. Patrum, p. 314 sq.

13) Euseb. Hist. Eccles. I. 13 (cf. Evagr. IV. 27. Bayeri Historia Osrhoëna et Edessena p. 104—120; Jo. Sal. Semleri Dissert. de Epistola Christi ad Abgarum Hal. 1756.)

14) Hiernach iſt alſo der obige Satz Saint-Martin's zu beſchränken: „Die Armenier ſeyen die erſte chriſtliche Nation geweſen" — da die Edeſſener ihnen im Bekenntniß des Chriſtenthums um 300 Jahre voraus waren; allein der Verfaſſer hat eben nur ein großes Königreich, nicht eine Provinz gemeint. Wenn derſelbe den Uebertritt der Armenier 30 Jahre vor den Conſtantin des Großen ſetzt, ſo muß man dabey an deſſen wirkliche Taufe in ſeinem Todesjahr 337 nach Chr.) denken; worüber Gibbon ch. XX. ſehr ausführlich ſpricht.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juli.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung.

(Schluß.)

Anders müssen sich die Lebensverhältnisse derer gestaltet haben, welche sich erst im langen Streit mit den Kelten, die bis tief hinein in Deutschland sich ausgebreitet haben, einen Platz zum Wohnen erkämpfen mußten, anders die Verhältnisse jener, welche, wie wahrscheinlich die in den nördlicheren Theilen Germaniens, einen solchen Kampf nicht zu bestehen hatten, anders die Zustände derer, welche zuerst, und anders die jener, welche zuletzt in Deutschland sich eine Wohnung gesucht haben. Zuerst angekommen in Deutschland sind aber, wie man wohl annehmen darf, jene, welche wir im Westen, jene zuletzt, welche wir im Osten Germaniens angesiedelt finden. Und damit stimmt denn auch die Geschichte überein, was Ref. hier nicht ausführlicher nachweisen kann, es aber demnächst bey einer anderen Gelegenheit thun wird. Den alten Quellengeschichtschreibern entgingen keineswegs die Verschiedenheiten, welche man auch annehmen müßte, wenn sie derselben auch nicht ausdrücklich gedacht haben würden. Einige Andeutungen mögen genügen.

Die Ubier, welche am Rheine wohnten, waren laut Cäsars Berichten gebildeter (humaniores) als ihre übrigen Stammgenossen (b. g. IV, 3), bewohnten Städte (VI, 10), trieben Ackerbau (Plin. XVII, 4), hatten also wohl sicher Grundeigenthum, trieben Schiffahrt auf dem Rheine (IV, 16), und hatten einen Senat (IV, 11). Eigenthümlichkeiten einzelner Volksstämme hat Tacitus mehrfach angedeutet, jene der Chatten ausführlich (c. 30. 31) besprochen. Die auffallendste Verschiedenheit aber tritt laut der bestimmtesten Zeugnisse zwischen den West- und Ostdeutschen, oder Sassen und Sueven hervor. Letztere erblicken wir noch im Wanderleben begriffen, erstere dagegen als seßhaft, und darum waltet, wofür die Geschichte gleichfalls klare Zeugnisse darbietet, der Ackerbau und die Liebe zur Heimath bey ersteren vor, bey den letzteren aber die beständige Kampfbereitschaft, welche ihr andauernder Streit mit ihren Nachbarn, den Kelten, nothwendig machte; und auf sie, nicht auf die Sassen, wie seiner Zeit nachgewiesen werden soll, bezieht sich der alljährlich wiederkehrende Flurwechsel, und ausschließlich auf sie Cäsars Nachricht: agriculturae non student (den Ackerbau vernachläßigen sie). Die Sueven kannten demnach kein Grundeigenthum, keinen festen Grundbesitz.

Aus diesen Gründen hält Ref. den Versuch des gelehrten Hrn. Verf. die thatsächlich vorhandenen Gegensätze auf die oben schon bezeichnete Weise zu einigen, für verunglückt, für gänzlich unrichtig aber die vorherrschende Ansicht, daß alle deutschen Stämme festen Grundbesitz hatten. *)

*) Ein sehr tüchtiger Forscher, Sachse (Grundlagen des deutschen Staats- und Rechtslebens. 1814. S. 8.) drückt sich hierüber so aus: „die Rechtsinstitute aller (?) deutschen Völker deuten (?) auf das Grundeigenthum hin, und gewiß schon darum muß uns dieses Rechtsinstitut, auch wenn es nicht bey allen Völkern ganz bestimmt erwähnt wird, für ein Allgemeines gelten.“

Auch Ref. zwar nimmt dieſen an, wie er ſchon angedeutet hat, zugleich aber auch das Wanderleben, und iſt der Ueberzeugung, daß dieſe beyden Richtungen des germaniſchen Lebens auseinander gehalten werden müßen, weil ſie auch unabhängig von einander und getrennt in der Geſchichte, nämlich die eine bey den Saſſen, die andere bey den Sueven ſich uns darſtellen. Nur ſo dürfte es gelingen, manche der Widerſprüche, welche man nicht immer vorgefunden, ſondern ſich erſt gemacht hat, auszugleichen, und manch anderes, was wie ein Räthſel vor uns ſteht, wenn auch nicht völlig, doch wenigſtens klarer zu erfaſſen.

Eine Frage, welche, gleichfalls ſeit Möſer, und durch ihn veranlaßt, die Geſchichtforſcher, zumal die neueren, ſehr lebhaft beſchäftiget, die Frage, ob die Monarchie oder die Democratie als die frühere Verfaſſung der Germanen angeſehen werden müſſe, iſt guten Theiles eine überflüßige, weil eigentlich im Allgemeinen ſchon gelöſte. Nur die in den Nebelregionen der Speculation herumfahrende Forſchung kommt immer wieder von Neuem darauf zurück, weil auf dieſem dunklen Gebiete unſerer älteſten Zuſtände der Phantaſie eine breite Bahn geöffnet iſt, und müht ſich beſtändig ab, das ſchon längſt Gefundene immer wieder von vorne an zu ſuchen. Dieſe Frage haben die Alten, deren Anſchauung nicht ſo durch philoſophiſche Syſteme irregeleitet und gefinſtert war, beſſer zu beantworten verſtanden. Sie gingen von der Anſicht aus, daß, wie Juſtin ſeine Geſchichte beginnt, principio rerum gentium nationumque imperium penes reges erat. An der Spitze aller Völker, deren früheſte Geſchichte wir kennen, erblicken wir Könige, ſo auch an jener der meiſten deutſchen Stämme, und wir müſſen ſie naturgemäß auch in dem Falle als vorhanden annehmen, wenn ihrer auch nicht ausdrücklich gedacht iſt, ſo daß alſo nur die Frage übrig bleibt: wie war die königliche Gewalt der Germanen in den älteſten Zeiten geſtaltet? Um die richtige Antwort zu finden, muß auch hier der Unterſchied, der zwiſchen den Oſt- und Weſt-Deutſchen, zwiſchen den Sueven und Saſſen, ſich bemerklich macht, im Auge behalten werden.

Gegen die Anſicht des Herrn Verf., daß der germaniſche Staat gemeindeartig (republikaniſch) verfaßt war, ſo jedoch, daß hiedurch das monarchiſche Element nicht ausgeſchloſſen wurde, möchte kaum etwas einzuwenden ſeyn, da hiefür viele Stellen bey den Quellengeſchichtsſchreibern, namentlich bey Tacitus ſprechen, und überhaupt alle Völker mit dem beſchränkten, großentheils patriarchaliſch geſtalteten Königthum begonnen haben; allein Ref. kann dieſe Anſicht nur gelten laſſen, wenn ſie auf die ſaſſiſchen Stämme beſchränkt wird; denn nicht minder klare Zeugniße liegen vor, daß bey den Sueven das Königthum nicht, oder doch viel minder beſchränkt geweſen, was eine nothwendige Folge ihres kriegeriſchen Lebens war. Ref. erinnert hier nur an Marbot und die Gothen, welche wie Tacitus (c. 43) bemerkt, regnantur paulo iam adductius. *)

Die viel beſtrittene Frage: ob die Deutſchen einen Erbadel hatten, löſt ſich von ſelbſt; denn wo immer die Königsgewalt beſteht, da findet ſich aus natürlichen Gründen ihr zur Seite ſtets auch ein Adel. Die Unterſuchung über die Entſtehung desſelben, welche ſchon ſo viele Maſſen Papier verſchlang, gehört nicht bloß in das Gebiet des Müßigen, wohin ſie der Hr. Verf. verweiſt, ſondern ſelbſt in das des Lächerlichen, weil ſie ſich mit einem hiſtoriſch unlösbaren Gegenſtande beſchäftiget.

Von Wichtigkeit aber iſt die Unterſuchung über die Stellung des Adels gegenüber den Fürſten und dem Volke. Der Hr. Verf. iſt der Anſicht, welche wohl ſicher der Wahrheit am nächſten kommen dürfte, daß der Adel rechtlich der Volks- und Gemeindeverfaſſung eingeordnet, factiſch jedoch im Beſitze eines Einflußes und eines Anſehens war, die das Volk ihm willig einräumte. Tacitus bezeichnet, fährt derſelbe fort, mit dem Ausdrucke nobilis mehrmals einen eigenen Stand, und unter-

*) Mehrere andere Stellen bey Tacitus deuten auf das Vorhandenſeyn einer beſchränkteren, wie ſtrafferen Königsgewalt hin, z. B. folgende: Pars mulctae regi vel civitati. c. 12.

ſcheidet auch die nobilitas von perſönlichem oder ererbtem Ruhme. Und da die bevorzugte Stellung des Adels in jener Zeit weder auf politiſche Vorrechte, noch auf ausgedehnten, ſelbſtändigen Beſitz gegründet iſt, ſo ruht er auf dem Urſprung des Geſchlechtes, der ſich in die mythiſche Zeit verliert und mit Heroen und Göttern (wie jener der Könige ſetzt Ref. hinzu) in Verbindung gebracht wird. (S. 41). Viele haben hierüber dicke Abhandlungen geſchrieben, ſich aber nicht zu Höherem und Beſſerem erſchwungen. Die Stellung, welche der Adel gegenüber den Fürſten einnahm, ergibt ſich vorzugsweiſe aus dem Gefolgſchaftsweſen, das von großer Bedeutung iſt. Es ſind hierüber die verſchiedenartigſten Anſichten, welche ſehr begünſtiget werden durch die Dunkelheit der Stellen, in welchen Tacitus davon ſpricht, in Umlauf geſetzt worden, und werden ſich eben darum wohl noch lange neben einander erhalten.

Die viel angefochtene Leſeart ceteris (c. 13) verdient unzweifelhaft den Vorzug vor ceteri (S. dieſe Blätter Bd. XXI, 889), und iſt auch in den neueſten Ausgaben des Tacitus aufgenommen. Indeſſen iſt der Sinn dieſer Stelle immerhin noch zweifelhaft. Einer der beßten Ueberſetzer des Tacitus faßt denſelben, wie folgt: „Die Jünglinge durften erſt dann die Waffen anziehen, wann die Gemeinde ſie für tüchtig erklärt hatte; bey Knaben von edler Geburt oder Söhnen verdienſtvoller Väter machte das Oberhaupt eine Ausnahme, und reihte ſie früher unter die Stärkeren und Erprobten des Gefolges ein.“ (Gutmann I, 110). Ref. tritt jener Auffaſſung bey, welche an der bezeichneten Stelle dieſer Blätter gegeben iſt: „Vornehmſter Adel oder hohes Verdienſt der Väter weiſt auch Jünglingen die fürſtliche Würde an,“ und macht auf die weitere Ausführung dortſelbſt aufmerkſam. Die Frage: wem das Recht, ſich mit einem Gefolge zu umgeben, zugeſtanden, den Fürſten oder den Edlen, iſt viel beſtritten. Der Hr. Verf. entſcheidet ſich für erſtere, und wie Ref. glaubt mit Recht, ſchon aus dem Grunde, weil, wenn den Edlen überhaupt dieſes Recht zugeſtanden wäre, eine Störung in der Volks- und Heerverfaſſung, wenn auch nicht erfolgen mußte, doch leicht erfolgen konnte. Der Verf. iſt ferner der Anſicht, daß großentheils der Adel in ſolchen Schaaren vereinigt war, ſchließt alſo nicht, wie andere gethan, die Gemeinfreyen wenigſtens nicht völlig aus, ob mit Recht, ſteht noch dahin. Nur Eines von Zweyen iſt denkbar: entweder war das Recht zur Theilnahme an den Gefolgſchaften allgemein, d. h. es ſtand den Edlen wie Gemeinfreyen gleichmäßig zu, oder es hatten nur erſtere darauf Anſprüche. Ref. nimmt Letzteres an, weil einige Stellen bey Tacitus dafür ſprechen, beſonders jene c. 14. plerique nobilium adolescentium petunt ultro eas nationes, quae tum bellum aliquod gerunt. Denn warum ſelbſt in dieſem Falle bloß Edle? Auch aus der Schilderung, welche uns Am. Marcellinus von der Schlacht bey Straßburg zwiſchen den Alemanen und den Römern entwirft, geht hervor, daß die Gefolgſchaften der Alemaniſchen Fürſten, welche ſich an jenem Kampfe betheiliget haben, nur aus Edlen beſtanden; freylich iſt nicht zu überſehen, daß dieſe Schlacht in der Mitte des IV. Jahrhunderts vorfiel, alſo nicht unbedenklich iſt, von ihnen einen Rückſchluß zu machen auf die älteren Gefolgſchaften, indem innerhalb dreyer Jahrhunderte ſich gewiß Vieles umgeſtaltet hat.

Auch Cäſar erwähnt des Comitats, jedoch in eigenthümlicher Weiſe, ſo daß der Hr. Verf. glaubt, daß derſelbe nicht von dieſer Inſtitution in ihren Anfängen, ſondern von etwas ganz Anderem ſpreche, nämlich von dem Aufgebote Freywilliger zu einer Heerfahrt (S. 64). Dieſe Anſicht dürfte kaum verwerflich ſeyn, beſonders wenn es ſich beſtätigte, daß in den Gefolgſchaften nur oder doch vorzugsweiſe bloß Edle einen Platz fanden. Dieſe Kriegſchaaren waren ohne Zweifel auf gleiche Weiſe gebildet, wie die Comitate, von dieſen jedoch dadurch verſchieden, daß, wenn der Zweck, um deſſen willen ſie aufgeboten wurden, erreicht war, ſie ſich wieder auflöſten, während die Gefolgſchaften auch im Frieden (in pace decus — in bello praesidium) um ihre Gefolgsherren verſammelt blieben. Für eine ſolche Kriegerſchaar hält der Hr. Verf. abweichend von der gewöhnlichen Anſicht jenen Schlachthaufen mit wel-

chem Ariowiſt in Gallien einfiel. Dafür ſpricht ein wichtiger Grund — die Größe desſelben, indem nicht wohl anzunehmen iſt, daß die Comitate in ſolcher Stärke — 15000 Mann — beſtanden, oder derſelbe ein Nationalheer geweſen. Damit fiele auch die Anſicht derer, welche auf dem Grund des eben erwähnten Factums behaupten, daß von den Gefolgſchaften die Gründung neuer Staaten ausgegangen. Mag man Cäſars Worte wie immer deuten, ſoviel iſt wohl gewiß, daß es Heerfahrten, wie die bezeichneten gegeben. Der Zweck derſelben war aber kaum, oder jedenfalls doch nicht immer, wie man gewöhnlich annimmt, Befriedigung der Kriegs- und Raubluſt, ſondern Gründung einer neuen Heimath. Dazu drängte in jenen Zeiten ſchon Mangel an bewohnbarem Raume, wie z. B. aus der Geſchichte der Amſivaren hervorgeht, welche in Germanien vergeblich einen Platz zum Wohnen ſuchten, ferner das Herkommen — ſpäter änderte ſich dieſes — gemäß welchem der Grundbeſitz auf den älteſten Sohn überging, weßwegen die nachgebornen ſich zur Auswanderung und zur Aufſuchung einer neuen Heimath genöthigt ſahen. Daher auch die wiederholte Erſcheinung, daß ſolche Herrfahrer, wenn ſie ins römiſche Reich einfielen, immer Land zum Wohnen gegen Kriegsdienſte begehrten und in den ſpäteren Zeiten oft auch erhielten. Jene Kriegerſchaaren, welche wir gemäß des römiſchen Staatshandbuches (notitia dignitatum imperii Romani) in allen Theilen des Reiches erblicken, waren ohne Zweifel ſolcher Heerfahrer, nicht Gefolgſchaften wie man gewöhnlich glaubt, ebenſo auch jene Anſiedler innerhalb der Gränzen des römiſchen Staates, welche als Laeti in der Geſchichte bekannt ſind. Nicht ſelten haben ſolche Kriegerſchaaren zu dem Irrthum Veranlaſſung gegeben, die Sitze des Volkes, von denen ſie ausgezogen, da zu ſuchen, wo jene ſich niedergelaſſen haben.

Neben den Gefolgſchaften und den Heerfahrern findet ſich vornehmlich bey Tacitus, noch ein anderes, wie es ſcheint von beyden verſchiedenes, gewöhnlich gänzlich überſehenes Inſtitut — die Clientelſchaft (clientela - clientes). Der Verf. vermuthet, und mehr iſt aus Mangel an Nachrichten hierüber kaum möglich, daß dieſe clientes eine den ſpäteren Miniſterialen ähnliche Umgebung der Fürſten bildeten. Da indeſſen Tacitus die cheruskiſchen Fürſten Segeſt und Inquiomar zur Zeit, wo beyde mit Armin im Kampfe lagen, von Clienten umgeben ſeyn läßt, ſo könnte man ſie füglicher für Partheigänger anſehen, um ſomehr als dieſe Clienten auch ſonſt nur bey innerem Zerwürfniß in der Umgebung der Fürſten (Marbot und Vanius) zum Vorſchein kommen, ſpäter aber, als der Einfluß der Römer auf das Innere Deutſchlands, welcher eben zur Erregung innerer Partheiungen von denſelben benützt wurde, erloſchen oder doch ſehr beſchränkt war, ihrer, ſoviel Ref. weiß, nicht mehr gedacht wird.

Aus dem, was voranſtehend bemerkt wurde, iſt erſichtlich, daß der Hr. Verf. in der vorliegenden Schrift, die zugleich ein Zeichen ſeiner Pietät für einen der verdienſtvollſten Forſcher auf dem Gebiete des germaniſchen Alterthumes, ſeinen vormaligen Lehrer Savigny iſt, die wichtigſten, zugleich aber auch beſtrittenſten Punkte unſerer älteſten Geſchichte zu erforſchen ſich beſtrebt hat, alſo wohl der Beachtung werth iſt, um ſomehr als ſie das Reſultat eines gründlichen Quellenſtudiums, was ſchon der Name des Hrn. Verf. verbürgt.

Wittmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juli

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Geschichte des Herzogthums Steyermark von Dr. Albert von Muchar, Stiftscapitular zu Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. Grätz 1844 — 1850. Im Verlag der Damian und Sorge'schen Buchhandlung. Bd. I — V. 8.

Steyermark hat allerdings schon seine Geschichtschreiber gefunden, besonders in früherer Zeit, allein sie entsprechen weder in Hinsicht auf Forschung, noch Darstellung den Forderungen, welche jetzt an den Historiker gemacht werden. Dieß veranlaßte den Prof. Muchar, eine neue Geschichte dieses besonders in den älteren Zeiten merkwürdigen Landes abzufassen. Sie konnte nicht leicht in bessere Hände kommen. Denn er hat durch seine größeren und kleineren sehr gediegenen Schriften über das alteltische und römische Norikum seinen Beruf zur Darstellung der Geschichte dieses Landes an den Tag gelegt. Das vorliegende Werk ist durchweg aus den Quellen gearbeitet, auch ungedruckten, so weit ihm diese zugänglich gewesen, und es sind nicht wenige, namentlich hat ihm sein eigenes Stift viele dargeboten.

Kenntniß der Oberfläche des Landes, dessen Geschichte man zu schreiben unternimmt, ist wesentliches Erforderniß; denn sie dient zur Erläuterung und zum besseren Verständniß der Quellen. Der Verf. hat daher Steyermark nach allen Richtungen durchwandert.

Leider war es ihm nicht vergönnt, dieses Geschichtswerk zu vollenden. Denn als der Druck des fünften Bandes begonnen war, starb er. Die Vollendung desselben, d. h. die Verarbeitung des bereits gesammelten Materiales übertrug er kurz vor seinem Lebensende Herrn Pachner, welcher auch den Druck des fünften Bandes, der vollständig ausgearbeitet vorlag, besorgte. Derselbe ist zwar, so viel Ref. weiß, dem gelehrten Publikum nicht bekannt, anzunehmen aber ist, daß der Verstorbene wußte, wem er seinen litterarischen Nachlaß anvertraue. Er übergab ihm das gesammte, vollständig gesammelte, jedoch unverarbeitete Material, welches, wie derselbe in der Vorrede bemerkt, noch drey Bände füllen wird.

Der erste Band umfaßt die älteste Geschichte von den frühesten Zeiten an bis zum Jahre 493, wo die Herrschaft über Italien an den Ostgothenkönig Theoderich überging, und hiemit auch für Steyermark oder jene Lande, welche später unter diesem Namen hervortreten, eine neue Periode anhob, da es dem ostgothischen Reiche einverleibt wurde. Den inneren Verhältnissen: den Sitten und Gebräuchen der Landeseingebornen, der Verfassung und Verwaltung, dem Militär- und Finanzwesen, den Straßenanlagen, der Industrie und dem Handel, der Religion und der Einführung des Christenthumes hat der Verf. eine ausführliche Darstellung gewidmet. Wie überall, wo die Römer festen Fuß gefaßt haben, so gründeten sie auch in Steyermark, welches damals theilweise zu Pannonien und Norikum gehörte und ein Bestandtheil des großen Illy-

rikums war, Colonialstädte, durch welche die Landeseingebornen in Sprache, Denkweise, Sitten und Gebräuchen ungeachtet der Zähigkeit, mit welcher sie an ihrem vaterländischen Wesen festhielten, und eben nicht zu ihrem Verderben romanisirt wurden. Lag auch die eiserne Gewalt der Römer schwer auf den unterjochten Völkern, und ging auch das Nationale derselben ganz oder theilweise unter, so dürfen, wie gewöhnlich geschieht, doch auch die großen Vortheile nicht übersehen werden, welche denselben durch ihre Verbindung mit den Römern zugegangen sind: Ruhe und Sicherheit, steigende Kultur, blühender Handel und mildere Sitten. Die Vorstellung, daß die Römer den von ihnen unterjochten Völkern nur Tyrannen gewesen, ist ebenso herkömmlich als irrig. Beweise vom Gegentheile finden sich auch in diesem Werke in Bezug auf Steyermark. In einem Lande, welches wie dieses so lange unter der Herrschaft der Römer stand, kann es nicht an Denkmalen fehlen, welche Zeugniß von derselben geben. Der Verf. hat sie vollständig gesammelt, ausführlich beschrieben und durch getreue Abbildungen anschaulich gemacht. Beygefügt ist eine sorgfältig ausgearbeitete Karte: „Stiria Romana."

Der Verf. hat das Mögliche in vorzüglicher Weise geleistet; doch findet sich darin Manches, was vielleicht mit Grund bestritten werden kann. Ref. will bloß hervorheben, daß die Behauptung des Verf., die Landeseingebornen seyen Celto-Germanen gewesen, sich kaum rechtfertigen läßt, schon darum nicht, weil diese Bezeichnung zu unbestimmt, daher leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben kann; eben so wenig die Ansicht, daß zwischen der keltischen und deutschen Sprache vermöge ursprünglicher Stammeseinheit zwischen den Kelten und Germanen ein radicaler Unterschied nicht bestand. Wenn freylich die Ausdrücke „radical" und „ursprünglich" auf die eine Ursprache, aus welcher alle übrigen sich herausgebildet haben, so wie auf die Abstammung aller Menschen von einem Paare zurückbezogen werden, wird sich mit dem Verf. nicht wohl rechten lassen. Allerdings zwar gehörten die Kelten wie die Deutschen zu dem großen indogermanischen Volksstamme, und es ist nicht zu verkennen, daß zwischen allen Völkern, welche aus demselben hervorgingen, in der Sprache und in den wesentlichen Eigenschaften derselben eine Uebereinstimmung stattgefunden habe, allein die gemeinsamen Keime haben sich im Fortgange der Zeit bey einem jeden eigenthümlich entwickelt, so daß als Kennzeichen der ursprünglichen Gemeinschaft eben nur jene Keime nachweisbar sind. Daher müssen in der Zeit, von welcher hier die Rede ist, Kelten und Germanen strenge aus einander gehalten werden, gleichwie die Griechen und Römer, obgleich auch diese nach den neuesten Forschungen dem indogermanischen Volksstamme angehörten.

Im zweyten und dritten, zum Theil auch noch im vierten Bande schildert uns der Verf. „Die inneren Verhältnisse und das innere Leben" im Steyerland während der mittelalterlichen Periode v. J. 493—1300 in den herkömmlichen Unterabtheilungen sehr ausführlich und mit gewohnter Gründlichkeit. Dieser Schilderung ist eine Erläuterung der geographischen Verhältnisse vorangestellt, die um so werthvoller ist, als sowohl die Namen als die Gränzen jener Lande im Verlaufe der Zeit sich vielfach änderten, und bisher nicht selten irrige Vorstellungen im Umlaufe waren. Die Ländernamen Pannonien und Norikum haben sich zwar bis in die Zeiten Karl des Großen erhalten, doch verschwinden schon im 6. Jahrhundert die demselben zugehörigen Landschaften Valeria und Savia, Suavia. Der Name Norikum aber dehnte sich über die rhätischen Lande bis Alemanien hin aus, seitdem die Slavenen im südwestlichen Pannonien und im südlichen Norikum sich niedergelassen und die Hunnavaren über Pannonien vorgedrungen, und begriff ganz Bayern, wozu auch die mittelnorische Steyermark gehörte. Seit dem achten Jahrhundert ward der Ennsfluß die Gränze Pannoniens und das Land Oesterreich unter der Enns mit dieser Benennung, abwechselnd auch von der Enns bis zum Kahlenberg als Hunnenland, Hunnien und unterhalb der cetischen Gebirge als Avarenland, Avarien bezeichnet. Seit dem siebenten Jahrhunderte verschwand die altrömische Landesbezeichnung Mittelnorikum, und an dessen Stelle erscheinen die Länder zwischen Pannonien und Baiuvarien unter dem Na-

men Karantanien, Caria, Karinthia. Die alten Landeseingebornen haben die Stürme der Völkerwanderung überdauert und sich in das Mittelalter herein erhalten, wie der Verf. nachweist, während sonst die irrige Ansicht besteht, daß in diesen wie in allen germanischen Gränzländern von den eindringenden Deutschen die Eingebornen vernichtet wurden, oder freywillig abgezogen sind. Beydes war nur hie und da der Fall, wenn sich dieselben den Deutschen widersetzt haben, oder wenn, wie in Norikum, eine besondere Veranlassung zum Abzuge gegeben war. Doch aber ist an eine völlige Landesauskehr nicht zu denken. Den Deutschen selbst mußte an der Erhaltung der Eingebornen gelegen seyn, da sie die Land- und Hauswirthschaft ohne dieselben nicht fortführen konnten. Und wohin sollten jene fliehen, da alle Provinzen des römischen Reiches von Deutschen in Besitz genommen waren, ihr Loos also ein besseres nicht werden konnte? Sehr verdienstlich ist die Beschreibung der einzelnen Gaue, in welche das Steyerland eingetheilt war, indem der Verf., soviel es nach Maßgabe der vorhandenen Nachrichten möglich war, die Umgränzung derselben und dazu die Ortschaften angibt, welche zufolge urkundlicher Quellen einem jeden dieser Gaue angehört haben.

An die Darstellung der geographischen Verhältnisse reiht sich jene der inneren, des bürgerlichen und öffentlichen Lebens an, wie sich dieses von dem Ende der Völkerwanderung an bis zum Ende des dreyzehnten Jahrhunderts gestaltet hat. Zweckmäßiger wäre, wie Ref. glaubt, gewesen, wenn der Verf. auch die inneren Zustände nach kleineren Zeitabtheilungen behandelt d. h. in jeder der Perioden, in welche er die Geschichte getheilt hat, auch die denselben eigenthümlichen Zustände dargestellt hätte, da außerdem nicht klar wird, was ursprünglich bestand, was sich im Verlaufe an das längstvorhandene ansetzte oder anders gestaltete.

(Schluß folgt.)

Bericht über eine in den Monaten April, Mai, Juni und Juli des Jahres 1850 unternommene literarische Reise. Von J. Chmel, wirkl. Mitglied der k. Akademie der Wiss. S. 230. 8.

Der vorliegende Bericht, aus dem Octoberhefte des Jahrganges 1850 der Sitzungsberichte der historisch-philosophischen Classe der kais. Akademie zu Wien besonders abgedruckt, gehört nicht in die Classe der gewöhnlichen Reisebeschreibungen, sondern gibt uns interessante Aufschlüsse über die Ergebnisse der historischen Forschungen, welche der Hr. Verf., dessen zahlreiche und schätzbare geschichtlichen Schriften bekannt sind, in den Bibliotheken Münchens gepflogen hat. Sie beziehen sich zwar vorzugsweise nur auf die österreichische, doch nicht minder auch auf die deutsche Geschichte überhaupt und zunächst auf die wichtige, noch allzuwenig erforschte Periode von der Geburt des Erzherzogs und nachmaligen Kaisers Friedrich IV. bis zum Tode des Kaisers Maximilian I. (v. J. 1415 — 1519), welche er ausführlich zu bearbeiten sich vorgenommen hat.

Bey seinen Forschungen ging der Hr. Verf. von der richtigen Ansicht aus, daß die einseitige Darstellung der politischen und äußeren Verhältnisse nicht genüge, sondern die Cultur- und Sittengeschichte ganz besonders berücksichtiget, das ganze innere Leben der Nationen und Völker in seinen Sitten, Gewohnheiten, Gebräuchen, Ansichten erfaßt werden müsse. Und in der That ist alles übrige mehr oder minder nur Knochenwerk. Zwar hat allerdings die neuere Forschung dieser so wichtigen Parthie der Geschichte ihr besonderes Augenmerk zuzuwenden begonnen, doch ist, weil sie so lange zurückgesetzt blieb, hiefür noch unendlich viel zu thun.

Dem Hrn. Verf. standen in seinem Vaterlande allerdings reichhaltige Quellen zu Gebote, doch drang sich ihm, wie er sagt, die lebendige Ueberzeugung auf, daß die österreichische Geschichte durch die ein-

heimischen Quellen allzu lückenhaft beleuchtet würde, wenn nicht die Quellen, welche sich in außeröster-reichischen Sammlungen befinden, zu Hülfe genommen würden. Diese richtige Ueberzeugung führte ihn nach München, wo, wie kaum in einer anderen Stadt, zahlreiche und ergiebige Fundgruben vereiniget sind. Was er in der k. Hof- und Staatsbibliothek daselbst für seine Zwecke gefunden, hat er in dem Eingangs bezeichneten Berichte niedergelegt.

Welche Schätze die Säcularisation dorthin geführt hat, ist nur im Allgemeinen bekannt; daher sind die ins Einzelne gehenden Nachweisungen, welche wir in diesem Berichte finden, sehr interessant. Sie dienen nebenher auch zum Beweise, daß die Mönche nicht bloß Drohnen, sondern auch emsige Bienen gewesen sind, und daß der litterarische Nachlaß, den wir von ihnen geerbt haben, von unschätzbarem Werthe ist. Zufolge dieses Berichtes wurden, um nur Einiges anzuführen, bloß aus vier bayerischen Stiftern 3157 Manuscripte und 3898 Incunabeln, aus dem Chorherrnstifte Polling allein 20920 Numern ausgewählt. Die k. Hofbibliothek nahm bekanntlich nicht alle Vorräthe, sondern nur was sie noch nicht hatte, oder sonst zu ihren Zwecken brauchen konnte, die übrigen Bücher ꝛc. aber wurden, so hat damals die Aufklärung gewüthet, zumeist als Maculatur verkauft. Gut! daß wenigstens das Werthvollste geborgen ist, nur wäre zu wünschen, daß die Manuscripte auch zugänglich gemacht, d. h. durch gedruckte Verzeichnisse zur Kenntniß der Gelehrten gebracht würden. Dadurch würde die k. Bibliothek ihrer rühmlichst bekannten Liberalität und Dienstesbereitwilligkeit die Krone aufsetzen. Diesem dringenden Bedürfnisse hat der Hr. Verf. wenigstens theilweise abgeholfen, indem er in dem vorliegenden Berichte ein Verzeichniß von ungefähr anderthalb Tausend Manuscripten geschichtlichen Inhaltes, welche in derselben hinterlegt sind, mitgetheilt hat. Es versteht sich übrigens von selbst, daß es nicht in seinem Plane lag, alle historischen Handschriften zu verzeichnen, sondern vorzugsweise nur jene, welche seinen Zwecken dienen konnten; doch hat er glücklicher Weise nicht zu enge Gränzen gezogen, daher denn auch der Bearbeiter der deutschen und bayerischen Geschichte das erforderliche Licht erhält; denn der Verf. berücksichtigte Alles, was der Zeit von König Rudolf an zugehört, und dann was sich auf die bayerischen Hochstifte und Klöster, jene namentlich bezieht, welche in Oesterreich begütert waren. Es ist nicht nöthig, auf eine nähere Besprechung dieses gewiß jedem Historiker willkommenen Verzeichnisses einzugehen, nicht verschwiegen aber darf werden, daß dem Verf. die Herstellung desselben nur ermöglichet wurde durch die genauen in der Bibliothek vorhandenen Kataloge, was derselbe auch dankbar anerkennt. Außerdem schließt uns dieser Bericht auch noch eine andere, im Verborgenen florirende Bibliothek auf, nämlich jene des Metropolitan-Kapitels zu München, welche außer Druckwerken auch bedeutende Handschriften besitzt, die der rühmlichst bekannte Hr. Domprobst von Deutinger mit großen Opfern von Geld und Zeit, mit vieler Mühe und Hingebung erworben hat.

Was der Hr. Verf. aus den Handschriften, welche hier verzeichnet sind, gesammelt hat, wird er im „Archiv für österreichische Geschichtskunde“ bekannt machen, Vieles jedoch hat er in dem vorliegenden Berichte (S. 105—230) mitgetheilt. Diese Mittheilungen sind sehr verschiedenen Inhalts und Umfanges, Auszüge aus Urbarien, Briefe, Urkunden, Gedichte und zahlreiche Notizen zur Aufhellung der Cultur- und Sittengeschichte.

So viel mag genügen, um die Aufmerksamkeit der Historiker auf diesen Bericht zu lenken.

Das Aeußere ist splendid.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juli.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Dr. H. Weismann, Alexander, Gedicht des 12. Jahrhunderts vom Pfaffen Lamprecht. Bd. 1. 2. Frankf. 1850.

R. Griepenkerl, Dramatische Werke. Bd. 1. Max Robespierre. Bremen 1851.

L. Aurbacher, Die schwäbische Ilias. Herausg. v. K. Simrock. Frankf. 1850.

A. Oehlenschläger, Neue dramatische Dichtungen. Th. 1. 2. Leipz. 1850.

H. Klencke, Lessing und seine Zeit. Band 1. Leipzig 1850.

J. L. Runeberg, Hanna. Ein Gedicht. A. d. Schwed. übers. von H. van der Smissen. Mitau 1850.

Skandinavische Bibliothek. Herausg. von G. v. Leinburg. Bdch. 3. Gerda. Nachgelassenes Gedicht von Tegner. Frankf. 1850.

G. G. Vreede, Correspondance diplomatique et militaire du Duc de Marlborough, de Heinsius et de Jacques Hop. Amsterd. 1850.

M. Gachard, Notice sur un manuscrit de la bibliothèque royale de la Haye. Bruxelles 1847.

P. F. Stuhr, Vom Staatsleben nach platon. aristotelischen und christlichen Grundsätzen. Th. 1. Berlin 1850.

E. Gentilini, Saggio politico-amministrativo e di organizzazione di stato. Italia 1849.

Nic. di Bernardo dei Macchiavelli, Politisches System. Zum erstenmal dargestellt und biographisch, literarisch, historisch und kritisch begründet von Dr. Fr. W. Ebeling. Berlin 1850.

H. L. Biersack, Ueber Besteuerung, ihre Grundsätze und ihre Ausführung. Frankf. 1850.

L. v. Beckedorff, Die Grundsteuer. Berlin 1850.

J. J. Vogt, Die Hebung des Handwerkerstandes. Gekrönte Preisschrift. Bern 1850.

Ueber die billigste Vertheilungsregel und die angemessenste Erhebungsart der Steuern. Berlin 1850.

Dr. Escherich, Vorschläge zur Milderung der materiellen Noth der untern Volksklassen. Stuttg. 1850.

C. Ledoux, Théorie générale et pratique de l'extinction des incendies. Par. 1850.

A. v. Witzleben, Deutschlands Militär-Literatur im letzten Jahrhundert. Berlin 1850.

Dr. C. G. G. Nittinger, Ueber die 50jährige Impfvergiftung des würtembergischen Volkes. Stuttgart 1850.

Alf. Smee, Elements of electrobiology. Lond. 1849.

Dr. C. H. Schultz-Schultzenstein, Die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur. 2. verm. Aufl. Berlin 1850.

Dr. H. Luschka, Die Nerven in ihrer harten Hirnhaut. Tübingen 1850.

Dr. J. Hyrtl, Lehrbuch der Anatomie des Menschen mit Rücksicht auf physiologische Begründung und prakt. Anwendung. 2. verb. Aufl. Abth. 1. Wien 1850.

Dr. L. Hollstein, Lehrbuch der Anatomie des Menschen. 2. umgearb. Aufl. Lief. 1. Berlin 1850.

G. Cuvier, Anatomie comparée, recueil de planches de myologie dessinées. Livr. 1. 2. Par. 1850.

Dr. H. Nasse, Ueber den Einfluß der Nahrung auf das Blut. Marb. 1850.

Dr. J. Engel, Das Knochengerüſte des menſchlichen Antlitzes. Wien 1849.

Dr. Ch. H. Ehrmann, Musée d'anatomie de la faculté de médecine de Strasbourg. Histoire des polypes du Larynx. Strasbourg 1850.

Dr. C. Bock, Handatlas der Anatomie des Menſchen. 3. Aufl. Nebſt Handbuch. Leipzig 1850.

A. A. Berthold, Beobachtungen über das quantitative Verhältniß der Nagel- und Haarbildung beym Menſchen. 1850.

Dr. E. Schmalz, Ueber die Erhaltung des Gehöres. 4. Aufl. Leipz. 1851.

Dr. J. Wallach, Diätetik oder Geſundheitslehre. Bd. 1. Pforzheim 1850.

Dr. C. H. Roſenberg, Die Luſtſeuche und ihre gründliche und ſchnelle Heilung. Wien 1850.

Dr. H. E. Richter, Organon der phyſiologiſchen Therapie. Leipzig 1850.

Dr. R. Richard, Die Regeneration des geſchwächten Nervenſyſtems. Quedlinburg 1850.

Dr. Fr. L. Meißner, Grundlage der Literatur der Pädiatrik, enthaltend die Monographien über die Kinderkrankheiten. Leipzig 1850.

Dr. R. Köhler, Der Lungenkrebs. Stuttg. 1850.

J. M. Hellmund, Die gefährlichſten Kinderkrankheiten und ihre homöopathiſche Heilung. Bd. 1. 2. Gotha 1850.

Dr. J. Hayn, Die Nahrungsmittel in ihren diätetiſchen Wirkungen. 2. Aufl. Quedlinburg 1850.

Dr. J. Clarus, Die körperliche Pflege und Erziehung des weiblichen Geſchlechtes. Leipzig 1850.

Dr. K. H. Baumgärtner, Neue Behandlungsweiſe der Lungenentzündung und anderer Bruſtkrankheiten nebſt einer Darſtellung der Abortivmethode. Stuttgart 1850.

Dr. C. E. Bock, Lehrbuch der pathologiſchen Anatomie und Diagnoſtik. 2. verm. Aufl. Leipzig 1849.

Dr. A. Bednar, Die Krankheiten der Neugebornen und Säuglinge. Wien 1850.

Dr. J. K. Bangold, Ueber die Cholera. Stuttgart 1849.

Dr. J. E. Arnheimer, Bericht über eine zum Studium der in Holland herrſchenden Cholera im Sommer 1832 dorthin unternommenen Reiſe. Trier 1849.

Dr. J. Neiſſer, Das Weſen der Entzündung. Berlin 1849.

Dr. C. Müller, Abhandlung über den Bandwurm und deſſen ſpecifiſchem Mittel Kouſſo. Baſel 1850.

Dr. E. W. Lange, Beobachtungen am Krankenbette. Königsberg 1850.

J. H. Bennet, On cancerous and cancroid growths. Lond. 1849.

Dr. B. Beck, Die Schußwunden. Heidelb. 1850.

M. v. Viszanik, Unterrichts-Grundzüge zur Bildung brauchbarer verläßiger Irrenwärter. Wien 1850.

Dr. H. Schweich, Anweiſung zur Traubenkur. Kreuznach 1850.

Dr. E. Winkler, Handbuch der mediziniſch-pharmaceutiſchen Botanik. Leipz. 1850.

J. Weiger, Beweiſe der Unſchädlichkeit des Schwefeläthers und der Nachtheile des Chloroforms. Wien 1850.

Dr. M. F. Richter, Der Milchazt. 5. Aufl. Quedlinburg 1850.

Dr. W. W. Präſil, Gleichenberg in ſeiner allmähligen Entwickelung zu einer Curanſtalt. Graz 1850.

Dr. F. W. Pauli, Homburg von der Höhe und ſeine Heilquellen. 3. verm. Aufl. Frankf. 1850.

Dr. Küſtner, Ueber Waſſerheilkunde. Frankf. 1841.

Dr. E. Kratzmann, Der Badegaſt zu Teplitz. Prag 1847.

Dr. Fr. Boſchan, Die ſaliniſchen Eiſenmoorbäder zu Franzensbad bey Eger in Böhmen. Wien 1850.

Das Friedrichshaller Bitterwaſſer, ſeine Wirkungen und Heilkräfte. 2. verb. Aufl. Hildburghauſen 1849.

Dr. O. Berg, Handbuch der pharmazeutiſchen Botanik. 2. umgearb. Aufl. Bd. 1. Botanik. Berlin 1850.

W. Abicht, Die Kirſchenkuren. 2. Aufl. Ulm. 1850.

Dr. F. W. v. Möller, Bad Oeynhauſen bey Rehme. Berlin 1850.

Dr. V. F. Koſteletzky, Allgemeine mediziniſch-pharmazeutiſche Flora. Th. 1—6. Mannheim 1830—35.

Dr. H. C. Hartwig, Praktiſches Handbuch der Chirurgie für Thierärzte. Berlin 1850.

F. A. Leyh, Handbuch der Anatomie der Hausthiere. Lief. 3. 4. Schluß. Stuttgart 1850.

Dr. J. E. L. Falke, Compendium der Veterinär-Jurisprudenz. Braunſchweig 1850.

Dr. N. Falck, Juriſtiſche Encyklopädie. 5. verb. Aufl. Herausg. v. R. Ihering. Leipzig 1851.

L. Cremani, Opere criminali e politiche. Vol. I. Firenze 1848.

G. F. Puchta, Curſus der Inſtitutionen. 3. verm. Aufl. nach dem Tode des Verfaſſers beſorgt von Dr. A. Rudorff. Bd. 1. Leipzig 1850.

— —, Pandekten. 5. verb. Aufl. Nach dem Tode des Verfaſſers beſorgt von Rudorff. Leipz. 1850.

Dr. G. K. Treitſchke, Der Kaufkontrakt in beſonderer Beziehung auf den Waarenhandel nach römiſchem Rechte. Leipzig 1838.

Dr. H. Dernburg, Ueber die Emtio Bonorum. Ein rechtshiſtoriſcher Verſuch. Heidelberg 1850.

A. F. Gett, Theoretiſch-praktiſche Ausführungen zur Lehre über die rechtlichen Verhältniſſe bezüglich der außerehelichen Kinder. Bd. 1. Heft 1. Nördlingen 1850.

A. A. von Buchholtz, Die Lehre von den Prälegaten. Jena 1850.

Der Stadt Baſel Statuta und Gerichtsordnung von 1719. Baſel 1849.

Sammlung der neueſten und wichtigſten Geſetze, welche das Grundeigenthum betreffen. Heft 1. 2. Hamm 1850.

Lex Salica herausgegeben von Joh. Merkel. Mit einer Vorrede von J. Grimm. Berlin 1850.

C. Fr. Gerber, Syſtem des deutſchen Privatrechts. 2. verb. Aufl. Abth. 1. Jena 1850.

K. Preußiſche Militär-Geſetzſammlung, herausg. von Dr. C. Friccius. Bd. 1 — 3. Berlin 1850.

W. Schäffner, Geſchichte der Rechtsverfaſſung Frankreichs. Bd. 2. 3. Von Hugo Capet bis auf die Revolution. Frankf. 1849 — 50.

C. H. Barault-Roullon, Economie politique. — Essai sur l'organisation de la force publique. Par. 1850.

J. B. Bivort, Code constitutionel de la Belgique. 4. édition. Bruxelles 1849.

D. G. D. Romagnosi, Della ragion civile della acque nella rurale economia. Vol. 1. 2. 3. Milano 1829 — 1835.

F. W. Fiſcher, Zwey Rechtsgutachten der Juriſtenfacultäten von Zürich und München über die ſtrafrechtliche Verfolgung des geſetzgebenden großen Rathes des Kantons Luzern. Schaffhauſen 1850.

Dr. Chr. Naumann, Ueber die Strafrechtstheorie und das Pönitentiarſyſtem. Aus dem Schwed. überſetzt. Leipzig 1849.

Wer erbt in Schleswig? Eine Rechtsfrage. Carlsruhe 1846.

Stahl, Reden. Berlin 1850.

Hamburgiſche Staatsverfaſſung. Hamburg 1850.

A. A. von Linck, Das deutſche Bundesreich. München 1848.

Berichte über die Verhandlungen der conſtituirenden Verſammlung in Hamburg mit dem Protokoll der Vorberathungen zur conſtituirenden Verſammlung. Hamburg 1850.

Protokolle der von der Verſammlung zur Vereinbarung der preuß. Verfaſſung ernannt geweſenen Verfaſſungs-Commiſſion, von K. G. Rauer. Berlin 1850.

Dr. J. Th. B. von Linde, Lehrbuch des deutſchen gemeinen Civil-Prozeſſes. 7. Aufl. Bonn 1850.

Dr. L. Höpfner, Entwurf einer bürgerlichen Gerichtsordnung für Deutſchland. 2. verb. Aufl. Leipzig 1850.

Bish. Jeremy Taylor, The whole works. With life of the author and a critical examination of his writings. By Reg. Heber. Vol. 8. London 1850.

F. Luc. Ferraris, Prompta Bibliotheca canonica juridica moralis theologica nec non ascetica polemica . . . T. III. Monte Cassino 1847.

Mittheilungen und Nachrichten für die evangeliſche Geiſtlichkeit Rußlands, herausg. durch C. Ullmann. Bd. 8. Leipzig 1850.

J. Wichelhaus, De novi testamenti versione syriaca antiqua quam Peschitho vocant libri quatuor. Halle 1850.

H. Ewald, Die drey erſten Evangelien überſetzt und erklärt. Göttingen 1850.

Dr. B. Kolbe, Der Biſchof Synesius von Cyrene als Phyſiker und Aſtronom beurtheilt. Berlin 1850.

Berengarius Turonensis oder eine Sammlung ihn betreffender Briefe, herausg. von Dr. H. Sudendorf. Hamburg 1850.

J. Bendixen, Das älteſte Drama in Deutſchland; oder die Comödien der Nonne Hrotswitha von Gandersheim, überſetzt und erläutert. 1. Hälfte. Altona 1850.

L. Uſteri, Entwickelung des Pauliniſchen Lehrbegriffes in ſeinem Verhältniſſe zur bibliſchen Dogmatik des Neuen Teſtaments. 6. Aufl. Zürich 1851.

J. Bade, Chriſtologie des alten Teſtamentes. Th. 1. Münſter 1850.

L. Stengel, Erklärung des Briefes an die Hebräer von Dr. J. Beck. Karlsruhe 1850.

R. Nagel, Zur Charakteriſtik der Auffaſſung des alten Teſtaments im neuen Teſtament. Halle 1850.

Dr. A. Knobel, Die Völkertafel des Pentateuch. Ethnographiſche Unterſuchungen. Gießen 1850.

Dr. J. P. Lange, Chriſtliche Dogmatik. Th. 2. Poſitive Dogmatik. Heidelberg 1850.

Dr. J. Zukrigl, Die Nothwendigkeit der chriſtlichen Offenbarungsmoral und ihr philoſophiſcher Standpunkt. Tübingen 1850.

Ferd. Probſt, Katholiſche Moraltheologie. Bd. 1. 2. Tübingen 1848 — 50.

J. U. Oſchwald, Die chriſtliche Sonntagsfeyer. Erſte gekrönte Preisſchrift. Leipzig 1850.

Dr. O. Köſtlin, Gott in der Natur. Die Erſcheinungen und Geſetze der Natur. Lief. 1. Stuttg. 1851.

Dr. A. Lutterbeck, Ueber die Natur, ihre Erkenntniß, Beherzigung und Verherrlichung durch den Menſchen. Münſter 1850.

Ch. Palmer, Evangeliſche Homiletik. 3. verb. Aufl. Stuttg. 1850.

J. C. Schärtlich und R. Lange, Evangeliſches Choralbuch mit Vor- und Zwiſchenſpielen. Potsdam 1850.

E. v. Moy, Der Papſt als Staatsoberhaupt und die Demagogie in Italien. Aus dem Ital. des P. Curci überſ. und mit Anmerkungen begleitet. Innsbruck 1849.

Val. Krasinski, Lectures on the religious history of Slavonic Nations. Lond. 1849.

C. A. Lange, De norske Klostres historie i Middelalderen. Christiania 1847.

Dr. J. Fr. Dronke, Codex diplomaticus Fuldensis. Lief. 4. Caſſel 1850.

Dr. Th. Hirſch, Das Kloſter Oliva. Beytrag zur Geſchichte der weſtpreußiſchen Kunſtbauten. Danzig 1850.

Diplomatiſche Correſpondenz aus den Jahren 1759 und 1760 Betreffs der Beſtrafung und Ausweiſung der Jeſuiten aus Portugal. Göttingen 1850.

J. Stockmeyer, Nachricht über den Irvingismus. Baſel 1850.

J. B. Marsden, The history of the early puritans: from the reformation to the opening of the civil war in 1642. Lond. 1850.

Bericht über die Thätigkeit der evangel. reformirten General-Synode der berniſchen Geiſtlichkeit in den Jahren 1845 — 49. Bern 1849.

Dr. W. Münſcher, Ueber kirchliches Leben und kirchliche Einrichtungen mit beſ. Rückſicht auf Kurheſſen. Th. 1. Kaſſel 1850.

A. Schlör, Vita S. Francisci Salesii principis et episcopi Genevensis. Gratz 1850.

A. J. Weidenbach, Bacharach, Stahleck und die Wernerskirche nebſt Legende des heil. Werner. Bingen 1850.

Aktenſtücke, die biſchöfliche Verſammlung zu Wien betreffend. Wien 1850.

Fil. Aug. Ruscone, Podestà del re e del Papa. Milano 1848.

J. P. Romang, Einheit und Trennung von Kirche und Staat. Zürich 1850.

S. W. Allies, The royal supremacy viewed in reference to the two spiritual powers of Order and Jurisdiction. Lond. 1850.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

Manuſcripte.

Urkunden und Freyheitsbriefe, die ehemalige Grafſchaft Sulzbach betreffend. 1784. Cod. chartaceus.

Wappen zu des Wiguleus Hunds baieriſchen Stammbuchs dritter Theil. Gezeichnet von Xaver Aumühler, nach dem Exemplar der gräfl. von Preyſingiſchen Bibliothek. Anno 1800. fol. Codex chartaceus.

Verzeichniß der Hofmeiſter, Hauptmanne und Vicedomen des churf. bayer. Rentamts Burghauſen. Cod. chartaceus.

Druckwerke.

Dr. J. S. C. Schweigger, Ueber Entſtehung und Bedeutung der Akademien und ihren Beruf zur wiſſenſchaftlichen Propaganda im Leibnitziſchen Sinne. Halle 1848.

Catalogue des accroissements de la bibliothèque royale en livres inprimés, en cartes . . . Part. 9 — 11. Bruxelles 1845 — 50.

Catalogue of additions to the Manuscripts in the British Museum in the years 1841 — 1845. Lond. 1850.

J. J. Smith, A catalogue of the Manuscripts in the Library of Gonville and Cajus College, Cambridge. Cambridge 1849.

Ph. Gumposch, Die philoſophiſche und theologiſche Literatur der Deutſchen von 1400 bis auf unſere Tage. Bd. 1. Regensburg 1851.

Will. Whewell, On a liberal education in General. P. 1. 2. 2. edit. Lond. 1850.

Will. Steven, The history of the heigh school of Edinburgh. Edinb. 1849.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Juli.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Fortsetzung).

Van der Meersch (P. C.), Un mot à propos des Annales de l'imprimerie Elsévirienne. — Messag. des scienc. hist. etc. de Belgique 1851 Livr. 1.

Saint-Priest (Alexis de), Études diplomatiques et littéraires. 2 vol. Paris 1850. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Avril.

Oppert, Mémoire sur les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses. (Suite.) — Journ. asiat. 1851 Avril — Mai.

Robinson's greek lexicon of the New Testament. New-York 1850. — North American Review 1851 April.

Braddell (T.), Abstract of the Sijara Malayu or Malayan annals with notes. — Journ. of the Indian Archipelago. 1851 Febr.

Bazin, Le siècle des Youén etc. II. P. Langue commune. — Journ. asiat. 1851 Avril — Mai.

Le Derbent-nameh, publié avec une traduction et des notes par Mirza Kasem-beg. — Ebendaſ.

Appel aux gouvernements des États de l'Europe et de l'Amérique pour l'adoption d'un premier méridien commun dans l'énonciation des longitudes terrestres. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1851 Mars.

Sédillot, Sur les déterminations d'arcs du méridien terrestre et les mesures de superficie des Arabes. — Ebendaſ.

Sédillot, Des services rendus à la géographie par les missionaires français et anglais. — Ebendaſ.

Johnston (A. Keith), Remarks on the scale adopted for the ordnance map of Scotland. — Edinburgh new philos. Journ. 1851 April.

Hoffmeister, Briefe aus Indien. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Avril.

Galitzin (Prince Emmanuel), Lettre sur la dernière exploration de la region de l'Altaï. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1851 Mars.

La Roquette, Explorations de la Nouvelle-Zemble par des navigateurs russes, d'après des documents russes. — Ebendaſ.

Escayrac (d'), Voyage en Afrique. — Ebendaſ.

Sédillot, Des travaux entrepris pour établir une communication entre l'océan Atlantique et la mer du Sud. — Ebendaſ.

Marmier (X.), Les voyageurs nouveaux. (Le colon du Canada.) — Correspond. T. XXVIII. Livr. 3.

Courcy (A. de), Une journée dans les Montaignes Noires. — Ebendaſelbſt. Livr. 4.

Marmier (X.), Les voyageurs nouveaux. (2. art.) Les forêts du Canada. — Ebendaſ. Livr. 6.

Thomson (J. T.), Description of the eastern coast of Johore and Pahang and adjacent islands. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 Febr.

Transatlantic tourists. (Lettres sur l'Amérique. Par X. Marmier. 2 vols. Par. 1851. The United States and Cuba. By John Glanville Taylor. Lond. 1851.) — Blackwood's Edinb. Mag. 1851 Mai.

Huc, Souvenirs d'un voyage dans la Tartarie, le Thibet et la Chine pendant les années 1844 — 46. 2 vols. Par. 1850. — Edinb. Review 1851 April.

Richardson (James), Travels in the Great Desert of Sahara. Lond. — Revue des deux Mond. 1851 T. II. Livr. 10.

Flandin (E.), Souvenirs de Voyage en Arménie et en Perse. I. L'Arménie. — Ebendaſ.

Vossberg, Die Banner des Deutschen Ordens und seiner Verbündeten, welche in Schlachten des XV. Jahrhunderts an die Polen verloren gingen. — Mémoires de la Soc. imp. d'archéologie de St. Pétersb. Vol. IV. No. 3.

Joly (E.), Antiquités celto-germaniques, gallo-romaines et gallo-franques, trouvées sur le territoire de Renaix et dans les communes environnantes. — Messag. des scienc. hist. etc. de Belgique. 1851 Livr. 1.

Gibson (Benjamin), On the sculptures of the Jonic monument at Xanthus, discovered by Sir Charles Fellows. — Museum of classical antiquities 1851 April.

Falkener (Edw.), On the Mausoleum, or sepulchre of Mausolus, at Halicarnassus. — Ebendaſ.

Scharf, jun. (George), Description of a very ancient statue of Minerva at Athens. — Ebendaſ.

Bruce (John Collingwood), The Roman Wall: a historical, topographical and descriptive account of the barrier of the lawer Isthmus. Newcastle 1851. — Ebendaſ.

Sabatier, Revue de la Numismatique byzantine. — Mémoires de la Soc. imp. d'archéologie de St. Pétersb. Vol. IV No. 3.

Spasski, De la situation de l'antique ville de Carcinis et de ses monnaies. — Ebendaſ.

Köhne, Ueber einige unedirte griechische Münzen. — Ebendaſelbſt.

— — Goldstücke der Grafen Jacob Mandelli und W. G. F. Bentinck. — Ebendaſ.

Saulcy, Numismatique des croisades. Berlin 1847. 4. (2. art.) — Bibl. de l'école des chartes T. II. 1851 Mars — Avril.

Holmboe, Trouvailles de monnaies du X. siècle, faites en Norwège en 1848. — Mémoires de la Soc. imp. de St. Pétersb. Vol. IV. No. 3.

Thierry (Augustin), Dix ans d'études historiques. 4. éd. Par. 1842. — North Amer. Review 1851 April.

Movers, Die Phoenizier. II. Vol. 1 P. Berlin 1849. — Journ. des Savants 1851 Mai

Arnold and Merivale, The history of Rome. — North Amer. Review 1851 April.

Spain and spanial politics. (Clark, W. G., Gaspacho: or summer months in Spain. Lond. 1850.) — Edinb. Rev. 1851 April.

The defeat of Italy. — Ebendaſelbſt.

Warnkönig und Stein, Französische Staats- und Rechtsgeschichte. II. Bd. Basel 1848. — Bibl. de l'École des chartes. T. II. 1851 Mars — Avril.

Fayet (P.), Observations sur la Statistique intellectuelle et morale de la France pendant la période de vingt ans 1828 — 47. — Correspondant T. 28. Livr. 6.

Page (Th.), La marine de la République. I P. — Revue des deux Mondes 1851 T. II. Livr. 9.

Laborde, Les Ducs de Bourgogne, études sur les lettres, les arts et l'industrie pendant le XV. siècle. — Messag. des scienc. hist. etc. de Belgique 1851 Livr. 1.

Bastard (Léon de), Recherches sur l'insurrection communale de Vézelay, au XII. siècle. — Bibl. de l'École des chartes. T. II. 1851 Mars — Avril.

Barante, Histoire de la Convention nationale. — Corresp. T. 28. Livr. 6.

Pinchart (Alex.), Essai sur les relations commerciales des Belges avec le nord de l'Italie et particulièrement avec les Vénitiens, depuis le XII. jusqu'au XVI. siècle. — Messager des scienc. hist. etc. de Belgique 1851 Livr. 1.

Scheltema (P.), Demande d'informations touchant les chartes accordées à la ville d'Amsterdam par les comtes de Hollande, de la maison de Hainaut. — Ebendaſ.

Johnston (Will.), England as it is: political, social and industrial. Lond. 1851. — Edinburgh Review 1851 April.

Roebuck (J. A.), The Colonies of England. 1849. — Ebendaſ.

Metz-Noblat (A. de), Exposition du système de M. Worms sur la constitution de la propriété dans les états musulmans. (Par. 1846.) — Correspondant T. 28. Livr. 2.

Topographie d'Athènes par W. M. Leake et P. W. Forchhammer. — Journ. des Savants 1851 Mai.

Notices of Pinang. (Contin.) — Journ. of the Indian Archipel. 1851 Febr.

Abbadie (Ant. d'), Observations sur des communications faites par M. de la Roquette, relatives au cours du Nil et aux lacs de l'Afrique centrale. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 1851 Mars.

Lacroix (Fréd.), Quelques idées sur la colonisation en Algérie. — Journ. des Economistes 1851 Mai.

Alaux (Gust. d'), La République Dominicaine et

l'empereur Soulouque. — Revue des deux Mond. 1851 T. II. Livr. 9.

Giraud (Alfred), Notice biographique sur André de Rivaudeau. — Bulletin du Bibliophile 1851 Avril.

Stevenson (Alan), Biographical sketch of the late Robert Stevenson. — Edinb. new philos. Journ. 1851 April.

Burbure (Léon de), David Lindanus, sa famille, ses amis. — Messager des scienc. hist. etc. de Belgique 1851 Livr. 1.

Kervyn de Volkaersbeke (Ph.), Felix Bogaerts. — Ebendaſ.

Piot (Ch.), Notice sur le baron Arnoul de Ville. — Ebendaſ.

Southey's life and correspondence. Lond. 1850. — Edinb. Review 1851 April.

Beauverger, Étude sur Sieyes. — Revue de législation etc. 1851 T. I. Avril.

Sylvester (J. J.), On the relation between the minor determinants of linearly equivalent quadratic functions. — Philos. Mag. 1851 April.

Ruskin (John), The seven lamps of architecture. New York 1849. — North American Review 1851 April.

Gautier, Notice sur les travaux astronomiques les plus récents relatifs aux étoiles doubles. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1851 Avril.

Elementary works on physical science. (Golding Bird, C. F. Peschel, Joh. Müller.) — North Amer. Review 1851 April.

Simon, Recherches sur la capillarité. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Mai.

Becquerel (Edm.), De l'action du magnetisme sur tous les corps. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Mai.

La Provostaye (F. de) et P. Desains, Mémoire sur la polarimétrie de la chaleur. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Mars 1851. — Ebendaſ.

Soret (L.), Compte rendu des travaux sur la compressibilité des liquides de M. Regnault, Wertheim et Grassi. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Avril.

Adie (Richard), On the connection between the colour of substances and their magnetic properties. — Edinb. new philos. Journ. 1851 April.

Loomis (Elias), On the electrical phenomena of certain houses. — Ebendaſ.

Humboldt, Velocity of light. — Ebendaſ.

Piazzi Smyth, Meteorological and astronomical notices, March 1851. — Ebendaſ.

Tyndall (John), On the laws of magnetism. — Philosoph. Mag. 1851 April.

Stokes, An examination of the possible effect of the radiation of heat on the propagation of sound. — Ebendaſ.

Potter, On the solution of the problem of sound transmitted through liquids. — Ebendaſ.

Quetelet (M.), On atmospheric electricity, especially in 1849. — Ebendaſ.

Haughton (Sam.), Remarks on Professor Potter's theory of sound. — Ebendaſ.

Desains (Ed.), On the polarization of light reflected by glass. — Ebendaſ.

Coues (Sam. Elliot), Outlines of a system of mechanical philosophy, being a research into the laws of force. Boston 1851. — North Amer. Review 1851 April.

Cambriel (L. P. Fr.), Cours de philosophie hermétique ou d'alchimie etc. Paris 1843. — Journ. des Savants 1851 Mai.

Boussingault, Sur l'extraction du gaz oxygène de l'air atmosphérique. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Avril.

Duroy, Procédés pour découvrir le chloroforme dans le sang et dans les cadavres. — Ebendaſ.

Lembert, Note sur la présence de l'iode dans différents calcaires. — Ebendaſ.

Owen, On metamorphosis and metagenesis. — Edinb. new philos. Journ. 1851 April.

Forbes (Edw.), On recent researches into the natural history of the british seas. — Ebendaſ.

Agassiz (L.), On the principles of classification in zoology. — Ebendaſ.

— —, Observations on the Blind Fish of the Mammoth Cave. — Ebendaſ.

Owen (Richard), Synopsis of the Hunterian lectures on comparative osteology. — Ebendaſ.

Fermond, Mémoire sur la conservation et la reproduction des sangsues. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Avril.

Blainville, Ostéographie. (6. et dern. art. de Flourens.) — Journ. des Savants 1851 Mai.

Pucheran, Sur les caractères zoologiques des Mammifères aquatiques. (Suite.) — Revue et Magasin de Zoologie 1851 Avril.

Bonaparte (Ch. L.), Note sur les Tangaras, leurs

affinités, et descriptions d'espèces nouvelles. — Ebendaſ.

Hartlaub (G.), Sur le Pachycephala macrorhyncha, Strickl. — Ebendaſ.

Orbigny (Alcide d'), Note sur un nouveau genre de Coquille lamellibranche d'eau douce découvert dans les rivières de la Nouvelle-Grenade par le colonel Acosta. — Ebendaſ.

Buquet (Lucien), Notice monographique sur le genre Cometes, de la famille des Longicornes, tribu des Lepturètes. — Ebendaſ.

Cloëz (S.) et P. Gratiolet, Recherches expérimentales sur la végétation des plantes submergées. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Mai.

Crane (T. O.), Remarks on the cultivation of cotton in Singapore. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 Febr.

On the analogy between the mode of reproduction in plants and the „alternation of generations" observed in some Radiata. — Edinb. new philos. Journ. 1851 April.

Malbranche, Sur un nouveau capillaire introduit dans le commerce, et sur quelques substitutions de plantes en pharmacie. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Avril.

Dana (James D.), On the physiognomy of the islands in the Pacific. — Edinb. new philos. Journ. 1851 April.

Stevenson Macadam, On the cause of the phenomena exhibited by the Geysers of Iceland. — Ebendaſ.

Mantell (Gideon Algernon), On the remains of man and works of art imbedded in rocks and strata, as illustrative of the connection between archaeology and geology. — Ebendaſ.

Delesse, On the rose-coloured Syenite of Egypt. — Ebendaſ.

Forbes (David), Chemical examinations of specimens of purple copper ore and copper pyrites, with remarks on their constitution. — Ebendaſ.

Schlagintweit (Hermann and Adolph), On the physical geography of the Alps. — Ebendaſ.

Martin (Charl.), Upon the identity of the marks of glacial action on the rocks in the environs of Edinburgh, with those observed by the author on the Continent of Europe and in Spitzbergen. — Ebendaſ.

On the Emery of commerce. — Ebendaſ.

Buist, On the general vibration or descent and upheaval which seems, at a recent geological period, to have occurred all over the northern hemisphere. — Ebendaſ.

Silliman (B.), jun., Optical examination of several american Micas. — Ebendaſ.

On interesting changes of internal structure observed to take place in solid arsenious acid and other solid bodies. — Ebendaſ.

Hunt (T. S.), Examinations of some Candian minerals. — Philos. Mag. 1851 April.

Toilliez (Désiré), Des pierres sohéroïdales taillées anciennement. — Messag. des scienc. histor. etc. de Belgique 1851 Livr. 1.

Leclerc (Louis), Congrés central agricole, huitième session. — Journ. des Économistes 1851 Mai.

The salmon fisheries. — Edinb. Review 1851 April.

Faugère (P.), De la propagande musulmane en Afrique et dans les Indes. — Correspondant T. 28. Livr. 3. 4.

Luzzatto (Philoxène), Sur l'existence d'un dieu assyrien nommé Sémiramis, identique à Mithra et au dieu qui étouffe le lion, qu'on voit au Musée assyrien du Louvre etc. — Journ. asiat. 1851 Avril — Mai.

Magne, De l'instruction publique en France, depuis la loi du 15 Mars. — Corresp. T. 28. Livr. 3.

Bland (N.), Persian chess, illustrated from oriental sources. Lond. 1850. — Journ. asiat. 1851 Avril — Mai.

Cousin (Victor), Oeuvres. — Edinb. Review 1851 April.

Paris (P.), La Chanson de Roland (édition de F. Genin). — Biblioth. de l'École des chartes T. II. 1851 Mars — Avril.

Desbarreaux-Bernard, Les petites illustrations lanternistes. — Bulletin du Bibliophile 1851 Mai.

Some American poets. (Longfellow, Bryant, Whittier, Jam. Russell Lowell, O. W. Holmes.) — Blackwood's Edinb. Mag. 1851 Mai.

Lloyd (W. Watkiss), On the paintings by Polygnotus in the Lesche at Delphi. P. II. The painting on the left-hand wall. — Museum of classical antiquities 1851 April.

Planche (Gust.), Peintres et sculpteurs modernes de la France. (Géricault.) — Revue des deux Mondes 1851 T. II. Livr. 9.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Geschichte des Herzogthums Steyermark von Dr. Albert von Muchar.

(Schluß.)

Hinlänglich bekannt ist, daß in dem großen Zeitraume von 493 — 1300 große Umwandlungen eingetreten sind. Uebrigens ist nicht zu verkennen, daß der Verf. diese Parthie seiner Geschichte mit großer Sorgfalt bearbeitet hat. Da die Lande, deren Geschichte er beschreibt, langehin ein Bestandtheil Bayerns waren, so sind die Quellen, welche dem Verf. das Material lieferten, im Wesentlichen die nämlichen, aus denen auch die Geschichte Bayerns geschöpft wird. Unter diesen ist natürlich in Bezug auf die Darstellung der inneren Verhältnisse das baiuwarische Volksrecht die vornehmste. Der Verf. nimmt keinen Anstand, die ursprüngliche Anlage desselben dem fränkischen Könige Theodorich zuzuschreiben, was zwar bekanntlich sehr bestritten wird, doch aber erhebliche Gründe für sich hat. Er hat nachgewiesen, daß dasselbe in diesen Landen bis in das zwölfte Jahrhundert gegolten hat, und in der Folge die Grundlage der sogenannten Landrechte geworden ist. Die Reihe der bayerischen Herzoge eröffnet der Verf. nicht, wie herkömmlich ist, mit Garibald, sondern mit Agilulf, und zwar mit Recht. Wenn gleich die Chronisten seiner, als eines bayerischen Herzogs nicht gedenken, so ist doch seine Existenz außer Zweifel und er als Stammvater der Agilolfinger anzusehen; denn gleichwie die fränkischen Könige von Meroveus oder Merowech die Merowinge, und später von Karl die Karolinge genannt wurden, so haben sich die bayerischen Herzoge von ihrem Stammvater Agilult oder Agilulf die Agilolfinge zubenannt, wie nicht bezweifelt werden kann. Es ist vielleicht derselbe, den Paulus Diaconus patre ex nobili Senatorum familia ortus, und der Chronist von St. Denys ex proceribus rebus plurimis ditatus, de maioribus apud Austrasios clarus nennt. Ob Garibald ein Sohn oder Enkel Agilulfs war, ist ungewiß, Agilulf aber jedenfalls an die Spitze der Agilolfinge zu setzen. Wenn aber der Verf. behauptet, daß die agilolfingischen Herzoge stets in Abhängigkeit von den austrasischen Königen gestanden, und als Vasallen und Staatsbeamte derselben anzusehen sind, so dürften die Zeugnisse der Geschichte einer solchen Auffassung entgegen stehen, obgleich auf der anderen Seite freylich auch die zu weit gehen, welche in den Agilolfingen völlig selbstständige Fürsten erblicken.

Der größte Theil des dritten Bandes ist der Darstellung der Verbreitung des Christenthumes und der kirchlichen Anstalten gewidmet. Darin besonders erwies sich die Herrschaft der Römer günstig, daß allen ihnen unterworfenen Ländern frühzeitig das Christenthum zugekommen ist, ihre Civilisation dem-

nach eine feste Begründung erhalten hat. Der Verf. weist nach, daß in den Landen, deren Geschichte er beschreibt, schon zu Ende des dritten Jahrhunderts Christengemeinden vorhanden waren, und daß sie die Stürme der Völkerwanderung überdauert haben.

Die Schilderung der inneren Verhältnisse, welche den ersten und zweyten Band einnimmt, zieht sich auch noch in den vierten hinüber. Der Verf. bespricht hier (S. 1 — 62) die Ansichten der damaligen Zeit in Religion und Moral, die Wohlthätigkeitsanstalten, den alten Aberglauben und die Sitten in Steyermark. Es ist allerdings nicht zu bezweifeln, daß, wie der Verf. bemerkt, die Begriffe, welche man sich damals von Gott machte, nicht die reinsten gewesen, doch nicht in dem Maße unrein, wie er meint, und nur halb wahr möchte seyn, daß, wie er glaubt, die frommen Stiftungen, welche in dieser Periode gemacht wurden, in der unrichtigen Vorstellung: alle Sünden könnten durch Schankungen an Kirchen gut gemacht werden, ihren Grund haben. Den Belegen, auf welche er seine Behauptung stützt, lassen sich auch viele andere, und zwar schon aus der agilolfingischen Periode entgegen stellen. So sagt, um nur ein Beyspiel anzuführen, ein gewisser Ratolf in einem Widmungsbriefe: coepi deum colere *cum moribus*, atque hisdem opera adiunxi. (Mon. B. XXVIII. P. II, 7.) Und wenn schon im XIII. Jahrhundert die Schankungen an kirchliche Institute, welche vordem ins Unglaubliche gingen, sich immer mehr und mehr verminderten, so hat dieß nicht etwa seinen Grund in der größeren Reinheit der Ansichten in religiösen Dingen, sondern im Gegentheile in der überhandnehmenden Frivolität, in dem Luxus, in der Genußsucht und in der Raublust, welche gar häufig an dem Kirchengute sich vergriff, und den kirchlichen Instituten wieder wegnahm, was die Vorfahren denselben gewidmet hatten. Ausführlich bespricht der Verf., was in Steyermark bezüglich der Wohlthätigkeit geschah, und weist nach, daß alle Anstalten, welche darauf berechnet waren, von den Stiftern und Klöstern ausgegangen sind, denen schon bey ihrer Gründung die Pflege der Fremden und Armen zur heiligsten Pflicht gemacht war. In jedem Kloster fand sich daher ein Hospital.

Aus Ulrichs von Lichtenstein Gedichten und Hornecks Reimchronik hat der Verf. die Sitten und das Leben der Steyermärker, namentlich der Edlen weitläufig geschildert. Wenn auch nicht zu läugnen ist, daß dieselben edlere Sitten und bessere Bildung hatten, so sind doch auch die starken Schattenseiten nicht zu übersehen, welche wir an der Ritterschaft gewahren, und gerade diese hat Horneck in seiner Chronik verborgen gehalten, Ulrich von Lichtenstein dagegen scharf gerügt. Von den abergläubischen, aus dem Heidenthume stammenden Gebräuchen, welche durch die bekannte Synode zu Leptin im Jahre 744 verdammt wurden, hat der Verf. weitläufig Erwähnung gemacht, und zwar, wie er sagt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil manche derselben im Leben der Steyermärker übrig geblieben sind, wenn auch häufig in kaum mehr erkennbaren Spuren. Das ist auch anderwärts der Fall, und nicht selten mit größter Bestimmtheit nachzuweisen. Der Kampf der Kirche dagegen half nicht immer, so daß häufig nichts übrig blieb, als die Gebräuche fortbestehen zu lassen, ihnen jedoch eine christliche Unterlage zu geben.

In einem eigenen Abschnitte (S. 62 — 124) bespricht der Verf. die wissenschaftliche Bildung in Steyermark, und führt namentlich die Männer auf, welche auf dem Gebiete der Wissenschaft irgend Nennenswerthes geleistet. Allerdings sollte in keiner Landesgeschichte diese Parthie der menschlichen Thätigkeit übergangen werden, was jedoch leider regelmäßig

der Fall iſt. Wie überall in der damaligen Zeit (von 493 — 1300), ſo waren auch in Steyermark die kultivirteſten Zweige des menſchlichen Wiſſens die Theologie und Philoſophie, beyde jedoch in ſcholaſtiſche Formen gebannt, was man wohl bedauern mag, aber mit Unrecht gewöhnlich dem ſchärfſten Tadel unterwirft, indem man in völlig verkehrter Weiſe die Leiſtungen der früheren Jahrhunderte nach denen der Gegenwart mißt, nicht bedenkend, daß dieſe nicht möglich geweſen wären, wenn nicht jene vorausgegangen ſeyn würden, nicht beachtend, daß jede Zeitperiode aus ſich, nicht nach irgend einer ganz anderen beurtheilt werden dürfe, ein Fehler, welcher in den meiſten, auch ſonſt gründlich ausgearbeiteten Geſchichtswerken, weniger bemerkbar in dem vorliegenden, hervortritt, und die ſchärfſten Geißelhiebe verdient, da es doch ein Zeichen des höchſten Unverſtandes iſt, wenn wir unſere Väter anklagen, daß ſie nicht ſo viel wußten, nicht ſo dachten und handelten, wie wir, was doch völlig unmöglich iſt. Es thut daher wohl, wenn man, was freylich nur höchſt ausnahmsweiſe der Fall iſt, ein geſchichtliches Werk in die Hände bekommt, in welchem, wie in dem hier zu beſprechenden, nicht auf Papſt Gregor (um nur ein Beyſpiel anzuführen) die heftigſten Verdammungsurtheile geſchleudert werden. Dieſe möchten gerechtfertiget ſeyn, wenn ein Papſt zu einer andern, etwa in unſerer Zeit dasſelbe angeſtrebt und durchgeſetzt oder auch nur den Verſuch gemacht hätte.

An die Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Leiſtungen in der damaligen Zeit ſchließt ſich die Geſchichte Steyermarks vom Jahre 494 — 1192 an, welche der Verf. zweckmäßig in drey Perioden abgetheilt hat. Darin hat er nachgewieſen, wie ſich dieſes Land nach und nach zum gegenwärtigen Umfange erweitert, und wie ſich darin die kirchlichen und weltlichen Dominien ausgebildet haben. Die Geſchichte der weltlichen Herrſchaften, wie der Hochſtifte und Klöſter nimmt daher hier eine vorzügliche Stelle ein. Allerdings zwar knüpft ſich daran die Geſchichte des Landes, allein es wurde, da der Verf. feſt haltend an der chronologiſchen Ordnung die Erlebniſſe der kirchlichen Anſtalten dazwiſchen eingeſchoben hat, der Zuſammenhang allzuſehr unterbrochen und die Ueberſicht ſehr erſchwert. Uebrigens erfahren wir auch in Bezug auf bayeriſche Klöſter und Hochſtifte, namentlich Bamberg und Freyſing, viel Neues, da dem Verf. mehrere Kloſterarchive offen ſtanden, namentlich das, wie es ſcheint, ſehr reichhaltige Admonteſer. Sehr ſchätzbar ſind beſonders die zahlreichen Mittheilungen aus dem Admonter „Saalbuch,“ welches übrigens denſelben zufolge nicht ein ſolches, ſondern vielmehr ein ſogenannter Traditionscoder zu ſeyn ſcheint. Auch die Geſchichte der großen Adelsgeſchlechter, namentlich auch bayeriſcher: der Andechſe, Moosburge, Ortenburge ꝛc. hat manchen ſchätzbaren Zuwachs erhalten. Sehr zu bedauern iſt, daß dem Verf. nicht gegönnt war, die Geſchichte der ſteyermärkiſchen Adelsgeſchlechter, deren Bearbeitung er verſprochen, zum Abſchluße zu bringen. Ausführlich verbreitet ſich derſelbe über die, namentlich für dieſe Geſchichte wichtige, gleichwohl aber ſehr beſtrittene Frage: wo das von Samo gegründete Reich zu ſuchen ſey? Die meiſten Hiſtoriker finden es in den Landen ſüdlich der Donau, der Verf. jedoch weiſt überzeugend nach, daß es ſich nördlich der Donau zwiſchen dieſer, zwiſchen Thüringen und den Sorben ſich ausbreitete, daß Böhmen der Mittelpunkt desſelben war, und Karentanien, das man nicht ſelten als den Hauptſitz betrachtet, nicht einmal ein Beſtandtheil dieſes Reiches geweſen iſt. Die Ankunft des heil. Rupert in Bayern ſetzt der Verf. unbedenklich in das Ende des VII. Jahrhunderts, und wohl mit Recht, läßt ſich jedoch auf eine Be-

weisführung nicht ein, die auch in der That überflüßig war, da dieſelbe durch die zahlreichen Schriften, welche dieſen Gegenſtand behandelt haben, längſt erſchöpft iſt. Der Streit, welcher deßhalb unter den Gelehrten ſchon in früherer Zeit ausgebrochen iſt, jedoch beigelegt ſchien, nachdem die gewichtigſten Stimmen ſich für die ſpätere Ankunft des heil. Rupert ausgeſprochen hatten, wurde, wie bekannt, von Mich. Filz in der neueren Zeit abermal angefacht, und eben werden, nachdem auch in dieſen Blättern ſich gewichtige Stimmen in beyderley Richtungen haben vernehmen laſſen, zwey Abhandlungen über dieſen alten Kampfpunkt angekündiget, welche den Streit zu verlängern drohen, da in ihnen beyde ſich entgegenſtehende Anſichten verfochten werden.

Der fünfte Band enthält die Geſchichte Steyermarks vom Jahre 1192—1283. In dieſem Zeitraum ward dieſelbe mit den übrigen öſterreichiſchen Landen unter den babenbergiſchen Herzogen vereiniget, und gelangte mit denſelben am Schluße dieſer Periode durch K. Rudolf an das Haus Habsburg.

Schade, daß der Verf. dieſes Geſchichtswerk, welches in der hiſtoriſchen Litteratur einen ſehr ehrenvollen Platz einnimmt und in der That eine Lücke ausfüllt, nicht zu Ende führen konnte. Die Fortſetzung desſelben wird jedem ſchwer werden, der nicht die nämlichen gründlichen und umfaſſenden Studien gemacht hat, wie der Verf., wenn auch die Materialien, welche derſelbe vollſtändig geſammelt hinterlaſſen hat, in den Händen des Fortſetzers liegen.

Das Aeußere befriediget alle billigen Wünſche.

Berichtigungen.

Nro. 71. der Gelehrten Anzeigen Band XXXII.

S. 570 Col. II. Z. 8 von unten im Text zu leſen Gachard für Gerhard.
S. 571 Col. I. Z. 6 zu leſen Löwen ſtatt Leyden.
S. 572 Col. II. Z. 1 la ſtatt le.
— — Z. 2 la ſtatt le.
— — Z. 3 du ſtatt de.
— — Z. 8 iſt das Wort ſich zu ſtreichen.
S. 573 Col. I. Z. 1 zu leſen 1598 ſtatt 1558.
S. 574 Col. II. Note Z. 4 Hauptſtadt ſtatt Freyſtadt.
S. 575 Col. I. Z. 20 Geuſen- ſtatt Glaubensbund.
— — Z. 22 Gothaer ſtatt Hotterer.

Nro. 72.

S. 583 Z. 14 von unten zu leſen Aerſchot ſtatt Aerchot.
S. 584 Z. 8 zu leſen 1580 ſtatt 1850.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. August.
Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 21. Juni 1851 trug Hr. Reichsarchivar Prof. Dr. Rudhart, ord. Mitglied der histor. Classe, nachstehende Abhandlung vor:

König Gustav Adolph und Friedrich V. von der Pfalz in München i. J. 1632.

Am 17. Mai dieses 1851ten Jahres waren es gerade 219 Jahre, daß der Schwedenkönig Gustav Adolph von Freysing u. s. w. am rechten höheren Isarufer heraufziehend, seinen Einzug in die Hauptstadt seines unternehmendsten Feindes, des Herzogs und Kurfürsten Maximilan I. von Bayern gehalten hat [1]).

Im Gefolge des Schwedenkönigs waren: der Böhmenkönig und Pfalzgraf Friedrich V., der Pfalzgraf August von Sulzbach, die beyden sächsischen Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar, der Herzog von Holstein und eine große Zahl von Generalen und Oberoffizieren.

Die Bürger Münchens, welche wohl Grund hatten, für ihre Stadt zu zittern, da sie die nahe gelegenen Dörfer in Flammen erblickten [2]), wurden beruhigter auf die Nachricht, daß die auf des französischen Gesandten St. Etienne Vorstellungen hin zum Schwedenkönig gegangenen Abgeordneten die Zusicherung der Schonung der Stadt und der Bürger erhalten hätten.

Ganz gewiß ist unter Vermittelung des französischen Gesandten ein schriftlich aufgesetzter Vergleich (Accord) zwischen dem König und den Münchner Abgeordneten zu Stande gekommen, kraft welchem Gustav Adolph gegen Erlegung von 300,000 Thalern Brandschatzung Seitens der Stadt, davon die eine Hälfte während des Königs Anwesenheit, die andere mit ehester Gelegenheit bezahlt werden sollte [3]), die Erhaltung der katholischen Religion und der städtischen Verfassung, Schonung der Stadt vor Brand und Plünderung und Sicherheit des Privateigenthums und der Personen aller Klassen der Münchner Bevölkerung versprochen hatte. Der Feldmarschall Gustav Horn setzte die Vergleichspunte Namens seines Königs auf [4]). Daß nach solchem

1) Schon am 16. Mai Abends erschienen Schweden vor der Stadt. S. Westenrieders Beyträge Bd. VII. p. 311. Sutner, München während des 30jährigen Krieges, p. 26, Note. Ein schwedischer Oberst logirte im Hotel des französischen Gesandten. Nach Franz Sigl, Kurzer Verlauf ꝛc. bey Stöger, Geschichte der Münchner Geiseln, München, 1836, p. 2 wäre schon am 14. Mai ein „Vortraff" der schwedischen Armee gesehen worden.

2) Sutner l. c. p. 25.

3) Frz. Sigl bey Stöger l. c. p. 3. Sutner p. 24, 25 muthmaßt bloß die Existenz eines schriftlichen Vergleiches. Vergl. Chemnitz I, p. 327, Col. 1.

4) Aus einem in duplo vorhandenen Concepte im k. allg. Reichsarchiv, welches überschrieben ist: „Verzaichnuß Etlicher Schäden, welche Irer Churfürstl. Durchl. in Bayern ꝛc. zugefügt worden." „Erst-

Vergleiche diejenigen Sachen, welche der Kurfürst Max I. fortzubringen noch nicht Zeit gefunden hatte [5]), gleicher Sicherheit sich zu erfreuen hätten, wie die eines jeden Privatmannes, erwartete man zuversichtlich von Seite des Kurfürsten und seiner Umgebung.

Nach abgeschlossenem Accord erfolgte die Uebergabe der Schlüssel der Stadt München durch die ältesten Herrn an den König, der an der Spitze von 3 Regimentern seinen feyerlichen Einzug durch das Isarthor hielt, durch das Thal hinauf über den Markt (Schrannenplatz) in die Weinstrasse durch die Oberschwabingergasse [6]) zog, und im Schlosse sammt dem Böhmenkönig seine Wohnung nahm, nicht aber in jenem Hause auf dem alten Eyermarkte neben dem Hause mit der riesigen Abbildung des heiligen Onuphrius [7]).

Vorsorge war getroffen zur Handhabung der strengsten Mannszucht [8]). Mit Ausnahme jener 3 Regimenter, die dem Könige in die Stadt gefolgt, lagerte das übrige bedeutende Heer dicht vor der Stadt auf einem schönen Anger, anfänglich vor dem Schwabinger Thor [9]). Die Reiterey hatte man auf die umliegenden Dörfer vertheilt. Der Oberst Hebron, ein um den König wohlverdienter alter Offizier, aber auch ein eifriger Katholik, hatte sichs vom Könige zur besonderen Gnade ausgebeten, das Commando in dieser durchaus katholischen Stadt übernehmen zu dürfen, eine Bitte, die ihm der König gütig gewährte.

Das Betragen Gustav Adolphs und seiner Schweden während ihres Aufenthaltes in München war, so sagt man, in jeder Beziehung musterhaft. Es ist ein gleichzeitiger katholischer Schriftsteller selbst [10]), welcher dem Könige das ungeheucheltste Lob ertheilt. Wie anständig war sein Benehmen in der Kirche während des katholischen Gottesdienstes, wie herablassend, mild und freundlich behandelte er das Volk, wie artig betrug sich der Sieger gegen die Jesuiten beym Besuche ihrer Kirche am 19. May! [11]). Daß der König keine schlechte Mei-

---

lich vnd hauptsächlich, ob zwar gedachter Hr. Feldmarschall („der König aus Schweden" ist in dem einen Concepte ausgestrichen) der Statt München, vnd allen Innwohnern gegen der eingewilligten Ranzion der 300,000 Reichs Taler außtrückhenlich versprochen, auch deßwegen gar ein schrüfftliche von aigener handt vnderzogene vnd verferttigte attestation von sich geben, das nit allein bemelte Statt München — — solle gesichert werden" ꝛc.

5) Khevenhüller, Annal. Ferd. XII, p. 141.

6) Westenrieder, Beytr. VII, 312.

7) Bayerische Annalen, 1833, Nr. 100 p. 726, Col. 2. Die drey Kronen, sollten sie wirklich das schwedische Wappen vorstellen, sind heraldisch unrichtig dargestellt, nämlich . ˙ . (eins, zwey), anstatt ˙ . ˙ (zwey, eins). Gustav Adolph kam, von Augsburg rückkehrend, nochmals nach München, und ist dann nicht mehr in der Residenz abgestiegen, sondern „auf den Markht bey dem Freyhamer Gastgeb vber nacht verbliben" (Westenried. Beytr. VII. p. 317, 318, und ebenso die Literae annuae des Münchner Jesuiten-Collegiums p. 62). Durch gefällige Mittheilung, welche Hr. R. A. Kanzellist Muffat aus dem städtischen Archive, dessen Archivar er ist, mir gemacht hat, erfahre ich, daß das Friedr. Freyhamer Gastgeb Haus im Jahre 1631 die Hausnumer 231 hatte. Heutzutage trägt es Nro. 5 auf dem Schrannenplatz.

8) Westenr. Beytr. VII, p. 314, 315.

9) Westenr. l. c. p. 315, später vor dem Neuhauser- (nun Karlsthor) und dem Sendlingerthor. Siehe Franz Sigl bey Stöger S. 3.

10) Adlzreiter p. 283. Partis III, L. XVII. §. L. ed. Monach. fol. „Memoranda prorsus fuit Regis aequitas, in coercendâ suorum licentiâ, nequid adversus pacta tentarent." Und vorher: Interfuere ex Acatholicis frequentes ac modesti, sine contemptu aut Sarcasmis, qui ceremoniarum elegantiam, Suavitatem Symphoniae, divini cultus majestatem mirifice laudarunt." Ich setze gleich die Stelle wegen Hinwegnahme von Schätzen in der Residenz hierher. Nach den Worten: „adversus pacta tentarent," folgt: „Non dubium, quin ipso (Rege) inscio, conclave ingens, rebus raritate, pretio, arte, ordine, multitudine ac jucunditate clarissimis, refertum, ipsaque Domus Bavaricae praestantissima Bibliotheca magna damna acceperint."

11) v. Lang, Geschichte der Jesuiten in Bayern p. 137, verglichen mit den Litterae annuae fol. 55, wo es heißt: „Si ipsemet Princeps Romano-Ca-

nung von ihnen in Folge der gehabten Unterredung gefaßt, beweist, — die Richtigkeit der jesuitischen Aussage vorausgesetzt — seine Aeußerung bey Tafel: wenn Er römisch katholischer Fürst würde, so wollte auch Er die Jesuiten vor Allen auszeichnen. Und doch waren erst wenige Wochen vergangen, daß Gustavs Hofprediger, Dr. Jakob Fabritius, ein Mann, der tief in seines Herrn Herz blickte [12]), in seiner am 14. April 1632 in der St. Annakirche zu Augsburg gehaltenen Predigt die Jesuiten „Mordhummeln und Blutigel (sic!)“ genannt hatte!

Gleiches Lob ertheilen die bayerischen Historiker der neueren Zeit dieser schönen Haltung des Königs und seiner Leute. Sutner (p. 24), noch mehr Westenrieder [13]) gerathen darüber in Entzücken, so zwar, daß der schwedische Historiograph Geijer [14]) diese seinem Könige ertheilten Elogien aus dem Munde eines katholischen Priesters wortgetreu seiner Geschichte einverleibt hat.

In der Residenz hätte Gustav Adolph, nach des verewigten Westenriedes Worten, „nicht das Geringste berührt.“ Indessen zeigt die Note zur Seite 207, in welcher R. K. Frh. von Senkenbergs Worte aus dessen: „Versuch einer Geschichte des deutschen Reiches u. s. w.“ 5. Bd. p. 448, Nr. 8. angeführt sind, daß es nicht ganz leer daselbst abgegangen; denn also lauten Senkenbergs Worte [15]): „Aus einem mit Kostbarkeiten angefüllten Gewölbe soll doch, wie alle Geschichtschreiber sagen, ohne des Königs Wissen, viel seyn entwendet worden. Auch aus der Bibliothek mußte damals manche überaus schöne und kostbare Handschrift mit den sächsischen Prinzen Bernhard und Wilhelm wandern; dergleichen noch heutzutage den Fremden in der gothaischen Hofbibliothek vorgezeigt werden, z. B. des Jac. Strada großes 33 Foliobände starkes Werk von prächtigen Zeichnungen alter Münzen, das 1550 ein Graf von Fugger dem Herzoge Albrecht von Bayern verehrt, dessen Namen und Bildniß auf jedem der rothsaffianen Bände des Werks zu sehen sind.“

Nach des Königs Beyspiel werden, dieß könnte man annehmen, auch die übrigen Fürsten und Großen, die Generale u. s. w. sich gehalten haben. Von dem Böhmenkönige, dessen Brust bey dem Einzuge in die Hauptstadt und die Wohnung seines Vetters seltsame Gefühle bewegt haben dürften, behauptet es Prof. Dr. Ludwig Häusser in seiner Geschichte der rheinischen Pfalz, Bd. II. 1845 p. 504: „Friedrich besah all den Glanz der bayrischen Hauptstadt; aber kein Wunsch nach fremdem Besitze stieg in ihm auf;“ „„es sind hier viele schöne Sachen;““ schrieb er an seine Gemahlin, „„die man jedoch jetzt nicht fortbringen könnte; wäre aber das auch leichter, ich würde Nichts nehmen.““ „Wirklich blieben auch Friedrichs Hände von fremden Eigenthum rein.“ In der Note 53 sagt Häusser in Bezug auf den von Khevenhüller und Paganino-Gaudentio berichteten Vorschlag Friedrichs, das Schloß in die Luft zu sprengen; „dieser Angabe stehen nicht nur andere Zeugnisse (s. Harte, Leben Gustavs II. 280) und die oben (Brief bey Söltl II. 167) angeführte Aeußerung direkt entgegen, sondern eine solche Anklage widerspricht auch durchaus dem weichen und stillen Wesen Fridrichs, dem heftige Rachegefühle ganz fremd waren“ [16]).

---

tholicus foret, inter primos se quoque Jesuitas habiturum.“

12) Scharold, Geschichte der herzogl. weimar'schen Zwischenregierung, und Geijer, Geschichte von Schweden, Bd. III.

13) Almanach 1805, p. 207 — 209.

14) Bd. III. p. 211.

15) Bey Westenr. Almanach a. a. Orte.

16) Damit wäre gleichwohl zusammenzuhalten, was bey Westenr. Beytr. VII. p. 318 der Zeitgenosse hierüber berichtet: „Gleich hernah den 7 Junv am Montag vormittag zwischen 9 vnd 10 Vhr ist er (der König) mit seiner völigen Armade wider von München auf Prochen, die Stattleith besorgten sich einer löz, vnd grosses Vbls, dieweil ihm das geltt völig noh nit erlögt war, da wolte ihr khiniglihe Maystett auß anstifftung vnd antrib des winterkhinigs die haubttherer versprengen, wie dan schon grueben, Pulfer darein zu legen, zu bereith waren, ist auch der Churfurstlichen residenz, selbige zuersprengen, starkh getrohet worden, aber Gottlob khaines geschehen“ ꝛc.

Den Neueren iſt in ihren Ausſagen nur dann Glauben beyzumeſſen, wenn dieſe Ausſagen auf gleichzeitigen Berichten Wohlunterrichteter beruhen. Sieht man ſich nun genauer nach der Quelle um, aus welcher die Neueren geſchöpft haben, ſo wird man ſich bald überzeugen, daß Adlzreiters, eigentlich des lothringiſchen Jeſuiten Fervaux oder Vervaux Geſchichte hauptſächlich dieſe Quelle iſt [17]). Nach ihm hat ſowohl ein großer, mit ſeltenen, koſtbaren Gegenſtänden angefüllter Saal, als auch die Bücherſammlung des bayeriſchen Hauſes großen Schaden erlitten; aber, wie er gleich von vorne herein bemerkt, ohne Wiſſen des Königs (ipso [Rege] inscio).

(Fortſetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Juni 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen:

Göttingiſche gelehrte Anzeigen 1 — 3. Band auf das Jahr 1850. Göttingen 8.

Nachrichten von der Georgs Auguſt Univerſität und der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen v. J. 1850. Nr. 1 — 17. Göttingen 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein des Großherzogthums und des Kurfürſtenthums Heſſen in Darmſtadt:

Periodiſche Blätter Nr. 21. Darmſtadt 1851. 8.

Von Hrn. Joſeph Müller in Wien:

Hiſtoriſche Denkmäler in den Klöſtern des Athos. Wien 1850. 8.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie. Bd. XXII. Heft III. u. IV. Landau 1851.

Von der Royal Irish Academy in Dublin:

Proceedings. Vol. IV. Part 3. Dublin 1850. 8.

17) Siehe oben Note 10, woſelbſt die betreffende Stelle.

Von Hrn. Prof. Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Phyſik. 15. Th. 3. und 4. Heft. 16. Th. 1. 2. Heft. Greifswald 1851. 8.

Von der Société des sciences, lettres et arts in Nancy:

Mémoires. 1849. De l'influence de l'expérience sur les progrés des sciences et des arts par M. le Dr. de Haldat. Nancy 1850. 8.

Inauguration de la statue de Mathieu de Dombasle. Discours de M. de Haldat Nancy. 8.

Mémoire sur quelques illusions d'optique par M. de Haldat. 8.

Von dem naturhiſtoriſchen Verein der preußiſchen Rheinlande in Weſtphalen in Bonn:

Verhandlungen 1 — 7. Jahrg. Bonn 1844 — 1850. 8.

Monographie der Petrefakten der Aachener Kreideformation von Dr. Joſeph Müller. Bonn 1851. 4.

Beyträge zur Lebens- und Entwickelungsgeſchichte der Rüſſelkäfer aus der Familie der Attelabiden von Dr. Deluz. Bonn 1846. 4.

Beyträge zur vorweltlichen Fauna des Steinkohlengebirgs. Bonn 1847. 4.

Von der académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXII. Nr. 13 — 17. Mars. Avril 1851. Paris. 4.

Von der Chemical Society in London:

Quarterly Journal. No. XIII. Lond. 1851. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein in München:

Centralblatt. Juni 1851. München 1851. 8.

Von dem Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. XVI. 8. Jahrg. Bonn 1851. 8.

Von Hrn. Manuel Johnſon, Radcliffe observer in Oxford:

Astronomical observations made at the radcliffe observatory Oxford in the year 1849. Vol. X. Oxford 1851. 8.

Von Hrn. Staatsrath v. Kupfer, Direktor der k. Sternwarte in St. Petersburg:

Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1847. No. 1 u. 2. Pétersb. 1850. 4.

Mit dieſer Numer wird das Inhalts-Verzeichniß für den Bd. XXXII. ausgegeben.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.
Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der historischen Classe am 21. Juni 1851 trug Hr. Reichsarchivar Prof. Dr. Rudhart, ord. Mitglied der histor. Classe, nachstehende Abhandlung vor:

König Gustav Adolph und Friedrich V. von der Pfalz in München i. J. 1632.

(Fortsetzung.)

Khevenhüller († 1650, 13. Junius) [18] sagt: (der König) „ließ auch alle sollhe Sachen an Geschütz und andern, was in der Kunst-Kammer gefunden wurde, alles weg nach Augspurg und anderswohin führen.“ Chemnitz [19] I, 323 Col. 1 (Chemn. † 1678, Febr.) berichtet wohl vom Auffinden der 140 Stücke schweren Geschützes, die im Zeughause vergraben worden, welche sodann nach Augsburg abgeführt wurden; auch habe man im Schlosse neu gemachte Soldatenröcke und Kleider gefunden, und damit etliche Regimenter der schwedischen Armee bekleidet. Allein von der Hinwegnahme von Kostbarkeiten aus der Kunstkammer und Bibliothek des Kurfürsten schweigt er. Die unter dem Namen Theatrum Europaeum [20] bekannte Compilation, welche den Chemnitz wortgetreu abgeschrieben, erzählt von dem Funde der Kanonen und der großen Freude des Königs hierüber, bedient sich über das in der Kunstkammer Gefundene ganz der Ausdrücke Khevenhüllers, setzt aber alsdann Folgendes bey: „Ward also in Bayern verfahren, wie man in vorigen Jahren in der Pfalz procediret hatte.“ Damit scheint mir nun auf die Hinwegnahme der Heidelberger Bibliothek durch Tilly auf Max I. Befehl angespielt zu seyn.

Finsterwald S. 2040 redet im Hinblick auf Adlzreiters Aussage bloß von einigen Schaden, den Bibliothek und Raritäten-Kabinet im Schlosse erlitten, jedoch ohne Wissen und Willen des Königs. Ebenso Falkenstein II. p. 666, noch Neuerer nicht zu erwähnen [21].

Aus der vom Herzoge Albrecht V. angelegten und in Europa berühmten Kunstkammer des Kurfürsten Max I., sowie aus der Bibliothek ist nach Adlzreiters Zeugniß allerdings Bedeutendes (magna damna) hinweggenommen worden. Führt doch selbst Westenrieder aus Senkenberg ein aus der Bibliothek fortgenommenes Werk an; und es ist die Rede von mancher schönen und kostbaren Handschrift, welche mit den sächsischen Prinzen Bernhard und Wilhelm fortgewandert und in der Gotha'schen Bibliothek aufgestellt sind! — Der Hr. Reichsarchivs-Sekretär Muffat, der an einer Geschichte der hiesigen Hof- und Staatsbibliothek gearbeitet, und selbe theilweise in den „bayerischen Blättern,“ 1832 bis in das

18) Annal. Ferd. XII. p. 141, 142.

19) Nach Chemnitz Pufendorf, rer. Suec. L. IV. p. 66 Col. 2.

20) Bd. II. p. 589 Col. 1 und 2.

21) Z. B. Zschokke, III. 279.

erſte Jahrzehent des 17. Jahrhunderts veröffentlicht hat, wird die weiteren Nachweiſe über die fortgeſchafften Bücher ſpäter mittheilen. „Es wäre," heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „ziemblich aufgeraumbt worden." Hier wäre alſo ermittelt, was der Bibliothek entfremdet ward und wer die Thäter waren.

Ueber die aus der Kunſtkammer genommenen Gegenſtände jedoch ſind wir minder aufgeklärt. Indeſſen gewährt die im k. allgemeinen Reichsarchive unter den Acten des dreyßigjährigen Krieges befindliche Correſpondenz des Kurfürſten Max I. mit dem Frhrn. Rudolph von Donrſperg, Hauptmann von Burghauſen über den, in der Nördlinger Schlacht durch bayeriſche Reiter gefangenen und nach dem dortigen Schloſſe ſeit October 1634 gebrachten ſchwediſchen Feldmarſchall Guſtav Horn in der That ſehr willkommene Aufſchlüſſe zum Theil über die werthvollen Gegenſtände, die genommen, aber auch über die Thäter ſelbſt, die ſich dieſelben ungeachtet des Vergleichs, in welchem auch Sicherheit des Privateigenthums verſprochen worden war, zugeeignet hatten. Wir erfahren auf dieſem Wege, daß der Pfalzgraf Friedrich, aber auch der Schwedenkönig es geweſen ſind, die ſich von den Kunſtgegenſtänden aus des Kurfürſten Kunſtkammer angeeignet haben.

Ueber die Rechte des Eroberers hatte Guſtav Adolph ſeine Grundſätze mehrfach und ſelbſt urkundlich ausgeſprochen [22]). Er betrachtete die Länder, die er „durch Gottes des Allmächtigen alleinigen Gnatten und Volchen chriſtlichen Siegs" in ſeine „rechtmäßige Gewalt gebracht," als ihm zuſtändig, „damit nach ſeinem königlichen gerechten Willen zu disponiren und zu verordnen" (Geben im k. Veltleger bey Donawerth den 3 Abrilis 1632).

Nahm ſich nun der Eroberer Bayerns hier aus Max I. Kunſtſchätzen Einiges und ſelbſt Vieles heraus, ſo war er dem Eroberungsrechte nach dazu befugt. Allein bevor er in der Hauptſtadt ſeines Gegners ſeinen Einzug hielt, hatte er, wie es denn ſchon früher geſagt wurde, unter Vermittelung St. Etienne's einen Vergleich abgeſchloſſen und unterzeichnet, in deſſen Punkten auch die Kunſtkammer Max I. in der Art mitbegriffen geweſen zu ſeyn ſcheint, daß ſie unangetaſtet bleibe. Dieß erhellt aus vielen Aeußerungen Max I. [23]), insbeſondere aus einem Schreiben desſelben an den Hauptmann von Burghauſen, Rudolp von Donrſperg vom 24. März 1635, worin es heißt: „vnd halten wir dafür, weiln diſe ſachen auf vnſerer Residenz vnd Khunſt Camer, wider den auſtruckhlichen Inhalt des Münchneriſchen accord vnd alſo wider des Königs gegebene parola hinwekhgenommen worden, es werde Iro der Königinn ain ſchlechte freudt, auch ihrem geſtorbenen König wenig reputirlich ſein, ſolche ſachen vor augen zu haben, die Er wider die billikheitt vnd den accord auch vnder hohe Perſonen lobliche curtosi vnd höflichkheit entziehren laſſen, ſondern Sye werde eben zu conseruation Ires Königß reputation vnd durch den accord gegebene parola, deſto mehr von ſelbſten genaigt vnd wüllig ſein, die vnns angehörige ſachen wider eruolgen vnd restituirn zu laſſen."

Mit obigem Vergleiche ſelbſt waren dem Könige Guſtav Adolph die Hände gebunden; er konnte ſein Recht des Sieges nicht in dem Maße geltend machen, als dieß der Fall geweſen wäre, wenn er Max I. Hauptſtadt mit ſtürmender Hand erobert hätte. Die Vergleichspunkte, die er eingegangen und unterzeichnet hatte, legten ihm die Pflicht auf, dieſelben gewiſſenhaft einzuhalten, und, war Schonung der Kunſtkammer darin ausgeſprochen, ſo durfte er, ohne ſein gegebenes Wort zu verletzen, Nichts aus derſelben ſich aneignen oder geſchehen laſſen, daß ein Anderer dieß thue. So war des Kurfürſten Max I. Anſicht, ſo wie er Kunſtſchätze, die Fürſten gehören, als unter dem Schutz der Großmuth ſeines

22) Siehe Seb. Stumpf, Topographie des Amtes Biſchofsheim an der Röhne. Wirzburg, 1796. 8. Beyl. Nro. II. p. 45, 46. Schenkung des Amtes Biſchofsheim an des k. ſchwediſchen Obriſten Atolph Dietterich Baron von Effern Deſcendenz.

23) Z. B. Original-Bericht Donrſpergs an Max I. d. d. Burghauſen 30. November 1634. — Concept aus der kurfürſtl. Kanzley, an Hauptmann zu Burghauſen (Donrſperg) 1634, 2. Decbr. und vom 24. März 1635.

fürſtlichen Gegners geſtellt ſich dachte. Daher erachtete es Max I. für die Schuldigkeit derjenigen, welche die Sachen genommen „wider accord und parola," ſolche zu „restituirn" [24]). Schon die Achtung, welche fürſtliche Perſonen einander auch im Kriege zollen, hätte den König lehren ſollen, die Schätze der Münchner Kunſtſammlung zu ſchonen.

Daß der König von Schweden bey dem Anblick der hier geſammelten Koſtbarkeiten auf ſein Recht des Sieges, ohne des Vergleichs weiter zu gedenken, zurückkam, lehrt die unbezweifelte Thatſache des Hinwegnehmens von Gemälden und andern werthvollen Kunſtgegenſtänden aus dieſer ſeinem Edelmuthe anvertrauten Sammlung. Nach obigem Schreiben Max I. vom 24. März 1635 war der „Marſchalk von Krailßheimb der ainige vnd vornembſte geweſen, der den König zu hinwekhnemung vnſerer ſachen ſtimulirt vnd ermahnet, Ja mit füngern darauf gedeuttet, hernach ſolche einſchlagen vnd nach Augſpurg zu dem Hainhoffer, der es ſelbſten alſo wahr zu ſein vorgibt, hinüber fiehren, hernach von dortten abholen, vnd weutter auf die ſeiten, an orth vnd ende, wo Er ohne Zweifel wol wiſſen wirdt, bringen laſſen."

Was nach ſolcher Aeußerung des Kurfürſten von Adlzreiters Ausſage: „Ohne Zweifel habe von dieſer Beraubung der König ſelbſt nichts gewußt," zu halten ſey, iſt klar! — Guſtav Adolph ließ die bezeichneten Gegenſtände fortnehmen, einpacken und über Augsburg weiter ſenden. Gewiß iſt, daß die Königin von Schweden vornehmlich die Gemälde als Geſchenk vom Könige überkommen hat, und ſelbe, ſchwediſchen Berichten nach, eben weil es Geſchenke ihres Königs waren, in größter Achtung gehalten [25]). Unter dieſen Gemälden war ein ſehr werthvolles, wie ſich aus einer Aeußerung Max I. vom 5. April 1635 entnehmen läßt, woſelbſt es heißt: „Sonderlich weiln vns aines auf denen von dem König hinwekh gefiehrten Stukhen lieber vnd annehmblicher, als 3 oder 4 von denen, ſo zu Maintz ſeindt." — Münchener Handwerksleute mußten die Verpackung der genommenen Gegenſtände für die Schweden vornehmen [26]). Der Meiſter Hanß Briderl, ein Maler, war bey Verpackung der Gemälde thätig [27]).

Nicht bloß Gemälde jedoch reizten die Luſt des Siegers, ſondern auch andere kunſtreiche Gegenſtände, wie ein Goldbergwerk, welches leider! zertrümmert und verwüſtet in Augsburg bey Hainhoffer angekommen iſt. Entweder der Kurfürſt ſelbſt, oder einer ſeiner Vorfahren (Albrecht V.?) hatte dieß Kunſtwerk, welches im ſpaniſchen Amerika gefertigt worden zu ſeyn ſcheint, zum Geſchenke erhalten oder irgend erworben. Es waren aus dieſem Bergwerke 3 oder 4 ſchöne „Berkhſtein" mit einer Anzahl von Smaragden, wie ſie im Königreiche Peru aus dem Muttergeſtein hervorwachſen [28]), von ihrem Platze heraus und hinweg genommen worden, was Max I. ſehr bedauerte, weil man, wie er ſich ausdrückte, „darbey die Würkhung der Natur erſehe." Dabey iſt nebſt den Gemälden im Allgemeinen „anderer Chünſtſtuckhen" gedacht. Kreilsheim ſchenkte dem Grafen Nileß (Niels?), nebſt andern Sachen, auch den Corallen-Berg [29]). Zugleich mit Kreilsheim war noch der k. ſchwediſche Factor und Expeditor Larſon „ſowohl für ſeinen König, als für ſich ſelbſten äußerſt rührig im Aufräumen unter den

24) Max I. an Donrſperg d. d. Ranßhoften, 18. May 1635, als Antwort auf D.'s Bericht vom 14. desſelben Monats.

25) Origin. Bericht Donrſperg an Max I. d. d. Burghauſen 30. November 1634. „Doch hat (Horn) beynebens vermeldet, daß Jr Mayſt. die Khönigin in Schweden alles daßienige ſo dero von dem Khönig geſchenckht worden, in ſehr groſſer Stima halten thetten" ꝛc. Siehe ferner Concept aus der kurfürſtl. Kanzley an Donrſperg, 2. Decbr. 1634.

26) Weſtenrieder Beytr. VII. p. 317. Siehe auch Original-Bericht des Friedr. Ligſaltz an Max I. d. d. München 22. December 1634, als Antwort auf Max I. Erlaß vom 13. December desſelben Jahres.

27) Ligſaltz Bericht vom 22. Decbr. 1634.

28) Original-Concept eines Erlaſſes Max I. an den Hauptmann zu Burghauſen (Donersberg) d. d. 24. März 1635.

29) Stöger l. c. Beyl. B. p. 167.

Schätzen der großen Kunſtkammer [30]). Er wird bezeichnet als Derjenige, der das „Vbrige alles“ (was nicht Guſtav Adolph und Friedrich V. u. ſ. w. genommen) vnd zumaln dz vornembſte vnder ſeinen gewalt gebracht.“

Eben ſo wenig als der Schwedenkönig hielt der Pfalzgraf Friedrich V. ſeine Hände rein, indem er, was auch Neuere darüber ſagen mögen, „ſachen an Khunſtſthükhen, Mahlereyen vnd dergleichen“ aus obiger in der Reſidenz befindlichen Sammlung hinweggenommen [31]). Nach eingezogenen Erkundigungen waren dieſe von Friedrich V. genommenen Gegenſtände nach Mainz gebracht worden. Dem zu Burghauſen gefangen gehaltenen Guſtav Horn war vom Kurfürſten Max I. auf ſeine Bitte um Ranzionirung die Auflage gemacht worden, an den Reichskanzler Oxenſtierna ſchriftlich ſich mit dem Geſuche zu wenden, dieſer möge trachten, daß die durch Friedrich V. entwendeten Gemälde und Kunſtſtücke wieder in den Beſitz ihres rechtmäßigen Herrn kämen; dadurch werde ſich Horn den Kurfürſten ſehr verbinden, der ihm ſolches in andere Wege zu Guten gedeihen laſſen wolle [32]).

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Juli 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft in Leipzig:

Zeitſchrift. 5. Bd. II. Heft. Leipzig 1851. 8.

Indiſche Studien. Beyträge für die Kunde des indiſchen Alterthums von Dr. Weber. I. Bd. Leipz. 1850 8.

Von der hiſtoriſch-antiquariſchen Geſellſchaft in Baſel:

Beyträge zur vaterländiſchen Geſchichte. IV. Bd. Baſel 1850. 8.

Von Hrn. Prof. Pictet in Genf:

Description d'un veau monstrueux formant un groupe nouveau dans la famille des monstres anidiens. Genève 1850. 4.

Description de quelques poissons fossiles du mont Liban. Genève 1850. 4.

Von der Société de physique et d'histoire naturelle in Genf:

Mémoires. Tom. XII. 2. Partie. Genève 1851. 4.

Von der kaiſerl. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien:

Philoſophiſch-hiſtoriſche Claſſe. Sitzungsberichte. Jahrg. 1850. II. Abth. Juni. Juli. Oct. — Decbr. II. Bd. III — V. Heft. 8.

Mathem. naturwiſſenſch. Claſſe: Sitzungsberichte. Jahrg. 1850. II. Abth. Juni. Juli. Oct. — Decbr. II. Bd. III — V. Heft. 8.

Fontes rerum austriacarum. Oeſterreichiſche Geſchichtsquellen II. Abth. III. Bd. Wien 1851. 8.

Denkſchriften. Philoſoph. hiſtor. Claſſe. I. Bd. II. Bd. 1. Abth. Wien 1850. gr. Fol.

Denkſchriften. Mathem. naturwiſſ. Claſſe. I. Bd. 1. Abtheil. Wien 1850. gr. Fol.

Tafeln zu den Denkſchriften der mathem. naturwiſſ. Claſſe. I. Bd. 1. Abth. Wien 1850. gr. Fol.

Von Hrn. Dr. Wilh. R. Weitenweber, prakt. Arzt in Prag:

Dr. Joſeph Carl Hofers Rückblicke auf ſein Leben und Wirken. Prag 1848. 8.

Von Hrn. Dr. Adam Weiß, Rektor der Gewerbſchule in Ansbach:

Handbuch der Trigonometrie. Fürth 1851. 8.

Die galvaniſchen Grundverſuche mathematiſch erklärt und die Theorie des Condenſators. Ansbach 1851. 4.

(Fortſetzung folgt.)

30) Original-Concept Max I. an den Hauptmann zu Burghauſen, 16. April 1635.

31) Original-Concept Max I. an den Hauptmann zu Burghauſen d. d. 5. April 1635.

32) Concept der kurfürſtl. Kanzley an Donersberg d. d. Ranßhoffen den 11. November 1634.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Auguſt.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1851.

Königl. Akademie der Wiſſenſchaften.

In der Sitzung der hiſtoriſchen Claſſe am 21. Juni 1851 trrg Hr. Reichsarchivar Prof. Dr. Rudhart, ord. Mitglied der hiſtoriſchen Claſſe, nachſtehende Abhandlung vor:

König Guſtav Adolph und Friedrich V. von der Pfalz in München i. J. 1632.

(Schluß.)

Dieſe von Friedrich V. genommenen Gegenſtände gingen nach deſſen Tod (19. Nov. 1632, zu Mainz) in den Beſitz ſeiner Gewahlin Eliſabeth, Jakob I. von England Tochter, über. Horn hatte dem von Max I. erhaltenem Auftrage gemäß verſprochen, dieſe Angelegenheit dem Reichskanzler beſtens zu empfehlen; allein er ließ dem Kurfürſten unverholen, daß er ſich hievon wenig Erfolg verſpreche, [33]) weil er zweifle, daß die begehrten Gegenſtände zur Zeit in Mainz ſeyen, und wenn ſie da wären, ſo würde die hohe Achtung Oxenſtierna's gegen die Pfalzgräfin ihn hindern über einen Gegenſtand zu verfügen, der ihr angehöre, ohne dazu ermächtigt zu ſeyn. Von der Pfalzgräfin aber eine ſolche Gewährung zu erhalten, ſey keine leichte Sache:

Auch das Note 31 angeführte Schreiben Max I. an Donnersberg ſagt: „Wir laſſen Dir hiemit vnverhalten, daz ſich Philipp Hainhoffer zu Augspurg gegen ainen aus vnſern Beambten vernemen laſſen, daz der Proſcribirte Pfaltzgraff Friederich die Jenige Sachen an Khunſtſtükhen, Mahlereyen vnd dergleichen, ſo Er aus vnſerer Reſidenz vnd Khunſt Camer zu Münkhen hinwekhgenommen, nach Maintz bringen laſſen, alda Sye auch noch fündig ſeyen.“ — In einem Concepte Max

33) Eigenhändiges Schreiben Horn's an Donersberg vom (12.) April 1635 in franzöſ. Sprache abgefaßt: die betreffende Stelle lautet alſo:

Monsieur etc.

j'ay trouvè expedient d'esclercir d'avantage par cellecy, mes penseès sur l'affaire que vous m'avez proposèe au nom de son Altesse, à scavoir, que je me trouve tres obligè d'obeir en cest affaire à la volontè de son Altesse, et ne manqueray pas de la recommender à Monsieur le Chancelier Oxenstiern en mellieurs termes que je pourray; Mais pour les raisons cy suivantes je creins que sera avec peu de fruict, car premierement je doubte que les choses que son Altesse desire r'avoir, soyent cest heure à Mayence, et quoy qu' elles y füssent, je scay pourtant bien que le respect que Monsieur le Chancelier porte à Madame la Contesse Palatine, l'empeschera de disposer de chose quelconque appartenente à Elle sans en estre authorise. Si donc il faut que Madite Dame en soit rechergèe, je vous laisse considerer s'il sera chose facile d'obtenir en cela son oxtroy. Avec tout cela il y a plus de cinq mois, comme vous sçavez monsieur que j'ay escrit à Monsieur le Chancelier par un expres, non seulement pour l'affaire dont son Altesse m'avoit chargè, mais aussi pour mes affaires particulières etc.

I. an Donnersberg vom 16. April 1635 heißt es: „außer der obgedachten Sachen, so der proscribirte Pfalzgraff Zu sich genommen.“ Also auch Friederich der V. von der Pfalz hat den eben vorgetragenen Zeugnissen zu Folge nach seines Vetters Kunstschätzen die Hand ausgestreckt, und seine Hände sind vom fremden Eigenthum nicht rein geblieben!

Die Herzoge Wilhelm und Bernhard von Weimar haben nach dem Vorgang ihres Königs und obersten Kriegsherrn nicht bloß, wie schon Senkenberg gemeldet, aus der kurfürstlichen Bibliothek, Bücher und Handschriften mitgenommen; sondern, wie aus einem Schreiben Max I. an Pappenheim vom 11. Juni 1632, also wenige Wochen nach vollbrachtem Raub, zu entnehmen ist, auch aus der Kunstkammer sich viele Sachen angeeignet. „Der Herzog von Weimar,“ so schreibt Max, „hat in meiner Residenz vnd Kunst Camer zu München vil sachen beuorab an gemalten Kunststukhen wekhgenommen. Da ir (Pappenheim) nun etwa nach Weimar kommen: vnd dergleichen gemalter Kunststukh wie solche wol zu khenen, (sie waren nach dem Schreiben Max I. vom 24. März 1635 „theils mit vnserm Wappen gemerkht, andere aber in der überschükhten verzaichniß — describirt“), warnemen sollet, wollt ir selbige mitnemen, damit ichs wider bekhommen Könde. “—

Der schwedische Feldmarschall Horn, der während des Königs ersten Aufenthalt zu München im Pallaste des Herzogs Albrecht, Max I. Bruder einquartiert worden war, nahm daselbst mehrere Gemälde hinweg. Unterm 4. Jänner 1635 ersuchte Max seinen Bruder, „es were guet, daß E. L. auch die entfüehrte gemalte Stukh, in massen mit den Rossen und vieh beschehen, specificieren ließen, damit Horn, der sonst vermuthlich nit gern zu uil gestehen würdet, vmb so vuil weniger ain oder anderes vernainen oder mit Vnwissenheit sich entschuldigen khönde.“ Diese von Horn genommenen Gemälde befanden sich im Jahre 1633 zu Mergenthal [34]) Jene aus der Kunstkammer und Gallerie sind nach Schweden geführt worden. [35])

34) Stöger, Geschichte der Münchner Geiseln. Beil. II, Lit. B et Lit. D.

35) Stöger. l. cit. p. 176.

Auch verschiedene schwedische Officiere haben entweder nach dem Beispiele, welches von oben herab gegeben wurde, in der Kunstkammer zugegriffen, oder sind irgendwie in den Besitz von solchen daraus geraubten Schätzen gekommen. Der schwedische Oberstlieutenant Lewison sagte während seines Aufenthaltes bei dem gefangenen Horn in Burghausen im Mai des J. 1635 aus [36]): „dz noch ein guetter Theil (der entfürten stück) bey den schwedischen Officiern zu fünden, vnd wol wider herbey gebracht werden khönden“ ꝛc. „Wann nur ienige Officier, welche solche stukh in handen, ein Nachricht haben solten, was gestalten Er Veldtmarschalkh Horn, solche Widerbringung der entfürten stukh zu genüessen haben wurde.“ [37])

Kurfürst Max I. gab sich alle erdenkliche Mühe, die ihm von Könige und seiner Umgebung genommenen Kunstgegenstände wieder zu bekommen. Ein genaues Verzeichniß aller geraubten Sachen wurde denjenigen zugestellt, die in dieser Angelegenheit thätig seyn sollten und konnten; dieß Verzeichniß existirte in mehreren Abschriften, und der Kommandant von Ingolstadt, Snetter erhielt eine solche Specification für Torstenson [38]). Dem Gustav Horn selbst schickte sie der Kurfürst Max I. zu. [39])

Ungeachtet der vielen Exemplare dieser Specification hat doch bis jetzt im k. allg. Reichsarchive kein solches aufgefunden werden können: Was vorliegt [40]), ist ein allgemein gehaltenes „Verzaichnus

36) Concept Max I. an Donnersberg dd. Ranßhoffen 18. May 1635, als Antwort auf Donnersbergs Bericht vom 14. dess. Monats.

37) Orig. Bericht Donnersbergs an Max I. dd. Burghausen, 14. Mai Ao. 1635.

38) Stöger a. a. O. p. 165.

39) Orig. Bericht Donnersbergs dd. Burghausen, 15. Novembris Ao. 1634 an Hannß Jacoben von Starzhausen ꝛc. zu Braunau. Concept, Max I. an Donrsperg 26. Novembris 1634: „Wir hatten auch ihme Horn wegen widerherbringung vnserer ebenmessig von München entführten gemahlten stukh albereit Zu mehrmaln erinderung thuen vnd ein Specification zuestellen“ ꝛc.

40) 2 undatirte Aktenprodukte im Reichsarchive.

Etlicher Special Schäden, welche Irer Churfürstl. Drl. in Bayern ꝛc. von der Cron Schweden vnd deren Kriegßvolkh Zugefiegt worden“ ꝛc. Von den daselbst aufgeführten Punkten heben wir bloß folgende heraus:

„Erstlich souil die Statt München in specie belangt, ist daselbst die Churfürstl. Residenz vnd Kunst Cammer vast durchgehendt spolirt worden.“

„5° Aus den Galerien in der Churfürstl. Residenz vnderschidlich gemahlne Kunststukh genommen.“

„7mo Etliche Churfürstl. hoche vnd niedere officier, Rath, Diener vnd Einwohner in ihren heusern wider den Accord außgeblindert.“

„13° Herr Veldtmarschall Horn oder die seinige, Irer Frstl. Drchl. Hör Zog Albrechts Residenz spoliirt, gemahlne Stuckh, Pferdt, vnd Schweitzer Vieh darausgenommen, Inhalt der Beylag, dessen schäden von Ir Frstl. Drchl. auf 12,000 fl. geschätzt werden.“ —

Ein 2tes Archivale, mit der von neuerer Hand versehenen Aufschrift, (welches uns durch die gefällige Mittheilung des Hrn. Archivars Mechel dahier zugegangen). „Die verschiedenen Beschädigungen während der feindlichen Occupation dieser Stadt (München), anno 1632, und in specie;

a) in der Gemäldegallerie,
b) in der churfürstl. Residenz und Gärten,
c) in der Kunstkammer,
d) in der Bibliothek,
e) in den Archiven und Regisiraturen.
f) in der Münz,
g) in der Harnischkammer und dem Zeughaus,
h) in den Hofstall und
i) bei verschiedenen churfürstl. Aemtern,
k) in der Bildergallerie (Siehe jedoch oben lit. a.)

NB. Hiebei liegt ein umständlicher Bericht.“

enthält, wie man sieht, wohl die Rubriken der genommenen Gegenstände, dagegen fehlt das unzweifelhaft im umständlichen Berichte erwähnte Detail der einzelnen Rubriken, welches, was z. B. die Gemälde und Kunstwerke betrifft, in verschiedenen Abschriften, wie oben erwähnt, existirt hatte.

Nach dem bisher aus den Quellen Vorgetragenen steht wohl über jeden Zweifel hinaus fest, daß Gustav Adolph mit Nichtbeachtung des vor seinem Einzuge abgeschlossenen Acords an den Kunstsammlungen Max I. sich vergriffen, daß nach seinem Beispiele der Pfalzgraf Friedrich V., anstatt das Eigenthum seines Vetters zu achten, Gemälde und Kunststücke sich zugeeignet, daß die Herzoge von Weimar nicht bloß kostbare Bücher und Handschriften, sondern eben auch aus jener berühmten Kunstkammer Gemälde und Kunstgegenstände hinweggenommen und in ihre Heimath geschickt; anderer schwedischer Beamten und Officiere, darunter vornehmlich Horn, Kreilsheim, Larson nicht zu gedenken. Und so ließen sich die Lobeserhebungen, welche dem Wohlverhalten des Schwedenkönigs während seines Aufenthaltes in München gespendet worden, so ziemlich auf ihr rechtes Maß zurückführen!

In der Sitzung der historischen Classe vom **23.** November **1850** trug der kgl. Legationsrath Ritter von Koch-Sternfeld folgende Bemerkungen vor:

Die Nomenclatur oder Graphik auf den neuen Steuerkarten betr.

Die k. k. Akademie der Wissenschaften zu Wien hat in ihrer historisch-geographischen Abtheilung, wie bekannt, auch der Verbesserung der Land- und Specialkarten in Beziehung auf ihre örtliche Nomenclatur und Beschreibung (Graphik) ein besonderes Augenmerk gewidmet, und zu dem Ende, in Verbindung mit den Landesbehörden vom Civil- und Militär-Etat und unter Mitwirkung derselben sehr zweckmäßige Einleitungen getroffen. Insbesondere sollen dort die Detail- und Flurkarten nicht ferner bloß aus dem vulgären Element, aus dem Fragen der Landleute, und aus singulären unstichhaltigen und unverständlichen Verlautbarungen geschöpft, und so Ortschaften, Parke, Gewässer, fast bis zur Unkenntlichkeit ihrer ursprünglichen Namen entstellt werden. Man bezielt auch dort, unter

Mitwirkung der Land- und Localarchive der hiſtoriſchen Provinzialvereine, und mit Zurathziehung einzelner geſchichts- und ortskundiger Forſcher von Beruf eine der Geſchichte und den Urkunden analoge, ſohin ſinnvolle und ſelbſtverſtändliche Beſchreibung, aber keineswegs eine pedantiſche und grillenhafte Topologie. Zu dem Ende hat die k. k. Akademie der Wiſſenſchaften von den Landestheilen des Kaiſerſtaates noch unbeſchriebene Terrainkarten abdrucken, und zur correcten Einſchreibung vertheilen laſſen. Auch hieher iſt eine Partie davon zur gefälligen Einſicht und Mitwirkung geſendet worden. Die hiſtoriſche Claſſe hat heute mehrmalen davon Gebrauch gemacht. Denn ſie iſt gleichfalls der Ueberzeugung, daß eine ſinnvolle und verſtändliche Nomenclatur aller Oertlichkeiten zunächſt in den Urkunden des Mittelalters beruht, und daß dieſer Schlüſſel und ein richtigeres Verſtändniß auch Bayern in Tauſenden von Urkunden bewahrt. Bis in die Mitte des XVII. Jahrhunders iſt in den Kanzleyen und gebildeten Ständen hiernach geſprochen und geſchrieben worden: auch auf Denk- und Grabmälern läßt ſich das nachweiſen. Erſt in Folge des dreyßigjährigen Krieges haben bey den geiſtlichen und weltlichen Behörden, ſogar in den Kanzleyen und Schulen, die Mißverſtändniſſe in Bearbeitung von Nomenclatur und Topographie um ſich gegriffen. Die hiſtoriſche Claſſe hat dieſem Uebelſtande mehrmal zu begegnen geſtrebt. Insbeſondere waren dießfalls zur Zeit des Miniſteriums Montgelas die verwandten Behörden zur einträchtigeren Mitwirkung mit dem k. Reichsarchive und der Akademie angewieſen worden; dann die vor 30 und mehr Jahren veröffentlichten Steuerkarten (die landgerichtlichen, ſonſt ſo vielſeitig erwünſchten Ueberſichtskarten) ließen aber, bezüglich auf eine correctere Nomenclatur, gar manches zu wünſchen übrig.) Da nun ferner bekannt iſt, daß unter Gewährung ſehr munificenter Mittel, und mit einem zahlreichen Perſonale die bayeriſchen Landgerichte und Rentämter, Forſt- und Bergämter, neuerdings vermeſſen, beſchrieben, und in zweckmäßigen Special- und Ueberſichtskarten veröffentlicht werden; ſo hat die hiſtoriſche Claſſe wiederholt den einhelligen Wunſch ausgeſprochen, daß dieſer Zeitpunkt, unter ſo günſtigen Umſtänden, auch für jenes unabweisbare Attribut ihrer Competenz heilbringend ſeyn möchte; und dieſen Wunſch hat ſie in ihrem heutigen Protokolle abermals niedergelegt.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Juli 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von dem Naſſauiſchen Verein für Alterthums- und Geſchichtsforſchung in Wiesbaden:

Annalen. IV. Bd. 1. Heft. Wiesb. 1850. 8.

P. Hermann Bär, vormals des Kloſters Eberbach Prieſter, diplomatiſche Geſchichte der Abtei Eberbach im Rheingau von F. G. Habel. Wiesbaden 1851. 8.

Von der ſchweizeriſchen geſchichtsforſchenden Geſellſchaft in Baſel:

Archiv für ſchweizeriſche Geſchichte. 7. Bd. Zürich, 1851. 8.

Die Regeſten der Archive in der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft. 1. Bd. 3. 4. Heft. Chur 1850. 4.

Von dem Herrn B. A. Gould, Prof. zu London:

On the velocity of the galvanic current in telegraph wires. New Haven 1851. 8.

Von der Accademia Pontificia de nuovi Lincei in Rom:

Atti anno IV. Novbr. Decbr. 1850. Febr. 1851. Sessione 1. 2. 3. Roma, 1851. 4.

Von dem Herrn D. C. Pasquale Londi in Firenze:

Della ottalmia catarrale epidemica. Firenzi, 1851. 8.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des savants. Janvier — Décembre 1850. P. 1850. 4.

Von den Herrn Homolle u. Guevenne in Paris:

Mémoires sur la digitaline. Paris 1851. 8.

Von dem Herrn Prof. Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Phyſik. 16. Thl. 3. Heft. Greifsw. 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Gegründet und herausgegeben von Joseph Freyherrn von Hormayr und nach dessen Tode fortgesetzt von Dr. G. Th. Rudhart, Vorstand des k. b. Reichsarchivs. XXXIX. Jahrgang der gesammten, XXI. der neuen, und I. der neuesten Folge. München, bey Georg Franz. 1850 1851. kl. 8.

Es ist ein gewisses Gefühl von Verlegenheit, welches den Unterzeichneten befällt, indem er diese Selbstanzeige über das von ihm fortgesetzte von Hormayrische Taschenbuch in diesen Blättern unternimmt. Von einem Werke, wie das vorstehende kann dessen Herausgeber nicht einmal mit vollem Fuge sagen, er sey der Vater, d. h. derjenige, welcher demselben seine Entstehung und seinen Namen gegeben!

Aber auch der Gevatter ist er nicht, und ist Ersteres (Vater) in mehr als einer Hinsicht zuviel geäußert, so wäre Letzteres doch gar zu wenig gesagt: denn ist nicht, abgesehen von den schätzbaren Beyträgen der Herrn Mitarbeiter, so Manches dieser Aufsätze mit seinen Einleitungen und Anbahnungen von ihm selbst herrührend und sein selbsteigenes Machwerk?

Dagegen wieder ist es wahr, daß Er viele Aufsätze, den archivalischen Schätzen entnommen, unter seinem Namen den Lesern vorgeführt.

Und wie soll nun ein solcher Bericht gefaßt seyn? Lob spenden geht natürlich nicht an, denn wer wäre so unverschämt, Weihrauch auf eigener Pfanne sich zu streuen? Tadeln? Kann irgend wer begehren, daß man sich selbst herabsetze, oder daß man dasjenige, was man im Jahre 1850 mit der Ueberzeugung gefertigt, „es sey recht," im Beginne des folgenden Jahres schon in einem Anfalle unzufriedener Laune mit mißfälligen, grämlichen und tadelsüchten Augen betrachte?

Also weder Lob noch Tadel, sondern einfacher Bericht über das in diesem Taschenbuche Befindliche, und zwar, wie es in der Ordnung folgt.

Das Motto: „et prodesse et delectare" verdient Beachtung; denn nicht die Poeten allein scheinen uns das Recht zu haben, sowohl auf Vergnügen, als auch auf Nutzen hinzuarbeiten, sondern die Historiker dürfen auch Gleiches bezwecken: nur daß im Punkte des Vergnügens den Historiker bey seiner Arbeit andere Gesetze binden, als den Dichter. Von der Nützlichkeitsseite der Geschichte aber in unseren Tagen zu reden, klingt fast ironisch; wenn nemlich der Nutzen der Geschichte in einer Weise angeschlagen werden soll, daß uns die Vergangenheit mit ihren Verhältnissen über die Gegenwart und die Zukunft belehre und warne. Da kämen wir den politischen Reformern unsrer Tage schön an, die alle alten Bauten zusammenreißen wollen, um ein nagelneues Haus von eigener Erfindung aufzubauen. Indessen so verstehen wir den Nutzen der Geschichte keineswegs! Wir wollen nur, — und das strebte Baron von Hormayr bekanntlich an! — eine möglichst weite Verbreitung geschichtlicher Kenntnisse in allen Schichten unseres Volkes, ohne uns gerade ängstlich darum zu bekümmern, ob sich irgend wer bey unsern mitgetheil-

ten Stücken Raths erhole, oder ob er das bleiben lasse. Genug, wenn er dergleichen liest und weiß! Möglich, daß früher oder später doch eine Reminiscenz in dem einen oder andern unsrer Leser auftaucht und ihm irgend wie zu statten kommt!

Wir finden wohl in diesem Selbstberichte Gelegenheit, ein oder das andere Wort über verschiedene Dinge in diesen Stücken zu sagen, die bey der Abfassung hinweggelassen wurden, oder nicht am Platze schienen.

Der Freyherr von Hormayr hat unter oben stehendem Titel seit 48 Jahren sein Taschenbuch herausgegeben, und damit der vorhin erwähnten Verbreitung historischer Notizen in den weitesten Kreisen erhebliche Dienste geleistet; er hat nicht wenig dazu beygetragen, auf dem Gebiete der Geschichte anregend zu wirken, ein Verdienst, welches gewiß dem am 5. November 1848 Verstorbenen Niemand wird bestreiten oder schmälern wollen.

Der Wunsch nun, das durch von Hormayr's Tod unterbrochene Unternehmen fortzusetzen, wurde von mehreren Seiten her gegen mich ausgesprochen, und so entschloß ich mich hiezu aus Gründen, die im Vorworte kurz angeführt sind. Tentare juvat!

Im höchsten Grade erfreulich jedoch war mir unseres allgeliebten Königs Max II. huldvolle Aeußerung, als ich die allerhöchste Gnade und Auszeichnung genoß, Seiner königl. Majestät ein Exemplar des Taschenbuches ehrfurchtsvollst überreichen zu dürfen: „Es sey ein guter Gedanke gewesen, des Freyherrn von Hormayr Taschenbuch fortzusetzen!“ —

Nr. I. Kann ein bayerischer Historiker bey einer Sammlung von historischen Aufsätzen wohl einen besseren und passenderen Anfang machen, als wenn er eine Handschrift, betitelt: „Lobspruch von den bayerischen Fürsten“ von Hans von Westernach, welche unter des seligen Grafen von Drechsel Papieren sich befunden, dem Ganzen voranstellt? Die Reime sind, wie ich gestehe, gerade nicht anziehend, aber auch nicht schlechter, als jene des Hanns Rosenbluet, genannt der Schnepperer, dessen Zeit der Dichter hier ziemlich nahe gelebt zu haben scheint. Wer sich von der Wahrheit des Gesagten überzeugen will, darf nur Rosenbluet's Beschreibung der Schlacht von Hembach im J. 1450 bey Reinhard, Beyträge zur Historie Frankenlandes, Thl. I. p. 227 bis 242 mit unserem Gedichte vergleichen. Im Uebrigen giebt sich eine große Anhänglichkeit des Dichters an das erlauchte Haus der Wittelsbacher kund. Daß diese Reimen für recht weite Kreise bestimmt waren, ersieht man aus dem am Ende beygefügten Zusatze: „Man mocht diesen Spruch auch wol syngen.“

Nr. II. Auch dieses Nummer: „Fragmente aus der Geschichte der Wiedereinführung der katholischen Religion im Herzogthume Neuburg“ ist uns aus derselben Quelle zugegangen, wie Nr. I. d. i. aus den hinterlassenen Handschriften des verstorbenen Hrn. Grafen von Drechsel. Wenn wir in der Note uns dahin vernehmen ließen, daß die anziehenden Einzelheiten dieses wichtigen Ereignisses aus den Akten des Reichsarchives einer späteren Mittheilung vorbehalten bleiben sollten, so wollen wir über den fraglichen Gegenstand nur vorerst noch auf Wolf (Breyer) Geschichte Maximilians, Band III, S. 487 — 560 verweisen, woselbst in großer Ausführlichkeit und auf Grund von Archivalien dieses Ereigniß dargestellt ist. Es käme nun darauf an, das im Reichsarchive befindliche Materiale hierüber mit dem bey Wolf publicirten zu vergleichen und nach Befund zu berichtigen, was in Bälde geschehen dürfte.

Nr. III. „Die Schlacht bey Crecy 26. Aug. 1346 nach Froissart erzählt.“ Schon im J. 1795 hat der gründlich gelehrte kritische Meusel, mein unvergeßlicher Lehrer, im III. Bande seiner Bibliotheca historica, p. 97, 98 den Wunsch geäußert, daß eine neue Ausgabe von Froissarts Chronik nicht nur erwünscht, sondern selbst nothwendig sey und daß eine solche Edition um Vieles vorzüglicher werden könnte, wenn die trefflichen und noch nicht verglichenen Handschriften dieses Werkes dabey zu Rathe gezogen würden. Unter diesen nennt Meusel den in der Rhediger'schen Bibliothek zu Breslau befindlichen Codex weitaus den edelsten, der prächtig geschrieben und mit kunstvollen Gemälden geziert mehrere in allen bisherigen Ausgaben vernachläßigte oder gar ausgelassene Stellen darbietet.

Meusels Urtheil über diesen also belobten Codex Rhedigerianus bestimmte, wie es mir scheint, Joh. Ephraim Scheibel in „Nachrichten von den Merkwürdigkeiten der Rhediger'schen Bibliothek zu Breslau." (Breslau, 1794. gr. 4. Partic. I. p. 1 — 56. Siehe Meusel, l. cit. p. 105). Auch wußte bereits der wohlunterrichtete, mit fast allen europäischen Gelehrten in Verbindung stehende Meusel, daß schon vor mehr als 14 Jahren ein Pariser Akademiker (Mr. dela Curne de Ste Palaye, gest. 1781) mit dem Plane einer neuen Ausgabe des Froissart umgegangen. Wie sich dieß Unternehmen bis in die 20iger Jahre unseres Jahrhunderts verzögerte, ist bekannt. In der von Buchon auf Grund der von Mr. Dacier angestellten Untersuchungen herausgegebenen Chronik des Froissart haben wir mit großem Befremden Dacier's Urtheil über den von Meusel so belobten Codex Rhedigerianus in der Vorrede gelesen, welches den Werth der gerühmten Handschrift in Bezug auf Correktheit des Textes sehr gering anschlägt. Dacier hatte durch besondere Vergünstigung diesen Codex selbst in Händen gehabt und mit den übrigen Handschriften nach Muße vergleichen können. Die Eigennamen, welche die Edition des Denys Sauvage bis zum Unkenntlichen entstellt, sind in Buchon's Ausgabe nach der Recension Dacier's gegeben. Auffallend ist es mir, daß ein Gegenstand von so außerordentlicher Wichtigkeit, wie die englisch-französischen Kriege für die Geschichte von ganz West-Europa es sind, von den deutschen Gelehrten bisher so wenig beachtet wurde: und doch wäre dieses herrliche Object, das noch in der Mitte und zweyten Hälfte des 18 Jahrhunderts von englischen und französischen Schriftstellern so äußerst parteiisch dargestellt sich findet, ganz geeignet, von einem deutschen Historiker behandelt zu werden. Barante, hist. d. dues de Bourgogne, umfaßt nur Theile des großen, freylich mit Unterbrechung, 113 Jahre andauernden Kampfes.

Nr. IV. „Anhang zur Schlacht bey Crecy." Kurzer Nachweis, das früheste Vorkommen der Feuergewehre in Europa betreffend. Indem hiemit zunächst einer sehr gewöhnlichen Meinung: „daß in der Schlacht bey Crecy der erste Gebrauch von der Feuerwaffe gemacht worden," begegnet wird, habe ich gleichwohl keine Vollständigkeit aller auf diesen Gegenstand bezüglichen Notizen beabsichtigt; sondern nur nach den in den spanischen Chronisten gefundenen Stellen auf den Parachronismus hinzeigen wollen, den man begeht, wenn man noch immer mit dem nach dem J. 1380 verstorbenen Mönche Berchtold Schwarz, als dem Erfinder des Schießpulvers Parade machen will, während bereits volle 56 Jahre früher (1324. September) die deutsche Stadt Metz wirksamen Gebrauch von ihrer Artillerie gegen König Johann von Böhmen und seine Genossen gemacht hat. Was Bredow in einem seiner Lehrbücher der Geschichte berichtet; daß das Schießpulver zum Behufe des Sprengens des Gesteins bey den Bergwerken des Harzes angewendet worden sey, ist mir aus meinen Schuljahren her noch im Gedächtniß geblieben, nicht aber die Zeit, in welche er dieß Faktum setzt. Ueber 1374 hinauszugehen, schien mir unnöthig, da von dieser Zeit ab die Feuerwaffe überall vorkommt.

Nr. V. Die HHrn. Aerzte bitte ich, mir wegen der Sage von Dr. Boerhave nicht gram seyn zu wollen. Relata refero!

Nr. VI. Audienz des Licentiaten Wolf bey der Königin Elisabeth von England. Wieder sind es die Graf von Drechselschen Papiere, welche Hr. Hofrath von Schlichtegroll bey seiner Biographie des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken, 1850. 8., benützte. Ich habe aus dem ersten Entwurf des Licentiaten die von Schlichtegroll nicht aufgenommenen Randbemerkungen zugesetzt, die des Licentiaten wahre Gesinnung durchblicken lassen.

Nr. VII. giebt eine gleichzeitige Schilderung der Hochzeitfeste des portugiesischen Infanten João mit der Tochter Carls V., der kaiserlichen Prinzessin Juana. Der Berichterstatter, ein Deutscher, war Augenzeuge der Festlichkeiten. Beym Empfange der Braut durch die in voller Pracht glänzenden Schiffe mußte vom Könige von Portugal und allen Anwesenden der „deutschen Barca der breiff für alle andern" gegeben werden. In der Einleitung hätte ich nicht unerwähnt lassen sollen, wie der Sohn aus dieser Ehe des Infanten João und der Infantin Juana, der unglückliche Sebastian († 1578, 4. August), der seinen Tod in der Schlacht bey

Alcazar höchst wahrscheinlich gefunden, durch das treffliche Drama des Don Pedro Calderon de la Barca: „el principe constante," freylich unter einem andern Namen, verherrlicht worden ist.

Nr. VIII. Originalbriefe des über diese Zustände sehr wohl unterrichteten Grafen Raymund Fugger an den Pfalzgrafen Ottheinrich über das neue Goldland. Damals so wenig, als heute, — man denke an Californien! — fehlte es in den Berichten von daher an Uebertreibungen, nach dem bekannten Spruch: Fama crescit eundo.

Nr. IX. Kaiser Friedrich I. und Erzbischof Adalbert II. von Salzburg. Hr. Dr. Wittmann hat in dieser Abhandlung eine bisher nichts weniger als klare Geschichte des Verhältnisses des Salzburger Erzbischofs zu den die Machtvollkommenheit über seine geistlichen wie weltlichen Fürsten durch die Künste der Intrigue, aber auch durch schonungslose Gewalt anstrebenden Kaiser Friedrich I. aus den Quellen mit vielem Scharfsinn in das rechte Licht gesetzt.

Nr. X. Herzogs Wolfgang von Zweibrücken Declaration an Carl IX. von Frankreich über die Eröffnung seines Feldzuges nach Frankreich im J. 1569. Diese Auseinandersetzung der Gründe, welche den wackern Degen, Herzog Wolfgang, bewogen haben, für seine in Frankreich unterdrückten Glaubensbrüder die Waffen zu ergreifen, ist datirt von Bergzabern den 16. Februar 1569 und das Postscript, den 17. April desselben Jahres im Lager zu Membrey. Daß Francourt, beauftragt mit der Uebersetzung dieser Erklärung, diese nicht getreu übertragen, und weßhalb er so verfuhr, ist aus des Hrn. Hofr. v. Schlichtegrolls Vorbemerkung, sowie aus den beygefügten Fragmenten der Uebersetzung zu ersehen.

Nr. XI. Cazotte's merkwürdige Vorhersagung. Anfang des Jahres 1788. Wenn es mit allen von la Harpe erzählten Umständen seine volle Richtigkeit hat, so läßt sich gewiß der ungeheure Eindruck nicht leugnen, den eine so in das Einzelnste gehende Prophezeihung nicht nur auf alle Anwesenden, sondern auch auf Jeden, welcher dieselbe liest oder hört, machen muß. Die Zweifel über die Echtheit der Erzählung findet man in der Biographie univers. Bd. 23, Voce: La Harpe p. 194, Col. 2, in fine und pag. 195, Col. 1. Bemerkt soll noch werden, daß von allen Jenen, deren Schicksal Cazotte vorhergesagt, nur La Harpe der einzige überlebende war, während das Messer der Guillotine oder die Furcht vor demselben alle andern vertilgte. In Hinsicht auf La Harpe's Darstellung und auf Petitot, den Herausgeber seiner Werke, gilt wohl das Taciteische (Germ. c. 3): Ex ingenio suo quisque demat vel addat fidem.

Nr. XII. Bellum Smalcaldicum. 1446. Eine treue Schilderung des Waltens Schärtel's von Burtenbach; der, mit Ausnahme des Türken, nahezu allen europäischen Potentaten gedient, als Hauptmann der Schmalkaldischen im Kloster St. Mang zu Füssen „den Pfaffen das Haar durch den weiten Strehl hat lauffen lassen." —

Nr. XIII. Die Steinkreuze. Mit Unrecht werden diese massiven Kreuze von den nahe wohnenden der Zeit des Schwedenkrieges zugeschrieben: sie sind um Vieles älter. Hr. Dr. Wittmann weist aus Urkunden des XV. und XVI. Jahrhunderts nach, daß dergleichen Kreuze als eine Sühne für geschehenen Todtschlag errichtet werden mußten auf Grund schiedsrichterlichen Spruches und daß eben auch durch diesen Spruch Größe und Breite des aus einem Stein gearbeiteten Kreuzes bestimmt wurde. Diese Sitte kam bey den Bayern, Schwaben und Franken vor und reicht bis in den Anfang des 15ten Jahrhunderts hinauf.

Nr. XIV. Eine Klosterrechnung aus dem Jahre 1792. Die gewöhnliche Vorstellung, als hätten die Klöster noch kurz vor ihrer Aufhebung im Ueberflusse jeder Art geschwelgt, wird durch die einfache Darlegung der Einnahmen und Ausgaben des Klosters Speinshart in der Oberpfalz aus dem Jahre 1792 bündig widerlegt, denn hier sprechen Zahlen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. August.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.

(Fortsetzung.)

Nr. XV. Fehde zwischen Herzog Albrecht III. in Bayern und den Grafen Johann zu Oettingen, 1437 — 1439. Diese wenig bekannte Irrung zwischen zwey Reichsfürsten ist vom Nestor der sämmtlichen Archive des Königreiches, dem Hrn. Hofrath und I. Adjunkten des Reichsarchivs, Dr. Buchinger, treu nach den Urkunden im Reichsarchive vorgetragen.

Nr. XVI. a. Wie man die Swestern (des Klarissenklosters) zu pamberg hat wollen austreiben. Im 25. Jar. Die hier mitgetheilten Scenen aus dem Bauernkrieg im Bisthume Bamberg und insbesondere in der Stadt gleichen Namens waren bis jetzt gänzlich unbekannt; die Bilderstürmereyen im Kloster zum heil. Grab und auf dem Michelsberg, das Ausspringen der Mönche des letzteren Klosters, deren Abt wie ein Landsknecht einherging, dann wie die armen von Niemanden berathenen, von den Rotten meuterischer Bürger und Bauern geängstigten Mädchen durch einen lutherischen Prediger (einen abtrünnigen Mönch) „wohlausgewaschen“ wurden, die Brutalitäten der Gärtner im Kloster zum heil. Grab und andere Particularitäten treten hier zum erstenmale an das Licht der Oeffentlichkeit.

Nr. XVI. b. Zwey Berichte über die Schlacht bey Pavia (24. Februar 1525). Der Eine vom Landsknechtsvater Georg von Frundsberg, der Andere vom Pfleger zu Rosenheim, Caspar Winzerer, beyde, wie die ganze Fassung kund giebt, kurz nach dem Siege niedergeschrieben. Bekanntlich schrieb der gefangene König Franz I. an seine Mutter Louise von Savoyen, damals Regentin von Frankreich: „tout est perdu, hormis l'honneur!“ Allein auch die Ehre sollte er verlieren durch sein meineidiges Benehmen gegen Carl V., welchem er zur unverbrüchlichen Haltung des Madrider Vertrages einen Eid auf die Hostie geschworen! Carl V., den dieser Sieg und die Gefangenschaft seines Gegners zum Herrn Italiens und zum Schiedsrichter von Europa gemacht zu haben schien, wurde nicht einmal das erstere, und lud sich neue Feinde auf den Hals und zwar alle aus Furcht vor seiner, des Kaisers, Uebermacht. Eine wahrscheinlich aus den spanisch-maurischen Kriegen herstammende Eigenthümlichkeit der Kämpfe jener Zeit sind die auch von Frundsberg erwähnten Camisadas bey nächtlicher Ueberrumpelung feindlicher Stellungen, wie hier im Thiergarten von Certosa. („zwey tausend knecht vnd ein tausend Spanier, die alle weisse hembder angehabt, vnd wölliche nit weisse hembder gehabt, mit weyssen Papier verczaichnen, verordnett“ u. s. w.). Die zum Ueberfalle bestimmte Mannschaft zog über ihre Harnische und Kriegswämser weiße Hemden, in deren Ermangelung hefteten sich die Soldaten große Stücke weißen Papiers auf das Kleid, damit sie sich in der Dunkelheit der Nacht gegenseitig erkennen und ein desto furchtbarer bewaffnetes Ansehen gewinnen möchten. Was alsdann den Schrecken des Feindes verstärkte, das war das plötzlich erschallende entsetzliche Kriegsgeschrey (z. B. España, España!), mit welchem sie, die Waffen hoch geschwungen oder zum Durchbohren gesenkt, auf ihre Gegner losstürzten. (Siehe Barthold, Gg. von Frundsberg, p. 290, 291.)

Nr. XVIII. Anecdoten. Aus der Zahl derselben heben wir bloß S. 304 folgende, das Epigramm auf Herzogs Wolfgang von Zweibrücken Tod hervor, welches gleichzeitige französische Witzlinge auf diesen Ahn unseres erlauchten Königshauses gefertiget haben. Der Herausgeber hielt es für seine Pflicht, zur Steuer der Wahrheit des Davila Worte über Wolfgangs Ende anzuführen und hinzudeuten auf die Unsitte der Franzosen damaliger Zeit, in jedem Deutschen einen Carour zu erblicken und einer derben Kriegernatur ohne weiters den Erbfehler der Deutschen, die Trunkliebe, aufzuheften. Diese Ungerechtigkeit der Franzosen gegen die Deutschen ist denn auch noch in unsern Tagen sehr lebhaft empfunden worden, so zwar, daß sich die zweymal durch Deutsche und ihre Verbündeten besiegten Franzosen eben auch, wie früher zur Zeit Wolfgangs, durch Spottgedichte ihre Rache genommen haben. Man überschlage doch die S. 309 befindlichen 2 Couplets nicht, weil sie an sich artig und witzig sind und dann weil sie uns den besten Beweis liefern, daß unsere westlichen Nachbarn bey Beurtheilung unsres Charakters uns nie gerecht werden!

Nr. XIX. Meistersang auf Karln den Kühnen von Burgund. Das sehr seltene Gedicht, in den 70er Jahren des XV. Jahrhunderts verfaßt, enthält alle Kriege Karls von 1465 an bis an seinen Tod im Felde vor Nancy, und zwar vor der Porte de Grève, rechts von der Heerstraße nach Pont-à-Mousson.

Nr. XX. Politische Gedichte und Schwänke aus dem 17. Jahrhunderte. Das Panquetum Leopoldicum Julianum in maccaronischen Versen eröffnet die Reihe. Zur Erleichterung des Verständnisses desselben ist in der Kürze eine Geschichte des jülichschen Erbfolgestreites mitgetheilt.

Unter den Gedichten auf hervorragende Männer des XVII. Jahrhunderts heben wir hier das aus 9 Versen bestehende gleichzeitige Gedicht S. 344: „Valet deß Herzog von Fridlanndt. Ao. 1634“ hervor. In starken Ausdrücken ist hier dessen Walten getadelt und das Betragen wider den Kaiser geradezu eine Empörung genannt. Der gleichzeitige Verfasser ist, wie seine Ausdrücke lehren, keiner von den Freunden des Friedländers, deren dieser Mann ohnehin sehr wenige zählte. Wenn gesagt ist: „Wider sein Herrn sich empörth“; so wird natürlich der Kaiser Ferdinand II. gemeint und hier nicht nur die Ansicht und Ueberzeugung aller Jener ausgesprochen, die auf katholisch-kaiserlicher Seite hielten, sondern im Grunde auch jene der Akatholischen und Franzosen. Wir verweisen bezüglich der Schuld Wallenstein's auf unsere am 28. März vorigen Jahres in der k. Akademie der Wissenschaften gehaltene Festrede: „Einige Worte über Wallenstein's Schuld.“ Nach sorgfältigster Durchforschung des Gegenstandes hatten wir die Ansicht gewonnen, daß „nichts wesentlich Neues, die Frage über Wallenstein's Schuld Entscheidendes weiter aufgefunden werden dürfte und daß das vorhandene Quellen-Materiale allerdings von solcher Beschaffenheit sey, die Schuldfrage nach den Regeln der historischen Forschung befriedigend zu lösen.“ — Daß Wallenstein des Verrathes an seinem Herrn, dem Kaiser, schuldig war, konnten wir als Endergebniß unsrer Untersuchung unbedenklich hinstellen, ohne befürchten zu müssen, damit ein vorschnelles Urtheil gefällt zu haben, weil wohl so manche Aufhellung über einzelne Nebendinge, kaum aber in der Hauptsache vorkommen dürfte.

Geraume Zeit nachdem wir unsere Rede gehalten, vor beyläufig einem Vierteljahre, lasen wir in einem Redewerke, betitelt: „Ueber die politische Reformbewegung in Deutschland im XV. Jahrhundert von Dr. Const. Höfler S. 33 eine Note über Wallenstein's Katastrophe, also lautend: „Da — — — von dem vorausgehenden Redner der Satz aufgestellt ward, daß „in Betreff der Schuld Wallenstein's Neues von entscheidender Wichtigkeit schwerlich aufgefunden werden wird,“ so erlaube ich mir, ohne in diese Frage weiter einzugehen, bloß auf die Thatsache aufmerksam zu machen, daß soviel mir bekannt ist, M. Leon Boré gegenwärtig zu diesem Endzwecke die noch nicht durchforschten Pariser Archive durchgeht, um aus den unter dem Namen annali Veneti (auch cronica Veneta) angeführten Protokollen des Venet. Senates mitzutheilen, was der in Deutschland befindliche vene-

tianische Gesandte 1634 über Wallenstein's Schuld nach Hause berichtete u. s. w."

Ruhig wollen wir abwarten, ob und was Hr. Boré oder irgend ein anderer Forscher aus den Archiven von Paris Neues von Entscheidung bringen wird und herzlich gern unsere bisher aus fleißigem Studium der uns zugänglichen Quellen geschöpfte Ueberzeugung in dieser Angelegenheit der neuauftauchenden Wahrheit zum Opfer bringen. Aber es wird uns wohl erlaubt seyn, die Frage zu stellen und auch gleich zu beantworten: was sich von Boré's Forschungen in Paris, auch noch nach dem, was Richelieu's und Feuquière's Memoiren bieten, erwarten lasse?

Unsrer Vorstellung nach hat man in Paris mehr zu erwarten, als man in Wien geben kann oder mag, die weitere Bestätigung dessen nämlich, was obige Mémoires theils angedeutet, theils bestimmt mitgetheilt. Es ist selbst möglich, daß Wallenstein's Schuld durch die Entdeckungen in den Pariser Archiven auf solche Art dargelegt werde, daß ein oder das andere dieselbe bezeugendes Document aufgefunden werde: z. B. der Brief Kinskys an Feuquières, den er durch einen eigenen Edelmann geschickt; überhaupt jene Correspondenz, welche Kinsky mit Feuquières unterhielt, und von welcher der Letztere sagt: „C' étoit par le moyen de ce Comte (Kinsky), que Walstein et Feuquières communiquoient ensemble"; vielleicht auch die Vollmachten, mit denen de la Boderie von Feuquières an Wallenstein abgesandt war, oder jenes Schreiben, welches Feuquières durch einen eigenen Courrier an den König schickte, um für den Fall des wirklichen Vollzuges des Vertrages zwischen Frankreich und Wallenstein Verhaltungsbefehle sich zu erbitten. Das könnte man als Ergebniß der Durchforschungen der Pariser Archive etwa erwarten. Keineswegs jedoch wird dort ein Document von Wallensteins eigener Hand, oder auch nur ein solches, welches er unter seinen Augen hat niederschreiben lassen, jemals aufgefunden werden, denn „man hatte es," wie ein Neuerer treffend bemerkt hat, „mit einem Manne zu thun, dessen unerschütterlicher Grundsatz es war, niemals schriftlich sich zu compromittiren."

Nach reiflicher Erwägung aller dieser Verhältnisse konnten und können wir jetzt noch sagen, daß auch hier nichts Neues von Entscheidung zum Vorschein kommen und daß das bisher Bekannte nur bestätigt werde.

Allein, glauben wir dem Nachredner, so forscht Boré nicht nach der so eben angegebenen Richtung, sondern in den annali veneti, um daraus mitzutheilen, was der in Deutschland (wo?) befindliche venet. Gesandte 1634 über Wallensteins Schuld nach Hause berichtete.

Diese Berichte des venet. Gesandten können indessen nicht mehr aussagen, als welche Stimmung in Wien zur Zeit der Katastrophe über dieselbe in höheren und niederen Kreisen geherrscht, dem der Gesandte seine im Verlaufe des längeren oder kürzeren Aufenthaltes gewonnene Kenntniß und Erfahrung vom kaiserlichen Hofe und dessen Zuständen als Motive zur Erklärung des Ereignisses, sammt der eigenen, durch die Politik der Signoria bedingten Ansicht vom Rechte oder Unrechte der Handlung gegen Wallenstein beygefügt haben mag. Ein Eindringen jedoch in die seit dem Ende 1633 und zu Anfang 1634 vom Wiener Cabinete äußerst geheim gehaltene Angelegenheit, von der selbst des Kurfürsten Max I. Vertraute, z. B. Richl *) mög-

*) Richl gab sich, wie er in seinem Berichte an Kurf. Max I. dd. Wien 8. Febr. 1634 selbst sagt: „Bisher alle Mühe, zu penetriren, Was doch für Anstalt dem Unwesen zu remediren gemacht sey, konnte aber noch nichts in particulari erfahren. Dann eß alle die, welche allein dorumb wissen, Nemblich der Kayser, König, Eggenberg, Bischoff (von Wien), Trautmannsdorf und Conde de Oñate (spanischer Gesandter), den Ihro Kayserl. May. erst Neulich auch darzu gezogen, in höchster geheim halten vnd, so oft ich mit einem vnd andern davon red, nur in generalibus antwortten, dz Nemblich die resolution vnd alle Notwendige Anstalt gemacht sen." Oñate sagte dem Richel inter discurendum: „Dz ebenso leicht und weniger Gfahr dorben sey, den Fridland gleich gar vmbzubringen, alß zu fangen und erst an andern Ort zu fiehren vnd zu verwahren." — Daraus ich abgenomen, dz man etwa eher auf den ersten, alß auf den andern Weeg die obbedeite anstalt werde

lichst fern gehalten wurden, muß selbst der größten diplomatischen Feinheit eines venet. Gesandten unmöglich gewesen seyn. Zudem standen dazumal die Republik Venedig und das Wiener Cabinet in gerade nicht sehr vertraulichen Beziehungen. Wenn nun selbst noch am 15. Febr. 1634 Richl, — genau bekannt mit den Vertrauten und in den Plan eingeweihten Personen in des Kaisers Umgebung —, vom Geheimniß doch möglichst fern gehalten worden war; wie sollte es den venet. Gesandten geglückt seyn, Näheres hierüber zu erfahren? Um es gerade herauszusagen: Der venet. Gesandte konnte in dieser Sache nichts nach Hause berichten, was uns als erheblich Neues sich darstellen dürfte, weil er nicht in der Lage dazu war! Oder glaubt man, der Conde de Oñate und die übrigen Eingeweihten hätten dem venet. Gesandten Eröffnungen gemacht, oder der Gesandte wäre durch schlaue Unterhandlungskünste und vertrauliche Gespräche mit solchen Männern, wie sie unsere Note hier unten aufzählt, hinter das Geheimniß gekommen?

Daß es mit der Relazione wirklich gerade die Bewandtniß habe und haben müsse, zeigt deutlich die Beilage III. im Redewerk des Nachredners p. 75, 76. Scheinen denn dem Nachredner die mit gesperrter Schrift gedruckten beyden Sätze wirklich etwas entscheidend Neues, bisher nicht Gekanntes darzubieten? *)

gemacht haben." — Noch am 15. Februar 1634 war Richl bemüht, zu erfahren: „Wann doch dermalen die so lang vnd oft vertröste execution eruolgen werde," und äußert später: „Wie vnd auf Wesen Weiß die Execution gegen Wallenstein vorgenommen werden soll, haben mier die, so eß Wissen, wegen der ihnen ernstlich eingebundenen Geheim nit sagen dorffen, Vnd weißt es auch der Graff Schlickh nit u. s. w." — Damit vergleiche man: Neue Beyträge ꝛc. von Andr. Buchner und Zierl. I. p. 137.

*) Ich theile diese aus dem Italienischen übersetzt hier mit. „In Wahrheit aber war er (W.) der Felonie nicht überwiesen, vielmehr unzählige Proben des Gegentheils waren vorhanden, er hatte aber hauptsächlich zu offenbaren Feinden die Fürsten von Toscana, welche als Parteigänger in

Was nun hier in diesem Berichte angedeutet, oder selbst bestimmt gesagt ist, das hat der französische Jesuit, Phil. Briettius († 1678, 9. Decbr. zu Paris) noch um Vieles derber hingesagt *), ohne daß ein solches Urtheil irgend berücksichtigt worden wäre.

Der Gebrauch der venet. Gesandten, nach ihrer Zurückkunft im Rathe der Pregadi ihre Relazioni vorzutragen, und alsdann schriftlich zu hinterlegen, woraus eben jene Sammlungen seit dem 16ten und 17ten Jahrhunderte entstanden sind, war für diejenigen Staatsmänner, die zu Gesandtschaften an auswärtige Höfe verwendet wurden, eine Quelle der Belehrung über die früheren Vorgänge an jenen Höfen, an welche sie die Signoria wirklich schickte oder schicken konnte. Diese Relazioni wurden dem Staatsarchive einverleibt. Aber auch derjenige hochgestellte Mann, den die Republik mit dem Amte ihres Historiographen betraute und beehrte, durfte und mußte die Relazioni als schätzbares Material benützen.

(Schluß folgt.)

seinem Heere sich befanden, — Piccolomini und verschiedene andere Chefs mitsammt dem Grafen von Oñate" u. s. w. Und p. 76: „Er (W.) fiel durch die Hände seiner Vertrauten und unbewaffnet unter den Waffen, vielleicht durch eine seiner Gesinnung ganz fremde Ursache, indem er sich wohl von dem Kaiser abgewendet (doch?) hatte, aber ohne Gefolge und Macht, einzig, wie seine Gönner sagten, wegen mangelnder Bezahlung der Truppen" u. s. w.

*) Dessen Annales mundi s. Chronicon universale. Aug. Vindel. et Dilingae 1696. gr. fol. p. 901, Col. 1. „In Bohemia non satis generose Albertus Dux Frislandiae (sic!) Comes Walsteinius sublatus est magnus Caesarianarum partium restitutor, et ductor cui potentia potius, et invidia, quam agitata cum hoste consilia nocuisse perhibentur. Certè si mortem ejus Ferdinandus imperavit, sinistrâ sibi manu praescidit dextram: et vero auditâ ejus morte dicitur collacrymasse; quas tamen lacrimas quidam putant similes Caesarianis, viso Pompeji capite defluentibus."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters herausgegeben von G. H. Pertz. Neunter Band. Hannover, in der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1847. VIII und 728 S. Zehnter Band. Erstes Heft. (Mit einer Schrifttafel.) S. 1 — 130. Zweytes und drittes Heft. S. 131 — 414. Ebendas. 1849. Viertes Heft. S. 415 — 710. Ebendas. 1851. 8.

Erster Artikel.

Den ungestörten Fortgang des größten und in seiner Art einzigen literarischen Nationalunternehmens Deutschlands, der würdigen Herausgabe unserer Geschichtsquellen, durch die neuesten Fortsetzungen sowohl des Hauptwerkes (Monumenta Germaniae historica) als der darauf bezüglichen Zeitschrift thatsächlich beurkundet zu sehen, gehört gewiß zu den erfreulichsten und ermuthigendsten Erscheinungen der Gegenwart, der Gegenwart, wo dem redlichen Vaterlandsfreunde so viel des Betrübenden entgegentritt, wo er namentlich die meisten wissenschaftlichen Bestrebungen unsers Heimathlandes durch den Rückschlag aus den politischen Zuständen verkümmert, gelähmt, ertödtet sieht.

Wir erfüllen daher eine doppelt angenehme Pflicht, wenn wir die fraglichen jüngsten Bestandtheile der Monumenta und des Archives in diesen Blättern willkommen heißen und anknüpfend an unsere ausführliche, die Entstehung, Anlage und Ausbildung des Gesammtunternehmens darlegende, Anzeige der früheren Bände [1]), den Inhalt derselben nachholungsweise unsern Lesern bekannt geben und in Kürze besprechen.

Hinsichtlich des neuesten Bandes der Monumenta, Tom. X. (Scriptorum T. VIII.) Hannov. 1848 [2]) wird dieß am füglichsten gemeinschaftlich mit dem seinem Abschluße nahen und zuverläßigem Vernehmen zufolge noch im Laufe dieses Jahres erscheinenden eilften Bande (Scriptorum T. IX.) geschehen; was aber die oben bezeichneten neuesten Lieferungen des Archives anbelangt, so enthält zunächst der bereits im J. 1847 erschienene neunte Band folgende höchst schätzenswerthen Abhandlungen, Reiseberichte und Handschriften-Verzeichnisse:

---

1) Vergl. bezüglich der Monumenta Gel. Anz. 1848 Bd. XXVII. Nr. 184 — 190. und bezüglich der ersten 8 Bände des Archives Gel. Anz. 1839 Bd. IX. Nr. 202 — 211. 1845. Bd. XX. Nr. 54 — 57.

2) Derselbe enthält folgende Geschichtsquellenwerke: I. Arnulfi gesta archiepiscop. Mediolan. II. Landulfi hist. Mediolan. III. Catal. archiepp. Mediolan. IV — VIII. Gesta Treverorum. IX. Ruperti chronica S. Laurentii Leodiensis. X. Chronicon Hugonis Flaviniacensis. XI — XII. Sigeberti et Godescalci Gemblac. vita Wicberti et gesta abbatum Gemblac. XIII. Chronicon S. Huberti Andag. XIV. Gesta epp. Tullensium

I. Ueber das Chronicon Cavense und andere von Pratillo herausgegebene Quellenschriften. S. 1 — 239.

A. Ueber das Chronicon Cavense, gelesen in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, vom Herausgeber. S. 1 — 33.

B. Die Quellen des Chronicon Cavense und einiger verwandter Chroniken, nachgewiesen von Dr. R. Köpke. S. 33 — 239.

Unter dem Titel „Chronicon Cavense" erschienen im Jahre 1753 im vierten Bande der durch F. M. Pratillo besorgten Ausgabe von Camillo Pellegrino's Historia principum Langobardorum Annalen des Benediktiner-Klosters La Cava (im K. Neapel, nördlich von Salerno). Dieselben sind von den kurzen Annales Cavenses de a. 509 — 1315, welche aus einer Cyklenhandschrift des Klosters La Cava selbst zuerst von Muratori (Rer. ital. Script. VII. 917) und dann aus dem Original verbessert und ergänzt von Pertz im V. Bande der Monum. Germ. p. 185 — 197 herausgegeben wurden, völlig verschieden; sie umfassen die Jahre 794 — 1085 und wurden bisher sowohl von italienischen als deutschen Geschichtsforschern, unter letzteren namentlich von Dönniges, Giesebrecht, Wilmans und Hirsch für eine der vorzüglichsten Quellen des betreffenden Zeitraumes gehalten und als solche vielfach benutzt.

Ueber die Handschrift, welche diesen Annalen zu Grunde liegt, berichtet Pratillo Folgendes: Pellegrino habe aus Handschriften, Chroniken und Urkunden mehrerer Klöster die Fortsetzung seiner langobardischen Geschichte vorbereitet, seine reichen deßfallsigen Sammlungen aber bey seinem Tode nicht in fremde Hände gerathen lassen wollen, und daher seiner Aufwärterin den Befehl ertheilt, seine sämmtlichen Papiere zu verbrennen, sobald er von den Aerzten aufgegeben sey. Als nun seine Krankheit eine gefährliche Wendung genommen, wären alle seine theils gesammelten, theils ausgearbeiteten Werke von der Alten ins Feuer geworfen worden, Pellegrino aber erst sieben Jahre darnach (1663) gestorben. Bey seinen Lebzeiten habe übrigens Pellegrino einigen seiner Freunde Mehreres aus seinem literarischen Apparate zum Lesen und zur Benützung geliehen, namentlich seinem Vertrauten und literarischen Gehülfen Fabio Vecchione. Dieser letztere habe insbesondere sehr Vieles aus seines Meisters Sammlungen für sich abgeschrieben und darunter auch obiges Chronicon Cavense. Aus Vecchione's Nachlaß sey sodann dieses letztere Geschichtswerk in Pratillo's Besitz gekommen, und von ihm unverändert in Druck gegeben worden.

Eine streng kritische Prüfung des Inhalts dieser Annalen, namentlich eine genaue Vergleichung derselben mit den übrigen Quellen der Beneventanisch-Salernitanischen Geschichte und mit Muratori's Annali führten jedoch zu der Ueberzeugung, daß dieselben nichts weiter als ein unterschobenes Machwerk, sohin aus der Reihe der in die Monum. Germ. aufzunehmenden Geschichtsquellen auszuschließen seyen. Der Beweis der Unächtheit wurde schon in dem akademischen Vortrag des Hrn. Pertz aufs schlagendste geliefert, dann aber auch von Hrn. Dr. Köpke mit umständlichster Genauigkeit durchgeführt. Die von Letzterem gleichzeitig auf fünf andere von Pratillo herausgegebene Chroniken[3]) ausgedehnte Untersuchung führte zu dem Ergebnisse, daß auch diese theils ganz unterschoben, theils verfälscht, alle diese literarischen Betrügereyen aber von Pratillo zunächst nur zu dem Behufe unternommen worden seyen, um der Metropole seiner Vaterstadt Capua ein höheres Alter und den Vorrang vor der Kirche zu Benevent durch geschichtliche Zeugnisse zu sichern, und so den vieljährigen Streit um den Primat im Königreich Neapel zu Gunsten der Erzbischöfe von Capua zu entscheiden.

II. Die Quellen der Chronik des Hugo von Flavigny, verfaßt im Jahre 1843 von Herrn Dr. Rudolf Köpke. S. 240 — 292.

Der vorliegende Aufsatz ist eine von Hrn. Dr. Köpke zum Behufe der neuen Ausgabe des Chro-

3) 1) Catalogus ducum Beneventi et principum Salerni. 2) Annales Beneventani. 3) Chronicon comitum Capuae. 4) Arnulfi chronicon Sarracenico-Calabrum. 5) Ubaldi chronicon Neapolitanum.

nicon Virdunense von oben genanntem vorzugsweise für die Geschichte Lotharingens und Burgunds wichtigen Geschichtschreiber im zehnten Bande der Monumenta Germ. unternommene und musterhaft durchgeführte Vorarbeit. Die literarhistorische Analyse eines so umfassenden Geschichtswerkes, die von Zeile zu Zeile gehende Zerlegung desselben in seine Urbestandtheile setzt die ausgebreitetste Geschichtsquellenkunde und einen literarischen Hülfsapparat voraus, wie er eben nur dem Herausgeber der Monumenta Germaniae und seinen unmittelbaren Gehülfen, zu denen Hr. Dr. Köpke seit einer Reihe von Jahren gehört, zur Seite steht.

Die Untersuchung behandelt zuerst die von Hugo benutzten „Chroniken und Lebensbeschreibungen," (vierzig an der Zahl;) dann die zahlreichen von ihm theils excerpirten theils nur citirten Briefe, Urkunden und officiellen Actenstücke, die ihm zunächst durch die Archive der Klöster, welchen er angehörte, St. Vannes (S. Vitoni) zu Verdun, Dijon und Flavigny, dargeboten wurden. Im dritten Abschnitte endlich wird eine Zusammenstellung derjenigen Bestandtheile der Chronik versucht, welche Hugo aus ungeschriebenen Quellen, d. h. aus mündlicher Ueberlieferung und eigenen Erlebnissen mitgetheilt hat. Es wird hiebey auf die einzelnen Umstände von Hugo's ziemlich bewegtem Leben eingegangen, und dadurch ein klares Bild von den weitgreifenden, durch den Investiturstreit herbeygeführten Zerrüttungen aller kirchlichen und weltlichen Verhältnisse gegeben. Zur ergiebigsten Quelle der mündlichen Ueberlieferung gestaltete sich für Hugo seine vertraute Freundschaft mit Jarento, dem Abte von Dijon, einem der eifrigsten Vorkämpfer der päbstlichen Interessen, der namentlich während der Belagerung Roms durch Heinrich IV. im Jahre 1084 sich bey dem Papste aufgehalten, und unter den Gesandten war, die Robert Guiscard's Hülfe in Anspruch nahmen, dann den Pabst nach Salerno begleitete ꝛc.

Hr. Dr. Köpke konnte diesen seinen Untersuchungen und Vergleichungen nur die Labbe'sche Ausgabe von Hugo's Chronik zu Grunde legen; mehrere Modificationen der dadurch erzielten Resultate führte aber die im J. 1844 durch den Hrn. Herausgeber Pertz vorgenommene Besichtigung der in der Bibliothek von Sir Thomas Phillips zu Middlehill befindlichen Originalhandschrift des Werkes herbey, auf welche wir bey Erwähnung des neuen Abdrucks im zehnten Bande der Monumenta zurückkommen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte.

(Schluß.)

Ein solcher Historiograph der Republik nun war Battista Nani, der noch vor seiner Erhebung zur Würde eines Procuratore di San Marco den ihm hoch willkommenen Auftrag erhielt, die Geschichte der Republik seit dem Jahre 1613 aus den Quellen zu schreiben. Dazu wurden ihm alle einschlägigen Documente bereitwillig überlassen. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, daß Nani unter den ihm zur Verfügung gestellten Quellen über ein so hochwichtiges Ereigniß, wie W.'s Sturz, auch die Relazioni aus jener Zeit zu Rathe gezogen haben werde *). Was er hierüber sagt — Nani war im J. 1634 18 Jahre alt — ist aus den Urtheilen seiner hoch gestellten und wohl unterrichteten Landsleute und aus der Relazione des Gesandten, die ja im Archive hinterlegt war, genommen. Wir verweisen auf die betreffende Stelle in Nani's Werke, Ed. Venet. 1662 4. p. 603 — 609, damit der

*) Daß Nani die Archive, woselbst sich die Relazioni befanden, benutzte, sagt er selbst in seiner dem Doge (Domenico Contarini) gewidmeten Vorrede: „m' hanno informato dell' occorrenze straniere, si come delle domestiche hò io potuto instruirmi, non solo per l'ingresso ne' publici Archivij, e ne' più segreti Consigli; ma per essere State in buona parte maneggiate da miei Maggiori, e da miei Congiunti, et alcuna da me stesso" etc. Ed. Venet. 1662. 4.

Nachredner ſich überzeuge, wie auch er, Nani, die Zahl derjenigen Coaevon nur vermehrt, die W.'s Schuld anerkennen.

Genau beſehen haben wir alſo, der Hauptſache nach, gerade Dasjenige, was Boré in den Annali Veneti ſucht; denn was er aus den Protokollen des venet. Senates uns mitzutheilen gedenkt, das hat bereits Nani im 17. Jahrhunderte benutzt und uns in ſeiner historia della Republica veneta a. a. O. zugänglich gemacht. Weßhalb nun der Nachredner in ſeiner Anmerkung auf meine Feſtrede gekommen, iſt nach dem eben Vorgetragenen nicht wohl abzuſehen. Sollte er allen Ernſtes zu glauben ſcheinen, daß W.'s Unſchuld nächſtens durch Boré's Forſchungen und Publicationen, oder aus den in Wien befindlichen Annali ſich herausſtellen werde und daß wir voreilig über einen ſo wichtigen Gegenſtand abgeurtheilt, weil ja die Acten noch nicht geſchloſſen ſind und adhuc sub judice lis est; ſo würde er damit nur beweiſen, daß er die Abſicht unſrer Rede nicht recht aufgefaßt. Die Rede will nur ſagen, daß ein Zurückhalten mit dem Ausſpruch über Schuldig oder Nichtſchuldig nach den bereits vorliegenden Quellen nicht mehr thunlich ſey, und daß die Schuld aus dieſen ſchon, ohne auf Neues warten zu müſſen, klar ſich ergebe. Vom Vorwurfe eines vorſchnellen Urtheils in dieſer Sache ſagt uns unſer Bewußtſeyn los, da wir ſchwerlich ein wichtiges Werk über dieſen Gegenſtand bey Abfaſſung unſerer Rede außer Acht gelaſſen haben dürften. Für Jeden, der die tiefere Einſicht in die Quellen gewonnen, iſt die Frage bereits entſchieden. Daß der Nachredner unter dieſe Zahl nicht gehöre, hat er durch ſeine Note ſowohl, als auch durch die Beylage III. ſehr klar bewieſen. Ihm war nur darum zu thun, ut ea de re aliquid dixisse dicatur!

Wir übergehen die verſchiedenen kleinen, auf das Valet des Herzogs von Fridland folgenden Stücke, meiſt Reime, die auf Perſonen und Ereigniſſe des dreyßigjährigen Krieges Bezug haben, um uns zur

Nro. XXI. zu wenden, welche die anſpruchsloſe Ueberſchrift führt: „Zur Geſchichte Herzog Chriſtophs von 1460 — 1471“ vom Hrn. Muffat. Dieſe durchgehends auf Urkunden gebaute klare Darſtellung der Geſchichte der Irrungen der beyden herzoglichen Brüder Albrecht (IV.) und Chriſtoph enthält, was bisher noch nicht bekannt war, den Umſtand, daß Chriſtoph durch Wolfs von Hohenſchwangau Reden dahin gebracht, den Plan gefaßt hatte, ſeinen Bruder Albrecht niederzuwerfen und auf Hohenſchwangau gefänglich zu verwahren. Gewarnt durch treue Männer und Frauen, beſchloß Albrecht das Praevenire zu ſpielen, und ſo ließ er am 23. Februar 1471 den Herzog Chriſtoph im Bade feſtnehmen und that ihm nun, was ſeiner erwartet hätte, wenn Chriſtophs Plan gelungen wäre. Der runde Thurm der neuen Feſte wurde Chriſtophs Kerker. Noch heute befinden ſich im nordöſtlichen Flügel des neuen Königsbaues die Ueberreſte jenes Gefängniſſes, in welchem er feſtgehalten wurde.

Den Schluß des Taſchenbuches macht

Nro. XXII. „Die Freyheit auf dem Erlach, die ein jeder regierender Landesfürſt in Bayrn im Erzſtift Salzburg hat.“ Abſchrift einer Verzeichnung vom Jahre 1594. Eine für deutſche Rechtsgeſchichte nicht unintereſſante Notiz!

Ob der Herausgeber mit dem hier beſprochenen Taſchenbuche ſeinem Ziele: „möglichſte Verbreitung hiſtoriſcher Kenntniſſe“ nahe gekommen ſey und durch Fortſetzung des Taſchenbuches daſſelbe (Ziel) wohl erreichen werde, dieß muß er dem Ermeſſen ſachkundiger Männer anheimſtellen.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters von G. H. Pertz. 9. u. 10. Bd.

(Fortsetzung.)

III. Jacobi de Guisia annales Hannoniae seu chronica illustrium principum Hannoniae ab initio rerum usque ad annum Christi 1390 untersucht von Herrn Dr. Roger Wilmans. S. 292 — 382.

Die ausführliche, in der Handschrift drey Folianten füllende Geschichte Hennegaus obigen Verfassers war bis zu den erst in jüngster Zeit durch den Marquis Fortia d'Urban veranstalteten Ausgabe (Paris 1826 — 1833. 17 Bde. 8.) nur aus einer abkürzenden französischen Uebersetzung (Paris 1531) bekannt. Hr. Dr. Wilmans unterwarf ihren Inhalt einer genauen Untersuchung und setzte sich, in ähnlicher Weise, wie Hr. Dr. Köpke in den vorausgehenden beyden Aufsätzen, insbesondere den Nachweis der Quellen, aus denen der Verfasser schöpfte, zur Aufgabe. Er gelangte hiebey zu der Ueberzeugung, daß zwar dieses Geschichtswerk zur Aufnahme in die Monum. Germ. sich nicht wohl eigne, vorzüglich schon deßhalb, weil der Schlußtheil der Chronik, der die letzten 130 Jahre (1260 — 1390) umfaßte und für uns ohne Zweifel der werthvollste gewesen wäre, verloren gegangen, daß jedoch diese umfassende mittelalterliche Compilation selbst in dem Zustande, wie sie uns vorliege, nichts destoweniger unserer Aufmerksamkeit werth, und namentlich unter dem literarhistorischen Gesichtspunkte von großer Wichtigkeit sey, da wir durch sie Kenntniß von sehr vielen jetzt verlornen oder sonst unbekannten Schriften erlangen.

Hr. Dr. Wilmans bespricht die von Guyse benutzten Quellen auf höchst belehrende Weise und zwar in nachstehender Reihenfolge:

A. Sagenhafte Quellen für die älteste Zeit.

1. Julius Celsus. Hr. Dr. W. liefert hinsichtlich dieses jetzt verschollenen Autors zunächst aus Vincentius Bellovacensis den interessanten Nachweis, daß es im Mittelalter eine selbstständige Schrift über Cäsars gallischen Krieg unter dem Namen des Julius Celsus gegeben haben müsse, ja, daß das Mittelalter im Allgemeinen Cäsars Werke nicht im Original, sondern nur in dieser Bearbeitung des (für einen Zeitgenossen und Begleiter Cäsars gehaltenen) Celsus gekannt habe, und daß selbst ein so gründlicher Kenner des klassischen Alterthums, wie Petrarcha, in demselben Falle gewesen sey.

2. Fabius Historiographus.

3. Communis historia Tornacensis und chronica Henrici, canonici ecclesiae B. Mariae Tornacensis.

4. Libellus in vulgari intitulatus: Tornacensis restauratio per Galbam.

5. Rethmoldi historia Tungrorum.

6. Historia Ambianensium.

7. Gesta Saxonum.

8. Historia Treverorum.

9. Cresus.

10. Galfredi Monumetensis historia Britonum.

11. Erodocus. Fortia hielt dieſen Autor für einen mittelalterlichen Geographen und Reiffenberg in einer eigenen Abhandlung für einen Schriftſteller des XIII. Jahrhunderts. Hr. Dr. Wilmans weist aber aus der von Guyſe citirten Quelle (Bartholomaeus Glanvilla de propriet. rer.) nach, daß hier nichts weiter als eine Verſtümmelung des Namens Herodot obwalte.

12. Lucius Tungrensis. 13. Hugo Tullensis. 14. Nicolaus Rucleri. 15. Clarembaldus.

B. Sagenhafte Quellen der mittleren Zeit.

1. Tomellus oder Thomellus (c. 1080). 2. Almericus, Ailmericus. 3. Balduin. 4. Der Roman von Gerard von Rouſſillon. 5. Ex gestis Maincherii, comitis Regitescensis. 6. Ex historia Guillelmi de Mascandio. 7. Hist. destructionis ecclesiae Dononensis in vulgari. 8. Communis historia secundae destructionis ecclesiarum Obtrebatensium. 9. Ex gestis Walcandi, Leodiensis episcopi.

C. Aecht geſchichtliche Quellen.

Es werden hier 28 theils der allgemeinen deutſchen, theils der ſpeciellen hennegauiſchen Landesgeſchichte angehörende Quellenſchriften aufgezählt und erörtert, wobey jedoch Hr. Dr. W. am Schluße das Geſtändniß ablegt, daß es ihm trotz der ſorgfältigſten Nachforſchungen nicht gelungen ſey, die Hauptquelle zu entdecken, welcher Jacob von Guyſe für den Zeitraum von 1190 bis 1254 gefolgt iſt.

D. Die Lebensgeſchichten der Heiligen.

Hr. Dr. W. hat deren 35 ausgemittelt und als Guyſe's Quellen nachgewieſen.

E. Urkunden,

päbſtliche, merowingiſche, kaiſerliche, der Könige von Frankreich, der Grafen von Hennegau, Privaturkunden.

IV. Ueber die Chronologie der ältern Biſchöfe der Diöceſe des Erzbisthums Hamburg. Von J. M. Lappenberg. S. 382 — 438.

„Die vielfachen Irrungen des Erzbisthums Hamburg mit den Biſchöfen von Verden und Bremen, mit den Erzbiſchöfen von Cöln, Magdeburg, vielleicht auch Mainz, ſowie mit den Königen von Dänemark, einerſeits, ſowie andererſeits die wiederholte Zerſtörung der Metropolis Hammaburg ſelbſt durch die Nordmannen und Slaven, und die bald durch äußere Feinde, bald durch den Unglauben bewirkte Vernichtung aller chriſtlichen Anſtalten in den dem Hamburgiſchen Erzbisthume untergebenen Bisthümern für längere Zeit: alle dieſe Umſtände erklären hinlänglich, wie bey dem Mangel gleichzeitiger einheimiſcher Geſchichtsbücher unſere Kenntniß der norddeutſchen und nordiſchen Bisthümer ſo ſehr dürftig iſt. Eben die ſich hier ergebende Spärlichkeit genauer Zeitbeſtimmungen, welche als feſte Anhaltspunkte für viele Sagen und andere eines Zeitweiſers bedürftige, in dem Dunſtkreiſe ſchwankender Ueberlieferungen, Alterthümer und Sprachdenkmäler ſchwebende Geſchichtsatome dienen könnten, mußte uns auffordern, nach vollendetem Abdrucke der Urkunden des Hamburgiſchen Erzbisthums [4]), ſo wie der neuen Ausgabe des wichtigſten Geſchichtſchreibers desſelben, des Scholaſticus Adam [5]), zu verſuchen, ob durch jene Arbeiten nicht nur für die Mutterkirche, ſondern auch für jene Bisthümer einige Lichtſtrahlen gewonnen ſind. Leider iſt das Reſultat aus jenen Quellen kein bedeutendes zu nennen, und der weſentlichſte Gewinn möchte darin beſtehen, daß manche vorhandene Ungewißheiten und Widerſprüche hier zum erſten Male, dort ſchärfer als bisher hervorgehoben ſind. Doch hat ſich zugleich ein Verhältniß deutlicher herausgeſtellt, wodurch die Biſchöfe der Hamburgiſchen Kirche die deutſche Geſchichtsforſchung näher berühren. Viele derſelben ſind nämlich nach der Zerſtörung ihrer Biſchofsſitze nicht als Miſſionare thätig geweſen, ſondern als Biſchöfe in partibus infidelium in Deutſchland geblieben, wo wir ſie in der Nähe der dortigen Kirchenfürſten, denſelben hülfreich und für dieſelben vicarirend bey großen Kirchenfeſten, auf päbſtlichen Synoden und ſelbſt Reichstagen wiederfinden. Faſt alle dieſe Biſchöfe waren Deutſche, und können wir daher die früheren Schickſale mancher unter denſelben andeuten; die meiſten derſelben, ſelbſt ſolche, welche einſt in ihren Diöceſen rüſtig gewirkt hatten, ſtarben in Deutſchland,

4) Hamburgiſches Urkundenbuch. Hg. v. J. M. Lappenberg. Hamburg 1842. 4.

5) Monum. IX. 267.

und können wir ihre Namen in den Nekrologien nachweisen."

Mit dieſen Worten leitet der Herr Verfaſſer die vorliegende treffliche Abhandlung ein, wodurch er die Reihenfolge der Biſchöfe von Aldenburg (Starigard im jetzigen Oldenburg im Nordoſten Holſteins), Schleswig, Jütland, den däniſchen Inſeln und Schonen, dann der Biſchöfe von Schweden, Norwegen, Island, den Orchaden und Grönland unter Anwendung der beſonnenſten Kritik und mit jener gründlichen Gelehrſamkeit nachzuweiſen ſucht, durch welche alle ſeine hiſtoriſchen Arbeiten ſich auszeichnen.

(Fortſetzung folgt.)

Vollſtändiges Lehrbuch der deutſchen Sprache mit Aufgaben. Namentlich zum Schulgebrauche bearbeitet von Johann Nep. Kelle. Regensburg 1831. 384 u. XII S. 8.

Von allen Erwachſenen, die unter uns Deutſchen ihre Mutterſprache wenigſtens ſchriftlich richtig zu gebrauchen verſtehen, hat dieß wohl nur der kleinere Theil förmlichem Unterrichte in derſelben zu verdanken. Manchem hat ſich dieſe Fertigkeit aus bloßem, erklecklichem Leſen, weit mehrern aber aus dem Lernen irgend einer fremden Sprache, welches von fortlaufender Berückſichtigung und Benutzung der eigenen nicht zu trennen iſt, ergeben. Darum kein Wunder, wenn in Anſtalten, wo fremde Sprachen gelehrt werden, namentlich in den ſogenannten lateiniſchen Schulen, das Deutſche als kein eigener, ſondern als ein ſich an und neben der fremden Sprache ſelbſt abwickelnder Gegenſtand behandelt worden iſt und behandelt wird. In der That trägt nichts ſo mächtig bey, irgend einem Dinge ſeine Beſonderheiten abzuſehen als die Vergleichung desſelben mit andern ſeiner Art.

Anders wird ſichs verhalten in Schulen, in den weit zahlreichern, die beſtimmt ſind, ihre Lehrlinge, ohne Dazwiſchenkunft einer fremden Sprache, zum richtigen Gebrauche der einzigen eigenen anzuleiten. Wenn ſich in jenem erſten Falle Vieles ſchon durch den bloßen Gegenſatz begreiflich und klar macht, ſo fehlt hier ein ſolcher Gegenſatz, und es kann die Frage ſeyn, ob es wohl gethan ſey, die Erſcheinungen der eigenen Sprache auf dieſelbe Weiſe und in derſelben Ordnung vorzuführen wie die der fremden. Werden dem Lehrling neben fremden Formen, wenn auch ohne weitere Erörterung ihres Grundes, die entſprechenden deutſchen vorgelegt, ſo fühlt er das Bedürfniß einer ſolchen Erörterung weit weniger, als wenn er es bloß mit ſolchen zu thun hat, die ihm ohnehin bekannt ſind. Die Thatſache des Vorhandenſeyns der beyderſeitigen Formen genügt ihm ihre Nothwendigkeit zu glauben, wenn auch noch nicht ihr Grund eingeſehen wird. „Mensa, mensae der Tiſch, des Tiſches; do, das, dat, ich gebe, du gibſt, er gibt", ſind für ihn Dinge, die weiter keiner Erörterung bedürfen. Es genügt ihm zu wiſſen, daß ſie ſich eben einander entſprechen. Und dieß zu wiſſen iſt ihm auf dieſer Stufe ein erfreuender Gewinn. Die Einſicht des Grundes wird ſich auf einer höhern von ſelber ergeben.

Die Methode, eben auch ſo bloß hiſtoriſch und ohne Anſprache an den Verſtand des Lehrlings ihm ſeine vaterländiſchen, ihm von Haus aus mehr oder minder geläufigen Formen für ſich allein vorzuführen, wird allerdings ihr praktiſches Ziel erreichen. Allein als Mittel zu der ſo wichtigen Aufgabe, nicht bloß ſein Gedächtniß zu üben ſondern auch ſeinen Verſtand und ſein Urtheil zu bilden und zu ſchärfen, während ihm das Lernen, weil es ein nicht bloß aufnehmendes ſondern ein ſelbſtthätiges iſt, zur Luſt gemacht wird, dürfte ſie ſich nicht anzurühmen haben.

Daß hier ein anderer Weg einzuſchlagen ſey, iſt längſt von denkenden Lehrern gefühlt worden. Inzwiſchen begnügen ſich wohl die meiſten, eine etwa vorgeſchriebene an ſich ſtarre Methode durch belebende Zuthaten zu heben, und mancher, der im Laufe ſeiner Berufsthätigkeit von ſelbſt auf ein durchgehendes Verfahren gekommen iſt, das ihm jener Forderung entſprechender dünken darf, beſcheidet

sich, ungekannt und unbelobt es in seinem engen Kreise zu üben. Solch ein Verfahren, nicht bloß durch einzelne Winke sondern durch methodische Durchführung des ganzen Lehrzweiges, öffentlich mitzutheilen, ist freylich eine Aufgabe, zu welcher, abgesehen von sonstiger Tüchtigkeit und Liebe zur Sache, nur ein gewisses Maß von Zuversicht ja von Aufopferungskraft befähigen und ermuthigen kann.

Wenn die fortschreitende Bildung unsers Volkes in jener großen Mehrheit, welcher ihre eigene Sprache genügt, zunächst durch diese Sprache selbst für eine der wichtigsten Angelegenheiten gehalten werden muß, so darf jeder sich öffentlich zeigende Versuch über die fruchtbringendste Art und Weise, jener Mehrheit dieses allgemeinste Bildungsmittel zurechtzulegen als ein Gewinn begrüßt werden. Keiner wird Allen in allem genügen, aber irgend etwas Brauchbares wird wohl jeder bringen. Dann „prüfet alles und das Beste behaltet!“

Was nun das Eingangs genannte Lehrbuch und seine Eigenthümlichkeiten betrifft so kann dieß dem auf diesem Gebiete nicht fremden Leser mit wenig Worten angedeutet werden.

Von der Wahrheit ausgehend, daß die Verschiedenheit und der Grund der Redetheile und der Wechsel ihrer Formen nur in dem Ausspruch eines Gedankens oder Urtheils, in dem Satze begriffen werden könne, stellt dieses Buch eben den Satz voran, und dieser ist es, aus welchem alle Erscheinungen, die sowohl in der sogenannten Formenlehre als in der Lehre von der Wortfügung und dem Satzbau zur Sprache kommen, der Reihe nach entwickelt werden. Dieß ist das eine, das wissenschaftliche Princip in des Verf. Lehrgang.

Das andere, das didactische oder pädagogische besteht darin, daß der Lehrer, jenen wissenschaftlich begründeten Gang verfolgend, seinen Schülern von Schritt zu Schritt diejenigen Thatsachen ihrer Muttersprache, die eine Regel ergeben können, vor allem in der nöthigen Zahl von Beyspielen mündlich oder schriftlich vorlegt, und

diese Regel von ihnen selber gefunden und abgezogen werden läßt, die er dann bestimmt und bündig formulirt. Die nach und nach also gefundenen Regeln werden von Stufe zu Stufe durch entsprechende Aufgaben und so durch praktische Einübung im Gedächtniß befestigt. In der ziemlich consequenten Durchführung dieser beyden Grundsätze besteht das Eigenthümliche des jedenfalls sehr beachtenswerthen Versuches, auf dessen Einzelheiten einzugehen, hier nicht der Ort seyn kann.

Er ist, wie der Titel besagt, namentlich zum Schulgebrauche ausgearbeitet. Aus der ganzen Haltung desselben ergibt sich, daß die sogenannte lateinische Schule nur dann gemeint seyn kann, wenn in derselben der Unterricht in der deutschen Sprache nicht, wie oben angedeutet, mit dem in der lateinischen gleich- und ineinander laufend gehalten, sondern davon getrennt und selbständig durchgeführt wird, und wenn sie bey Aufnahme ihrer Lehrlinge nicht überhaupt schon die nöthige Vorbildung in der Muttersprache voraussetzt. Dagegen wird dieses Lehrbuch jedenfalls auf jene große Klasse von Lehrlingen berechnet seyn müssen, die, ohne Dazwischenkunft einer fremden Sprache, eben nur in ihrer vaterländischen die möglichste Ausbildung erhalten sollen, auf die der höhern Bürger- und Gewerbschulen und der bessern Schulen in Städten und Märkten überhaupt, während sich freylich auf einer andern Seite den Kräften und Bedürfnissen der weit zahlreichern Schulen auf dem platten Lande auch ein solcher Lehrgang, wie sehr er bestrebt sey ein natürlicher zu heißen, zur Zeit noch ziemlich unangemessen erweisen möchte.

H. A. S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters von G. H. Pertz. 9. und 10. Band.

(Fortsetzung.)

V. Zur Biographie des Thietmar von Merseburg (Monum. SS. Tom. III. p. 726.) von J. M. Lappenberg. S. 438—440.

Eine kurze urkundliche Notiz aus einer Handschrift der Hamburger Stadtbibliothek über eine Vergabung an das Kloster Bergen bey Magdeburg, mittelst welcher sich der Chronist Thietmar als Bischof von Merseburg in Gemeinschaft mit seinen weltlichen zwey Brüdern, den Grafen Heinrich und Friedrich von Walbeck an eine reiche Schenkung anschloß, welche sein vierter Bruder Siegfried, nachmaliger Bischof von Münster, dem Kloster Bergen als Abt desselben dargebracht hatte.

VI. Die Deutschland betreffenden Urkunden des Vaticanischen Archivs aus den Jahren 1269 bis 1500. Nach den Pariser Auszügen, von Prof. Dr. Waitz. S. 440 — 463.

Diese schätzenswerthe Regesten-Reihe schließt sich an das Verzeichniß sämmtlicher Urkunden des vaticanischen Archivs von 318 bis 1268 an, welches im VII. Bande der vorliegenden Zeitschrift Seite 19 — 33 von Herrn Pertz mitgetheilt worden. [6])

VII. Reise nach Böhmen, Oesterreich, Salzburg und Mähren, im September 1843, vom Herausgeber. S. 463—485.

Die Bibliotheken Böhmens und Mährens waren für die Zwecke der Monumenta noch nicht benutzt. Sie kennen zu lernen, war der nächste Zweck obiger Reise, von welcher übrigens Hr. Pertz schon nach 4 Wochen wieder nach Berlin zurückkehrte.

Die Handschriften-Sammlungen zu Prag (in den Bibliotheken des böhmischen Museums, des Metropolitancapitels, des Fürsten Lobkowitz und der k. Universität) boten verhältnißmäßig wenig Bedeutendes, und beschäftigten den Hrn. Herausgeber nur fünf Tage. Er begab sich von da über Linz, wo er die Universitäts-Bibliothek und das oberösterreichische Museum (Francisco-Carolinum) besuchte, nach Salzburg, traf hier mit Hrn. Bibliothekar Dr. Böhmer zusammen, und widmete mit diesem gemeinschaftlich einen Tag einer vorläufigen Untersuchung der reichen Stiftsbibliothek zu St. Peter. Der kurzen Dauer dieses Aufenthaltes

6) Vgl. den ausführlichen Bericht, welchen Hr. Pertz im VII. Bd. dieser Zeitschrift S. 16—18 über die Arbeiten der zur Ausbeutung und Regestirung der italienischen nach Paris geschleppten Archivalien im J. 1810 niedergesetzten Commission.

und dem Umstande, daß die kostbarsten und auf den Güterbesitz des Stifts bezüglichen Handschriften nicht in der Bibliothek, sondern im Archive unter unmittelbarem Verschluße des Prälaten aufbewahrt werden, ist es wohl zuzuschreiben, daß den beyden gelehrten Reisenden einige der wichtigsten dortigen Handschriften, namentlich das berühmte Congestum Arnonis nicht zu Gesichte kamen.

In der Hofbibliothek zu Wien, mit deren Untersuchung der Hr. Herausgeber bereits im J. 1821, im Interesse der damals eben begründeten Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde seine für Deutschland so ersprießliche literarische Laufbahn begonnen hatte, richtete derselbe sein Augenmerk vorzugsweise nur auf jene Chroniken, welche für die nächstfolgenden Bände der Monumenta in Betracht kamen, dann auf die Handschriften des Jornandes, Cosmas Pragensis und die verschiedenen österreichischen Annalen, deren specielle und erschöpfende Benutzung nach der Hand dem thätigen Gehülfen beym Redactionsgeschäfte der Monumenta, Herrn Dr. Wattenbach übertragen wurde.

Von Wien begab sich Hr. Pertz nach Brünn, wo er von den Handschriften des dortigen Augustiner-Klosters Einsicht nahm.

Die Benutzung der erzbischöflichen Bibliothek zu Olmütz mußte wegen Abwesenheit des Hrn. Erzbischofs auf eine spätere Zeit verschoben werden; um so willkommener war indessen die Mittheilung eines von Boezek verfaßten Catalogs dieser sehr reichen aber bis dahin fast unzugänglichen Sammlung.

Nach dem allgemeinen Reiseberichte folgen die von dem Hrn. Herausgeber gefertigten Auszüge aus den Handschriften-Verzeichnissen:

1. der k. Universitätsbibliothek,
2. des Domcapitels zum hl. Veit,
3. des böhmischen Museums,
4. der fürstl. Lobkowitzischen Bibliothek

} zu Prag;

5. des St. Peters-Stifts zu Salzburg,
6. des Domcapitels zu Olmütz.

VIII. a. Reise nach London und Middlehill, vom Julius bis September 1844, vom Herausgeber. S. 486 — 504.

Die Handschriften des brittischen Museums zu London hat der Hr. Herausgeber schon auf seiner in den Jahren 1826 und 1827 ausgeführten Reise nach den südlichen Niederlanden, Paris und England einer genauen Untersuchung unterworfen, und die Ergebnisse derselben im VII. Bande des Archivs S. 1—105 dargelegt. Die bedeutenden neuen Erwerbungen, durch welche das brittische Museum seit dem J. 1827 bereichert worden, und zu gleicher Zeit die ausgezeichnete Handschriften-Sammlung des Sir Thomas Phillipps zu Middlehill im Interesse der Monumenta näher kennen zu lernen, waren der Gegenstand, der eine zweyte Reise des Hrn. Herausgebers nach England veranlaßte.

Was zuvörderst das brittische Museum betrifft, so erhalten wir hier eine treffende Charakteristik dieses größten wissenschaftlichen National-Instituts der Welt.

Hinsichtlich der ungeheuern Mittel, welche den Vorstehern desselben es möglich machen, fast ohne irgend eine Rücksicht auf die Kosten jede dargebotene Gelegenheit zur Bereicherung der Sammlungen zu benützen, heißt es unter anderm:

„Jede Abtheilung der großen Anstalt hat zwar ihre bestimmte jährliche Summe, aber es giebt so viel ich weiß kein Beyspiel, daß ein Antrag auf außerordentliche Bewilligung zu Ankauf seltener oder sehr kostbarer Sachen vom Parlamente abgelehnt worden wäre. Daher ist die Zahl der seit dem Jahre 1827 erworbenen Handschriften sehr groß; die Anstalt erhält durch ihre Beauftragten Kenntniß von jedem wichtigen Verkaufe des Festlandes, und wenn dieses so fortgeht, so ist vorauszusehen, daß alles, was Europa an wichtigen Handschriften, die nicht schon in fester Hand sind oder dahin kommen, besitzt, im Laufe des nächsten Jahrhunderts in das Eigenthum des brittischen Museums gelangen werde. Außerordentlich ist auch der Gewinn, welcher dem Museum aus Schenkungen und Vermächtnissen zuwächst; auf diesem Wege sind große Sammlungen von Staatspapieren erworben, welche das Museum zu einer wichtigen Fundgrube für die neuere Geschichte machen. Ueber die Erwerbungen seit 1828 hat die Verwaltung Ver-

zeichnisse durch den Druck bekannt gemacht, welche die Benutzung erleichtern. Die laufende Zahl der Erwerbungen stieg von 1829 bis 1844 von 7000 bis auf 15,000. — Die Verwaltung, jetzt unter Sir Henry Ellis Leitung, — Secretär Mr. Forshall, Manuscripte Sir Fr. Madden, Drucke Mr. Panizzi — ist vortrefflich." [7])

Unter den vom Hrn. Herausgeber untersuchten Handschriften erkannte er denn sehr viele aus Deutschland, namentlich aus den Rheingegenden stammende, die ehemals Spangenbergische Lex Saxonum, die älteste, bisher ungedruckte Lebensbeschreibung des hl. Corbinian vom Freisinger Bischof Aribo ꝛc.

Was Hr. Pertz über den Erfolg seines Besuches von Middlehill berichtet, ist so anziehend, daß wir nicht umhin können, einige Stellen wörtlich mitzutheilen:

„Sir Thomas Phillipps hatte seine Einladung freundlich wiederholt und suchte mich in London auf. Wir reisten über Cheltenham, und langten in Begleitung der Familie des Baronets in der Nacht vom 17. auf den 18. August an unserm Bestimmungsorte an. Middlehill in Worcestershire ist ein einzelnes Gut, wie England deren so viele besitzt, auf der halben Höhe eines bedeutenden Hügels gelegen, von Wald und Wiesen umgeben, und bietet eine weite Aussicht nach den Malvernhills und darüber hinaus nach den Gebirgen von Wales. Die Luft ist rein, leicht und erfrischend, auf der Höhe des Berges steht ein ansehnlicher von Quadern erbauter Thurm, turris Lativensis, welcher auf Theile von 17 Grafschaften, Schloß und Stadt Warwick, Leamington und andere Orte herabsieht. In ihm hatte Sir Thomas zuerst eine eigene Druckerei angelegt, aus welcher seine zahlreichen aber meist nur begonnenen Schriften „typis Mediomontanis" hervorgegangen sind; die Unbequemlichkeit des Arbeitens auf dieser Höhe im strengen Winter bestimmte späterhin die Verlegung der Druckerei nach Middlehill, wo sie sich noch befindet und insbesondere zum Druck des Handschriftenverzeichnisses gebraucht wird. Das Haus ist ganz erfüllt mit der von Sir Thomas gesammelten kostbaren Bibliothek, welche ein einziges Beyspiel ist, was ein Mann mit Begeisterung für die Wissenschaft, Ausdauer, Glück und Reichthum im Laufe eines Menschenalters zu leisten vermag. Sir Thomas begann seine wissenschaftlichen Beschäftigungen mit genealogischen Arbeiten, gieng zu der Geschichte seiner und der benachbarten Grafschaften über, erweiterte von dort aus sein Ziel zur Geschichte überhaupt, bis er zuletzt alles Wissenschaftliche mit seinen Bestrebungen und seinen Sammlungen umfaßte. Seine Bibliothek enthält eine große Zahl werthvoller Drucke, unter denen zur Erleichterung unserer Forschung viele Sammluugen der Scriptoren und urkundlichen Werke, Brower, Mencken, Pistorius, Reuber, Eccard, Schilter, Freher, Lindenbrog, Struve, Sommersberg, Hergott, Lünig, Krantz, Schöpflin, Sweert, Cruſius, Fant, Oudin und die Monumenta vorhanden sind; von unvergleichlich höherem Werthe aber ist die Sammlung der Handschriften jeder Art. Es darf mit Sicherheit behauptet werden, daß nie ein Privatmann, selten ein Fürst, mit Ausnahme Napoleons, welcher die Bibliotheken Europa's plünderte, eine solche Bibliothek von Handschriften zusammengebracht hat. Ihre Zahl war bey meiner Anwesenheit bereits im zwölften Tausend, und erhielt noch weitere Vermehrung aus der Bibliothek des Herzogs von Sussex. Durch die Aufträge, welche er allenthalben in England wie auf dem Festlande gab, hat Sir Thomas die Preise der Handschriften außerordentlich gesteigert, aber es ist ihm gelungen seine Sammlung aus allen Theilen der wissenschaftlichen Welt, besonders auch aus Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England ansehnlich zu bereichern. Große Theile von Bibliotheken aufgehobener Klöster finden sich in Middlehill wieder. Der wissenschaftliche Werth der Handschriften ist, wie sich erwarten läßt, höchst vielseitig, aber eben so verschieden. Wer irgend aus Handschriften zu schöpfen hat, wird wohl thun, sich auch in Middlehill Raths zu erholen: denn dieser Schatz ist nicht für die Wissenschaft verloren, sondern durch den gütigen Besitzer jeder ernstlichen Forschung geöffnet. Die edle Gastfreyheit, welche den Fremden im Kreise einer liebenswürdigen und gebildeten Familie sich gleich heimisch fühlen läßt, ward durch die ununterbrochene Sorgfalt erhöht, womit der Besitzer mir seine Schätze zugänglich machte, und ganze Tage darauf verwandte, die zahlreichen Nummern, welche ich zu sehen wünschte, aus allen Theilen des Gebäudes zusammenzubringen. So konnte ich in etwa 14

7) Wir benützen diese Gelegenheit, unsere Leser auf eine in diesen Tagen bey der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier eingetroffene ausführliche Beschreibung des brittischen Museums aufmerksam zu machen: The British Museum, historical and descriptive. Edinb. 1850. 8.

Vgl. Catalogue of additions to the Mss. in the British Museum in the years 1841—45. Lond. 1850. 8.

Tagen die Unterſuchung derjenigen Handſchriften, welche für die Monumenta wichtig zu ſeyn ſchienen und zur Hand waren, beendigen, und ihre Benützung ſo weit fördern, daß für die nächſten Bände geſorgt iſt.“

Während der Anweſenheit des Hrn. Herausgebers in London wurden eben die Manuſcripte der Bibliothek des Herzogs von Suſſex öffentlich verſteigert. Hr. Pertz erwarb Einiges für die Berliner Bibliothek. „Die wenigen Handſchriften, welche für deutſche Geſchichte nachzuſehen waren, hat Sir Thomas Phillipps erſtanden.“

Den intereſſanten Reiſebericht ſchließen die Verzeichniſſe der von dem Hrn. Herausgeber unterſuchten oder vorgemerkten Handſchriften:

1. Neuere Erwerbungen des brittiſchen Muſeums.

2. Auszug aus dem Catalogue of the Arundel manuscripts in the library of the college of Arms. 1829. not published. 8.

3. Handſchriften des Baronet Sir Thomas Phillipps zu Middlehill.

a. Verzeichniß der älteren, jetzt vom Herausgeber unterſuchten Handſchriften.

b. Fortſetzung des Auszuges aus dem gedruckten Verzeichniſſe. (Bd. VIII. S. 762 — 768. nach Hänels Abdruck in Jahn's Archiv VI.)

4. Handſchriften des Grafen von Leiceſter zu Holkham in der Grafſchaft Norfolk. (Nach dem im J. 1773 gemachten Verzeichniſſe).

VIII. b. Handſchriften der Hamburger Stadtbibliothek, von Herrn Archivar Dr. Lappenberg. S. 505—507.

Bey Verlegung der Stadtbibliothek zu Hamburg in ein neues Gebäude wurden mehrere früher unbeachtete Handſchriften und Fragmente von ſolchen aufgefunden, von welchen hier vier für die Zwecke der Monumenta in Betracht kommende beſchrieben ſind.

IX. Handſchriften des Brüſſeler Archivs. Von Herrn Dr. Köpke. S. 508 — 510.

Auszügliche Zuſammenſtellung der auf deutſche Geſchichte Bezug habenden Urkunden und Archivalien aus Gachard's Inventaires des archives de la Belgique. Tom. I. Brux. 1837. fol.

X. Handſchriften des Akademikers G. J. Gérard in Brüſſel. Von Hrn. Dr. Bethmann. S. 510 — 513.

Ein ähnlicher Auszug aus dem gedruckten Verzeichniſſe der Gérard'ſchen Bibliothek, welche bekanntlich von der niederländiſchen Regierung angekauft und nach dem Haag gebracht wurde. Vergl. Compte rendu de la Commission royale d'histoire. Brux. 1837. I. 293 — 380.

XI. Reiſe durch Deutſchland und Italien, in den Jahren 1844, 1845, 1846, von Herrn Dr. Bethmann. S. 513—658.

Der Zweck dieſer von Hrn. Dr. Bethmann im Auftrage der Geſellſchaft f. ä. d. G. ausgeführten Reiſe war zunächſt, für den neunten und die folgenden Bände der Monumenta die Bibliotheken zu Pommersfelden, Eichſtädt, Schlettſtadt, Mailand und Rom zu benützen, und zu gleicher Zeit die Archive der Schweiz und Italiens ſo weit zu erſchöpfen, daß die erſten Bände des Registrum Imperii (der dritten Hauptreihe des Geſammtunternehmens[8]) mit den Urkunden der Merowinger, Karolinger, ſächſiſchen und ſaliſchen Kaiſer druckfertig gemacht werden könnten. Von dem über dieſe allenthalben mit dem erwünſchteſten Erfolge gekrönte Reiſe durch Hrn. Dr. Bethmann erſtatteten Berichte iſt hier vorläufig der erſte Abſchnitt abgedruckt, „Herbſt und Winter 1844“ umfaſſend und auf einige bayeriſche und elſäſſiſche Orte ſich beziehend. Dieſem Berichte ſind aber ſchon jetzt die muſterhaft gearbeiteten Handſchriften-Verzeichniſſe von ſämmtlichen öffentlichen und Privat-Handſchriften- und Urkunden-Sammlungen beygegeben, welche Hr. Dr. Bethmann im Verfolge obiger literariſchen Reiſe beſuchte.

(Fortſetzung folgt.)

8) Vgl. Gel. Anz. 1848. Nr. 185. S. 443.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. August.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters von G. H. Pertz. 9. u. 10. Bd.

(Schluß.)

Es sind dieß folgende:

1. Handschriften der gräfl. Schönbornschen Bibliothek in Pommersfelden.
2. „ des Herrn Dr. Heller in Bamberg.
3. „ des Herrn Dr. Meier in Nürnberg.
4. „ des bischöflichen Seminars zu Eichstätt.
5. „ der Universitäts-Bibliothek zu Gießen.
6. „ zu Heidelberg.
7. „ der Stadt-Bibliothek zu Augsburg.
8. „ zu Lindau.
9. „ zu St. Gallen.
10. „ des Klosters Pfäffers im Stiftsarchiv zu St. Gallen.
11. „ der Privatbibliothek S. M. des Königs von Sardinien zu Turin.
12. Urkunden in der Privatbibliothek S. M. des Königs von Sardinien zu Turin.
13. Handschriften der Universitäts-Bibliothek zu Turin.
14. Handschriften der Capitular-Bibliothek zu Ivrea.
15. „ des Domcapitels zu Aosta.
16. „ des bischöfl. Archivs zu Aosta.
17. „ der Collegiatkirche St. Ursus zu Aosta.
18. „ des Domherrn Gal zu Aosta.
19. Auszug aus dem Handschriften-Verzeichniß der Brera zu Mailand.
20. Bibliothek Archinti zu Mailand.
21. Handschriften des Capitelarchivs von St. Ambrosius zu Mailand.
22. „ des Domarchivs zu Mailand.
23. „ der Stadtbibliothek zu Fermo.
24. Oeffentliche Bibliothek in Malta.
25. Handschriften des Patriarchats von Jerusalem in Constantinopel.
26. Catalogue des livres qui se trouvent dans le Serail, mitgetheilt von Sir Stratfort Canning.

Der auf bayerische Orte bezügliche Inhalt des vorstehenden Reiseberichtes berührt die Mehrzahl unserer Leser zu nahe, als daß wir hier nicht Einiges davon näher hervorheben sollten.

Die k. Bibliothek zu Bamberg und das bischöfliche Archiv zog Hr. Dr. Bethmann nicht in den Kreis seiner Arbeiten; aus dem durch den damaligen Hrn. Lycealprofessor (nunmehrigen Reichs-Archivsdirector) Rudhart kurz vorher geordneten

Stadtarchiv hingegen registrirte er 28 Kaiser-Urkunden für die Ausgabe in den Monumentis. Auch die mit anerkennenswerther Liberalität ihm geöffneten reichhaltigen Privatsammlungen des Hrn. Professors v. Reider und des (inzwischen verstorbenen) Dr. Heller boten Einiges.

Von namhaftem Belange war die Ausbeute aus der gräflich Schönborn'schen Bibliothek zu Pommersfelden, deren 340 Handschriften Hr. Dr. Bethmann Stück für Stück untersuchte. Sie stammen aus Aschaffenburg, Rebdorf, der Karthause bey Mainz, dem Michaels-Kloster in Bamberg, der fürstlich Hatzfeld'schen Bibliothek, aus Himmelsthür, Erfurt ꝛc., und liefern mehrere schätzbare Inedita.

In der beträchtlichen Sammlung von Urkunden und Handschriften, welche Hr. Dr. Moritz Meier in Nürnberg besitzt, findet sich neben zahlreichen vorzugsweise auf Nürnberg bezüglichen Chroniken eine Lex Salica aus dem X. Jahrhunderte.

Die Stadtbibliothek zu Nürnberg sowie die Archive von Nördlingen, Rothenburg und Ochsenfurt sind einer spätern Untersuchung vorbehalten.

Dem längern Aufenthalte des Hrn. Dr. Bethmann in Eichstätt verdanken wir höchst schätzbare Nachrichten über die dort verborgenen wissenschaftlichen und geschichtlichen Schätze. — Das Stadtarchiv besitzt zwar nur mehr 157 Original-Urkunden, die älteste von 1281, aber die verlornen oder verkommenen sind zum Glücke durch das s. g. „Weiße Buch" gerettet, in welchem auf Befehl des Raths im J. 1454 alle Urkunden der Stadt durch den Stadtschreiber S. Hilprands aufs sorgfältigste zusammengeschrieben wurden. Bey Ueberbringung des früheren bischöflichen Archivs theils nach München theils nach Neuburg zur Zeit der Säcularisation soll aufs Gewissenloseste verfahren worden und ganze Kisten voll in Krämerläden und Papiermühlen gewandert seyn. Die bischöfliche Bibliothek auf der Willibaldsburg wurde sammt ihren Handschriften öffentlich versteigert; die des Domcapitels aber mit jener der Dominicaner, Jesuiten und der übrigen Klöster der Diöcese zusammengeworfen, und im jetzigen bischöflichen Seminar untergebracht. „Das Capitel besaß vorher 37 classische und 218 andere Handschriften, welche mit Ausnahme der meisten Classiker[9]) noch hier sind; darunter 52 juristische und canonische, die übrigen meistens theologische und ascetische; Heiligenleben beinahe gar keine."

Für die Monumenta fand Herr Dr. Bethmann keine große Ausbeute. Die in denselben (Script. T. VII. p. 239 — 266) zum Abdruck gelangten Quellen-Werke (Gundachar und Anonymus Haserensis) wurden bereits in diesen Blättern bey Anzeige des fraglichen Monumentenbandes (1848 Bd. 28. No. 188. S. 471) erörtert und hiebey auch der stattgefundenen Verschleppung der werthvollsten Rebdorfer Manuscripte durch die Franzosen ꝛc. gedacht.

Die Stadtbibliothek zu Neuburg a. d. D. sollte nach Hrn. Dr. Bethmann zugekommenen Angaben mehrere Handschriften besitzen. Nach der Versicherung des Herrn Professors Mildner ist jedoch nur eine einzige da: der zweyte Theil von Vincent. Bellovacensis Speculum historiale aus Kaisersheim. Das k. Archiv im Schloße konnte Hr. Dr. Bethmann wegen Abwesenheit des Archivars nicht besichtigen.

Im Archive der Stadt Donauwörth fand Hr. Dr. Bethmann mehrere ungedruckte Kaiser-Urkunden und ein wichtiges Copialbuch aus dem XVI. Jahrhundert.

Von hier weg begab sich derselbe nach Schlettstadt und Obernehenheim. Mit der

9) „Terenz Andria, Aesop, Sueton, Plato sind noch hier; aber Livius, Virgil, zwey Juvenale, Persius, Cicero's Briefe, Quintilian, Plautus, zwey Terenze, Plinius Briefe, Diodor, Ptolemäus, Seneca's Tragödien und Briefe, Sallust, zwey Valerius Maximus, Solinus, Festus Pompejus sind nicht mehr da."

Beschreibung der namhaften Funde, die er vorzüglich an ersterem Orte machte, endet dieser erste Abschnitt seines Reiseberichtes.

Hinsichtlich der von Hrn. Dr. Bethmann gelieferten Handschriften-Verzeichnisse ist noch zu bemerken, daß sich dieselben durchaus nicht bloß auf Handschriften zur deutschen Geschichte beschränken, sondern das allgemeine wissenschaftliche Interesse berücksichtigen, wie dieß auch bey den andern in den letzteren Bänden des vorliegenden Archivs enthaltenen Catalog-Auszügen in dankenswerther Weise geschehen. Was insbesondere die oben sub num. 25 und 26 aufgeführten Verzeichnisse von Handschriften des Patriarchats und Serails zu Constantinopel anbelangt, so sind sie die Frucht eines Ausfluges nach dem Orient, welchen Hr. Dr. Bethmann im Jahre 1845 von Italien aus machte.

XII. Ueber den Sprachgebrauch des Chronicon Casinense und des Andreas Presbyter von Bergamo. (Mon. Germ. SS. T. III.) Von Herrn Dr. Bethmann. S. 659 — 672.

Es wird durch eine Zusammenstellung aller der unzähligen Verstosse gegen die Orthographie wie gegen die Flexions- und Constructionsregeln der lateinischen Sprache, wodurch die obigen zwey Geschichtswerke in auffallender Weise sich auszeichnen, der thatsächliche Beweis geliefert, daß, namentlich bey Andreas, schon ganz die lingua rustica mit völliger Verwirrung in den Formen und das Streben nach Weglassung der auslautenden Consonanten in den Flexionen besonders des m und s vorherrsche.

XIII. Ueber eine Bamberger Handschrift des Jordanis, Paulus u. s. w. Von Herrn Professor G. Waitz. S. 673 — 703.

Die merkwürdige Handschrift E. III. 14. in der k. Bibliothek zu Bamberg aus dem XI. Jahrhunderte, welche den Sextus Aurelius Victor, Eutropius mit der Fortsetzung, die Gesta regum Francorum, Jornandes de regnorum successione und de Gothorum origine, des Paulus Diaconus hist. Langobardorum, eine Vita Alexandri M., Beda's hist. gentis Anglorum etc. mit von allen bisherigen Ausgaben dieser Werke auffallend verschiedenen Texten enthält, wird hier einer näheren Untersuchung und Würdigung unterworfen, wodurch die bisherigen Nachrichten über diesen Codex, sowie die im VI. Bande des Archivs von dem verstorbenen Bibliothekar Jäck gelieferte Beschreibung desselben eine wesentliche Ergänzung erhalten und zum Abschluß gebracht werden.

Das Wichtigste hiebey ist natürlich die Frage, ob die fragliche Abweichung von den Vulgattexten auf einen authentischen Werth Anspruch habe oder nicht. Hinsichtlich des Paulus Diaconus wurde diese Frage bereits im VII. Bande des Archives (S. 328 — 337) ausführlich erörtert, und die Meinung des Hrn. v. Spruner, der bekanntlich seiner deutschen Uebersetzung dieses Autors (Hamburg 1838) keine der bisherigen Ausgaben, sondern eben die fragliche Bamberger Handschrift zu Grunde legte, weil er in ihr den ältesten und ächten Text gefunden zu haben glaubte, durch Hrn. Dr. Bethmann mit guten Gründen widerlegt. Diese Widerlegung wird denn nun durch Hrn. Prof. Waitz auf das entschiedenste erhärtet und der Nachweis geliefert, daß beinahe sämmtliche Abweichungen des Bamberger Codex von den Vulgattexten auf Interpolation beruhen, indem sich zeige, daß mit Ausnahme des Jornandes, Beda und der kleinen geschichtlichen Nachrichten auf den letzten Blättern die Texte der übrigen in diesem Codex enthaltenen Schriftsteller mittelst einer fast überall gleichförmigen Behandlung in eine andere Wortfassung gebracht, Manches willkührlich ausgelassen und einzelne Zusätze und Glossen hinzugefügt worden seyen; daß überall das Bestreben hervortrete, Wort mit Wort, Satz mit Satz zu vertauschen; daß nicht bloß im Paulus Diaconus sondern überhaupt mit absichtlicher Vorliebe an die Stelle indirecter Anführungen directe Rede gesetzt worden, daß übrigens diese Umgestaltung nicht etwa dem Schreiber des Bamberger Codex, sondern einem früheren zuzuschreiben sey, welches letztere namentlich durch die dargelegte Verwandtschaft mit einer Handschrift in der vaticanischen Bibliothek (Cod. vat. 1984. Archiv V. 81.), die eine gleiche durch-

gängige Ueberarbeitung der erwähnten Schriftsteller, wie der Bamberger Codex, enthalte, und durch mehrere auffallende Schreibfehler bestätigt werde, die nur aus falscher Lesung eines gleichartigen Originals hervorgehen können.

Durch eine umständliche sprachliche Charakteristik der Handschrift liefert ferner Hr. Dr. Waitz den Beweis, daß der Schreiber derselben jedenfalls Süditalien angehört haben müsse. Als einen Anhaltspunkt zur Ausmittelung des Verfassers oder wenigstens des Veranlassers obiger Umarbeitung theilt sodann Hr. Dr. Waitz eine Stelle aus der Vorrede zu der in der fraglichen Handschrift vorkommenden historia Alexandri Magni mit, aus welcher sich die Vermuthung ergiebt, daß der Duumvir Johann von Campanien es war, der nach dem Tode seiner durch Gelehrsamkeit und Bücherliebe ausgezeichneten Gemahlin Theodora jene Umgestaltung und vermeintliche Verbesserung der genannten Geschichtswerke vornehmen ließ. [10])

XIV. Der angeblich älteste Text der Gesta Treverorum. Von Herrn Professor G. Waitz. S. 703 — 708.

Eine Berichtigung der von Prof. Sybel in seiner Schrift über den hl. Rock zu Trier ausgesprochenen Ansicht, die älteste Gestalt und erste Entstehung der Gesta Trever. betreffend, welche in dem Vorworte zu der von Hrn. Prof. Waitz besorgten Ausgabe der letzteren, im X. Bande der Monumenta, des Raumes halber wegblieb, bildet den Gegenstand dieses Aufsatzes und zugleich einen schätzenswerthen Nachtrag zu des Hrn. Professors Waitz ausführlichen Abhandlung über sämmtliche für die neue Ausgabe benutzten Handschriften und deren gegenseitiges, drey verschiedene Recensionen beurkundendes Verhältniß.

Mit einem von Hrn. Rudolph Köpke verfaßten alphabetischen Register schließt der neunte Band der vorliegenden Zeitschrift.

---

10) Die Stelle in der erwähnten Vorrede zu des Pseudo-*Callisthenes* Vita Alexandri M., aus welcher obige Vermuthung abgeleitet wird, lautet in der Bamberger Handschrift so: „Post cuius (Theodorae sc. coniugis suae) transitum praefatus Johannes excellentissimus consul et dux . . . . . statuit mente sua ordinem scripturarum inquirere et praeclare ordinare. Primum vero libros, quos in sua dominatione invenit, *renovavit atque meliores effectus*, deinde, anxie inquirens sicut philosophus, quoscunque audire vel habere potuit sive rogando seu precando multos et diversos libros accumulavit et diligenter scribere jussit." Den entscheidenden Passus bilden die Worte: „renovavit atque meliores effectus"; die beyden letzteren gewähren so keinen Sinn. Eine im Bamberger Codex (von dem Schreiber selbst?) angebrachte Correctur veränderte meliores in melioris. Hr. Prof. Waitz aber liest anstatt effectus: *effecit*, was allerdings den besten Sinn gewährt und auf eine vermeintlich bessernde Umarbeitung der Codices bezogen werden kann. Die k. Hof- und Staatsbibliothek dahier besitzt zwey Handschriften dieser Vita Alexandri; eine Papierhandschrift aus St. Emeram (Cod. lat. 14,796) und eine Pergamenthandschrift des XII. Jahrh. (Cod. lat. 23,489); in ersterer fehlt die ganze Vorrede, in letzterer aber lautet die fragliche Stelle so: Primum vero libros quos in sua dominatione invenit, renovavit atque meliores effectos. anxie inquirens etc.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Auguſt.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1851.

I. H. G. Bronn's Lethaea geognostica oder Abbildung und Beſchreibung der für die Gebirgs-Formationen bezeichnendſten Verſteinerungen. Dritte ſtark vermehrte Auflage bearbeitet von H. G. Bronn und F. Römer. Stuttg. 1851. 8. Bis jetzt 2 Lieferungen.

II. Handbuch für Petrefaktenkunde von Friedr. Aug. Quenſtedt. Erſte Lieferung. Bogen 1—16. Tafel 1—19 nebſt Erklärung. Tübingen 1851. 8.

III. Vergleichende Ueberſicht der urweltlichen Organismen, beſonders nach ihrem inneren Zuſammenhange mit denen der jetztlebenden Schöpfung. Dargeſtellt von Friedr. Rolle. Stuttg. 1851. 171 S. 8.

Die weit verbreitete Theilnahme, welche das Studium der Geognoſie und Paläontologie dermalen gefunden hat, giebt Veranlaſſung, daß immer mehr Bearbeitungen allgemeineren Inhalts aus dieſen Fächern hervortreten, oder bewährtere ältere durch neue Auflagen zeitgemäß ſich verjüngen.

I. Die beyfälligſte Aufnahme hat bisher Bronn's Lethaea geognostica gefunden. Die erſte Auflage derſelben war in den Jahren 1835 — 37 erſchienen und ihr Abſatz ſo reißend, daß gleich hernach eine neue unveränderte Auflage nöthig wurde, die indeß auch ſeit 1839 im Buchhandel vergriffen war. Andere literäriſche Beſchäftigungen hatten den Verf. bisher verhindert, ſich der Bearbeitung einer neuen Ausgabe zu unterziehen, und da ſeitdem die Paläontologie ſich ſo mächtig entwickelt und umgeſtaltet hat, daß der Text faſt von Grund aus neu zu bearbeiten war, mithin die Herausgabe desſelben auf längere Zeit noch ſich hinausgeſchoben hätte, ſo verband er ſich, um dieß zu verhüten, mit Friedrich Römer, der auf ſeinen Antheil das Uebergangsgebirge, die Kohlenperiode, in welcher die ausgedehnteſte Umwandlung und Erweiterung des Textes einzutreten hat, übernahm, und der nach Maaßgabe der Zeit auch an den ſpätern Abſchnitten ſich betheiligen wird. Um der allzukoſtſpieligen Ausdehnung der neuen Auflage eine Grenze zu ſetzen, hat der Verf. den Umfang derſelben auf ungefähr das Anderthalbfache der frühern beſchränkt, und zugleich die lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß die Beſitzer der alten nicht nöthig haben, die 47 Tafeln derſelben zum zweyten Male zu kaufen.

Ueber die leitenden Geſichtspunkte bey dieſer neuen Bearbeitung äußert ſich der Verf. ſelbſt folgendermaßen.

„Während es vor 16 bis 17 Jahren nach dem damaligen Stande der Wiſſenſchaft in der Tendenz der Lethaea lag, das Vorkommen identiſcher Arten auf weite Länderſtrecken hin in ungefähr gleichen Formationen — ſo weit dieſe nämlich damals ſchon in fernen Gegenden miteinander parallelisirt werden konnten — zu verfolgen, wird es bey der neuen Auflage, ebenfalls dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft gemäß, mehr die Aufgabe ſeyn, die einzelnen Glieder der Gebirgs-Formationen, in welchen jede Art und insbeſondere der Typus jeder Art vorkommt, aufs Genaueſte zu ermitteln und zu prüfen, in wie ferne ſolche nun auch in andern Gegenden dieſen Gliedern treu bleibt oder in andere übergeht, ſey es unverändert oder unter Erlei-

dung gewiſſer Modificationen, in welchen der eine Schriftſteller vielleicht neue Varietäten, die andern wieder eigenthümliche Arten erkennen möchten, und da, wo man über die Identität der Art oder der Formation eine volle Gewißheit nicht erlangen kann, die Sache ſo zu geben, wie ſie zur Zeit vorliegt, um das, was für die Wiſſenſchaft bereits ſicher gewonnen iſt, nicht wieder zu zerſtören durch vorſchnelle Generaliſirung alles Zweifelhaften nach irgend einem theoretiſchen Axiome, wovon wir leider in einigen neuen Schriften ſo viele Beyſpiele finden."

Bis jetzt ſind von der neuen Auflage der Lethaea geognostica 2 Lieferungen, die ganz von Bronn bearbeitet ſind, erſchienen. Die erſte Lieferung beginnt mit einer Ueberſicht der foſſilen Pflanzen und Thiere nach ihrer geologiſchen Verbreitung. Es ſind hier ſämmtliche Gattungen mit Namen aufgeführt, die Arten aber nur nach ihrer Anzahl in Ziffern ausgedrückt. Dann folgt von den vier geologiſchen Perioden, die der Verf. annimmt, die Beſchreibung der charakteriſtiſchen Verſteinerungen der zweyten, die von ihm früher als Salzgebirge bezeichnet wurde, während er jetzt die üblichere Benennung als Trias-Gebirge gewählt hat. Er begreift darunter alle Gebirgsgebilde unten vom Vogeſen- und bunten Sandſtein an bis hinauf zum Ende des Keuperſandſteins mit ſeiner Knochenlage. Der Verf. tritt alſo nicht der Anſicht Murchiſons bey, nach welcher die untere Abtheilung des bunten Sandſteines und insbeſondere der Vogeſenſandſtein noch mit dem permiſchen Syſteme zu verbinden wäre. Eben ſo wenig neigt er ſich der Meinung Adolph Brongniart's zu, der wegen der großen Annäherung der vegetabiliſchen Ueberreſte im Keuper an die der dritten Periode das Keupergebilde in ſeine vierte Periode mit hinüber genommen und ſeine dritte mit dem Muſchelkalk abgeſchloſſen hat; der Verfaſſer bemerkt gegen ihn, daß hinſichtlich der Thierreſte eine ſolche Abtheilungsweiſe keine Rechtfertigung finde. Indeß geſteht er doch zu, daß der Uebergang der Geſteine und organiſchen Weſen der Trias-Periode in die folgenden wohl der allmähligſte ſey, welcher in Europa zwiſchen zwey Perioden exiſtire, und daß im untern Liasſandſtein der nachfolgenden Periode ſich das ſandige Material des Keupergebildes mit den Petrefakten des Liaskalks in Wechſellagerung zu den Schichten des letzten finde.

Die zweyte Lieferung befaßt ſich mit der Schilderung der dritten Periode, dem Oolithen-Gebirge, iſt aber noch nicht beendigt. Der Verf. zieht jetzt zu ihr ebenfalls die Wälderthonbildung, während er dieſe früher mit der Kreide verband.

Die Bearbeitung dieſer neuen Auflage iſt ganz ſo wie früher gehalten, mit all den Verbeſſerungen, welche der raſche Fortſchritt der Paläontologie erforderlich gemacht hat, und ſo wird ſich auch dieſe dritte Ausgabe der Lethaea einer nicht minder beyfälligen Aufnahme wie früher zu erfreuen haben.

II. Mit dieſer neuen Auflage iſt gleichzeitig Quenſtedt mit ſeinem Handbuche der Petrefaktenkunde in Concurrenz getreten. Auch er beabſichtigt eine Ueberſicht über die wichtigſten Formen der untergegangenen organiſchen Welt zu liefern und dieſelben durch Abbildungen zu erläutern. Während aber Bronn zum oberſten Eintheilungsgrund die geognoſtiſchen Formationen, von denen er vier Hauptgruppen aufſtellt, nimmt, und innerhalb dieſer dann erſt weiter nach ſyſtematiſch zoologiſcher und botaniſcher Ordnung abtheilt, läßt ſich dagegen Quenſtedt ganz von letzterer leiten, und ordnet erſt dieſer die nach geognoſtiſchen Abtheilungen beſtehenden Verſchiedenheiten der Arten unter. Der erſten Lieferung, die bereits ausgegeben iſt, ſoll bald die zweyte nachfolgen und bis zu Ende dieſes Jahres ſoll auch die dritte und letzte erſcheinen, ſo daß das ganze Werk aus ohngefähr 50 Bogen Text und 60 lithographirten Tafeln mit Abbildungen beſtehen wird.

Die erſte Lieferung umfaßt die Wirbelthiere, die durch 19 Tafeln erläutert werden. Um unſer Urtheil gleich im Allgemeinen auszuſprechen, ſo finden wir dieſe Abtheilung ſehr zweckmäßig bearbeitet und wohl geeignet, die von dem Verf. ſich geſteckte Aufgabe zu löſen: „den weiter ſtrebenden Freund des Faches auf eine möglichſt gründliche Weiſe in ein tieferes Studium einzuführen." Es wird aber dieſe Arbeit nicht bloß den Anfänger auf eine leichte und ſichere Weiſe in das Studium der foſſilen Organismen einführen, ſondern auch dem Paläontologen vom Fache eine Menge intereſſanter und neuer Bemerkungen darbieten, wie es von einem Autor nicht anders erwartet werden kann, der ſeit geraumer Zeit mit der Kenntniß dieſer Ueberreſte ſich befaßt hat

und der zugleich von einer reichhaltigen Sammlung unterstützt wird. Eben deßhalb wird auch der Paläontolog manches Neue unter den Abbildungen finden, da sie nicht bloße Copien, sondern zum größern Theile nach Originalen verfertigt sind.

Ueber Einzelnes in diesem Handbuche der Petrefaktenkunde wollen wir nachstehende Bemerkungen beyfügen.

Der Verf. beginnt zweckmäßig mit einer kurzen Geschichte der Paläontologie und zeigt, wie schon das Alterthum den Versteinerungen seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte. Es ist bisher diese antike Geologie von den Naturforschern viel zu wenig der Beachtung gewürdigt worden, und es ist daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen von unserm Collegen von Lasaulx, daß er in eben so gründlicher als geistreicher Weise „die Geologie der Griechen und Römer“ zum Gegenstande eines Vortrages in den Abhandlungen der bayer. Akademie der Wissenschaften I. Classe VI. Band dritte Abtheilung sich erwählt hat, worauf wir die Aufmerksamkeit der Paläontologen hinlenken wollen.

Mit der Behauptung, daß mit dem Abschlusse jeder geologischen Periode auch die ganze organische Welt erloschen und auf solche Weise zu verschiedenen Zeiten der Schöpfungsfaden abgeschnitten wäre, erklärt sich der Verf. nicht einverstanden, sondern argumentirt gegen sie in folgender Weise.

> Fassen wir die thierischen Ueberreste der Vorzeit selber näher ins Auge, so findet doch bey aller Verschiedenheit oft eine solche innige Verwandtschaft mit lebenden statt, daß, wenn man diese auch nicht für specifisch gleich erklären wollte, man sie doch entschieden als die direkten Abkömmlinge jener alten Vorfahren betrachten muß. Bedenkt man z. B. wie nahe die ganze tertiäre Fauna unsern lebenden Typen steht; bedenkt man wie allmählig vom Grobkalk an bis zu den jüngsten Bildungen eine stets wachsende Annäherung zur heutigen Fauna stattfindet; bedenkt man, daß die seynsollenden Unterschiede oft nur die minutiösesten Kleinigkeiten betreffen, die durch den Gebirgsschlamm nicht selten noch zur Unsicherheit erhöht werden; bedenkt man endlich, daß wir nicht einmal über das Princip einig sind, was man für Species und was für Rasse oder Varietät halten soll: so wird man sich nicht einreden können, daß in dieser wunderbaren Ordnung ein plötzlicher Schritt gemacht worden wäre. Warum vertilgen, wenn unmittelbar darauf wieder dasselbe auftreten soll? Was von dem tertiären in Beziehung auf das Lebende, das gilt auch von den Formationen untereinander. Wir dürfen daher mit größter Wahrscheinlichkeit annehmen, daß niemals der Entwicklungsgang auf der Erde ganz unterbrochen war. Von vielen der heutigen Formen können wir oft schon in ältester Zeit die Vorbilder nachweisen, aus welchen sie ihren Ursprung nahmen, während andere Glieder plötzlich auftreten, aber um nachfolgenden wieder als Grundlage zu dienen. Woher die Keime aller dieser Geschöpfe kamen, das wissen wir nicht, war aber einmal ein solcher Keim ins Leben gerufen, so mußte er auch seinen Kreislauf ruhig vollenden können, und durch die Fülle seiner Lebenskraft die andern Geschöpfe tragen helfen.

Mit dem eben Mitgetheilten steht im Zusammenhange, was der Verf. schon gleich im Eingange dieser Betrachtungen geäußert hat:

> Wir dürfen die Geschöpfe nicht als ein Fertiges und Unveränderliches nehmen, das sich durch Erzeugung und Geburt in seiner Art forterhält, sondern in allen liegt zugleich auch ein Keim für fortschreitende Veränderung, die die Wesen zu etwas Höherem vollendet. An diesen Thatsachen kann nur noch der Unverstand rütteln.

(Schluß folgt.)

Description de quelques poissons fossiles du Mont Liban. Par F. J. Pictet. Genève 1850. 59 S. mit 10 Tafeln. 4.

Die Sammlung in Genf hat vom Libanon eine Anzahl fossiler Fische erhalten, die von zwei verschiedenen Lagerstätten herkommen. Die eine ist ein feiner Mergelkalk und findet sich nach Heckel bey dem Kloster Sach el Alma; die andere ist in der Nähe des Dorfes Hakel und bietet harte kieselige Kalkschichten dar. Jede dieser Fundgruben hat ihre durchaus eigenthümlichen Arten, die in der andern sich nicht wieder einstellen.

Die fossilen Fische des Libanons sind bisher noch wenig gekannt, weil sie theils zu den Selten-

heiten in unsern Sammlungen gehören, theils nicht gut erhalten sind und daher ihre Bestimmung schwierig ist. Agassiz hat von ihnen 8 Arten bekannt gemacht, darunter jedoch 2 sehr unvollständige. Von diesen fehlen 4 der Sammlung in Genf; von den 4 andern hat Pictet Abbildungen geliefert, um daran noch einige neue Erörterungen anzureihen. Eine neunte Art, der Gruppe der Rochen angehörig, hat Egerton unter dem Namen Cyclobatis oligodactylus publicirt; diese findet sich ebenfalls in der Genfer Sammlung. Fünf andere Arten wurden von Heckel aufgestellt; von diesen besitzt die gedachte Sammlung nur eine. Im Ganzen kannte man also bisher 14 Arten fossiler Fische vom Libanon. Diesen fügt nun Pictet 20 neue zu, so daß ihre Anzahl dadurch auf 34 gebracht wird, worunter 4 neue Gattungen enthalten sind. Diese Arten und Gattungen gehören folgenden Abtheilungen in der Klasse der Fische an, wobey zu bemerken, daß alle diejenigen Arten, hinter denen kein Autor benannt ist, von Pictet aufgestellt sind.

I. Ctenoiden.

Familie der Percoiden: Beryx vexillifer.

Sparoiden: Pagellus libanicus Ag.

Chromiden: Pycnosterinx discoides Heck., P. Heckelii und P. dorsalis.

Schuppenflosser: Platax minor.

Panzerköpfe: Petalopteryx syriacus. Hier hat Pictet eine neue Gattung begründet, die durch die Kopfschilder, Schuppen und Größe der Brustflossen sich den Dactylopteren annähert, aber schon als Bauchflosser sich davon entfernt, auch sich durch seine eigenthümliche erste Rückenflosse auszeichnet, deren erste Strahlen lang und in platte, ovale und zugespitzte Blättchen getheilt sind.

II. Stachelflossige Cycloiden.

Sphyraenoiden: Mesogaster gracilis.

III. Weichflossige Cycloiden.

Halecoiden: Osmeroïdes megapterus. Eurypholis sulcidens, Boissieri und longidens. Ebenfalls eine neue Gattung mit großem Munde, der mit starken kegelförmigen Zähnen besetzt ist, großen Schuppen mit concentrischen Streifen und Granulationen, zahlreichen Kiemenstrahlen, kurzer Rückenflosse, und was besonders auszeichnend ist, mit brustständigen Bauchflossen.

Spaniodon Blondelii und Sp. elongatus. Abermals eine neue Gattung, bey der Zwischenkiefer und Unterkiefer mit einigen starken, gekrümmt kegelförmigen Zähnen besetzt ist, während der Oberkiefer ungezähnt oder nur schwach gezähnt ist; die Rückenflosse mittelständig und die Bauchflosse sehr weit rückwärts angebracht.

Clupea lata Ag., sardinoides, laticauda, minima Ag. und brevissima Blainv.

Esociden: Rhinellus furcatus Ag.

IV. Haftkiefer (Plectognathi).

Harthäuter: Dercetis tenuis, triqueter und linguifer.

Coccodus armatus. Die letzte neue Gattung, die aber wegen Mangelhaftigkeit der Vorlagen nicht vollständig charakterisirt werden konnte. Das Gebiß erinnert an Pycnodus, der starke Flossenstachel an Siluroiden, das Skelet scheint mehr faserig als knochig.

V. Knorpelfische.

Spinax primaevus.

Cyclobatis oligodactylus Egert.

Die Beschreibungen des Verf., so wie die Abbildungen sind sorgfältig ausgeführt, und somit liefert uns diese Arbeit einen dankenswerthen Beytrag zur Kenntniß der fossilen Fische des Libanon. Wie der Verf. meint, dürften die Schichten, aus denen sie abstammen, nicht den Tertiärablagerungen, sondern der Kreide-Formation angehören, indem wenigstens die Gattungen Beryx und Dercetis bisher nur aus dieser Formation bekannt sind.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Systematisches Conchylien-Cabinet von Martini und Chemnitz. Fortgesetzt von Hofrath Dr. von Schubert und Prof. Dr. Wagner. Neue reich vermehrte Ausgabe von Dr. H. C. Küster. Lieferung 1 — 100. Nürnberg, Bauer und Raspe (Jul. Merz) 1837 — 1851.

Lange Zeit mußte das Martiniſche Bilderwerk über die Gehäuſe und Muſchelſchaalen der Weichthiere als das vollſtändigſte angeſehen werden, ja ſelbſt jetzt noch iſt es nicht erreicht, indem ähnliche neuere Werke wegen der Maſſe jährlich neu entdeckter Arten ſchwer zum Abſchluße gelangen können, und wirklich auch nicht gelangen. Es war daher ein glücklicher Gedanke des neuen Herausgebers und Verlegers, die eilf älteren Bände, welche die ſämmtlichen Schaalthier-Familien behandeln, zu gleicher Zeit in Angriff zu nehmen; aus Pietät für die Gründer wurde Titel und allgemeine Anlage beybehalten, ſonſt aber nach dem jetzigen Stande der Wiſſenſchaft und Kunſt der Text und die Kupfertafeln eingerichtet. Durch die gleichzeitige Ueberarbeitung aller Bände eines auf eine ſo lange Publicationszeit berechneten Werkes iſt das gewonnen, daß ſie bey ihrer endlichen wenn auch ſpäten Vollendung mehr wie aus einem Guſſe erſcheinen werden, während wenn z. B. der ſtrengen Ordnung nach der erſte Band mit den erſten Familien publicirt worden wäre, der letzte wohl kaum zu dem erſten gepaßt haben würde; weiter wird es dadurch möglich, ohne Supplement-Bände die neu entdeckten Species nachzutragen, ſo daß bey dem Erſcheinen der letzten Lieferung und dem gleichzeitigen Abſchluſſe aller Bände jeder einzelne gleichmäßig die Zahl der im Augenblicke bekannten Arten aus den in ihm behandelten Familien umfaſſen kann und wird.

Die gewählte Familien-Anordnung iſt die von Menke (Synopsis method. Mollusc.). Einzelne Familien ſind ſchon vorläufig geſchloſſen, und werden als Monographien auch einzeln abgegeben.

Wir wollen hier den Inhalt der verſchiedenen Bände, und was davon bis zur hundertſten Lieferung erſchienen iſt, zuſammenſtellen.

Band.		Textbogen.	Tafeln.
I.	1. Cephalopoda.	3.	3.
	2. Pteropoda.		
	3. Caryobranchia.		
	4. Doridea.		
	5. Tritoniacea.		
	6. Ancylea.		
	7. Umbrellacea.		
	8. Aplysiacea.		
	9. Acera.		
	10. Limacea.		
	11. Helicarion.		
	12. Helix.	54.	108.
	13. Bulimus, Achat.	6.	18.
	14. Clausilia.	9.	8.
	15. Pupa, Vertigo.	16.	15.
	16. Auriculacea.	10.	10.
	17. Limnaeacea.	7.	11.
	18. Helicinacea.	8.	9.

Band.			Textbogen.	Tafeln.
I.	19.	Cyclostoma.	30.	31.
	20.	Potamophila.		
	21.	Melaniacea.		
II.	1.	Trochoidea Natica.	3.	12.
	2.	„ Turbo	13.	19.
	3.	„ Trochus	17.	44.
III.	1.	Buccinea.		
		a.	$2\frac{1}{2}$.	11.
	2.	b.	$1\frac{1}{2}$.	28.
	3.	c.	5.	29.
IV.	1.	Strombea.	15.	30.
	2.	Conea.	$15\frac{1}{2}$.	25.
V.	1.	Involuta.	2.	6.
	2.	Volutacea.	30.	56.
VI.	1.	Sigaretea.	1.	6.
	2.	Capulea.		2.
	3.	Patellacea.	$1\frac{1}{2}$.	7.
	4.	Chitonacea.		3.
VII.	1.	Ostracea.	5.	16.
	2.	Pectinea.	2.	15.
VIII.	1.	Malleacea.	2.	8.
	2.	Arcacea.	1.	4.
	3.	Mytilacea.	$1\frac{1}{2}$.	6.
IX.	1.	Najadae, Anodonta.	8.	15.
	2.	„ Unio.	5.	15.
X.	1.	Cardiacea.		
	2.	Cycladea.	2.	5.
	3.	Nymphacea.	1.	1.
XI.	1.	Veneracea, Lithophag.	2.	14.
	2.	Mactracea.	1.	4.
	3.	Solenacea, Phолad.		2.
	4.	Tunicata.		
	5.	Cirrhipedia.	1.	4.
		Im Ganzen	288.	600.

Von den 600 Tafeln sind 323 ganz neu; die älteren sind theilweise, wenn sie Arten verschiedener Familien enthielten, oder weniger gelungen waren, verändert worden. Jeder Familie der Gehäuse-Mollusken wird eine Tafel mit Abbildungen der Thiere der einzelnen Gattungen beygegeben; in den Familien der schaalenlosen Schnecken sollen alle erreichbaren Arten geliefert werden, wie in den übrigen. Es unterscheidet sich also auch hierin diese neue Ausgabe sehr vortheilhaft von der ersten, daß sie nicht bloß mit Gehäusen und Schaalen sich beschäftigt, sondern gebührende Rücksicht auf das Geschöpf nimmt, welchem sie zur Bedeckung dienen, und daß sie die Nackt-Schnecken nicht ausschließt.

(Schluß folgt.)

I. H. G. Bronn's **Lethaea geognostica.**

II. Handbuch für Petrefaktenkunde von Fr. Aug. Quenstedt.

III. Vergleichende Uebersicht der urweltlichen Organismen.

(Schluß.)

Wir halten es hier nicht am rechten Orte, uns in den Streit zu mischen, der zwischen den beyden Ansichten, ob mit jeder neuen geologischen Periode eine neue organische Schöpfung stattgefunden habe, oder diese letztere nur auf Grundlage der früheren hervorgegangen ist, besteht; aber dem Verf. möchten wir doch in's Gedächtniß rufen, daß Cuvier, im Gegensatze zu Geoffroy und Lamarck, sein ganzes Leben hindurch die Unveränderlichkeit der Arten behauptet hat, und daß in dieser Beziehung weit aus die Mehrheit der Zoologen ihm noch bis auf diese Stunde beystimmt. Gegen solche Autoritäten mit „Unverstand“ um sich zu werfen, ist daher vom Verf., zum mindesten gesagt, unbedacht; es zeigt sich aber in seinem Buche noch einigemal, daß da, wo die Stärke der Argumentation zur Widerlegung einer gegentheiligen Ansicht nicht ausreicht, er diesen Mangel durch eine mit aller Zuversichtlichkeit ausgesprochene Abfertigung zu ergänzen sucht.

Die hier von dem Verf. erörterten Ansichten wendet er nun im Besondern gleich bey dem Höhlenlöwen (Felis spelaea) und Höhlenbären (Ursus spelaeus) an. Obwohl er selbst nicht sicher ist, ob die fossilen Knochen des ersteren mehr dem Löwen oder dem Tiger zugerechnet werden müssen, kommt er doch aus dem Umstande, daß der Tiger bis nach Sibirien streift, und in historischer Zeit es noch in

Griechenland Löwen gab, die gewiß nach Deutschland herein schweiften, zu der Vermuthung, daß „der Faden zwischen den Höhlenlöwen und den jetzt noch in der alten Welt lebenden Katzen zu keiner Zeit abgeschnitten gewesen zu seyn“ scheine. Vom Höhlenbären erklärt er es für unmöglich, daß seine Ueberreste von Fluthen in die Höhlen hinein geführt worden seyen, denn sonst könnte man gar nicht einsehen, warum gerade sie so vorzugsweise an den verborgensten Stellen der Erde ihren Platz gefunden hätten, auch müßten alsdann die Gerippe viel vollständiger seyn als sie sind. Wie der Verf. meint, lebten vielmehr die Thiere jung und alt nach ihrer gewohnten Weise in diesen Höhlen, starben und wurden geboren bis das Ende ihres Geschlechts erfüllt war. Wie dieses Ende gekommen sey, wird nicht gesagt, läßt sich aber aus folgender Aeußerung schließen: „Da wir wissen, daß unsere Vorfahren leidenschaftliche Bärenjäger waren, Centraleuropa also mit diesen Thieren überaus bevölkert seyn mußte, so muß wohl auch ein Theil dieser Bären historischer Zeit in den Höhlen begraben liegen. — — Vielleicht war der Höhlenbär geradezu dasjenige Thier, das beym Einwandern der alten Deutschen ein so beliebter Gegenstand der Jagd wurde, er war muthiger und kräftiger als die andern ihn begleitenden Bärenspecies und deßhalb am meisten der Verfolgung ausgesetzt.“

Im Vorstehenden sind Behauptungen enthalten, die wohl nicht alle mit dem Verf. theilen werden. Erstlich können die „Anknüpfungspunkte an die Jetztwelt“ bezüglich des Höhlenlöwen und Höhlenbären, wenn wir klar und bestimmt sprechen wollen, nur so verstanden werden, daß der jetzige Löwe (Felis Leo) der Nachkömmling von Felis spelaea und der Landbär (Ursus arctos) der Nachkömmling von Ursus spelaeus ist. Dieß ist nur die Wiederholung von Blainville's Behauptung, gegen welche sich bereits viele Zoologen und Palaeontologen aufs Entschiedenste ausgesprochen haben. Dann aber auch hätten wir gewünscht, daß uns der Verf. einige Erläuterungen gegeben hätte, wie er den Ausdruck, daß diese urweltlichen Thiere so lange sich fortgehalten hätten, „bis das Ende ihres Geschlechts erfüllt war,“ verstanden wissen wolle. Daß Fluthen dieses Ende herbeygeführt haben, läugnet er; vom Höhlenbären meint er zwar, daß unsere Vorfahren zur Ausrottung desselben beygetragen hätten, indeß wird doch nicht gesagt, daß sie daran allein die Schuld trügen. Ist es nun eine innere Naturnothwendigkeit, die gewissen Thieren die Fortexistenz unmöglich macht? Und wenn dieß der Fall, wie kommt es denn, daß sie gleichwohl noch so viel Lebensenergie übrig behielten, um in einer modificirten Form, Ursus spelaeus z. B. als Ursus arctos, sich bis auf unsere Tage fortzuerhalten? wir hätten gewünscht, daß der Verf. in einem Handbuche sich klarer über diese Punkte ausgesprochen hätte, zumal da wir aus der historischen Zeit, in welche doch der Verf. die Existenzerlöschung gewisser Thiere verlegt, kein Beispiel haben, daß irgend eine Thierart anders als durch äußere Gewalt ausgerottet worden sey. In den hier besprochenen Fällen können wir wenigstens uns das Verschwinden so vieler Thierarten aus dem Bereiche des Lebenden nicht anders erklären als durch eine gewaltsame und allgemeine Fluth. Daß die Höhlen nicht allein durch allmähliges Absterben der in ihnen wohnenden Thiere von Generation zu Generation mit deren Gerippen erfüllt werden konnten, davon liefert die Gailenreuther Höhle den gegentheiligen Beweis, indem schon Esper auf den Umstand aufmerksam machte, daß die Knochen nicht bloß auf dem Boden aufgehäuft, sondern auch an den Wänden und selbst an der Decke des Gewölbes angeheftet wären. Mit einem solchen Sachverhalt kann aber die Ansicht des Verf. nicht in Uebereinstimmung gebracht werden.

Eine vortreffliche Bearbeitung hat die Klasse der Amphibien erfahren, und auf die reichhaltige Sammlung in Tübingen gestützt, hat der Verf. eine Menge Bemerkungen beygebracht, die für den Palaeontologen vom Fache von großem Werthe sind; namentlich gilt dieß von den Teleosauren und Ichthyosauren, von denen der Lias in Würtemberg so zahlreiche Ueberreste, zum großem Theil in ganzen Skeleten aufbewahrt. Von den würtembergischen Mystriosauren meint er, daß die einzelnen Species, trotz ihrer verschiedenen Größe, nicht wesentlich von einander verschieden zu seyn

ſcheinen, und wirklich verzeichnet er alle, mit Ausnahme derer, die er dem Teleosaurus Chapmanni zuweiſt, unter einer Art mit dem gemeinſchaftlichen Namen Teleosaurus bollensis; ſelbſt den Pelagosaurus typus verweiſt er zu dieſer Species. In der That wüßte auch Ref., ſeitdem er den Bauchpanzer der Myſtrioſauren und überhaupt noch eine größere Zahl von Skeleten kennen gelernt hat, gegen eine ſolche Vereinigung nichts Erhebliches einzuwenden, indem ſtandhafte Unterſchiede, die auf mehrere Exemplare zugleich anwendbar wären, ſich durchaus nicht auffinden laſſen. Indeſſen begegnet es doch dem Verf. eine neue Art aufſtellen zu müſſen, den Teleosaurus minimus, weil bey dieſem der Raum zwiſchen den Schläfengruben entſchieden breiter als zwiſchen den Augen iſt, was der gewöhnlichen Regel widerſpricht. Uebrigens müßten doch noch mehr Exemplare mit gleichem Merkmale aufgefunden werden, bevor man ſich mit einer Sicherheit über die Anerkennung dieſer Art ausſprechen könnte.

Der Verf. ſtellt aber nicht bloß die verſchiedenen Arten von Myſtrioſauren unter der Gattungsbenennung Teleosaurus zuſammen, ſondern er theilt dieſem Genus auch noch die Gattungen Glaphyrorhynchus, Metriorhynchus, Leptocranius, Stenosaurus, Streptospondilus, Aelodon und Gnathosaurus zu. In Beziehung auf mehrere dieſer Gattungen hat er gewiß Recht, bezüglich anderer muß die Auffindung vollſtändiger Exemplare abgewartet werden.

Auch bey den Ichthyoſauren macht der Verf. bemerklich, daß ſich die verſchiedenen Species ſehr ſchwer auch nur mit einiger Sicherheit feſtſtellen ließen, obwohl man eine große Mannigfaltigkeit nicht läugnen könne. Als Haupttypen aus dem Lias bezeichnet er Ichthyosaurus communis, tenuirostris und platyodon, womit er den I. trigonodon vereinigt, was jedoch verfehlt iſt, da zwiſchen beyden in der Zahn- und Floſſenbildung wichtige Unterſchiede beſtehen.

In der Klaſſe der Fiſche begegnen wir ebenfalls vielen trefflichen eigenthümlichen Erörterungen des Verf. Wir begnügen uns einige Bemerkungen beyzufügen. Wenn derſelbe behauptet, daß zwiſchen Dapedius und Tetragonolepis kein ſicheres Unterſcheidungsmerkmal beſtehe, indem er ſich davon nicht habe überzeugen können, daß jener an der Spitze zweyſpaltige, dieſer einfache Zähne habe, ſo beruht dieſer Zweifel wohl nur auf dem Umſtande, daß im ſüddeutſchen Lias die Gattung Dapedius nicht vorkommt, daher auch zweyſpaltige Zähne von dem Verf. in Würtemberg nicht gefunden werden konnten; die engliſchen Exemplare ſind durch dieſes Merkmal ſehr beſtimmt von Tetragonolepis verſchieden. Bey den Pycnodonten hat er richtig die Bedeutung der eigenthümlichen Knochengräthen, in denen Agaſſiz ein Analogon der V-förmigen Knochen am Bauche des Härings ſehen wollte, erkannt; eben ſo äußert er bereits die Vermuthung, daß mehrere Microdon wohl zu Gyrodus gehören dürften. Das nöthige Verhalten in dieſer Beziehung hat Ref. im vorigen Jahre dargethan.

III. Das Büchlein, betitelt: vergleichende Ueberſicht der urweltlichen Organismen, erklärt ſein Verf. Fr. Rolle mehr zum Leitfaden für den Studirenden als zum Gebrauche für den mit der Wiſſenſchaft länger Vertrauten beſtimmt. In dieſer Beziehung wird ſich jedoch der Verf. getäuſcht haben; denn um eine von allgemeinen Geſichtspunkten ausgehende Darſtellung zu verſtehen, wird die Kenntniß der einzelnen Thatſachen vorausgeſetzt. Eine ſolche Kenntniß darf aber bey Studirenden nicht erwartet werden, ſie müſſen ſich dieſelbe erſt erwerben, bevor ſie mit Nutzen dieſes Büchlein gebrauchen können;* das uns indeß, ſo weit eine vorläufige Durchſicht uns es hat erſcheinen laſſen, als gut angelegt ſich ausweiſt. Uebrigens hätte der Verf. am Schluße ſein Gerede über die Nothwendigkeit der Annahme von mehreren Menſchenerſchaffungen beſſer ganz weggelaſſen, da daraus nur erſichtlich wird, daß er noch gar nicht weiß, worauf bey einer Aburtheilung über dieſen Punkt es weſentlich anzukommen hat.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Auguſt.

Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1851.

Recherches sur l'organe de l'ouie des mammifères par le Marquis Alphonse Corti. Première partie. Limaçon. Avec deux planches coloriées. Leipsick 1851. 63 S. gr. 8.

Eine neue Frucht des glücklichen wiſſenſchaftlichen Lebens in Würzburg, wo weder innerer Zwieſpalt die Kräfte lähmt, noch der Druck äußerer Verhältniſſe das Streben hemmt!

Es liegt uns hier ein Gegenſtück zu Brücke's klaſſiſcher Unterſuchung des menſchlichen Auges vor, welches ich um ſo lieber zur Beſprechung bringe, als ich ſelbſt längere Zeit mit dieſem Gegenſtand beſchäftigt, unabhängig von unſerem Verfaſſer zu den gleichen Reſultaten in den wichtigſten Punkten geführt wurde, wenn ich auch geſtehe, daß meine Unterſuchungen noch nicht zu dem Abſchluß gekommen waren, als Cortis Schrift erſchien.

So weit waren meine Beobachtungen indeſſen gediehen, um einer Beurtheilung vorliegender Schrift fähig zu ſeyn, wobey eigene Anſchauung und Erforſchung dieſer äußerſt zarten und vergänglichen, der Beobachtung hie und da ſehr ſchwierig zugänglichen Objecte unumgänglich nothwendig iſt.

Dieß möge entſchuldigen, daß ich auch im vorliegenden Fall weniger durch weitere Beyträge zu dem intereſſanten Gegenſtande obgenannter Abhandlung die Wiſſenſchaft bereichern kann, und mich hier darauf beſchränke, die neuen anatomiſchen Reſultate, zu welchen Corti gelangte, mitzutheilen und die phyſiologiſchen Schlußfolgerungen unſeres Autors zu prüfen.

Corti betrachtet in ſeiner Abhandlung zuerſt die die Schneckenhöhlung auskleidenden Gewebe: das Perioſt, das Epithelium, das Gefäßband (stria vascularis). Das nervenloſe, außerordentlich gefäßreiche Perioſt, welches die Innenfläche der Schneckenwandung auskleidet, und aus gewöhnlichen Bindegewebfaſern beſteht, bildet an der Stelle, wo von ihm die lamina spiralis membranacea entſpringt, eine Reihe von dicht neben einander liegenden, in länglichen Maſchen geordneten Bündeln, welche gegen das Spiralblatt hin ſich mit einander vereinigen und hier an Durchſichtigkeit und Dicke zunehmen, um die homogene Membran des häutigen Spiralblattes zu bilden.

An dieſer Stelle wurde von Todd und Bowman der musculus cochlearis vermuthet, welcher nach ihrer Anſicht gewiſſe Spannungszuſtände in der lamina spiralis membranacea hervorzurufen im Stande wäre. Die engliſchen Phyſiologen haben ſich bey der Betrachtung der von der Schneckenwandung zum Anfangstheil der Spiralplatte herüber geſpannten Faſerbündel von einer ſupponirten Analogie dieſer Gebilde mit dem Irisgeweb zu der Annahme eines ſolchen Schneckenmuskels verleiten laſſen, ohne den anatomiſchen Beweis geliefert zu haben, daß dieſes Gebilde wirklich muskulöſer Natur iſt. Sie rechneten es wegen des Mangels an den charakteriſtiſchen Querſtreifen der animalen Muskeln zu den organiſchen.

Die Bemühungen Köllikers (Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie Bd. I. p. 48 ff.), welche unsere Kenntniß von der Natur und dem Vorkommen glatter Muskelfasern so bedeutend förderten, haben sich auch dem hier fraglichen Object zugewendet, welches von ihm (l. c. p. 55) in Folge dessen für ein ligamentöses nicht muskulöses Gebilde erklärt wurde. Kölliker scheint jedoch an dieser Stelle die Frage als noch nicht vollkommen erledigt zu halten, was eben auch Corti zu einer besonders genauen Untersuchung hierüber Veranlassung gab. Die Isolation der Faserzellen von 0,04‴ Länge und 0,003‴ — 0,0046‴ Breite, mit ihren charakteristischen flächenförmigen 0,02‴ langen und 0,001‴ breiten Kernen durch Salz- oder Salpetersäure in hundertfacher Verdünnung (von Reichert empfohlen) gelang hie und da. Diese Seltenheit des Gelingens gegenüber der Leichtigkeit, mit welcher dieß bey den Faserzellen des tractus intestinalis z. B. geschieht, bestimmte trotz der großen Aehnlichkeit jener Zellen mit denen der organischen Muskeln auch unseren Verfasser, den Entscheid dieser histologischen Frage annoch schweben zu lassen.

Mit welchem Recht Todd und Bowman von physikalischer Seite zu der Annahme eines Spannmuskels der Spiralplatte veranlaßt werden konnten, wollen wir bey der Betrachtung von Cortis Hypothese über die Function der Schnecke am Schluß dieser Mittheilungen in Erwägung ziehen.

Zwischen Periost und der knöchernen Schneckenwandung finden sich pigmentirte Zellen zerstreut. Dieses Periost so wie die Spiralplatte ist selbst wieder überkleidet von einer Lage äußerst zarter und zerstörbarer Epithelialzellen, deren Größe 0,007‴ — 0,009‴ beträgt, und welche einen ovalen Kern von 0,003‴ Länge und 0,002‴ Breite mit mehreren Kernkörperchen besitzen. Aeußerst kleine Körnchen helfen den Inhalt bilden, welcher im Ganzen eine lichtgelbe Färbung hat. Hie und da, besonders bey älteren Thieren, fanden sich dunkle braune Körnchen als amorphe Masse in den Zellen eingeschlossen, und als eine pathologische Erscheinung wird die hie und da beobachtete Fettanhäufung in diesen Zellen betrachtet.

Die Epithelialzellen, welche als ein zusammenhängendes Stratum das Periost überkleiden, bilden zugleich auch einen Ueberzug oder richtiger eine Umhüllung um das Gefäßband, welches (beym Ochsen in einer Breite von 0,18‴) in der Scala tympani spiralförmig, wie diese selbst, an der Schneckenwandung von ihrer Basis bis zu ihrem Gipfel aufsteigt. Dieses ganze Gefäßband ist rein capillärer Natur, und steht von Zeit zu Zeit in Verbindung mit den Gefäßen des Periost, besitzt auch als Grundlage formloses Bindegewebe mit eingestreuten Faserzellen. Durch ziemlich zahlreiche Pigment enthaltende Zellen der Epitheliallage, welche hier also das Eigenthümliche hat, daß sie sowohl unten als zwischen und auch über den Gefäßen als deren vollständige Umhüllung auftritt, wird dieses Band mit bräunlicher Färbung schon dem bloßen Auge bemerkbar.

Der zweyte § von Corti's Abhandlung beschäftigt sich mit dem wesentlichen Theil der Schnecke, dem Spiralblatt, welches zunächst wie gewöhnlich in zwey Theile getrennt wird: einen knöchernen (lamina spiralis ossea), und einen häutigen (lamina spiralis membranacea).

Die knöcherne Spiralplatte, auf dem Durchschnitt von dreyeckiger Figur, besteht nur an ihrem freyen Rand aus zwey dünnen Plättchen, indem hier die Scheidewände zwischen den einzelnen auseinander gefahrenen Nervenbüscheln wegfallen, welche sich näher der Schneckenachse zwischen den Bündeln des Schneckennerven finden. Hier erscheint die ganze lamina als eine in ihrem Inneren erstens von Canälen durchzogene Knochenmasse, durch welche die Nervenbündel hindurchsetzen, zweytens von andern Canälen, in deren Innerem die, stets ungefähr dreymal dünneren, Capillaren des Knochengewebes verlaufen. Die Dicke der lamina ossea beträgt am freyen Rand 0,006‴ — 0,007‴, und da, wo sie von der Schneckenachse abgeht, am Anfang der ersten Windung beyläufig 0,2‴, ihre Breite ebendaselbst 0,7‴ — 0,8‴, und zu Anfang des knöchernen hamulus 0,2‴.

Die obere und untere Fläche der lamina ossea ist überkleidet von ihrem Periost, zwischen dem und ihr sich häufig braun pigmentirte Zellen finden.

Das Knochengewebe ist hier mit außerordentlich vielen unregelmäßig eckig geformten, vielfach untereinander anastomosirenden Knochenkörperchen versehen, wodurch es im hohen Grad brüchig wird.

Die lamina spiralis membranacea entspringt auf der Vestibularoberfläche der knöchernen Zone, welcher gegenüber in der ersten Hälfte der Schneckenwindung ein kleiner knöcherner First als zweyter Anheftungspunkt für die membranöse Zone dient. Dieser First, lamina spiralis accessoria, springt immer weniger in den Schneckengang vor, je näher dem Gipfel man ihn sucht, und verschwindet zuletzt ganz. Corti betrachtet das ganze häutige Spiralblatt als eine unmittelbare Fortsetzung des Periosts, welches durch eine plötzliche Modification seiner physikalischen und chemischen Eigenschaften eben zu dem Gewebe des membranösen Spiralblattes wird. Seine Breite bleibt sich bis nahe dem Gipfel ganz gleich, liegt am Anfang der Schneckenwindung dem knöchernen Spiralblatt noch mit einem beträchtlichen Theil seiner unteren Fläche auf, während es 0,5‴ vor seiner Endigung gerade am freyen Rand der hier sehr verschmälerten lamina ossea entspringt, somit also auf dieser mit keinem Punkt seiner Ausdehnung mehr aufliegt.

Das ganze häutige Spiralblatt zerfällt zunächst seiner Breite nach in zwey Abtheilungen: die zona denticulata und die zona pectinata. Jene nimmt $\frac{1}{3}$ der Breite zunächst der Schneckenachse, diese $\frac{2}{3}$ der Breite des Spiralblattes zunächst der Schneckenwandung ein. Jede der beyden Zonen behauptet bis nahe dem Gipfel der Schnecke ihre Breite unverändert bey. Nicht so die Unterabtheilungen der zona denticulata. An ihr unterscheidet Corti nämlich eine habenula sulcata s. interna, und eine habenula externa s. denticulata.

Das Wesentliche an der habenula sulcata besteht in theilweise regelmäßig, theilweise unregelmäßig geordneten cylindrischen Anschwellungen des Grundgewebes der lamina spiralis membranacea, welche zwischen sich Furchen bilden. Je näher dem freyen, gegen die Schneckenwandung stehenden Rand, um so größer ist die Regelmäßigkeit in der Anordnung der hier in der Richtung von der Achse gegen die Schneckenwandung zu verlaufenden Anschwellungen. Diese bilden hier eine Reihe von Zähnen (Zähne der ersten Reihe genannt), welche an ihrem äußeren Ende schmäler als an ihrem Anfang eine Art Dach über dem Grundgewebe der zona denticulata an dieser Stelle bilden, und zwischen sich und diesem eine der ganzen Schnecke entlang verlaufende Spiralfurche lassen. Die Differenz in der Länge beträgt zwischen den untersten Zähnen (am Anfang des Spiralblattes gelegenen) und obersten (nahe dem Gipfel) c. 0,1‴. Ihre freyen Enden liegen zwar dicht aneinander, sind jedoch durchaus nicht mit einander verwachsen.

Die habenula denticulata bildet eine unmittelbare Fortsetzung der oben beschriebenen, und geht in diese am Boden der Spiralfurche über. Es ist dieß der complicirteste und für die Untersuchung schwierigste Theil des Spiralblattes. Seine Breite nimmt gegen den Gipfel der Schnecke genau um so viel zu, als die habenula sulcata in derselben Richtung an Breite abnimmt. Zugleich liegt sie am Anfang der Schneckenwindung noch ein gut Theil auf der lamina ossea auf, von der Mitte der Schneckenhöhe an aber nicht mehr, und trennt so für sich in seiner ganzen Breitenausdehnung die scala tympani und vestibuli. Die wichtigere Oberfläche dieser habenula ist die Vestibularoberfläche. Diese erhebt sich zunächst dem inneren Rande in einer Reihe von leistenartigen Vorsprüngen, mit einer Länge von ohngefähr 0,01‴ und einer Breite von c. 0,002‴: Größen, welche sich bis ziemlich nahe dem Gipfel der Schnecke gleich bleiben. Diese Gebilde nennt Corti die durchsichtigen Zähne. Sie liegen am Anfang der Schneckenwindung unter den Zähnen der ersten Reihe, weiter aufwärts vor ihnen, also näher der Schneckenwandung als das freye Ende jener.

Unmittelbar hinter dem Ende jedes durchsichtigen Zahnes nach außen findet man ein zusammengesetztes Leistchen, welches in zwey Parthien, eine der Schneckenachse und eine der Schneckenwandung nähere zerfällt. Beyde sind mit einander durch ein paar kurze keilförmige Stückchen verbunden, welche eine Art Articulation herstellen. Diese Theile zusammen nennt Corti die Zähne der zweyten Reihe. Mittelst eines kleinen Vorsprungs an ihrem Anfang erheben sie sich frey über das Niveau der Grundlage des häutigen Spiralblattes, und sind nach Corti

bloß hier in feſter Verbindung mit ihm, während mir ſcheint, als ſey noch ein zweyter ſirer Punkt für die hintere oder innere Parthie vorhanden, wovon bald ein weiteres.

Dieſe hintere Abtheilung ſtellt ein an ihrem Anfang kolbiges, und hier mit einem (0,0015‴ im Durchmeſſer haltenden) Kern verſehenes Stäbchen dar, welches nach außen ebenfalls etwas dicker wird, daſelbſt eine mehr cubiſche Form gewinnt, um ſich hier dem einen der artikulirenden Keile (Coins articulaires) genau anzufügen. Dieſe länglich viereckigen Stücke, je ein inneres und ein äußeres, haben eine gleiche Größe (0,0030‴ Breite und 0,0044‴ Länge), ſind zwiſchen die hintere und vordere Abtheilung der Zähne der zweyten Reihe eingeſchoben, und ſollen nach Corti hauptſächlich die Beweglichkeit dieſer gegen jene begünſtigen.

Corti ſtellt ſich die Zähne der zweyten Reihe als vollkommen frey und flottirend, und in ihren einzelnen Abtheilungen beweglich vor. Ich kann zunächſt nur über die hintere Abtheilung der Zähne erſter Reihe und den erſten Keil urtheilen. Viel häufiger fand ich, wenn ich dieſe ganze Parthie von der Grundlage des membranöſen Spiralblattes abzutrennen verſuchte, mehrere dieſer Zähne mit einander zuſammenhängend, als ganz von einander iſolirt. Es waren aber dann meiſt Fragmente jener Membran, welche daran hafteten, und beſonders die erſte Reihe der Keile, welche an ihren ſeitlichen Berührungsflächen wenigſtens eben ſo feſt an einander zu haften ſchienen, als an den Berührungsflächen der hinteren Zahn-Abtheilungen. Wohl ſah man, daß weder an der einen noch anderen Stelle eine feſte Verwachſung vorhanden war, indem jedesmal, wenn es gelang, ein ſolches Gebilde ganz zu iſoliren, die begrenzenden Linien ſich ganz ſcharf darſtellten, alſo keine Zerreißung nothwendig zur Trennung war; gleichwohl aber kann kaum anders geſchloſſen werden, als daß entweder die Form der Begrenzungsflächen oder eine ſtrukturloſe und nicht organiſirte Zwiſchenmaſſe dieſe Theile verhältnißmäßig feſt aneinander fügt, ſo daß die Beweglichkeit des Einzelnen kaum ſehr groß ausfallen kann. Zu dem kommt, daß ſich ein ſolcher Zahn, ſo oft er iſolirt wurde, ſofort krümmte, während er im Zuſammenhang mit ſeinen Nachbarn gerade geſtreckt blieb, ein Umſtand, der offenbar auf eine beträchtliche Beſchränkung der Beweglichkeit in ſeiner natürlichen Umgebung hindeutet.

(Fortſetzung folgt.)

Syſtematiſches Conchylien-Cabinet von Martini und Chemnitz.

(Schluß.)

Wie ſchon aus der obigen Zuſammenſtellung erſichtlich iſt, ſind die Familien der Landmollusken in der neuen Bearbeitung am weiteſten gediehen, und augenſcheinlich mit Vorliebe behandelt; es war hier in der erſten Ausgabe die größte Lücke, wie natürlich, da die Bedeutung und der Umfang dieſer Familien erſt in neuerer Zeit erkannt worden iſt. Um nur einige Zahlen anzuführen: in der Familie der Heliceen hat Lamarck (1822) nur 224 Arten aufgezählt, Pfeiffer (1848) 2554; in der Familie der Helicinen jener 4, dieſer 101. Die Seeconchylien, welche in früherer Zeit faſt ausſchließlich beachtet und geſammlet wurden, haben keine ſolche maſſenhafte Bereicherung erfahren; jedoch werden wir nicht irren, wenn wir durchſchnittlich eine Verdoppelung bey ihnen annehmen. Daraus erhellt, daß die Vervollſtändigung des Martini-Chemnitziſchen Conchylien-Cabinets für ſich ſchon ein großes Unternehmen iſt, ganz abgeſehen davon, daß der Text eine vollſtändige Umarbeitung erfordert.

Der Herausgeber hat die namhafteſten Conchyliologen Deutſchlands gewonnen, durch Uebernahme der Bearbeitung einzelner Familien das Werk zu fördern. So hat Pfeiffer die Gattung Helix und die Familien der Helicinen und Cycloſtomaceen, Philippi die Trochoideen, Dunker die Lymnäaceen in Bearbeitung. Die ausgezeichnet reichen Sammlungen, welche dieſen Gelehrten und dem Herausgeber zu Gebote ſtehen, ihre Bewährtheit in der Artunterſcheidung und in der Darſtellung in Bild und Schrift, und nicht weniger die ſchon erprobte Ausdauer des Herrn Verlegers laſſen von dieſem ſchönen vaterländiſchen Werke erwarten, daß es zu Ende geführt für unſere Zeit daſſelbe und noch mehr ſeyn werde, wie die erſte Ausgabe für unſere Vorgänger.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Auguſt.

Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1851.

Recherches sur l'organe de l'ouie des mammifères.

(Fortſetzung.)

Weiter ſcheint auch der Zuſammenhang des erſten oder inneren Keiles mit dem äußeren Ende der gegenwärtig betrachteten Zahnabtheilung viel inniger zu ſeyn, als die dieſes Keiles mit dem zweyten oder äußeren, indem ich bey der Präparation mit Nadeln in bey weitem der Mehrzahl der Fälle wohl die Keile von einander, nicht aber den einen Keil von der inneren Zahnabtheilung getrennt hatte. Auch möchte ich faſt glauben, daß die Unterfläche dieſes Keiles in einem derartig feſten Zuſammenhang mit der Grundlage des membranöſen Spiralblattes ſteht, daß dadurch für die obengenannte Abtheilung der Zähne II. Reihe an dieſer Stelle ein zweyter fixer Punkt gebildet wird, durch welchen bis zu einem gewiſſen Grade eine Spannung in dieſen Gebilden erreicht iſt, die ſofort verſchwindet, wenn die Zähne an dieſem oder dem entgegengeſetzten Punkt (Urſprungsſtelle der Zähne II. Reihe) losgetrennt werden. So oft ich nämlich noch Parthien des membranöſen unter ihnen weggehenden Spiralblattes mit ihnen zugleich zu Geſichte bekam, fand ich an ihnen einen gerade geſtreckten Verlauf, während diejenigen, welche vollkommen iſolirt oder nur noch an der einen oder anderen Stelle mit dem Spiralblatt in engerer Verbindung zu ſtehen ſchienen, faſt alle gekrümmt oder ſelbſt geſchlängelt waren.

Die vordere (oder äußere) Abtheilung der Zähne der II. Reihe fügt ſich genau an das äußere Ende des zweyten keilförmigen Körpers, iſt hier genau ſo breit wie dieſer, verſchmälert ſich dann etwas, um zuletzt aufs neue wieder ein wenig breiter zu werden und äußerſt fein und zweyzackig zu endigen. Die ganze Abtheilung iſt mit Ausnahme der Stelle, an welcher ſie ſich an den artikulirenden Keil anlegt, vollkommen frey, und flottirt auf der **zona denticulata**.

Ueber dieſer vorderen Abtheilung der Zähne zweyter Reihe liegen eigenthümliche, den der Cylinderepithelien ähnliche Zellen mit 0,0020‴ großen, einige kleine Kernkörperchen einſchließenden, Kernen; und zwar finden ſich drey ſolcher Zellen mit verſchieden langen Stielen, welche ſämmtlich ebenda feſtſitzen, wo ſich die vordere Zahnabtheilung dem zweyten artikulirenden Keil anfügt. Von oben betrachtet liegen dieſe Gebilde in einer Ebene hinter einander; ihre Stiele alſo übereinander, wobey der der äußerſten Zelle am längſten, der der innerſten am kürzeſten iſt. Erſt von der Mitte der ganzen Schneckenwindung an wird die äußerſte geſtielte Zelle gleich lang mit der darunter gelegenen vorderen Zahnabtheilung gefunden.

Runde und ovale gewöhnliche Epithelialzellen finden ſich dicht nebeneinander liegend, aber doch iſolirt in der Spiralfurche, alſo zwiſchen der Unterfläche der Zähne erſter Reihe und dem Anfang der **habenula denticulata**, auf welcher ſie ſich bis zu dem Anfang der Zähne zweyter Reihe erſtrecken, dann aufhören, und erſt wieder unmittelbar am Anfang der **zona pectinata** beginnen. An letzterer Stelle bilden ohngefähr drey von ihnen den einen Stützpunkt für ein äußerſt zartes Häutchen, welches als Dach über die Zähne zweyter und erſter

Reihe gelagert ist. Auf den letzteren liegt es mit seinem anderen Endpunkt auf; für die ersteren wird so ein gewisser Spielraum gebildet, dessen Höhe der Höhe einer Epithelialzelle am äußern, der Dicke des Endtheiles der **habenula sulcata** am inneren Ende entspricht. Die Breite dieses Daches hält gleichen Schritt mit der Breite der **habenula denticulata**, die von der Basis dem Gipfel der Schnecke zu in stetigem Wachsen begriffen ist, überragt sie jedoch an ihrer inneren Grenze um c. 0,01‴, an ihrer äußeren um c. 0,03‴. Hier ist die Dicke dieses Daches auch viel beträchtlicher als dort; auch finden sich in ihm durchsichtige Fasern in der Richtung des breiten Durchmessers verlaufend, in einer gewissen Ausdehnung außerdem auch noch solche, welche jene rechtwinklig schneiden.

Diese Gebilde liegen also alle auf der Vestibularoberfläche der **zona denticulata**. Die tympanische Oberfläche, welche mit Ausnahme der ersten Schneckentour ganz frey liegt, hat von dem ersten Drittel der ganzen Länge des Spiralblattes an die Nervenausbreitung des **ramus cochlearis** unter sich, und ein Gefäß, nach Huschke **vas spinale** genannt. Dieses liegt immer unterhalb der Stelle, an welcher sich oben die Zähne der II. Reihe befinden, und hat eine doppelte Wandung, von welcher die innere außerordentlich fein erscheint.

Die Breite der **zona pectinata** (0,06‴ betragend) bleibt sich in der ganzen Länge des Spiralblattes gleich. Diese Zone ist eine unmittelbare Fortsetzung der **zona denticulata** auf ihrer inneren Seite, und hängt auf der entgegengesetzten unmittelbar mit dem Periost der Schneckenwandung zusammen. Das streifige Ansehen, welches diese Zone zeigt, leitet Corti nicht von wirklichen hier befindlichen Fasern ab, sondern von cylindrischen Anschwellungen der Grundmembran, welche sowohl auf der Vestibular- als tympanischen Oberfläche entsprechende Mengen von Furchen zwischen sich lassen. Diese Furchen sind in der Mitte der Breitenausdehnung der Zone am tiefsten, seichter gegen die beyden Grenzen hin. Ich sah dagegen mehrmal durch die Präparation die Fasern dieser Zone von ihrer strukturlosen Grundlage abgehoben, und muß meines Theils vor der Hand noch glauben, daß man es hier mit wirklichen Fasern zu thun habe. Die Breite dieser parallel und gestreckt nebeneinander verlaufenden Fasern beträgt ungefähr 0,0007‴ bis 0,0005‴, ihre Dicke c. 0,001‴.

Der dritte §. handelt von der Ausbreitung des **ramus cochlearis nervi acustici** in der Schnecke. Der Gang des Nervenastes durch die Achse der Schnecke darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Nervenbündel treten von da ab nach einander in die Anfänge der Knochencanäle, welche sich in der **lamina ossea** des Spiralblattes finden, und bilden wie diese selbst durch häufige Anastomosen Plexus mit sehr lang gestreckten Maschen. Die Nervenausbreitung findet sich durchweg auf der tympanischen Fläche der **lamina spiralis**.

Die Nervenfasern haben doppelte Conturen, und verhalten sich in Beziehung auf die Leichtigkeit, mit welcher sie varikös werden, analog den Hirnfasern. Die von Pappenheim (Specielle Gewebelehre des Gehörorganes **1840 pag. 62**) beschriebenen Nerven- oder Ganglienzellen im Stamm des **nervus modioli** konnte Corti nicht finden; ich glaube ebenfalls, daß die Gegenwart derselben hier kaum geläugnet werden kann. Vollkommen bestätigen kann ich dagegen die Entdeckung Cortis in Beziehung auf die kleinen, mit Fortsätzen versehenen Nervenzellen in der Ausbreitung des **acusticus** auf dem Spiralblatt. Sie sind in Form eines sich die ganze Länge des letzteren hindurch ziehenden Bändchens gruppirt (**habenula ganglionaris laminae spiralis cochleae**), welches je höher oben in der Schnecke um so näher der letzten Endigung der Nerven rückt. Die hier und nicht mehr jenseits der äußeren Grenze dieser **habenula** anzutreffenden Nervenzellen sind sehr regelmäßig oval geformt, 0,0066‴—0,0097‴ breit u. 0,011‴—0,016‴ lang. Die Größe ihres Kerns schwankt zwischen 0,006 und 0,007‴. Das Kernkörperchen mißt zwischen 0,0014 und 0,0015‴. Inhalt und Kern ist äußerst feinkörnig granulirt, ohne Pigment und von äußerster Durchsichtigkeit. Zur Wahrnehmung der Hülle dieser den Nervenzellen der **retina** höchst ähnlichen Gebilde empfiehlt Corti die Anwendung von Kochsalzlösung und ihre Färbung mit Carmin (wahrscheinlich in Kali gelöst?).

Diese Nervenzellen sind mit äußerst zarten, den Achsencylindern der Nervenprimitivfasern ganz ähnlichen, einfach conturirten Fortsätzen versehen, welche in doppelconturirte Nervenfasern übergehen. Die Dicke der ersten beträgt 0,0011‴, die der letzteren 0,0015‴. Corti macht als Gesetz geltend, daß jede solche Nervenzelle mittelst des einen Fortsatzes in eine gegen das Gehirn gerichtete und eine gegen die Endausbreitung des Schneckennerven gekehrte Faser übergeht. Ob hievon keine Ausnahmen vorkommen, muß ich unentschieden lassen, auch glaube ich nicht, daß man sagen kann: jede Primitivfaser wird von ihrer Endausbreitung auf der zona denticulata von einer Nervenzelle gleichsam unterbrochen.

Ich habe in meiner Abhandlung über das Gehörorgan (in Wagners Handwörterbuch) darauf hingewiesen, daß das Vorkommen solcher Nervenelemente, wie die hier geschilderten, und wie sie ebenfalls in der retina gefunden werden, berechtigt ein Sinnescentrum anzunehmen, welches mit einer Parthie des Gehirns, als Hirncentrum durch den Sinnesnerv als Commissur verbunden ist. Dieses verlangt eine andere als die bisherige Deutung der Function des Sinnesnerven; denn dadurch wird er nicht als bloßer Conductor dessen zu fassen seyn, was der Sinnesmechanismus der Nervenausbreitung übergiebt, sondern er hat ebenso gut die Aufgabe gewisse Processe im Gehirn auf die Peripherie der Sinnesnerven d. h. das Sinnescentrum wirken zu lassen. Ebendort habe ich auch die weiteren physiologischen und psychologischen Consequenzen entwickelt, welche sich hieraus ergeben, worauf ich hier natürlich nicht weiter eingehen kann.

Was die letzte Endigung des Schneckennerven betrifft, so ist zu erwähnen, daß diese in einer scharf begränzten Linie in der Form immer mehr sich abplattender Bündel geschieht, deren Elemente zuletzt sehr regelmäßig parallel geordnet erscheinen, wobey auf der Endigung des hamulus membranaceus die Fasern eine ganz einfache Lage bilden, und sich schließlich vereinzelt in beträchtlicher Entfernung von einander vorfinden. Die Nervenfasern werden vor ihrer Endigung wieder einfach conturirt, vollkommen ähnlich den basen Fortsätzen an den Ganglienzellen, von welchen sie ausgegangen. Zu einer vollkommenen Einsicht in die Endigungsweise einer Primitivfaser ist Corti nicht gekommen. Er hält die Schlingenbildung, die früher so allgemein angenommen wurde, für nicht sehr wahrscheinlich, und statuirt hypothetisch als mit seinen Beobachtungen am meisten übereinstimmend freye Endigungen, wobey diese abgestumpft und abgeplattet wären. Ich bin zu derselben Ansicht gekommen (cf. oben citirten Artikel Abschnitt „der akustische Nerv, Anatomisches"), nur habe ich mich bey der Maus von der Gegenwart der Schlingen, deren Schenkel senkrecht übereinander gelagert sind, wie ich glaube, mit Sicherheit überzeugen können.

Theilungen der Primitivfasern habe ich so wenig als Corti bey Säugethieren finden können, auch nicht bey dem Vogel, während sie bey Fischen und Amphibien an den Fasern des acusticus sehr vielfach von mir und Czermak (beym Fisch) gefunden worden sind. Die Gegenwart von Terminalschlingen kann meinen Messungen zufolge bey dem Vogel nicht von vorneherein geläugnet werden, so daß wir also vorwaltend Theilungen bey Fisch und Amphibium, Schlingen beym Vogel, freye Endigungen bey den Säugethieren an der Endausbreitung des acusticus fänden, was dann nicht mehr befremden kann, wenn man bedenkt, daß auch in anderen Punkten die feineren anatomischen Verhältnisse der Nervenelemente bey den einzelnen Wirbelthierordnungen wesentlich variirt sind.

Der vierte §. von Corti's Abhandlung bespricht die Endolymphe, bestätigt dabey ihre Gegenwart in beyden Treppengängen, und erklärt sie für frey von irgend welchen wesentlichen darin suspendirten organisirten Elementen.

In dem fünften §. werden die Differenzen der besprochenen Gebilde bey den verschiedenen von Corti untersuchten Säugethieren mitgetheilt, welche sich auf die Größenverhältnisse der Zähne beyder Reihen zu dem membranösen Spiralblatt beziehen, während Struktur und Bau ihrer einzelnen Theile im Wesentlichen ganz übereinstimmt. Wir übergehen deßhalb diesen Abschnitt und theilen hier nur noch die im sechsten § enthaltenen praktischen Anweisungen zur Aufbewahrung der mikroskopischen Präparate mit. Das Wichtigste dabey ist die An-

wendung eines hermetiſchen Verſchluſſes und Abhalten jedes Luftbläschens von dem Raum, in welchem man das Präparat bewahrt. Das geſchieht dadurch, daß man das Spiralblatt eines eben geſchlachteten noch warmen Thieres zwiſchen zwey Glasplättchen bringt, von welchen das eine eine kleinere Oberfläche hat als das andere. Mit dickem Maſtixfirniß wird das letztere auf das erſtere in ſeiner Circumferenz befeſtigt, die gehörige Quantität der Aufbewahrungsflüſſigkeit zwiſchen beyde Gläschen zu dem Object gebracht, und nun ein zweytes Deckglas (1 Millim. dick), und größer als das erſte darauf gelegt, wobey ſämmtliche Fugen mit dem Firniß verſchloſſen werden. Als Aufbewahrungsflüſſigkeit empfiehlt Corti 1) eine ſehr verdünnte Löſung von arſenigter Säure, 2) eine Miſchung von gleichen Theilen Waſſer und Alkohol mit etwas Zucker, 3) am geeignetſten zur Aufbewahrung der Nervenzellen eine concentrirte Kochſalzlöſung.

Schließlich theilen wir hier noch die von Corti aufgeſtellte Tabelle der wichtigſten Größenverhältniſſe in Beziehung auf die einzelnen Theile des Spiralblattes (der Katze) mit.

	Am Anfang der erſten Schneckenwindung im Vorhof.	Beyläufig in der Mitte der ganzen Länge des Spiralblattes.	Ohngefähr 0,6‴ vor der Endigung des membranöſen Spiralblattes im Gipfel der Schnecke.
Breite der lamina ossea.	0,7‴ — 0,8‴		0,2‴
— — lamina membranacea.	0,20‴	0,20‴	0,20‴
— — zona denticulata.	0,14‴	0,14‴	0,14‴
— — habenula sulcata.	0,09‴	0,06‴	0,048‴
— — habenula denticulata.	0,05‴	0,08‴	0,10‴
— — zona pectinata.	0,06‴	0,06‴	0,06‴
Entfernung des freyen Randes der Nervenausbreitung von dem der lam. ossea.	0‴	0,02‴ — 0,03‴	0,08 — 0,09‴
Entfernung des hinteren (inneren) Endes der Zähne der II. Reihe von dem converen (äußeren) Rand der haben. sulcata.	0,02‴	0,04‴	0,05‴
Breite des freyen Endes der Zähne erſter Reihe.	0,005‴	0,005‴	0,003‴
Länge der Zähne der zweyten Reihe im Ganzen.	0,037‴ — 0,039‴	0,041‴ — 0,047‴	0,050‴
Breite der artikulirenden Keile.	0,0030‴	0,0030‴	0,0030‴
Breite des Daches für die habenula denticulata.	0,09‴	0,12‴	0,14‴

Länge der ganzen lamina spiralis membranacea 10‴ — 11‴.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Auguſt.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1851.

Recherches sur l'organe de l'ouie des mammifères.

(Fortſetzung.)

Von den Noten, welche dieſer Abhandlung beygefügt ſind, und welche hauptſächlich kritiſche, hiſtoriſche und hiſtologiſche Bemerkungen enthalten, heben wir nur den Anhang zur 48. hervor, um welcher willen ich für meine Perſon die Mittheilungen in dieſen Blättern unternommen habe. In dieſer Note verſucht nämlich unſer Autor eine phyſiologiſche Verwerthung ſeiner anatomiſchen Reſultate.

Intereſſant ſind zuerſt hiebey die Summen wirkſamer Theile auf dem Spiralblatt:

Bey dem Hund und der Katze finden ſich ca. 2000 Zähne der erſten Reihe; 3330 Zähne der zweyten Reihe; 9990 geſtielte Zellen auf der äußeren Abtheilung der Zähne zweyter Reihe; in Summa alſo 15320 bewegliche Theile an der Zona denticulata. Bey Kaninchen, Maus und Maulwurf beträgt dieſe Summe 7000; bey dem Schwein und Schaf: 21000; bey dem Menſchen: 29000.

Die Entfernung der die habenula denticulata überdachenden Membran von der membranöſen Grundlage der erſteren beläuft ſich auf c. 0,0085‴; dabey beträgt für die Zähne der zweyten Reihe der Spielraum zum Flottiren 0,0048‴.

Die Möglichkeit des Flottirens ſucht Corti theils aus dieſer Anordnung, theils aus der Form der Zähne beyder Reihen, theils aus der Leichtigkeit zu beweiſen, mit welcher ſie ſich bey der Präparation biegen. Allerdings ſcheint es auf den erſten Anblick, als wenn die von oben nach unten abgeplattete Form der Zähne erſter Reihe, weiter die enge Nebeneinanderlagerung dieſer ſowie der Zähne zweyter Reihe, und endlich der Spielraum, welcher zwiſchen dem Dach und der Membran des gezahnten Bändchens gelaſſen iſt, nicht nur für eine Möglichkeit, ſondern für eine Nothwendigkeit der Bewegung ſpräche, welche jedoch nur in dem Sinne von oben nach unten (und nicht ſeitlich hin und her) erfolgen könnte. Dieſem Anſchein folgt Corti bey der Aufſtellung ſeiner Hypotheſe von der Wirkung der Schallwellen auf dieſe Theile. Doch ſcheint er mir hierin weniger glücklich als in ſeinen ſo verdienſtvollen mikroſkopiſchen Unterſuchungen geweſen zu ſeyn.

Wir wollen hier ſeine Hypotheſe in wenige Worte zuſammendrängen und ſehen; wie weit die einzelnen Punkte von phyſikaliſch-akuſtiſcher Seite her geſtützt werden können.

Die erſte Vorausſetzung iſt, daß die in der Luft bis zur Schnecke fortgeflanzten Wellen erſtens die Endolymphe, zweytens von da aus das membranöſe Spiralblatt in Schwingungen verſetzen könnten, in Folge deſſen die beweglichen Anhängſel desſelben, die Zähne der erſten und zweyten Reihe, ebenfalls in Schwingungen geriethen (flotter). Corti denkt ſich, daß von den Zähnen der zweyten Reihe jeder mit ſeiner vorderen Abtheilung, oder auch mit ſeinen artikulirenden Keilen, oder endlich daß jede der drey geſtielten Zellen durch in die Höhe Biegen und Niederfallen auf die habenula denticulata dieſe

schlagen könnte, „comme les baguettes d'un tambour sur le tambour même.“ Dabey können die drey gestielten Zellen natürlich nicht unmittelbar auf dem gezahnten Bändchen trommeln, sondern zunächst nur die Zähne zweyter Reihe in ihrer vorderen Abtheilung treffen. Umgekehrt ist auch eine Erschütterung jener durch diese möglich. Zuletzt kommt es immer auf eine Erschütterung der Membran der habenula denticulata an; und eine bestimmte Schallschwingung wird immer an einem bestimmten Punkte derselben dieses bewerkstelligen, wobey diese Erschütterung eine Zahl bekommt, die der Elasticität und Biegsamkeit der einzelnen Theile der Zähne zweyter Reihe entspricht.

Der Verdickung an dem hinteren Ende der hinteren (inneren) Abtheilung dieser Zähne schreibt Corti die Function zu, diese Zähne im Ganzen in einiger Entfernung von dem Spiralblatt während seiner Ruhe zu halten; dadurch würde das Spiralblatt besonders geeignet jede auch die geringste Vibration der Endolymphe aufzunehmen, und von ihr sich in Oscillation versetzen zu lassen.

Die Zähne erster Reihe können wegen der unter ihnen in der Spiralfurche liegenden Epithelialzellen nicht unmittelbar auf das Spiralblatt schlagen, sondern nur indirekt und schwach durch diese. Zugleich werden die Schwingungen dieser Zähne wegen ihrer Dicke und Kürze überhaupt sehr unbedeutend und selten seyn.

Die in der lamina spiralis membranacea erzeugten Schwingungen können so unmittelbar auf die Nervenausbreitung wirken, welche mit Ausnahme der Gegend, wo sie in der zona ossea eingeschlossen ist, durch welche hindurch daselbst erst die Schwingungen dringen müssen, auf der tympanischen Fläche der habenula denticulata befindlich ist. Je näher dem Gipfel der Schnecke, um so mehr nimmt die Breite des nicht mehr durch die knöcherne Zone unterstützten membranösen Spiralblattes zu, und deßwegen müssen seine Schwingungen in dieser Gegend entsprechend langsamer seyn. Dasselbe wird von den Zähnen der zweyten Reihe an dieser Stelle vorausgesetzt, welche hier nicht an Dicke, wohl aber beträchtlich an Länge zugenommen haben. An dieser Stelle können sie um so leichter schwingen, als sie daselbst fast genau in der Mitte der ganzen Breite des Spiralblattes liegen.

Den Nutzen der Anordnung aller dieser Theile faßt Corti in den Worten zusammen: „es ist anzunehmen, daß die beyden Zahnreihen, wenigstens die Zellen der zweyten Reihe, dazu dienen die Oscillationen des membranösen Spiralblattes längere oder kürzere Zeit zu wiederholen und zu modificiren.“

Die zona pectinata, theilhaftig der Eigenschaften von Membranen und Saiten zugleich, wird mit einem sehr eng bespannten Piano verglichen; und schließlich die ohngefähre Summe der Saiten berechnet, wobey 6900 auf die Schnecke der Maus und des Maulwurfes, 16000 auf die des Hundes, 20600 auf die des Schweines und Schafes und 30000 auf die des Menschen treffen.

Da Corti bey Aufstellung seiner Hypothese ausschließlich transversale Schwingungen im Sinne hat, indem er überall von der Beweglichkeit, dem Flottiren, dem Trommeln der einzelnen Theile spricht, so ist die erste Frage bey der Beurtheilung dieser Hypothese: wie viel auf diese Art Schwingungen überhaupt gerechnet werden kann; die zweyte die, wie groß die Beweglichkeit der einzelnen Theile wirklich angenommen werden darf; die dritte: was der Zweck einer solchen Bewegung seyn kann, wenn sie uns für diese oder jene Theile als nicht bloß wahrscheinlich sondern wohl berechnet erscheint; die letzte endlich: welcher Nutzen aus der Thätigkeit dieser Gebilde für den Vorgang des Hörens entspringt, wenn wir die Hypothese mit ihren Consequenzen so annehmen wie sie aufgestellt ist.

ad 1) Da Corti von den durch die Luft zu dem Gehörorgan fortgepflanzten Schallwellen spricht, so wollen wir auch nur diese Art der Leitung hier besprechen. Physikalisch steht dabey fest, daß die Fortpflanzung eines Schalles durch die Luft stets in der Form von Verdichtungs- und Verdünnungswellen geschieht, der Schall mag erregt worden seyn, wie er will. Es fragt sich also: werden im Gehörorgan durch besondere Vorkehrungen Schwingungen, welche in solcher Form zu ihm gelangen,

in transversale umgewandelt? Das sehr gegen die Achse des Gehörganges geneigte Trommelfell mit dem in seine Substanz eingefügten manubrium mallei ist, wie schon J. Müller nachgewiesen hat, keineswegs hiezu sehr geeignet, vielmehr muß erwartet werden, daß dasselbe nur in seltenen Fällen in transversale Schwingungen geräth. Gesetzt aber auch, es ereignete sich dieß, so kann die Luft hinter ihm, also in der Trommelhöhle, wiederum nur in longitudinale Schwingungen gerathen und in solcher Form die membrana tympani secundaria treffen. Dieser Weg zu dem inneren Ohr ist ohnedies, wie Hyrtl bereits hervorgehoben hat, keineswegs sehr günstig; auf ihn kann bey der Fortpflanzung der Schallwellen in dem Gehörorgan wenig gerechnet werden. Wir wollen nun aber auch annehmen, es entständen immer transversale Schwingungen im Trommelfell, und uns, so unstatthaft dieß auch ist, denken, es würde durch dasselbe wie durch einen Fächer die Luftsäule in der Trommelhöhle sehr schnell hin und her geschoben, so bliebe die Wirkung auf die Membran des runden Fensters hiebey außerordentlich gering, weil die so in Bewegung gesetzte Luft viel leichter durch die Gegenöffnung der Trommelhöhle, nemlich die Eustachische Trompete, entweichen, als jene Membran in Schwingungen versetzen kann, welche hinter sich eine unelastische Flüßigkeit (die Endolymphe) hat, deren Masse wohl etwas verschiebbar, aber doch einer anderwärts ausweichbaren Luftsäule gegenüber so gut wie unbeweglich ist. Machen wir endlich noch eine willkührliche Annahme, und stellen uns einen Augenblick vor, hinter der membrana tympani secundaria wäre statt Flüssigkeit Luft; wäre dann die außerordentlich kleine Membran selbst unter so begünstigenden Umständen geeignet leicht in transversale Schwingungen zu gerathen? Ich glaube nicht weitere Beweise für das Gegentheil beybringen zu müssen. Genug also! Die von Corti supponirten Oscillationen der Endolymphe können von dieser Seite her (auf dem Weg des runden Fensters) nicht entstehen.

Nun hat Weber schon zu beweisen gesucht, daß Lage und Bau der Schnecke besonders die Aufnahme der durch die Kopfknochen sich fortpflanzenden Schwingungen begünstige. Wir müssen also sehen, ob durch die in der Luft fortschreitenden Schallwellen in den Kopfknochen und von ihnen aus in der Endolymphe transversale Schwingungen erzeugt werden können. — Wenn eine Kanone abgefeuert oder eine Sturmglocke in unserer Nähe geläutet wird, so unterrichten uns unsere Tastnerven von der Bebung, in welche durch die starken Schwingungen der Luft die Theile unseres Körpers versetzt werden. Dieß sind gewiß transversale Schwingungen, und es ist nicht zu läugnen, daß beträchtliche Excursionen an solchen Theilen entstehen können, deren Umgebung eine Verschiebbarkeit gestattet, oder bey welchen vollends ein elastisches Medium gleichsam als Federkraft die Schwingung begünstigt, und einige Zeit über die Dauer des äußeren Impulses hinaus zu verlängern im Stande ist. Aus diesem Grund fühlen wir diese Bebungen nirgends stärker als am Thorax, hinter dessen Wandungen ein Raum ist, in welchem die elastische Luft den leicht beweglichen Rippen Veranlassung zu längeren Perioden von Schwingungen giebt. Geben wir nun vorläufig zu, daß die Endolymphe der Schnecke in Oscillationen versetzt werden könne, so sind diese zum mindesten nicht das Erste, wie Corti annimmt, sondern die Erzitterungen der Schnecke im Ganzen und ihres Spiralblattes im Speciellen, von wo aus erst nachträglich eine Rückwirkung auf die Endolymphe erfolgen könnte. Um nun aber über das Entstehen oder die Möglichkeit von Oscillationen dieser Flüssigkeit zu einem sicheren Resultat zu kommen, habe ich einige Versuche angestellt, denen ich die Erwähnung schon bekannter Beobachtungen vorausschicken muß.

Hat man auf die Oberfläche einer horizontal gehaltenen Stimmgabel-Zinke eine dünne Wasserschicht gebracht, so beobachtet man in dieser, wenn diese Zinke durch einen Schlag auf die andere in Schwingungen versetzt worden ist, eine Reihe sehr zierlicher, parallel stehender Wellen, Beugungswellen also, welche man jedoch stets als die tongebenden Schwingungen der Stimmgabel nur accidentell begleitende betrachtet hat (J. Müller Physiologie Bd. II. p. 409, 410). Aehnliche Erscheinungen

bieten auch tönende mit Waſſer erfüllte Becken, Glasglocken ꝛc., wenn ſie an ihrem Rand mit dem Violinbogen geſtrichen werden. Die Grenzen der ſtehenden Wellen ſind ſenkrecht gegen die innere Fläche der Gefäße gerichtet. Die Wellen ſind um ſo breiter, je tiefer der Ton iſt. J. Müller hält dieſe Erſcheinung für viel zu regelmäßig und zu augenfällig abhängig von der Wellenbewegung im tönenden Körper, als daß ſie von anderen Umſtänden als eben dieſen herrühren könnte. Damit wäre nun viel für die Deutung der Schnecke gewonnen. Vorausgeſetzt ihr Spiralblatt ſchwänge ſo leicht oder leichter als die Zinke einer Stimmgabel, wenn in ihrer Nähe ein Schall erregt wird, ſo könnten von ihr ſelbſt wieder Wellen in der Endolymphe hervorgerufen werden, die je nach der Höhe oder Tiefe des Tones verſchieden, einen verſchiedenen Eindruck auf den in der Flüſſigkeit befindlichen Nerven machten.

Werden nämlich in der Endolymphe durch die urſprünglichen Schallwellen nicht eigentlich neue Wellen erregt, welche hier als ſehr klein freylich, aber genau proportional den erſteren zu denken wären, ſo würde der Annahme einer partiellen Oscillation des Spiralblattes, einer Oscillation alſo dieſer oder jener Theile an dieſer oder jener Stelle des Blattes das Bedenken entgegenſtehen, daß die ganze Schnecke in allen ihren Dimenſionen, ſo wie die Länge des Spiralblattes der Wellendicke der größeren Mehrzahl vernehmbarer Töne gegenüber als verſchwindend klein zu betrachten iſt. Für die Endolymphe berechnet ſich nämlich die Dicke der Welle bey dem Ton der 32füſſigen Orgelpfeife auf 256′, bey dem Contra C auf 128′, dem großen C auf 64′, dem c auf 32′, dem $\overline{c}$ auf 16′, dem $\overline{\overline{c}}$ auf 8′, dem $\overline{\overline{c}}$ auf 4′, dem $\overline{\overline{\overline{c}}}$ auf 2′, wenn man für die Fortpflanzungsgeſchwindigkeit in dieſem Medium 4090 ſetzt, ein Werth, welcher eher zu klein als zu groß iſt. — Die oben mitgetheilten Zahlen für die Größenverhältniſſe der einzelnen Theile des Spiralblattes laſſen gegenüber dieſen eben angegebenen für die Wellendicke unſerer muſicaliſchen Töne ſehr wenig Wahrſcheinlichkeit für die Annahme, daß eine ſolche Welle bey ihrem Durchgang durch die Schneckengänge ſich immer nur dieſen oder jenen Theil, dieſes oder jenes Hämmerchen gleichſam herausſuche, und zum Anſchlag beſtimme.

Demnach könnte man verſucht ſeyn eine Entwicklung neuer Wellen neben denen der fortgepflanzten Schallſchwingung anzunehmen, wobey jene in einem conſtanten Verhältniß zu dieſen in Beziehung auf ihre Form, Richtung, Dicke ꝛc. ſtünden. Dieſe Annahme würde, wenn ſie ſich irgendwie ſtützen ließe, zugleich auch, wie man leicht ſieht, der Theorie Corti's eine ſichere Baſis geben.

Meine Verſuche haben jedoch durchaus nicht zu ſolchen Reſultaten geführt, welche dieſer Anſchauungsweiſe günſtig wären. Ich experimentirte in folgender Weiſe: Rings um die äußere lange Oberfläche einer Stimmgabel-Zinke wurde ein waſſerdicht ſchließender Wall von c. $2\frac{1}{2}$‴ Höhe aus Wachs gebildet, welcher eine kleine, vorn und hinten geſchloſſene Wellenrinne von beyläufig $\frac{4}{5}$ der Länge und von der ganzen Breite der Zinke darſtellte. Dieſe Rinne wurde mit Waſſer gefüllt, der Stiel der Stimmgabel im Schraubſtock horizontal fixirt, und mit einem Holzſtäbchen die untere Zinke angeſchlagen, wobey ſogleich die bekannten queren, parallelen, ſtehenden Wellen entſtanden. Daraus war erſichtlich, daß die Wachswände der Rinne die Schwingung der Zinke nicht im Geringſten beeinträchtigten.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Auguſt.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Fortſetzung.)

G. Scalamandré, Istoria del pubblico insegnamento del reame di Napoli. Napoli 1849.

J. Heywood and Th. Wright, The ancient laws of the fifteenth century for King's College, Cambridge, and for Eton College. London 1850.

Dr. J. O. A. L. Lehmann, Ueber Organiſation der Schulbehörden des preuſſ. Staates. Berlin 1850.

Phil. Chasles, Etudes sur la litterature et les moeurs de l'Angleterre au XIX. siècle. Par. 1850.

H. C. Örsted, Oversigt over det kgl. danske videnskabernes Selskabs forhandlinger og dets Medlemmers arbeider i Aaret 1847 — 1848. Kjobenh. 1848 — 49.

Dr. H. R. Göppert, Monographie der foſſilen Coniferen, mit Berückſichtigung der lebenden. Eine gekrönte Preisſchrift. Leiden 1850.

J. Fr. Herbart, Sämmtliche Werke. Beſorgt von G. Hartenſtein. Bd. 3. Schriften zur Metaphyſik. Th. 1. Bd. 7. Schriften zur Pſychologie. Th. 3. Leipzig 1851.

R. Lambruschini, Scritti. P. I. Della educazione e dell' istruzione libri due. Firenze 1849.

N. Ciampittii, Opera in unum collecta et recognita a Caj. Barbati. Ed. altera. Neapoli 1849.

H. Taylor, Notes from life in six essays. 3. edit. Lond. 1850.

S. T. Coleridge, The friend: a series of Essays. 4. edit. By H. Nelson Coleridge. Vol. 1 — 3. Lond. 1850.

— —, Essays on his own times. Forming a second series of the Friend. Ed. by his daughter. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1850.

T. Carlyle, Latter-Day Pamphlets. Lond. 1850.

— —, Critical and miscellaneous Essays. 3. edit. Vol. 1 — 5. Lond. 1847.

A. Wagner, Wichtige phyſiſche und metaphyſ. Betrachtungen. Leipzig 1850.

Dr. S. Kämpf, Ueber die Bedeutung des Studiums der ſemitiſchen Sprache. Prag 1850.

Dr. F. Ch. Schirlitz, Griechiſch-deutſches Wörterbuch zum Neuen Teſtamente. Gießen 1851.

O. Meißner, Zur Metrik. Göttingen 1850.

G. H. F. de Castres, Etymologik der Theorie der Wortbildung der franzöſ. Sprache. Leipzig 1850.

Dr. A. F. C. Vilmar, Anfangsgründe der deutſchen Grammatik. Mit goth. und althochdeutſchen Sprachproben. 3. verb. Aufl. Marburg 1850.

Dr. M. G. Schwartze, Koptiſche Grammatik. Herausg. nach des Verf. Tode von Dr. H. Steinthal. Berlin 1850.

J. W. Appleyard, The Kafir Language. Lond. 1850.

Dr. H. Schellen, Der elektromagnetiſche Telegraph. Braunſchw. 1850.

Dr. K. Fr. Ameis, Gottfried Hermann's pädagogiſcher Einfluß. Jena 1850.

Sophocles tragoediae graece et lat. Ex rec. Dindorfii. Vol. I. Lips. 1850.

Oeuvres complétes d'Hippocrate, trad. par E. Littré. Vol. 6. 7. Par. 1851.

Smyrnaei Quinti Posthomericorum libri XIV. Rec. a Koechly. Leips. 1850.

J. Stobaei Eclogarum physicarum et ethicarum libri duo. Ed. Th. Gaisford. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Laertius Diogenes, De vitis, dogm. et apophtegmatis clarorum philosophorum libri X ed. Huebner. Praef. Hermann. Vol. 1. 2. Lips. 1828 — 1831.

Alexandri Aphrodiensis Commentarius in libros metaphysicos Aristotelis. Recensuit H. Bonitz. Berol. 1847.

Cicero de legibus libri tres. Rec. varietate lectionis et annotatione instruxit Joh. Bakius. Lugd. Bat. 1842.

Makamat or rhetorical anecdotes of Al Hariri of Basra. Translat. from the Arabic, with annotations by Th. Preston. Lond. 1850.

E. W. Lane, The Arabian night's enter tainments, or the thousand and one nights: translated with explanatory notes. Vol. 1 — 3. Lond. 1850.

Muhammedaniſche Quellen zur Geſchichte der ſüddeutſchen Küſtenländer des Kaſpiſchen Meeres, herausg. und erläutert von Dr. B. Dorn. 1. Theil: Schir-Eddin's Geſchichte von Tabariſtan, Rujan und Maſanderan. Perſ. Text. Petersburg 1850.

Diogonis Laertii de clarorum philosophorum vitis, dogmatibus et apophtegmatibus libri X. Rec. C. G. Cobet. Par. 1850.

Christa-Sangitá or the sacred history of our Lord Jesus Christ, in Sanscrit verse. Calcutta 1842.

A. Schiefner et A. Weber, Variae lectiones ad Bohlenii editionem Bhartriharis sententiarum pertinentes, e codd. extractae. Berol. 1850.

Th. Benfey, Einige Beyträge zur Erklärung des Zend. Göttingen 1850.

J. Lelewel, Géographie du moyen age. Atlas composé de cinquante planches gravées. Breslau 1851.

Aus dem Tagebuche eines Livländers. Wien 1850.

Al. G. Schrenk, Reiſe nach dem Nordoſten des europäiſchen Rußlands, durch Dorpat, die Tundren der Samojeden zum arktiſchen Uralgebirge. Th. 1. Hiſtoriſcher Theil. Dorpat 1848.

R. G. Cumming, Five years of a Hunter's Life in the Far Interior of South Africa. 2. Edit. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

W. G. Clark, Gazpacho: or, Summer Months in Spain. Lond. 1850.

Brosset, Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Armenie, exécuté en 1847 — 1848. Livr. 1. 2. Avec un Atlas, Livr. 1. 2. Petersb. 1849.

M. Deutinger, Bilder des Geiſtes in Kunſt und Natur. Gezeichnet auf einer Reiſe nach Florenz im Jahre 1845. Bd. 1. Augsb. 1850.

W. Scharenberg, Handbuch für Sudeten-Reiſende. 2. verb. Aufl. Breslau 1850.

Dr. Fr. Liebetrut, Reiſe nach den joniſchen Inſeln der nördlichen und der mittlern Gruppe, Korfu, Zante, Cephalonia und Ithaka. Hamb. 1850.

Oberrheiniſche Chronik, älteſte bis jetzt bekannte in deutſcher Proſa, aus gleichzeit. Handſchrift zum erſtenmal herausgegeben von F. K. Grieshaber. Raſtatt 1850.

Cenni storici sulle famiglie di Padova e sui monumenti dell' università. Fasc. 30. Schluß. Padova 1849.

C. Stroobant, Notice historique et généalogique sur les Seigneurs de Braine-le-chateau et Haut-Ittre. Bruxelles 1849.

J. A. F. Hyrtl, Die fürſtlichen, gräflichen und freiherrlichen Familien des öſterreich. Kaiſerſtaates. Bd. 1. Wien 1850.

F. Vater, Triton und Euphemos oder die Argonauten in Libyen. Eine mythолog. Abhandlung. Kaſan 1849.

G. F. Grotefend, Nachträge zu den Bemerkungen über ein ninivitiſches Thongefäß. Göttingen 1850.

E. Zell, Handbuch der römiſchen Epigraphik. Th. 1. Auswahl römiſcher Inſchriften. Heidelberg 1850.

T. Wolański, Schrift-Denkmale der Slawen vor Chriſti Geburt. Lief. 1. Gneſen 1850.

H. Brugsch, Ueberſichtliche Erklärung ägyptiſcher Denkmäler des k. neuen Muſeums zu Berlin. Berlin 1850.

M. A. Stern, Die dritte Gattung der achämeniſchen Keilinſchriften. Göttingen 1850.

L. Canina, L'antica città di Veii. Roma 1847.

Museum Münsterianum. P. 1. 2. Hauniae 1836 — 39.

P. O. van der Chijs, Tijdschrift voor algemeene Munt-en Penningkunde. Deel 1. 2. Leid. 1838 — 1839.

R. Ruding, Annals of the coinage of Great-Britain and its Dependencies. 3. edit. Vol. 1 — 3. Lond. 1840.

Guioth, Histoire numismatique de la révolution Belge Hasselt 1844.

Dr. K. Hermann, Zwölf Vorleſungen über Philoſophie der Geſchichte. Leipzig 1850.

Fr. D. Gerlach, Die älteſten Sagen der Latiner. Baſel 1850.

— — und J. J. Bachofen, Die Geſchichte der Römer. Bd. I. Abth. 1. Aelteſte Geſchichte bis zur Gründung der Stadt. Baſel 1850.

Leop. Martinez de Padin, Historia politica, religiosa y descriptiva de Galicia. T. I. Madrid 1848.

Archivio storico italiano. Disp. 34. 35. Firenze 1850.

C. Troya, Codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXXIV con osservazioni e note storiche. Vol. I. p. 2. Neapel 1850.

Syllabus membranorum ad regiae Siciae archivium pertinentium. Vol. I. II. p. 1. 2. Neapoli 1844 — 1845.

Monumenta regii Neapolitani archivi, edita ac illustrata. Vol. 1. 2. Neapoli 1845 — 1847.

I dieci giorni dell' insurrezione di Brescie nel 1849. Torino 1849.

Considerazioni sopra gli avvenimenti militari del Marzo 1849. Torino 1849.

Dr. Fr. Carrara, Topografia e scavi di Salona. Trieste 1850.

Collana storica nazionale italiana. Vol. I. Storia dei Papi di Bianchi-Giovini. T. I. Capolago 1850.

Archivio triennale delle cose d'Italia dall' avvenimento di Pio IX. all' abbandono di Venezia. Serie I. Vol. I. Capolago 1850.

Ant. Zobi, Storia civile della Toscana dal' 1737 al 1848. Firenze 1850.

Vinc. Macchi, Commentario storico-critico sul'origine e le vicende della città e chiesa cattedrale di Montefiascone. Montefiascone 1841.

C. Moreau, Bibliographie des Mazarinades. T. II. Par. 1850.

Campagnes des généraux français depuis la révolution de 1789 jusqu'à nos jours. Par. 1851.

G. Daniel, Histoire de la milice française. Serie I. Par. 1851.

L. T. d'Asfeld, Chroniques du Béarn depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours. T. I. Toulouse 1849.

A. de Vaulabelle, Chûte de l'empire: histoire des deux restaurations jusqu'à la chûte de Charles X. en 1830. Vol. 5. Par. 1850.

Les derniers jours de Louis-Philippe. Par. 1850.

M. de Ring, Histoire des Germains depuis les temps les plus reculés jusqu'à Charlemagne. Strasbourg 1850.

H. Rau, Geschichte des deutschen Volkes. Heidelb. 1850.

Dr. G. Lichtenstein, Die Schlacht bey Lutter am Barenberge. Braunschweig 1850.

M. A. von Bethmann-Hollweg, Ueber die Germanen vor der Völkerwanderung. Bonn 1850.

Annales Bingenses. Zum erstenmal nach Handschriften herausgegeben von Ed. Sander. Lief. 1. 2. Bingen 1850.

E. J. J. Meyer, Versuch einer medizinischen Topographie und Statistik von Dresden. Stolberg 1840.

Dr. J. C. Groß, Erinnerungen aus den Kriegsjahren. Leipzig 1850.

Beyträge zur Landes-, Volks- und Staatskunde des Großherzogthums Hessen. Heft 1. Darmstadt 1850.

Dr. J. G. Kunisch, Herzog Heinrich II. von Niedersachsen. Breslau 1834.

L. Häusser, Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution. Heidelb. 1851.

Die kurhessische Finanzverwaltung. Cassel 1850.

J. A. Fr. v. Brandis, Die Geschichte der Landeshauptleute von Tyrol. Heft 4. 5. Schluß. Innsbruck 1850.

A. Boczeck, Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. T. V. ab annis 1294 — 1306. Brunae 1850.

G. L. W. Funke, Oesterreichs welthistorische Mission in seiner Herrschaft über die mittleren Donauländer. Hannover 1851.

J. Chowanetz, Oesterreichs Mission als katholische Weltmacht und als europäische Völkermonarchie. Schaffhausen 1850.

M. J. Boldényi, Le Magyarisme ou la guerre des nationalistes en Hongrie. Par. 1850.

— —, La Hongrie pittoresque, historique, littéraire, artistique et monumentale. Livr. 1 — 29. Par. 1850.

A. Westermann, Untersuchungen über die in die Attischen Redner eingelegten Urkunden. Leipzig 1850.

Beda Weber, Die Stadt Botzen und ihre Umgebungen. Botzen 1849.

Ph. Schmitt, Der Kreis Saarlouis und seine nächste Umgebung unter den Römern und Celten. Trier 1850.

G. C. A. Krause, Der Dünenbau auf den Ostküsten Westpreußens. Berlin 1850.

W. Hahn, Friedrich Wilhelm III. und Luise, König und Königin von Preußen. Berlin 1850.

J. Lamont, Ueber die Temperatur-Verhältnisse in Bayern. München 1849.

Fr. B. W. v. Hermann, Die Reichsverfassung und die Grundrechte. Zur Orientirung bey der Eröffnung des bayer. Landtages. München 1849.

J. C. Bluntschli, Geschichte des Schweizerischen Bundesrechtes von den ersten ewigen Bünden bis auf die Gegenwart. Bd. 1. Zürich 1849.

J. C. Bluntſchli, Der Sieg des Radikalismus über die katholiſche Schweiz und die Kirche im Allgemeinen. Schaffhauſen 1850.

B. de Reiffenberg, Renseignements sur les noms de familles et de lieux. Bruxelles 1844.

Ad. Heylen, Commentarius de origine tertii status populum repraesentantis in comitiis ordinum ducatus Brabantiae, ed. de Ram. Bruxelles 1841.

P. Hendrikx, Geschied-en aardrijskundige beschrijving der stad Grave. Deel 1. 2. Grave 1845 — 1846.

J. ten Zeldam Ganswijck, Bijdragen tot de Geschiedenis van het Staatsbestuur in ons Vaderland. Deel I. II. Stuk 1. Dordrecht 1847 — 1849.

M. Eenens, Mémoire sur la fertilisation des landes de la Campine et des Dunes. Bruxelles 1849.

M. Borgnet, Philippe II. et la Belgique. Bruxelles 1850.

M. Gachard, Correspondance du Duc D'Albe sur l'invasion du comte Louis de Nassau en Frise en 1568. Bruxelles 1850.

A. Vogelsang, Vrijmoedige gedachten over de tegenwoordige gesteldheid, wenschen . . van volk en staat in Nederland. Rotterd. 1842.

B. de Reiffenberg, Chronologie hist. des Sires de Diest. Bruxelles 1844.

Hansard's Parliamentary Debates: forming a continuation of „the Parliamentary history of England from the earliest period to the year 1803." Third Series. Vol. 77 — Vol. 113. From February 1845 — August 1850. London.

El. Regnault, Histoire de l'Irlande depuis son origine jusqu'en 1845. Par. 1846.

A. Nicholson, Lights and Shades of Ireland. Part 1 — 3. Lond. 1850.

Sampson Low, The Charities of London. London 1850.

J. H. Jesse, London and its celebrities: a second series of literary and historical memorials of London. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

T. Doubleday, A financial monetary and statistical history of England, from the revolution of 1688 to the present time. Lond. 1847.

Notes de l'empereur Napoléon sur l'histoire d'Angleterre. Complément nécessaire au mémorial de Sainte-Héléne. Par. 1850.

E. Wiślicenus, Geſchichte der alten Dithmarſchen auf der Weſtküſte Holſteins. Altona 1850.

Dr. P. A. Schleisner, Island undersögt fra et lägevidenskabeligt Synspunkt. Kjobenhavn 1849.

W. Lüders, Schleswig-Holſteins Erhebung und Kampf gegen Dänemark. Leipz. 1850.

G. F. v. Jenſſen-Tuſch, Zur Regierungsgeſchichte Friedrich VI. Königs von Dänemark. Th. 1. Kiel 1851.

Schleswig-Holſtein, ſeine Regierung und Landesverfaſſung. Hamburg 1850.

Aus Galizien. Lebensbilder und Skizzen aus dem Tagebuch eines Deutſchen. Leipzig 1851.

Tagebuch des 60. Repräſentantenhauſes der Republik Pennſylvanien. Bd. 1. 2. Harrisburg 1850.

Laws of the general assembly of the commonnwealth of Pennsylvania passed at the session of 1850, in the 74 year of independence. Harrisburg 1850.

Yad Namuh: a chapter of oriental life. Lond. 1850.

G. Copway, The traditional history and characteristic sketches of the Ojibway Nation. London 1850.

Dr. K. Andree, Amerika in geograph. und geſchichtlichen Umriſſen. Lief. 1 — 4. Braunſchweig 1850.

Dr. J. F. Schröder, Satzungen und Gebräuche des talmudiſch-rabbiniſchen Judenthums. Bremen 1851.

D. José Amador de los Rios, Estudios históricos, politicos y literarios sobre los judios de España. Madrid 1848.

M. Bernſtein, Einige kulturhiſtoriſche Blicke über die Juden in Galizien. Wien 1850.

J. W. Schäfer, Göthe's Leben. Bd. 1. Bremen 1851.

K. v. Raumer, Erinnerungen aus den Jahren 1813 und 1814. Stuttgart 1850.

L. Preller, Carl Otto von Madai, zur Erinnerung an ihn für ſeine Freunde. Leipzig 1850.

E. Maier, Wilhelm von Humboldt. Leipzig 1850.

Leigh-Hunt, Autobiography. Vol. 1 — 3. London 1850.

Dr. H. Klencke, Alexander von Humboldt. Leipz. 1851.

O. Kienitz, Die Schlachten bey Mahölm und Pleskow. Riga 1849.

D. Irving, Lives of Scottish writers. Vol. 1. 2. Edinb. 1850.

J. Adert, Essai sur la vie et les travaux de Jean-Gaspard Orelli. Genève 1849.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Auguſt.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1851.

Ueberſicht

der ausländiſchen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Fortſetzung).

Barbezat (J.), Du sentiment de la nature et de son expression chez les poëtes de la Grece et de Rome. (Les poëtes grecs.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Mai.

La Roquette, Notice annuelle des progrès des sciences géographiques et des travaux de la Société de géographie pendant les années 1849 et 1850. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Avril.

Hoffmeister, Briefe aus Indien. (2. art.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Mai.

Griffith, Journaux de voyages dans l'Assam, le Pendjab, le Boutan, l'Afghanistan et l'empire des Birmans. — Ebendaſ. Juin.

Squier (E. G.), On the aboriginal monuments and relics of New York. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.

The Expedition for the survey of rivers Euphrates and Tigris, carried on by order of the British government in the years 1835 — 1837 by Lieut. colonel Chesney. Lond. 1850. — Journ. des Savants 1851 Juin.

Müller (J. W. v.), Extract from notes taken during his travels in Africa in the years 1847 — 49. — Journ. of the roy. geogr. Soc. of London. Vol. 20. 1851. P. 2.

Wallin (George Aug.), Notes taken during a journey through part of Northern Arabia, in 1848. — Ebendaſ.

Bruner (Thom.), Journal of an expedition to explore the interior of the middle island of New Zealand. — Ebendaſ.

Pavie (Th.), Padmavati. Récit de la côte de Coromandel. — Revue des deux Mondes 1851 T. II. Livr. 12.

Lavandais (E. de), Voyage dans les républiques de l'Amérique du Sud. Les Antis. Les ruines de Choquiquirao. Le Bas-Pérou et Lima. — Ebendaſ.

Baude (T. J.), Les côtes de la Manche. Granville, Coutances, la Hague et le Mont-Saint-Michel. — Ebendaſ. T. III. Livr. 13.

Monnard (C.), Hambourg pendant l'occupation française (1806 — 1814.) — Bibl. univ. de Genève (Litt.) 1851 Mai.

Vestiges of the ancient inhabitants of Scotland. (Wilson's Archaeology and prehistoric annals of Scotland. Edinb. 1851.) — Blackwood's Edinb. Mag. 1851 June.

Logan (J. R.), Ethnology of the indo-pacific islands. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 April.

Gutzlaff (Ch.), Tibet and Sefan. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 20. 1851 P. II.

Wildenbruch, Notes on the physical geography of Palestine. — Ebendaſ.

On the northern frontier of Nepaul. — Ebendaſ.

Escayrac de Lauture (de), Notice sur le Kordofan (Nubie supérieure.) — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Avril.

Mac Queen (James), Notes on the present state of the geography of some parts of Africa. — Journ. of the r. geogr. Soc. of Lond. Vol. 20. 1851 P. 2.

Mansfield Parkyns, The Kubbabish Arabs between Dongola and Kordofan. — Ebendaſ.

Fitz-Roy (Rob.), Considerations on the great Isthmus of Central America. — Ebendaſ.

Le prince Rupert. (6. et dernier art.) — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Juin.

Valon (Alexis de), La conspiration du Marquis de Favras, d'après des documents nouveaux. — Revue des deux Mond. 1851 T. II. Livr. 12.

Paterson (John), On the calculus of operations. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.

Donkin (W. F.), On certain questions relating to the theory of probabilities. P. I. — The London, Edinb. and Dublin Philosophical Magazine 1851 May.

— — P. II. Ebendaſ. June.

O'Brien (M.), On the interpretation of the product of a line and a force. — Philos. Mag. 1851 May.

Cockle (James), On the solution of three simultaneous quadratics of the fifth order. — Ebendaſ.

Sylvester (J. J.), Note on quadratic functions and hyperdeterminants. — Ebendaſ.

O'Brien (M.), On symbolical statics. — Ebendaſ. June.

Kirkwood (Dan.), On the law of the rotation of the primary planets. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.

Fulton (J.), On an improved remontoire escapement for an astronomical clock. — Ebendaſ.

Becquerel (Edm.), Note relative aux effets électrochimiques produits sous l'influence de la lumière. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Juin.

Observations météorologiques du mois d'Avril 1851. — Ebendaſ.

Matteucci (Ch.), Recherches expérimentales sur la propagation du courant électrique dans la terre. — Ebendaſ.

Charault (L. R.), Note sur quelques phénomènes de répulsions électriques. — Ebendaſ.

Hankel (W.), Quelques expériences sur l'électricité de la flamme et sur les courants électriques auxquels elle donne lieu. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Mai.

Marignac (C.), Note sur les expériences de M. Foucault relatives à la déviation du plan d'oscillation du pendule produite par la rotation de la terre. — Ebendaſ. Juin.

Lathrop (S. Pearl), Meteorological observations: abstract of a meteorological journal kept at Beloit College. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.

Foucault, Démonstration physique du mouvement de rotation de la terre. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Mai.

Draper (John W.), On the chemical action of light. — Philos. Mag. 1851 May.

Stokes, On the principles of hydrodynamics, in reply to Professor Challis. — Ebendaſ.

Clausius (R.), On the deportment of vapour during its expansion under different circumstances. — Ebendaſ.

Challis, On the theory of the velocity of sound. — Ebendaſ.

Plücker and Beer, On the magnetic axes of crystals and their relations to crystalline form and to the optic axes. — Ebendaſ. June.

Rankine (W. J. Macquorn), On the vibrations of plane-polarized light. — Ebendaſ.

La Provostaye (F. de) and P. Desains, On the rotary power which the essence of turpentine and saccharine solutions exercise on heat. — Ebendaſ.

Potter, A reply to remarks connected with the solution of the problem of sound. — Ebendaſ.

Claudet (A. F. J.), Description of the Dynactinometer, an instrument for measuring the intensity of the photogenic rays and comparing the power of object-glasses etc. — Ebendaſ.

August (E. F.), On the rotation caused by electricity developed by friction. — Ebendaſ.

Jacquelain (V. A.), Action de la vapeur d'eau, à des températures et pressions variables, sur les carbonates de potasse, de soude, de baryte, de chaux etc. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Juin.

Bunce (J. B.), On the volatility of phosphoric acid in acid solutions when heated; and on Schmid's process for the determination of Nitrogen. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.

Wurtz (Henry), On Bromine as a toxicological agent. — Ebendaſ.

Echevarria, Note sur l'action du chlorure de cyanogène sur l'esprit de bois. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Mai.

Deschamps, Sur la préparation des vins médicinaux. — Ebendaſ.

Crace-Calvert (F.), On the preparation of certain chlorates, particularly of chlorate of potash. — Quarterly Journal of the Chemical Society. Vol. III. No. X.

Reynolds (John W.), On Propylene, a new hydrocarbon of the series Cn. Hn. — Ebendaſ.

Hofmann (A. W.), Note upon the action of heat on valeric acid; with some remarks upon the formulae of the alcohol-radicals. — Ebendaſ.

Gladstone (J. H.), On Chlorosulphuret of Nitrogen and its products of decomposition. — Ebendaſ.

Wilson (W.), On the action of Chloride of Cyanogen upon Toluidine. — Ebendaſ.

Danson (Jos.), On the identity of bisulphamylic and hyposulphamylic acids. — Ebendaſ.

Herapath (Thornton J.), Analysis of the ashes of the spanish potato (Convolvulus Batatas), and of the Eddoes (Arum esculentum, Linn. Colocasia esculenta, Schott.) — Ebendaſ. No. XI.

Richmond (H. R.) and J. S. Abel, On the Bichromate of Ammonia and some of its double salts. — Ebendaſ.

Griffin (John Jos.), Description of an Ammonia-Meter. — Ebendaſ.

Brazier (J. S.) and G. Gossleth, Contributions towards the history of caprcic and oenanthylic acids. — Ebendaſ.

Price (Dav. S.), Creatine a constituent of the flesh of the Cetacea. — Ebendaſ.

Hofmann (A. W.), Researches on the volatile organic bases. — Ebendaſ.

Cahours (M. Aug.), Researches on pelargonic acid. — Ebendaſ.

Strecker (Adolph), On the red colouring matters of Madder. — Ebendaſ.

Layard (Edgar L.), On the progress of natural history in Ceylon. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 May.

Hill (Rich.), Contributions to the natural history of the Shark. — Ebendaſ.

Huxley (Thom. H.), Zoological notes and observations made on board H. M. S. Rattlesnake during the years 1846 — 50. — On the anatomy of the genus Tethya. — Ebendaſ.

Benson (W. H.), Characters of Tomichia, a new palustrine testaceous Mollusk from Southern Africa, heretofore referred to the genus Truncatella. — Ebendaſelbſt.

Clark (Will.), On the Chemnitziae. — Ebendaſ.

M'Coy (Fred.), On some new protozoic Annulata. — Ebendaſ.

Blackwall (John), A catalogue of british Spiders, including remarks on their structure, functions, oeconomy and systematic arrangement. — Ebendaſelbſt. May. June.

Alder (Joshua), On the distinctive characters of Jeffreysia and Chemnitzia. — Ebendaſ. June

Jeffreys (J. Gwyn), On Chemnitzia and other Mollusca, in answer to Mr. Clark. — Ebendaſ.

Clark (Will.), On the classification of the british marine testaceous Mollusca. — Ebendaſ.

Prescott (Will.), Descriptions of new species of fishes. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.

Fermond (Ch.), Mémoire sur la conservation et la reproduction des sangsues officinales et médicinales. (Suite et fin.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Mai.

Deville (E.), Note sur quatre espèces nouvelles d'oiseaux provenant de l'expédition de M. Castelnau; le Conurus Weddellii, C. jugularis, C. Luciani et Cultrides Pucheranii. — Revue et Mag. de Zool. 1851 Mai.

Duméril (A. Aug.), Note sur un nouveau genre de la famille des reptiles Iguaniens acrodontes. — Ebendaſ.

Bianconi, Description d'une nouvelle espèce du genre Triton. — Ebendaſ.

Testacea Africae insularis a Cl. Vesco collecta et ab A. Morelet descripta. — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise, avec la description sommaire des espèces nouvelles. (Suite.) — Ebendaſ.

Desvoidy (J. B.), Description de plusieurs espèces de Myodaires dont les larves sont mineuses des feuilles de végétaux. — Ebendaſ.

Robineau-Desvoidy, Notice sur les Sauriens du kimméridge-clay de Saint-Sauveur en Puisaye. — Ebendaſ.

Hort (Fenton J. A.), On a supposed new species of Rubus. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 May.

Miers (John), Contributions to the Botany of South America. — Ebendaſ. June.

Montagne (C.), On the tetrasporic fruit of the genus Stenogramme. — Ebendaſ.

Braun (Al.), Remarques sur la manifestation du rejeunissement dans la nature, spécialement dans l'histoire de la vie et de la formation végétale. Frib. 1849. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Juin.

Gardner (G.), Report on the Brown Scale or Coccus, injurious to the Coffee-plants in Ceylon. — Hooker's Journal of Botany 1851 Jan.

Clarke (R. D.), Notice of the african plant Diamba, commonly called „Congo Tobacco." — Ebendaſ.

Schouw (J. F.), The origin of the existing vegetable creation. (Translated from the Danish by Dr. Wallich.) — Ebendaſ.

Berkeley (M. J.), Decades of Fungi. — Ebendaſ. Jan. — March. June.

Dalzell (N. A.), Contributions to the botany of Western India. — Ebendaſ. Febr. — June.

Mitten (W.), Catalogue of cryptogamic plants collected by Professor Jameson. — Ebendaſ. Febr.

Arnott, Note on Platynema. — Ebendaſ.

Stocks (J. E.), Account of the Dilpasand, a kind of vegetable Marrow. Ebendaſ. March.

Spruce (R.), Extracts of letters written during a botanical voyage on the Amazon. — Ebendaſelbſt March. April.

Gray (Asa), Characters of some gnaphalioid Compositae of the division Angiantheae. — Ebendaſ. April — June.

Bentham (G.), Second report on Mr. Spruce's collection of dried plants from North Brazil. — Ebendaſ.

Hooker (W. J.), Description of a new species of Ranunculus. — Ebendaſ. April.

A new species of Arnebia. — Ebendaſ. June.

Ramon Torres Muñoz y Luna, Mémoire sur la nature chimique de la chufa (souchet comestible.) — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Mai.

Wright (Thom.), A stratigraphical account of the section of Hordwell, Beacon an Barton Cliffs, on the coast of Hampshire. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 June.

Senarmont (H. de), Expériences sur la formation des minéraux par voie humide dans les gîtes métallifères concrétionnés. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Juin.

Delafosse (G.), Sur une relation importante qui se manifeste en certains cas entre la composition atomique et la forme cristalline des minéraux. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1851 Mai.

Hayes (Aug. A.), On the corrosion of an alloy, composed of copper and silver, in sea-water. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 May.

Silliman (B.), On the Mammoth cave of Kentucky. — Ebendaſ.

Hunt (T. S.), On the chemical constitution of the mineral Warwickite. — Ebendaſ.

Dana (Jam. D.), On coral reefs and islands. — Ebendaſ.

Tuomey (M.), Notice of the geology of the Florida Keys, and of the southern coast of Florida. — Ebendaſelbſt.

Hall (Jam.), New genera of fossil corals from the report on the palaeontology of New York. — Ebendaſ.

Jackson (C. T.), Analyses of Pitchstone Porphyry from Isle Royale, and of a crystal of Phospate of lime from Hurdstown. — Ebendaſ.

Ébelmen, Recherches sur une nouvelle méthode de cristallisation par la voie sèche, et sur ses applications à la reproduction des espèces minérales. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Mai.

Gurlt's improved method of extracting silver from argentiferous minerals. — Repertory of Patent Inventions 1851 June.

Aeschylus, Shakspeare and Schiller. — Blackwood's Edinb. Mag. 1851 June.

Magnin (Charl.), Les marionnettes en Angleterre. — Revue des deux Mondes 1851. T. II. Livr. 11.

Planche (Gust.), Poètes et romanciers modernes de la France. M. de Lamartine, ses oeuvres complètes et ses commentaires autobiographiques. — Ebendaſ.

Montégut (Émile), De la poésie et de poètes populaires. (Muse populaire de Pierre Dupont.) — Ebendaſ. Livr. 12.

Planche (Gust.), Peintres et sculpteurs modernes de la France. M. Barye. — Ebendaſ. T. III. Livr. 13.

Baudrillart (H.), La philosophie des physiocrates. Du fondement moral de l'économie politique dans Quesnay. — Journ. des Économistes 1851 Mai.

Bastiat (Fred.), Producteur et consommateur. — Ebendaſ. Juin.

Molinari (G. de), Observations sur la formation des prix. — Ebendaſ.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. September.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Recherches sur l'organe de l'ouie des mammifères.

(Fortsetzung.)

Nun wurde auf den oberen Rand der Rinnenwandung ein ringsum über diese etwas hervorstehendes Glimmerplättchen wasserdicht mit Wachs aufgekittet, die Stimmgabel senkrecht aufgestellt, die Wachswand an der schmalen Seite der Zinke weggebrochen, der ganze parallelepipedische Raum unter dem Glimmerplättchen mit Wasser gefüllt, und die aufgebrochene Wand wieder geschlossen. Von den vorher beym Schlagen auf die andere Zinke entstehenden parallelen Wellen war nun natürlich nichts mehr zu sehen. Sie traten aber vollkommen deutlich in der Wasserschicht wieder auf, welche auf dem Glimmerplättchen ausgebreitet wurde. Noch also war keine derartige Dämpfung durch das aufgesetzte, mit Wasser gefüllte Kästchen vorhanden, daß die Zinke dadurch im Schwingen wäre verhindert worden. Nun wurde der Glimmerdeckel wieder abgehoben, und in das Wasser ein leichtes Pulver gestreut, um von dessen Bewegungen aus auf die der Wassertheilchen bey dem Schwingen der Stimmgabel zurückschließen zu können. Die Bewegung der suspendirten Partikelchen war hiebey eine rotirende, indem eine Art Wirbel gebildet wurde, wobey sich die Theilchen zuerst aufwärts und in einer Spirallinie wieder nach abwärts begaben, um sogleich wieder emporzutauchen. Wurde nun der Glimmerdeckel wieder aufgekittet, und das mit dem feinen Pulver vermischte Wasser in das Kästchen gegossen, dieses darauf verschlossen: so konnte bey dem Schwingen der Zinken nicht die mindeste Bewegung an den in dem Wasser suspendirten Theilchen wahrgenommen werden, trotzdem daß auch jetzt sofort wieder die zierlichen Wellen in der auf den Deckel ausgebreiteten Wasserschicht auftraten.

Ließ ich nun in das Wasser des Kästchens eine kleine Luftblase eintreten, so entstand in der allernächsten Umgebung der Luftblase eine solche Wirbelbildung, welche die Pulvertheilchen mitriß, und durch deren Bewegung sich sichtbar machte, sonst aber an keiner anderen Stelle. Wohin ich auch durch Drehen und Wenden der Stimmgabel die Luftblase wandern ließ, immer wiederholte sich dasselbe Phänomen. — Ist also Wasser über einem schwingenden Körper in einem allseitig geschlossenen Raum abgesperrt, so hindert diese allseitige Begrenzung die Wassertheilchen eine Bewegung auszuführen, welche mit Leichtigkeit eintritt, wenn dieser Raum an einer Seite offen ist, oder wenn in dem geschlossenen Raum ein elastischer Körper (eine Luftblase) sich befindet, welcher in seiner nächsten Umgebung wenigstens der Bewegung der Theilchen kein Hinderniß in den Weg legt. Durch diese vollkommen unbewegliche Wasserschicht pflanzt sich aber gleichwohl die Ursache der stehenden Wellen fort, denn diese entstehen auf dem Deckel des Kästchens ebenso gut als auf der Zinke der Stimmgabel selbst.

Man ſieht: ich habe in meinem Verſuch ſo viel als möglich die Verhältniſſe nachgeahmt, wie ſie ſich in der Schnecke finden, ja ich habe die Verhältniſſe im Allgemeinen und für den fraglichen Zweck günſtiger geſtellt als ſie in der Natur ſind.

Das mit Waſſer gefüllte Käſtchen ſtellt uns den Schneckencanal vor, die in dem Waſſer ſuspendirten Staubtheilchen, die flottirenden Anhängſel des membranöſen Spiralblattes, das Luftbläschen an der Oberfläche des Waſſers, die elaſtiſche membrana tympani secundaria des runden Fenſters. Günſtiger ſind hier die Verhältniſſe geſtellt, weil eine Wand des künſtlichen Schneckencanals, die Oberfläche der Stimmgabelzinke, zugleich auch der tönende Körper iſt, die Schwingungen auf das Waſſer hier ungleich ſtärker wirken müſſen als die auf die Knochenwände des wirklichen Schneckencanals fortgepflanzten; zweytens weil die in Bewegung zu ſetzenden Theilchen im Waſſer durch ſich ſelbſt der Bewegung gar keine Schranken ſetzen, während bey den beweglichen Gebilden auf dem Spiralblatt ihre Befeſtigung Hinderniſſe, und ihre dichte Aneinanderlagerung eine Beſchränkung in der Bewegung herbeyführt, ſo daß dieſe überhaupt nur in einem Sinn, nämlich von oben nach unten, vor ſich gehen kann; endlich iſt die Luftblaſe gewiß viel elaſtiſcher als die membrana tympani secundaria. Trotz Alldem findet hier nur eine auf die nächſte Umgebung der Luftblaſe beſchränkte Bewegung im Raum ſtatt, während ſicher ein im Waſſer befindlicher Hörnerv auch eine Tonempfindung hätte vermitteln können, ohne daß es zu Beugungswellen ſelbſt und einer Verſchiebung von beweglichen, feſten Theilen gekommen wäre; denn die Wirkung der tonerzeugenden Urſache pflanzt ſich ja durch die ganze Waſſerſchicht und den Glimmerdeckel hindurch fort, wie man an den Wellen in der Waſſerſchicht auf ihm ſehen kann.

Hiemit wäre die erſte Frage erledigt, und die zweyte hat nur in Beziehung auf einige Gebilde einen Werth, nämlich in Beziehung auf die, welche als geſtielte Zellen auf der vorderen Abtheilung der Zähne zweyter Reihe ſtehen.

Ad 2) Ich habe oben bereits angegeben, aus welchen Gründen ich die hintere Abtheilung der Zähne zweyter Reihe für nicht ſehr beweglich halten kann; für eine ebenſo große Beſchränkung der Beweglichkeit an ihrer vorderen Abtheilung habe ich keine Beweiſe und wir müſſen aus dem, was Corti mittheilt, allerdings eine große Beweglichkeit bey ihnen wenigſtens dann vorausſetzen, wenn ſie auf dem abgelöſten Spiralblatt unter dem Mikroſcop unterſucht werden. Mit mehr Recht dürfen wir auf eine Beweglichkeit der geſtielten Zellen über der vorderen Abtheilung der Zähne rechnen, für welche ein freyer Raum zur wirklichen Ausführung von Bewegungen geſchaffen ſcheint. Alles kommt darauf an zu wiſſen, mit welchem weiteren Stoff die Geweblücke erfüllt iſt, in der dieſe Theile liegen. Schwerlich iſt es Luft, ſehr wahrſcheinlich ebenfalls Endolymphe. Hierüber läßt uns Corti im Ungewiſſen; auch ich kann nicht mehr angeben, als daß mir das Letztere wahrſcheinlich ſcheint, und Corti muß dieß auch zugeben, weil er die Zähne erſter Reihe unter der dachartigen Membran ſchwingend denkt, in Folge deſſen aber ſofort die über dem Dach ſtehende Endolymphe in jene Gewebslücke hereinſtrömen müſſte, wenn ſie nicht von Anfang an ſchon den Raum erfüllt hätte. Denn entweder: es ſchließt das Dach, waſſerdicht an die ganze erſte Reihe der Zähne angefügt, dann ſtehen alle Zähne durch dasſelbe miteinander in bleibender Verbindung, und es kann nicht ein Zahn für ſich ſchwingen, oder es iſt das letztere der Fall: dann muß der Zahn unter dem Dach beweglich ſeyn, und es kann keine waſſerdichte Anfügung dieſes an jenen vorhanden, die Endolymphe alſo auch von der Geweblücke nicht abgeſperrt ſeyn. Sind dieſe Gebilde nun ſehr wahrſcheinlich auch in einem mit Waſſer erfüllten abgeſchloſſenen Raum, ſo wird von ihnen auch nicht vermuthet werden können, daß ſie dafür berechnet ſind: ſehr empfindlich gegen jede Oscillation der Endolymphe zu ſeyn, und ihre Schwingungen zu theilen. Ihre muthmaßliche Aufgabe ſoll sub 3 geprüft werden.

Was die Zähne der erſten Reihe betrifft, ſo ſchlägt Corti ſelbſt ihre Beweglichkeit ſehr gering

an, und wenn er meint, die in der Spiralfurche gelegenen Epithelialzellen seyen dazu bestimmt gleichsam als eingeschaltete Federn die Schwingungen der Zähne dem Spiralblatt mitzutheilen, so kann das nicht wohl gebilligt werden, weil, wenn diese Federkraft der Zellen nicht vorhanden ist, durch diese die Schwingung der Zähne nur noch mehr gehindert werden muß, jene Eigenschaft ferner nur dann nützen könnte, wenn jede Zelle für sich, entfernt von der unter den benachbarten Zähnen liegenden, stehen würde, was nicht der Fall ist, indem Corti sagt, daß sie dicht gedrängt, wenn auch nicht zu einer continuirlichen Membran mit einander verbunden, daselbst angetroffen würden.

Ad 3) Wenn die mikroscopische Untersuchung einen Spielraum für die Bewegung der gestielten Zellen und zum wenigsten der vorderen Abtheilung der Zähne zweyter Reihe erkennen läßt, aus physikalischen Gründen von dieser Anordnung jedoch keineswegs eine sehr große Beweglichkeit erwartet werden kann, auf keinen Fall eine solche, daß dieser ganze Apparat als höchst empfindlich für jede Oscillation der Endolymphe zu betrachten wäre, so hat man einem anderen Zweck nachzuforschen, welcher mit der Anlage dieser Gebilde verknüpft seyn könnte. Es ist bereits erwähnt worden, daß mancherley Vorkehrungen an den Grenzen des mittleren Ohres getroffen sind, welche die in einzelnen Fällen möglicher Weise auftretenden Beugungsschwingungen von dem inneren Ohre abhalten sollen. Gleichwohl wird es Fälle geben, in welchen trotz dieser Vorkehrungen eine transversale Schwingung in dem Spiralblatt irgendwie entstehen kann. Es liegt daher die Vermuthung nahe, daß jene beweglichen Gebilde, sollten sie je mit in Schwingung gerathen, sofort durch die Berührung des Spiralblattes dessen Schwingung aufhöben, in Beziehung auf dasselbe also als Dämpfer wirkten. Am wenigsten kann Cortis Annahme als physikalisch gerechtfertigt und physiologisch zweckmäßig erachtet werden, nach welcher die ganze Vorrichtung dazu dienen soll „à faire répéter et continuer pendant un temps plus ou moins long les oscillations de la lame spirale membraneuse.“ Denn, wenn man eine mit einer Wasserschicht bedeckte eingestaübte Glasplatte mit dem Violinbogen gestrichen hat, so kommen auch in dem Moment, in welchem die Schwingung der Platte aufhört, alle Wasser- und darin suspendirten Staubtheilchen zur Ruhe. Auf der anderen Seite kann das Nachklingen der Töne, welches Corti aus der Erzitterung dieser Gebilde erklärt, nicht als bestimmt beabsichtigt vorausgesetzt werden, sondern man kann darin nur einen nicht zu beseitigenden Fehler der Organisation erkennen, der sich geltend macht, so wie eine Wirkung auf das Gehörorgan eintritt, deren Effect größer wird als der für feinere und schwächere Wirkungen berechneten Organisation zuträglich ist. Auch wird man besser thun das ganze Phänomen der Nachwirkung eines starken Gehöreindruckes auf Rechnung des Nerven zu bringen, d. h. als Nachempfindung ohne längere Zeit fortdauernde, außer dem Nerven gelegene Veranlassung aufzufassen, wie dieß bisher ebenfalls für den Gesichtssinn geschehen ist, will man nicht auch hier in der retina oder anderen Theilen des Auges einen Daguerrischen Apparat voraussetzen, welcher, an einzelnen Stellen mehr empfindlich als an anderen, dazu bestimmt wäre, die Gesichtseindrücke längere Zeit gleichsam zu fixiren.

Ad 4) Setzen wir uns über alle die physikalischen Widersprüche hinweg, in welche die Hypothese Corti's, wie wir gesehen haben, gerathen muß, so haben wir schließlich zu untersuchen, wie weit der vorausgesetzte Zweck der Schnecke durch die hypothetische Wirksamkeit ihrer Theile erreicht wird.

Aus allen Ausdrücken, welche Corti gebraucht, und allen Vergleichen, welche er bey der Aufstellung seiner Hypothese macht, geht, obwohl er es nirgend ganz bestimmt sagt, hervor, daß er in der Schnecke eine Art musikalischen Instrumentes sieht, eine Betrachtungsweise, welche besonders vor J. Müllers Arbeiten über das Gehörorgan sehr verbreitet war, und auch nachher hie und da wieder auftauchte.

Bey der Kleinheit des ganzen Organes und seiner einzelnen Theile hat diese Vorstellung nur einen Sinn, wenn man annimmt, daß die Töne, welche in ihm reproducirt werden, nur eine der Schwingungsmenge des außer dem Ohr entstandenen proportionale haben, und daß also durch einen bestimmten Ton außen immer nur bestimmte Theile der

Schnecke in Schwingungen gerathen können, welche dadurch dieſe oder jene Abtheilung der Nervenausbreitung mit ihrer Wirkung erreichten.

Schon dieſen allgemeinſten Vorausſetzungen ſteht Mancherley im Wege, wovon wir Einiges bereits oben berührt haben, am meiſten aber der Umſtand, daß unvermeidlich die Schwingung der Endolymphe zuletzt mitgetheilt werden muß, in ihr ſich die fortgepflanzten Wellen nach allen Richtungen ausbreiten, und den Nerven in ſeiner ganzen Ausdehnung zuletzt treffen müſſen, wobey keine andere Aushülfe denkbar wäre, als daß man bey dem Nerven ſelbſt eine Fähigkeit vorausſetzte, durch welche die zuerſt getroffene Parthie von jeder anderen ſpäter getroffenen unterſchieden werden könnte.

Gehen wir nun aber ſpecieller auf Corti's Hypotheſe ein. Er ſpricht von den Schwingungen, welche zunächſt in der Endolymphe erzeugt werden, ſich dann auf das Spiralblatt fortpflanzen und ſchließlich deſſen Anhängſel in Vibrationen verſetzten, um wieder rückwärts auf dieſes und endlich auf den Nerven in der Endolymphe zu wirken. Bey dieſem Zirkelgang, welchen die Oscillationen machen ſollen, kann kein anderer Ausgangspunkt als die membrana tympani secundaria gemeint ſeyn, alſo eine Wellenbewegung, welche zunächſt in der Endolymphe der scala tympani erzeugt wird. Hier liegt aber, nämlich auf der tympaniſchen Fläche der lamina spiralis, die Nervenausbreitung. Sie empfängt die da entſtehenden Oscillationen der Endolymphe aus erſter Hand, und wenn, wie Corti ausdrücklich ſagt, die Schwingungen des Spiralblattes und ſeiner Anhängſel ſich genau denen der Endolymphe accomodiren, ſo ſieht man nicht ein, weßhalb das, was beſtimmte Schwingungen erregt, nun nochmal von anderer Seite her in ganz derſelben Weiſe wieder in Schwingungen verſetzt werden ſollte. Ein mechaniſcher Apparat würde eine bloße Verſchwendung von Material zeigen und keine innere Zweckmäßigkeit, wenn einer ſeiner Theile durch alle übrigen nur zu einer Leiſtung veranlaßt würde, zu welcher ihn eine anderweitige Urſache ſchon außerdem beſtimmen kann: eine Anordnung, bey welcher alle zwiſchen liegenden Glieder mit den an ihnen nothwendig haftenden Hemmungen nur als die urſprünglichen Effekte herabſtimmende, in unſerem Fall alſo, wie ſchon angegeben worden, dämpfende Theile betrachtet werden könnten. Corti betrachtet weiter die Zähne als Theile, welchen je nach ihrer verſchiedenen Länge und Elaſticität eine conſtante Schwingungsmenge zukommt, wenn ſie erſchüttert werden. Er kann dabey nichts anderes meinen, als daß dieſe Theile den Schwingungsgeſetzen der Stäbe folgen, bey welchen die Zahl der Schwingungen im geraden Verhältniß mit ihrer Dicke und im umgekehrten mit den Quadraten ihrer Länge ſteht. Die Meſſungen ergeben an den Zähnen der zweyten Reihe nahezu einen conſtanten Werth für ihre Dicke; ihre extremen Längen verhalten ſich wie 1: 1,3. Macht alſo der kürzeſte Zahn in der Sekunde 169,09 ſo macht der längſte in derſelben Zeit 100 Schwingungen. Die Schwingungsmengen beyder verhalten ſich demnach wie 1,69: 1, was beyläufig dem Verhältniß von 5: 3 entſpricht. Setzt man für C die Schwingungsmenge = 1, ſo beträgt die der kleinen Sexte (As) 1,6000, der großen Sexte (A) 1,666, die der übermäßigen Sexte (Ais) 1,736.

Faſt genau ſo verhält es ſich auch mit den Zähnen der erſten Reihe. Die Extreme ihrer Länge verhalten ſich wie 0,015‴ zu 0,02‴, alſo wie 1: 1,33, während ihre Dicken beyläufig im Verhältniß von 1: 1,1 ſtehen, eine Differenz, welche gewiß vernachläſſigt werden kann, ſo daß man das Verhältniß der Schwingungsmengen des längſten und kürzeſten Zahnes auf keinen Fall höher anſchlagen darf als 1,7 zu 1.

Was endlich die Faſern der zona pectinata anbetrifft, welche mit den Saiten eines engbeſpannten Piano's verglichen werden, ſo ſind dieſelben überall gleich lang.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die Erde als Himmelskörper. Von Dr. L. Oettinger. Freiburg 1850.

Die Geschichte der Astronomie, dieser erhabensten und ausgebildetsten der Erfahrungswissenschaften, ist wohl aller Aufmerksamkeit werth, und wir müssen es daher dem Hrn. Verf. Dank wissen, daß er sich der Mühe unterzog, alle die verschiedenen Ansichten zu sammeln, die in den Schriften der Alten sich zerstreut finden, weil wir nur auf diesem Wege zu einer klaren Vorstellung von den Leistungen der alten Astronomie gelangen können.

So übereinstimmend die Urtheile hinsichtlich der Vollendung, welche die neuere Astronomie erlangt hat, sind, so sehr differiren sie in Bezug auf die ältere. Während dieselbe nämlich einerseits als groß und im Vergleiche zu den geringen Mitteln als staunenswürdig hingestellt wird, wollen andere Schriftsteller nur ganz unbedeutende und kleinliche Dinge in ihr finden. Der Verf. erklärt sich hier für das alte „in medio virtus," und wenn er auch nicht verkennt, daß sich viel Wunderliches und Unhaltbares in den Ansichten der Alten findet, so spricht er sich doch gegen die allzu große Härte aus, mit der ihre Leistungen mitunter beurtheilt werden, und führt zur Rechtfertigung das Urtheil des Copernicus, des Begründers der neueren Astronomie an, der nach eigener Aeußerung sich bey Aufsuchung seines Systems bey den alten Philosophen Raths erholte, und dort die Lehre von der Bewegung der Erde vorfand. Er macht auf die Schwierigkeit aufmerksam, welche zu überwinden ist, wenn man sich von den Eindrücken der Sinne und den aus ihnen folgenden Auffassungsweisen befreyen soll.

Nach kurzer Feststellung dessen, was die Alten eigentlich zu finden hatten, geht der Verf. auf das über, was sie wirklich fanden oder vielmehr gefunden zu haben glaubten, und untersucht diese Resultate nach den fünf Richtungen, unter welche die verschiedenen Ansichten gebracht werden können, nämlich hinsichtlich der Gestalt, des Ortes, der Bewegung, Stellung und Größe der Erde.

1. Gestalt der Erde. Wenn Kant sagt: „fast gibt es keine Gestalt, in welche die Alten die Erde nicht gepreßt hätten," so muß man ihm bey dem Durchlesen des vorliegenden Buches wirklich beystimmen, denn die Vorstellungen der Alten in diesem Punkte variiren außerordentlich.

Die älteste Ansicht war auch die den Sinnen angemessenste: die Erde sey eine flache Scheibe und ringsum vom Himmel begränzt. Ihr huldigen Homer und fast alle alten Dichter. Sie denken sich die Erde vom Oceanus umschlossen, der die Stelle des Horizontes einnimmt, und woraus der Aufgang, wohin der Untergang der Gestirne erfolgt. Hellas liegt in der Mitte der Erde, Delphi in der Mitte Griechenlands. Im Innern der Erde ist der Hades und unterhalb der Tartarus. Als Maaß der Entfernung gibt Hesiod an, daß ein Amboß 9 Tage und 9 Nächte zu fallen habe, um vom Himmel zur Erde oder von da in den Tartarus zu kommen.

Thales glaubte, die Erde schwimme auf dem Wasser etwa wie Holz, und erklärte daraus die Flüsse, Erdbeben u. s. w. Anaximander hielt die Erde für einen Cylinder, dessen Höhe dem dritten Theile der Breite gleich kommt. Nach Anaximenes

hat die Erde die Gestalt eines Trapezes oder Tisches. Diogenes aus Apollonia meinte, die Erde sey aus Luft entstanden und rund. Xenophanes läßt sie aus Luft und Feuer entstanden seyn und ihre Wurzeln bis ins Unendliche treiben. Pythagoras und Parmenides scheinen sich für die Kugelgestalt ausgesprochen zu haben, während Leucipp die Tympanongestalt für die richtige hielt. Die Ansicht von der Kugelgestalt erhielt das Uebergewicht durch Aristoteles, und sie hat nach ihm vorzüglich durch die Beweise von Dicaearchus und Archimedes bekräftigt die andern Ansichten verdrängt.

Die Römer, die Erben griechischer Intelligenz, betrachteten dieselbe als ausgemachte Thatsache.

Die verschiedenen Ansichten über die Gestalt der Erde theilt der Verf., indem er bis in die neueren Zeiten übergeht, in vier Perioden.

a) Von der frühesten Zeit bis auf Aristoteles: Vorstellung von der kreisrunden und länglichrunden Scheibenform, Discusform, Cylinderform mit hervorragender ebener Oberfläche, Tympanonform der Erdoberfläche, Würfelgestalt und Cylindergestalt mit 2 ebenen Grundflächen. b) Von Aristoteles bis Huygens und Newton: Lehre von der Kugelgestalt der Erde. c) Von Huygens und Newtons Lehre von der sphäroidischen Gestalt mit verkürzter Rotationsaxe. d) Untersuchung der Unregelmäßigkeiten in dieser Gestalt.

2. Ort der Erde. — Auch hier beginnen wir mit der den Sinnen am meisten entsprechenden Ansicht, nämlich, daß die Erde ruhe, unter ihr Hades und Tartarus, über ihr der Himmel. Es ist dieses die Ansicht Homers, Hesiods. In der Mitte des Weltalls frey schwebend dachten sich die Erde: Anaximander und Aristoteles; unterstützt glaubte sie: Anaximenes. Philolaus ließ die Erde und eine Gegenerde um das Centralfeuer sich bewegen, um das auch die Sonne und die übrigen Planeten sich drehen. Plinius sprach sich für die Mittelpunktslage der Erde aus. Aristarch setzte die Sonne in die Mitte und ließ die Erde und die andern Planeten um sie kreisen; er hatte also ein System wie Copernicus, konnte jedoch damit nicht durchdringen, und Ptolemäus kehrte zu Aristoteles Lehre zurück, womit sich das Alterthum abschloß.

Auch hier ergeben sich mehrere Perioden. a) Von Anbeginn bis auf Anaximander. Die Erde wird als eine von Wasser (Okeanus) umgebene und auf einer Unterlage (Wasser, Luft, Wurzeln ꝛc.) ruhende Ebene gedacht, auf welche sich das feste (eherne, krystallene ꝛc.) Himmelsgewölbe in Gestalt einer Halbkugel stützt. Die Erde wird in der Mitte dieser Ebene liegend gedacht. b) Von Anaximander bis auf Aristoteles. Das Universum wird als eine Sphäre dargestellt, in deren Mittelpunkt die Erde freyschwebend und nicht unterstützt sich befindet. Die Kraft, welche die Erde in dieser Stellung erhält, wird als eine negative oder abstoßende betrachtet. c) Von Aristoteles bis Copernicus. Die Erde nimmt den Mittelpunkt des Weltalls ein. Sie wird durch eine ihr inwohnende Kraft (Schwerkraft) dahin getrieben und dort festgehalten. In dieser Periode bildet sich der Begriff der Schwerkraft. d) Von Copernicus an. Die Erde befindet sich nicht in der Mitte des Weltalls. Sie umkreiset die Sonne, den Centralpunkt unseres Planetensystems, in einer Entfernung von etwa 20000000 Meilen.

3. Bewegung der Erde. Beynahe alle Dichter und Philosophen des Alterthums erklärten sich, wie aus dem Obigen erhellt, für die Ruhe der Erde. Eine Ausnahme machen Philolaus, Heraclid, Ekphantus und Aristarch.

Bey den verschiedenen Ansichten lassen sich folgende Unterschiede machen. a) Ursprüngliche Ansicht von der Bewegungslosigkeit der Erde und der Bewegung der Sphäre mit den Sternen und den Himmelskörpern, um die Himmelserscheinungen zu erklären. — b) Versuch des Philolaus, die Erscheinungen durch Bewegung der Erde um einen Centralkörper zu erklären. — c) Versuch des Heraclid und Ekphantus den Wechsel von Tag und Nacht durch Drehung der Erde von Westen nach Osten zu erklären. d) Versuch des Aristarch, die Himmelserscheinungen dadurch zu erklären, daß er die Sonne in den Mittelpunct setzte, und die Erde sich um sie in jährlicher Bahn und mit täglicher Achsendrehung in Bewegung dachte. e) Feststellung der Ansicht des Aristoteles, daß die Erde durch Naturgesetze in den Mittelpunct der Sphäre getrieben werde und deßwegen dort unbeweglich ruhe.

Diese Ansicht blieb die herrschende bis Copernicus mit seinem System auftrat und die Grund-

lagen der gegenwärtig herrſchenden Anſicht ſchuf; er kannte aber nur Plutarch und Cicero, welche bloß das philolaiſche Syſtem und die Achſendrehung berühren, nicht aber Ariſtarchs Anſicht.

4. Schiefe Stellung der Erdaxe. — Sehr unklar waren in dieſer Beziehung die Begriffe der Alten. Leucipp erklärte ſich die Erſcheinung dadurch, daß die Erde gegen Süden geneigt ſey, weil dort weniger dichte Luft ſich befinde. Diogenes von Apollonia und Anaxagoras glaubten, die Welt ſey von ſelbſt oder durch göttliche Fügung gegen Süden geneigt. Philolaus erkannte eine Neigung der Bahn der Erde um das Centralfeuer gegen die Bahn der Sonne und ebendasſelbe. Zuerſt ſcheint Pythagoras die Schiefe der Ekliptik bemerkt zu haben, obwohl Oenopides aus Chios ſich das Verdienſt dieſer Entdeckung zuſchrieb.

Rückſichtlich der Größe der Schiefe haben wir verſchiedene Angaben. Doch wurde nach der Beſtimmung des Eratoſthenes dieſelbe als zwiſchen 23° 50′ und 23° 52′ 30″ fallend angenommen.

5. Größe der Erde. — Hier iſt nach dem Verf. zwiſchen der Größe der bewohnten Erde und der Größe des Himmelskörpers Erde zu unterſcheiden, obwohl beyde bey den Alten nicht immer ſtrenge getrennt waren.

Zu den Zeiten der älteſten Dichter und Philoſophen konnte natürlich von derartigen Beſtimmungen nicht die Rede ſeyn und man ſtellte die Frage erſt auf, als einmal von Anaximander der Verſuch gemacht worden war, die Erde bildlich darzuſtellen.

Die bewohnte Erde ſetzt Eratoſthenes in ihrer Länge (innerhalb der Säulen) auf 70,000 Stadien, die Breite auf 38,000 Stadien an. Andere Autoren finden wir mit anderen Angaben.

	Länge.		Breite.	
Eudoxus	70000	Stad.	d. Hälfte d. Länge.	
Hipparch	70000	„	37400	Stad.
Artemidor	68549	„	36000	„
Iſidorus	9818000	Schritte	—	
Mart. Capella	—		5462000	Schr.
Plinius	9818000	„	4490000	„
Ariſtoteles	70000	Stad.	40000	Stad.
Agathemeros	90000		40000	
	70000	„	29000	„

Bezüglich der Erde als Himmelskörper konnten erſt Beſtimmungen gemacht werden als die Kugelgeſtalt derſelben feſtgeſtellt war. Wir finden hier außer einigen Schätzungen die Berechnung des Eratoſthenes, die auf der verſchiedenen Länge des Schattens in Syene und Alexandrien beruht. Bey Cleomedes findet ſich die Nachricht, den Bewohnern von Lyſimachia und Syene ſey bezüglich der Kopf des Drachen und der Krebs im Scheitel; erſtere ſind 20000 Stadien, letztere $\frac{1}{15}$ der Peripherie von einander entfernt. Poſidonius berechnet den Umfang der Erde aus der verſchiedenen Höhe des Canopus zu Alexandrien und Rhodus.

Als Reſultate erhalten wir:

Größe des Erdumfanges

nach Ariſtoteles:	400000	Stad.
— Archimedes u. Cleomedes:	300000	„
— Eratoſthenes:	252000	„
— Poſidonius:	180000	„

Nach der Reduction auf deutſche Meilen $= \frac{22843}{570}$ Stad. ergeben ſich bezüglich: 9981, 7486, 6288, 4492 Meilen, während neuere Meſſungen denſelben zu 5400 Meilen feſtgeſtellt haben.

Recherches sur l'organe de l'ouie des mammifères.

(Schluß.)

Laſſen ſich alſo für die einzelnen Theile keine weiteren Differenzen in der Dichtigkeit dem Elaſticitätsmodulus der Befeſtigungsweiſe angeben, auf welche zu ſchließen man bisher wenigſtens gar kein Recht hat, ſo iſt die aufgeſtellte Theorie ſelbſt dann nicht zu halten, wenn man alle die beweglichen Theile der Schnecke ſelbſt für vollkommen fähig zu Beugungsſchwingungen erklären will. Denn während das Ohr 9 Octaven mit ihren einzelnen Intervallen zu unterſcheiden vermag, reichte das in der Schnecke befindliche Inſtrument nicht aus die proportionalen Schwingungsmengen der jenſeits der erſten Sexte gelegenen Töne wiederzugeben.

Am wenigſten könnte die zona pectinata bey der ganzen Vorrichtung etwas nützen, weil erſtens die Längen der mit Saiten verglichenen Streifen auf ihr in der ganzen Schnecke bis nahe dem Gipfel ſich gleich bleiben, zweytens weil Corti dieſe Streifen nicht über der Grundmembran der Zone frey hingeſpannt, ſondern mit ihr verwachſen ſeyn läßt, was natürlich ihre Einzelſchwingung von vorneherein unmöglich macht.

Ueber die Schwingungszahlen des ganzen membranöſen Spiralblattes kann man, wenn ſie auch fähig wäre an verſchiedenen Stellen ihrer ganzen Länge ungleich häufig zu ſchwingen, doch durchaus nichts Beſtimmtes angeben, weil man den Spannungsgrad an ihren einzelnen Stellen nicht kennt; und weil derſelbe möglicherweiſe gegen den Gipfel hin größer ſeyn, ſomit alſo auch die durch die größere Breite daſelbſt bedingte Verlangſamung der Schwingungen compenſiren könnte. Seiner Theorie zu Liebe hätte Corti geneigt ſeyn müſſen den von Todd und Bowman vermutheten musculus cochlearis zu adoptiren. Daß er dieß nicht gethan hat, giebt uns ein Zeugniß von der Gewiſſenhaftigkeit, mit welcher er bey der mikroſcopiſchen Diagnoſe verfährt. Daß wir jenes Gebilde als Muskel zu deuten nicht drängen, iſt weniger verdienſtvoll, weil wir ſeine Wirkung als Muskel nicht einſehen; indem man ſich nämlich leicht überzeugen kann, daß es bey der bloßen Fortpflanzung des Schalles ganz gleichgültig iſt, welchen Grad der Spannung eine ſo in Waſſer ausgebreitete Membran beſitzt, wie ſie durch die lamina spiralis membranacea dargeſtellt wird.

So viele Ausſtellungen wir auch an Corti's Hypotheſe zu machen hatten, und ſo wenig wir im Stande ſind an ihre Stelle eine beſſere zu ſetzen, ſo können wir nicht umhin in der ſo complicirten Anordnung der Theile der Schnecke einen Apparat zu erkennen, welcher akuſtiſchen Zwecken zu Liebe conſtruirt iſt und nicht bloß dazu beſtimmt erſcheint, als eine indifferente Unterlage für eine möglichſt ausgedehnte Entwicklung der Nervenfaſern im kleinſten Raum zu dienen.

Dürfen wir bey der Betrachtung eines Organes vom vergleichend anatomiſchen Standpunkt aus an der Anſicht feſt halten, daß diejenigen

Theile die weſentlichſten ſind, welche gleich bey dem erſten Auftreten des Organes in der Thierreihe angetroffen werden, wie z. B. an dem Labyrinth das Vorhofbläschen, ſo wäre bey der Schnecke ein durch eine häutige Platte in zwey Gänge abgetheilter Canal das Schema, wobey dieſe Platte eine große Menge dicht nebeneinander ſtehender Streifen zeigt; denn dieſes iſt die Form, unter welcher das Schneckenrudiment des Vogels uns entgegentritt. Bey dieſem fehlen alle die beweglichen Anhängſel des membranöſen Spiralblattes; gleichwohl iſt bekannt genug, wie ſcharf gewiſſe Vogelarten die Tonunterſchiede aufzufaſſen vermögen, ſo daß ſie dieſelben mit Geläufigkeit ſelbſt wiederzugeben im Stande ſind.

Mit großer Wahrſcheinlichkeit ſind alle weiteren Vorrichtungen Compenſationsmittel oder ganz allein für Verdichtungs- und Verdünnungswellen berechnet, deren Verhältniß jedoch zu den beſtimmten Formen der Theile, welche in der Schnecke enthalten ſind, erſt dann erkannt werden kann, wenn unſere phyſikaliſchen Kenntniſſe von derartigen Molekularvorgängen mehr erweitert ſeyn werden.

Ich enthalte mich daher jeder Hypotheſe, ſo ſehr auch ein ſo eleganter Apparat, wie der hier beſprochene, zur Aufſtellung einer ſolchen verlocken könnte, und halte es für ganz verzeihlich, wenn Corti dieſer Neigung nachgegeben, und eine Theorie verſucht hat, wenn ſie uns auch nur Gelegenheit gab genauer zu prüfen, welchen Zweck die einzelnen Theile dieſer Vorrichtung **nicht** haben können und welche uns in der Anſicht beſtärken mußte, daß auch die Schnecke nur dazu diene den Gehörnerv Einflüſſen auszuſetzen, welche in der Form des fortſchreitenden Stoßes, der Verdichtungs- und Verdünnungswellen allein auf ihn einzuwirken im Stande ſind.

Dr. E. Harleß.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.
Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 2. August las Hr. Hofbibliothekcustos Krabinger:

Ueber den Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten n. Chr.

Was ich in dem am 7. Juli 1849. hier gehaltenen Vortrage über Synesios von Kyrene und seinen Aufenthalt zu Constantinopel in den Jahren 397 — 400 n. Chr. [1]) über den zunehmenden Ruin dieser einst so berühmten und blühenden Landschaft, bey deren prachtvollen Trümmern noch heutiges Tages gelehrte Reisende [2]) mit Staunen und Wehmuth verweilen, nur kurz angedeutet habe, will ich heute weiter ausführen.

Von den Zuständen Kyrenaika's, welches, von dem letzten Könige der Kyrenäer, Ptolemäos Apion, dem Römervolke als Erbtheil vermacht [3]), Anfangs einen kleinen Freystaat unter römischer Hoheit gebildet hatte [4]), später aber eine römische Provinz unter proprätorischer Statthalterschaft [5]) gewotden, und, einige Zeit nachher, im Jahre 27 v. Chr., von Augustus mit der Insel Creta vereinigt und dem Senate zugetheilt, von einem Proconsul verwaltet wurde [6]), haben wir aus der Kaiserzeit nur spärliche Nachrichten; sey es, daß der Römer, welcher Alles nach der Größe des Umfangs und des Ertrages maß, die entfernt liegenden und kleinern Provinzen wenig beachtete, oder daß der häufige Wechsel der Herrscher, von denen die meisten despotisch walteten, die vielen innern und auswärtigen Kriege, die wiederholten Einfälle barbarischer Völker, die furchtbaren Aufstände in den Provinzen und andere denkwürdige Ereignisse die Aufmerksamkeit der Schreibenden auf wichtiger scheinende Gegenstände lenkten. So viel ist gewiß, daß die von Augustus getroffene Einrichtung auch unter seinen Nachfolgern in der nämlichen Weise bis auf Diocletianus oder Constantinus den Großen fortbestanden habe [7]), so daß die Städte Kyrenaika's das Recht sich selbst zu verwalten behielten und ihren eigenen Senat und ihre eigenen obrigkeitlichen Personen hatten [8]).

1) S. Bulletin d. k. Akad. d. W. 1849. Nr. 32 ff. oder gelehrte Anzeigen 1849. Nr. 205 ff.

2) Le Maire in Paul Lucas Voyage dans la Grece etc. T. II. p. 114. sq., Paol. della Cella (Reise von Tripolis an die Gränze von Aegypten im J. 1817. in Bertuchs neuer Biblioth. der wichtigsten Reisebeschreib. II. Hälfte der I. Centur. Bd. XXIX. S. 96. ff. u. J. R. Pacho in seiner Relation d'un Voyage dans la Marmarique, la Cyrénaïque etc. Paris. 1827. 4. mit Atl. in Fol.

3) Thrige Res Cyrenensium p. 274. seqq.

4) Livius epit. libri LXX.

5) Spanheim Observatt. in Callimach. p. 87.

6) Clausen de Synesio philosopho p. 193. sq.

7) Ebend.

8) Rasche Lexic. univers. rei numar. vett. T. I.

Sowie während der Republik, ebenſo erlaubten ſich zur Kaiſerzeit die Statthalter in den Provinzen oft die größten Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, den ihnen anvertrauten Poſten als eine reiche Goldgrube betrachtend [9]).

Solche Plünderer hatte von Zeit zu Zeit auch Kyrene. Unter der Regierung des Tiberius (21 n. Chr.) belangte, wie Tacitus [10]) berichtet, Ancharius Priſcus den Proconſul Cäſius Cordus wegen Erpreſſungen, wegen welcher er im folgenden Jahre verurtheilt wurde. Unter Nero (60 n. Chr.) wurde Pedius Bläſus auf die Anklage der Kyrenäer, daß er den Schatz des Aeſculapius angegriffen und bey der Truppenaushebung ſich Beſtechung und Parteylichkeit habe zu Schulden kommen laſſen, aus dem Senat geſtoſſen [11]), und unter Veſpaſianus (71 n. Chr.) Antonius Flamma nach dem Erſtattungsgeſetze und ſeiner Grauſamkeit wegen mit der Verbannung beſtraft [12]).

Unter dem letztern Beherrſcher der Römer und faſt zu gleicher Zeit zieht ein anderes für Kyrenaika unheilvolles Ereigniß unſere Aufmerkſamkeit auf ſich. Nach Flavius Joſephus [13]) zettelte nämlich der Jude Jonathan, ſeines Handwerks ein Weber, ein Erzböſewicht, welcher zur berichtigten Horde der Meuchler gehörte, und aus Alexandria entflohen war, ſowohl in Kyrene, als in den benachbarten Städten einen Aufruhr an und verführte zweytauſend Einwohner. Durch ſeine Ränke und Verleumdungen verleitete er, als er gefangen worden, ſogar den römiſchen Statthalter Catullus, daß er dreytauſend Juden auf einmal hinrichten ließ.

Weit verderblicher noch und gräuelvoll war die Empörung, welche die in der Umgegend von Kyrene anſäſſigen Juden im achtzehnten Jahre der Regierung des Kaiſers Trajanus (116 n. Chr.) unter der Anführung eines gewiſſen Andreas erregten. Sie mordeten, wie Dio Caſſius [14]) erzählt [15]), Römer und Griechen, aſſen ihr Fleiſch, umwanden ſich mit ihren Gedärmen, beſtrichen ſich mit ihrem Blute und zogen ihre Häute an. Viele durchſägten ſie ſogar in der Mitte vom Scheitel herab, warfen andere wilden Thieren vor und zwangen wieder andere zum Zweykampfe, ſo daß zweymalhundertzwanzigtauſend Menſchen umkamen und die Provinz ganz entvölkert wurde [16]). Um ihr wieder aufzuhelfen, ſchickte der Kaiſer Hadrianus im Jahre 122. Pflanzer dahin [17]). Aus Dankbarkeit für dieſe großmüthige Unterſtützung ließ der Senat eine Münze prägen mit dem Kopfe des Hadrianus und der Aufſchrift RESTITVTORI AVG. LIBYAE. S. C. [18]). In dieſe Zeit fällt ganz gewiß auch die Gründung einer neuen Stadt zwiſchen Teuchira und Berenike, welche von dem Erbauer den Namen Adriane oder Hadrianopolis erhielt [19]).

Daß unter der Regierung des nämlichen Kaiſers, im J. 133., als ganz Judäa, um an den Römern Rache zu nehmen, weil ſie dort, wo einſt Jeruſalem geſtanden, eine neue Stadt, Aelia Capitolina, erbaut und an die Stelle des Tempels einen andern dem Jupiter zu Ehren aufgeführt hatten, ſich erhob, die Juden aus allen Ländern ſchaarenweiſe ihrem Mutterlande zueilten und das ganze Römerreich darüber in Bewegung kam, da viele

P. poster. p. 1165. D. a. u. Mannert Geograph. der Griechen und Römer Th. X. Abth. 2. S. 75.

9) Schloſſer in der univerſalhiſt. Ueberſ. d. Geſch. d. alt. Welt Th. III. Abth. I. S. 334. f.

10) Jahrbb. III. 38. u. 70.

11) Tacit. Jahrbb. XIV. 18.

12) Tacit. Hiſtor. IV. 45.

13) Geſch. d. Jüd. Kr. VII. 11, 1. f. u. Selbſtbiograph. K. 76. Vgl. Zonaras Jahrbb. VI. 29. Bd. I. S. 561. ed. Pinder. Ueber die Rotte der Meuchler ſ. Joſeph. Geſch. d. Jüd. Kr. VII. 8, 1. u. 10, 1.

14) Richtiger Caſſius Dio. S. Creuzer in d. Münchener gelehrten Anzeigen 1851. Bd. XXXIII. Nr. 4. S. 38. Not. 2.

15) LXVIII. 32. Euſeb. Kirchengeſch. IV. 2. u. Chronicc. Canon. lib. poster. p. 381. ed. A. Mai u. Zonaras Jahrbb. XI. 22. Bd. II. S. 513.

16) Oroſius VII. 12.

17) Oroſ. a. a. O. u. Euſeb. chron. Can. l. c. p. 382.

18) Eckhel Doctr. numorr. vett. P. II. Vol. I. p. 497.

19) Mannert Geogr. d. Gr. u. Röm. Th. X. Abth. 2. S. 87.

Andere des Gewinnes wegen ſich an die Juden anſchloſſen und den Römern großen Schaden zufügten, auch die libyſche Pentapolis ſchweres Unglück erlitten habe [20]), unterliegt wohl keinem Zweifel.

Allein nicht bloß politiſche, ſondern auch phyſiſche Ereigniſſe griffen auf die nachdrücklichſte Weiſe in die Schickſale Kyrenaika's ein. Unter den Kaiſern Gallus und Voluſianus und unter Valerianus und Gallienus richtete im ganzen Römerreiche, wie gleichzeitige Schriftſteller [21]) erzählen, die Peſt furchtbare Verheerungen an. Sie brach im J. 252. [22]) in Aethiopien [23]), der Heimat der Seuchen, aus, wie einſt jene denkwürdige, welche im peloponneſiſchen Kriege in Athen wüthete, nachdem ſie eben daſelbſt ihren Anfang genommen und ſodann nach Aegypten und Griechenland ſich verbreitet hatte. Dießmal aber drang ſie nach Alexandria und Aegypten herab und zog ſich von da nach Nordafrica. Dem Oroſius [24]) zufolge blieb faſt keine Provinz, kein Staat, kein Haus davon verſchont und nach Kedrenos dauerte ſie fünfzehn Jahre, indem ſie jedesmal im Herbſte begann und bis zum Aufgang des Hundsſterns anhielt [25]). „Unerhört war," wie Pontius [26]) berichtet, „die Verwüſtung, welche dieſe ſcheußliche Krankheit anrichtete; ſie raffte den Tag hindurch mit dem größten Ungeſtüm eine unzählige Menſchenmenge weg und verbreitete ſich von Haus zu Haus unter dem angſterfüllten Volke." Daß ſie nach der Richtung, die ſie genommen, zu urtheilen, und bey der allgemeinen Verbreitung und langen Dauer Kyrenaika unberührt gelaſſen haben dürfte, iſt nicht wohl denkbar. Dazu kamen von Zeit zu Zeit heftige Erdbeben [27]). Eine der ſchrecklichſten Landplagen waren die gewaltigen Heuſchreckenſchwärme, welche, von dem Mittagswinde herbeygeführt, die Saaten und Rinde der Bäume verzehrten und, wenn ſie von dem nämlichen Winde in das Meer geworfen und todt von der Fluth an das Ufer geſchwemmt worden, durch die Fäulniß und den Geſtank, den ſie verbreiteten, die Luft ganz verpeſteten; Hungersnoth und Seuchen waren die unausbleibliche Folge [28]). Deßhalb war ſchon in ältern Zeiten von den Römern den Kyrenäern unter Androhung ſchwerer Strafe befohlen worden, die Heuſchrecken dreymal im Jahre zu bekriegen: zuerſt nämlich die Eyer, dann die Brut, zuletzt die Erwachſenen zu zertreten [29]). Die Befolgung dieſer weiſen Anordnung war aber ſpäterhin, wie es ſcheint, ganz aus der Acht gelaſſen worden.

Schweres Unglück anderer Art traf die Bewohner Kyrenaika's zu Ende des dritten und zu

---

20) Dio Caſſ. LXIX. 12. Euſeb. chr. Can. l. c. p. 381. 383. u. 384. u. Zonar. VI. 29. Bd. I. S. 561. u. XI. 23. Bd. II. S. 517. f. Denn in Kyrenaika war durch die Begünſtigung der Ptolemäer die jüdiſche Bevölkerung außerordentlich angewachſen. S. Thrige Res Cyrenens. p. 219. seqq.

21) Cyprian. üb. d. Sterblichkeit K. 10., Pontius im Leben d. h. Cyprian. K. 9., u. Dionyſ. von Alexandr. bey Euſeb. in der Kirchengeſch. VII. 21. u. beſond. 22.

22) Nach andern 255.

23) Kedren. Bd. I. S. 452. ed. Bekk.

24) Thukyd. II. 48. u. Lucret. VI. 1140.

24) VII. 21.

25) Kedren. a. a. O.

26) A. a. O. Wie ſich die Krankheit geäußert habe, erſieht man aus Cyprian a. a. O. und Gregor. von Nyſſa üb. d. Leben d. Gregor. Thaumat. in Gregor. Nyss. Opp. T. III. p. 576. C. Vgl. Schnurrers Chronik der Seuchen Th. I. S. 96. f. u. Haesers histor.-patholog. Untersuchungen als Beyträge zur Gesch. der Volkskrankheiten Th. I. S. 77. ff.

27) Syneſ. Br. 58. S. 201. u. Br. 67. S. 211. C.

28) Ebend. Br. 57. S. 192. B. u. 193. AB. u. Br. 58. S. 201. B. Vgl. Hieronym. in Joel c. 2. Tom. VI. p. 186. D. sq. u. 195. A. ed. Vallars. Eine unter dem Conſulate des M. Plautius Hypſäus und M. Fulvius Flaccus, im Jahre 125. vor Chr., auf dieſe Weiſe herbeygeführte Peſt hatte nämlich in Mauritanien, in Karthago, in Utika und in Kyrene unter Menſchen und Thieren furchtbare Verheerungen angerichtet. In Kyrene allein ſollen achttauſend Menſchen daran geſtorben ſeyn. S. Livius epit. libr. LX., Jul. Obſequens de Prodig. c. 90., Auguſtin. de civit. Dei III. 31. geg. d. E., Oroſ. V. 11.

29) Plin. Naturgeſch. XI. 35 (29.).

Anfang des vierten Jahrhundets unter der Herrſchaft des Diocletianus.

„Diocletianus, der Erfinder der Laſter und Urheber der Uebel," ſagt Lactantius [30]), „richtete durch Geiz und Furchtſamkeit alles zu Grunde. Er nahm drey Mitregenten an, theilte den Erdkreis in vier Theile (292) und vervielfältigte die Heere, indem jeder von ihnen eine weit größere Anzahl von Kriegern zu haben trachtete, als die vorigen Fürſten gehabt, da ſie allein den Staat verwalteten. Die Zahl der Empfangenden war um ſo viel größer, als die der Gebenden, daß, nachdem durch maßloſe Auflagen die Kräfte der Landbebauer erſchöpft waren, die Grundſtücke verlaſſen wurden und die bebauten Plätze ſich in Wald verwandelten. Und um Alles mit Schrecken zu erfüllen, wurden auch die Provinzen in Stücke zerſchnitten; jeder Bezirk und faſt jede Stadt erhielt eine Menge Vögte und mehrere Beamte, ebenſo eine Menge Rechnungsführer, Amtsgehülfen und Stellvertreter der Statthalter, und alle dieſe hatten ſehr ſelten mit bürgerlichen Verhandlungen, ſondern meiſtens nur mit Verurtheilungen und Gütereinziehungen, mit Beytreibungen unzähliger Dinge und bey dieſen Beytreibungen mit unerträglichen Plackereyen zu thun."

Als im J. 305. Diocletianus und Maximianus Herculius die Regierung niedergelegt und in das Privatleben ſich zurückgezogen hatten [31]), theilten die zwey andern Mitregenten, Conſtantius und Galerius, das Reich unter ſich [32]). Während der erſte mit Gallien ſich begnügte, fielen dem andern die übrigen Provinzen zu. Kaum aber hatte dieſer die höchſte Gewalt erlangt, ſo war ſein Streben einzig darauf gerichtet, den Erdkreis, den er ſich geöffnet, mit Drangſalen zu erfüllen [33]). Was aber das Elend und den Jammer öffentlich und allgemein machte, war der Cenſus, den er auf einmal in allen Provinzen und Städten ausſchreiben ließ. Das alle Begriffe überſteigende grauſame Verfahren, welches bey dieſer Vermögensſchätzung gehandhabt wurde, ſchildert Lactantius [34]) ſehr ausführlich.

(Fortſetzung folgt.)

30) De mort. persecut. c. 7.
31) Eutrop. Brev. histor. Rom. IX. 27. f.
32) Ebend. X. 1.
33) Lactantius in d. angef. Schrift c. 21. Vergl. c. 22.
34) C. 23.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Juli 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von Hrn. Dr. Ferdinand Piper in Berlin:

Ueber die Gründung der chriſtlich archäologiſchen Kunſtſammlung bey der Univerſität zu Berlin und das Verhältniß der chriſtlichen zu den klaſſiſchen Alterthümern. Berlin 1851. 8.

Von der Harmonie der Sphären. Berlin 1850. 8.

Vergleichender Kalender für 1851. Berlin 1851. 8.

Das St. Elmsfeuer. Berlin 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Fiſcher de Waldheim in Moskau:

Literae de ommatolampe et trachelacanthe. Mosquae 1851. 4.

Von Hrn. Dr. Goldenthal, Prof. in Wien:

Il Dante Ebreo ossia il Picciol Santuario, poema; dal Rabbi Mosè, medico di Rieti. Vienna 1851. 12.

Von Hrn. J. G. Krabinger, Cuſtos der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier:

Synesii Cyrenaei Opera. Tom. I.: Orationes et homiliarum fragmenta. Landishuti 1850. 8.

Von Hrn. Profeſſor Sillig in Dresden:

C. Plini secundi naturalis historiae libri XXXVII. Vol. I. Hamb. 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Spiegel, Profeſſor in Erlangen:

Avesta die heiligen Schriften der Parſen. Zum erſten Male im Grundtexte ſammt der Huzvâresch-Ueberſetzung herausgegeben. I. Abth. Leipz. 1851. 8.

Von der archäologiſchen Geſellſchaft in Athen:

Ἐπιγραφαὶ ἀνέκδοτοι. Athen 1851. 4.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.
Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten n. Chr.

(Fortsetzung.)

Im J. 323. schwang sich Flavius Valerius Constantinus zum Alleinherrscher empor. Dieser theilte im J. 331. das Reich in vier Theile, in den Orient, Illyricum, Italien und Gallien [35]). Jeder derselben stand unter einem Praefectus Praetorio, welcher mehrere Diöcesen unter sich hatte, von denen jede wieder mehrere Provinzen zählte. Die libysche Pentapolis wurde jetzt, wenn nicht schon unter Diocletianus, von Creta getrennt und bildete eine eigene Provinz der Diöcese Aegypten, welche, unter der Oberleitung des Praefectus Praetorio des Orients stehend, von einem Praefectus Augustalis verwaltet wurde, dem der Praeses (ἡγεμών) von Kyrenaika untergeordnet war [36]). Diese Einrichtung hatte sich noch bis zu Synesios Zeiten erhalten.

Daß nach solchen Katastrophen die so schwer bedrängte Pentapolis dem Untergange immer näher gebracht werden mußte, liegt klar vor Augen. Daher dürfen wir uns nicht wundern, wenn Ammianus berichtet [37]), daß um das J. 362. unter der Regierung des Kaisers Julianus Kyrene, die alte und einst so berühmte Hauptstadt des Landes, bereits „verödet“ war.

Wie anderwärts, so wütheten in der Folge auch in Kyrenaika, dem Sammelplatze der verschiedenartigsten Secten [38]), die Kämpfe der Arianer [39]) mit den Bekennern des Nikänischen Glaubensbekenntnisses; und während im Osten und Norden asiatische und europäische Barbaren das Reich überflutheten, brachen in Africa die raubgierigen Austorianer [40]) und andere maurische Völker, welche an

35) Zosimos II. 33, 2. S. hiezu Reitemeier S. 555. f.

36) Zosim. a. a. O. und d. Libell. provinciarum Roman. ed. ab Ant. Schonhovio (a. E. der Verheyk. Ausg. d. Eutrop.) p. 767., Belley Observations sur l'hist. et sur les monum. de la ville de Cyrène in d. Mém. de l'Acad. des inscriptt. et belles-lettres. Tom. XXXVII. p. 386., Clausen de Synes. philos. p. 194. seqq.

37) XXII. 16, 4.

38) Der Karpokratianer (s. Fuldner de Carpocratianis in Illgens historisch-theolog. Abhandlungen. III. Denkschr. d. histor.-theolog. Gesellsch. z. Leipz. S. 180. ff. u. Gesen. de Inscriptione Phoenicio-Graec. in Cyrenaica nuper reperta ad Carpocratianorum haeresin pertinente. Hal. 1825. 4.), Sabellianer (s. Dionys. v. Alex. bey Euseb. in d. Kirchengesch. VII. 6. u. 26.), Eunomianer (s. Synes. Br. 5.) u. A.

39) Der Arianismos hatte in Kyrenaika sehr um sich gegriffen. S. Clausen S. 162. f.

40) So Ammian. Marcellin. XXVI. 4, 5., anderwärts (XXVIII. 6, 1. u. 13.) hingegen gebraucht er Austurianer, Synesios Ausurianer (Br. 57. S. 193., A. u. B. Catastas. S. 300. B. 302. D.). Br. 78. 224. B. aber lesen die Ausgaben

die Provinz Tripolis gränzten, in den Jahren 364. und 370. in die römiſchen Beſitzungen ein und erfüllten alles mit Mord und Brand [41]). In dem darauf folgenden Jahre wurden die Maziker [42]), ein kriegeriſches und abgehärtetes Volk, öſtlich von dem cäſarienſiſchen Mauritanien wohnend [43]), mit den Römern handgemein. Wenn ſie ſich auch eine Zeit lang ruhig gehalten hatten, ſo ſtürmten ſie wie wilde Thiere wieder aus ihren Wohnſitzen hervor und zogen, durch einige gelungene Angriffe und Ueberfälle kühner gemacht und von Raubgier getrieben, immer weiter oſtwärts. Um das Jahr 395. verwüſteten die Mazaker und Auxorianer, wie ſie Philoſtorgios [44]) nennt, Libyen und einen Theil von Aegypten und drangen ſogar in die ſketiſche Wüſte ein.

Durch ſolche Unglücksſchläge außer Stand geſetzt, die Abgaben zu entrichten, ſahen ſich die Einwohner der Pentapolis, wie ich in meinem erſten Vortrage gezeigt habe, genöthigt, im J. 397. den gelehrteſten, freymüthigſten und beredteſten ihrer Mitbürger, den Philoſophen Syneſios, an das Hoflager nach Conſtantinopel zu ſenden, um den Kaiſer um Nachlaß der Steuern zu bitten. Syneſios war, nachdem er drey unſelige Jahre an dem thrakiſchen Bosporos zugebracht hatte, endlich ſo glücklich, ſeinem hartbedrängten Vaterlande Erleichterung zu verſchaffen. Bey ſeiner Rückkehr aber, im J. 400., fand er es ſchon wieder von barbariſchen Horden bekriegt [45]).

Unter dem Conſulate des Ariſtänetos, im J. 404. [46]), brachen, während die Hunnen in Thrakien einfielen und das öſtliche Illyrien verwüſteten und in Aſien die Iſaurier Alles verheerten [47]), die Maketer aufs Neue in das pentapolitaniſche Libyen ein [48]). Damals befehligte Kerealios [49]) das Heer in dieſer Provinz, ein Mann, um Geringes erkaufbar, unbekümmert um Ehre, unkriegeriſch, läſtig im Frieden, deſſen er ſehr kurze Zeit genoß; denn er bedurfte nicht lange, um Alles umzuſtürzen und in Verwirrung zu bringen. Was den Soldaten gehörte, eignete er ſich zu und bewilligte ihnen dafür Dienſtfreyheit, ihnen geſtattend, ſich dahin zu begeben, wo einer ſich nähren zu können glaubte. So machte er es mit den einheimiſchen; da er aber die fremden nicht ausbeuten konnte, ſo beutete er durch ſie [50]) die Städte aus, indem er dieſe Truppen nicht dahin führte und verſetzte, wo es zweckmäßiger, ſondern, wo es für ihn einträglicher war; denn da den Städten der Aufenthalt derſelben läſtig wurde, ſo fanden ſie ſich mit Gold ab. Bald erfuhren dieß die Maketer [51]) und das Gerücht verbreitete ſich von den Halbbarbaren zu den Barbaren. Dieſe ſtrömten ſogleich ſchaarenweiſe daher, ſchleppten die Jugend fort, verbrannten die Saaten und trieben die Heerden weg. Durch die Feigheit der Heerführer war das Land ohne Schwertſtreich in die Gewalt der Feinde gerathen; nur diejenigen, welche die feſten Plätze erreichten, kamen mit dem Leben davon, während die, welche auf den Ebenen ergriffen worden, wie Opferthiere hingeſchlachtet wurden. Kyrene fand ſich im Belagerungszuſtand, und man fürchtete, es möchte, wenn er ſich in die Länge zöge, Waſſermangel die Uebergabe der meiſten Burgen [52])

Ἀσυριανόν, die einen Handſchriften hingegen *Ἀσσυριανόν*, die andern *Ἀσυριανόν*. Philoſtorgios (Kirchengeſch. XI. 8.) ſchreibt Auxorianer. *Αὐσωριανοί* bieten der Wolfenbüttler und ein Münchner Cod. in d. Catast. des Syneſios S. 300. B.

41) Ammian a. a. O.

42) Ammian. XXIX. 5, 25. Syneſios (Br. 130. S. 265. A.) nennt ſie Maketer, Philoſtorgios a. a. O. Mazaker.

43) S. Valois z. Ammian. Marc. XXIX. 5, 17.

44) a. a. O.

45) Syneſ. Br. 61. S. 205. B.

46) Br. 133. S. 268. A. Vergl. Clauſen S. 36. u. 92.

47) Le Beau Hist. du Bas-Emp. par Saint-Martin. T. V. p. 250. sqq.

48) Syneſ. Br. 130. S. 265. A. u. Br. 132.

49) Br. 130. S. 264. A. f.

50) Ebend. S. 265. A., wo *δι' αὐτῶν* ſtatt *αὐτῶν* zu leſen iſt.

51) Ebend.

52) Von Sluge nach Kyrene, welche bloß drey Wegſtunden von einander entfernt ſind, traf della Cella nur auf Bruchſtücke alter Gebäude, zertrümmerte

erzwingen [53]). Als Kerealios sah, in welche Gefahr er das Land gebracht, ließ er sein Gold auf mit zwey Segeln versehene Frachtschiffe laden und ankerte auf hoher See. Eine kleine Jacht überbrachte seine Befehle: daß man innerhalb der Mauern bleiben, keiner über die Gräben setzen, noch den unbezwingbaren Feinden entgegenziehen soll; oder er erklärte hoch und theuer, daß er schuldlos sey. Zugleich gebot er, des Nachts vier Wachtposten auszustellen [54]).

In diesen Tagen der Gefahr übernahm nun Synesios, vermuthlich auf Verlangen seiner Mitbürger die Vertheidigung Kyrene's und zeigte sich als einsichtsvollen und unerschrockenen Führer, rastlos sorgend für die Rettung seiner theuren Vaterstadt. Wachend des Nachts auf den Zinnen derselben, sah er oft in der Stunde Lärmfeuer, zündete selbst sie an und gab den Andern Zeichen [55]). Sogleich nach Anbruch des Tages ritt er aus, so weit als nur möglich, und beobachtete, ganz Ohr und Aug, Alles sorgfältig, was die Plünderer trieben [56]). Nächtlicher Weile machte er mit der jungen Mannschaft die Runde um die Höhe. Auch hatte er in seinem Gefolge Krieger von der Schaar der Balagriten [57]), welche, ehe Kerealios die Statthalterschaft erhielt, berittene Bogenschützen waren; nachher aber, als dieser sein Amt antrat, da er ihnen die Pferde hatte verkaufen lassen, nur Bogenschützen wurden. Dem Synesios aber genügten sie auch als Unberittene; denn der Bogenschützen bedurfte er der Brunnen und des Flusses wegen, weil es innerhalb der Mauern an Wasser fehlte [58]). Zunächst hatte er sein Augenmerk auf die Verfertigung einer Maschine gerichtet, mit der man die größten Lasten von Steinen in die weiteste Entfernung von den Thürmen schleudern könnte [59]); auch ersuchte er seinen Freund Olympios, welcher sich in Seleukia aufhielt, ihm Bogen und besonders lange, mit eisernen Spitzen versehene und cylinderförmig gerundete Pfeile und brauchbare Pferdzäume zu schicken [60]). Doch zogen, wie es scheint, die Feinde des langen Weilens überdrüssig, damals wieder ab, nachdem sie allenthalben Alles ausgeplündert und verwüstet hatten, ohne daß Kyrene von ihnen eingenommen ward.

Aller Wahrscheinlichkeit nach aber wiederholten sie im nächsten Jahre ihren Einfall in das kyrenäische Gebiet [61]). Da Synesios sich auch jetzt voll

---

Schlösser ꝛc. „Damit," sagt er S. 97., „sind die Wege nach Kyrene wie bedeckt. Die Menge von Schlössern auf diesen Höhen machte mich zweifelhaft, ob es wirklich Wohnungen reicher und mächtiger Privatpersonen, oder ob sie zur Vertheidigung des Vaterlandes errichtet gewesen, oder endlich auch, ob, wenn von bewohnten und von Nomaden durchschwärmten Feldern die Rede wäre, der civilisirte Theil der Nation in der Vervielfältigung dieser Freystätten ein Mittel gefunden, sich dahin zu retten, wenn etwa die Einigkeit zwischen beyden Völkern aufgehoben war."

53) Synes. Br. 133. S. 269. C.

54) Br. 130. S. 265. CD.

55) Ebendas.

56) Br. 132. S. 267. D.

57) Br. 132. S. 268. A. Die Balagriten, deren Synes. auch Br. 104. S. 244. B. erwähnt, waren Bürger von Balagrä in Kyrenaika, welches vor Alters durch den aus Epidauros stammenden Asklepiosdienst (s. Pausanias II. 26, 9.) berühmt war. S. L. Dindorf in H. Steph. Thes. Graec. ling. Vol. II. S. 64. D. Siebelis z. Pausan. Bd. I. S. 230. und Mannerts Geogr. d. Gr. u. Röm. Th. X. Abth. II. S. 83. Pacho (Voyage dans la Marmarique et la Cyrénaïque p. 170.) glaubt das alte Balacris (Tab. Peuting. VIII. E. Vielmehr Balacra, wie Mannert a. a. O. gibt), nach Ptolemäos fünfzehn, nach der Peut. Taf. zwölf Mill. von Kyrene entfernt, in den ansehnlichen Ruinen des heutigen Béneghdem gefunden zu haben, und hält es, auf die libysche Stadt Balis (in der Nähe von Kyrene, s. Stephan von Byz. unt. d. W.) hindeutend, für eine Colonie der Phöniker, den Namen von der phönikischen Gottheit Baleus oder Baal ableitend. Irrig vermuthete demnach Clausen S. 209. Anm. 3., das Wort stamme von *Βούλγα*, Volga, so daß Bulgritae, Bulgari gemeint seyen, oder von *βαλλίζειν*, salire (also legio velox), da von berittenen Bogenschützen die Rede ist.

58) Br. 132. S. 268. A.

59) Br. 133. S. 269. D.

60) Ebendas. S. 270. A.

61) S. Clausens Chronotax. d. Br. d. Synes. am Ende seiner Commentat. de Synes. P. V. Br. 51—56. (nach seiner Anordnung) od. 107. 122. 113. 125. 108. 104.

Feuereifer an die Spitze der Landesvertheidigung stellte [62]), so müssen wir vermuthen, daß von Constantinopel aus die nöthigen Vorkehrungen für die Vertheidigung der Provinz nicht getroffen wurden, obgleich er im vorigen Jahre dem Kriegsminister Simplikios die bedrängte Lage derselben und das feige Benehmen des Kerealios mit den lebhaftesten Farben geschildert hatte [63]).

Während nun die Feinde Alles inne hatten, überall Beute machten, und täglich das Volk haufenweise hinschlachteten, sah man nirgends einen römischen Soldaten [64]). Die, denen oblag, das Land zu vertheidigen, hatten sich rings zerstreut und in Höhlen verkrochen. Diesem gesetzlosen Zustande ein Ende zu machen, war Synesios angelegentlichstes Streben [65]). Er ermunterte die Zagenden, und foderte sie auf, den Feinden entgegenzugehen und sich als Männer zu zeigen, ihnen das heldenmüthige Benehmen der Aurumitischen Priester, welche nach dem Gottesdienste das Landvolk versammelten, sogleich dem Feinde entgegenrückten, und ihn schlugen, als Muster, vorhaltend, und besonders den Diacon Faustus, welcher ohne Waffe, bloß mit einem Stein in der Hand, zuerst einen bewaffneten Feind getödtet, und, nachdem er ihm die Waffen abgenommen, Viele über ihm hingestreckt hatte, mit den größten Lobsprüchen erhebend [66]). Schon hatten die Barbaren, sich den südlichen Bezirken zuwendend, Battia verheert, Aprosylis angegriffen, die Saaten verbrannt, das Land verwüstet und die Weiber fortgeschleppt; ja nicht einmal des männlichen Geschlechtes geschont, obgleich sie früher die Knaben lebendig zu fangen pflegten [67]); da bot nun Synesios das Landvolk auf, bewaffnete es und schickte sich an, es mit den Feinden aufzunehmen. Er hatte eine bedeutende Menge zusammengebracht und hoffte, daß, wenn es zum Vorrücken käme, weit mehrere unaufgefodert sich anschließen würden [68]).

62) Br. 107, 113, 125.
63) Br. 130.
64) Br. 107.
65) Ebendas.
66) Br. 122.
67) Br. 125. S. 260. D.
68) Ebendas. S. 261. AB.

Man war bereits einige Male vergebens ausgerückt [69]), als eines Tages gegen die Abenddämmerung beyde Theile in gebirgiger Gegend einander zu Gesicht bekamen. Die Barbaren, armselige Männlein, die, wie es schien, der Hunger zum Kriege getrieben, stiegen, noch außer der Schußweite, von den Pferden, und rüsteten sich zum Kampfe. Das Nämliche that Synesios; denn die Gegend war zum Reiten nicht geeignet. In Schlachtordnung gestellt, erwarteten die Feinde ihre Gegner, um, wenn diese angriffen, sie abzuwehren. Da aber keiner der beyden Theile den Kampf begann, schlugen jene zuerst den links führenden Weg und nach ihnen die Kyrenäer den zur Rechten ein, keiner schneller, als Schritt für Schritt und langsam gehend, damit der Rückzug nicht einer Flucht ähnlich sähe [70]). Ob es später zu einem Treffen gekommen, oder die Feinde, mit der gemachten Beute sich begnügend, das Land verlassen haben, wissen wir nicht.

In diesem Jahre bekleidete Anthemios außer dem Consulate die Präfectur des Orients, die er neun Jahre lang verwaltete. Welch große Hoffnungen sein Name einflößte, ersieht man aus Johannes Chrysostomos, welcher aus Kukusum, dem Orte seiner Verbannung, an ihn schrieb [71]): er wünsche nicht ihm zum Consultate und zur Präfectur, sondern diesen beyden Würden Glück, weil sie nicht ihn schmückten, sondern von ihm geschmückt wurden; weil er jetzt in den Stand gesetzt sey, die glänzendsten Beweise seiner Weisheit und Leutseligkeit zu geben und von denen, welche von schwerem Unglück betroffen worden, tausend Gefahren abzuwenden, und weil die, welche Unrecht leiden, die Zeit seines hohen Amtes als ein gemeinsames Fest feyern werden.

(Schluß folgt.)

69) Br. 104. S. 244. B. und D.
70) Ebendas. S. 246. BC.
71) Br. 147. Bd. III. S. 686. ed. Montfauc.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8 September.
Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber den Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten n. Chr.

(Schluß.)

Synesios rühmt ihn, daß er die Fähigkeit, das Glück und die Geschicklichkeit besaß, die Staaten zu retten [72]), und erwähnt seiner öfter mit dem größten Lobe [73]). Um so befremdender aber ist es, daß unter diesem ausgezeichneten Staatsmann damals für die unglückliche Pentapolis nichts geschah. Nicht minder befremdet es, daß man bey der Besetzung der Präfecturen in den Provinzen höchst unvorsichtig zu Werke ging, so zwar, daß man, anstatt die rechtschaffensten Männer zu wählen, Leute von dem schlechtesten Rufe dahinschickte [74]); denn in diesen Zeitpunkt fällt die Ernennung eines gewissen Theilas, welcher in jüngeren Jahren das Kupplergeschäft mit Auszeichnung getrieben hatte (zu seiner Cohorte gehörte die Mime Andromache, die schönste Blüthe des Frauengeschlechtes damaliger Zeit), zum Heerführer der ehedem muthvollen markomannischen Soldtruppen in Kyrenaika, von denen man unter einem andern Befehlshaber Wunder der Tapferkeit hätte erwarten dürfen [75]), und bald darauf erhielt dort Johannes, ein Großsprecher und berühmt durch seine Gewandtheit im Fliehen [76]), durch den Einfluß des Verschnittenen Antiochos, des allvermögenden Günstlings des Kaisers Arkadius [77]), die Statthalterschaft.

72) Br. 73. S. 220. A.
73) Ebendaſ. S. 220. D. Br. 49. S. 187. D. Catast. S. 299 (nicht 301) C.
74) Br. 73. S. 221. A.
75) Br. 110. S. 252. D. f.
76) Br. 104. S. 243. D. 244. B. 245. D. 246. A. und CD.
77) Br. 110. S. 253. BC. Dieser Antiochos, von Theophanes (Bd. I. S. 125. et Classen) als θαυμαστὸς καὶ λογιώτατος ἀνὴρ gerühmt, hatte sowohl unter Arkadius, als unter dem minderjährigen Theodosios einen gewaltigen Einfluß auf Staatsangelegenheiten. Als Erzieher, Lehrer und Oberkammerherr des letztern benahm er sich aber so übermüthig, daß Pulcheria, des Kaisers ältere Schwester, als sie im Jahre 414 die Zügel der Herrschaft ergriff, ihn sogleich vom Hofe entfernte. S. Theophanes, S. 127. f. Doch wußte er sich nachher bey dem Kaiser wieder in Gunst zu setzen und gelangte sogar zur Würde eines Patriciers. Der Mißbrauch der kaiserlichen Gunst aber bewirkte endlich seinen Sturz. S. Theophanes. S. 148. Höchst charakteristisch ist die Stelle des Isidoros von Pelusion Br. I. 36., wo er ihm den Rath gibt: καὶ ἐπειδὴ οὐ μόνον διάκονος τυγχάνεις τῆς βασιλείας, ἀλλὰ καὶ ἄγεις αὐτὴν καθὼς βούλει, σπεῦσον ἀναῤῥῶσαι τὸ δίκαιον καταπεσὸν πρὸς ἀσθένειαν, ἢ μᾶλλον πρὸς αὐτὸν ὑπάρχον τὸν θάνατον, ἵνα τὸ δίκαιον εὕρῃς εὐμενὲς δικαστήριον, εἰ καὶ νῦν αὐτοῦ πολλάκις σοι ἐνθύμησις οὐχ ὑπέρχεται, ὑπὸ τῆς ὑπερφυοῦς φαντασίας ἐπτοημένῳ. Darnach zu urtheilen, dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß er das Haupthinderniß gewesen, daß der edle Anthemios mit seinen

Der Ausbund aber aller Schlechtigkeit und Verruchtheit unter den Landvögten Kyrenaika's war Andronikos von Berenike [78]), seines Gewerbes ein Thunfischfänger [79]), der während der Reichsverwaltung des Anthemios unter dem minderjährigen Theodosios dem jüngern durch Bestechung [80]) die Präfectur seines Vaterlandes erlangt hatte, obgleich ein altes Gesetz, welches vor Kurzem eingeschärft worden war, denjenigen, der sich um die Statthalterschaft seines Vaterlandes bewerben würde, mit vielen und schweren Strafen bedrohte [81]).

Andronikos trat sein Amt im Jahre 409 an [82]). Sein Vorgänger, Gennadios der Syrer, hatte der Pentapolis vielfachen Nutzen verschafft. Besonders wird an ihm gerühmt, daß er ohne Härte und Zwang bloß durch Klugheit und Ueberredung viel Geld in den Staatsschatz brachte, weßhalb Niemand eine Thräne vergoß, Niemand ein Grundstück verkaufte. Dessenungeachtet beschuldigte ihn Andronikos der Unterschlagung der öffentlichen Gelder und ließ einen Sachwalter, der sich nicht als Ankläger hatte gebrauchen lassen, in das Gefängniß werfen [83]).

Dieser Unmensch, von Synesios die ärgste Landplage [84]) genannt, ersann eine Menge der schrecklichsten Folterwerkzeuge [85]) um die rechtschaffensten und schuldlosesten Männer auf die unerhörteste Weise zu martern [86]). Zumeist hatte er es auf die Steuerpflichtigen abgesehen, von welchen er unter den verschiedensten Anschuldigungen Geld zu erpressen suchte [87]). Sein treuer Genosse und Rathgeber war Thoas, den er vom Gefängnißaufseher zum Gefälleinnehmer befördert hatte [88]). Keiner, der etwas besaß, kein Reicher kam ungegeißelt davon; ja, während der Sclave nach Hause eilte, um Gold herbeyzubringen, ward sein Gebieter gehauen und hatte schon einige Finger verloren [89]). Zu seinem Zeitvertreib ließ er den Maximinos und Kleinias [90]), die er wegen eines geheimnißvollen Traumes in den Kerker warf, holen und auf die Folterbank legen. Thoas hatte nämlich eine Reise nach Constantinopel gemacht und erzählte nach seiner Rückkehr, daß dem Anthemios, welcher damals am Fieber darniederlag, geträumt habe, er werde nicht eher genesen, als bis Maximinos und Kleinias getödtet worden [91]).

Diese gräuelvollen Auftritte veranlaßten den Synesios, welcher im Jahre 410 den Bischofsstuhl von Ptolemaïs [92]) bestiegen hatte, sich nach Constantinopel an Anastasios [93]), der dort in großem Ansehen stand, zu wenden, daß er allen seinen Einfluß aufbieten möchte, Ptolemaïs von jenem Ungeheuer zu befreyen. Da aber seine dringenden Vorstellungen ohne den gewünschten Erfolg geblieben und der Wütherich Frevel auf Frevel häufte und alle Ermahnungen des Bischofs fruchtlos waren [94]), beschloß Synesios, ihn und seine Genossen mit dem Kirchenbann zu belegen [95]).

Bald darauf wurde Anysios [96]) als Befehlshaber nach Kyrenaika geschickt, ein Mann voll Einsicht, Kriegsmuth und Thatkraft und unter allen Heerführern, welche je in die Provinz gekommen, der gottesfürchtigste und gerechteste.

---

weisen Rathschlägen nicht immer durchdringen konnte, und daß oft Menschen der schlechtesten Art zu den angesehensten Stellen befördert wurden.

78) Br. 57. S. 193. C. 195. B. 198. AB. Br. 58. S. 201. B. D. Br. 79. S. 224. C.
79) Br. 57. S. 197. D.
80) Br. 58. S. 201. B. und 202. A.
81) Br. 73. S. 220. D.
82) S. Clauf. Anmerk. 6. z. S. 203.
83) Br. 73. S. 221. C.
84) Br. 58. S. 201. B.
85) Ebendaf.
86) Br. 57. S. 195. C. und 197. A. Br. 58. S. 202. B. Br. 79. S. 224. C.
87) Br. 79. S. 224. CD.
88) Ebendaf. D.
89) Ebendaf.
90) Br. 79. S. 225. A. 227. D.
91) Ebendaf. S. 225. D. und 226. A—C.
92) S. Tillemont Mémoires pour servir a l'hist. ecclesiast. T. XII. p. 516. seqq., Stolbergs Gesch. d. Relig. Jes. Chr. Th. XV. S. 16 ff., Clausen p. 113. seqq.
93) Br. 79. S. 227. CD.
94) Br. 57. S. 195. D. 197. A. 198. A. und Br. 79. S. 226. D.
95) Br. 57. S. 198. B. und Br. 58. S. 202. D.
96) Br. 57. S. 193. B. und Catast. p. 306. D.

In diesem Jahre waren über tausend ausurianische Reiter [97]) in das Land gefallen. Anysios hatte nur vierzig Unnigarden [98]) um sich; denn dieser glaubte er sich zu Allem bedienen zu müssen, da er sich auf die dort stehenden zahlreichen römischen Truppen, sowohl Reiter, als Fußgänger, nicht verlassen konnte. Jene allein vermochten seine Entwürfe auszuführen. Mit dieser Rotte durcheilte er als ihr Führer und Mitkämpfer das Feld, erschien überall rasch und siegte, wo er sich zeigte. Er brachte den Feinden eine solche Niederlage bey, daß nur der fünfte Theil davon übrig blieb. Hätte er zweyhundert solcher Streiter gehabt, so hätte er den Krieg in das Land der Barbaren hinübergespielt. Einen weit schwierigeren Kampf jedoch kämpfte er gegen die Zügellosigkeit der heimischen Soldaten und gegen die Habsucht ihrer Anführer. Er nahm keine Geschenke an und verschmähte sogar rechtmäßigen Gewinn.

Unterdessen verübte Andronikos, obgleich er Besserung gelobt hatte, wieder die scheußlichsten Verbrechen: er verbannte die angesehensten Männer, ließ andere zu Tode martern und zog ihre Güter ein. Jetzt säumte Synesios gegen ihn nicht länger mit dem Kirchenbann, mit dem er ihn früher bedroht; den er aber auf die Fürsprache seiner ältern Amtsgenossen zurückgehalten hatte, ungeachtet er von Andronikos, weil er ihn zu gut kannte, keine Sinnesänderung erwartete [99]); doch zeigte er sich in der Folge, als er sah, daß er in das größte Elend gerieth, sanft und mitleidsvoll gegen ihn, und suchte seine unglückliche Lage so viel als möglich zu erleichtern [100]).

Da nun die Zeit der Statthalterschaft des Anysios bald dem Ende nahte, versammelten sich die dankbaren Pentapoliten und faßten den Beschluß, sich mit der Bitte an den Kaiser zu wenden, daß der wackere Befehlshaber nicht abberufen und die Zahl der tapfern Unnigarden auf zweyhundert erhöht werden möchte. Um diesem Gesuche Nachdruck zu geben, verfaßte Synesios seine Schrift zum Lobe des Anysios [101]). Allein so gerecht auch der Wunsch und die Bitte der Bewohner der Pentapolis war, so fanden sie doch kein Gehör; Anysios wurde abberufen und an seiner Statt der greise und kränkliche Innocentius [102]) als Dux nach Kyrenaika gesandt.

Ehe Anysios aus der Provinz schied, sprach Synesios in einem Schreiben, das er an ihn gerichtet [103]), noch den Wunsch aus: er möchte sich dafür verwenden, daß man den braven Unnigarden den Vorzug vor allen Soldaten, nicht bloß vor den heimischen, sondern auch vor denen, welche je als Hülfstruppen in diese Gegenden gekommen, einräumen; daß man sie nicht unter die heimischen einreihen und ihnen nicht alle Vortheile entziehen möchte, welche sie vor den andern bisher genossen. Zugleich fügte er den Wunsch bey: er möchte in einem Berichte an den Kaiser das Ansuchen stellen, daß die bisherige Anzahl derselben um hundert und sechzig vermehrt werden möchte.

Kaum aber war Anysios, der die Pentapolis noch ein Jahr aufrecht erhielt [104]), nach Constantinopel zurückgekehrt, als die Ausurianer, welche sich, so lange er die Heerführerstelle in der Provinz bekleidete, nicht mit ihrer ganzen Macht über das Land ergossen, sondern auf Streifereien sich verlegten, indem sie bald zurück-, bald heransprangen, mit ihren Reiterschaaren die Ebenen überschwemmten [105]). Die römischen Soldaten waren in den Mauern eingesperrt und die einen dahin die andern dorthin zerstreut, wie zur unseligen Zeit des Kerealios, ohne daß sie einander nützten, weil sie nicht vereint wirkten [106]). So hatten die Feinde gewon-

97) Catast. p. 305. D. seqq.

98) Die Unnigarden oder Hunnigarden, welcher Synesios auch Br. 78. S. 223. B. und 224. A. und Catast. p. 300. A. C. D. und p. 301. A. erwähnt, waren vermuthlich in römischem Solde stehende Hunnen. S. Clausen S. 209. Anm. 5. und Schlosser in d. universalhist. Uebers. d. Gesch. d. alt. Welt. Th. III. Abth. 3. S. 430.

99) Br. 72. und Br. 58. S. 203. A.

100) Br. 90 (nicht 89). S. 230. D. f.

101) S. 305. f. u. Catast. p. 299. D. f.

102) Catast. p. 299. A. und 302. A.

103) Br. 78.

104) Catast. p. 299. D. f. und Br. 59. S. 203. C.

105) Catast. p. 300. B.

106) Ebendas.

nenes Spiel. Sie, im vorigen Jahre rüstig und zur Flucht gewandt, belagerten jetzt die Städte, rissen die Mauern der Flecken nieder und breiteten sich mit dem Heere rings um die Städte aus [107]). Sie umgarnten das Land mit der größten Zuversicht; ihnen war kein Berg zu hoch, keine Burg zu fest; sie durchzogen das ganze Land, durchspähten jede Gegend und führten die Einwohner ohne Unterschied des Alters in die Sclaverey [108]); sie schonten nicht der Tempel, nicht der Heiligthümer [109]). An vielen Orten im Barkäer Gebiete wühlten sie die neuen Grabmäler auf; allenthalben im Rebengelände von Ptolemais steckten sie die Kirchen in Brand und verwandelten sie in Schutt. Die geweihten Tische benützten sie zur Fleischaustheilung und die heiligen Gefäße, welche zur Ausspendung des Abendmahls gebraucht wurden, wanderten in Feindes Land zum Dämonendienste; nichts zu erwähnen von den Burgen, die sie zerstörten. Fünftausend Kameele beluden sie mit der Beute und kehrten um das Dreyfache verstärkt zurück, weil sie sich durch den Zuwachs an den Gefangenen um so viel vermehrten. Pentapolis war eine Wüste geworden.

Auf den altersschwachen Innocentius folgte im Jahre 412 Marcellinus als Dux. Bey seiner Ankunft traf er die Städte im Kriegszustande, von außen bedrängt von der Menge und Wuth der Barbaren, von innen von der Zuchtlosigkeit der Soldaten und der Habgier der Feldhauptleute. Wie ein Gott erscheinend, bändigte er durch Eine Schlacht die Feinde, zügelte durch tägliche Wachsamkeit die ihm Untergebenen und stellte so die Ruhe in den Städten her, von beyden Uebeln sie befreyend; er verschmähte die Vortheile, die durch das Herkommen als rechtmäßig erschienen, ging nicht auf Reichthum aus, kränkte nicht die Armuth, und zeigte sich ehrerbietig gegen Gott, gerecht gegen die Bürger, leutselig gegen Hülfesuchende [110]).

So berichtete der Bischof Synesios in seinem und seiner Gemeinde Namen in dem darauffolgenden Jahre an den Kriegsminister Simplikios [111]), als Marcellinus nach seiner Zurückkunft nach Constantinopel von seinen ränkevollen Gegnern in den Anklagestand versetzt worden war. Synesios und die Ptolemaïten hätten gewünscht, daß die Verhandlung bey ihnen Statt gefunden hätte, damit er und seine Gemeinde sich sowohl allgemein als einzeln dabey hätten betheiligen können, um dem vortrefflichen Marcellinus den Tribut ihrer Dankbarkeit darzubringen. Der Bischof würde im Namen der Gemeinde das Wort geführt haben. Da aber dieß unmöglich war, so legte er unaufgefordert schriftliches Zeugniß ab.

Damit endet die politische Thätigkeit des Synesios, der mit treuer Liebe an seinem Vaterlande hing, für dasselbe lebte und litt [112]). Höchst wahrscheinlich starb er nicht lange nachher [113]), von Gram gebeugt, einerseits über die traurigen Geschicke, welche über Kyrenaika hereinbrachen [114]), andrerseits über die häuslichen Unfälle, die ihn trafen [115]). Großen Kummer verursachte ihm auch, daß er nicht so, wie er gewünscht, für das allgemeine Beste wirken konnte [116]). Mit seinem beredten Munde verstummte zugleich die Geschichte der libyschen Pentapolis.

107) Ebendas.
108) Ebendas. S. 301. B.
109) Ebendas. S. 302. A—D.
110) Br. 62. S. 205. CD.

111) S. Clausen S. 223. Anm. 3 und S. 207. Anm. 4.
112) Br. 94. S. 232. C. und Hymn. III. 435. ff. und 473. ff.
113) Entweder im J. 414 oder 415. S. Clausen S. 226.
114) Catast. p. 299 (nicht 301). D. 302. C 303. A.
115) Synesios lebte, ehe er Bischof wurde, in glücklicher Ehe, und hatte drey Söhne, welche ihm in kurzer Zeit nacheinander durch den Tod entrissen wurden. Der letzte starb vor der Belagerung von Ptolemais im Jahre 411. S. Br. 70. und 126. Ferner Br. 10. S. 170. C. u. Br. 16. S. 173. AB. Vgl. Clausen S. 223. Anm. 2.
116) Man sehe Br. 57. S. 194. A. und vergleiche damit Br. 79. S. 226. D. 227. B. und C. und Br. 81. an die Philosophin Hypatia.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Coup d'oeil général sur les Possesions Néerlandaises dans l'Inde Archipelagique, par J. C. Temminck. Leide 1849. 3 Vol. 8.

Zwey Jahrhunderte lang war Holland die herrschende Macht in der östlichen Inselwelt und sie blieb, trotz der 1781 gegründeten batavischen Genossenschaft für Künste und Wissenschaften, mit dem Schleyer des Geheimnisses umzogen. Die Werke der Prädikanten und einiger deutschen Aerzte im Dienste der holländischen Kompagnie, wie Valentyn und Kämpfer, bilden rühmliche Ausnahmen. Wenige Jahre der englischen Herrschaft auf Java und den Molukken genügten, eine gründliche Kenntniß der Reiche der Natur und des Geistes anzubahnen. Durch die Arbeiten von Marsden und Leyden, Raffles und Crawfurd sind erst die Malayen, Javanen und Bugis in die Weltgeschichte eingeführt worden. Alle die aus Nacheiferung der Briten hervorgegangenen Bestrebungen, die Unternehmungen der Holländer unserer Tage zu Wasser und zu Land, die neuen Kolonien und Häfen, die wissenschaftlichen Expeditionen und schriftstellerischen Erzeugnisse blieben großentheils hinter dem englischen Musterbilde zurück und entsprachen kaum, was auch Temminck wiederholt beklagt, den billigsten Erwartungen. Das Werk des Hrn. Temminck selbst bleibt ebenfalls bey allem schätzbaren statistischen Material, welches es darbietet, hinter den ähnlichen Arbeiten der Engländer zurück, um deren Schmähungen zu widerlegen es vorzüglich unternommen wurde. Ein Hauptgrund der Mangelhaftigkeit der Uebersicht der niederländischen Besitzungen im indischen Archipelagus besteht wohl in der Zertheilung des Stoffes nach Gruppen, wodurch die zusammengehörenden Thatsachen auseinandergerissen und häufige Wiederholungen nothwendig werden. Der erste Band beschreibt die Java-Gruppe; der zweyte Sumatra und Borneo; der dritte Celebes, Halmahera, Timor, die Molukken, dann die noch weiter östlichen Inselgruppen und den Theil Papuaniens, welcher den Holländern gehört. Die Geographie und Naturgeschichte, die statistischen Verhältnisse und die historischen Begebenheiten dieser Inselwelt werden dann in besondern Abschnitten dargestellt. Es finden sich hier eine große Anzahl zum Theil aus amtlichen Quellen geschöpfter neuer Thatsachen, die sich leicht zu einem vollständigen gerundeten Gemälde des niederländisch-östlichen Kolonialreiches vereinigen ließen. Die natürlichen und ethnographischen Verhältnisse, die geschichtlichen Ereignisse und staatlichen Vorkehrungen auf allen diesen Inseln gleichen sich in dem Grade, daß die einzelnen Gruppen nur wenig Eigenthümliches darbieten.

Wie diese Inselwelt eine Fortsetzung des asiatischen Festlandes bildet, so ist auch ihre Bevölkerung nur eine Fortsetzung der südasiatischen; die Richtung, welche die unterirdische Kraft in der Bildung der Inseln nahm, bezeichnet auch den Weg der Wanderung. Einzelne Personen und Familien, die zufällig diese oder jene Straße einschlugen, wurden die Gründer ganzer Stämme. Die Bevölkerung, durch das Meer von den großen Ebenen und langen Thälern des

Festlandes abgeschnitten, durch hohe Berge und dichte Wälder eingeschlossen, konnte sich aber nur wenig vermehren. Ebenso beschränkt und zufällig waren auch die Wanderungen von einer Insel zur andern. Wir können in der Geschichte der Inselwelt zwey große Perioden unterscheiden. Die erste, in der die Bewohner des asiatischen Tafellandes durch die südöstlichen Thäler und Berge wandernd an den Grenzen des Archipelagus erschienen, wo sie unter dem Einfluß ihrer neuen Heimat Nomaden wurden. Die zweyte, in der sie sich an den Ufern und über das Innere der zahlreichen Inseln ausbreiteten, dort eine Menge kleiner Stämme bildeten, die trotz der Familienähnlichkeit zu besonderer Sprache und Sitte emporwuchsen. In diesem Zustande von Einsamkeit und Verlassenheit wurden sie von den Reisenden der übrigen civilisirten Welt aufgefunden, die hier ihre Civilisation zu verbreiten suchten und wirklich verbreiteten. Aber dieselben Ursachen, welche die rohen Bewohner getrennt hielten und in viele Stämme sonderten, verhinderten auch die allgemeine Verbreitung der fremden Civilisation. Viele eingeborne Nomaden der See und des Waldes bieten dem europäischen Beobachter heutigen Tages noch die Eigenthümlichkeit einer Zeit dar, wo seine eigenen Vorfahren so roh und noch wilder waren. Wir begegnen im Innern der Wälder Menschen, die spärlich mit Baumrinde bedeckt sind. Sie leben von wilden Früchten und Thieren, die sie mit scharfen Augen gleich einem Raubthiere erspähen und mit vergifteten Pfeilen erlegen.

Wir sehen Leute in einsamen Buchten und Wasserstraßen auf kleinen Barken; sie sind ihre Wiege, ihr Haus und Todtenbette; die mehr cultivirten Stämme trennten sich von den übrigen und benützen nicht selten ihre geistige Ueberlegenheit zur Unterdrückung der Barbaren. Sie verwandeln die fruchtbaren Flächen in Reisfelder und beschatten die niedlichen Hütten aus Bambus, Nibong und Palmblätter mit dem schönen Kokosbaum. Rings um seine Wohnung baut der gebildete Pflanzer Früchte, um deren Wohlgeruch und Mannigfaltigkeit ihn der europäische Luxus beneidet. Hier stehen blühende Bäume und Stauden, wie sie kein Treibhaus des Westens besitzt. Ist die Aernte vorüber, dann sucht der Malaye den Wald durch und forscht nach indianischem Rohr, nach wohlriechenden Hölzern, Oel, Wachs, Gummi, Cautschuck, Guttapercha, nach Farben, Kampher, wilden Muskatnüssen und Elephantenzähnen. Der Küstenbewohner sammelt Fische, Fischmöven, Schnecken, Seegras, Schildkröten, seltene Korallen und Perlmutter. Der Bewohner der östlichen Inselgruppen macht jährlich große Reisen an die australischen Küsten, um den Trepang zu fangen. In vielen Gegenden gedeiht Pfeffer, Kaffee, Betel in sehr großer Menge; dann Tabak, Ingwer und andere Gewächse. Da, wo die eßbare Schwalbe lebt, wird in Bergen und Höhlen eifrig nach ihrem Neste geforscht. In vielen Theilen gräbt man Zinn, Spiesglas, Eisen, Gold und Diamanten. Die gebildeten Völker machen auch Kleider und Waffen, sowohl zum eigenen Gebrauch als zur Ausfuhr. Die Bugis, das erste Seevolk im Archipelagus, so wie viele malayische Handelsleute führen die Produkte ihres eigenen Landes und diejenigen, welche sie von benachbarten Stämmen und wilden Völkern eintauschen, zu Markte. Obwohl dem Bewohner des Archipelagus jener unermüdliche Fleiß mangelt, der den Europäer und den Chinesen auszeichnet, so gewährt seine Industrie doch einen mannigfachen erfreulichen Anblick. Er arbeitet aber nur so viel, als die Natur seines Landes erfordert; er braucht die Welt in keine Werkstätte zu verwandeln wie der Chinese, noch bedarf er großer Schätze, um sich gegen die rauhe Witterung und mißliche Zeiten zu schützen.

Während nun in den vulkanischen Gegenden von Java, Celebes und andern Theilen des Archipelagus die Bevölkerung zunahm, eine der Natur angemessene Industrie sich bildete und verschiedene Völkerschaften sich entwickelten, wurden andere von Natur weniger begünstigte Inseln der Sitz großer Räuberhorden, die von Zeit zu Zeit bedeutende Flotten aussenden, um die Seefahrer ihrer Güter und Freyheit zu berauben, und Frauen und Kinder der Heimat zu entführen. Aus den Buchten und Strömen von Borneo und Johor von den zahlreichen Inseln zwischen Singapura und Banka, sowie von andern Theilen des Archipelagus werden Jahr für

Jahr ſolche Fahrten ausgerüſtet. Keine Küſte iſt ſo dicht bevölkert, kein Hafen ſo gut geſchützt, um vor ihnen ſicher zu ſeyn; wo Kraft nicht hinreicht, nehmen ſie zur Liſt ihre Zuflucht. Es werden Menſchen am hellen Tage in den Häfen von Pinang und Singapura geſtohlen. Erſt vor Kurzem befreyten Holländer Leute aus der Sklaverey, die aus ihrer Wohnung in der Provinz Wellesley geſtohlen, dann durch den Hafen von Pinang und die Straße von Malacca gegen Süden geführt wurden. Der gewöhnliche Aufenthalt dieſer Seeräuber iſt nicht weit von den europäiſchen Niederlaſſungen. Die Seeräuber des Archipelagus werden aber in der nächſten Zeit dem mächtigern Arme Großbritaniens ebenſo unterliegen, wie dieß mit den Landräubern in Hindoſtan geſchehen iſt. Die Niederlaſſung der Engländer auf Borneo und die Koloniſirung der Inſel Labuan wird wohl einen neuen Abſchnitt bilden in der Culturgeſchichte der ſiebzehn bis achtzehn Millionen Inſaßen der ſüdaſiatiſchen Inſelwelt.

In den perſönlichen und geſelligen Verhältniſſen dieſer Völkerſchaften findet man eine wunderbare Miſchung von Einfachheit und Kunſttüchtigkeit, von Rohheit und Verfeinerung. Doch überwiegen die Tugenden bey weitem ihre Fehler. In ſittlicher Beziehung unterſcheiden ſie ſich ſehr und zwar zu ihrem Vortheile von den Chineſen und Hindu. Anziehend iſt die eigenthümliche Verbindung von Höflichkeit und Ungezwungenheit, welche ſie auszeichnet. Nirgends als in Piratenländern oder in jenen Gegenden, welche mit dem Europäer, dem gemeinen Chineſen und Hindu in Verbindung ſtehen, ſehen wir auch nicht bey dem Aermſten eine unverſchämte Miene oder einen frechen Blick. Nirgends eine Unbeſcheidenheit. Fluchen und Schimpfen iſt dem Eingebornen fremd. In ihrem gegenſeitigen Verkehr ſind ſie höflich, munter und offen, dabey klug und bedächtig. Ihre Unterhaltungen ſind verſchiedener Art. Sie lieben Muſik, Poeſie und Romane; ſogar im gewöhnlichen Leben bringen ſie gehaltvolle Bemerkungen, Sprüchwörter und poetiſche Anſpielungen vor. Wie die Pflanzen, ſo kommen auch die Menſchen des Archipelagus dem Europäer eine Zeit lang ganz fremd vor. Farbe, Geſichtszüge, Kleidung und Gewohnheiten, Sitten und Sprache ſcheinen die einer neuen Welt zu ſeyn. Aber mit dem Reiz der Neuheit ſchwindet auch dieſe Anſicht. Täglich ſieht man mehr, wie trotz der großen äußerlichen Verſchiedenheit, trotz einer andern Natur und Geſchichte, die weſentlichen innern Merkmale mit denen der Europäer übereinſtimmen. Je tiefer wir eindringen, deſto mehr zeigt ſich dieſe Uebereinſtimmung. Es ſind nicht bloß alle gemein menſchliche Eigenſchaften, es ſind eigenthümliche Sitten und Gebräuche, eigenthümliche abergläubiſche Anſichten, die mit den unſrigen übereinſtimmen. Und gerade in den entlegenſten Gebirgen des Archipelagus, wo die Menſchen ſeit Jahrtauſenden fern von allem fremden Einfluſſe leben, gerade dort finden wir die größte Aehnlichkeit mit den Bewohnern Europas. So ſehen wir bey dem Jakun, iſt auch ſeine Hüfte mit der Terapinde bekleidet, iſt er auch mit dem Sompitan und den vergifteten Pfeilen bewaffnet, dennoch dieſelben ſchlichten und muntern Sitten, dieſelben einfachen Ideen, wie der ungebildete Landmann in den entlegenen Gegenden unſers Erdtheils ſie hat. Wenn er von ſeinen Tänzen, ſeinen Liedern erzählt, ſo erinnert dieß unwillkürlich an die heitern, freyen, wenn auch etwas rohen Sitten der untern ländlichen Claſſen des Weſtens. Frey von den zurückſtoſſenden Vorurtheilen und dem gekünſtelten Schmucke der Hindu und Muſelman ſtimmen ihre Gebräuche mit denen des ungebildeten Europäers in vielen Beziehungen überein. Eine gleiche Stufe der Kultur erzeugt gleiche Sitten und Gewohnheiten.

Die urſprünglichen Zuſtände der indochineſiſchen Bevölkerung, der Bewohner des öſtlichen Inſelreiches und Auſtraliens, — welche größtentheils zu einer einzigen Menſchenraſſe gehören —, bevor ihrer Berührung mit den verſchiedenen Culturvölkern der Erde, mit den Chineſen, den Hindu, Arabern und Europäern, erkennt man heutigen Tags noch an den nicht unbedeutenden Reſten der Berg- und Waldbevölkerung dieſer Gegenden. Sie blieben innerhalb der Querthäler und Schluchten, innerhalb der Moore und Urwälder geſchützt, frey von dem Andrange der mannigfachen auf die Küſtenſtriche und Flachländer eindringenden Bildungsweiſen. So die Nagas in

Asam, die Kukis nordöstlich von Tschitagong, die Ahong der Insel Nias und mehrere andere Barbaren innerhalb der malayischen Halbinsel und der australischen Inselwelt, gemeinhin Arafura oder Harafura, richtiger Alfores oder Alforias, was freye Leute bedeutet, geheißen. Wilde Kraft und körperliche Ueberlegenheit gelten ihnen als die einzigen Vorzüge des Menschen. Nur die Köpfe erschlagener Feinde oder wenigstens ein einziger befähigen zur Heirath. Diese Wilden machen Einschnitte in ihre Körper, welche wie Ordenszeichen sich mehren, im Verhältniß zum Verdienste, zur Zahl der Ermordeten. Den bösen Geistern opfern sie Menschen, Schweine und Geflügel, um Unheil abzuwenden. Malt sich doch auch sonst ein Jeder den Gott nach seinem eigenen Bilde. Die Gesittung, welche Mariner auf Tonga und Cook auf Tahiti gefunden haben, gehört schon zu einer vorgerücktern Stufe der einheimischen Bildung.

Andere Stämme geben Zeugniß von der Berührung mit einer fremden Civilisation, obgleich sie noch auf dem breiten Grunde der Barbarey stehen, wie die Korinschi und Singo zu Apham, die Batta auf Sumatra und die Dajak in Borneo. Sie besitzen Schriftzeichen, gebrauchen Sonne, Mond und die fünf Planeten zur Bezeichnung der Wochentage; sie haben Vor- und Zunamen, führen Ehrenbenennungen und andere Auszeichnungen. Auch werden in den Gemarken dieser Barbaren Ruinen einzelner nach Indien weisender Gebäude vorgefunden, und viele an indische Religionen erinnernde Namen und Gebräuche. So verehren die Dajak neben ihrem einheimischen unsichtbaren Gotte Tuppa, den Battara oder Awatara der Hindu. Die Wochennamen der Batta und Javanen auf Bali und Siam sind, mundartige Verschiedenheiten abgerechnet, dieselben und stimmen bis auf zwey mit denen der Telugu im Süden der indischen Halbinsel zusammen.

Eine dritte Klasse lebte in einer dauernden Verbindung mit den civilisirten Völkern; es sind sogar Spuren vorhanden von einer auf dem Grunde der indischen Civilisation fortschreitenden Entwicklung. So die Malayen Menangkabus auf der Westküste Sumatras und das Reich Madjapahit zu Java. Selbst

der Name Malaye kann jetzt auf indischen Ursprung zurückgeführt werden. Ansiedler aus Malayala, das heißt, dem Gebirgslande der indischen Halbinsel, haben sich auf Sumatra niedergelassen; von diesen Malayalim oder Malabaren mögen anfänglich bloß die Küstenbewohner, dann eine ganze Abtheilung der Polynesier den Namen Malayen erhalten haben. Sind doch die Völkerbenennungen gewöhnlich fremden Ursprungs; die Einheimischen ersinnen keinen allgemeinen Namen; sie nennen sich nach ihren Stämmen und Wohnsitzen. Sitten und Gesetze der Malayen geben heutigen Tags noch ein lebendiges Zeugniß von diesen indischen Ansiedlungen, worunter wohl das unter den malayischen Muselman geltende Erbrecht der Nair am auffallendsten ist. Wegen der gewöhnlich stattfindenden Vielmännerey erben bey dem Stamme der Nair, nicht die für eigene Kinder geltenden Söhne und Töchter des Hauses, sondern die Schwesterkinder. Dasselbe Gesetz gilt in allen den verschiedenen Fürstenthümern, Stämmen und Familien der Malayen, obgleich hier der andere malabarische Brauch, aus welchem dieß Erbrecht hervorgegangen, der größte Gräuel wäre. Die Wohnungen in vereinzelten Höfen ringsum von Aeckern und Wiesen umgeben, wie sie in ächt germanischer Weise bey den Malayen stattfinden, so wie die Gemeindeverfassung scheint ebenfalls aus Malayalim entlehnt zu seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Coup-d'oeil général sur les Possessions Néerlandaises dans l'Inde Archipelagique, par C. J. Temminck.

(Fortsetzung.)

Wann dieſe indiſchen Koloniſationen begonnen und wie weit ſie ſich in öſtlicher Richtung verbreitet haben, wird wohl niemals mit Sicherheit beſtimmt werden können. Ihre Anfänge fallen ſicherlich bereits in die Jahrhunderte kurz vor unſerer Zeitrechnung. Die reichen Naturerzeugniſſe dieſer Länder, worunter auch die häufig vorgefundenen edlen Metalle, haben wohl bereits in ſehr frühen Zeiten die Chineſen und Hindu herangezogen. Der verſtändige auf Gewinn und Wohlleben ſinnende Bewohner des Mittelreichs hält ſich fern von jedem Fanatismus; fremde Völker zu bekehren iſt ſeine Sache nicht; die zahlreichen chineſiſchen Anſiedler ſind daher nirgendwo umgeſtaltenden Einfluſſes geweſen, obgleich ſie hie und da, wie auf Borneo, ſogar ſelbſtſtändige Reiche gegründet haben. Ganz anders der Hindu, vorzüglich der Hindu buddhiſtiſchen Glaubens. Die heilbringende Lehre des Schakiamuni allenthalben zu verkünden iſt ihm, wie dem Chriſten die Verbreitung des Evangeliums, vorgeſchrieben. Von Kalinga auf der Oſtſeite der indiſchen Halbinſel – des Talingana unſerer Tage – ſcheint vorzüglich die Verbreitung der Kultur und Religionen über die oſtaſiatiſchen Inſelgruppen ſelbſt bis zu den Papuas ausgegangen zu ſeyn. Kling heißen jetzt noch die Hindu bey den Javanen, Malayen und Bugis. Die griechiſchen Kauffahrer hörten in den Häfen Malabars von dieſer ausgedehnten, nach Oſten ſich erſtreckenden Welt aus dreyzehn bis vierzehnhundert Inſeln, und haben uns mehrere hierauf bezügliche, jetzt vollkommen verſtändliche Nachrichten und Namen überliefert. Sie kennen Javadiv und wiſſen, daß das Wort Gerſteninſel bedeutet; ſie kennen Theile Sumatras und Borneos, Banka- und die Sundainſeln, Sinda bey Ptolemäus; die im äußerſten Oſten gelegenen Maniola erinnern ſogar an Manilla der Philippinen. Ihre fiſcheſſenden Aethiopier, die wilden ſchwarzen Leute öſtlich des goldenen Cherſones ſind die Papua oder Nigritos Auſtraliens. Es nahm der Grieche Aethiops, Land der Aethiopier, in demſelben ausgebreiteten Sinne wie wir Schwarze und Land der Schwarzen. Dieſe Schwarzen, Papua d. h. Krauslockige nennt ſie der Malaye, erſtrecken ſich von der malayiſchen Halbinſel durch die Louiſiaden und Salomons zu den neuen Hebriden bis nach den Fidſchi-Inſeln, ihre äußerſte Grenze im Oſten. Die Fidſchi ſind die gebildetſten der ganzen öſtlichen Negerraſſe; ſie ſtehen nicht weit hinter ihren Nachbarn der Freundſchaftsinſeln zurück. Solche Nachrichten der Alten berechtigten zu der Annahme einer grenzenloſen Ausdehnung Aſiens nach Oſten und Mittag, welche, wie Marcian ſich ausdrückt, ſelbſt ein mit göttlicher Kenntniß verſehener Mann nicht beſtimmen könne. Sie wurde von den arabiſchen und europäiſchen Reiſenden des Mittelalters, namentlich durch die Berichte Marco Polos beſtätigt, und gab die nächſte Veranlaſſung zu dem folgenreichen Irrthum des Weltentdeckers Kolon.

Seit dem achten und neunten Jahrhundert beſuchen arabiſche Kaufleute und Geiſtliche die ſüdöſt-

lichen Länder und Inseln Asiens. Sie gründen Ansiedelungen an den Küsten und gewinnen dem Islam zahlreiche Anhänger, welche sich gegen die indische Civilisation, gegen die indischen Religionen — Brahmanismus und Buddhaismus standen hier in gleichem Ansehen — erheben und sie bis auf wenige sprechende Reste zu Boden schlagen. Stumme Zeugnisse in den Literaturen und Schriftformen, in den Bauwerken und Gesetzgebungen sind in großer Menge vorhanden. Die Inseln Lombok und Bali, deren Name selbst indisch ist und die mächtige bedeutet, wurden am wenigsten von den muselmanischen Einflüssen berührt. Das Hinduwesen hat sich hier so ziemlich unversehrt erhalten; selbst Bruchstücke der epischen Dichtungen und Wedas wurden in den letzten Jahren vorgefunden. Die östlichen Malayen bewahren noch einen Kastenunterschied, wovon unter den westlichen keine Spuren mehr vorhanden sind. Man unterscheidet dort drey Kasten: die Herrschenden, Bauersleute und Hörige, welche Frohndienste zu leisten haben, und mit dem Namen Marna, Ahar und Ahka, Worte ungewisser Bedeutung und Abstammung, bezeichnet werden. Die Araber kämpften und kämpfen ohne Unterlaß gegen diese Reste des Heidenthums. Sie hatten kurz vor der Ankunft der Portugiesen die Molukken erobert und ihren Einfluß bis nach Neu-Guinea und vielleicht noch weiter gen Südosten verbreitet. Auch ein Theil der Papua bekennt sich zum Islam.

Mit Ausnahme der Philippinas, wo die spanische Zwingherrschaft das, was man dort Christenthum nennt, mit unerbittlicher Grausamkeit aufnöthigte, wurde kein Land, keine Inselgruppe des östlichen Asiens zum Christenthume bekehrt. Die verschiedenen christlichen Nationen, welche seit dem Beginne der neuern Zeit in diesen Gegenden erscheinen, bezwecken bloß die Herabwürdigung und Knechtung ihrer Bewohner. Selbst die Verbreitung des Christenthums ist nur eine andere Form der Knechtschaft. Aus den blutigen Kämpfen zwischen den Portugiesen und Spaniern, zwischen Engländern und Holländern im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts ragen endlich die Letztern im östlichen Archipelagus als herrschende Nation hervor. Die Portugiesen müssen sich mit wenigen Besitzungen in den Molukken, die Spanier mit den Philippinas begnügen, und die Engländer halten es für geeignet, ihre Niederlassungen innerhalb der östlichen Gewässer bis auf das unbedeutende Benculen zu Sumatra ganz aufzugeben. Von den indischen Inseln richten die Holländer ihre Eroberungsplane gegen das Mittelreich und Japan, und im letztern Lande haben sie auch durch unterwürfiges, ehrloses Benehmen ein bis auf die Chinesen alle andern Völker ausschließendes Sonderrecht erworben. Dieses Kaufmannsvolk hat aber immer nur den augenblicklichen Vortheil erkannt und beachtet. Und so konnte es geschehen, daß die Besitznahme der auf den wiederholten Fahrten entdeckten Länder Australiens, weil Boden und Bevölkerung keine Handelsartikel darboten, verabsäumt wurde. Neuholland, Tasmanien, Van-Diemensland, Neuseeland und andere Namen zeugen für alle Zeiten von dem Unternehmungsgeiste und dem Ruhme, so wie von der Beschränktheit der holländisch-ostindischen Hansa und des ganzen Staates der Niederlande, welcher es nicht verstand, die beschränkte Selbstsucht dieser Handelsgesellschaft zu brechen. Und doch hatte bereits Johann de Witt im Einzelnen nachgewiesen, wie sehr diese Kompagnie dem Vortheil des ganzen Landes zuwiderhandle! In solcher Weise ist den Engländern der ganze fünfte Erdtheil aufbewahrt worden und zwar zum Heile der Menschheit. Hier wird sich, bevor noch das Jahrhundert zu Ende geht, ein neuer Staat auf dem naturgemäßen Grunde der Gleichheit und ebenmäßigen Berechtigung aller Genossen erheben, welchen in Asien eine so große Zukunft erwartet wie die Vereinigten Staaten in Amerika.

Der Krieg gegen Napoleon und seine Verbündeten gab England eine passende Gelegenheit seine Herrschaft über den östlichen Archipelagus, namentlich über die Molukken auszudehnen. Der Reichthum dieser Inseln an kostbaren Naturerzeugnissen war von jeher ihr Verderben; die Gewinnsucht der Holländer drückte noch härter als der Fanatismus der Portugiesen, am meisten aber auf die Gruppen Amboina, Banda und Ternate, welche man unter dem Namen der Molukken zusammenfaßt. Diejenigen Insassen, welche sich nicht unbedingt dem niederländischen Monopolienwesen fügten wurden vertrieben, wurden ermordet. Die Krämerey hatte selbst der Natur Schranken gesetzt.

Viele Gewürzbäume wurden ausgerissen und von reichlichen Aernten ein Theil vernichtet, damit der andere einen größeren Gewinn abwerfe. Die Auflösung der holländisch-ostindischen Kompagnie, nach einem beynahe zweyhundertjährigem Bestande (1602 bis 1795), änderte nichts in diesen schrecklichen Zuständen. Die unglücklichen Bewohner haßten von ganzem Herzen ihre Peiniger und wenn sie auch dem fremden Eroberer, erschlafft durch lange Knechtung, keine unmittelbare Hilfe leisteten, so enthielten sie sich doch jeder Theilnahme am Kampfe. Eine kleine zu Madras ausgerüstete Expedition nahm nach kurzem Widerstande (Oktober 1809) Amboina und bald darauf alle zur Gruppe gehörigen Inseln. Die Holländer ließ der britische Anführer nach Java bringen und die malayischen Truppen nahmen Dienst bey dem neuen Landesherrn. Der Kommandant Amboinas wurde auf Befehl des Oberstatthalters zu Batavia, General Dändels, wegen läßiger Vertheidigung als Verräther an Fürst und Vaterland erschossen. Im folgenden Jahre fielen auch Banda und Ternate, Inseln welche sämmtlich schon vor einigen Jahren (1796) von den Engländern genommen aber in Folge des Friedens von Amiens wieder herausgegeben wurden. Jetzt war den Holländern bloß Java geblieben. Marquis Wellesley dachte bereits an einen Zug gegen diese reiche Besitzung; die strengen Gegenbefehle der Obern und die großen Kosten des Unternehmens vermochten jedoch den Oberstatthalter den Plan aufzugeben. Jetzt aber gestattete die Einverleibung Hollands in das große Kaiserreich (1810) keine längere Zögerung. „Napoleon könnte die Inselgruppe zum Mittelpunkte seiner asiatischen Bestrebungen machen; in den Häfen möchten sich zahlreiche Schiffe sammeln zum Verderben der englischen Kauffahrer und des Weltverkehrs; im Innern des javanischen Landes würden große Truppenmassen angeworben, die von Franzosen unterstützt und angeführt, dem ganzen Bestand des anglo-indischen Reiches Gefahr bringen.“ Die Expedition ist beschlossen und dem Befehlshaber von Madras, Sir Samuel Auchmuty übertragen. Die Flotte unter dem Kontre-Admiral Stoford zählte über 90 Segel und führte an zwölftausend Mann Landungstruppen an Bord, zur Hälfte Europäer zur Hälfte Sipahis. Wäre General Dändels, ein Mann unbeugsamer Willens- und schneller Thatkraft, der ungescheut zu allen Mitteln auch den härtesten und schlechtesten griff, Statthalter geblieben, hätte er die Vertheidigung geleitet, die Engländer würden vielleicht Java gar nicht erobert, in jedem Falle aber einen hartnäckigen Widerstand gefunden haben. Napoleon hegte Mißtrauen gegen den General. Es wurde ihm berichtet, Dändels gedenke seine Unabhängigkeit zu erklären; der ehemalige Bürgermeister und Freund Pichegrus wollte sich als König der holländischen Besitzungen in Asien ausrufen lassen. Der Statthalter Javas wurde zurückgerufen, und General Janssens, Gouverneur des Kap zur Zeit der englischen Eroberung, an dessen Stelle ernannt (16. Mai 1811). Die Expedition von Madras gieng am 4. August 1811 in der Bucht Batavias vor Anker und schiffte einige Meilen östlich der Stadt ihre Truppen aus, ohne irgend einen Widerstand zu finden. Die verlassene Stadt mußte schnell von den Engländern besetzt werden um sie vor dem drohenden Untergange zu retten. General Janssens hatte sich nämlich mit den vorzüglichsten Einwohnern innerhalb der befestigten Linien zurückgezogen und die Residenz des niederländischen Kolonialreiches dem malayischen und javanischen Diebsgesindel preisgegeben. Bey dem Einzuge der Engländer stand bereits ein Theil Batavias in Flammen. Man zog jetzt rasch vorwärts gegen den Feind. Die Kantonirungen von Weltevreden wurden nach einem tapfern Widerstande von Seiten des General Jümel umgangen und genommen; dreyhundert Kanonen, viele Munition und anderes zahlreiche Kriegsgeräthe war die Beute des Siegers. Die Linien von Cornelis, wo Janssens selbst ein befestigtes Lager bezogen hatte, wurden nicht ohne großen Verlust durch den tapfern Oberst Gillespie erstürmt; es verloren die Engländer an Verwundeten und Todten 900 Mann, worunter 85 Offiziere. Der Verlust der Holländer und Franzosen war viel größer. Die Zahl der Gefangenen großentheils europäische Soldaten, worunter ein vor kurzem angelangtes Regiment Voltigeurs belief sich auf sechstausend Mann. Janssens sucht sich jetzt an einigen befestigten Stellungen auf der Ostseite der Insel längere Zeit zu halten, ein Beginnen, welches

ſchnell an der Treuloſigkeit der einheimiſchen Truppen ſcheiterte. Java und alle dazu gehörigen Inſeln werden nun durch Kapitulation (11. Sept. 1811) an Großbritanien überlaſſen; die Soldaten ſind Kriegsgefangene und kehren auf engliſchen Schiffen nach Europa zurück.

Sir Stamford Raffles, von der Regierung zu Pinang, benutzte ſeine günſtige Stellung zu vielſeitigen Forſchungen über die olivenfarbige Raſſe der Malayen und ſämmtlicher Bewohner im ſüdaſiatiſchen Meere.

Dieſem einſichtsvollen und kenntnißreichen Manne vertraute der Oberſtatthalter des angloindiſchen Reiches in hohem Grade; ſeine Rathſchläge und Anweiſungen waren maßgebend für die ganze Expedition.

Die Hanſa ſcheute der Unkoſten wegen den neuen Länderbeſitz. Iſt Java genommen, dann ſollen alle Feſtungswerke geſchleift und die ganze Gruppe den einheimiſchen Fürſten zurückgegeben werden, ſo lauteten die Verhaltungsbefehle des Direktoriums im indiſchen Hauſe. Lord Minto, welcher nach ſeinem Ausdrucke die Heerfahrt als Freywilliger begleitete, erkannte alsbald den Unverſtand und die Grauſamkeit dieſer Maßregel. Die ganze einträgliche Niederlaſſung wäre verwüſtet und ſämmtliche europäiſchen wie chineſiſchen Anſiedler höchſt wahrſcheinlich ermordet worden. Der Oberſtatthalter hielt es deßhalb für angemeſſen und nothwendig die Verhaltungsbefehle des Hofes zu beſeitigen und auf eigene Verantwortung in ſelbſtſtändiger Weiſe zu verfahren. Eine engliſche Regierung wurde zu Java eingerichtet, worin Raffles die erſte Stelle in den bürgerlichen Angelegenheiten erhielt und der entſchiedene Gillespie den Oberbefehl über die Beſatzung. Alsbald zeigt ſich der große Gegenſatz zwiſchen dem engliſchen und holländiſchen Kolonialweſen in aller Macht und Stärke. Es wird Handelsfreyheit eingeführt. Mit alleiniger Ausnahme der beyden Regentſchaften Batavia und Priangen, wo die Umſtände einige beſondere Maßregeln nothwendig machten, darf jeder Javane ſeine Erzeugniſſe verkaufen an wen und wo er will. Alle ſind jetzt gleich vor dem Geſetze; über die Schuld des Beklagten urtheilen Schwurgerichte; der Grundbeſitz iſt ein freyes ludeigenes Gut; Jeder baut was er will; der Eigenthümer entrichtet im Verhältniſſe zu ſeinem Beſitze eine durch beſondere Uebereinkunft feſtgeſetzte Grundſteuer; Frohndienſte und andere Feudallaſten ſind ohne alle Entſchädigung aufgehoben. Durch dieſe und andere ähnliche Maßregeln ward die Macht der einheimiſchen Ariſtokratie, der Magiſtrate und Ortsvorſteher ſowie der mannigfache Druck, den ſie ausübten, vollkommen gebrochen. Die holländiſche Regierung war gewohnt ſich mit dieſer bevorrechteten Klaſſe über die Steuerſumme zu verſtändigen; ihnen war dann die Vertheilung und Eintreibung überlaſſen, wobey ſie ſtarke Gewinnſte erzielten. Solche Reformen erregten natürlich das Mißwollen der Großen, welches in einigen Fällen zu gefährlichen Aufſtänden führte. Der Sultan von Djokjokarta oder Yodhyakarta bot eine große Anzahl Bewaffneter auf, — es ſollen 100,000 Mann geweſen ſeyn —, und verſuchte der engliſchen Macht zu trotzen. Seine Hauptſtadt und der befeſtigte Pallaſt werden (20. Juni 1812) mit Sturm genommen, der gefangene Fürſt geht ins Exil nach Pinang und der Sohn regiert an des Vaters Stelle. Raffles war glücklich in der Wahl dieſes Fürſten. Hangku Bhuwono wird als Muſter eines väterlichen Regenten geſchildert; er huldigte der europäiſchen Civiliſation und blieb den Engländern ein treuer Freund. Nicht ſo den Niederländern und ihrem drückenden Regimente. Dhipo Negoro, der einen fünfjährigen Vernichtungskrieg gegen Holland führte (1825 — 1830), — er koſtete dem Staate fünfundzwanzig Millionen —, iſt der Sohn des Sultan Bhuwano.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. September.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte. Von Heinrich Moritz Chalybäus. Erster Band. Leipzig. Brockhaus. 1850. XX und 526 SS. Zweyter Band. Ebend. VIII und 616 SS.

Mit gespannter Erwartung mußte das philosophische Publikum dem abschließenden Hauptwerke eines Denkers entgegensehen, welcher durch seine geschichtliche Darstellung des von Kant beginnenden Verlaufes der Philosophie, sowie durch seine „Wissenschaftslehre“ eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregt hatte. In dem letzteren Werke desselben war es schon theils stillschweigend enthalten, theils ausdrücklich ausgesprochen, daß für die neue Bahn, welche Chalybäus in der Philosophie eingeschlagen, der vollendende Abschluß erst in einer systematischen Entwicklung der Ethik, als dem durchgeführten Organismus seines Principes, des „Willens,“ liegen könne. Nun ist aber in der „speculativen Ethik“ dieser Organismus uns klar vor Augen gelegt.

Eine neue Richtung in der That ist durch Chalybäus in der nach-hegel'schen Philosophie betreten, insoferne nemlich in der Geschichte der Philosophie überhaupt in vernünftigem Sinne von etwas Neuem die Rede seyn kann. Chalybäus ist innigst durchdrungen von der Ueberzeugung, daß eine bloße Erneuerung der antiken Philosophie ebenso unhaltbar ist als die ins Ueberschwengliche und Unbegreifliche sich überstürzende Philosophie des absoluten Menschengeistes, sowie daß weder durch einen bequemen Cartesischen oder Wolff'schen dogmatischen Dualismus, noch durch den heutzutage wieder sich breit machenden Empirismus, noch endlich durch jenen Anthropologismus, wie ihn Feuerbach versteht, die Interessen der Philosophie gefördert werden können. Und die Polemik, welche Hr. Ch. in jedem hauptsächlichen Abschnitte der speculativen Ethik (sowie theilweise schon früher in der Wissenschaftslehre) gegen diese eben genannten Hauptrichtungen ebenso scharfsinnig als auch besonnen und würdig führt, gehört jedenfalls mit zu dem Anziehendsten und Anregendsten in dem Werke desselben, selbst für denjenigen, welcher das System des Hrn. Ch. nicht selbst zu dem seinigen machen zu können glauben würde.

Chalybäus steht auf dem Boden der Dialektik, d. h. insofern man darunter die Auffassung der dialektischen Bewegung, des dialektischen Prozesses überhaupt (nicht etwa bloß des Hegel'schen) versteht, und hierin liegt auch bey Chalybäus die Systematik, die Form des Systems, welche von einem Philosophen heutzutage mit Recht als die einzig wahre unerläßlich gefordert wird. Dabey aber macht derselbe zum inhaltlichen Principe, d. h. zum sogenannten ersten Momente, der dialektischen Bewegung natürlich nicht wieder die Form des eingebildeten „reinen Denkens,“ sondern eben dasjenige, was seit Kant eigentlich, wenn auch durchaus nicht zugestanden, sondern im Gegentheil gerade sehr versteckt, doch die größte Rolle gespielt hat. Es ist das „Wollen.“ In dieses aber zog sich schon bey Kant die Kritik der reinen Vernunft mit der Kritik der praktischen Vernunft hinein, obgleich — oder weil — die letztere sammt der Kritik der Urtheilskraft ein Abfall

von den Kategorien iſt. Das Wollen iſt es ferner, welches dem „ganzen unzerſtückten Menſchen“ Jacobi's ebenſo offen (wenn auch ungegliedert) als dem Fichte'ſchen „Anſtoß“ verſteckt zu Grunde liegt; das Wollen iſt die einzige Brücke, welche bey Herbart die Pſychologie mit der Aeſthetik (in welche natürlich bey ihm die Ethik fällt) und dieſe beyden mit der Metaphyſik verbindet. Für Schelling ferner iſt es wieder nur der Wille, welchen das Abſolute an das ihm gleiche Gegenbild ſetzt, um es zu lieben, welcher als letzte Cauſalität erſcheint; und warum anders endlich muß Hegel's Idee ſich bequemen, in die Natur ſich zu entlaſſen, als weil ſie zuletzt doch mit der treibenden Kraft eines Willens ausgerüſtet werden muß.

So machte die Richtung, welche der Idealismus (— und dieſer iſt denn doch im Gegenſatze gegen Realismus und Empirismus immer die mehr eigentliche Philoſophie —) ſeit Kant eingeſchlagen hatte, dem Beobachter der Geſchichte der Philoſophie wohl ſtets den Eindruck, daß bey der Grundlegung eines volleren, reicheren Principes gar manche Verirrung des einſeitigen Idealismus vermieden worden wäre, und die Philoſophie ſich menſchlicher, praktiſcher (im edlen Sinne des Wortes) geſtaltet hätte. Denn der Ich-Idealismus, der die Fülle der Facticität immer nur nachholend erſchleichen mußte, konnte ebenſo wenig bey der wirklichen Natur als beym wirklichen Staate oder der wirklichen Kunſt ankommen. Darum freylich auch das erneute Feldgeſchrey des Utilismus und Empirismus wieder aller Philoſophie den Krieg erklärt.

Daher jene Fülle und Tiefe des Chalybäus'ſchen Principes im Gegenſatze gegen die hohle Identität Hegel's es iſt, welche wir freudig begrüßen. Es iſt ein dialektiſcher Synthetismus, über deſſen Faſſung und Conſtruction ſelbſt man allerdings mit Chalybäus noch ſtreiten kann, aber daß nur einmal wieder ein Synthetismus zu Grunde gelegt wird, dieß iſt das erfreuliche Zeichen, daß der deutſchen Philoſophie vielleicht die Beſonnenheit wiederkehrt. Nun, wird man ſagen, das hiemit an Chalybäus Geprieſene iſt ſchon von Anderen geleiſtet, und zwar beſonders von H. J. Fichte, ſowie, da das dialektiſche Ziel des Willens der Zweck iſt, andrerſeits in der Teleologie Trendelenburgs. Und einige Verwandtſchaft mit jenen beyden Philoſophen zeigt Chalybäus allerdings, aber er hat ebenſo wenig mit dem erſteren den ſentimentalen Myſticismus gemeinſam, als mit dem letzteren die Unerkennbarkeit des Abſoluten. Sondern des Chalybäus Princip iſt anthropologiſcher, als das jener beyden, ſo wenig auch Hr. Chal. ſeinen Anthropologismus ſelbſt Wort haben zu wollen ſcheint. Eben hierin aber, in dem Mangel der ſtrengen Durchführung eines wahren Anthropologismus, liegt dasjenige, was uns an der Philoſophie des Hrn. Ch. wieder befremdet.

Die hieher bezüglichen Punkte, die natürlich den Kern des Syſtems treffen und conſtituiren, erlauben wir uns daher, näher ins Auge zu faſſen.

Der Synthetismus des Chalybäus liegt in einem realen Subjectivismus, welcher beſonders dem abſtracten Idealismus gegenübergeſtellt wird; und Princip der Entwicklung desſelben iſt die „concrete Syntheſis von Princip und Methode,“ welche Syntheſis aber als Vermittlung des Willens und des (teleologiſchen) Ideales in den „Willen des Bewußtſeyns“ gelegt wird. Das ſyſtematiſche Bewußtſeyn daher gliedert ſich in dem Organismus von: erſtens Principlehre, zweytens Vermittlungslehre des empiriſchen und philoſophiſchen Bewußtſeyns, drittens Ideenlehre als Vereinigung beyder (— die Teleologie —). Die Vermittlungslehre ſelbſt nun muß wieder einen dialektiſchen Ternarius enthalten, und ſie zerfällt in: erſtens Anſchauen, d. h. Lehre vom objectiven Seyn, oder Ontologie, zweytens Denken, d. h. Logik, drittens Reflexion, d. h. Lehre vom erkennenden Subject, oder Erkenntnißlehre; eine Dreyheit, welche den Kategorien des Daſeyns, des Werdens, der Wechſelwirkung, entſpricht und in der letzteren natürlich auf eine noch höhere abſchließende Stufe, eben die des teleologiſchen Ideales hinweiſt. So hat die Logik die Stellung, daß ſie die Mitte der Vermittlungslehre einnimmt und in ihrem Anſich ſowohl von ihrer Vorläuferin, der Ontologie, als auch von ihrer Nachfolgerin, der Erkenntnißlehre getrennt iſt, während ſie nur zum „formalen“ Bande beyder dienen kann. In dieſem Sinne diſtinguirt Chalybäus die Affirmation und Negation, welche der Logik angehören, von der Poſition und Realoppoſi-

tion, die der Metaphyſik oder Ontologie zufallen, und darum erkennt er in dem Reſultate der Logik nur einen Monismus des Denkens, wobey dieſes ſich ſchlechthin als Selbſtzweck verhalte, und nur einen intenſiven Inhalt erreiche, daher es aus dieſer Formbeſtimmtheit heraus zu einem extenſiven Inhalte gelangen, und in der Erkenntnißlehre erſt die Aeußerlichkeit wieder aufnehmen müſſe. Somit ſey die Logik unbekümmert um das Entſtehen der Begriffe und gelange nicht zur objectiven Wahrheit, ſondern nur zur Kritik der Richtigkeit, d. h. zur Widerſpruchsloſigkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Coup-d'oeil général sur les Possessions Néerlandaises dans l'Inde Archipelagique, par J. C. Temminck.

(Schluß.)

In ähnlicher Weiſe verfahren die Briten mit dem Sultan von Palembang auf der Nordoſtkuſte von Sumatra. Auch hier wird der Sohn an die Stelle des Vaters erhoben und erkauft ſeine Würde durch die Abtretung der Inſel Banka, welche von den zinnreichen Minen ihren Namen führt. Ebenſo iſt es mehreren anderen Fürſten der zum Gouvernement Java gehörigen Inſeln ergangen. Der Verſuch von Java aus unter niederländiſcher Flagge mit Japan Verbindungen anzuknüpfen wird nicht von ähnlichem Erfolge begleitet (1814). Die holländiſche Faktorey auf Deſima trat den Engländern feindlich entgegen. Der Vorſtand Herr Doeff übergab die Flagge, welche die Holländer wenn ſie nach Deſima kommen aufſtecken müſſen, nicht den Engländern ſondern einem vertrauten Landsmanne ſeiner Faktorey, welcher, weil er ſie nicht herausgeben wollte, von Java weggeſchickt wurde.

Java und alle holländiſchen Kolonien im Archipelagus wurden vermöge einer beſondern Uebereinkunft zwiſchen England und dem neuen Königreich der Niederlande den frühern Beſitzern im blühenden Zuſtande zurückgegeben (24. Juni 1816). Die britiſche Regierung hatte ſelbſt verabſäumt an dieſe Rückgabe beſondere Bedingungen, in Betreff eines freyen Handelsverkehres, zu knüpfen; nur ſollte Holland alle Macht aufbieten, um dem argen Unfug der Seeräuber innerhalb des öſtlichen Archipelagus zu ſteuern. König Wilhelm I. ſandte drey Kommiſſäre nach Java, die ſich alsbald beeilten, die menſchlichen und freyſinnigen Anordnungen des Sir Stamfort Raffles aufzuheben und den alten Druck zu erneuern. Das Schwurgericht wurde abgeſchafft und der javaniſchen Ariſtokratie ihre Sonderrechte zurückgegeben; ſelbſt in Betreff der Gerichtsbarkeit wird, wie ein Holländer ſich ausdrückt, die ſtrenge europäiſche Form zu ihrem Gunſten gemildert. Die Niederländer ſuchten dadurch eine einheimiſche Stütze des auferweckten despotiſchen Regiments zu gewinnen. Der Anbau beſtimmter Erzeugniſſe, Kaffee und Thee, Indigo und Zucker, dann in welcher Menge dieß geſchehen müſſe, iſt befohlen und wird mit rückſichtsloſer Härte durchgeführt. Dieſe Frohnarbeiten, eine Erfindung des Statthalters von der Boſch, werden (1832) zum Hohne der Sprache und der Unterdrückten freywillige Kulturen genannt. Die Knechte erhalten von der Regierung die nothwendigen Vorſchüſſe für Nahrung und Kleidung, was ihnen von den Erzeugniſſen, die ſie um beſtimmte Preiſe an die im Jahre 1824 neu errichtete ſonderrechtliche Handelsgeſellſchaft einliefern müſſen, abgezogen wird. Hiedurch allein war es möglich die jährlichen Einnahmen des niederländiſchen Indiens auf 81 bis 82 Millionen Gulden zu ſteigern, wovon die Erträgniſſe des erzwungenen Landbaues mehr als die Hälfte ausmachen. Der faule Javaner, ſagen die Vertheidiger der neuen Ordnung, befindet ſich vortrefflich bey dieſem Zwange. Ohne dieſen Zwang würde er nicht arbeiten und in keinem Falle die gewinnreichen Erzeugniſſe anpflanzen. Baut er eine hinlängliche Menge Reis zum Lebensbedarf ſo ſind alle ſeine Wünſche erfüllt. Es hängt die todte Maſſe am Herkommen und kann nur durch Gewalt davon abgebracht und zu neuen Kulturen genöthigt werden. Warum ſollte man auch den herrlichen für alle tropiſchen Erzeugniſſe geeigneten Boden brach liegen

lassen. Noch im Jahre 1830 waren bloß zwey Neuntel des Grund und Bodens angebaut. Und ein Gleiches findet man in allen diesen fruchtbaren Ländern und Inseln des südöstlichen Asiens, China und Japan allein ausgenommen. Wie trefflich die erzwungenen Kulturen wirken, sieht man schon an der raschen Zunahme der Bevölkerung, die sich innerhalb der letzten Jahrzehnte (1824 — 1845) um zwey Millionen vermehrte. Die letzte Zählung oder was wohl richtiger ist ungefähre Schätzung (1845) stellte die Einwohnerschaft der Javagruppe auf ungefähr achteinhalb Millionen. Wenn aber diese Lobredner noch hinzufügen, die Frohnden bieten überdieß das sicherste Mittel zur Abschaffung des Sclavenhandels, weil auf Java allein mehrere Millionen Bauern für die Regierung arbeiten, so haben sie wohl die Bedeutung eines solchen Lobes nicht gehörig ermessen. Diese sechs Millionen Bauern, — die Anzahl der Frohnknechte wird sicherlich von Temminck zu hoch angegeben —, sind natürlich dem „väterlichen Zwange“ wie das System unter andern genannt wird, nicht gewogen. Konnte doch Dhipo Negoro vermittelst ihrer Beyhilfe einen fünfjährigen Krieg (1825 — 30) gegen die Holländer führen, und auch seit der Zeit vergeht kein Jahr ohne bedeutende gefährliche Aufstände, wovon freylich bey der Schweigsamkeit und dem Geheimnißwesen der Niederländer nur wenig verlautet. Auch der Verkehr mit andern Nationen wird seit der erneuerten Herrschaft der Holländer nur dem Namen nach aufrecht erhalten. Hohe Zölle auf fremde Schiffe und fremde Waaren treten an die Stelle eines eigentlichen Verbotes. Die englischen Kauffahrer sahen sich nun wieder, bis auf die nutzlose Besitzung Bangko hulu oder Benculen, von dem indischen Archipelagus und namentlich den östlichen Gruppen, wo die Holländer die Ausschließung der frühern Jahrhunderte unbedingt erneuerten, gänzlich ausgeschlossen. Der Zutritt zu den Molukken ist heutigen Tages wie ehemals allen anderen Nationen untersagt. Natürlich ist's, daß die Eingebornen unter solchen Umständen die Herrschaft der Engländer zurückwünschen; es bedarf hiezu keiner geheimen Aufwiegler. Die britischen Kaufleute suchten nun in selbstständiger Weise das Versäumniß ihrer Regierung zu ersetzen und innerhalb des indischen Archipelagus andere Stapelplätze zu gewinnen. Englische Kaufleute und Abenteurer begründen eine Gesellschaft zur Erforschung der unbekanntern östlichen Inselgruppen, unfern der Molukken und Neuguineas. Die Holländer hielten mit gutem Grunde ihre Besitzungen für gefährdet, und suchten jetzt den Engländern in der Besitznahme der unabhängigen Inseln und Länder zuvorzukommen. Sie traten aus dem dichten Geheimniß, mit welchem alle niederländischen Besitzungen umzogen sind, hervor und zerbrechen sogar einen Theil ihres starren Monopolienwesens. Rhio (1828) und Macassar (1846) auf Celebes werden in Nachahmung Singhapuras zu Freyhäfen erklärt, jedoch nur mit geringem Erfolge für die Niederlande. Englische Kaufleute haben sich in den Freyhäfen niedergelassen und bemächtigten sich des Handels zum großen Theile. Die Holländer besetzten (1828) die westliche Küste Neu-Guineas, von den Einheimischen Ukar Bena, das große Land, geheißen. Es sind dieß orientalische Neger der Art, welche im Aussehen den Bewohnern des östlichen Afrikas am meisten gleichen; auch in der Sprache, namentlich in Zahlwörtern haben beyde Völker viele Aehnlichkeit.

Durch diese Besitzergreifung wollten die Niederländer ihre Molukken und die andern östlichen Inselgruppen gegen jeden Angriff von dieser Seite her schützen. Die Vorsicht kam zur rechten Zeit; denn bald nachher nahmen die Engländer die östlichen Theile Papuaniens; wären ihnen die Holländer nicht zuvor gekommen, so hätten sie wohl das ganze Land in Besitz genommen.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. September.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Syſtem der ſpeculativen Ethik, oder Philoſophie der Familie, des Staates und der religiöſen Sitte.

(Fortſetzung.)

Dieß jedoch liegt in der Wurzel und Anlage des ganzen Syſtemes tief begründet, denn in demſelben entſprechen den obigen drey Kategorien des Seyns, Werdens und der Wechſelwirkung auch die drey Principien identitatis et contradict., causalitatis und exclusi tertii, daher um von der logiſchen Intenſität zur Expanſion des Aeußerlichen zu gelangen nur die Negation jener den Uebergang dieſer bilden kann, und die „logiſche Unmöglichkeit“ das Princip der nun ſich anſchließenden Erkenntnißlehre wird. Dieſe Erkenntnißlehre daher hat nun die Syntheſis von Seyn (Ontologie) und Denken (Logik) herzuſtellen, indem ſie die durch die logiſche Unmöglichkeit gewonnene Gewißheit nach den drey „modalen“ Kategorien des ſynthetiſchen Daſeyns, nämlich nach den Kategorien der Wirklichkeit, der Möglichkeit, der Nothwendigkeit, zu entwickeln hat, und zwar zum Ziele der Freyheit. Somit werden die ſogenannten modalen Urtheile (das aſſertoriſche, problematiſche, apodiktiſche) von der Logik getrennt und der Erkenntnißlehre zugewieſen, welche in der „Methode“ dann zum abſoluten Ideale ſich erhebt, welches in der Freyheit zu realiſiren iſt. So erſieht man, wie die Ethik als die ſyſtematiſche Entwicklung der Evolution des freyen Willens bis zur möglichen Realiſirung des Ideales der Schlußſtein des Syſtemes iſt.

Bey dieſer Entwicklung der „Vermittlungslehre“ aber nur, welche als Mittelglied den Hauptbeſtandtheil der Lehre vom ſyſtematiſchen Bewußtſeyn (oder der Wiſſenſchaftslehre) bildet, ergibt ſich das Bedenken, ob die urſprünglich zu Grunde gelegte Syntheſis innig genug ſey, um einer Wiſſenſchaftslehre zur Baſis zu dienen, d. h. ob ſie nicht ſelbſt ſchon zu metaphyſiſch über dem „menſchlichen“ Wiſſen aufgebaut ſey, denn ſie zerfällt eben in der Vermittlungslehre in einen angeblich objectiven Theil (Ontologie) und einen ſubjectiv erkenntniß-theoretiſchen, welche durch die formale Bewegung des Denkens verbunden ſeyn ſollen. Und hiegegen, glauben wir, wird der wahre Anthropologismus ſeine wohl ſchwer niederzuſchlagenden Zweifel erheben. Denn wer verſucht wird, in der Ontologie das Seyn von der allgemeinen formalen Bedeutung zu befreyen und es als das „Seyende“ zu faſſen, wohingegen das „iſt“ dem Subjectiven Erkenntniß-theoretiſchen zugewieſen wird, und die Entwicklung der ontologiſchen Kategorien ſcharf als eine objective Evolution der Bewegung gefaßt wird, in welcher das unendlich Seyende (allerdings nach dem das ganze Syſtem begleitenden Principe des Willens) zum endlich Seyenden ſich determinirt, ſo müſſen wir immer die Frage aufwerfen, ob denn die Bezeichnung τὸ ὄν, das Seyende, weniger allgemein formal ſey, als τὸ εἶναι, das Seyn, das heißt, um es kurz zu ſagen, ob denn das eine nicht ebenſo gut ein menſchliches Wort ſey, als das andere. Darüber kömmt man nicht hinaus, daß der Menſch nur menſchlich denkt, und könnte ſelbſt Gott für ihn denken, ſo würde der Menſch dieſe göttlichen Gedanken gerade nicht

eher verſtehen, als bis Gott menſchlich denken würde. So auch iſt es mit jener göttlichen Ader in uns, welche als die Begabung, Tranſcendentes zu denken, erſcheint; denn auch dieſe Spiritualität, dieſer Deus in nobis, hat noch nie anders, als in menſchlichen Worten, geſprochen. Wir erkennen ihn an, dieſen Deus in nobis, und ſind der Ueberzeugung, daß ſeine Herkunft für die zeit-räumliche Exiſtenz des Menſchen ebenſo unenträthſelbar iſt, als die Herkunft unſerer Erde, und in der poſitiven Anerkenntniß dieſer Idealität als Quelle alles Idealen unterſcheidet ſich der wahre Anthropologismus vom naturaliſtiſch ſenſualiſtiſchen Feuerbachs gerade ſo wie ſich Spinoza von Locke unterſcheidet; aber — andrerſeits glauben wir, daß man nicht oft genug es wiederholen kann, daß der Menſch menſchlich denkt, und daß wir daher kein Recht haben, dasjenige, was wir in menſchlichen Ausdrücken als objectiv bezeichnen, wirklich für die Philoſophie als die Facticität des Objectes an ſich zu betrachten. Gott oder das Abſolute oder wie man es nennen mag, iſt in ſeinem transſcendenten Anſich dem Zeit-Raum-Weſen ein für allemal entrückt, und wird immer nur menſchlich ausgedrückt; alle ſogenannten ontologiſchen Kategorien oder Momente der Metaphyſik ſind nur menſchliche Uebertragungen aus der menſchlichen Doppelwelt (— ich ſage „Doppelwelt," damit eben den Synthetismus des wahren Anthropologismus dem Feuerbach'ſchen gegenüberſtellend —) in eine als einfache geahnte übermenſchliche Welt, welche aber von Menſchen eben in dieſer Einfachheit nie gewußt, ſondern eben nur geahnt wird, daher die Poeſie die Wurzel aller Philoſophie iſt, und jede Philoſophie in dem Transſcendenten wieder an die Poeſie ſtreift. Darum muß für die Philoſophie als Wiſſenſchaftslehre (— und dieß iſt ihre höchſte Aufgabe —) das menſchliche Wiſſen als menſchliches im Auge behalten, und der volle unzerſtückte Menſch ſelbſt als Ausgangspunkt gefaßt werden. In dieſem Sinne fängt das Denken von ſich an, um den Anfang der Philoſophie ſelbſt, d. h. die durchdringendſte Syntheſis der Doppelheit, den Superlativ der Syntheſis oder die abſolute Syntheſis zu erlangen. Geſchieht ſolches im Principe der Wiſſenſchaftslehre nicht, ſo wird für den beſonnenen Denker, welcher dieß Ueberſehen begeht, gerade der Synthetismus auf einer andern Seite mit Gewalt hervorbrechen, nämlich auf der Seite, wo die Vereinigung zweyer Momente augenfälliger iſt, d. h. in der Ethik. So war es unvermeidliches Schickſal, daß Kant und Fichte von ihrer eigenen Philoſophie zum Principe der Ethik abfielen, Schelling in einer Aeonologie Gottes ſtecken blieb, Hegel hingegen eigentlich gar keine Ethik, d. h. nämlich keine begründete Entwicklung des Handelns und der Freyheit, haben konnte. Und ſo nun ſteht auch des Chalybäus Synthetismus nicht auf dem vollen menſchlichen Standpunkte, ſondern auch er macht die eine Seite des Anthropologismus, die des Handelns, zum ſynthetiſchen Principe, wobey das im menſchlichen Wiſſen erfaßte Principielle der Welt nothwendig auf eine andere, die ſogenannte objective ontologiſche Seite fallen muß; und der Dialekticismus kann dabey eben darum nicht zum organiſchen Kreislaufe gelangen, ſondern auch nur zu einem Hintereinanderherſchieben der Momente, bis ſie in das ethiſche Ideal faſt ſich zu verflüchtigen drohen, denn errungen wird durch das Handeln der teleologiſche Zielpunkt gerade am wenigſten; er muß als Totalität am Anfange der Geſammtentwicklung als die reichſte Potenz vorliegen, und aus der organiſchen Gliederung des menſchlichen ſich ſelbſt nur als einen beſtimmten zurückholen; außerdem überſchlägt der Schluß des Syſtemes gerade in das Unbeſtimmteſte, d. h. wieder in das Gebiet der *πολλαχῶς λεγόμενα* der poetiſchen unmittelbaren Auffaſſung.

Darum ſcheint auch das Syſtem der Ethik des Hrn. Ch. vor Allem an einiger Gereiztheit gegen das Wiſſen zu leiden, indem ihm das Wiſſen, ſowie es zum Princip und Ausgang der Philoſophie gemacht wird, bloß ein „gnoſtiſch-beſchauliches Intereſſe" hat, welches bey aller Objectivität ſeiner Wiſſensgegenſtände doch nur ſubjectiviſtiſch ſey, da es „des Willens ermangle, ein Höheres und Beſſeres, als die Wirklichkeit bietet, in die Welt einzuführen, überhaupt auch gar Nichts Höheres und Beſſeres kenne, da es nur auf die Wirklichkeit beſchränkt ſey, ohne daß ein höheres Ideal zum Stachel des Willens oder ein Wollen zum Antrieb für ein höheres Erkennen werde." Es iſt dieß eine Auffaſſung, welche ſicher völlig begründet iſt gegen die Einſei-

tigkeit des Hegel'ſchen ſubjectiven Idealismus, aber ſelbſt wieder einſeitig erſcheinen muß, wenn ſie in Folge der Polemik zum ausſchließlichen Principe ſich concentrirt. Die bey Hrn. Ch. in dieſem Sinne oft wiederholte gegen Hegel gerichtete Darſtellung dieſes Punktes entſchuldigt ſich jedenfalls von ſelbſt, weil bisher nach Hegel eigentlich noch kein Syſtem der Philoſophie aufgetreten iſt, welches das Wiſſensprincip des Idealismus in anderer Geltung, als bey Hegel, durchgeführt hätte; dieß eben zwar halten wir für die Aufgabe eines wahren anthropologiſchen Synthetismus. Was Hr. Ch. aber in dieſer Beziehung bemerkt, gilt völlig von der Hegel'ſchen Philoſophie der Geſchichte und von der Bedeutung, welche bey ihm der Spruch: „Alles Vernünftige iſt wirklich, und alles Wirkliche vernünftig“ nur haben kann; denn dieß iſt allerdings jener Hiſtorismus, welcher gerade am allerwenigſten über die jedesmal concrete Wirklichkeit ſich erhebt, und daher in dem nämlichen raſtloſen, nie, gar nie ſtillſtehenden Strome ſchwimmt, in welchem der Hegel'ſche Begriff ſtets nach ſeinem Schattenbilde jagt, wobey auch er nie ſtehen bleiben kann, bis er etwa plump in die Natur hineinfällt. Und ebenſo richtig iſt der Ausdruck gewählt, wenn Hr. Ch. dieſen Hiſtorismus als Gnoſticismus bezeichnet, denn neuplatoniſche Myſtik iſt dem Hegel'ſchen Begriffe wahrlich nicht ſo fern, als es ſcheinen möchte, und es darf darum gar nicht wundern, wenn in der Hegel'ſchen Geſchichte der Philoſophie die Sache ſo dargeſtellt wird, als hätte in der Plotiniſchen πίστις und deſſen ἓν das Denken zum erſtenmale ſich wirklich ſelbſt ergriffen.

(Fortſetzung folgt.)

Corpus Apologetarum Christianorum saeculi secundi. Edidit Jo. Carol. Theod. Otto. Vol. VI. Tatianus Assyrius. Jenae prostat apud Frid. Mauke. MDCCCLI. 8. XL. u. 202 S.

Die erſten fünf Bände dieſer vortrefflichen Ausgabe der chriſtlichen Apologeten des zweyten Jahrhunderts hat Ref. bereits im XXXII. Bande Nr. 40 f. 1851. der gelehrten Anzeigen beurtheilt. Den vorliegenden beabſichtigte der gelehrte Herausgeber ſchon früher erſcheinen zu laſſen. Daran aber hinderte ihn theils ſein akademiſches Lehramt, welches ihm wenig Zeit für ſchriftſtelleriſche Arbeiten übrig läßt, theils die Schwierigkeit der Bearbeitung des Tatianos ſelbſt; denn dieſer Schriftſteller iſt unter allen griechiſchen Apologeten bey weitem der Schwerſte. Die Dunkelheit ſeiner Schreibart, wegen welcher man ihn den Heraclitus redivivus oder den Tertullianus assyrius nannte, mochte auch die Urſache geweſen ſeyn, daß er bisher ſo wenige Bearbeiter fand. Die erſte Ausgabe beſorgte, wie bekannt, Conrad Geßner zu Zürich 1546. nach einer Handſchrift, welche Johann Frieſe aus Venedig mitgebracht hatte. Ihr folgten die Basler 1555. von Joh. Herold, die Morelſche (Paris 1615), die Le Ducſche, welche ebendaſelbſt im J. 1624 erſchien, dann die Worthſche (Orf. 1700) und die Maranſche (Paris 1742), der Nachdrücke nicht zu erwähnen.

Ehe Herr Otto an die Bearbeitung ſeines Schriftſtellers ging, glaubte er ſich eine genaue Vergleichung der älteſten und beſten Pariſer Handſchrift, welche in das X. Jahrh. hinaufreicht und ſchon von Maran benutzt wurde, verſchaffen zu müſſen. Demnach wandte er ſich an den berühmten Helleniſten Carl Benedict Haſe, Conſervator der Handſchriften an der Pariſer Nationalbibliothek. Seinen Wünſchen auf das Bereitwilligſte entſprechend, theilte ihm Herr Haſe nicht bloß die Varianten jener Handſchrift (Nr. 174.), ſondern auch die vollſtändigen Scholien derſelben und überdieß die Abweichungen einer jüngeren Papierhandſchrift Nr. 2376. mit, welche auch von Maran zu Rathe gezogen wurde und bey ihm als Cod. Reg. 2. bezeichnet iſt.

Mit der erſten Pariſer ſcheint, nach Herrn Otto's Dafürhalten, die Modeneſer Pergamenthandſchrift, welche dem nämlichen Jahrhundert angehört, wie Montfaucon in ſeinem Diar. Italic. p. 31. berichtet, am meiſten übereinzuſtimmen.

Doch war es ihm bey den gegenwärtigen Zeitumständen nicht möglich, über die kritische Beschaffenheit derselben genaue Erkundigung einzuziehen.

Die in der St. Marcusbibliothek zu Venedig aufbewahrte Pergamenthandschrift aus dem XII. Jahrh., welche sich nach Morelli (Biblioth. mscr. Gr. et Lat. T. I. p. 223) vorzüglich der von Worth benutzten Etoner, die aus der Bologneser copirt wurde, nähert, hält Herr Otto für die Quelle, aus welcher die beyden letztern, ebenso die zweyte Pariser und die Friesesche geflossen sind. Die Bologneser wurde nämlich 1533, die Etoner 1534, die zweyte Pariser 1539 von Valeriano aus Forli *), Canonicus im Kloster St. Antonio zu Venedig, geschrieben. Aus seiner Hand floß, wie Herr Otto vermuthet, auch die Friesesche. Wohin diese gekommen, ist unbekannt. Die Escurialhandschrift auf Baumwollenpapier, in welcher der Anfang fehlt (s. Catalogue des Manuscrits Grecs de la Bibliothèque de l'Escurial par E. Miller. Paris, 1848. 4. p. 316. Nr. 190), entging unserm Herausgeber. Um jedoch über die Verwandtschaft und den kritischen Werth aller Handschriften, welche wir bis jetzt zu diesem Schriftsteller kennen, zu erzielen, wäre allerdings eine genaue Vergleichung der Modeneser und der Escurial-Handschrift sehr wünschenswerth.

Ferner benutzte Herr Otto zu Kap. 31 und 36—43., welche Eusebios, Bischof von Cäsarea, in seine Praeparat. evangel. L. X. C. 11. übertrug, die von Gaisford gebrauchten sieben Handschriften.

Mit diesen Hülfsmitteln versehen, ging er an die Bearbeitung dieses schwierigen Schriftstellers.

*) Der Nämliche schrieb die Rede des Demetrios Kydonios über die Verachtung des Todes in dem Münchener (ehemals Augsburger) Cod. Nr. 392. fol. 18—36., wie aus der Unterschrift: *Οὐαλεριανος φορολιβιενὺς ὁ ἀλβίνου μόναχος ἔγραψε*, erhellt. S. Hardtii Catalog. Codicum mscr. Bibliothecae Reg. Bavaric. Tom. IV. p. 208.

Sein Hauptaugenmerk bey der Textrecension richtete er auf die erste Pariser Handschrift, ohne übrigens die jüngern, welcher sich seine Vorgänger bedient hatten, zu vernachlässigen. Er übte das Geschäft der Kritik mit der größten Sorgfalt und Genauigkeit, erläuterte die dunklen Stellen soviel als möglich und befleißigte sich in den Anmerkungen ganz besonders einer zweckmäßigen Kürze. Bisweilen nahm er auch Anmerkungen seiner Vorgänger mit Beyfügung ihrer Namen auf.

Was die dem griechischen Texte gegenüberstehende lateinische Uebersetzung anlangt, so ist die des Mauriners Maran zu Grunde gelegt, an sehr vielen Stellen aber von Herrn Otto verbessert oder fast neu geschaffen worden.

In den Prolegomenen äußert sich der Herr Herausgeber ausführlich über sein Verfahren bey dieser neuen Ausgabe, ferner über die Handschriften, wo man auch Schriftproben von den zwey Parisern findet, über die Uebersetzung, über die Schreibart des Tatianos und über den Inhalt der Schrift selbst. Der Oratio ad Graecos sind noch die Fragmenta Operum Tatiani deperditorum angehängt. Den Schluß bildet ein dreyfacher Index.

Da diese Ausgabe auch den Specialtitel führt: Tatiani Oratio ad Graecos ꝛc., und diese Schrift wegen ihres Inhaltes für das Studium der Sprach- und Alterthumswissenschaft von großem Werthe ist, so möchten wir sie den Philologen und Alterthumsforschern ganz besonders empfehlen. Die äußere Ausstattung macht der Verlagshandlung alle Ehre und der Preis ist nur ein Reichsthaler.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

System der speculativen Ethik, oder Philosophie der Familie, des Staates und der religiösen Sitte.

(Fortsetzung.)

Aber die Frage bleibt immer, ob man denn das Wissen als dialektisches Princip gerade so behandeln muß, wie Hegel gethan, ob es denn keine andere Dialektik des Wissens-Principes geben könne, welches vielleicht auch ein virtuelles synthetisches, ähnlich hierin dem des Hrn. Ch., aber reicher, völler wäre, d. h. das Princip der Ethik und der Kunst von vorneherein einschlöße, nicht daß die ethische Freyheit erst am Schluße einer Wissenschaftslehre resultiren muß. Denn es wäre ja möglich, daß in einem einheitlichen Wissenschaftsprincipe, welches die Entwicklung von Allem, was dem Menschen zugänglich ist, und so weit es dieß ist, enthielte, das Nämliche zur Geltung komme, was Hr. Ch. besonders für die Ethik in Anspruch nimmt, nämlich daß Idee und Wirklichkeit lebendig sich wie Norm, und das zu normirende, wie Muster und Nachbildung unterscheiden sollen, und der Unterschied zwischen Seyn und Denken nicht ein bloß formaler an ein und der selben Sache sey.

Wenn bey Hegels hohler und leerer Identität das an den Anfang gestellte angebliche Aufzehren der Wirklichkeit durch den Begriff sich dadurch rächte, daß sobald die Idee einmal in die Natur sich entlassen hat, d. h. in die Natur hineingefallen ist, sie nur mehr das identische Abbild des jedesmaligen Wirklichen seyn kann, und daher jetzt selbst von der Wirklichkeit aufgezehrt wird in jener eben so hohlen Identität des Vernünftigen und Wirklichen, — so frägt es sich, ob Chalybäus nicht in die entgegengesetzte Klemme gerathe; denn nach der Fassung, welche bei ihm das Princip der „positiven Liebe“ erhält, muß diese Liebe am Schluße ihrer dialektischen Entwicklung weit über die menschliche Wirklichkeit überschwenglich hinausgehen, und es wird auch der Geschichte ein Ziel gesteckt, welches sie nie erreichen kann, so lange die Menschen Menschen sind, worin eben liegt, daß die Basis des Systems nicht wahrhaft anthropologisch angelegt ist. Es gestaltet sich, möchte ich sagen, eine Himmels-Ethik, ein Harmonismus, wie er in religiöser Fassung eine Ethik des Kosmos genannt werden könnte, der aber gerade in solcher Darstellung ja doch nur übertragene menschliche Auffassung von irdischen, faktisch nie eintretenden Superlativen ist. Darum muß auch der Blick über das Wesen der Religion, sowohl als einheitlichen Grundtriebes des Idealen als auch als vielheitlich erscheinender Religionen, getrübt werden, und es resultirt dasjenige, was die unmittelbare Quelle ist, in der Stellung des vermittelten Abschlußes, und muß hiemit krampfhaft schwärmerisch der doch unverbesserlichen Wirklichkeit den Rücken kehren und ins Transscendente sich verflüchtigen; denn religiöses Bewußtseyn als religiöses ist für den Menschen einmal nur der höchste Anfang, nicht aber das höchste Ende, denn am jedesmal relativ erreichten Culminationspunkt sind die Ideen, welche vordem unmittelbar und religiös waren, vermittelt und philosophisch geworden, — ebenso wie das äußere Zeit-Raum-Leben von der Unmittelbarkeit der Familie weg seine Vermitteltheit und (rela-

tive) Vollendung im Staats-Leben erhält. Die abſolute Vollendetheit iſt hier wie dort, im Staate wie in der Philoſophie, eben das transſcendente, worüber man ſich keine Illuſion mache; aber auch das religiöſe Bewußtſeyn wird in Menſchenhänden eben ſo wenig abſolut vollendet als irgend eine andere Kategorie; es gibt nur Religionen als Erſcheinung des Einen Religionstriebes und nur Staaten als Erſcheinung des Einen Staatstriebes, aber es gibt kein abſolutes in der Erſcheinung, d. h. keine alleinſeligmachende Religion und keine alleinbeglückende Staatsform. Der Monismus der Idee bey Hegel, der anderſeitige Verſtoß gegen den Anthropologismus hat freylich auch bey ihm zu einer Conſtruction der abſoluten Religion geführt; ſo kommen in der Ueberſchwenglichkeit die Gegenſätze zuſammen.

So wollen wir in Allem die Wechſelwirkung von Norm und dem zu normirenden, von Idee und Wirklichkeit, welche Wechſelwirkung aber Ein Urprincip haben muß, von welchem aus die zwey Seiten coordinirt der Art fließen, daß jede derſelben den dialektiſchen Proceß durchläuft und daher ihre mögliche Vollendetheit erreicht, während in der abſoluten (transſcendenten) Vollendetheit die Seiten an ſich Eins ſind. Nicht aber kann ſich die eine (überwiegend realere) Seite in die andere (überwiegend idealere) Seite hinausſchieben, wenn nicht der Menſch ſelbſt in ein Ueberſchwengliches verſchoben werden ſoll, d. h. der Weg der Freyheit kann nicht, wie es bey Chalybäus der Fall iſt, von der Familie durch den Staat in die religiöſe Sittenlehre hinausführen, ſondern er muß doppelt in der Einheit (wie der Menſch ſelbſt) zugleich von der Familie zum Staate und von der Poeſie (Kunſt) zur Philoſophie leiten, für welch doppelten Proceß die Mittelſtufe in der Idee der Vermittlung, d. h. der Idee des Guten, und mithin in Sitte und Religion liegt. Darum iſt die Freyheit nicht ein bloß ethiſcher Begriff, ſondern ſie muß auch die Intelligenz umfaſſen und den Realgrund der Kunſtübung enthalten, da außerdem die ganze Phänomenologie der menſchlichen Entwicklung auf den Kopf geſtellt wird.

Bey Chalybäus hingegen trifft, wie wir ſchon oben bemerkten, die für den dialektiſchen Proceß zu Grund gelegte Syntheſis (denn ſynthetiſtiſch iſt das Princip allerdings) nur Eine Seite des ganzen Menſchen. Wenn völlig richtig bemerkt wird, daß das Princip kein ſcheinbares Abſtraktum, kein erſchlichenes angeblich reines Denken, ſeyn dürfe, ſondern nur poſitiv unmittelbar ergriffen werden könne und dann als vorhanden und wirkſam in's Bewußtſeyn erhoben werden müſſe, und daß daher die Philoſophie Nichts näher habe als ſich ſelbſt, d. h. ihrem Weſen nach vorhanden iſt, ehe ſie auf ſich reflectirt, mit dieſer Reflexion aber erſt eigentlich exiſtent wird, kurz, daß die Philoſophie ein Entwicklungsſtreben iſt, welches ſeinen Zweck als Bewußten ſtets noch vor ſich hat, — wenn, ſagen wir, H. Ch. die Entwicklung des Principes ſolcher Art beginnt, ſo unterſchreiben wir bis hieher dieſe Grundlage durchaus, und erkennen darin die nothwendig geforderte Fülle und Tiefe des dialektiſchen Proceſſes, im Gegenſatze gegen Hegels Dialekticismus, — aber wenn H. Ch. hierauf unmittelbar folgernd anknüpft, „daß die Philoſophie ein Wollen iſt", daß „die principielle Weſenheit der Philoſophie Wollen iſt", und daß „das Wiſſen als Vermittlungsmoment jenes iſt, welches den Zweck practiſch zu verwirklichen weiß", und „die Weisheit hiemit ein practiſches, nicht bloß theoretiſches Wiſſen, σοφία, nicht bloß θεωρία ſei", ſo iſt hiemit der dialektiſche Proceß allzu raſch in den des bloßen πράττειν umgeſetzt, und hiemit die Grundlage zu allen ſpäteren Conſequenzen der Art gegeben, daß dieſe ſämmtlich nur auf eine Seite ſich neigen können.

Höchſt ungeſchickt natürlich wäre es, Hrn. Ch. einen Beweis dafür zuſchieben zu wollen, daß die Philoſophie ein Wollen ſey, denn es handelt ſich hier um die eben unmittelbar zu ponirende Grundlage, welche ſich nur in der Totalität aller Folgerungen entweder bewahrheiten oder nicht bewahrheiten kann; und es kömmt am Ende heutzutage für die Forderung der Philoſophie wirklich nur darauf an, welcher Synthetismus als der völlſte ſich erweiſe, ſo daß die Totalität des Kreislaufes am lückenloſeſten ſich abſchließe. Daher kann eben wegen der Unmittelbarkeit der Baſis vorläufig nur Anſicht gegen Anſicht geſtellt werden, und dieß haben wir auch im Obigen ſchon gethan, inſofern wir ausſprachen, daß der Synthetismus des Hrn. Ch. uns zu offenkundiger Einſeitigkeit zu führen ſcheine, in

welcher das Weſen des Menſchen aus ſeinem centralen Schwerpunkte gerückt werde. Dieſen nemlichen Sinn mögen auch noch folgende Bemerkungen haben.

Wenn H. Ch. bemerkt, daß diejenigen, welche das Wiſſen, (oder, wie H. Ch. ſich ausdrückt, „das gnoſtiſche Erkennen“, „die Gnoſis“) zum Endzwecke machen, doch immer auf ein Wiſſen des Objectes hinauskommen müſſen, alſo auf die Empirie zurückfallen und alle Philoſophie Erfahrungswiſſenſchaft würde, ſo geſtehen wir dieß vollkommen zu, aber wir verſtehen auch Erfahrungswiſſenſchaft und Empirie nicht etwa als das Thun eines Spiegels, an welchem Objecte vorüberziehen, ſondern wir wollen gerade auch hier den nemlichen durchdringendſten Synthetismus zwiſchen Subject und Object (Synthetismus ſage ich, nicht Hegel'ſche Identität). Ferner geben wir den Vorwurf, welchen H. Ch. der θεωρία als Endzweck macht, einfach zurück, denn iſt jene „poſitive Liebe“, welche die Welt zur Idee des ſittlich-religiöſen Guten führt, nicht etwa auch auf Objecte angewieſen? kann ſie ſich etwa, wenn ſie eine Ethik für Menſchen begründen ſoll, des Schmutzes der niedrigſten Verhältniſſe entſchlagen? wo kann die menſchliche πρᾶξις eine höhere Reinheit oder Idealität für ſich in Anſpruch nehmen und nachweiſen, als die θεωρία? Man rufe doch nicht eine comparative Abwägung von Momenten hervor, welche völlig coordinirt und daher incommenſurabel ſind. Daher auch, wenn geſagt wird, das theoretiſche Intereſſe ſey kein finales, ſondern nur ein auf Erwerbung des nothwendigen Mittels zum Endzweck gerichtetes, und wer dabey ſtehen bleibe, bleibe auf halbem Wege bey dem Mittel ſtehen, ohne es endzwecklich anwenden zu wollen, ſo erwiedern wir, ob denn im Ernſte die θεωρία gar nicht einmal unter die That gerechnet werden ſoll, ob der abgeſchloſſene Verlauf der Philoſophie einer Zeit nicht auch Nationalthat, Menſchenthat ſey. Iſt das Syſtem eines Philoſophen, welches er z. B. als Lehrer jährlich begeiſterten Schülern vorträgt, nicht auch eine That, oder iſt die Erfüllung einer ſolchen Berufspflicht weniger ein Thun, als die Thätigkeit eines Geſetzgebers, Kammermitgliedes oder Richters? welcher greift weniger, welcher mehr in die Objectivität ein? Keiner und Jeder. Hegel hat wahrlich viel verſchuldet, wenn tiefe und wahrhaft tüchtige Denker um der Ausartungen des ſubjectiven Idealismus willen das theoretiſche Intereſſe als ein auf halbem Wege ſtehen bleibendes bezeichnen. Wir wiſſen ſehr wohl, daß das Unweſen der Doktrinäre viel Unheil geſtiftet hat, und wollen daher auch eine menſchlichere, d. h. praktiſchere Philoſophie, als ſie ſeit Kant je da war, aber man ſtelle deßwegen nicht das πράττειν wieder als höhere dialektiſche Stufe über das θεωρεῖν; denn ein ſolcher Weg gibt wieder keinen abgerundeten und geſchloſſenen Organismus, ſondern muß am Schluße nach Schattenbildern haſchen, welche aus der Welt des Transſcendenten lockend hereinragen, anſtatt daß das menſchliche Erfaſſen des Transſcendenten von Anfang uns hülfreich und tröſtend begleiten muß.

Chalybäus ſetzt als Princip ſchlechthin den ſelbſtbewußten, d. h. den ſich ſeines Zweckes bewußten Willen, und er verſteht darunter ein ſelbſtbewußtes geiſtiges Princip, zugleich aber auch ein ſolches, deſſen Zweck noch nicht realiſirt iſt, und das es ſelbſt weiß, daß ſein Zweck nur noch ein „bloßer ſubjectiver Gedanke ohne objective Wirklichkeit, mithin auch für ihn ſelbſt noch nicht volle Wahrheit iſt.“ Dieſes „Kennen des objectiven Zweckes verbunden mit dem Wiſſen des noch nicht wirklich Seyns desſelben“ bildet den poſitiven und negativen Grund, der das Willensprincip zu ſchöpferiſcher Thätigkeit bewegt. Hiedurch iſt nun natürlich wohl ein dialektiſcher Proceß ermöglicht, welcher auch mit voller Conſequenz in allen ſeinen Gliedern durchgeführt wird, aber in der Auffaſſung, daß der Zweck während des ganzen Proceſſes nur die Geltung eines ſubjectiven Gedankens, nicht aber objective Wirklichkeit in Anſpruch nehmen darf, liegt auch das ſtete Hinausſchieben der Verwirklichung, ein Hintereinanderherſchieben, welches dem bey Hegel wieder vergleichbar wird, nur daß Hegel in der angeblich begrifflich-vernünftigen Geltung des Wirklichen raſtlos ohne Ziel ſich abwickelt, Chalybäus aber in dem Synthetismus ſelbſt von der nemlichen Bewegung fortgeriſſen wird. Darum muß aber auch der Begriff der Freyheit in ein überſchwengliches Ziel fallen, denn Freyheit reſultirt bey Chalybäus conſequent als die Qualität des völlig entwickelten Willens, welcher eben der völlig freye iſt, ſo daß Wille

und Freyheit in dem Begriffe der Perſönlichkeit, welche die Syntheſis beyder iſt, ſich nur logiſch unterſcheiden laſſen, indem nemlich das Willensmoment ſich als das principielle und zugleich reale (wiewohl nie vom ideellen zu trennende) verhält, dann der Freyheitsproceß das zweyte Moment repräſentirt, welches in der Vermittlung ſelbſt liegt und das vorzugsweiſe ideelle iſt, inſofern die Entwicklung vermöge des fortſchreitenden Bewußtſeyns erzielt wird, endlich drittens die volle und ganze Perſönlichkeit als der Zweck den Schluß bildet. Da aber nun der Wille nie völlig entwickelt ſeyn kann, indem ihm immer das Nicht-Verwirklichtſeyn des ſubjectiven Zweckbegriffes vorſchweben muß, er alſo nie völlig frey iſt, ſo iſt auch die Verwirklichung der Perſönlichkeit nur ein ſtetes Regulativ. Daher entſteht bey ſolcher Faſſung wieder ein Abſolutismus eines überſchwenglichen Zieles, wobey eigentlich gar Nichts wirkliches als vernünftig bezeichnet werden kann, — alſo die entſprechende andere Einſeitigkeit zur Hegel'ſchen. Faßt man hingegen die urſprüngliche Syntheſis der Einheit und Vielheit oder des Idealen und Realen allſeitig total, ſo ergibt ſich ein Freyheitsproceß, welcher nach ſeiner inneren ideellen Möglichkeit auf jeder Stufe die ihm zugängliche äußere Realität organiſirt, und Freyheit iſt dann das Sich mit ſeinen Vorausſetzungen zuſammenſchließen. So wird dann auch die politiſche Freyheit darein gelegt werden müſſen, daß ein Volk mit ſeinen hiſtoriſchen Bedingungen ſich zuſammenſchließt, wornach die Hellenen unter den homeriſchen Königen um Nichts weniger frey waren, als die Athener unter Perikles, und die unter einem Militär-Deſpoten ſtehenden Barbaren ebenſo die ihnen adäquate Freyheit genießen, wie die Völker in conſtitutionellen Monarchien. So lange kein Widerſpruch zwiſchen hiſtoriſcher Vorausſetzung oder Begabung einer Nation und der Staatsform einbricht, ſo lange iſt die Nation frey. Wohingegen bey H. Ch. dieſe hiſtoriſche Toleranz, für welche allerdings alles Wirkliche vernünftig iſt, nicht geübt werden kann, ſondern Eine Staatsform aprioriſch philoſophiſch conſtruirt und als das einzige Ziel hingeſtellt werden muß. Ebenſo verhält es ſich mit der Freyheit des Individuums, auch hier iſt frey, wer ſich mit ſeiner Vorausſetzung und Aufgabe zuſammenſchließt, und ſo hat auch der Banauſe die ihm adäquate Freyheit. Was zu ſolchem Zuſammenſchließen gehöre, dieß iſt dann die inhaltliche Frage des dialektiſchen Synthetismus, aber die Form darf nicht über den Inhalt der Facticität hinweiſen, ſondern muß in ihm auf jeder Stufe den möglichen Organismus herſtellen, während bey Chalybäus abermals doch nur eine transſcendirende Sublimirung des Inhaltes in die Form reſultirt.

Es iſt bezeichnend, wie bey der tiefen Conſequenz, welche an Hrn. Ch. bey jedem Schritte durchaus anerkannt werden muß, die modalen Kategorien bey der Entwicklung des Freyheitsbegriffes wirken. Wie dieſelben von der Logik getrennt der Erkenntnißlehre, als der dritten Stufe des Vermittlungsmomentes der Wiſſenſchaftslehre, zugewieſen werden und hiemit zunächſt vor dem teleologiſchen Ideale ſtehen, ſo enthalten ſie auch hier die Bewegung der Spontaneität zur Idee der vollendeten Sittlichkeit. Inſoferne ſie aber natürlich in derſelben Ordnung wie in der Erkenntnißtheorie auftreten, alſo von der Wirklichkeit durch die Möglichkeit zur Nothwendigkeit ſich entwickeln, und inſoferne dem dritten dieſer Momente das principium exclusi tertii entſpricht, dieſes aber in der Logik zur „logiſchen Unmöglichkeit“ führte und hiedurch der Uebergang in die höhere Sphäre motivirte, ſo iſt es ebenſo auch hier eine praktiſche Unmöglichkeit, welche in der Unerreichbarkeit des Abſoluten liegt, und ſo auf eine über das *πράττειν* hinausgehende Sphäre hinweiſt, wodurch aber eben die Philoſophie an ihrem Schluße in ein Uebermenſchliches, und am Ende nicht weiter beſtimmbares verläuft. So bilden Hegel, Chalybäus und Trendelenburg drey Gegenſätze der Philoſophie. Trendelenburg's Unerkennbarkeit des Abſoluten reſultirt bey Chalybäus am Schluße als faſt ſchwärmeriſche Unbeſtimmtheit, da die menſchlich-theoretiſche Auffaſſung des Abſoluten einer menſchlich-praktiſchen vom erſten Principe an gewieſen war. Beyde aber, Chalybäus und Trendelenburg bilden einen vereinigten Gegenſatz gegen Hegel.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse, nebst naturhistorisch-medizinischen Erfahrungen ꝛc. von Joh. Mart. Honigberger, gewesenem Leibarzte der k. Majestäten: Rendschit Sing, Karrek-Sing, der Rani Tschendkour, Schir-Sing und Dhelib-Sing. Mit 40 lithogr. Tafeln. Wien 1851.

Das Werk des ehmaligen Leibarztes der vielen königlichen Majestäten, wovon die erste, wie uns Hr. Honigberger (S. 70) selbst erzählt, weder lesen noch schreiben konnte, ist zwiefacher Art: es enthält die Abentheuer des viel gewanderten Mannes und ein neues medizinisches System. Wir müssen uns natürlich bloß auf die erste Abtheilung beschränken, die Darstellung und Beurtheilung des Medialsystems, wie der Dr. seine neue Heilmethode nennt, überlassen wir den Kundigen.

Im Frühjahr 1815 verließ Doktor Honigberger seine Heimat Kronstadt in Siebenbürgen, und ging über die Bukowina, die Moldau und Wallachey, wo er längere Zeit verweilte, nach Konstantinopel. Hier bot sich ihm eine Gelegenheit dar, weiter gen Osten zu kommen; er wurde Leibarzt des Statthalters von Tokat, und trieb sich dann mehrere Jahre in den Gestadelandschaften des Mittelmeeres, in Syrien, Aegypten und der Berberey herum. Von Bagdad aus, wo er wieder Leibarzt des Pascha war, bereiste er einige Gegenden Persiens und ging endlich nach Lahor in dem Fünfflußgebiete, wo er von Ranadschit Singh, — das ist die richtige Schreibart des Namens —, und seinen Nachfolgern zu mannigfachen Geschäften verwendet wurde. Leibärzte sind bekanntlich nicht bloß im Orient, sondern in allen despotischen Staaten wichtige einflußreiche Personen. Hr. Honigberger hatte hier und auf seinen wiederholten Reisen am Indus, zu Kabal und Bochara vielfache Gelegenheit, alte, namentlich baktrische Münzen und andere Alterthümer zu sammeln, die er in London und Paris um theures Geld verkaufte. Eine Papyrusrolle, das einzige baktrische Manuscript, welches bis jetzt gefunden wurde, sandte Honigberger mit andern Antiquitäten an das Geymüller'sche Haus in Wien, das aber unterdessen fallirte, weßhalb das Kistchen einige Zeit auf der Mauth aufbewahrt wurde. Zu seinem Erstaunen vernahm der Doctor bey seiner Ankunft in Wien, — nach einem Verlauf von 15 Jahren —, daß das in Rede stehende Kistchen kurz vorher, wegen vorgeblicher Nichtexistenz des Eigenthümers, mit der Geymüller'schen Konkursmasse um ein Spottgeld versteigert wurde. Somit ist denn der vielleicht unschätzbare Inhalt jener Papyrusrolle für die gelehrte Welt wahrscheinlich für immer verloren, da bis zur Stunde nicht zu erfahren war, in welche Hände diese kostbaren Gegenstände gekommen sind! Außer den in Kairo und Alexandrien verkauften Antiquitäten haben die Münzsammlungen in St. Petersburg, in Wien, Paris und London viele von seinen Münzen und Steinen aufzuweisen.

Hr. Honigberger kehrte zum erstenmal im Jahre 1833 über Kabal, Balk, Bochara und Rußland nach seiner Vaterstadt zurück, wo er Weihnachten 1834 anlangte. Zu Nischnei Nowgorod traf ihn ein Mißgeschick, wie ihm kein ähnliches auf allen

seinen Wanderungen im Morgenlande widerfahren ist, und das wir, so weit thunlich, mit seinen eigenen treuherzigen Worten erzählen wollen. Er kaufte in Gegenwart des Kriegsgouverneurs Zobelfelle. Dieser brachte in Erfahrung, wer der Fremde sey und daß er ein sehr kostbares Pferd besitze. Der Gouverneur wollte das Pferd kaufen, was ihm jedoch abgeschlagen wurde, weil es der Oesterreicher seinem Kaiser verehren wollte. Als er sich sammt der Waare entfernte, sagte ihm der Dollmetscher, es wäre der Wunsch des Kaufmanns, Niemand etwas über diesen Einkauf mitzutheilen; er würde ihm schon einen Mann schicken, der mit dem Packen der Felle gut umzugehen wüßte. Ueber diesen Umstand mißtrauisch gemacht, verfügte sich H. alsbald zu einem ihm bekannten Kaufmann und legte ihm seine Zweifel vor. Dieser untersuchte die Felle und erklärte ihm, daß man ihn allerdings übervortheilet habe. Da er aber von dem Verkäufer nichts mehr zurückzuerhalten vermochte, so blieb ihm nur der Weg der Polizey offen, um zu seinem Rechte und Geld zu gelangen. Auf dem Polizeyamte wurde er wider alles Vermuthen, auf Befehl des Kriegsgouverneurs, verhaftet und demselben vorgeführt. Um den Paß befragt, präsentirte er denselben und nach befundener Richtigkeit desselben hieß es, warum er sich erst nach sieben Tagen bey der betreffenden Behörde legitimirt habe. Die Erklärung, daß, da der Paß von Niemanden abgefordert wurde, er die Ablieferung desselben für unnöthig hielt, schien den Kriegsgouverneur nicht im mindesten zu befriedigen. Dieser entgegnete vielmehr, H. müsse bey dem Umstande, daß er 14 Sprachen spräche, ohne Kenntniß der russischen zu besitzen und weil er beständig im orientalischen Kostüme einherginge, nothwendig in die Kategorie der Spione gezählt werden, um so mehr, da er eines der angesehensten Handelshäuser verdächtigen wolle. Auf das Polizeyamt zurückgeführt, mußte er der Dinge harren, die da kommen sollten. Ein in das Quartier seines Gasthofes gesendeter Commissär konnte nichts ihn Compromittirendes entdecken. Der Polizeymeister verlangte nun nochmals, daß das Pferd ihm käuflich überlassen werde. Hr. H. erklärte wiederholt, daß er es als ein für seinen Monarchen bestimmtes Geschenk unter keiner Bedingung ablassen könne und wolle. Nun mußte sein russischer Paß, der ihn bis in die Heimat geleiten sollte, auf dem Polizeyamte bleiben, wogegen ihm ein Certifikat zur Weiterreise bis nach Moskau ausgestellt wurde. Aus dem Polizeyamte entlassen verfügte er sich zu einigen seiner deutschen Freunde, welche es ihm dringend ans Herz legten, so schleunig als möglich von Nischi Nowgorod aufzubrechen, indem das Gerücht sich verbreitet habe, daß der Kaiser bereits in Moskau angelangt sey, und schon die Post bestellt wäre, welche ihn nach Nischi Nowgorod bringen sollte. Für ihn wäre dann die größte Gefahr vorhanden, vom Kriegsgouverneur unter irgend einem Vorwande ins Kastell eingesperrt zu werden, um persönliche Klagen und Mittheilungen von seiner Seite an den Monarchen zu verhindern. Eben diese Freunde begleiteten ihn in sein Quartier im Gasthofe. Aber wie groß war Aller Erstaunen, als sie die Thüre seines Gemaches geöffnet und einen großen Theil seiner Effekten entwendet fanden. Jenes Erstaunen und jener Schreck aber erreichte den höchsten Gipfel, als sie beym Nachsehen im Stalle, wo sie den Pferdeknecht zu finden hofften, sein Pferd blutend antrafen, und bey näherer Untersuchung desselben die Entdeckung machten, daß ihm boshafterweise die Sehnen an beyden Hinterfüßen entzwey geschnitten waren. Natürlich konnte der Verdacht des Diebstahls und der Pferdeverstümmelung auf Niemand Andern als auf den unsichtbar gewordenen Pferdeknecht fallen, und da dessen Habhaftwerdung für den Augenblick zu den Unmöglichkeiten zu gehören schien, so sah sich der Doctor bemüssigt, sich an den Bürgen für denselben, einen bucharischen Kaufmann, zu halten, und statt des Entwichenen vorläufig ihn selbst fest nehmen zu lassen, und dieß durch den Polizeymeister, welchen einer seiner ihn begleitenden Freunde sogleich von dem Vorfalle in Kenntniß gesetzt hatte. Hiebey trat der seltsame Umstand ein, daß unmittelbar nach der Verhaftung des Bürgen sich der entwichene Pferdeknecht von selbst wieder einstellte, und statt des Verhafteten, der nun freygelassen wurde, eintrat.

(Schluß folgt.)

Syſtem der ſpeculativen Ethik, oder Philoſophie der Familie, des Staates und der religiöſen Sitte.

(Schluß.)

Eben dieſe modalen Kategorien, die, wie wir oben hervorhoben, die Form der Bewegung entwickeln, ſind nun bey Chalybäus der Erklärungsgrund des Böſen. Nemlich in der Kategorie der Möglichkeit als ſolcher erſcheint die Freyheit als Willkür, mit der Unbeſtimmtheit des Zufalles behaftet, welche Unbeſtimmtheit im dialektiſchen Proceſſe natürlich die Aufgabe hat, in die ideelle Beſtimmtheit einzugehen, alſo für den dialektiſchen Proceß ſelbſt weſentlich iſt. Darin nun, daß dieſes Moment der Mittelſtufe, daß die Willkür ihre dialektiſche Stellung nicht verlaſſe, d. h. weder etwa ganz wegfalle, noch ſich in die Stellung des erſten Momentes (des Principes) oder des dritten Momentes (des Zweckes) ſich dränge, liegt die volle dialektiſche Entwicklung der Freyheit. Und in die Umkehrung dieſes Verhältniſſes der Momente wird demnach das Böſe gelegt, d. h. in die Willkür, wenn ſie mehr ſein will, als die Mittelſtufe, d. h. wenn die Freyheit ihr eigenes Mittel, ſich in dem Proceße zu entwickeln, welches ſie beſitzt, nemlich das Bewußtſeyn, nicht anwendet. Das Böſe alſo iſt Widerſpruch, und zwar Widerſpruch der Freyheit gegen ſich ſelbſt, eine Auffaſſung, auf welche H. Ch. mit aller Schärfe und Präciſion dringt, gegen jene polemiſirend, welche das Böſe als das Unfreye bezeichnen, und ſich hiedurch in die Schwierigkeit eines fataliſtiſchen Uebels ſtürzen.

Aber eigentlich müſſen wir doch wieder fragen, wie die Freyheit dazu kömmt, von dem Mittel der Vermittlung nicht Gebrauch machen zu können oder faktiſch nicht Gebrauch zu machen, oder wie die Willkür dazu kömmt, ihre Stellung verſchieben zu können oder faktiſch zu verſchieben. Alſo einerſeits erneuert ſich die Frage nach rückwärts jedesmal wieder, und andrerſeits bliebe die Möglichkeit, daß es einen vollkommen guten Menſchen gäbe, was eben einfach nicht der Fall iſt, und auch nicht der Fall ſeyn kann. Beydes ſcheint uns nach der Grundlegung bey Chalybäus kaum erledigt werden zu können. Ponirt man hingegen einen volleren Syntheſismus, welcher nicht bloß den Willen enthält, ſondern auch die Intelligenz und das Schaffen, d. h. einen Synthetismus, welcher die Grundgegenſätze des Einen und Vielen (Idealen und Realen) ſelbſt ſchon nach den drey Momenten des dialektiſchen Proceſſes, nach Daſeyn, Weſen, Vollendung, zuſammenführt, ſo ergibt ſich auch eine andere Faſſung der Möglichkeit und des Zufalles, welche beyde viel ſchärfer auseinandergehalten werden müſſen, als es bey Chalybäus, welchem ſchon von vorneherein der Begriff der Willkür vorſchwebt, geſchieht. Zufall iſt die aus dem Zuſammenhange der Totalität geriſſene Singularität, d. h. in der Totalität der Objectivität iſt kein Zufall. Alſo für den Menſchen iſt unzählige Objectivität Zufall, weil der Menſch nicht die Totalität umfaßt, ebendarum aber iſt für die Idee des Wiſſens der Zufall das Nichtſeynſollende, für den Menſchen aber ſtets ein doch ſeyendes. Und ebenſo iſt für die Idee des Guten auch die Singularität das Nichtſeynſollende, für den Menſchen aber auch hier ſtets ein doch ſeyendes, d. h. in der Singularität der Vielheit an ſich iſt die Real-Potenz des Böſen, als das für die Idee des Guten Nichtſeynſollenden, ſowie die Real-Potenz des Irrthums, als das für die Idee des Wiſſens Nichtſeynſollenden. Der Menſch daher iſt, während er weſentlich ein Weſen des Wiſſens und des Guten iſt, als Erſcheinung dieſes Weſens im Irrthum und im Böſen befangen. Es gibt keinen vollkommen wiſſenden und keinen vollkommen guten Menſchen. Das höchſte Darſtellbare iſt hier wie überall nur der Fortſchritt. Alſo das Böſe und der Irrthum *wird* in dem dialektiſchen Proceße der Erſcheinung, weil es ein Proceß der Erſcheinung des Vielen iſt, während zugleich das Gute und die Wahrheit jedesmal ebenfalls *wird*, ſo weit es nemlich auf jeder Stufe der zeiträumlichen Erſcheinung nach den Realbedingungen der Freyheits-Entwicklung möglich iſt. Eine Aufhebung des Böſen und des Irrthumes in dieſer Erſcheinungsart des Menſchen, in welcher allein er uns zugänglich iſt, iſt einfach nicht möglich ſchon wegen der Singularität und Particularität unſeres zeiträumlichen Wohnſitzes, d. h. der Erde ſelbſt, welche, ſo lange ſie das iſt, was ſie iſt, in die

Totalität eben nicht rückvermittelt iſt. Geht ſie, die Erde, oder die irdiſche Menſchheit in die Totalität ſo oder ſo ein, ſo iſt ſie nicht mehr die Erde und die Menſchen ſind nicht mehr Menſchen.

Der dialektiſche Ternarius, nach welchem ſich das Princip des Chalybäus durch alle Stadien entwickelt, iſt derſelbe wie in der Wiſſenſchaftslehre: unmittelbare Exiſtenz als erſtes Moment, teleologiſche Vollendung des Subjectiven als drittes Moment, und zwiſchen beyden als zweytes formale Vermittlung der Singularität. Daher den erſten Theil der Ethik das unmittelbare Ethos als Eudämonologie bildet, ſich entwickelnd von der unmittelbaren ſinnlichen Einzeln-Perſönlichkeit hinweg durch das Hausweſen und die Orthobiotik zur Familien-Tugend. Das dieſer Stufe entſprechende Böſe iſt die Sinnlichkeit. Der zweyte Theil, welcher auf der vermittelnden Egoität beruht, wird zur Rechtslehre, welche ſelbſt wieder die Stufe der Unmittelbarkeit in der Perſonenlehre, die der Vermittlung in dem bürgerlichen Geſellſchaftsrecht, und die dritte Stufe im Staatsrechte entfaltet. Das hier entſprechende Böſe iſt die Selbſtſucht. Endlich der dritte Theil iſt das teleologiſche Ideal des Guten als religiöſe Sittenlehre, welche von dem unmittelbaren Principe der religiöſen Ethik, als welches das Chriſtenthum genommen wird, ausgeht, dann als zweytes Moment die chriſtliche Weisheit und Frömmigkeit des Gemeindelebens entwickelt, um im dritten Momente, der Organiſirung der chriſtlichen Kirche abzuſchließen. Das hier entſprechende Böſe iſt die Bosheit. — Man ſieht, wie dieſe Entwicklung auch eine philoſophiſche Baſis für Pädagogik darbietet, denn der dialektiſche Proceß des ganzen Menſchengeſchlechtes iſt an ſich der pädagogiſche Proceß des Einzelnen. Aber auch hier zeigt ſich eben wieder das Unzureichende, denn man erreicht auf dieſem Wege nur die Pädagogik mit Ausſchluß des Unterrichtes, zu geſchweigen von der ſynthetiſchen Durchdringung der Erziehung und des Unterrichtes.

Daß in allen Theilen dieſer Gliederung, welche ſtets wieder in drey Unter-Momente zerfällt, die durchgängigſte Conſequenz bis ins Kleinſte waltet, haben wir oben ſchon geſagt, und die Vollendetheit der Form dieſes Dialekticismus wird Jeder an Chalybäus rühmend zugeſtehen. Daher natürlich alle Einwände wieder auf das zurückkehren müſſen, was wir oben unſerer Anſicht nach als die falſche Stellung des Principes hervorhoben. Manches wird mehr ſogleich in die Augen ſpringen, und hiemit offener auf ein falſches Princip hindeuten, ſo z. B. die Fundirung des Staates auf das Recht, woraus nie eine Pflicht des Staates, das menſchliche Wiſſen als Wiſſen zu fördern, entwickelt werden kann; wenn auch der Staat als derjenige Organismus einer Nation bezeichnet wird, in welchem die perſönliche Rechtsfreyheit zur objectiven Wahrheit verwirklicht wird, ſo hat dieſe objective Wahrheit doch keinen anderen Sinn, als ihr das Princip der poſitiven Liebe geben kann, d. h. ſie iſt immer nur ethiſche Wahrheit; auch das Strafrecht muß ſeine Wurzel im Gemeinbewußtſeyn ſuchen, wobey ſtets noch die Frage übrig iſt, warum das ſittliche Gemeinbewußtſeyn nicht bey der ſittlichen Entrüſtung ſtehen bleibt, ſondern zur direkten Beſtrafung des Verbrechens fortſchreitet, wobey dieſelbe Schwierigkeit eintritt, welche wir oben bey der Entſtehung des Böſen bemerkten; darum halten wir auch die idealiſirte Rache für die einzige Baſis des Strafrechtes, wobey der Begriff der Rache nur nach obiger Faſſung des Böſen, und die Idealiſirung der Rache nur Erhöhung des Staates in das Moment des Wiſſens möglich iſt. Dann auch, wenn außer und über allen Staaten ein endlicher teleologiſcher Harmonismus in der Entwicklung einer alle Menſchen wirklich umfaſſenden chriſtlichen Kirche reſultiren ſoll, ſo verſtößt dieß gegen eine richtige Faſſung des Religions-Principes, und enthält auch eben jenes Hinausſchieben in eine transſcendente Region, denn die Menſchen werden nie Eins, ſo lange ſie Menſchen ſind. Dem Menſchen klebt die Syntheſis von Einheit und Vielheit, welche beyde gleichmäßig ihr Recht behaupten, weſentlichſt an.

Doch dieſe und alle etwaigen anderen Bemerkungen über das Detail ſind implicite in dem oben über das Princip bemerkte enthalten und in ſoferne überflüßig. Bey einer durchweg ſyſtematiſch auftretenden Philoſophie handelte es ſich auch nur darum, das Princip zu charakteriſiren.

Prantl.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Früchte aus dem Morgenlande oder Reise-Erlebnisse.

(Schluß.)

Da es unmöglich war, das verstümmelte Pferd mit fortzunehmen, so verkaufte er es um einen ungemein niedrigen Preis an einen seiner Freunde, welcher es für eine Stuterey an sich brachte, und die Procura in Betreff seiner geraubten Effekten wider den inhaftirten Diener gütigst übernehmen wollte. Bald nach seiner Ankunft in Moskau erhielt H. von dem Freunde aus Nischni Nowgorod ein Schreiben, worin er ihm berichtete, daß nach seiner Abreise der eingesperrte Knecht ohne weiteres aus dem Gefängnisse entlassen worden sey. Da der Kaufmann, mit welchem er in Nischni Nowgorod, der Zobelfelle wegen, in Zerwürfniß gerathen war, zu den ansäßigen Bürgern in Moskau gehörte, so wollte H. seine dießfällige Klage bey dem Fürsten Gallitzin als Gouverneur von Moskau anbringen. Er wurde von dem Fürsten bey seinem Erscheinen auf eine sehr unfreundliche Weise empfangen und ihm bedeutet, daß man nicht die beste Meinung von ihm hege, indem bereits sehr unvortheilhafte Berichte über ihn eingelaufen wären. Dasselbe begegnete ihm auch bey dem Grafen Benkendorf, dem er seine Aufwartung machte, als er sich mit dem Kaiser in Moskau befand. Da es Hrn. H. jedoch auch um Wiederherstellung seiner gekränkten Ehre zu thun war, so trug er auf Zusammensetzung eines Handelsgerichts an. Dasselbe entschied zu seinen Gunsten, und jener Kaufmann hätte ihm vollen Ersatz leisten müssen, wenn er inzwischen nicht unglücklicherweise fallirt hätte.

Während der Dauer dieser Verhandlungen fand H. Zeit genug, einen kleinen Abstecher nach St. Petersburg zu machen, um die kaiserliche Residenz durch eigene Anschauung näher kennen zu lernen. „Die ungemein freundliche Aufnahme, deren er sich in allen Kreisen der Bevölkerung zu erfreuen hatte, machte ihm den nur kurzen Aufenthalt in dieser Metropole unvergeßlich. Besonders erinnert er sich noch gern an die Großfürstin Helene, welche ihn, als sie von seiner Anwesenheit Kunde erhielt, zu sich laden ließ, und trotz ihrer sehr interessanten Umstände sich mit ihm zwey volle Glockenstunden über Indien unterhielt. Und als er Tags darauf in seinem orientalischen Kostüme zur Münze fuhr, winkte ihm die begegnende Großfürstin mit besonderer Freundlichkeit einen Gruß aus dem Wagen zu.“ Hr. H. versichert, diese Gnade und Huld niemals vergessen zu wollen.

Honigberger konnte sich in Europa nicht mehr eingewöhnen; er ging (1838) wieder nach Indien zurück, wo er zu Lahor seinen frühern Herrn den Maharadschah Ranadschit-Singh „stumm und mit geschwollenen Füßen auf einem Stuhle sitzend fand.“ Der Doctor erzählte von den Wunderkuren der neuen Heillehre, der Homöopathie. Man konnte sich jedoch schwer entschließen, den Maharadschah ihm in die Kur zu geben, indem noch die günstige Jahreszeit des Frühlings waltete, und die eingebornen Aerzte noch allerley Versuche anzustellen vorhatten. Den größten Eindruck machte aber die Heilung eines ihm zur ärztlichen Behandlung übergebenen Kaschemirers.

Dieser hatte seit 10 Jahren eine Kugel im Kopfe, welche ihm kein eingeborner Wundarzt hatte herausnehmen können. In der kurzen Frist von zwey Monaten ward er vollkommen geheilt. Hierauf kam nun eines Tages des Königs ehemaliger Leibarzt zu ihm und sagte, daß der Maharadschah noch niemals von einem europäischen Arzte eine Arzney genommen hätte, daß er alle die Heilmittel, die er von Seite der englischen Doctoren erhalten hätte, versuchsweise andern Leuten eingegeben habe, um deren Wirkungen zu erproben, daß jedoch der Maharadschah jetzt zu dem Entschlusse gekommen sey, seine Arzney einzunehmen, die H. aber in seiner Gegenwart zubereiten müsse. Der Doctor begab sich auf der Stelle zum Könige und that, wie ihm befohlen war. Am ersten Tage zeigte sich bey dem Patienten keine Wirkung. Am zweyten glaubte er sich etwas besser zu fühlen. Am dritten war Ranadschit schon in einer so heitern Stimmung, daß er ihm in der Versammlung des Staatsraths durch den Minister ein Paar goldene Armspangen, im Werthe von 500 Rupien, in seiner Gegenwart, um die Arme schließen ließ; damit war auch das Geschenk zweyer schöner Kaschmir-Shawls von gleichem Werthe verbunden, die ihm der Minister um die Schultern legte und zugleich sagte, daß der Maharadschah von der Arzney eine sehr wohlthätige Wirkung empfinde. Mit der Erlaubniß des Ministers besuchte H. am vierten Tage seine Patienten in der Stadt, als man ihm sagte, daß mehrere berittene Boten nach ihm geschickt seyen. Bey seiner Ankunft wurde ihm bedeutet, der Maharadschah sey vom Fieber befallen. Es war dieß jedoch kein eigentliches Fieber, sondern nur eine gewöhnliche Alteration mit etwas Hitze. Die Aerzte der Stadt wurden zu einem Consilium hinberufen. Natürlicherweise war ihnen dieß etwas sehr Erwünschtes, weßhalb auch all sein Bemühen und all sein Remonstriren nichts nützte. Das Consilium aus eingebornen Aerzten bestand aus einem Dutzend Hakims aus Pischawer und Lahore, aus Hindu-Aerzten, Sterndeutern u. dergl., von denen ein Jeder sich einbildete, etwas von der Arzneykunde zu verstehen. Wenigstens brachten die meisten ihre Bücher mit, wodurch sie den Mangel ihrer Kenntnisse hinlänglich ersetzt glaubten. So geschah es, daß, ehe noch zwey Wochen verflossen waren, der Maharadschah das Zeitliche gesegnet hatte. Er starb in der Festung Somunburisch (27. Juni 1839) in Gegenwart Dr. Honigbergers, worauf der Minister die Thore der Festung sperren ließ; der Doctor wurde jedoch mit Bewilligung des Ministers hinausgelassen.

Die erste und grauenvollste Scene, welcher H. nach Ranadschit-Singhs Tode als Augenzeuge beywohnte, war das Sati oder die lebendige Verbrennung der eilf Frauen des Maharadscha mit dessen Leichnam. Es waren vier Ranis, — eigentliche Frauen —, und sieben Sclavinnen, die Eine nach der Andern, unerschrocken und todesmuthig den Scheiterhaufen bestiegen, sich rund um den Leichnam setzten, dann mit schweren Rohrdecken, worauf Oel gegossen wurde, verhüllen ließen. Als dieß geschehen, wurde auf einmal von mehreren Seiten her Feuer angelegt, so daß die armen Geschöpfe in Rauch und flammender Lohe ersticken mußten, ehe sie noch einen Laut von sich zu geben im Stande waren. Die Verbrennungs-Ceremonie, die jetzt unter der englischen Regierung nur höchst selten hie und da trotz des Verbotes vorkömmt, beschreibt Hr. Honigberger als Augenzeuge in sehr anschaulicher Weise mit folgenden Worten.

Am andern Morgen nach dem Hinscheiden des Maharadschah kam ich mit meinem Freunde dem Obristen Heinrich Steinbach, der gegenwärtig in Diensten des Maharadschah Gulab-Singh in Kaschmir sich befindet, vom Leichname Ranadschits in der Festung, vom sogenannten Tacht (dem Krönungsplatze), herab in den großen Hof, durch den wir gehen mußten, um bey Zeiten einen Platz nahe am Scheiterhaufen zu erhalten, welcher zwischen den Ringmauern der Festung, in einem kleinen Gärtchen aufgeschichtet war, weil der Zulauf der Menschen und das Gedränge in der Festung jede Vorstellung überstieg. Im großem Hofe erblickten wir Eine von den vier Königinnen, die so eben zum erstenmale in ihrem Leben allein, zu Fuß und unverschleiert aus dem Harem herauskam, und langsamen Schrittes zum Leichnam ihres Herrn hinging, umgeben von etwa hundert Personen, die in einer Entfernung von etlichen Schritten sie geleiteten. Unmittelbar neben sich hatte sie einen

Mann, der ein Käſtchen trug, worin der Reſt ihres Schmuckes ſich befand, von dem ſie Stück für Stück rechts und links als Geſchenk vertheilte. Zwey bis drey Schritte vor ihr bewegte ſich rückwärts ſchreitend und mit dem Geſichte gegen ſie gekehrt ein Mann, der ihr einen großen Spiegel vorhielt, was deßwegen geſchehen ſoll, damit ſie ſich ſelbſt überzeugen könne, daß ihre Geſichtszüge unverändert dieſelben ſeyen, und keine Angſt ſich in ihr rege. Der Leichenzug nahte ſich nun, begleitet von einigen Tauſenden. Alles war zu Fuß, weil man nicht weit zu gehen brauchte; nur die vier Königinnen wurden paarweiſe in zwey offenen Tragſeſſeln, eine neben der anderen ſitzend, hinter dem Leichname einhergetragen; ihnen folgten die ſieben Sclavinen baarfuß, von denen einige kaum 14 bis 15 Jahre alt ſchienen. Auch die Königinnen waren ohne Fußbekleidung, ſchmucklos und in einfache ſeidene Kleider gekleidet. Sie ſchienen gleichgiltig und getroſt der Kataſtrophe ſich zu nähern, welche ſie erwartete. Den Leichnam des Fürſten trug man in einer großen, leichten, zierlichen, ſchifförmigen Bahre, worin er auf einem Brette lag, an welches er vermuthlich auf irgend eine Weiſe befeſtigt war. Die Segel des Schiffes beſtanden aus reichen Goldſeidenſtoffen und Kaſchmirſchawls. Eine große Menſchenmaſſe trug das Schiff aus dem Innern der Feſtung bis zum Scheiterhaufen, wo das Brett mit dem darauf befindlichen Leichnam herausgenommen und auf die Erde gelegt wurde. Die koſtbare Verzierung des reich geſchmückten Schiffes wurde nun der Plünderung des Volkes preisgegeben. Ueber den Leichnam und die mit ihm zu verbrennenden armen Geſchöpfe beteten ſowohl Brahmanen aus ihren heiligen Schriften wie die Gurus oder Prieſter der Sikh aus ihren Religionsbüchern. Ein ſtilles, nicht widerliches Wirbeln der Trommeln und das betende Gemurmel des Volkes gaben der ſeltſamen Scene ein eigenes, nur im Oriente denkbares, trauriges Gepräge. Der Scheiterhaufen ſelbſt, der ſich jetzt den Augen der Zuſchauer darbot, war aus gut getrockneten Hölzern, worunter auch wohlriechende Aloeſtücke ſich befanden, ungefähr in Manneshöhe aber in weit bedeutenderer Breite, ein Viereck bildend, aufgeſchichtet. Nach vollendetem Gebete der Brahmanen und Gurus, welches beynahe eine Stunde währte, beſtiegen der Miniſter nebſt mehreren Häuptlingen auf einer kleinen Leiter die oberſte Fläche des Scheiterhaufens, worauf als leicht entzündlicher Brennſtoff Baumwollſaamen in großer Menge geſtreut war, und übernahmen den ihnen von unten hinauf überreichten Leichnam ihres königlichen Herrn, den ſie dann ehrfurchtsvoll in der Mitte, ſowie er auf dem Brette befindlich war, zurecht legten. Hierauf beſtiegen auch die Königinnen ſammt den Sclavinnen, dem Range nach, eine nach der andern, die verhängnißvolle Leiter und der obenſtehende Miniſter beeilte ſich durch Handreichung jeder derſelben behilflich zu ſeyn. Als ſämmtliche Frauen mit Hilfe des Miniſters und der übrigen Häuptlinge angelangt waren, nahmen ſie ihre Plätze bey dem Leichname ein, die Königinnen beym Haupte desſelben, die Sclavinnen zu deſſen Füßen. Hier kauerten ſie ſich an dem Leichname zuſammen und verharrten in ſtiller Erwartung bis eine ſtarke, dicke Rohrdecke gebracht wurde, welche die oben befindlichen Herren über die armen, dem ſchrecklichen Tode geweihten Geſchöpfe ausbreiteten und mit Oel begoſſen, worauf ſie vom Scheiterhaufen herabſtiegen. Sobald dieß geſchehen war, wurde wie bereits bemerkt, der Scheiterhaufen an allen Ecken in Flammen geſetzt und nur noch wenige Minuten und die bedauernswerthen Opfer eines verabſcheuungswürdigen religiöſen Fanatismus hatten ausgelebt.

Herr Honigberger erzählt nun als Augenzeuge die Geſchichte des Reiches der Sikh von dem Tode Ranadſchits bis zur Eroberung des Pendſchab durch die Engländer. Wir erfahren daraus manche neue Thatſachen, andere erhalten hiemit ihre Beſtätigung. Es kann jetzt nicht mehr geläugnet werden, daß die Sikhhäuptlinge beſtochen wurden und mannigfachen Verrath gegen ihre Truppen verübten. Die Rani und ihr Liebhaber nahmen zu dem verzweifelten Mittel ihre Zuflucht, die Engländer zum Kriege zu reizen, um die Armee auf die Schlachtbank zu führen, indem ſie die Hoffnung hegten, einestheils dadurch von den ihnen gefährlichen Truppen befreyt zu werden und anderntheils unter dem Protektorate der Engländer ſich mit mehr Sicherheit

und Ruhe bewegen zu können. Es handelte sich nur noch darum, wie dieser Zweck zu erreichen wäre. Aber auch dafür fand sich Rath. Es wurde nämlich Tedsch-Singh, zu der Zeit Gouverneur von Pischawer und der einzige Mann, der seit Ranaschits Zeiten bedeutenden Einfluß auf die Truppen hatte, herbeygerufen, um seine Meinung über diesen Gegenstand zu vernehmen. Auf seinen Vorschlag wurden falsche Schriftstücke abgefaßt, die dann in der Ministerversammlung vorgelesen wurden, des Inhalts, daß die Engländer die Einkünfte der Länder jenseits des Satledsch, die den Sikh gehörten, in Beschlag genommen hätten, daß sie sich eine Menge feindseliger Schritte erlaubten, und unverkennbar zum Kriege gegen die Sikh rüsteten, weßhalb es die Staatsklugheit gebiete ihnen zuvorzukommen.

Tedsch-Singh wurde zum Oberbefehlshaber der Truppen ausgerufen. Die Sikh bekamen ihr geweihtes Brod auf dem Denkmale der königlichen Familie, wo sie sich Eintracht, Treue und Gehorsam schwuren und den Engländern den Krieg erklärten. Unmittelbar nach dieser Feyerlichkeit begaben sie sich, ohne weitläufige diplomatische Erklärungen, auf den Marsch. Die Engländer waren zu nichts weniger als zu einem Kriege mit ihren Nachbarn vorbereitet. Dieser begann. Jenseits des Satledsch wurden die vier bekannten Schlachten von Mudki, Feruzscheher, Alliwal und Sobraon geschlagen. Die Engländer, welche an dem letzten Orte einen entscheidenden Sieg davon getragen, wurden die Herren des Landes. Aber wem hatten sie diesen Sieg zu danken? Herr H. erzählt dieß ausführlich.

Am Morgen des 22. Dezember 1845 langte Tedsch-Singh mit einer Reserve-Armee von 25 bis 30,000 Mann regulärer Truppen auf dem Schlachtfelde von Feruzscheher an, wo die Engländer während eines Tages und einer Nacht gekämpft und ihren gesammten Pulvervorrath verbraucht hatten, in Folge dessen sie den Rückzug antraten. Aber auch die Sikh wähnten sich geschlagen und gingen ebenfalls zurück, worauf die Engländer die davon Kunde erhielten, wieder umkehrten und sich in den Besitz ihres Lagers setzten. Gerade in diesem kritischen Momente traf die oben erwähnte Reserve-Armee unter Tedsch-Singh ein. Dieser mit den Engländern im Einverständnisse that sein Möglichstes, um die Streitlust seiner Truppen zu dämpfen und ihnen durch allerley Vorspiegelungen Angst einzuflößen. Auch war er der erste, welcher den Engländern den Rücken kehrte, um sie zu schonen, weil er genau von ihrer Lage unterrichtet war. Am 10. Februar 1846 als die Schlacht von Sobraon stattfand, ging Tedsch-Singh, der Verräther seiner Landsleute, während die Schlacht noch fortdauerte, über die Satledsch zurück und ließ die Brücke hinter sich abbrechen, den größten Theil seiner Truppen hilflos am Ufer zurücklassend, wo die Verrathenen mit gefalteten Händen und Gras im Munde jammernd riefen, er möchte doch Erbarmen mit ihnen haben, sie seyen ja Kühe, heilige Kühe geworden. Mancher unter ihnen soll sogar in den Ruf ausgebrochen seyn: „Wir büssen nur die Schuld unserer Sünden: wir haben kein besseres Loos verdient! Da drüben ist ja die Stelle, wo wir unsern Guru mit seinen Kühen umgebracht haben. „Tedsch-Singh," fügt der Doctor hinzu (S. 129), „legte mir in Lahor, während ich ihn in ärztlicher Behandlung hatte, das offene Geständniß ab, daß ihm, unter den obwaltenden Umständen nichts Anderes übrig geblieben wäre, als das Land den Engländern preiszugeben."

Herr Honigberger hat von den Engländern eine Pension und von Gulab Singh ein Privilegium erhalten, um in Kaschmir aus Runkelrüben Zucker zu machen. Er gedenkt, wie wir aus dem vorliegenden Werke ersehen, nächstens nach Kaschmir zurückzukehren. Vielleicht ist er bereits dahin abgereist. Die zahlreichen interessanten Abbildungen, welche dem Buche beygegeben sind, sind, wie das Werk selbst, ebenfalls doppelter Art; sie beziehen sich theils auf die historisch-geographische, theils auf auf die medicinische Abtheilung.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. September.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Cicero's Brutus de claris oratoribus. Erklärt von Otto Jahn. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1849. XII und 160, 8.

Cicero's Orator. Erklärt von Otto Jahn. Anhang: de optumo genere oratorum. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung. 1851. XXXII, 141, 8.

Es wäre schön, wenn wir eben so eine Dekade von lateinischen Rednern besäßen, wie sich die der Attischen erhalten hat. Hortensius mag dem Aeschines entsprochen haben, Cato maior wird von Cicero dem Lysias verglichen, ihm selbst ist längst der Platz an Demosthenes Seite eingeräumt, für die übrigen findet man wohl nicht so leicht ihr Pendant heraus, aber gewiß würde eine Entwicklung der Kunst hier wie bey den Griechen wahrnehmbar seyn, die wir jetzt, wo nur geringe Bruchstücke der Redner vor Cicero uns geblieben sind, nicht mehr zu erkennen vermögen. Um so größeren Dank gebührt Cicero, daß er wenigstens eine Schilderung von jenen verschwundenen Größen geliefert hat, zu welchem Unternehmen er durch die totale Veränderung der politischen Verhältnisse, die der oratorischen Thätigkeit wenig Spielraum übrig ließen, bewogen wurde. Er mochte auf diese Weise wenigstens in der Erinnerung gern die Zeit zurückrufen, in der theils der Gang der öffentlichen Angelegenheiten, theils die Führung der schwierigsten Prozesse seine ganze Geisteskraft in Anspruch nahm, und sein Name mehr und mehr Gegenstand allgemeiner Verehrung und Bewunderung wurde. Jetzt hatte seine Wirksamkeit geendet, war zur Vergangenheit geworden; er konnte ihr Andenken nicht glänzender feyern, als dadurch, daß er sich als der Vollender römischer Beredsamkeit darstellte und die Frühern als seine Vorläufer zu dem schwer erreichbarem Ziel. Proemium, wie der leider nicht ganz gerettete Epilog des Brutus, sprechen dieses Bedürfniß nicht undeutlich aus, und er kömmt auch im Lauf des Gesprächs wiederholt darauf zurück.

Erst nach Vollendung dieses Dialogs und des in enger Beziehung dazustehenden orator verließ Cicero die Beschäftigung mit der Rhetorik, um zur Philosophie überzugehen. Diesen Uebergang bildete sein Hortensius, dessen Verlust auch darum sehr zu beklagen ist. Den äußern Anlaß aber zu jenen frühern Schriften gab ihm das Werk des Atticus, welches den Titel liber annalis führte, vgl. Br. §. 15 — quae cum studiose tractare coepissem, ipsa mihi tractatio litterarum salutaris fuit, admonuitque, Pomponi, ut a te ipso sumerem aliquid ad me reficiendum. *) Grundlage des Brutus war

*) Was bald darauf in §. 16 folgt, ist öfters und auch von Jahn mißverstanden worden: ego autem voluntatem tibi profecto emetiar, sed rem ipsam nondum posse videor; idque ut ignoscas, a te peto. Nec enim ex novis, ut agricolae solent, fructibus est, unde tibi reddam, quod accepi — sic omnis fetus repressus exustusque flos siti veteris ubertatis exaruit; nec ex conditis, qui iacent in tenebris et ad quos omnis nobis aditus, qui paene solis patuit, obstructus est. Seremus

es aber schon darum nicht, weil die Chronologie der berühmtesten Redner keine Schwierigkeiten hatte, und die Hauptsache, das Technische, von Attikus nicht berührt werden konnte.

Jahn gibt in seiner Einleitung eine gute Uebersicht von dem Inhalt und Gang des Dialogs, besonders macht er darauf aufmerksam, wie Cicero die Versuche seiner Landsleute geflissentlich ins beste Licht stelle, Attikus aber den Werth derselben auf das wahre Maaß zurückführe; deßgleichen, wie die Form der Schrift erlaube, die Beschränkung dieser Geschichte auf nicht mehr Lebende für einige Zeitgenossen aufzuheben, indem sie in einer Digression erschienen, wie Servius, oder Cicero ihre Schilderung seinen Freunden überlasse, wie die Cäsar's.

Gewiß war Cicero ganz der Mann dazu, eine Geschichte seiner Kunst zu schreiben; bekannt mit allen Erzeugnissen der Vorgänger und selbst der größte Meister, hatte er, wie kein Anderer, die Berechtigung, ein Urtheil über jene abzugeben. Wenn daher Jahn die Erwähnung vieler unbedeutender Redner zerstreuend, den Vortrag durch Anhäufung des Details schwerfällig und manche Partieen monoton findet, mag die Schuld davon mehr an ihm liegen, indem er sich weder in das Interesse des Römers, noch des Kenners der Rhetorik zu versetzen geneigt ist.

Im Brutus wie im Orator tritt an mehreren Stellen eine starke Polemik gegen die sogenannten neuen Attiker, die Anhänger des C. Licinius Calvus, hervor, zu welchen Brutus selbst sich hinneigte. Es ist zu bedauern, daß wir von den darüber zwischen ihm und Cicero brieflich gepflogenen Verhandlungen nichts Näheres wissen, wodurch das schroffe Urtheil, welches Tacitus dial. 18 erhalten hat. Ciceronem a Calvo quidem male audiisse tamquam solutum et enervem, a Bruto autem, ut ipsius verbis utar, tamquam fractum atque elumbem" motivirt würde. Denn allgemeiner Art ist auch Quintilians Bericht, wenn er auch der dem Cicero gemachten Vorwürfe noch mehrere aufzählt, vgl. XII, 10, 12. Daß sich Brutus selbst durch den orator nicht bekehren ließ, geht aus Ep. ad Att. XIV, 20, 4. hervor; was der Charakter seiner Beredsamkeit war, aus Ep. ad Att. XV, 1b, 2. Ob Cicero deßhalb sehr besorgt war, und wirklich meinte, sein Ruf als Redner stehe auf dem Spiel, wenn jene Auffassung des Atticismus allgemeine Gültigkeit erlangte, (vgl. Einleitung XIV) ist sehr die Frage; eine solche Opposition war aber ganz geeignet, beyden Schriften einen mehr oratorischen Charakter zu geben, und dem Verfasser bot

---

igitur aliquid tamquam in inculto et derelicto solo, quod ita diligenter colemus, ut impendiis etiam augere possimus largitatem tui muneris etc. Die Note zu dieser Stelle behauptet: „Cicero kann hier nur philosophische Studien im Sinne haben, welche er in diesem Umfang fast allein betrieb, und unter den ungünstigen Zeitverhältnissen liegen ließ. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er die Bücher de legibus im Sinne hat, welche nach der Schrift de republica begonnen, aber nicht von ihm bis zur Herausgabe vollendet wurden." Aber was verschloß ihm den Zugang zu seinem angefangenen Werk de legibus? Und daß ihn die schlimmen Zeiten gar von der Philosophie abgehalten hätten, steht in direktestem Widerspruch zu de Divinat. II, §. 5 sq. Die alten aufgespeicherten Früchte, zu denen der Zugang ihm vordem allein offen stand, und jetzt verschlossen ist, sind vielmehr Reden, die er noch nicht ausgearbeitet hat — was er bekanntlich immer erst dann that, wenn er sie schon gehalten hatte — und welche er jetzt nicht mehr herausgeben mag, da das Interesse dafür im Publikum bey der veränderten Lage der Dinge erkaltet ist. Er war aber der einzige Redner seiner Zeit nach Hortensius Tod, vgl. §. 3, oder ließ wenigstens keinen Andern dafür gelten. Hierauf beziehen sich die Worte qui paene solis patuit, wobey man an die Früchte der Ciceronischen Eloquenz überhaupt, nicht bloß in ihrer Eigenschaft als conditi denken muß. Nur so hat paene Sinn, woran Ellendt Anstoß nahm, wenn es auf Reden gedeutet werden sollte. Aber auf philosophische Werke paßt es durchaus nicht, da zu diesen der Zugang immer offen stand, oder Cicero, wenn er die arrogante Behauptung, er allein unter den Römern verstehe sich auf griechische Philosophie, gewagt hätte, sich bey den zahlreichen Freunden derselben in Rom, nur lächerlich machen konnte. In Or. 148 dagegen versteht er unter den multo graviora et maiora offenbar bloß die philosophischen Bücher, wo Jahn merkwürdigerweise erklärt, es sey nicht bekannt, welche Arbeiten gemeint seyen.

ſich damit zugleich eine treffliche Gelegenheit dar, unter dem Schein der Vertheidigung ſeine Vorzüge in's glänzendſte Licht zu ſetzen.

Die erklärenden Anmerkungen des Herausgebers ſind im Allgemeinen ihrer Bündigkeit und Zweckmäßigkeit halber ſehr zu empfehlen; vermißt wird aber ein tieferes Eingehen auf die innere Geſchichte der Rhetorik und die Technik ſelbſt. So, wenn Protagoras, der Begründer der antilogiſchen Methode Br. 30 gar nicht in dieſer Eigenſchaft aufgefaßt, ſondern nur damit bezeichnet wird, daß er beſondere Aufmerkſamkeit auf die Sprache ὀρθοεπεία (sic) verwandt habe; wenn Antiphons Progymnasmen, welche Cicero den communes loci von Gorgias und Protagoras vergleicht (Br. 47), in den von Suidas citirten προοίμια und ἐπίλογοι gefunden werden, ſtatt dieſe vorzüglich in den noch vorhandenen Tetralogieen zu erkennen, wo das augere und imminuere des probabile mit vielem Geſchick gehandhabt iſt; wenn im Or. 186 die perveteres scriptores mit Stillſchweigen übergangen werden, wo Cicero wahrſcheinlich die theoretiſchen Werke des Antiphon, Gorgias, Thraſymachus im Sinne hat, als welche den numerus noch nicht zum Gegenſtand ihres Unterrichts gemacht hätten; merkwürdigerweiſe iſt dieß noch bey dem Lehrbuche des Iſokraters Anaximenes der Fall, ſo daß man vermuthen möchte, ſelbſt Iſokrates habe darüber nicht, wie doch Ariſtoteles, in ſeiner Techne Anweiſung gegeben. Der Widerſpruch, welcher zwiſchen Br. 32 und Or. 174 beſteht, wird weniger auf eine erſt ſpäter erlangte Einſicht des Schriftſtellers zurückzuführen, als daraus zu erklären ſeyn, daß Cicero im Brutus und auch de or. III, 173 mehr an die praktiſche Anwendung dachte, und daher den Gorgias und Thraſymachus als Urheber der numerosa oratio übergehen konnte. Zu den Worten Or. 176: Gorgias his festivitatibus - insolentius abutitur war der Scholiaſt des Hermogenes zu citiren (Rhet. Cp. ed. Walz V, 548), welcher das große Fragment von Gorgias erhalten hat, wenn nicht der Schüler, doch der gelehrten Leſer wegen. In Betreff der ars oder artes des Iſokrates dürfte Jahn die Bemerkung unterdrücken (Br. 48), daß ihre Aechtheit ſchon im Alterthum bezweifelt war; es iſt das nur von Quintilian, III, 16, aber ohne allen Grund geſchehen, Ariſtoteles ſelbſt, Dionyſius von Halikarnaß und Cicero beſtätigen die Exiſtenz des Iſokratiſchen Lehrbuches; letzterer verſteht nichts Anderes unter dem μυροθήκιον Isocrati (ad Att. II, 1, 1) und de Inv. II., §. 7 iſt cuius ipsius, quam constat esse artem, non invenimus, nicht constet zu leſen. Der Plural artes aber kann auf mehrere Bücher desſelben Werkes, vielleicht aber auch auf mehrere rhetoriſche Schriften des Iſokrates bezogen werden, was deßhalb unentſchieden bleiben muß, weil Genauigkeit in ſolchen Angaben nicht Cicero's Sache iſt. Die richtige Chronologie von Anaxagoras, wie ſie C. F. Hermann neulich aufgeſtellt hat, war wohl dem Verf. bey Niederſchreibung der Note zu Br. 44 noch nicht zugänglich, konnte es aber zu Or. 15 ſeyn. (Vgl. C. F. Hermann disp. de philosophorum Ionicorum aetatibus Gott. 1849, p. 18 sqq.). Darnach war Anaxagoras im Jahre 432, wo er von Perikles politiſchen Gegnern als ἄθεος angeklagt und mit Mühe gerettet worden ſeyn ſoll, ſchon 30 Jahre todt. Ueber Hermagoras, deſſen Cicero Br. 263, 271 gedenkt, dürften die wichtigſten Stellen aus Cic. de Inv. I, §. 8, 12, 16 und Quint. III, 11, 18 wohl citirt werden. Einer näheren hiſtoriſchen Betrachtung würden auch manche Correkturen als überflüßig ſich ergeben haben, wie wenn Br. 99 und 117 das Pronomen C. vor Gracchus ſtehen ſoll, an beyden Stellen wußte aber jeder römiſche Leſer, daß nicht Tiberius, ſondern Caius gemeint iſt, ohnedieß galt nur dieſer als großer Redner, wie die Weglaſſung des Vornamens auch anderswo, z. B. A. ad Herenn. IV, 2, 3 zeigen kann. So war allgemein das Alterverhältniß des Crassus und Antonius bekannt, daher Br. 230 keine andere Verbeſſerung möglich iſt, als vor Antonio einfach cum nach Madvigs Vorgang zu ſetzen; ganz fehl geht die Vermuthung, daß hier ein Wort ausfiel, welches ſich auf Antonii's Alter bezog. *)

*) In Or. 106 aber iſt zu verwundern, daß Niemand bemerkte, wie visus esset mit Bezug auf Antonius nicht ſtehen kann in dem Satz: atqui si Antonio Crassus eloquens visus non est aut sibi ipsi, nunquam Cotta visus esset, nunquam Sulpicius,

Ein wirklicher Ausfall ist Br. 207 anzunehmen, wo es heißt: locus erat omnino in maximis causis praeter eos, de quibus supra dixi, nemini: propterea quod Antonius, qui maxume expetebatur, facilis in causis recipiendis erat, fastidiosior Crassus, sed tamen recipiebat. Horum qui neutrum habebat, confugiebat ad Philippum fere aut ad Caesarem * * Cotta et Sulpicius expetebantur: ita ab his sex patronis causae illustres agebantur. Dazu bemerkt Jahn, daß so schlechthin weder expetebantur noch expectabantur (wie die Handschriften lesen), gesagt werden konnte, da diese, Cotta und Sulpicius, den letzten Rang einnahmen, sondern näher angedeutet werden mußte, unter welchen Umständen sie aufgesucht wurden. Doch war dieß schwerlich im Allgemeinen anzugeben, verkehrt aber ist Lambins von Ellendt und Orelli gebilligtes Emblem secundum Philippum et Caesarem, als hätte man immer erst von diesen abgewiesen seyn müssen, um sich an die beyden jüngsten zu wenden. Die leichteste Ergänzung dürfte daher a non nemine, oder etwas Aehnliches seyn. Etwas früher als Crassus und Antonius war C. Fimbria aufgetreten, von welchem Br. 129 berichtet wird: habitus est sane, ut ita dicam luculentus, patronus asper maledicus genere toto paulo fervidior atque commotior — idem tolerabilis patronus nec rudis in iure civili. Freylich darf patronus an der ersten Stelle nicht bleiben; zu verwundern ist aber, daß Ernesti's Schnitt ins gesunde Fleisch, wenn er luculentus durch truculentus zu verbessern glaubte, allgemeinen Beyfall gefunden hat, auch bey Schütz, dessen Ergänzung accusator, so richtig sie ist, alle spätern Herausgeber mit Stillschweigen übergangen haben; daher Ref. anfangs glaubte, sie zuerst gemacht zu haben. Cicero, der die accusatores überall in ein ungünstiges Licht stellt, will nämlich den ehrenden Ausdruck luculentus durch den Zusatz ut ita dicam entschuldigen: dann folgen die Erklärungen asper, maledicus genere toto paulo fervidior atque commotior. Unrichtig ist der Doppelpunkt vor genere toto bey Jahn, und sehr vag das Urtheil: „auch truculentus ist nicht ganz befriedigend, da ut ita dicam dazu nicht wohl paßt, allein den Sinn giebt es ziemlich wieder.“ Gleich darauf ist die Rede von Calvinus Br. §. 130: atque etiam ingenio et sermone eleganti valetudine incommoda C. Sextius Calvinus fuit, worüber das Urtheil des Herausgebers „atque etiam kann nicht richtig seyn, da das, was von Calvinus ausgesagt wird, in keiner Weise mit dem stimmt, was von Calvinus ausgesagt wird“ gewiß zu billigen ist, aber nicht die weitere Bemerkung: „man erwartet eodem tempore oder etwas Aehnliches.“ Denn in der Mitte zwischen isdem temporibus §. 130 und temporibus isdem fere §. 129 würde eodem tempore sich sehr lästig ausnehmen; auch bedarf es keiner ausdrücklichen Zeitbestimmung, da diese schon durch den Platz gegeben ist, welchen der Schriftsteller dem Calvinus anweist. Wir vermuthen, daß atque verdorben sey aus acuto, dann paßt das acutum ingenium zu dem elegans sermo. Ueber die Zeitgenossen beyder, C. Galba und L. Bestia spricht Cicero §. 127, 128, und beklagt ihr trauriges Ende: nam invidiosa lege Mamilia quaestione (andere codd. haben quaestio) C. Galbam sacerdotem et quattuor consulares L. Bestiam, C. Catonem, Sp. Albinum civemque praestantissumum L. Opimium Gracchi interfectorem — Graechani iudices sustulerunt. Die vorliegende Ausgabe läßt quaestione weg, und rechtfertigt das in der Note.

(Fortsetzung folgt.)

---

nunquam Hortensius. Denn Antonius kannte ja diese Jünger alle noch, weßhalb Cicero visus est schreiben mußte. Indeß ist die Lesart der Handschriften tibi nunquam Cotta visus esset, und das war durchaus beyzubehalten. Brutus hatte den Hortensius wenigstens in seiner blühendsten Epoche nicht gehört (vgl. Brut. 317), die andern kannte er gar nicht. Die Meinung Ciceros muß demnach die seyn: wenn schon Antonius ein solches Urtheil über Crassus fällte, würdest du es um so mehr über seine Nachfolger, meine ehemaligen Rivalen, gefällt haben, indem du gewiß einen noch strengern Maaßstab angelegt hättest.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Cicero's Brutus de claris oratoribus. Cicero's Orator.

(Fortsetzung.)

„Nach Mamilia haben fast alle Handschriften noch das sinnlose Wort quaestio, welches entweder andeutet, daß hier eine nicht mit Sicherheit auszufüllende Lücke ist, oder vielleicht nur an den Rand geschrieben war, um darauf hinzuweisen, daß in Folge der lex Mamilia eine quaestio eingesetzt wurde.“ Uns scheint nicht quaestione Glossem, sondern die Worte lege Mamilia überflüssig zu seyn, nachdem so kurz vorher §. 127 nam rogatione Mamilia Jugurthinae coniurationis invidia cum pro sese ipse dixisset, oppressus est vorausgegangen ist. Die natürlichste Fassung wäre wohl invidiosa illa quaestione. Orelli will in der zweyten Ausgabe beydes verbinden, doch scheint, abgesehen von dem Zusammenhange des ganzen Berichtes, die Zusammenstellung der Ablative und noch dazu so verschränkt, daß invidiosa quaestione das lege Mamilia einschließt, kaum ihres Gleichen zu finden. Mit Unrecht wird Br. §. 236 auch quasi cursum als Glossem betrachtet, weil es ein aus dem Folgenden herübergenommener störender Zusatz sey. Aber die Anspielung auf das Stadium, welchem die Anstrengungen der Redner auch sonst oft verglichen werden, hat hier nichts befremdliches, und das folgende quasi revocatus in cursum dürfte die Aechtheit der fraglichen Worte eher bestätigen, indem sie sich offenbar darauf zurückbeziehen. Die Abneigung gegen viel Odiöses, was ein Sachwalter durchmachen muß, hatte den Piso als noch jungen Mann bestimmt, die eingeschlagene Laufbahn zu verlassen, doch kehrte er später wieder dahin zurück und gewann in einem Prozeß für Vestalinnen geführt großen Ruhm. Cicero scheint die Folge jener Empfindlichkeit etwas deutlicher ausgedrückt, und nicht is cum satis floruisset adolescens minor haberi est coeptus postea, sondern itaque cum etc. geschrieben zu haben. Eher kann man beystimmen, wenn 131 die Verbesserung Hotomanns damni iniuria für de iustitia nicht in den Text gekommen ist, da es für die Personen des Dialogs, wie für die Zeitgenossen überhaupt keiner Belehrung darüber bedurfte, daß die lex Aquilia nichts Anderes als das damnum iniuria datum betraf. Richtig ist auch, daß 141 die Worte cum verbis sententiisque consentiens eine ungehörige und dabey unlogische Wiederholung enthalten, aber zu viel thut Jahn, wenn er überdieß das vorhergehende omnisque motus streicht, denn damit werden noch andere Bewegungen als die angegebenen umfaßt. Umgekehrt hat er 213 eine Glosse, statt sie zu streichen, zu corrigiren versucht, indem das in istam domum multorum insitam sapientiam durch atque illiminatam (andere codd. illuminatam) in den Handschriften erklärt ist, welches barbarische Wort aus der Analogie von elimino gebildet, wohl den Sinn von „einführen in das Haus“ haben kann. Daraus nun atque innatam machen zu wollen ist gewagt, sowohl weil hier bloß von der Inoculirung gesprochen wird, als auch weil erst nachzuweisen ist, daß die Construction in domum innata sapientia vorkömmt. Uns scheint dergleichen unmöglich zu seyn. Die sonst häufige Verbindung insitus et innatus, vgl. Cic. Verr. II, 4, 106 Top. 69 kann nicht

ohne Weiteres überall angewandt werden, da dieſe Bezeichnungen bald als Homonyme gebraucht, bald wieder ausdrücklich unterſchieden ſind, wie de Fin. IV, 4. Im Orator 107 iſt der Zuſatz de supplicio paricidarum eher Interpolation, als die Auslaſſung desſelben in mehreren Handſchriften zu tadeln. Man kannte die Stelle zur Zeit, als dieſe Schrift erſchien, wenigſtens brauchte Cicero dem Brutus keine Erläuterung über ihren Sinn zu geben, und nur Schlechtbeleſene konnten Aufſchluß über das Subjekt zu ita vivunt verlangen. Deßgleichen möchten wir keinen Augenblick daran zweifeln, daß §. 170 sed habet nomen invidiam, cum in oratione iudiciali et forensi Latine numerus, Graece ῥυθμός inesse dicitur, nicht nur das von Erneſti getilgte Latine, ſondern auch Graece ῥυθμός Randbemerkung iſt, letzteres aber erſteres nachzog; um ſo mehr da ſchon 67 die Angabe des griechiſchen Wortes in ähnlicher Weiſe (numerus vocatur, qui Graece ῥυθμός dicitur) gemacht iſt. In dem Satz ib. §. 221 — non modo non frequenter, verum etiam raro in veris causis aut forensibus circumscripte numeroseque dicendum est — ſcheint nicht, wie der Herausgeber meint, civilibus vor aut forensibus ausgefallen zu ſeyn, ſondern das forensibus iſt entweder ein durch aut, welches oft dazu dient, eingeleitetes Gloſſem zu veris, oder, was wir lieber glauben wollen, aut mit et zu vertauſchen. Ein Gloſſem ſtatt des ächten Wortes käme in den Text, wollte man Br. 304 an die Stelle von uterque in der Erzählung pro se ipsi dicebant oratores non illi quidem principes, L. Memmius et Q. Pompeius, sed oratores tamen, teste diserto uterque Philippo, cuius in testimonio contentio et vim accusatoris habebat et copiam mit Buttmann utentes bringen; Jahns Vorſchlag utique wäre das nicht, aber ein Pleonasmus, während in dem uterque der Sinn liegt, daß Philippus als beredter Zeuge jeden der beyden Genannten ſo unterſtützte, daß er neben Jedem als zweyter Redner ſich geltend machte. Warum kurz vorher (§. 296) tu zwiſchen sic und suasionem legis Serviliae etc. geſtrichen worden, iſt ſchwer zu errathen, dadurch wird nur die Concinnität der Vergleichung aufgehoben.

Der Herausgeber einer Ciceroniſchen Schrift muß, um ſicher gehen zu können, mit allen Uebrigen bekannt ſeyn; namentlich iſt es nöthig, daß die Rhetorica aus den Reden und umgekehrt dieſe aus jenen erläutert werden. Es ſcheint faſt, als ſey unſer Verfaſſer mit Quintilianus als dem Zeitgenoſſen ſeines Juvenalis beſſer vertraut als mit Cicero ſelbſt; ſonſt würde er zum Beyſpiel nicht da, wo die Rede von L. Quinctius iſt, die Note ſo geſtellt haben (Br. 223): „L. Quinctius presserat turbulentis contionibus Cluentium ſagt Quinctilian (V, 13, 39), denſelben Cluentius, welchen Cicero vertheidigte“, woraus ein ungelehrter Leſer den Schluß ziehen könnte, in der Cluentiana werde jener Agitator gar nicht erwähnt. Deßgleichen verräth es keine genaue Bekanntſchaft mit demſelben Meiſterwerk Cicero's, daß die den Staienus betreffenden Worte §. 241 nisi in facinore manifesto deprehensus poenas legibus et iudicio dedisset nur einfach durch die Bemerkung „er wurde mehrfach verurtheilt, als Quäſtor maiestatis, als Richter wegen Beſtechung“ erklärt ſind, ſtatt die eigenthümliche Weiſe zu berichten, wie Staienus der Beſtechung überwieſen wurde, vgl. Cluent. §. 78, auf welchen Vorfall Cicero nochmals in den Topica zurückkömmt (§. 75); ferner könnte man nach dem Angegebenen meinen, Staienus ſey in mehreren Prozeſſen verurtheilt worden, wogegen §. 103 der Cluent. ſtreitet. In Bezug auf die Sache des Caecina ſagt Cicero im Or. §. 102: tota mihi causa — de verbis interdicti fuit: res involutas definiendo explicavimus, ius civile laudavimus, verba ambigua distinximus, wozu unter Anderem hier bemerkt wird: „das interdictum war für den vertriebenen Beſitzer, nicht für den abgewehrten Nichtbeſitzer beſtimmt, Cicero's Aufgabe war es, durch feine Diſtinktionen das, was in den Worten des Interdikts nicht lag, in daſſelbe hineinzulegen (res involutas definiendo explicavimus).“ Wäre dieſe Auslegung richtig, ſo müßte auch §. 116 involuta rei notitia definiendo aperienda est dieſelbe Bedeutung haben, daß der definirende in den Ausdruck einen urſprünglich fremden Sinn lege. Die Hauptſache iſt übrigens in der ſehr ausführlichen Anmerkung doch übergangen: es müßte der Kunſtgriff Cicero's darin nachgewieſen werden, daß er den Hintergedanken, als ſey Caecina rechtmäßiger Beſitzer, mehremale berührt,

und dennoch zuletzt die Behauptung wagt, das interdictum de vi armatis hominibus setze auch den Besitzer ausser Posseß, wenn er, wie Aebutius, einen Nichtbesitzer, der aber Ansprüche erhebt, gewaltsam von dem streitigen Grundstück verdrängt habe. Zu repromittere Br. §. 18 ist zwar pro Roscio comoedo §. 37 sq. citirt, aber die Rede selbst schwerlich weiter in Betracht gezogen, wenigstens konnte ein aufmerksamer Leser derselben für die Worte non solvam nisi prius a te cavero, amplius eo nomine neminem — petiturum aus dem, was dort einige Zeilen vorher §. 35 gesagt ist, quid ita satis non dedit amplius a se neminem petiturum den Schluß ziehen, daß es auch hier heißen müsse: nisi prius cavero amplius a te eo nomine neminem — petiturum, oder Cicero müßte sehr nachläßig geschrieben und ein sinnstörendes Hyperbaton ohne Noth zugelassen haben. Zu Br. 160 mußte ausser Plin. Epp. I, 20, 7 noch ausdrücklich pro Mur. §. 57 angeführt werden.

Die Technik der Rede, welche in inventio, dispositio, elocutio, actio, memoria zerfällt, wird im orator so behandelt, daß die beyden ersten Theile weniger in Betracht kommen, desto ausführlicher elocutio und actio besprochen werden. Um so mehr hat der Exeget die Aufgabe, summarische Aussprüche genauer zu erörtern; eine Aufgabe, deren genügende Lösung hier öfters vermißt wird. Der Schüler kann sich nach dem zu § 40 Angeführten schwerlich einen Begriff davon machen, was loci (τόποι) sind, was mit Benützung von den Stellen in Ciceros Topik, wo die Definitionen der einzelnen loci z. B. ex toto, ex partibus, ex nota etc. mit Beyspielen belegt werden, leicht geschehen konnte. Hiebey war auch der Topik des Aristoteles zu gedenken, da § 46 ausdrücklich mit Bezug auf jenes Werk gesagt ist: idemque locos, sic enim apellat, quasi argumentorum notas tradidit, unde omnis in utramque partem traheretur oratio *). Eben so ungenügend sind die Erklärungen der loci communes abgethan mit einem Citat zu Br. 46 aus Or. 126, und zu letzterem wieder aus de or. III, § 106., statt den A. ad Her. II, § 9, oder Cic. de Inv. II, 47 sqq. zu benützen. Mit Hülfe dieser letztern Stelle wird, um das beyläufig zu bemerken, eine von manchen unglücklichen Versuchen heimgesuchte Periode emendirt werden können, nämlich ib. § 49, wo wir schreiben: distinguitur autem oratio atque illustratur maxime raro inducendis locis communibus et aliquo loco iam certioribus illis argumentis confirmato, vgl. II § 127, Partit. § 52. Der Sinn dieser Worte ist dann derselbe, wie Or. 127, welcher § ohne Erklärung geblieben ist, es ist aber sehr die Frage, ob Schüler leicht verstehen, was Cicero sagen will mit quod (augere res et abicere) et inter media argumenta faciendum est — et paene infinite in perorando. Der Redner erklärt in de Inv. II, 49 sq., es sey nicht jedermann gegeben, in den loci communes etwas zu leisten. Sie waren der scharfen Kritik der Gegner ausgesetzt, wenn der Inhalt, der oft eine schwache Seite des Clienten decken sollte, nicht die Probe hielt. Das meint Cicero, wenn er von Scaevola im Br. § 146. urtheilt, er sey in augendo in ornando in refellendo magis existimator metuendus quam admirandus orator, d. h. er konnte die Amplification der Widersacher besser in ihrer Blöße aufdecken, als daß er selbst in dieser blühenden und sublimen Redegattung sich ausgezeichnet hätte. Der Anfang desselben § quare sit nobis orator in hoc interpretandi explanandique et disserendi genere mirabilis, sic ut simile nihil viderim gibt keinen Sinn; Cicero spricht von dem Eindruck, welchen Scaevola als Redner auf ihn machte, fuit mußte daher von Schütz acceptirt werden; dann ist nobis auffallend und steht zu weit von mirabilis ab, indeß scheint dieses eben darum nicht ächt, sondern erst durch die Corruptel nobis als unentbehrliche Interpolation hervorgerufen zu seyn; setzt man bonus für nobis, so

*) Das unmittelbar vorhergehende possit mit Beziehung auf die Schüler des Philosophen gesagt, muß doch wohl, wie Orelli (ed. 2) gethan hat, in posset corrigirt werden, obwohl die Note dagegen ist, weil mit diesen Worten eine allgemeine Definition der copia rhetorum (?) gegeben sey.

fallen dieſe Uebelſtände ſofort weg. Ueber die status herrſcht ebenfalls Unklarheit vor, wie wenn zu Or. 121: erit enim ei perspectum, nihil ambigi posse, in quo non aut res controversiam faciat aut verba — verba aut de ambiguo aut de contrario, das contrarium definirt wird, wo ein offenbarer Widerſpruch gegen die Worte oder das Scriptum ſtattfindet. Alſo iſt dem Exegeten entgangen, daß das contrarium ſich nur auf die einander widerſprechenden leges bezieht, und nicht Inv. II, 123 als Beyſpiel anzuführen war, wo die comparatio erläutert wird, ſondern 144. ibid. Er fährt fort: „In einem ſolchen Falle nun, ſollte man denken, wäre ein Streit gegen den klaren Wortlaut gar nicht möglich. Allein dann entſteht die controversia ex scripto et sententia.“ Doch hat dieſe nichts mit dem contrarium zu thun, und wird überall davon bey Cicero unterſchieden, vgl. Inv. II, 144, Top. 96, Part. 108, da letzteres ſeiner Natur nach nie aus der controv. de scripto et sententia hervorgehen kann, ebenſo wenig als das contrarium, was weiterhin in der Note behauptet wird, je zu einer Art von ambiguum wird. Zu Or. 45 war es ſehr unnöthig, für die Beſtimmung des status iuridicialis: quale sit, recti pravique partibus eine ſo allgemeine Definition, wie de orat. I, 189: partes sunt, quae generibus eis, ex quibus manant, subiciuntur beyzubringen, vielmehr mußte auf Inv. I, 14: iuridicialis est, in qua aequi et iniqui natura, praemii aut poenae ratio quaeritur verwieſen werden, wo freylich Orelli in der zweyten Ausgabe irrigerweiſe aequi et recti, was die Mehrzahl der Handſchriften bietet, vorgezogen hat. Ein ſchiefer Ausdruck ib. (or. 45) iſt: „signa bezeichnet das Thatſächliche,“ ſtatt zu ſagen: signa dienen, den Urheber einer ſtrafbaren Handlung zu entdecken; ſie gehören dem probabile an, und gewähren einen geringern Grad von Sicherheit als die argumenta. Dazu hat Jahn die rhet. ad Her. II, §. 6 citirt, wenn er aber fortfährt „Quintilian (V, 9) unterſcheidet von den signa die argumenta, welche auf jenen beruhen,“ ſo ſollte man meinen, das geſchähe in jenem ältern Lehrbuch nicht, wo doch derſelbe Unterſchied ſehr klar dargelegt iſt. Zum genus demonstrativum gehören allerdings laudationes et vituperationes, ob aber Cicero ſo geſchrieben habe, wie man in vorliegender Ausgabe lieſt Or. 37: — quoniam plura sunt orationum genera eaque diversa, neque in unam formam cadunt omnia, laudationum et vituperationum et historiarum et talium suasionum, qualem Isocrates fecit panegyricum — relinquarumque rerum formam, quae absunt a forensi contentione — non complectar hoc tempore, möchten wir ſehr bezweifeln. Daß et vituperationum an die Stelle von scriptionum trete, iſt darum unnöthig, weil die laudationes öfter allein unter der Rubrik des genus demonstrativum angeführt werden, vgl. de or. II, 341, 347, 348; erſt nachträglich, 349, werden dort die praecepta vituperandi erwähnt, und Partit. 76 lieſt man die ausdrückliche Erklärung, daß die Gattung a meliore parte laudationis (genus) est appellatum, daher ib. §. 83 nur die laudatio berückſichtigt iſt, und 98 desgleichen, wo dem Cicero filius die Worte: cognovi iam laudationis et suasionis locos in den Mund gelegt werden. Auch an unſerer Stelle ſind nicht die ψόγοι neben den ἔπαινοι weggefallen, ſondern, nachdem dieß unrichtige orationum in die vorhergehende Zeile gerathen war, wurde die an den Rand geſchriebene Berichtigung scriptionum nicht an der gehörigen Stelle des Textes eingereiht. Man beachte dabey, daß et vor scriptionum fehlt, um ſo weniger alſo darin eine Corruption aus vituperationum zu ſuchen iſt. Daß die genannten Gattungen der Literatur nicht orationes genannt werden dürfen, hat Cicero Or. 64 — 66 auseinandergeſetzt. In 207 aber verſteht er unter der Anwendung des genus demonstr. auf die Geſchichte nicht, daß die narratio in einem hiſtoriſchen Werke im Styl einer laudatio oder vituperatio abgefaßt werden ſolle, ſondern nur für die eingelegten Reden nimmt er das Isocrateum Theopompeumque genus in Anſpruch.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Cicero's Brutus de claris oratoribus. Cicero's Orator.

(Fortsetzung.)

Ueber die peroratio ist die Note zu Br. §. 127 insofern ungenau, als sie das Ungewöhnliche, daß darunter auch eine ganze Rede als letzte in der Reihe von mehreren zu verstehen sey, voranstellt, und dann erst die übliche Terminologie gleichsam als Ausnahme folgen läßt. Zu der Stelle des Or. §. 49: ille in bonis haerebit et habitabit suis aut molliet dura aut occultabit, quae dilui non poterunt, atque omnino opprimet, si licebit, aut abducet animos aut aliud afferet, quod oppositum probabilius sit, quam illud, quod obstabit, enthalten die Noten wohl einige lexicologische und grammatische Bemerkungen, aber nicht Belege aus den Reden, oder wenigstens den Bekenntnissen, welche Cicero in den Rhetoricis hie und da vorbringt, z. B. de or. II, 292 — 294, welche Worte, wenn auch sub persona Antonii gesprochen, ganz das Verfahren Cicero's charakterisiren, und einen trefflichen Commentar zu der kürzern Stelle hier abgeben.

Am wenigsten ist von der dispositio gesagt. Zu Br. 139 dürfte, wo von Antonius gerühmt wird: suo quaeque loco, ubi plurimum proficere et valere possent, ut ab imperatore equites pedites levis armatura, sic ab illo in maxime opportunis orationis partibus collocabantur der Commentar erinnern, daß bereits der A. ad Her. III, 18 dieselbe Vergleichung in Anwendung gebracht hat.

Ueber die elocutio desselben Redners urtheilt Cicero Br. 140 folgendermaßen: verba ipsa non illa quidem elegantissimo sermone. Itaque diligenter loquendi laude caruit, neque tamen est admodum inquinate locutus, sed illa, quae propria laus oratoris est in verbis — nam ipsum Latine loqui est illud quidem, ut paulo ante dixi in magna laude ponendum; sed non tam sua sponte, quam quod est a plerisque neglectum: non enim tam praeclarum est scire Latine quam turpe nescire, neque tam id mihi oratoris boni quam civis Romani proprium videtur — sed tamen Antonius in verbis et eligendis, neque id ipsum tam leporis causa quam ponderis et collocandis et comprehensione devinciendis nihil non ad rationem et tamquam ad artem dirigebat etc. So ist die Interpunktion in der neuesten Ausgabe; dazu kömmt die Bemerkung: „was Cicero über die Sprache des Antonius bemerkt, ist durch die fortwährenden Restrictionen, welche einander aufzuheben scheinen, sowohl dem Gedanken nach als grammatisch verwickelt und nicht recht klar. Man sieht, daß er ihm das höchste Lob einer für die Beredsamkeit kunstreich ausgebildeten Sprache nicht zugesteht, während er doch die Vorstellung nicht aufkommen lassen will, als habe Antonius den gewöhnlichen Anforderungen an eine gute und correcte Sprache nicht genügt.“ Gerade umgekehrt gesteht hier Cicero dem Antonius das Lob einer für die Beredsamkeit kunstreich ausgebildeten Sprache zu, ohne läugnen zu wollen, daß er mitunter nicht streng genug die grammatische Correctheit beobachtete. Eine Parallele findet man in dem Urtheil des Phrynichus über den

Sophiſten Polemo (s. v. ὄναρ, p. 421 ed Lobeck.). Uebrigens ſcheint non vor illa keineswegs fehlen zu können, denn die Parentheſe nam ipsum — videtur iſt zu lang, als daß es möglich wäre, den vollſtändigen Satz: sed illa quae propria laus oratoris est in verbis, im Gedächtniß feſtzuhalten, und das am Ende doch nicht eintretende non caruit hinzu zu denken. Parentheſe im Vorhergehenden iſt nur der Satz neque tamen est admodum inquinate locutus, nicht, wie bey Orelli (ed. 1), itaque diligenter — locutus. Das sed tamen Antonius weist auf den Tadel zurück, daß er keiner ganz reinen Latinität ſich bedient habe; es kann ſo gut, wie das frühere nam ipsum Latine etc. einen ſelbſtändigen Satz eröffnen, und es iſt nicht mehr nöthig, eine faſt halsbrechende Anakoluthie durchzuführen, wenn man den §. 140 in dieſer Weiſe beginnt: Verba ipsa non illa quidem elegantissimo sermone, itaque diligenter loquendi laude caruit — neque tamen est admodum inquinate locutus — sed non illa, quae propria laus oratoris est in verbis. Nam ipsum etc. Ein anderes Beyſpiel ungerechten Tadels finden wir §. 85, wo Jahn der Meinung iſt, „Cicero ſcheine nicht beachtet zu haben, daß die beyden allgemeinen Betrachtungen, welche er hier anſtellt, nicht wohl miteinander ſtimmen.“ Auch hier beruht der Tadel auf Mißverſtändniß; Cicero will eine ſchöne Seite früherer Zeit herausheben, die bereitwillige Anerkennung fremder Verdienſte, während man im Allgemeinen Jedem ſo wenig läßt als nur möglich, beſonders nicht gern ſieht eundem pluribus rebus excellere. Geradezu umgekehrt iſt des Autors Meinung in Or. 195, wo die zu numeröſe Compoſition der zu laxen entgegengeſtellt wird: alterum nimis est vinctum, ut de industria factum appareat, alterum nimis dissolutum, ut pervagatum ac vulgare videatur; ut ab altero non delectare, alterum oderis, d. h. das Gekünſtelte erfreut nicht, das Gemeine ſtößt ab. Soll das aucupium delectationis Wirkung haben, ſo darf es nicht bemerkt werden, ſagt Cicero gleich darauf (§. 197). Nun bezieht aber Jahn oderis eben auf das nimis vinctum, wozu die Stellung der correlaten Glieder keineswegs berechtigt. Hier wirkte eine frühere falſche Auffaſſung, nämlich von Or. §. 25 nullum verbum insolens, nullum odiosum ponere audebat nach; §. 29 konnte die Zuſammenſtellung quod nihil habent insolens aut ineptum auf den wahren Sinn von odiosum leiten, was laut der Note zu 25 „ein durch Mühe und Sorgfalt läſtiges und widerwärtiges“ Wort bedeutet. Ein ähnliches Mißverſtändniß begegnet uns Or. 57: est autem etiam in dicendo quidam cantus obscurior — ille, quem significat Demosthenes et Aeschines, cum alter alteri obicit vocis flexiones: dicit plura etiam Demosthenes, illumque saepe dicit voce dulci et clara fuisse. Der alter iſt offenbar nur Aeschines, daher es ein ungegründeter Tadel iſt, der die Worte dicit — fuisse für einen „im Grund überflüſſigen Zuſatz“ erklärt.

Die elocutio wird verſchieden ausfallen, je nachdem der Gegenſtand das genus tenue, medium oder grave erfordert. Zuerſt ſchildert Cicero den summissus oder subtilis orator, welchen Einige, die er bey jeder Gelegenheit bekämpft, allein für den ächten Attiker hielten; dieſer verſchmäht allen Schmuck, aber sermo purus erit et Latinus; dilucide planeque dicetur; quid deceat, circumspicietur; unum aberit *), quod quartum numerat Theophrastus in orationis laudibus, ornatum illud suave et affluens: acutae crebraeque sententiae ponentur et nescio unde ex abdito erutae. Atque in hoc orator dominabitur; verecundus erit usus oratoriae quasi supellectilis. So die nicht ganz richtige Abtheilung des Jahniſchen Textes. Denn unum aberit — affluens mußte als Parentheſe gefaßt werden; dann verbindet ſich acutae crebraeque sententiae etc. unmittelbar mit circumspicietur. Verfehlt ſcheint uns auch die Correctur von Manutius orator, welche freylich den ſonſt unbegreiflichen Singular dominabitur möglich macht. Aber der Kunſtlehrer will ſagen: das Gnomiſche herrſcht bey dieſem Redner vor, er iſt ganz Verſtand, und nur darauf geht in hoc; die acutae sententiae müſſen ſein eigentlicher ornatus ſeyn, ſonſt iſt er im Ge-

*) Den Urſprung dieſer richtigen Lesart für die in den Zuſammenhang nicht paſſende Vulgata aderit gibt Jahn nicht an.

brauch der oratoria supellex auf große Mäßigung angewieſen. Man ſieht, die Erklärung: „in hoc faßt zuſammen, was bisher als bezeichnende Eigenſchaften aufgezählt worden iſt,“ iſt weder grammatiſch, noch vermöge des Zuſammenhangs haltbar. Jene supellex beſteht in den Figuren der verba und sententiae. Die verba ſind entweder propria oder aliena, letztere werden unterſchieden in tralata, facta und prisca. Sehr willkührlich iſt hier die jüngſte Kritik verfahren, wenn in der Aufzählung aut tralatum aut factum aliunde ut mutuo aut factum ab ipso aut novum aut priscum et inusitatum ſie das hier mit geſperrter Schrift gedruckte ohne weiteres ſtrich; dabey iſt et inusitatum inconſequenter Weiſe ſtehen geblieben. Gerade dieſes konnte einen Wink geben, und hat ihn auch Schütz, Hand und Meyer gegeben, daß die übrigen aut einfach in et zu verändern ſind. Auch das factum ab ipso mußte auf die Unentbehrlichkeit von factum aliunde aufmerkſam machen. Die Metapher wird übrigens ſchon früher §. 65 berührt, wo die Sophiſten damit charakteriſirt werden, daß ſie verba apertius transferunt. Das Adverbium iſt aus einem frühern Satz apertius id faciunt quam nos et crebrius hieher gekommen, und paßt nicht zum Begriff des Verbums, daher Schütz audacius, Beier altius corrigirte; dieſes haben Orelli und Jahn aufgenommen. Allerdings war die Häufung von dergleichen Zierrathen den Sophiſten eher vorzuwerfen als die Kühnheit der einzelnen Metaphern, und audacius iſt darum nicht wahrſcheinlich, aber auch altius paßt nicht ſo gut hieher wie in 82, wo der Gegenſatz quum verbum aliquod altius transfertur idque in oratione humili ponitur, quod idem in alia deceret die Abſicht bey der Wahl des Wortes hinreichend erklärt. Beyden würden wir darum crebrius vorziehen, vgl. §. 81 reliquis ornamentis (erit orator ille tenuis) et verborum et sententiarum demissior, tralatione fortasse crebrior. Weiterhin, wo von dem genus medium die Rede iſt (§. 94), durften ſich die Herausgeber nicht lange bedenken, mit Gryph. iam cum confluxerunt zu ſchreiben, da mehrere codd. iam confluxerunt haben; die continuitas reicht ja nicht aus, das hier Gemeinte zu bezeichnen, es müſſen auch die Metaphern confluere, d. h. in ein Ganzes zuſammen fließen, ſo daß die Allegorie entſteht. Das genus grave, behauptet Cicero, muß mit den übrigen in einer und derſelben Rede gewöhnlich verbunden ſeyn, während die beyden andern recht gut für ſich allein durchgeführt werden können, was er von den eigenen Reden pro Caecina und pro lege Manilia, Avito, Cornelio und den Verrinen nachweist; in der leider nur als Bruchſtück erhaltenen Rabiriana blieb er bey dem genus grave ſtehen. Um dieſen Zuſammenhang nicht zu zerreißen, mußte §. 102 ohne Abſatz an das Vorhergehende ſich anſchließen.

Damit der Redner zu einer gewiſſen Vollendung gelange, wurden hier philoſophiſche, insbeſondere dialektiſche Vorſtudien gefordert, quamquam aliud videtur oratio esse, aliud disputatio, nec idem loqui esse, quod dicere; ac tamen utrumque in disserendo est. Disputandi ratio et loquendi dialecticorum sit, oratorum autem dicendi et ornandi (§. 113). Ref. dächte, Cicero ſchrieb: quod dicere, tamen utrumque in disserendo est: disputandi r. et l. dialecticorum, oratorum etc. Beyde, Redner und Dialektiker, treffen in einer Verrichtung, dem disserere, zuſammen. Wenn nun dem künftigen Redner gleichſam der Studienplan entworfen wird, heißt es §. 115: noverit primum vim naturam genera verborum et simplicium et copulatorum, wozu die Note bloß eine Verweiſung auf §. 154 gibt. Das iſt wohl nur in der Eile geſchehen, denn l. c. ſpricht Cicero von Krafen, wie sodes und sis; vielmehr mußte Part. §. 18 beygezogen werden, wo die simplicia und coniuncta zuſammengeſtellt ſind, und unter letztere Rubrik auch die consecutio verborum fällt, denn die numeri haben mit der Logik nichts zu thun; der §. ſchließt mit der Bemerkung: ut in simplicibus verbis quod non est Latinum, sic in coniunctis, quod non est consequens, vituperatur.

Im Lauf der rhetoriſchen Unterweiſung gibt Cicero auch einen Abriß der Figurenlehre, noch gedrängter als in de or. III, 201 sqq. von 135 — 139. Er beginnt mit den *σχήματα* verborum, und ſagt: eadem ratio (wie im ornatus fori aut scenae) est horum, quae sunt orationis lumina et quodam

modo insignia: cum aut duplicantur iteranturque verba, aut breviter commutata ponuntur. Jahn, von Peter verleitet, meint, dadurch ſeyen die beyden Hauptklaſſen der Figuren bezeichnet, von denen nachher Beyſpiele (er wollte ſagen „Species“) angeführt werden, ſo daß die nachfolgenden aut eine neue Reihe bildeten. Aber mit jenen Ausdrücken duplicantur iteranturque iſt nur die conduplicatio gemeint, mit dem breviter (vielleicht leviter) commutantur die annominatio; beydes kömmt daher weiterhin nicht vor. Wie ſoll alſo mit cum similiter cadunt eine neue Claſſe anfangen können? Irrig iſt ferner §. 137 das ut quod dixit, iteret, auf die conduplicatio bezogen, da dieſe kein σχῆμα διανοίας heißen kann, bey welcher Gattung die Aufzählung jetzt ſteht; Cicero meint vielmehr die frequentatio, an welche auch §. 85 zu denken iſt, wo geſagt wird: non faciet rem publicam loquentem nec ab inferis mortuos excitabit nec acervatim multa frequentans una complexione devinciet, und Quint. VIII, 4, 26 zur Unzeit beygezogen iſt. Das hinzugefügte frequentans mußte darauf leiten, daß nicht die Häufung ſynonymer Ausdrücke (interpretatio), ſondern die Zuſammenſtellung der ſchon vorgebrachten Vertheidigungsgründe oder Beſchuldigungen wie pro Cluent. §. 125 ſo bezeichnet wird. Unrichtig ferner iſt der Satz §. 137 ut aliquid relinquat ac negligat auf die occupatio angewendet, denn dieſe, wenn der Begriff dem griechiſchen παράλειψις entſprechen ſoll, charakteriſirt vielmehr §. 138 ut aliquid reticere se dicat; jenes iſt der Art, wie Verr. II, 5, 4. Dabey hat aber Jahn einen längſt von Spalding beſeitigten Irrthum ſtehen laſſen, als könne ein ſolches Uebergehen occupatio heißen. Vgl. zu Quintil. IX, 2, 75, denn das iſt occultatio. Vgl. A. ad Her. IV, 37. Die anteoccupatio wird paſſender durch προκατάληψις als durch πρόληψις überſetzt; letzteres Wort hat gewöhnlich eine ganz andere Bedeutung. Richtig ſcheint aber die Bemerkung über die gradatio, welche im Text mangelhaft durch cum gradatim sursum versus reditur beſchrieben iſt: „von der gradatio kann nicht geſagt werden reditur; wahrſcheinlich iſt hier etwas ausgefallen, und urſprünglich war das Auf- und Abſteigen ausgedrückt.“ Wir vermuthen, daß vor et redditur das simplex (itur) fehlt.

Zu Br. 69 konnte angegeben werden, daß mit verborum immutationes die denominatio oder Metonymie gemeint iſt, welche Terminologie in Or. 92 wiederkehrt.

Ein beſonderes Gewicht legt Cicero auf den numerus, als den Theil der Kunſt, welcher unvermerkt der elocutio erſt die volle Wirkung ertheile, vgl. Or. 227, und noch mehr 232. Nicht alle Partheien der Rede ſollen dieſen rhythmiſchen Charakter haben, ſondern nur die, worin die loci communes angebracht werden. Ferner darf man nicht das Rhythmiſiren der Sprache ſo weit fortſetzen, daß Verſe entſtehen, das würde aber der Fall ſeyn, wenn daſſelbe Metrum über die Tripodie hinausginge, (Or. 216, 224). Am fühlbarſten iſt der Rhythmus zu Ende des Satzes, daher die gewöhnlichſte Bezeichnung conclusio iſt, von welchem Wort Jahn zu Br. 33 eine zu weite Definition gibt, wenn er darunter „die Abrundung zu einem Ganzen innerhalb überſichtlicher Grenzen“ verſteht. Es kann nur den rhythmiſchen Ausgang der Periode bedeuten, nicht dieſe ſelbſt, wenn ſie auch durch ihren Bau eine gefällige conclusio vorbereitet (Or. 212). Darauf gehen die Ausdrücke cum sententia pariter excurrere (170), immoderatius excurrentia (178), ordo alias alia terminatione concluditur (200), und was mit Bezug auf die comparia und antitheta, welche häufig zugleich homoeoteleuta ſind, Or. 220 geſagt iſt: quidquid ita concluditur, plerumque fit, ut numerose cadat. Man vergleiche noch Or. 230 und 231: omnia fere concludebantur uno modo, womit der Fehler gerügt wird, daß derſelbe Rhythmus häufig an das Ende der Sätze tritt, (ſiehe Br. 274 fin.). Die Definition der conclusio, welche der Verf. in zu weitem Sinne aufſtellt, paßt ganz gut auf die comprehensio oder den ambitus.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Cicero's Brutus de claris oratoribus. Cicero's Orator.

(Fortsetzung.)

Was die Wahl der Füsse betrifft, so will Cicero auch hier keine Einseitigkeit, wie Aristoteles, der dem Kretiker und Paeon ein bedeutendes Uebergewicht einräumte; er verlangt vielmehr, daß die Wahl sich nach dem oratorischen Bedürfniß richte: fluit omnino numerus a primo tum incitatius brevitate pedum tum proceritate tardius: cursum contentiones magis requirunt, expositiones rerum tarditatem. Zu vermeiden scheint ihm nur der Schluß auf drey iambische Füsse, oder drey Choreen, (Or. 217 eidem hi tres pedes male concludunt, d. h. dieselben Füsse, wenn ihrer drey sind), drey Daktylen geben ihm keinen Anstoß, weil der letzte als Kretiker gelten kann. Den Unterschied macht hierin weniger die Quantitätslänge als der Iktus der Arsis, insofern ist §. 194 mit 217 extr. nicht im Widerspruch, wie die Note zu letzterem § behauptet. Solche Schlüsse anzubringen, war wohl der Fehler des Hegesias, den Cicero deßhalb Or. 230 tadelt: sunt etiam, qui illo vitio, quod ab Hegesia maxume fluxit, infringendis concidendisque numeris in quoddam genus abiectum incidant, Siculorum simillimum. An diesen Siciliern hat kein älterer Herausgeber unseres Wissens Anstoß genommen, wenigstens geben Ernesti, Schütz, Peter und Orelli mit Stillschweigen darüber weg. Sollte Gorgias gemeint seyn? das wäre eine ungewöhnliche Bezeichnung, und auch insofern eine ungeschickte, da andere, die keine Siculi waren, es ebenso machten, wie Theodorus und Thrasymachus, vgl. oben §. 39. Diese Stelle scheint aber Jahn zu der Vermuthung versiculorum geleitet zu haben, indem man da liest: „quorum satis arguta multa, sed ut modo primumque nascentia, minuta et versiculorum similia quaedam nimiumque depicta", und sie hat auch Viel für sich; nur deutet abiectum auf etwas noch mehr Charakteristisches, was dem §. 226 Hegesias — saltat incidens particulas entsprechen müßte, etwa phallicorum, was mit f geschrieben die Corruptel leichter herbeyführen konnte.

Ueber die actio ist mehr im Brutus als im Orator die Rede, in beyden Schriften aber (ausgenommen Or. 54 sqq.) nicht sowohl in einem zusammenhängenden und instructiven Vortrag als gelegentlich. Unter andern könnte man eine Erwähnung davon in Br. 273 finden, wo Cicero von M. Caelius spricht und sich so äußert: qui quamdiu auctoritati meae paruit, talis tribunus plebis fuit, ut nemo contra civium perditorum popularem turbulentamque dementiam a senatu et a bonorum causa steterit constantius: quam eius actionem multum tamen et splendida et grandis et eadem in primis faceta et perurbana commendabat oratio, und wirklich vermuthet Jahn, in „quam" stecke ein Beywort, „welches seine actio in einer Weise bezeichnete, wie Caelius selbst sein Wesen andeutet bey Quint. XI, 1, 51." Er fügt noch hinzu: „Auch mag hier einiges ausgefallen seyn zur näheren Charakteristik, worauf sich Cicero nachher bezieht." Aber nicht das Mindeste ist ausge-

fallen, denn actio bedeutet die politiſche Haltung des Caelius; es wäre ſehr ſonderbar, wenn die actio durch die oratio empfohlen und annehmlich gemacht werden ſollte, ſtatt umgekehrt dieſe durch jene *) (wie Br. 240). Dagegen findet Rec. eine Beziehung auf die Aktion, wo ſie bisher unbemerkt geblieben iſt Br. 86 in der anziehenden Erzählung von dem Prozeß, welchen die Staatspächter der picariae zu beſtehen hatten, und den erſt Laelius, dann Galba führte. Jener hatte nach zweymaligem Plaidoyer es doch nicht dahin bringen können, daß die Richter zu einer feſten Anſicht gelangten; er rieth daher ſeinen Clienten, ihre Vertheidigung dem Galba zu übertragen: causam illam a Ser. Galba, quod is in dicendo adhortor acriorque esset, gravius et vehementius posse defendi. Es fragt ſich, was in der Corruptel adhortor enthalten ſey. Laelius konnte die römiſchen Ritter nicht an einen acerbior oder asperior oder atrocior weiſen, welche Ausdrücke gewöhnlich den Ankläger bezeichnen, daher etwas Gehäſſiges haben, und neben acrior ohnehin zu ſtark wären, fortior würde ſchwerlich verdorben worden ſeyn, actor fortior aber iſt Tautologie neben in dicendo: mit astrictior hätte Laelius eher einen Dialektiker als einen großen Redner empfohlen, Corradis ardentior endlich, was ſogar als Correktur in einigen Handſchriften erſcheint, ließe vorausſetzen, daß auch Laelius ardens geweſen ſey, nur nicht in dem Grade, wie Galba, wovon indeß die ganze Erzählung und beſonders §. 89 das Gegentheil lehrt. Wir erkennen in den Zügen des verdorbenen adhortor nichts Anderes als actuosior. Laelius hatte zu einem ſolchen Prozeß nicht die erforderliche Kraft der Rede, die auch von einer ſehr lebhaften Aktion begleitet ſeyn mußte. Vergl. Or. §. 125 — cum omnis pars orationis esse debet laudabilis, sic ut verbum nullum nisi aut grave aut elegans excidat, tum sunt maxume luminosae et quasi actuosae partes duae, quarum alteram in universi generis quaestione pono, quam, ut supra dixi, Graeci appellant θέσιν, alteram in augendis amplificandisque rebus, quae ab eisdem αὔξησις est nominata, in welcher Stelle man freylich actuosae nicht ſo interpretiren darf, wie in der Note dazu geſchieht, „deren ganzes Weſen in der actio beruht," als könnte ein Theil der Rede bloß agirt werden. Ein anderer, die Aktion betreffender und ebenfalls im Argen liegender Paſſus iſt Br. 234. Es wird da von Cn. Cornelius Lentulus Clodianus berichtet: sic intervallis exclamationibus voce suavi et canora admirando irridebat calebat in agendo, ut ea, quae deerant, non

*) Mehremale ſonſt vermißt ſo der Herausgeber ein Epitheton an Stellen, wo entweder anders geholfen werden muß, oder Nichts fehlt. Vgl. Br. 230, wovon ſchon oben die Rede war, ferner ib. 23. Hier ſpricht Brutus ſelbſt: dicendi me non tam fructus et gloria quam studium ipsum exercitatioque delectat, quod mihi nulla res eripiet te praesertim tam studioso et * dicere enim bene nemo potest, nisi qui prudenter intelligit, quare qui eloquentiae verae dat operam, dat prudentiae. Ein Beywort, vermuthet Jahn, ſey ausgefallen, weil, wie Hand bemerkt Tursell. II, 545, etenim nur bey ganz ſpäten Schriftſtellern durch ein dazwiſchen geſchobenes Wort getrennt werde. Aber der Gedanke des Redenden, welchen Orelli durch die Explication mei studioso traf, kann kein anderer ſeyn, als daß er die Redeübungen, die immer nützlich ſeyen, mit Vergnügen betreibe, beſonders da Cicero ſich ſo viele Mühe mit ihm gebe. Es iſt nur ein Buchſtabe zu wenig im Text, nämlich et nach studioso aus mei entſtanden, unnütz alſo die von Ellendt eingeführte Umſtellung etenim dicere. Dieſelbe Annahme kehrt Br. 31 wieder, wo ſie doch in der Nähe der Ausdrücke uberrimis sermonibus und subtilitate quadam dicendi als unmöglich erkannt werden muß: zu verbis iſt kein Adjektiv hinzuzufügen, ſondern dieſes verbis ſelbſt zu ſtreichen, weil es nur der oscitantia eines Abſchreibers, der es aus dem vorhergehenden arrogantibus sane verbis gedankenlos wiederholte, ſeine Exiſtenz verdankt — ein lapsus, der auch Br. 286 vorkömmt, wo noch zu wenig geſchieht, wenn man mit dem Herausgeber ac Charisi vult Hegesias esse similis für at Ch. ſchreibt, denn dieſe Partikel iſt aus dem folgenden Satz at quid est tam fractum repetirt. In Br. 31 aber iſt allerdings etwas zu ergänzen, nur nicht da, wo die Note zu verbis es verlangt, ſondern vor docere se profitebantur; reiht man hier nicht qui ein, ſo muß das τὸν κρείττω λόγον ἥττω ποιεῖν auf die alii allein gehen mit Ausſchluß der namentlich angeführten Sophiſten.

desiderarentur. Ganz verfehlt ſcheint die von Manchen und auch unſerem Herausgeber gebilligte Conjektur Waardenburgs admirantis irretiebat, welcher hier noch durch die eigene Aenderung ita calebat nachzuhelfen ein vergeblicher Verſuch gemacht iſt. Daß Lentulus ſeine Bewunderer auch noch in ſein Netz verſtrickte, hat keinen Sinn bey einem Redner, von deſſen Schlauheit Cicero nichts zu ſagen weiß — er ſchien nur peracutus zu ſeyn, war es aber keineswegs — ſondern er wirkte durch die äußerlichen Mittel des Vortrags, durch Stimme und Haltung. Ein Stück des Wahren fand Erneſti mit ſeinem valebat, aber Lambin's admirando irridendo durfte er nicht billigen. Das ganz übelpaſſende irridendo ſucht Ellendt zu beſeitigen durch admirandum in modum (calebat in agendo); in dieſer Correktur iſt die Aenderung etwas ſtark, der dadurch erreichte Ausdruck aber ſchwach, abgeſehen davon, daß ein eigentliches calere nicht Sache des Lentulus war, welcher vielmehr durch künſtliche Benutzung ſeiner perſönlichen Anlagen einen Effekt hervorzubringen verſtand. Rec. verfiel hier auf admiranda dignitate valebat in agendo: das irridebat iſt nämlich doppelt umgeſtellt, und obendrein ſind einzelne Buchſtaben verwechſelt; irrid iſt ein umgekehrtes digni — und ebat ein umgekehrtes tate. Der Geſchilderte beſaß eine bewundernswerthe Würde in ſeinem Auftreten und in allen Bewegungen, womit er die Rede begleitete. Dasſelbe wird dem P. Cornelius Lentulus Sura im nächſten § nachgerühmt: neque multo secus P. Lentulus, cuius et excogitandi et loquendi tarditatem tegebat formae dignitas — und hiemit halte man die allgemeine Bemerkung zuſammen im Or. §. 56: et infantes actionis dignitate eloquentiae saepe fructum tulerunt et diserti deformitate agendi multi infantes putati sunt.

Die Hiſtoriſches und Antiquariſches betreffenden Anmerkungen werden auch den gelehrten Leſer in der Regel befriedigen, und dem Schüler dienlich ſeyn. Mit einer Note nur können wir durchaus nicht übereinſtimmen, es iſt die über die ſogenannte lex Thoria, von deren Urheber Cicero urtheilt, (Br. 136): qui agrum publicum vitiosa et inutili lege vectigali levavit. Dieß geſchah, indem er ihn in Privateigenthum verwandelte, wodurch das ſonſt von Staatsdomänen zu entrichtende vectigal wegfiel. Damit war es nicht auf eine Reduktion des Beſitzes, wie ſie Tib. Gracchus beantragt hatte, abgeſehen; nur ſollte, was über das Liciniſche Maaß hinausging, zum Vortheil der ärmern Bürger beſteuert werden. Auf dieſe Art iſt Cicero's Ausſpruch mit Appian. de b. civ. I, 27 in Einklang zu bringen, nicht aber, wenn man, wie hier geſchieht, erklärt: „agrum publicum vectigali, nämlich imposito, lege inutili levavit, und unter lege die Sempronia verſteht. Auſſerdem iſt nicht glaublich, daß agrum lege levare in dieſem Sinne irgendwo vorkömmt. Vitiosa und inutilis nennt Cicero die lex Thoria ihrer innern Fehler wegen, welche er als Ariſtokrat ihr beylegte. Jahn in Folge ſeiner Exegeſe meint: „ſo mochte Cicero wohl das Geſetz des Gracchus nennen, da der dagegen intercedirende Tribun abgeſetzt war.“

Von Verbeſſerungen des Textes in beyden Schriften verdanken wir dem Herausgeber folgende: Br. 113 erat uterque ſtatt et uterque; 168 is qui ſtatt des einfachen qui; 191 multus für multum; 200 quo für cum; 311 in recuperanda, wo vulgo die Präpoſition fehlt; 317 cui et dicendi ardore ſtatt quod et dic. ard; Or. 62 incitare, de rebus für incitare, sic (oder si) de rebus; 124 si tenuis causa erit ſtatt si t. c. est; 157 „in templis isdem“ at „eisdem“ erat verius, nec tamen probavit, ut opimius, wo ſonſt probavit vor at ſtand; 158 insuavissima für una und ubi adiuncti, wo vulgo das Adverb fehlte; 200 dicent für dicerent. Einiges Gute hat ihm hier für die Verſe Lachmann mitgetheilt, wie 157 sint quae post carenda, 163 efferta für ferta, 164 Helenam Paris, 184 senecta; beſonders hervorzuheben iſt deſſen at Tmolus auri fons liquorum, für das frühere at tauricos locorum; ſodann erfreute ſich Jahn der hülfreichen Theilnahme ſeines Freundes Th. Mommſen, von welchem mehrere ſehr gelungene Emendationen herrühren, wie Br. 181 die Umſtellung ignoratione superioris aetatis, quid enim est quod, und die Ergänzung von nisi in Or. 49 vor adhibebitur, quonam, ferner ib. 150 facilem, 202 nullo modo.

Auſſerdem iſt Manches benutzt, was nicht Jedem zu Gebote ſtand, wie die vortrefflichen Bemerkungen von Bake in den Scholica hypomnemata, welches Br. 35 esse für esset, 67 sed ea für sed et, 169 habitae, et illa und 175 versatus für versaretur evident verbeſſert hat. Auch einzelne Emendationen von Sauppe, Nipperdey, Geel, Haupt, um der frühern Herausgeber nicht zu gedenken, haben hier ihren Platz erhalten; dieß Alles vindicirt dieſer Ausgabe einen beträchtlichen Vorzug ſelbſt vor der zweyten Orelliſchen, welche übrigens Jahn merkwürdigerweiſe nicht benützt hat. Das iſt darum zu bedauern, weil jene einigemale vor Mißgriffen bewahren konnte, wie, um nur ein einziges Beyſpiel zu erwähnen, in Br. 82 vor der Aufnahme von Purgolds evanuerunt, wo Orelli die Richtigkeit des von dem Austrocknen der Flüſſe hergenommenen metaphoriſch auf das allmählige Verſchwinden der Reden Galbas angewandten exaruerunt genügend erweist. Ein anderes Verſäumniß darf man nicht Jahn, ſondern den Vorgängern zur Laſt legen; welche nämlich alle von Vogels trefflichem Programme keine Notiz genommen haben, obgleich es bereits 1830 zu Zweybrücken erſchien. Er verbeſſert Br. 131 vel potius plane Graecus, wo vulgo paene ſteht, verbindet richtig Br. 114 huius disciplinae philosophorum, und ſchreibt ſehr treffend 147 quo utebatur perfamiliariter Scaevola noster. Denn es iſt bey der herkömmlichen Lesart quo utbatur propter familiaritatem Scaevolae nostri nicht zu errathen, wie es kam, daß Brutus mit C. Rutilius wegen der Freundſchaft ſeines Scaevola umging, (wohl aber kannte Brutus den Rutilius, einen ältern mit dem Tribun Scaevola ſehr befreundeten Mann, von welchem er daher Viel über den Redner Scaevola erfuhr), auch iſt die Beziehung von familiaritas zweydeutig. Zu Br. 21 vertheidigt Vogel die Conjektur von Wetzel aut plane, die gewiß Aufnahme verdient.

Eine löbliche Einrichtung hat Jahn darin getroffen, daß er die Textesverbeſſerungen am Schluſſe des Buches mit Nennung der Kritiker, von welchen ſie gemacht worden ſind, verzeichnet. Verſehen ſind dabey leicht möglich, z. B. was er für eigene Vermuthung hält, iſt Br. 191 anticipirt von Schütz instar est milium, auch 213 hat derſelbe ſchon innatam vorgeſchlagen. Anderes entbehrt der nöthigen Evidenz, wie Br. 46 controversiae nata, ſtatt controversi a natura, wo Rec. controversiae amans = φιλόδικος für natürlicher hält. Als unnöthige Aenderung iſt gewiß Br. 256 est autem quod sentias dicendi libere locus für liber locus anzuſehen: gerade der Ort, wo ſich die Sprechenden befinden, iſt eine Freyſtätte, ein Aſyl für Parrheſie, und das libere liegt ohnehin ſchon in dem dicere quod sentias. Ohne Noth wird auch Br. 296 quo iam geſchrieben, denn hier genügte Ellendts quo, und der Zuſatz iam würde eher das Gegentheil von dem bedeuten, was Cicero ſagen will. Wie unrecht man thut, aus Rufinus in Br. 33 haud ratione nach dem vorhergehenden magis ſtatt quam aut zu ſetzen, haben Vogel und Orelli erkannt. Zu den ohne ausreichenden Grund angenommenen Lücken gehört die Br. 175; daß dort zu prope simili ratione im Vorhergehenden keine Erklärung gegeben iſt, beweiſt noch nicht den Ausfall einer ſolchen, da Cicero die Art und Weiſe, wie S. Pompeius, M. Brutus und Billienus als Rechtsgelehrte zu höchſtem Anſehen gelangt waren, als bekannt vorausſetzen durfte, wenn ſie es auch uns nicht iſt. Br. 271 iſt nicht erſt Jahn auf den Gedanken gefallen, omittam einzuſchieben, ſondern bereits Ellendt. Im Or. 146 ſchreibt Th. Mommſen affuissem für afuissem mit einem Lückezeichen, was die Note beſtätigt: „Cicero muß hier ſeine Studien in Rom vor der Reiſe nach Griechenland und Aſien angeführt haben, welche er im J. 675 antrat“ ꝛc., aber die Nothwendigkeit einer ſolchen Erwähnung vermögen wir nicht einzuſehen; es genügte dem Schriftſteller, den ſtärkſten Beweis davon zu liefern, daß er Alles aufgeboten, um in ſeiner Kunſt etwas Tüchtiges zu erreichen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. September.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Fortsetzung.)

The life and correspondence of the late Rob. Southey. Ed. by his son the Ch. Cuthbert Southey. Vol. VI. Lond. 1850.

Dr. G. Waitz, Einige Worte über den dänischen geh. Archivar und Historiographen Dr. C. F. Wegener. Göttingen 1850.

M. de Resende, Souvenirs de Coimbre. Munich 1850.

J. Quicherat, Aperçus nouveaux sur l'histoire de Jeanne D'Arc. Par. 1850.

F. A. Fischer, Zum Gedächtnisse des Consistorialraths J. W. Fischer. Breslau 1850.

Bianchi-Giovini, Biografia di fra Paolo Sarpi. Basileae 1847.

C. M. Riccio, Alcuni studii storici intorno a Manfredi e Corradino della Imperiale casa di Hohenstauffen. Napoli 1850.

L. Kalisch, Paris und London. Bd. 1. Frankf. 1851.

Dr. J. Ph. Kulik, Tafeln der hyperbolischen Sektoren und der Längen elliptischer Bögen und Quadranten. Leipzig 1851.

H. Cotta, Tafeln zur Bestimmung des Inhalts der runden Hölzer, der Klafterhölzer und des Reisigs. 6. Aufl. Herausg. von A. Cotta. Leipzig 1850.

C. J. Schneitler, Lehrbuch der gesammten Meßkunst. Abth. 1. Leipz. 1851.

F. Schaub, Compendium der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Wien 1849.

Z. Dase, Tafel der natürlichen Logarithmen der Zahlen. Leipzig 1850.

Dr. C. H. Schnuse, Die Grundlehren der Statik fester Körper. Leipzig 1851.

Dr. A. F. Marchand, Ueber die Luftschifffahrt. Leipz. 1850.

J. Kreuser, Der christliche Kirchenbau, seine Geschichte, Symbolik, Bildnerey, nebst Andeutungen für Neubauten. Bd. 1. Bonn 1851.

Navier, Mechanik der Baukunst (Ingenieur-Mechanik). Aus dem Franz. übers. von G. Westphal. Hannover 1851.

C. Hartmann, Die Kalk- und Gypsbrennerey. Quedlinburg 1850.

B. v. Loncker, Beschreibung der portativen Jochbrücke. Berlin 1850.

Dr. A. Sawitsch, Abriß der praktischen Astronomie vorzüglich in ihrer Anwendung auf geographische Ortsbestimmung. A. d. Russ. übers. von Dr. M. C. Götze. Bd. 1. Hamb. 1850.

F. Kaiser, Der Sternenhimmel. Nach der 2. holländ. Aufl. übers. von Dr. F. Schlegel. Berlin 1850.

Notices of the astronomical Society of London. Vol. 1 — 9. Lond. 1831 — 1849.

Connaissance des temps pour l'an 1853. Par. 1850.

R. Wagner, Bericht über die neuesten Fortschritte in der Chemie, Physik und Mineralogie. Berlin 1850.

W. Weber, Elektrodynamische Maaßbestimmungen. Leipzig 1850.

H. Burmeister, Geschichte der Schöpfung. 4. verm. Aufl. Leipz. 1851.

— —, Geologische Bilder, zur Geschichte der Erde und ihrer Bewohner. Bd. 1. Leipzig 1850.

Dr. H. Buff, Zur Physik der Erde. Braunschweig 1850.

F. A. Schneider, Astro-Meteorologie. Berlin 1850.

Dr. de Haldat, Essai historique sur le magnétisme et l'universalité de son influence dans la nature. Nancy 1850.

Dr. J. Richers, Natur und Geist. Th. 1. Leipz. 1850.

H. Christmas, The Phantom World, or the philosophy of spirits, apparitions, ghosts etc. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Dr. H. Will, Anleitung zur chemischen Analyse. 2. verb. Aufl. Heidelb. 1851.

L. F. Svanberg, Nägra reflexioner i anledning af kemins studium och om denna vetenskaps ställning i staten. Stockh. 1840.

H. Rose, Ausführliches Handbuch der analytischen Chemie. Bd. 1. 2. Braunschweig 1851.

A. Michaelis, Repetitorium et Examinatorium der Chemie. Tübingen 1850.

Jahresbericht des naturwissenschaftlichen Vereins in Halle. 2. Jahr vom Juni 1849 — 1850. Berlin 1850.

C. Vogt, Natürliche Geschichte der Schöpfung des Weltalls. Braunschweig 1851.

H. Schlegel, Abhandlungen aus dem Gebiete der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Heft 3. Schluß. Leiden 1850.

M. P. J. van Beneden, Recherches sur l'organisation et le développement des linguatules (Pentastoma Rud.). Bruxelles 1849.

C. Vogt, Zoologische Briefe. Bd. I. Lief. 1. 2. Frankf. 1851.

J. Müller, Ueber die Larven und die Metamorphose der Holothurien und Asterien. Berlin 1850.

Dr. B. Kopezky, Naturgeschichte der Thiere in ihrer Anwendung auf Handel und Gewerbe mit vorzügl. Berücksichtigung der europäischen Säugethiere. Wien 1851.

T. de Charpentier, Orthoptera descripta et depicta. Lips. 1841 — 45.

— — —, Libellulinae Europaeae descriptae et depictae. Lips. 1840.

C. H. Boheman, Monographia Cassididarum. T. I. Stockh. 1850.

J. Gould, The Mammals of Australia. P. II. London 1849.

A. Spring, Monographie de la famille des lycopodiacées. Bruxelles 1842 — 49.

Dr. O. W. Sonder, Flora Hamburgensis. Hamb. 1851.

G. Ritschl, Flora des Großherzogthums Posen. Berl. 1851.

Dr. M. J. Schleiden, Grundriß der Botanik. 2. verm. Aufl. Leipz. 1850.

J. Ralfs, The British Desmidieae or fresh Water Algae. Lond. 1848.

Dr. C. E. von Mercklin, Beobachtungen an dem Prothallium der Farrnkräuter. Petersburg 1850.

A. Spring, Enumeratio Lycopodinearum. Bruxelles 1849.

O. E. Baum, Ueber die ungeschlechtliche Vermehrung der phanerogamischen Pflanzen. Hamb. 1850.

M. G. W. Brandt, Die Pflanzenwelt, deren Leben, Sinn und Sprache in älteren und neueren Dichtungen. Frankf. 1851.

Dr. Hehl, Die geognostischen Verhältnisse Württembergs. Stuttg. 1850.

B. Cotta, Die Dendrolithen, in Beziehung auf ihren innern Bau. Leipz. 1850.

Dr. C. C. Beinert und H. R. Göppert, Abhandlung über die Beschaffenheit und Verhältnisse der fossilen Flora in den verschiedenen Steinkohlenablagerungen eines und desselben Reviers. Gekrönte Preisschrift. Düsseldorf 1849.

Dr. G. und Fr. Sandberger, Systematische Beschreibung und Abbildungen der Versteinerungen des Rheinischen Schichtensystems in Nassau. Lief. 1. 2. Wiesbaden 1850.

J. L. Schwarz, Die bäuerlichen Musterwirthschaften. Berlin 1851.

G. Fr. Schmidt, Trockenlegung der Felder durch Unterdrains. Stuttg. 1851.

Fr. Aug. Pinckert, Das Ganze der Landwirthschaft. Leipzig 1850.

E. F. C. König, Die nützlichsten Geräthe und Werkzeuge zum Betriebe der Land- und Forstwirthschaft aus der Hohenheimer Modellsammlung. 2. verm. Aufl. Stuttg. 1850.

Dr. Fr. X. Hlubek, Unterricht in der Maulbeerbaum- und Seidenzucht für das Landvolk. Gratz 1850.

Dr. F. J. Otto, Lehrbuch der rationellen Praxis der landwirthschaftlichen Gewerbe. 3. Auflage bearbeitet unter Mitwirkung von C. Siemens. Lief. 5—10 Schluß. Braunschweig 1850.

G. Walz, Ueber die Waldstreu. Stuttgart 1850.

J. F. Schultze, Theoretisch-praktische Bierbrauerei. Berlin 1850.

Dr. J. T. C. Ratzeburg, Der Waldverderber und ihre Feinde oder Beschreibung und Abbildung der schädlichsten Forstinsekten. 3. verm. Aufl. Berl. 1850.

F. C. von Beuſt, Ueber die Fortſchritte des Berg- und Hüttenweſens in Sachſen ſeit dem Jahre 1817. Freiberg 1850.

Frz. Hugo, Die öſterreichiſch-deutſche Zoll- und Handelseinigung. Meißen 1850.

Die Denkſchriften des öſterreich. Handelsminiſters über die öſterreich. deutſche Zoll- und Handelseinigung beleuchtet mit Rückſicht auf die Neugeſtaltung des deutſchen Bundes. Wien 1850.

G. Scheve, Phrenologiſche Bilder. Zur Kenntniß des heutigen Standpunktes der Phrenologie. Leipzig 1851.

Dr. G. Schilling, Lehrbuch der Pſychologie. Leipzig 1851.

G. W. Münter, Geſchichtliche Grundlagen zur Geiſteslehre des Menſchen. Halle 1850.

Dr. G. H. W. Schubert, Die Geſchichte der Seele. 4. verm. Aufl. Bd. 1. 2. Stuttgart 1850.

L. Seidel, Das Leben des Geiſtes nach dem Tode des Körpers. Dresden 1850.

F. W. Newman, Die Seele, ihr Leiden und ihr Sehnen. Deutſche Ausgabe beſ. durch A. Heimann. Leipzig 1850.

G. Moore, Der Menſch und die ihn leitenden Beweggründe. Aus d. Engl. überſ. von Dr. E. Suſemihl. Leipz. 1850.

Th. Smyth, The Unity of the human races proved to be the doctrine of Scripture, reason and science. Lond. 1850.

S. Tomkins, The influence of the Hebrew and Christian revelations on ancient Heathen Writers. Lond. 1850.

Das Buch der Religion oder der religiöſe Geiſt der Menſchheit in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung. Th. 1. 2. Leipzig 1850.

Spence-Hardy, Eastern monachism: an account of the origin, laws, discipline, sacred writings, mysterious rites, religious ceremonies of the order of Mendicants founded by Gótama Budha. Lond. 1850.

Fr. Michel et Ed. Fournier, La grande Bohéme. Histoire des royaumes D'Argot et de Thunes du Duché d'Egypte. Livr. 1. 2. 3. Par. 1849.

Dr. W. Wachsmuth, Allgemeine Culturgeſchichte. Th. 1. Leipz. 1850.

L. Aulander, Die Seehelden Portugals, ihre Reiſen und Entdeckungen. Berlin 1850.

W. Ph. Gumpoſch, Geſchichte der Philoſophie. Supplement zu Dr. Rixner's Handbuch der Geſchichte der Philoſophie. Sulzbach 1850.

Dr. R. J. Lichtenfels, Lehrbuch zur Einleitung in die Philoſophie. Wien 1850.

J. Kant, Von der Macht des Gemüths durch den bloßen Vorſatz ſeiner krankhaften Gefühle Meiſter zu ſeyn. Herausg. von C. W. Hufeland. 4. verb. Aufl. Leipzig 1851.

V. Gioberti, Teorica del sovranaturale o sia discorso sulle convenienze della religione rivelata. Ed. 2. T. I. II. Capolago 1850.

A. A. Heinze, Theoretiſch-praktiſche Anleitung zum Disponiren. Görlitz 1850.

St. Vimpeller, Propedeutik zur Panſophie oder Vorbericht zum abſolut wahren Wiſſen der Fundamental-Prinzipien aller Legislatur. Bielitz 1850.

C. Prantl, die Bedeutung der Logik für den jetzigen Standpunkt der Philoſophie. München 1849.

Dr. Fr. Vorländer, Schleiermachers Sittenlehre. Marburg 1851.

G. Hartenſtein, Darſtellung der Rechtsphiloſophie. Leipzig 1850.

K. Weinhold, Mittelhochdeutſches Leſebuch. Wien 1850.

O. L. B. Wolff, Allgemeine Geſchichte des Romans von deſſen Urſprung bis zur neueſten Zeit. 2. verm. Aufl. Jena 1850.

C. Seidel, Charinomos. Beyträge zur Theorie der ſchönen Künſte. Th. 1. 2. Leipzig 1850.

A. Keſtner, Römiſche Studien. Berlin 1850.

G. Gattinelli, Dell' arte rappresentativa in Italia. Torino 1850.

Obras dramaticas de D. Antonio Gil y Zarate, edicion precedida d. una noticia biografica, y dada a luz por D. Eug. de Ochoa. Par. 1850.

O. L. B. Wolff, Das Gedicht vom Cid. Jena 1850.

Marq. de Foudras, Jaques des Brancion. Vol. 1—5. Par. 1850.

Rob. Southey, The poetical works. Lond. 1844.

Ch. Knight, Studies and Illustrations of the writings of Shakspere and of his life and times. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

L. Schwenck, Erklärungen zu Schillers Werken. Frankf. 1850.

Fr. Schiller, Anthologie auf das Jahr 1782, mit einem Anhange von E. Bülow. Heidelb. 1850.

Fr. Heinrich von der Hagen, Geſammtabentheuer. Hundert altdeutſche Erzählungen des 12. bis 14. Jahrhundert. Bd. 1. 2. 3. Stuttg. 1850.

H. Düntzer, Göthe's Faust. Erster und zweyter Theil zum erstenmal vollst. erläutert. Th. 1. Leipz. 1850.

Volkslieder aus Krain. Uebers. von Anast. Grün. Leipz. 1850.

J. Ortis, Ultime lettere. Capolago 1850.

J. B. Laurens, Essai sur la theorie du Beau Pittoresque et sur les applications de cette théorie aux arts. Par. 1849.

Illustration de l'ancienne imprimerie Troyenne. 210 gravures sur bois de 15 — 18. siècles. Troyes 1850.

Bart. Soster, Esame analitico dei pregiudizi e delle false idee degli artisti nelle belle arti. Seconda edizione. Milano 1850.

Fr. Silcher, Harmonie- und Compositions-Lehre. Tübingen 1851.

Dr. Frz. Brendel, Grundzüge der Geschichte der Musik. 2. verm. Aufl. Leipz. 1850.

F. Barnbeck, Theoretisch-praktische Anleitung zum Violinspiel. Th. 1. Stuttg. 1850.

C. F. Volney, Die Ruinen. A. d. Fr. mit Vorrede von G. Förster. 10. Aufl. Braunschw. 1850.

G. H. Rennecke, Die Lehre vom Staate nach prinzipieller Begründung. Leipzig 1850.

S. C. Kapff, Die Revolution, ihre Ursachen, Folgen und Heilmittel. Gekrönte Preisschrift. Hamburg 1851.

A. Trendelenburg, Ueber die Methode bey Abstimmungen. Berlin 1850.

Dr. G. C. R. Matthäi, Das Verhältniß des Christenthums zur Politik nach akademischen Vorträgen. Göttingen 1850.

E. Thomas, Des conditions vraies de la science économique. Par. 1850.

G. v. Struensee, Die Grundsteuer mit besonderer Beziehung auf das Königreich Preußen. Breslau 1850.

Fr. F. v. Reden, Allgemeine vergleichende Finanz-Statistik. Heft 1. Darmstadt 1851.

C. J. Petitti, Considerazioni sopra la necessitá d'una riforma de' tributi (con alcuni su certe spese dello stato). Torino 1850.

K. Arnd, Die naturgemäße Volkswirthschaft mit bes. Rücksicht auf die Besteuerung und die Handelspolitik. 2. Ausg. Frankf. 1851.

M. F. Bastiat, Sophismes économiques. Bruxelles 1851.

— —, Capital, rente et gratuité du crédit. Bruxelles 1851.

W. J. Behr, Allg. Polizey-Wissenschaftslehre oder pragmatische Theorie der Polizeygesetzgebung und Verwaltung. Bamberg 1848.

K. Ad. Löhr, Großes Kriegswörterbuch. Bd. 2. Lief. 2 — 7. Schluß. Mannheim 1850.

E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Ein Beytrag zur Geschichte der preußischen Armee. Th. 1. Der Feldzug von 1806. Bd. 1. 2. Berlin 1850.

J. Heilmann, Die Zukunft der europäischen Armeen. Leipzig 1851.

Dr. G. Valentin, Lehrbuch der Physiologie des Menschen. 2. umgearb. Aufl. Bd. 1. 2. Braunschweig 1847 — 1850.

Dr. E. Ilgen, Das Sehorgan. Lief. 1. Wiesbaden 1850.

Dr. G. Gluge, Pathologische Histologie. Jena 1850.

Dr. C. Schmidt, Zur Kenntniß des vegetativen Lebens. Th. 1. Mitau 1850.

M. de Haldat, Optique oculaire. Par. 1849.

Dr. B. Hirschel, Die Homöopathie. Dessau 1851.

Dr. J. Reid, Der Laryngismus der Kinder. Aus dem Engl. von Dr. C. A. L. Lorent. Bremen 1850.

J. Putzer, Neuere Wasserheilkunde. Magdeb. 1850.

Dr. F. Oesterlen, Handbuch der Hygieine. Lief. 1. Tübingen 1851.

Dr. J. Chr. G. Jörg, Gesundheitskatechismus. Leipz. 1850.

J. G. de Block, Le choléra-morbus. 3. édition. Gand 1849.

Dr. J. F. H. Albers, Die Erkenntniß der Krankheiten der Brustorgane aus physikalischen Zeichen. Bonn 1850.

Dr. G. Gluge, Atlas der pathologischen Anatomie. Lief. 20 — 22. Schluß. Jena 1850.

Dr. Will, Das Wesen, der Verlauf, die Fortpflanzung und die Behandlung der Cholera. Königsberg 1850.

Dr. Ad. Haas, Die Homöopathie. Wien 1851.

Dr. C. W. Werrlein, Einfache und sichere Behandlungsweise der von wüthenden Thieren verursachten Verletzungen. Mitau 1850.

Giac. Nani, Trattato teorio-pratico sul magnetismo animale. Torino 1850.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Schluß.)

Oppert, Mémoire sur les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses. (Suite.) — Journ. asiat. 1851 Juin.

Paris (P.), La chanson de Roland (édition de F. Génin.) — Biblioth. de l'École des chart. 1851 Mai — Juin.

Schweighäuser (Alfred), De la négation dans les langues romanes du midi et du nord de la France. (2. art.) — Ebendaſ.

Abstract of the Sijara Malaya or Malayan annals, with notes. — Journ. of the Ind. Archipel. 1851 May.

Bazin, Le siècle des Youên etc. (7. art.) — Journ. asiat. 1851 Juin.

Du Caurboy, Législation musulmane sunite, rite hanéfi. (5. art.) — Ebendaſ.

La Roquette, Notice annuelle des progrès des sciences géographiques et des travaux de la Société de géographie pendant les années 1849 et 1850. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Mai.

Logan (J. R.), Voyage en bateau de Singapore à Pinang. Trad. de l'anglais. — Ebendaſ.

Abich, Notice explicative d'une vue du cône de l'Ararat. — Ebendaſ.

Sedillot, Manuel de chronologie universelle. 2. P. Paris 1850.

D'Arbois de Jubainville, Recherches sur la minorité et ses effets dans le droit féodal français. (1. art.) — Bibl. de l'École des chart. 1851 Mai — Juin.

Du Boys (Alb.), Histoire du droit criminel des peuples modernes. Chap. 12. Ressemblances de quelques lois et coutumes primitives des peuples germaniques avec celles de divers peuples sauvages. — Univ. cathol. 1851 Juin.

Warnkönig, Aperçu de l'histoire de la confédération suisse, d'après l'ouvrage de M. Bluntschli. — Revue de legislation et de jurispr. 1851. T. II. Juin — Juillet.

A short sketch of the island of Banka. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 May.

Notices of Pinang. — Ebendaſ.

Notes to accompany a map of Cambodia. — Ebendaſ.

Lelewel (Joachim), Géographie du moyen âge. (Cartes de géographes du moyen âge, latines ou arabes etc.) — Journ. asiat. 1851 Juin.

Debary (Thom.), Notes of a residence in the Canary Islands, the South of Spain and Algiers. Lond. — Engl. Rev. 1851 Juny.

Green (M. A. Everett), Lives of the Princesses of England from the Norman conquest. 3 vols. Lond. 1850 — 51. — Ebendaſ.

Davies (Thom. Stephens), Geometry and geometers. — Philos. Mag. 1851 June. Suppl.

Wilde (M. E.), Description of the Gyreidometer, an instrument suited to the exact measurement of Newton's rings. — Ebendaſ.

Boole (G.), On the theory of probabilities and in particular on Mitchell's problem of the distribution of the fixed stars. — Ebendaſ.

Tyndall (John), Reports on the progress of the physical sciences. — Ebendaſ. June. Suppl. — July.

Plateau (M. J.), On some new and curious appli-

cations of the permanence of impressions on the Retina. — Ebendaſ. June. Suppl.

Rankine (W. J. Macquorn), On the law of the compressibility of water at different temperatures. — Ebendaſelbſt.

Coombe (J. A.), On the rotation of the Earth. — Ebendaſ.

Ebelmen, Travaux chimiques de 1849 et 1850. — Annal. des Mines. T. XIX. Livr. 2.

Huxley, Observations sur la circulation du sang chez les mollusques des genres Firole et Atlante. — Annal. des scienc. natur. (Zool.) T. XIV. No. 4.

Dujardin (Fél.), Mémoire sur le système nerveux des insectes. — Ebendaſ.

Geoffroy-Saint-Hilaire (Is.), Notice sur des ossements et des oeufs trouvés à Madagascar dans des alluvions modernes, et provenant d'un oiseau gigantesque. — Ebendaſ.

Duvernoy (G. L.), Rapport sur un memoire de P. Gervais ayant pour titre: Recherches sur les Cétacés du genre Ziphius de Cuvier etc. — Ebendaſelbſt.

Quatrefages (A. de), Observations sur les Noctiluques. — Ebendaſ.

— —, Mémoire sur la phosphorescence de quelques Invertébrés marins. — Ebendaſ. No. 4. 5.

— —, Études sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés. — Ebendaſ. No. 5.

— —, Mémoire sur la cavité générale du corps des Invertébrés. — Ebendaſ.

Verreaux (Jul. et Ed.), Descriptions d'espèces nouvelles, rares ou peu connues, d'oiseaux du Gabon (Afrique occidentale). — Revue et Mag. de Zool. 1851 Juin.

Pucheran, Études sur les types peu connus du Musée de Paris. 5. art. (Echassiers.) — Ebendaſ.

Hollard, Recherches sur les caractères anatomiques des dépendances de la peau chez les animaux articulés. — Ebendaſ.

Géleznoff (N.), Mémoire sur l'embryogénie du Mélèze. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) Tom. XIV. No. 4.

Thuret (Gust.), Recherches sur les zoospores des Algues et les anthéridies des Cryptogames. — Ebendaſ. No. 4. 5.

Montagne (C.), Cryptogamia Guyanensis, seu plantarum cellularium in Guyana gallica annis 1835 — 1849 a Cl. Leprieur collectarum enumeratio universalis. — Ebendaſ. No. 5.

Hoffmann (Hermann), Recherches sur le sommeil des plantes. — Ebendaſ.

Derbès et Solier, Sur les organes reproducteurs des Algues. — Ebendaſ.

Delesse, Travaux minéralogiques de 1849 et 1850. — Annal. des Mines 1851. T. XIX. Livr. 2.

Rammelsberg (C.), Recherches sur la Tourmaline. — Ebendaſ.

Meugy, Note sur une cause de rupture de certains appareils à vapeur. — Ebendaſ.

Couche, Note sur l'emploi du coke dans les locomotives et sur les expériences faites en Autriche dans le but substituer au bois les houilles et les lignites de Bohème pour le service des chemins de fer. — Ebendaſ.

Documents sur le commerce extérieur. Août — Déc. 1850. — Bull. de la Soc. de géogr. 1851 Mai.

Leroux de Lincy, Notice sur le Palais des nobles dames par Jehan Dupré. — Bullet. du Bibliophile 1851 Juin et Juillet.

Drittes Quartal. Juli — Sept. 1851.

The unity of language and of mankind. — North Amer. Rev. 1851 July.

Davies (Benj.), An investigation in syriac philology. — Biblioth. sacra 1851 July.

Klipstein (L. F.), A grammar of the anglo-saxon language. New York. — North Amer. Rev. 1851 July.

On the currents of the Atlantic and the existence of the North-West Passage. — Edinb. New philos. Journ. 1851 July.

Wanderings round the world. (Eine Frauenfahrt um die Welt von Ida Pfeiffer. 3 vol. Wien 1850.) — Blackwood's Edinb. Mag. 1851 July.

Greene (G. Wash.), History and geography of the Middle Ages. Part I. New York 1851. — North Amer. Rev. 1851 July.

Niebuhr (B. G.), Lectures on the history of Rome. Edited by L. Schmitz. Second edition, with every addition derivable from Dr. Islers german edition. Lond. 1849. 3 vols. — Ebendaſ.

Grote's history of Greece. Vols VII and VIII. — Edinb. Rev. 1851 July. Correspondant T. 28. Livr. 7.

Thierry (Amédée), Aëtius et le comte Bonifacius, épisodes de l'histoire du V. siècle. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 14.

Danson (J. T.), Note sur l'émigration de la Grande-Bretagne pendant les trente dernières années. — Journ. des Economistes 1851 Juillet.

The Romans in Britain. (1. The roman wall. By J. Collingwood Bruce. 2. The antiquities of Richborough etc. By Ch. Roach Smith. 3. Illustrations of the remains of roman art in Cirencester etc. By Buckman. 4. Description of a roman building lately discovered at Caerleon. By J. E. Lee.) — Edinb. Rev. 1851 July.

Johnston (Jam. W. F.), Notes on North America, agricultural, economical and social. — Ebendaſ. North Amer. Rev. 1851 July.

Robbins (R. D. C.), Life of Zwingli. — Biblioth. sacra 1851 July.

Frédéric Perthes, ou un citoyen hambourgeois pendant l'occupation française. — Biblioth. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Juillet.

Ducoin (A.), Marie-Antoinette, d'après la correspondance de Mirabeau avec le comte de La Marck. — Corresp. T. 28. Livr. 8.

Loudun (E.), Portraits parlementaires. Ledru-Rollin. — Ebendaſ.

Lyell, M. H. Ducrotay de Blainville, Dr. Pye Smith and M. Beudant. — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.

Memoirs of the life and writings of Thomas Chalmers. By his son-in-law, the Rev. William Hanna. Vols 1. 2. Edinb. 1849. 50. — Christ. Remembrancer 1851 July.

Hartley Coleridge. — Edinb. Rev. 1851 July. Christ. Remembr. 1851 July.

Dixon (W. Hepworth), William Penn: an historical biography. Lond. 1851. — Edinb. Rev. 1851 July.

The life and correspondence of Robert Southey. Edited by his son Cuthbert Southey. New York 1851. — North Amer. Review 1851 July.

Sir Jamsetjee Jeejeebhoy, a Parsee merchant. — Ebendaſ.

Safford (W.), The life of Herman Blennerhasset; comprising an authentic narrative of the Burr expedition etc. Chillicothe 1850. — Ebendaſ.

The memoir and writings of James Handasyd Perkins. Edited by W. H. Channing. 2 vols. Boston 1851. — Ebendaſ.

Naville (Ernest), Maine de Biran, sa vie et ses écrits, d'après de nouveaux documents. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 14.

Airy (G. B.), On the total solar eclips of 1851, July 28. — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.

Suggestions to astronomers for the observation of the total eclipse of the Sun, on July 28, 1851. — — Ebendaſ.

Matteucci (Ch.), Recherches experimentales sur la propagation du courant électrique dans la terre. (Fin.) — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Juillet.

— —, Sur l'arc lumineux de la pile. — Ebendaſelbſt.

Baudrimont (A.), Recherches experimentales sur l'élasticité des corps hétérophones. — Ebendaſ.

Niepce-de-Saint-Victor, Extrait d'un mémoire sur une relation existant entre la couleur de certaines flammes colorées et les images héliographiques colorées par la lumière. — Ebendaſ.

Observations météorologiques du mois de Mai 1851. — Ebendaſ.

Notes sur les expériences faites à Genève sur la déviation du pendule. — Bibl. univ. de Genève (Sc. phys.) 1851 Juillet.

Adie (Rich.), On the connection between the colour and the magnetic properties of bodies. — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.

Faraday, On atmospheric magnetism. — Ebendaſ.

On the temperature of man within the tropics. — Ebendaſ.

Foucault (M. L.), Physical demonstration of the Earth's motion of rotation, by means of the pendulum. — Ebendaſ.

Piazzi Smyth, Experiments on the thermotic effect of the compression and expansion of air. — Ebendaſ.

Observations on the thermotic effect of the compression of air at the Kinneil iron-works. — Ebendaſ.

Petrie (Will.), On spontaneous re-heating of air cooled by issuing in a jet, from a more compressed state. — Ebendaſ.

Rankine (W. J. Macquorn), Letter on the re-heating of jets of air and the relation between temperature and compression of the same. — Ebendaſ.

Piazzi Smyth (C.), Meteorological and astronomical notices. — Ebendaſ.

Petrie (William), On the relation between the changes of temperature and volume of gases. — Ebendaſelbſt.

The general distribution of Jodine. — Ebendaſ.

Forbes (J. D.), Farther remarks on the intermitting brine springs of Kissingen. — Ebendaſ.

Bechi (Émile), Nouvelle méthode pour extraire l'iode de ses combinaisons. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Juillet.

Wurtz, Recherches sur le chlorure de cyanogène. — Ebendaſ.

Henry (O.), Eau minérale naturelle ferrugineuse d'Auteuil, près Paris. — Ebendaſ.

Cap (A.), Exposition de Londres. Produits chimiques et pharmaceutiques. — Ebendaſ.

Modern chemistry: its progress and extent. — Edinb. Rev. 1851 July.

Owen, On metamorphosis and metagenesis. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 July.

The theory of successive development in the scale of being, both animal and vegetable, as deduced from palaeontological evidence. — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.

Huxley (Th. H.), Report upon the researches of Prof. Müller into the anatomy and development of the Echinoderms. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 July.

Hancock (Albany), On the anatomy of Antiopa Spinolae, a Nudibranchiate Mollusk. — Ebendaſ.

Blackwall (John), A catalogue of british spiders, including remarks on their structure, functions, oeconomy an systematic arrangement. — Ebendaſ.

Clark (Will.), On the Skeneadae. — Ebendaſ.

Tatum (T.), Descriptions of new species of coleopterous insects. — Ebendaſ.

Adams (A.), Monographs of the genera Scarabus and Phos. — Ebendaſ.

Thury, Dissertation sur la nature du lien des faunes paléontologiques successives. — Biblioth. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Juillet.

Parasites and their relations to other animals. — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.

Jussieu and A. Brongniart, Report on MM. L. R. and C. Tulasne's memoir on the history of the Hypogaeous Fungi. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 July.

Mitten (Will.), Some remarks on mosses, with a proposed new arrangement of the genera. — Ebendaſelbſt.

Violette, Mémoire sur les charbons de bois. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Juillet. Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Juillet.

Brockedon, On some properties peculiar to Caoutchouc. — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.

Damour (M.), On the composition of Nullipores and some Corallines. — Ebendaſ.

Delesse, Minéralogie du calcaire saccharoïde des Vosges. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Juillet.

Murchison (Rod. Impey), On the former chances of the Alps. — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.

Silliman (B.), Optical examination of several American Micas. — Ebendaſ.

Lyell (Charl.), On impressions of rain-drops in ancient and modern strata. — Ebendaſ.

Forbes (Edw.), On the estuary beds and the Oxford clay at Loch Staffin, in Skye. — Ebendaſ.

Fraas (Oscar), Observations on the effects of local influences upon the formation of strata. — Ebendaſ.

On the origin of salt and salt lakes. — Ebendaſ.

Smith (J. Lawrence), A comparative examination of the objective glasses of microscopes from Mr. Ross, Mr. Spencer of America and M. Nachet of Paris. — Ebendaſ.

Swan (W.), Formulae for constructing Mr. Thomas Stevenson's totally reflecting hemispherical mirror. — Ebendaſ.

Valon (Alexis de), Le tour du monde à l'exposition de Londres. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 14.

Latham (Rob. Gordon), General and special apophthegms (of the natural history of Man,) — Edinb. new philos. Journ. 1851 July.

Cheever (George B.), The arrangements in the constitution of the mind, for a future judgment and retribution. — Biblioth. sacra 1851 July.

Shedd (W. G. T.), The relation of style to thought. — Ebendaſ.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. October.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien. Beschrieben von Joseph Arneth k. k. Regierungsrathe, Director des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes, wie auch der k. k. Ambraser-Sammlung, Professor der Münz- und Alterthumskunde an der k. k. Universität zu Wien, Ritter des Danebrog-Ordens, wirklichem Mitgliede der kais. Akademie der Wissenschaften zu Wien, Ehrenmitgliede der k. k. Akademie der vereinigten bildenden Künste in Wien und vieler andern hier angeführten in- und ausländischen Akademien. (Veröffentlicht auf Kosten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften). Wien 1849. Gedruckt bey Leop. Sommer k. k. Hofbuchdrucker.

Von den 9 Hauptabtheilungen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes, deren Beschreibung wir vom Herausgeber nach dessen Vorworte zu erwarten haben, liegen gegenwärtig 2 vor; nämlich

1. Die antiken Cameen des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes, mit 25 Kupfertafeln. Wien, 1849. Gedruckt bey Leop. Sommer. (Mit der Dedication an den Kaiser Franz Joseph, Vorwort, Einleitung, 44 numerirten Columnen, Beschreibung und Inhalts-Angabe. Gr. Folio).
2. Die antiken Gold- und Silber-Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien. Mit 41 Tafeln. Wien 1850. Bey Wilhelm Braumüller, Buchhändler des k. k. Hofes und der kais. Akademie der Wissenschaften. (Mit der Einleitung, einem Abschnitte, betitelt.: Funde; einem zweyten: Sammlungen von Monumenten in Gold und Silber; den Beschreibungen selbst, 6 Beylagen; Anhang; Erläuterungen; Zusätzen. S. 89 ausser dem Verzeichniß der Tafeln. Gr. Folio).

Große und reiche Staaten und mächtige Monarchen gelangen früher oder später auch zum mehr oder minder ansehnlichen Besitze von Antiken und Anticaglien aller Art. Der Werth desselben und die Freude daran erwächst und steigert sich erst von da an und in dem Grade, als die Besitzer Männer gewinnen, die mit Geist und Wissen solche Erbstücke der gebildeten Vorwelt zu schätzen und zu deuten verstehen. In beyderley Hinsicht ist das Haus Oesterreich besonders glücklich gewesen. Frühe hat es antike Kunstschätze erworben, und zu keiner Zeit haben ihm Gelehrte gefehlt, die sie zu erklären, und in die Wissenschaft wie in's Leben einzuführen verstanden; unter ihnen mehrere ersten Ranges, deren in ganz Europa verbreitete Schriften auf die späte Nachwelt kommen werden.

Aber an Vielseitigkeit der Leistungen möchte unter Oesterreich's Archäologen nur etwa ein und anderer dem Herrn Joseph Arneth gleichkommen, wie, abgesehen von seinen andern Schriften, die archäologisch-artistischen Werke beweisen, die er seit dem Ende der dreyßiger Jahre bis zum Anfang der fünfziger unsers Jahrhunderts in's Publicum gegeben hat. *)

*) Ich gebe hier mit Weglassung der bestimmten Jahr-

In Betreff der vorliegenden zwey großen Werke muß ich im Voraus erklären, daß die hier mir gesteckten Gränzen nicht erlauben, dem Herausgeber in die einzelnen Beschreibungen, so interessant und lehrreich sie auch großentheils sind, selbst zu folgen, und mir gebieten, nach einem Blick auf die Vorrede, aus den Einleitungen, Uebersichten und sonstigen Erörterungen das allgemein-Wissenschaftliche und Kunstgeschichtliche hervorzuheben, und zuletzt, bey den Cameen, wie bey den Gold- und den Silber-Denkmälern, eine Hauptantike, als Probe der Behandlung etwas näher in's Auge zu fassen.

Cameen.

Aus der allgemeinen Vorrede hebe ich zuerst aus S. XI: „Wenn der Gelehrte etwa an Erudition Manches vermißt, so glaube ich mich einerseits mit den Grundsätzen Eckhel's (Choix des pierres gravées, Avant-propos Fol. 4. p. 8) und der ihm folgenden Gelehrten entschuldigen zu können; andrerseits dürfte es nicht undienlich seyn, sich nicht zu sehr auf das noch so wenig abgeschlossene Gebiet der Mythologie zu verlieren, oder bey historischen Personen das aus der Geschichte ohnehin Bekannte zu wiederholen.“ Was das Letztere betrifft, so wird gewiß jeder Einsichtige unserem Verfasser seine volle Zustimmung geben, denn jene, in früheren antiquarischen Beschreibungen so häufige Vermischung historisch-pragmatischer Erzählung mit archäologischer Ausdeutung ist ohne Zweifel ein arger Verstoß gegen die reine wissenschaftliche Methode, und gehört jetzt zu den glücklich überwundenen, veralteten Manieren. Auch in Hinsicht des Ersteren müssen wir es nicht nur entschuldigen, sondern höchlich billigen, daß er in seinen Beschreibungen das mythologische Element meist möglichst beschränkt oder gänzlich beseitigt hat, denn wozu hätte es führen müssen, wenn in einem solchen Werke, worin so viele Cameen und andere kostbare Antiken technisch und archäologisch zu behandeln waren, und nun auch die hier dargestellten Personen und Scenen aus der Götter- und Heroen-Welt mythologisch nach Cultus, Dichtung und Sage hätten ausgedeutet werden sollen? Ueberhaupt war dem Herausgeber bey dem Umfang seiner Aufgabe in der Regel ein summarisches Verfahren vorgeschrieben. — Aber nun gehen unsere Wege auseinander. Die Mythologie wird ein noch wenig abgeschlossenes Gebiet genannt. — Da frage ich zuerst: welches Gebiet innerhalb des ganzen weiten Kreises der Alterthumswissenschaften kann man ein abgeschlossenes nennen? Und hat nicht Winckelmann eben dadurch, daß er unzählige Personen, Gruppen und Scenen auf den antiken Kunstdenkmälern, deren Erklärungen man vor ihm auf dem Gebiete der Historie, besonders der römischen, gesucht hatte, auf das der Mythologie versetzte, die gesunde Kunstauslegung erst eigentlich gegründet, und die Archäologie zum Range einer Wissenschaft erhoben? Und muß nicht der Archäologe, Erzeugnissen der alten Sculptur und Malerey gegenüber, will er anders aus der Tiefe schöpfen, und die wahren Motive auffassen, aus welchen sie empfangen und geboren sind, recht fleißig auf das Feld der Mythen, besonders der von der Poesie bearbeiteten, sich begeben und sich alldorten Rath's erholen? Geziemt es also einem Bekenner der so freyen, großartigen und umfassenden Wissenschaft des Alterthums, den Kunstausleger vor der Mythologie als einem so zu sagen unheimlichen Gebiete zu warnen? *)

---

zahlen und des Druckorts (Wien) eine gedrängte Uebersicht:

Synopsis numorum graecorum, qui in Museo C. R. Vindobonae adservantur.

Katalog der k. k. Medaillen-Stämpel-Sammlung.

Ueber das Tauben-Orakel von Dodona (zur Erklärung einer Erzmünze der Epiroten). — Ich habe über diese Schrift Bericht erstattet in diesen Gel. Anz. 1840. Nr. 131, 132; vergl. jetzt meine Deutsche Schriften: zur Archäologie II. S. 241—254).

Synopsis numorum romanorum, qui in Mus. C. R. Vindob. asservantur.

Zwölf römische Militär-Diplome mit 25 von A. Camesina lithographirten Tafeln.

Das Niello-Antipendium vom Kloster-Neuburg.

Das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet, mit 4 Kupfertafeln.

*) Weil es sich hier zunächst um geschnittene Steine handelt, und der Verfasser sich oben auf Eckhel

Einleitung. *)

Indem (S. 11) der Herausgeber die in den Kunstsammlungen aufbewahrten größesten antiken Cameen überblickt, macht er folgende Bemerkung: „Aus dieser Aufzählung erhellt, daß nur Einer von den acht **) bekannten en relief gearbeiteten großen ½' überschreitenden Cameen einer mythologischen Vorstellung gewidmet ist, die sieben andern aber Bilder des Familienkreises des Augustus ausdrücken, nur darin unterschieden, daß die Künstler etwas mehr oder minder in jene von den Griechen nach Rom gekommene Schmeicheley, die Menschen als Götter zu bilden, eingingen. Allen unterliegt ein geschichtlicher Boden, den sie mit mehr oder weniger mythologischem Gewande ausschmückten. ***)

berief, so führt mich dieß zu einem concreten Falle, wobey ich selbst betheiligt bin: K. O. Müller sagt im Handb. II. S. 710, in einem Nachtrag zu §. 361. „Eine antike Gemme, die sonst den Reliquienkasten der H. Elisabeth in Marburg schmückte, zeigt einen lorbeerbekränzten Apollon-Kopf, nebst einem Lorbeerzweig (und Oelzweig davor) und einem Schwänchen dahinter, nebst der Aufschrift *ΠΑΙΑΝ*, die den siegreichen und beruhigten Gott bezeichnet. S. Creuzer zur Gemmenkunde; antike geschnittene Steine vom Grabmal der H. Elisabeth zu Marb. Leipz. 1834. S. 105. Tf. 5, 31. (S. jetzt deutsche Schriften zur Archäologie III. S. 484 mit Tf. 5. Nr. 31; wo ich auch an die Wiener Intaglio-Gemme bey Eckhel Choix de p. gr. nr. 16 erinnere, und vergl. Symbolik II. S. 694 dritte A.) — Hat mich nun Müller getadelt, daß ich, um den ganzen Werth dieses Gebildes auf jener Gemme darzulegen, in eine ausführliche Erörterung des Mythus vom Apollo-Päan eingegangen bin? — In dieser Monographie denke ich, hätte selbst Eckhel solche Mythologumena gut geheißen.

*) S. 10 Note 9 Z. 2 v. u. ist im Citat von Millin, Gal. Mythol. zu corrigiren: 678 st. 687.

**) Die drey größesten hatte vor Arneth beschrieben Mongez, in den Mémoires de l'Acad. des Inscriptions, Paris 1827, Tom. VIII p. 370—400.

***) Ueber die Stellung der Künstler der Nationalreligion gegenüber und ihre Aufgabe, Götter, Heroen oder bloße Menschen darzustellen, spricht niemand

S. 12 ff. Aus der Beschreibung der antiken Cameen des k. k. Antiken-Cabinettes hebe ich aus:

Nr. I (bey Eckhel, Choix de pierr. grav. du Cabinet imperial pl. I; bey Mongez a. a. O. p. 327 sqq.; bei Arneth überschrieben: Augusts pannonischer Triumph).

„Auf einem ungemein schönen Onyx von zwey Lagen sind mit nicht bedeutender Erhöhung — in flachem Relief — (wie die schönsten Werke der Alten, wie die Reliefs um die Cella des Parthenon's) in die weiße obere Schichte auf braunem Grunde 20 Gestalten geschnitten, deren großartige Zusammenstellung, natürliche Verbindung, hoher Ernst und Ruhe des Ausdruckes, vollendete Ausführung den edelsten Werken aller Zeiten gleich kommt, und sie an Pracht des Materiales übertrifft, in seiner Art das erste Werk, das uns übrig ist."

(Fortsetzung folgt.)

besser als ein Grieche selbst, Dio Chrysostomus, Orat. XII. p. 404 sqq. p. 243 sqq. ed Emper. Ich habe daher den Hauptinhalt dieser Stelle im allgemeinen Theil der Symbolik, im Abschnitte I. V. Vollendeter Anthropismus, S. 84 ff. dritte Ausg. ausgehoben. — Ueber die an den griechischen Königshöfen herrschenden und am Ende des Freystaats in's Haus der Julier und sofort in die folgenden Cäsarengeschlechter verpflanzten Vergötterungen verweise ich auf das folgende Capitel VI S. 90 ff.: Vermischung des Anthropismus und der Apotheose; wo ich unter Andern aus Jo. Laur. Lydus de magistrat. Romm. II. 3 angeführt habe, daß man den Octavianus Augustus einen Schalt-Gott, *θεὸς ἐπεμβόλιμος*, deus intercalatus, nannte.

Cicero's Brutus de claris oratoribus. Cicero's Orator.

(Schluß.)

Ueberdieß haben hier gute Handschriften afuissem domo, dieselben, welche das gewähltere maria für mare bieten. Orelli schreibt nach Ernesti's Vorschlag qui enim possem, cum et afuissem — dissimulare, was dem neuesten Text quid enim? cum et affuissem * — dissimularem gewiß vorzuziehen ist; für gänzlich mißlungen aber wird jedenfalls Jahn's quid erat, cur improbarem zu halten seyn. Eine andere nicht glückliche Idee Mommsens findet Rec. in Or. 135 aut cumulatis contrariis relata contraria. Warum sollten die contraria immer gehäuft seyn? in ihrem Wesen liegt es nicht. Die Vulgata: aut cum multis modis contr. taugt freylich auch nichts, denn multis modis hat aus §. 137 sich hieher verirrt, aber es existirt die richtige Lesart in den freylich als „interpolirt" verschrieenen Handschriften: cum sunt contrariis etc. Zu diesen bey Peter, Orelli u. A. übel angesehenen Handschriften gehören Ga. 3, Erl. und selbst der Abrincensis. Auch Jahn erklärt sich darüber in der Einleitung XXXI: „die Handschriften des Orator zerfallen in zwey Classen. Die, welche der einen angehören, sind von Anfang bis §. 91 verstümmelt, und haben ausserdem eine Lücke 191 — 231; der Text ist in ihnen auf die willkührlichste Art besonders durch Zusätze entstellt, so daß sie, wenn sie auch an manchen Stellen die richtige Lesart bieten, dennoch im Allgemeinen unzuverlässig sind". Diese Ansicht, glaubt Rec. wird aufgegeben werden müssen, was zu erweisen hier der Raum zu beschränkt ist; aber einige Beyspiele davon, daß diese „interpolati" keineswegs genügend benutzt sind, wollen wir doch anführen. In 187 mußte collatata, eine dem Sinne nach ganz ungehörige Composition, der Lesart dilatata weichen, so wie das et diffusa vertauscht werden mit et fusa; 166 war etiam sine industria für et eum sine ind.; 174 quibus etiam in oratione uteretur (im Gegensatz der Poesie und der frühern Rhetorik) statt uteremur zu schreiben. Ein besonders entscheidender Fall ist 185, wo nach: ut multis saeculis ante oratio nuda ac rudis ad solos animorum sensus exprimendos fuerit reperta, Jahn das Lückezeichen setzt und dazu bemerkt: „das zweyte Glied ist weggefallen. Die Ergänzung schlechter Handschriften quam ratio numerorum causa delectationis aurium excogitata erweist sich schon durch die Stellung von causa als falsch, obwohl sie dem Sinne nach richtig ist." Was es aber mit dieser falschen Stellung auf sich habe, konnte der Verf. aus Seifferts Note zu Laelius §. 57 abnehmen. Orelli hat jenen ganz unantastbaren Worten ihren Platz im Texte gelassen, die codd. aber, welche sie erhalten haben, beweisen schon hiedurch ihren Vorzug vor den sonst bevorzugten.

Die Anordnung des Textes ist zweckmäßig, indem die durch den Gang der Abhandlungen sich ergebenden Abschnitte durch Absätze unterschieden werden; nur wenigemale ist die Verbindung dadurch zerrissen, wie Br. 70, Or. 102 (wie schon bemerkt wurde) und 209, wo sed sich enge an das Vorhergehende anschließt.

Ueber die Bearbeitung des kleinen Buchs de optumo genere oratorum wird Ref. anderswo zu sprechen Gelegenheit finden.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. October.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien.

(Fortsetzung).

Der gelehrte und kunsterfahrene Herausgeber sucht nun seine Bezeichnung des Steines, Augusts pannonischer Triumph, in allen Momenten (in manchen auch gegen Eckhel, wie er denn diesem seinem großen Vorgänger gegenüber durchweg eine edle Selbstständigkeit behauptet) zu rechtfertigen. Ich muß mich hier auf die Angabe der dargestellten Personen, Attribute und Symbole beschränken: Augustus und Roma als seine Θεὰ σύνθρονος, er aber nicht als Gott *), sondern als Augur mit lituus und sceptrum; über ihm der Capricorn **), worüber ein Stern; hinter ihm, und ihm einen Eichenkranz aufsetzend, Cybele, das Symbol der Macht zu Lande; daneben Neptunus, das Sinnbild der Macht zur See; zu Füßen der Cybele die Abundantia mit zwey Genien (oder Agrippina mit ihren Söhnen von Germanicus, Nero und Drusus); weiter: Germanicus selbst, gepanzert, die Ovation empfangend; sodann mit einer Schriftrolle in der Hand und im Begriff, von einer Quadriga, worauf eine geflügelte Victoria, herabzusteigen und den über die Pannonier errungenen Sieg zu berichten. — Auf dem unteren Feld: die Errichtung eines Tropäums, worauf ein Schild befestigt ist, auf welchem das Bild eines Skorpions, das Symbol der Streithaftigkeit, erscheint; endlich außer den das Tropäum errichtenden vier römischen Soldaten, zwey Gruppen von gefangenen Männern und Frauen, die eine von zwey, die andere von vier Personen, in verschiedenen Situationen und Stimmungen. Der Herausgeber schließt (S. 16): „Meines Bedünkens ist dieser Stein mit der größten Vollendung und mit einem wahren Zauber der Kunst gemacht; und die Zeichnung selbst ist mit einer des Raphael würdigen Vollendung ausgeführt, und eine Hoheit ausathmend, wie sie nur der besten römischen Zeit entspricht. Es ist dieser Stein eben so gut eines der merkwürdigsten Monumente der Kunst des augusteischen

*) Ich erinnere hierbey an Thiersch, Epochen d. b. K. u. d. Gr. S. 304 f., der in diesen Wiener- und Pariser-Cameen nicht Apotheosen, sondern Darstellungen der kaiserlichen Familie in dem Zeitpuncte ihres höchsten Glanzes sieht, und darin einen Beweis erkennt: „daß es auch unter Augustus der bildenden Kunst gegeben war, in den Werken großer Meister das Wahre (die Wirklichkeit) mit idealer Schönheit zu umgeben, und der Darstellung des Erhabenen den Stempel der Vollendung aufzudrücken."

**) Das Mythologische dieses Gebildes giebt die Symbolik, I. S. 121 ff., dritte A., wo es S. 124 unter Anderm heißt: „Der Steinbock (capricornus) war das Geburtshoroskop des Kaisers Augustus (Sueton. Octavian. cap. 94.), der es als ein glückliches Vorzeichen seines Aufsteigens zur Weltherrschaft, auf Münzen prägen ließ, und auf der bekannten Wiener-Camee (gemma Augusta), welche einen feyerlichen Verein der kaiserlichen Familie darstellt, sehen wir dieses Zeichen über dem Haupte des Kaisers schweben." Arneth bemerkt richtig, daß der Stern darüber das Sternbild bezeichnen soll.

ſchen Zeitalters, als es in der Literatur desſelben die Werke des Horatius und Virgilius ſind, und vielleicht noch einziger daſtehend, als ſelbſt dieſe.“ — Er iſt in Paläſtina gefunden, und da Herodes der Große alldorten Tempel mit Bildwerken zu Ehren des Kaiſers Auguſtus errichtete, ſo äußert der Herausgeber die Vermuthung, dieſer König möge auch wohl dieſen Stein von einem großen Künſtler haben arbeiten laſſen. Durch die Ritter des heiligen Johannes zu Jeruſalem kam er in den Beſitz Philipp des Schönen; von da durch manche Zufälle nach Deutſchland; wo ihn der Kaiſer Rudolph II. um 12000 Dukaten erkaufte. — In dieſem Capitel von den Cameen beſchreibt der Herausgeber auch (S. 41 f. zu Tafel XXII. 3.) die Bruchſtücke eines Bechers von Glas; und handelt darauf von den Glasarbeiten in verſchiedenen Antikenſammlungen; worunter auch die Portlandvaſe.

Die antiken Gold- und Silber-Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes.

Einleitung. Ein Blick auf Aſiens alte Reichthümer.

1) Das goldene Vlies. (Möchten nicht manche Mythologen, die im Argonautenzug gar nichts Hiſtoriſches ſehen wollen, den Verfaſſer des Euhemerismus bezüchtigen?)

2) Der trojaniſche Krieg, mehr im Geiſte des Ritterthums als im Handelsintereſſe; — darauf: Aſiens reiche Könige, Ebräer (David und Salomon), Phönicien, Babylon, Perſien (Kyros, Kambyſes, Xerxes, der reiche Privatmann Pythias von Lydien).

3) Alexanders Siege ſetzen ihn in Beſitz der königl. perſiſchen Reichthümer, welche in edlen Metallen zu 312 Millionen Ducaten angeſchlagen werden. — Die Prachtfeſte Alexanders d. Gr., des Ptolemäus Philadelphus, des Antiochus Epiphanes, der Kleopatra u. ſ. w. Koſtbarkeiten der Geräthe aller Art, worin der Werth des Stoffes mit dem Verdienſt der Kunſt wetteifert; Namen von Künſtlern dieſer Claſſen; Erinnerung an die Königs-Schätze in Bithynien, Kappadokien, Galatien, Pontus und Armenien, und hiermit Schluß des Ueberblicks vom Metallreichthum des alten Morgenlandes.

4) Die Römer, Eroberer des größeſten Theils der Länder von Alexanders Reich; — Folgen davon: Ueppigkeit und Prachtliebe. In den Häuſern der Reichen, das Tafelgeſchirr aus Gold, das Küchengeſchirr aus Silber; goldene Becher mit Edelſteinen beſetzt; Ausdehnung der Prachtliebe auf Mobilien aller Art; doch auch daneben Kunſtwerthſchätzung der Arbeiten altberühmter Künſtler. Die Schätze des Craſſus, Lucullus, der Cäſaren, ſelbſt ihrer Freygelaſſenen, wie Pallas, Narciſſus, Calliſtus. Die in's Unglaubliche gehende Verſchwendung römiſcher Kaiſer, Caligula, Nero, Vitellius; Ueberhandnehmen des Materialismus in Maſſaſchätzung über die Kunſtwürdigung. — Des Goldes und Silbers häufiger werdende Verwendung auf Münzen; Belege: das k. k. Cabinet beſitzt an Goldmünzen: von Jul. Cäſar 18; von Auguſtus 105; von Tiberius 18; v. Claudius 35; v. Nero 43; v. Galba 16; v. Otho 8; v. Vitellius 24; v. Veſpaſianus 92; v. Titus 58; v. Domitian 54; v. Nerva 12; v. Trajan 115; v. Hadrian 44; v. Antoninus Pius 80; v. Marc Aurel 52; v. Commodus 7; v. Helv. Pertinax 7; v. Septimius Severus 26; v. Caracalla 22; v. Elagabal 11; v. Severus Alexander 26; v. Gordian III. 21; v. Gallienus 5; v. Aurelian 15; v. Probus 25; v. Diocletian 35; v. Maximian 44; v. Conſtantin d. Gr. 44; von Valentinian 46; v. Valens 44; v. Theodoſius d. Gr. 32 u. ſ. w.

Das Verbergen von Münzen, edlen Metallen und Schmuck war ſchon ſeit den Bürgerkriegen in Rom und in den Provinzen häufig; aus letztern liefern die Rhodier, als Caſſius ſie brandſchatzte, ein ſprechendes Beyſpiel; unter den Kaiſern hauptſächlich ſeit Commodus; ſeitdem auch Verſchlechterung des Geldes; Wiederverbeſſerung durch Severus Alexander; jedoch neue und viel ärgere Entwerthung von Gallienus bis auf Diocletianus.

Daciens und Thraciens Länder waren relativ goldreich, und ſeit Philipp der Amyntiade ſie bergmänniſch ausbeutete, waren goldne Philippei zahlreich und unter der Römerherrſchaft bis in den fernen Weſten verbreitet. *)

*) Vergl. meine deutſche Schriften, zur Archäologie I. S. 348 ff. Hier füge ich bey: — und von bar-

Nach der Theilung des Römerreichs verwendeten daher die in den Besitz jener Länder gekommenen Kaiser viel Gold auf Münzen, und seitdem wird das Gold im numerischen Verhältniß zwischen Gold, Silber und Kupfer überwiegend. Dazu giebt der Herausgeber aus dem k. k. Münzkabinette lehrreiche Belege. Z. B. von Arkadius besitzt dasselbe 32 Gold- 12 Silber- 114 Kupfer-Münzen; — von Zeno 32 Gold- 5 Silber- 7 Kupfer-Münzen; indeß von den frühern Kaisern die Zahl der silbernen und kupfernen bey weitem höher war; z. B. bey Augustus: 105 Gold- 404 Silber- 262 Kupfer-Münzen; bey Trajan 115 Gold- 285 Silber- 443 Kupfer-Münzen; bey Hadrian 114 Gold- 468 Silber- 745 Kupfer-Münzen. Seit des west- und ost-römischen Reiches Sturz erscheinen wenig Gold-Münzen mehr. Die Gothenkönige in Italien haben keine, wohl aber die Longobarden und die Gothenkönige in Spanien; Karl der Große hat keine oder höchst seltene, nicht so selten Ludwig der Fromme; keine haben die Carolinger, die sächsischen, die hohenstaufischen Kaiser, letztere jedoch die schönen Augustalen von Friedrich II. Aber die Goldmünzen von Florenz und Venedig sind die zahlreichsten im Curs, bis Amerika's Goldstrom nach Europa fließt. Die Barbaren kommen in den Besitz von Goldschätzen, auch in Folge der byzantinischen Kaisergeschenke; Beyspiele liefern Gothen, Franken, Avaren u. s. w. — Ausser Konstantinopel war vom 3. bis zum 16. Jahrhundert die silberärmste Zeit in der Weltgeschichte; dagegen wurde Silber in allen nordischen und deutschen Ländern zum Schmuck verwendet. Wie ehemals Rom's Eroberung durch die Barbaren Geld, Silber und Geschmeide unter die wilden Völker gebracht hatte, so später Konstantinopels Einnahme durch die Kreuzfahrer, von welchen Schätzen viele an Kirchen und Altäre verwendet wurden. Der Bergbau war in Europa damals wenig betrieben; „der Verkehr mit dem Orient nahm so viel, wo nicht mehr Gold als er brachte, und erst in der neuern Zeit wurde Amerika das, was Asien in der alten gewesen. Es birgt jedoch noch heut zu Tage die Erde viele Schätze, welche ihr die alte Zeit anverttaut hatte."

Dieser letzte Satz ist Einleitung zu einer Uebersicht, welche, Funde überschrieben, summarisch berichtet, was von Natur- und Kunst-Schätzen besonders in neuern Zeiten der Zufall an's Licht gebracht. Erinnert wird zuerst an den unermeßlichen Schatz, den der Vater des Herodes Atticus unter Nerva's Regierung in Athen fand (Philostrat. de Vit. Sophist. II. 2, p. 55. Kays.). Wie viel unter den übrigen römischen Kaisern gefunden wurde, bezeugen die vielen Verordnungen derselben im Pandecten-Titel de thesauro und besonders die 51. Novelle des Kaisers Leo. Es folgen die Funde in neuern Zeiten: der Fund eines Weinbauers 1555 zu St. Vital an Goldmünzen und Edelsteinen; *) der zu Tournay gefundene und von Chifflet beschriebene Schatz 1653; im Jahr 1831 aus der königl. Bibliothek in Paris entwendet. — Der Fund bey Modena im Jahr 1714, angeblich von 80,000 römischen Goldmünzen, zum Theil an Dominic Tiepolo verkauft, und durch weiteren Verkauf dem k. k. Cabinette einverleibt, worunter die schönen Goldmünzen der Familie Cornuficia und Domitia; der Fund eines bedeutenden Schatzes griechischer Münzen bey Lataky in Syrien und seit 1760 meistens in Paris bey Pellerin; in demselben Jahr der Fund von fast 30,000 Münzen, bey Brest; darauf der bey Foix von 60,000; der bey Arnheim, von Cuper beschrieben; die italienischen Funde 1812, 1815, 1831, von Cavedoni beschrieben; der bedeutende Fund von Goldgefäßen und Medaillen des Kaisers Valens im Banate, zum Theil mit Schriftzügen und Bildern von barbarischer Mischung, persischer und griechischer Mythologie, jetzt im k. k. Cabinette

barischen Völkern selbst in Gold nachgeprägt; wie drey Stücke in einer kleinen Heidelberger Sammlung beweisen, die man nach Eckhel D. N. V. Tom. II. p. 94 sq. so bezeichnen muß: 1. fabricae optimae; 2. fabricae barbarae; 3. fabricae extreme barbarae.

*) Ueber den fast fabelhaften Fund von mehr als 40,000 Goldmünzen des Lysimachus in Siebenbürgen, und über andere dergleichen Münzfunde in Südösterreich und daraus sich ergebenden Folgerungen s. deutsche Schriften zur Archäologie in S. 349 und S. 377.

Es folgen interessante Berichte über mehrere in verschiedenen östlichen Comitaten gefundene Goldgefäße, Goldmünzen und Schmuckſachen, die in die k. k. Cabinette aufgenommen, an den gehörigen Orten dieſer Beſchreibung ihre Erledigung finden. — Den Beſchluß macht der Bericht über verſchiedene Goldfunde in Böhmen, mit der angehängten Bemerkung, daß bey den Alten auch zu untergeordneten Geräthen Gold verwendet worden, und daß die Goldgegenſtände der k. k. Sammlung wohl unbedenklich zu den größeſten Merkwürdigkeiten dieſer Art zu zählen ſind.

S. 10 ff. Sammlungen von Monumenten in Gold.

Unglaublich iſt die Menge von Goldſchmuck, die in etruskiſchen Gräbern, beſonders in dem zu Cäre gefunden worden, jetzt großentheils dem Museo Gregoriano einverleibt, zum Theil an den Prieſterſchmuck der Aegypter und bey Moſes erinnernd; — das antike Goldgeſchmeide in Neapel und in Bologna; die Goldſchale von Rennes, jetzt in Paris, mit dem Trinkwettſtreit des Bacchus und Hercules; die bey Quentin 1831 gefundenen Hals- und Arm-Bänder, leider eingeſchmolzen, aber vorher doch abgebildet; der antike goldene Halsſchmuck in der Sammlung des Herzogs von Blacas; ähnliche in England und Irland; die aus dem Beſitz der Gräfin Lipona nach München gekommene goldene Krone; ebendaſelbſt ſchöne ägyptiſche Armbänder und andere Goldſachen; die goldenen Hörner von Tondern im Muſeum zu Kopenhagen, neben vielen andern heidniſchen Goldſachen, ebendaſelbſt; überhaupt in Dänemark, Schweden und Norwegen gefundene Halsbänder (torques) und anderes Gold- und Silber-Geſchmeide gefunden und in den dortigen Sammlungen aufbewahrt. — Angabe der in Petersburg aufbewahrten, großentheils aus der Krimm gewonnenen und von Köhler beſchriebenen Goldanticaglien; nähere Beſchreibung nach den vom Fürſten Michael Ghika mitgetheilten Lithographien, zum Theil mit griechiſcher Schrift verſehener antiker Goldſachen.

Schlußbetrachtung: Die Goldmonumente Neapels, der griechiſchen Inſeln und der Krimm bezeichnen die Ausdehnung der griechiſchen Bildung; die von Irland, England, Frankreich, Deutſchland, Ungarn und zum Theil Italien — die der Kelten und Etruſker; überall aber zeigen ſich Spuren, der über die drey Theile der alten Welt verbreiteten Römerherrſchaft. Dieſe Reichthümer der verſchiedenen Völker ſollten uns faſt glauben machen, daß in früheren Zeiten eine ähnlich große Goldmenge in Europa vorhanden geweſen, als in Amerika bey der Entdeckung dieſes Welttheils.

S. 15 ff. Sammlungen der Monumente in Silber.

„In manchen Gegenden wurden mehr Silber- als Gold-Monumente gefunden; in der Regel ſind auf jenen die Arbeiten ſchöner.“ Es werden hierauf im Voraus einige Silberdenkmäler ausgezeichnet, die ſich im k. k. Cabinette befinden.

Im Museo Borbonico zu Neapel werden hervorgehoben der ſilberne Becher mit der Apotheoſe Homer's nebſt mehrern andern; eben ſo in Rom bereits bekannte Silberanticaglien und auf den großen Reichthum davon im jetzigen Museo Gregoriano aufmerkſam gemacht; deßgleichen die bey Bologna 1832 gefundene und von Bianconi beſchriebene Silberſchale mit einem Bacchanal genannt. Ferner werden erwähnt die im Turiner Univerſitäts-Muſeum aufbewahrten und hier (unter Silber Nr. VIII) abgebildeten vier Silberſchalen, nebſt 2 andern jüngſt alldort aufgefundenen. Paris beſitzt viele Silberdenkmäler, zum Theil erſt neuerlich aufgefunden, wie die von Raoul-Rochette und Lenormant beſchriebenen aus Bernay. Auch England hat merkwürdige Silberantiken, zum Theil von Payne Knight beſchrieben. Die in der Eremitage zu Petersburg und die in der Stroganoff'ſchen Sammlung befindlichen, aus den Südprovinzen gewonnenen Silbergefäße werden vom Herausgeber nach Köhler, Beck und Gerhard beſchrieben. —

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. October.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Plutarch über Isis und Osiris. Nach neuverglichenen Handschriften mit Uebersetzung und Erläuterungen, herausgegeben von Gustav Parthey. Berlin, Nicolaische Buchhandlung. 1850. S. XV und 308. Octav; mit einer Gruppe dreier ägyptischer Gottheiten auf dem Titel und mit vielen dem Texte eingedruckten, meist phonetischen Hieroglyphen, auch mit einem griechischen und einem deutschen Index zum Texte und zu den Erläuterungen.

Als Wyttenbach diese plutarcheische Schrift commentirte, konnte er von den Früchten der französisch-ägyptischen Expedition noch keinen Gebrauch machen, noch weniger die spätern Entdeckungen Champollion des jüngern u. A. zur Erläuterung dieses Buches verwenden. Diese Anwendung machte sich aber täglich fühlbarer, seitdem die europäischen Aegyptologen in der Entzifferung und Erklärung der pharaonischen Schrift- und Bild-Denkmale auf's löblichste miteinander wetteifern, und sich vielfach bestreben damit zusammen zu stellen, was Griechen und Römer uns darüber hinterlassen haben. Es war daher gerade jetzt ein sehr glücklicher Gedanke, diese Schrift des Plutarchus durch möglichst berichtigten Text, mit Benützung Alles dessen, was Wyttenbach und die neuesten Philologen kritisch und exegetisch darbieten, in einer deutschen Uebersetzung dem größern Publicum zugänglich zu machen; und niemand hatte mehr Beruf zu diesem Unternehmen als unser Herausgeber. Ausgerüstet mit allen Vorkenntnissen, die ihm seine Vaterstadt Berlin mittheilen konnte, begab er sich so zu sagen, aus unsern hiesigen Vorlesungen unmittelbar auf Reisen in die classischen und in die Morgenländer; und hat seitdem besonders Aegyptens Denkmäler und Literatur in mehreren frühern Schriften erläutert. *) Bey vorliegender Ausgabe hat Dr. Parthey, ausser den bereits genannten Vorarbeiten, insbesondere die Werke Bunsen's und Lepsius benutzen können, und von Letzterem so wie von Ehrenberg, Pinder u. a. Gelehrten noch besondere hier eingerückte Mittheilungen erhalten **); so daß ich dieses Werk meines gelehrten Freundes mit voller Ueberzeugung begrüßen kann.

Ich hebe nun zuvörderst das Nöthige aus der Einleitung aus, um den Standpunct zu bezeichnen, von welchem der Herausgeber Plutarch's und einiger andern Griechen Schriften über Aegyptens Religionen betrachtet; blicke sodann auf die Notizen, die er über seine Hilfsmittel gibt; gebe eine Probe aus dem Anfange seiner deutschen Uebersetzung; berühre einige kritisch behandelte Stellen des Textes, und schließe mit Hinweisung auf mehrere Puncte, die in den Erläuterungen besprochen werden.

---

*) Ueber das Alexandrinische Museum; über die Insel Philae; durch sein Vocabularium coptico-latinum, e Peyroni et Tattami lexicis conciunatum.

**) Wogegen er Uhlemann, de veterum Aegyptiorum lingua et literis Lips. 1851. natürlich nicht mehr hat benützen können.

Einleitung: „Unter allen Berichten über die geheimnißvolle ägyptische Mythologie ist der des Plutarch der vollständigste und zusammenhängendste. Herodot gibt zwar manche höchst wichtige Notiz, aber das Bedeutendste verschweigt er aus frommer Scheu. Die Erzählung des Diodor stimmt in vielen Stücken mit Plutarch überein, kann aber nur als eine unkritische Zusammenstellung vereinzelter Mythen angesehen werden. Die Mittheilungen des Clemens von Alexandrien und des Eusebius sind wegen ihrer polemischen Natur mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Die dem Jamblichus beygelegte Schrift, deren Titel (de mysteriis Aegyptiorum) den meisten Aufschluß verspricht, gibt gerade die am wenigsten brauchbaren Deutungen, und der Roman des Synesius (Aegyptii, sive de providentia) ist wahrscheinlich nur eine Darstellung seiner Zeit im ägyptischen Gewande. — Plutarch's Auffassungsweise der ägyptischen Mythen ist eine durchaus hellenische, und wenn man auch annehmen will, daß er einen großen Theil seiner Nachrichten dem Aegypter Manetho entnommen habe (Bunsen, Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte I. p. 95. 96) (Vergl. unten S. 180 — 182, wo über den Manetho und seine Schriften ausführlicher gehandelt wird, woraus jetzt selbst der neueste Sammler seiner Fragmente vervollständigt werden kann; s. Car. Müller Fragg. Historicc. graecc. Vol. II. p. 511 — 616, worüber ich in diesen Gel. Anz. früher berichtet habe), so betrachtet er doch alles Aegyptische im Lichte seiner Zeit.“ Hierbey weise ich zugleich darauf hin, was der Herausgeber im Verfolg (p. X ff.) über die übrigen Eigenheiten dieser plutarcheischen Abhandlung, über die Einmischung persischer und hellenischer Mythen, Sagen und Philosopheme bemerkt, die er eben deßwegen in seinen Erläuterungen meistens übergangen hat; über die Verwirrung, die manchmal in der Darstellung der wirklich ägyptischen Culte, Mythen und Dogmen herrscht; über den Mangel an Methode, über manche Unklarheit der Sprache und über verschränkten und nachlässigen Periodenbau; weßhalb der Uebersetzer sich auch habe erlauben dürfen, was bey einem Classiker unzuläßig gewesen wäre, daß er manche künstliche Sätze des Originals, seiner deutschen Leser wegen, in kleinere Glieder zu zerlegen kein Bedenken getragen. — Wie man denn überhaupt dem was Dr. Parthey über Form und Inhalt dieser plutarcheischen Schrift sagt, am meisten wird beystimmen können. Wogegen gegen einiges Andere Einrede gestattet seyn möchte, was ich in einer Anmerkung hier gleich berühren will. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) So wird z. B. bey Aufzählung der von Plutarch angeführten Schriftsteller bemerkt, Eratosthenes scheine von ihm gar nicht gebraucht worden zu seyn; aber über Chäremon ist gar nichts gesagt, der doch, wo vom Geist und Gehalt der ägyptischen Religion die Rede ist, so schwer ins Gewicht fällt. S. darüber Symbolik II. S. 118 ff. und im Nachtrag II. b. S. 268 f. dritte Ausg. Seine Fragmente sind seitdem von Car. Müller Vol. II. p. 495 — 499 gesammelt, wozu aber eben jetzt ein wichtiges beyzufügen ist, dessen Inhalt recht eigentlich hierher gehört: Es hat nämlich einer unsrer gelehrtesten Aegyptologen, Samuel Birch, in den Transactions of the Royal Society of Literature Vol. III. ann. 1850 aus einem Excerpt des Tzetzes in Iliad. p. 99 ed. Godf. Hermann, neunzehn Angaben von Hieroglyphen mit den Erklärungen des Chäremon herausgegeben und commentirt, zu welchen sämmtlich Charles Lenormant treffliche Zusätze und Berichtigungen geliefert hat. S. Revue Archéologique. 8e Année, Paris 1851. Livr. I, und daselbst: Fragments du Livre de Chéremon Sur les Hieroglyphes, par Samuel Birch et Ch. Lenormant. p. 13 — — 30; deren im Ganzen übereinstimmende Untersuchungen das bemerkenswerthe Resultat herausstellen, daß die Bedeutungen dieser 19 Hieroglyphen, wie sie Tzetzes angibt, nicht nur mit denen des Horapollo übereinstimmen, sondern auch fast vollständig mit denen, welche die neuern Entdeckungen ihnen beygelegt haben. Ich werde im Verfolg Gelegenheit haben, einige Beyspiele dieser überraschenden Concordanzen anzuführen. In Betreff des Buches de mysteriis Aegyptiorum, welches, ausser dem einzigen Tennemann, Weiners, Tiedemann, Ritter und Steinhart, dem Jamblichus mehr oder minder entschieden absprechen, so scheint auch hier die fortschreitende Forschung; unterstützt von glücklicher Entdeckung, wo nicht einen gänzlichen Umschwung so doch eine beträchtliche Ermäßigung der Urtheile herbeyzuführen. Wenn nämlich noch der neueste unter den genannten Geschichtschreibern der Philosophie dem Verfasser jener Schrift deßwegen abhold ist, weil er den Pla-

Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien.

(Schluß.)

Aus der Münchner-Sammlung werden zuerst genannt die schönen Silbergefäße aus der Sammlung Lipona mit Centauren- und Lapithen-Kämpfen (hier unter Silber Nr. VIII).

2) Die Silberschale aus Mensching an der Donau, im königl. bayerischen Antiquarium, beschrieben von Thiersch, der dieses Reliefgebilde auf Pyrrhos-Neoptolemos deutet, der nach Troja's Fall, umgeben von den Myrmidonen, die gefangenen Trojaner der Pallas opfern läßt. — Wogegen Arneth bemerkt: „Thiersch hält das Ganze für ein Product der besten griechischen Arbeit. Mich erinnert Styl, Gewandung, Tropäum sehr an Monumente römischer Zeit, z. B. an die Columna Trajana und Antoniniana.“ — Der Verfaßer beschließt diesen Abschnitt mit einigen lehrreichen Bemerkungen, besonders über die Technik.

Da ich bey der Anzeige dieser großen Werke, wie gesagt, mehr das allgemein Wissenschaftliche (das Kunstgeschichtliche) im Auge behalten mußte, und mithin die eigentliche Beschreibung der einzelnen Denkmäler der k. k. Sammlungen so gut wie ganz zu übergehen genöthigt bin, so hebe ich von jedem der beyden Metalle zum Schluße nur noch Ein Monument hervor; wovon der hohe Kunstwerth ein jedes zu einem eigentlichen Cabinetsstück macht, und welche beyde eben deßwegen auch, neben den gewöhnlichen, noch besonders in colorirten Bildertafeln hier mitgetheilt worden sind.

I. S. 41. Beschreibung eines Kranzes aus feinem Goldbleche; im Besitze des Königs von Bayern *); Platte XIII (nach einer Zeichnung von Fendi in Farben und in der Größe des Originals, für die erste Besitzerin Gräfin Lipona-Murat: dann von demselben in etwas verringertem Maaßstabe in Kupfer gestochen). — Ich hebe hier aus der Beschreibung, wie sie Arneth, hauptsächlich nach Avellino, gibt, nur die Hauptmomente aus. Zeit und Ort des Fundes: im Jahre 1813, zu Armento, vermuthlich das Grumentum der Alten, in Lucanien. — Die Form der Buchstaben der daran befindlichen Inschrift verräth die Zeit der Arbeit; um das Jahr 400 vor Chr. Geb., sie lautet: ΚΡΕΙΘΩΝΙΟΣ ΠΟΗΚΗΤΟΝ (?) ΣΤΗΦΑΝΟΝ (sic). „Krithonios weihete diesen Kranz.“ (Krithonios ist unbekannt **) aber die Sitte, Kränze aller

---

tonismus, den jener rein gehalten wissen will, durch Beymischung orientalischer, besonders ägyptischer Lehrsätze wesentlich verändere, (s. Steinhart bey Pauly Real-Encyclop. V. 2. S. 1718), so hat er auf seinem Standpunkte vollkommen recht. Es ist aber ein Anderes, althellenische Philosophie rein zu bewahren und zu überliefern, und daneben mitzutheilen, was man von andern Lehren empfangen, und in dessen Besitz man sich eben so wohl befindet als in dem des hellenisch-platonischen Erbgutes. — Und dieß letztere Ergebniß empfiehlt sich jetzt der Ueberzeugung eines andern der neuesten Aegyptologen: „En ce qui concerne l'Egypte, nous pouvons affirmer maintenant que la doctrine de la génération divine, telle que Iamblique l'expose plus spécialement, n'est pas un produit de l'esprit philosophique de derniers temps, mais qu'elle appartient à la portion antique et traditionelle de mystères“ und in der Note: „Quelque soit le véritable auteur du traité de Mysteriis Aegyptiorum, il possédait une véritable connaissance de doctrines égyptiennes.“ Emmanuel Rougé in der Revue Archéologique a. a. O. pag. 54.

*) In den vereinigten Sammlungen zu München; s. Jos. v. Hefner's Catalog der vereinigten Sammlungen, München 1845 S. 65. Ein Kupferstich davon findet sich auch bey Gerhard, Antike Bildwerke I. H. 3. Cent. I. X.

**) Und dieser Name Κρειθώνιος kommt meines Wissens nirgend vor. — Aber bey der nachläßigen Schreibart dieser Inschrift wird man wohl Κρεθώνιος schreiben und lesen dürfen. Wie nun, wenn es ein bloß für den Ceres-Dienst angenommener Cultus-Name wäre, analog gebildet mit Τροφώνιος (Τρεφώνιος) „der ernährende Gott des Ackerbaues, der geliebte Säugling der Demeter?“ (K. O. Müller Orchom. S. 154 ff. vergl. Symbolik IV. S. 424) d. i. der Göttin, welche den Athenern und andern Hellenen die Frucht der Gerste aus dem Schooße der Erde hervorgebracht; worein

Art, auch aus edlen Metallen, den Todten in die Gräber mitzugeben, war allgemein verbreitet.

Beschreibung: „Der Kranz besteht aus einem Zweige von Eichen, der die Grundlage bildet, worauf alles Uebrige ruht, und auf welchem alle anderen Früchte, Blumen und Figuren aufgearbeitet sind. Ausser dem Eichenzweige sind die Blumen und Gewinde der Astern, deren, neun mit blauer Schmelz ausgefüllt, und in äußerer Umgebung aufblühend der Convolvulus, wovon sechs Blumen ebenfalls mit blauer Schmelz verziert sind. — Ausserdem winden sich noch Narcissen, Epheu, Rosen, Myrthen sinnig untereinander. Alle diese Blumen halten zu oberst die geflügelte Kora, Proserpina, Libera, das Symbol der Unterwelt (deren Kopf auch so oft auf Vasen, worauf ein Heroon oder Grabesstelle gemalt ist). Die Basis, worauf die Göttin steht, ist auch Trägerin jener Inschrift. — Auf jene Hauptfigur weisen vier beflügelte nackte Genien und zwey bekleidete Victorien hin.“ Noch werden Pappel, Oelbaum, Lorbeer und Eiche als Todtenpflanzen bezeichnet. Schluß: „Auf ein heiteres Jenseits beziehen sich alle Gegenstände dieses merkwürdigen Kranzes, der, so gut er gearbeitet ist, nicht erstaunen macht, wenn man die Schönheit der Arbeit auf den Münzen Lucaniens betrachtet, die etwa zu gleicher Zeit mit demselben gemacht seyn dürften, wie die guten von Grumentum, besonders aber von Heraklea, Metapontum, Pästum, Sybaris, Thurium, Velia, oder die dort gefundenen schönen Vasen beweisen.“

sie die Todten, genannt nach ihrem Namen *Δημήτριοι* (*Δημήτριοι*), zu ihrer Tochter Kora-Proserpina auch wieder aufnahm. Und diese Königin der Unterwelt thronet ja recht eigentlich auf diesem Todtenkranz, der großentheils aus Todtenpflanzen oder aus Blumen, der Ceres und Persephone geweiht, gewunden ist, und uns nebst zwey Victorien auch vier Genien zeigt, welchen man aus dem Cult der beyden Göttinnen ebenfalls Namen geben könnte (vergl. die obigen Citate). — Endlich bemerke man, daß zwischen den Blumen dieses Todtenkranzes auch Bienen erscheinen, ebenfalls der Demeter geweiht, deren Priesterinnen *Μέλισσαι* genannt wurden. — Noch erinnere ich daß der römische Name Hordeonius jenem griechischen entspricht.

S. 61 ff. Die silberne Schale aus Aquileja im k. k. Cabinette (Nr. 16). *) — Eine ausführliche Beschreibung gibt Arneth, der hinzufügt: „Eine der schönsten und merkwürdigsten Arbeiten, die nicht genug zu bewundern; vielleicht das vortrefflichste Product von getriebener Arbeit in Silber, das existirt; sehr dünn getrieben und auf eine stärkere Unterlage aufgelöthet; von der Unterlage ist kaum ½ vorhanden.“ Wenn derselbe aber anfangs mit Müller in dem opfernden Römer den als neuen Triptolemos dargestellten Germanicus ausgedeutet hatte, so sagt er jetzt (S. 63): „Vielleicht ist es von der Wahrheit nicht entfernt, anzunehmen, es sey auf dem oben beschriebenen Weihgeschenk Agrippa vorgestellt worden, welcher der Ceres opfert. Dann wäre das ältere der Kinder ein Mädchen, die Vipsania, Tochter des Agrippa von dessen erster Gemahlin Pomponia, Enkelin des Atticus, nachher Gemahlin des Tiberius; die zwey Knaben Cajus und Lucius, Söhne des Agrippa und der als Erbe vorgestellten Julia, Tochter des Augustus, Agrippas dritter Gemahlin. — Agrippa war 40 Jahre alt, als er die Tochter des Augustus a. u. c. 733, vor Chr. 19, heirathete; 734 war Cajus, 737 Lucius, Vipsania — ungewiß wann geboren; folglich dürfte dieses Weihgeschenk um das Jahr 740 u. c., oder im 12. Jahr vor Chr. gearbeitet worden seyn“. — Es folgt noch eine ganze Reihe von Erörterungen über dieses und ähnliche Kunstdenkmäler. — Soviel, denke ich, dürfte genügen, um von diesen großen inhaltsreichen Werken wenigstens einen Vorschmack zu geben.

Creuzer.

*) Vergl. K. O. Müller, Hndb. der Archäol. der Kunst. §. 200. S. 222: „Eine ähnliche treffliche Composition zeigt eine in Aquileja gefundene silberne Schale im k. k. Antiken-Cabinet. — In Relief, (die Gewänder vergoldet) — ist unter Jupiter und Ceres, Proserpina und Hekate im oberen Felde, Germanicus, wie es scheint, dargestellt, im Begriffe an einem Altare jenen Gottheiten zu opfern, um dann — als neuer Triptolemos — den Drachenwagen zu besteigen; unten liegt die Erdgöttin“. Siehe denselben in den Annali dell' Instituto archeol. XI. 79.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. October.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Plutarch über Isis und Osiris.

(Fortsetzung.)

Ich übergehe hier nun der Kürze wegen die nun folgende Darlegung des Ganges, den Plutarch in dieser Abhandlung eingeschlagen hat, und woraus sich eben das Unmethodische seiner Behandlung ergibt, das er gegenüber einer Priesterin Klea, der jene gewidmet, sich erlaubt hat, und hebe nur noch aus, was er über die ihm eigenthümliche Anwendung der Denkmäler sagt (S. X f.): „Das aber kann von dem Erklärer angestrebt werden, daß er die schriftlich aufbewahrten Mythen mit den Darstellungen der Monumente vergleiche, um eine nähere Verbindung zwischen Wort und Bild herbeyzuführen. Die große Menge der bereits publicirten ägyptischen Denkmäler machte eine Auswahl des Bedeutendsten nothwendig. Wir haben uns daher in den Anmerkungen darauf beschränkt, von den bey Plutarch angeführten ägyptischen Gottheiten die phonetische Schreibung, die Darstellung und die Orte der Verehrung anzugeben, so wie bey den andern auf Aegypten bezüglichen Notizen die Uebereinstimmung mit, oder die Abweichung von den Denkmälern nachzuweisen."

Es folgt S. XIII — XV ein Abschnitt überschrieben: Handschriften, Ausgaben, Erläuterungen, Uebersetzungen.

Hierbey werde ich mich ganz kurz fassen, und die Notizen der Ausgaben und Uebersetzungen ganz übergehen können. Ich hebe nur Einiges aus der ersten Rubrik hier aus:

„Plutarch's Abhandlung von Isis und Osiris ist, so weit sich ermitteln ließ, in 6 Handschriften erhalten, 2 Parisern (A E), 3 Florentinern (F G H), einer Venetianischen (V). — A. Pariser Handschrift No. 1671 aus dem 13. Jahrhundert. Nach Wyttenbach's Ausgabe *). E. Vorzügliche Pariser Handschrift No. 1672 aus dem 13. Jahrh. Nach Wyttenbach's Ausgabe und unsrer eignen Nachvergleichung i. J. 1843. — Die beyden Pariser Handschriften wurden auch von Dübner, nach einer Collation von Kontos, zu der Didot'schen Ausgabe (Paris 1841) benutzt." — „Eine genaue Vergleichung der 3 Florentiner, dem 13. oder 14. Jahrh. angehörenden Handschriften besorgte auf meine Bitte der Oberbibliothekar der Laurentiana, Fr. del Furia i. J. 1847. Sie erscheinen unter den Buchstaben F. G. H. — V. Venetianische Handschrift von S. Marco No. 250. Nach Blessig's Vergleichung bey Wyttenbach Praef. p. XXVI." Es folgen noch mehrere Angaben von handschriftlichen und gedruckten Hilfsmitteln zur Texteskritik, meist nach Wyttenbach's Notizen. — Nach Anführung der Wyttenbachischen Edition der Moralia, Oxford 1795 — 1830 selbst, bemerkt Dr. Parthey am Schluß: „Einzelne handschriftliche Mittheilungen meiner Freunde habe ich überall mit deren Namen versehen. — „Hss." bezeichnet eine Lesart, bey der die Auctorität der Handschriften ausdrücklich bezeugt ist, „Vulg."

*) Wyttenbach hatte in Paris die plutarcheischen Handschriften, wie ich aus seinem Munde weiß, selbst verglichen. Man s. auch G. L. Mahne, Vita Dan. Wyttenbachii p. 108.

dagegen die aufgenommene Lesart, von der es nicht immer feststeht, ob sie auf Handschriften beruhe. — Das in den Anmerkungen hin und wieder vorkommende: von Reiske, von Baxter etc. ist so zu verstehen, daß die Lesart des Textes auf Reiske's oder Baxter's Conjectur beruht, also von allen Handschriften abweicht. Steht der Ausdruck „verbessert" vor mehr als Einem Namen, so ist die Conjectur von mehreren Gelehrten unabhängig von einander gemacht worden."

Um nun das Verfahren des Herausgebers anschaulich zu machen, gebe ich eine Probe der Uebersetzung aus dem Anfang, welcher ich unter dem Text einen Auszug aus den Erläuterungen beifüge:

Plutarch über Isis und Osiris*).

1. Die Verständigen, o Klea**), werden zwar im Allgemeinen alles Gute von den Göttern erflehen, besonders aber werden wir sie bitten, daß unser Forschen nach der Kenntniß der göttlichen Natur, so weit es Menschen möglich ist, von ihnen mit Erfolg gekrönt werde. Denn der Mensch kann nichts größeres empfangen, und der Gott nichts würdigeres mittheilen, als die Wahrheit. Die übrigen äußern Bedürfnisse schenkt der Gott den Menschen, Verstand und Einsicht aber theilt er ihnen mit, indem er dieselben eigenthümlich besitzt und anwendet. *) Nicht durch Silber und Gold ist die Gottheit glückselig, noch durch Donner und Blitz mächtig, sondern durch Einsicht und Weisheit; von allem was Homeros über die Götter gesungen, ist dieß das schönste:

Zwar entsproßen sie beyd' aus gleichem Stamm und Geschlechte,
Aber Zeus war eher gezeugt, und höherer Weisheit. **)

Er hält die Herrschaft des Zeus für ehrwürdiger, weil sie an Einsicht und Weisheit älter ist. ***) Nach meiner Ansicht besteht die Seligkeit des ewigen göttlichen Daseyns darin, an Erkenntniß nicht hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben; wo die Kenntniß des Seyenden und die Einsicht fehlen, da ist die Unsterblichkeit nicht Leben, sondern nur Zeit zu nennen.

*) „Aus Kap. 68 schließt man, daß Plutarch diese Abhandlung in Delphi schrieb, das nur etwa $4\frac{1}{2}$ deutsche Meilen von Chäronea, Plutarchs Geburtsorte, entfernt liegt. Die Abfassung fällt also wahrscheinlich in sein höheres Alter, wo er, von allen Staatsgeschäften zurückgezogen, in Chäronea lebte." Darauf wird bemerkt, daß mehrere Stellen dieser Schrift eine solche Unkenntniß der Naturbeschaffenheit von Aegypten verrathen, daß man kaum annehmen kann, der Verfasser habe jemals dieß Land besucht.

**) „ὦ Κλέα. Ueber die Klea, an welche Plutarch seine Rede mehrmals richtet, und der auch sein Buch „von den Tugenden der Frauen" zugeeignet ist, weiß man nichts weiter, als was sich aus den Stellen dieser Schrift selbst entnehmen läßt, daß sie Vorsteherin der Thyiaden in Delphi, und schon vom Vater und von der Mutter her in den Osirisdienst eingeweiht war, (cap. 35 c.)." Darauf wird bemerkt, daß Reiske an der Form des Namens Κλέα Anstoß nahm, und dafür Κλεαρέτη wollte (und Menage konnte nur diese einzige Stelle für diesen Namen auftreiben, s. ad Plutarch. de virt. mulier. p. 2).

*) „διδωσιν, οἰκεῖα κεκτημένος ταῦτα καὶ χρώμενος. Der Zusammenhang des Ganzen zeigt, daß hier ein Glied des Satzes ausgefallen sey. Hinter δίδωσιν ist aus Eustratius, der diese Stelle anführt (Comm. ad Aristot. ethic. lib. VI p. 96), nach Wyttenbach's Lesung einzuschalten: νοῦ δὲ καὶ φρονήσεως μεταδίδωσιν. Das Homoioteleuton verursachte die Auslassung." (Statt dessen, was der Herausgeber weiter, und wie es scheint, nicht ganz richtig anführt, verweise ich lieber auf Wyttenbach's Commentar zu dieser Stelle p. 163 — 166. Uebrigens entlehnte Plutarch Vieles aus der Ethik des Aristoteles; vergl. Zell ad Eth. Nicom. I p. 484. — Auslassungen von Worten und ganzen Sätzen sind in dieser plutarcheischen Schrift besonders häufig.)

**) „Il. V. 354. 355. Am Ende von 355 liest Bekker ἦδη." (Nämlich statt ἦδε bey Plutarch.) Aber jene Lesart haben schon Clarke, Ernesti und Wolf.

***) Parthey hat nämlich Markland's Verbesserung ἐπιστήμῃ καὶ σοφίᾳ aufgenommen, der auch Wyttenbach den Vorzug gab; dagegen führt P. das Wyttenbachische γινωσκόμενα, statt γινόμενα, nur an.

2. Deßhalb ist das Trachten nach Wahrheit zugleich ein Anstreben zur Göttlichkeit, besonders das Trachten nach der Erkenntniß der Götter, dem das Lernen und Forschen gleichsam zum Erwerben des Heiligen dient. Dieß Trachten ist gottesfürchtiger als alle Sühnung und Tempelwartung, ganz besonders aber jener Göttin wohlgefällig, der Du als einer vorzüglich weisen und weisheitliebenden huldigest, deren Name schon andeutet, daß vor allen das Wissen und die Kenntniß ihr zukommen. Denn Isis ist hellenisch, wie auch Typhon, der durch tiefe Unwissenheit und Täuschung verblendete Feind der Göttin *), der Zerstörer und Vernichter der heiligen Lehre, welche die Göttin sammelt und auferbaut und den Geweihten überliefert. **) Eine beständig geregelte Lebensart, Enthaltsamkeit von mancherley Speisen und von fleischlicher Liebe unterdrücken die unmäßige Vergnügungssucht, und gewöhnen daran, in den Tempeln bey einfachem und ernstem Gottesdienste auszuharren. Der Zweck davon ist die Erkenntniß des ersten, höchsten, geistig aufzufassenden Wesens, das mit der Göttin in engster Verbindung steht, und zu dessen Aufsuchung sie selbst einladet. Schon der Name des Tempels bezeichnet deutlich die Kunde und Erkenntniß des Seyenden; denn man nennt ihn Iseion *), als ob wir das Seyn erkennen würden, wenn wir mit Einsicht und Würde dem Heiligthume der Göttin nahen.

Diese zwey Capitel mögen zur Charakteristik der Uebersetzung genügen; es sind nun noch mehrere Punkte theils kritisch oder exegetisch zu besprechen, theils der besonderen Aufmerksamkeit des gelehrten Lesers zu empfehlen. So bietet gleich der Anfang von Cap. 3 einen solchen Gegenstand dar. Da heißt es nämlich: „Einige nennen sie (die Isis) eine Tochter des Hermes, andere des Prometheus, und halten diesen für den Erfinder der Weisheit und Vorsicht, jenen für den Vater der Sprach- und Tonkunst.“ Dazu bemerkt Dr. Parthey in den Erläuterungen (S. 156): „Isis wird als Tochter des Prometheus angeführt von Antiklides (cap. 37. c.), und von Istros in seinem Werke über die Ansiedlung der Aegypter (Clem. Al. Str. I, 21. p. 139 Sylb.) [p. 322 Potter. S. Istri Fragg. nr. 40. p. 423. ed. Car. Müller.].“ Auf welche Weise Prometheus mit dem ägyptischen Vater der Isis **), dem Hermes-Thoth (cap. 12. c.) zu identificiren sey, darüber gibt die ägyptische Mythologie keinen Aufschluß ***). — Es folgen Bemerkungen über die verschiedenen ägyptischen Städte mit Namen Hermopolis und über Priester-Classen (vergl. Symbolik

*) „*Ἑλληνικὸν γὰρ ἡ Ἶσις ἐστι καὶ ὁ Τυφών — τετυφωμένος.* Plutarch erklärt hier, daß er Isis und Typhon für hellenische Wörter halte; er gibt hellenische Ableitungen davon, die man nur als etymologische Einfälle betrachten kann. Im Verlaufe der Abhandlung zeigt es sich, daß er auch die ägyptischen und hellenischen Götter vielfach einander gleichstellt. Er folgt darin der das ganze hellenische Alterthum durchziehenden Ansicht, daß alle Völker dieselben Götter haben, die nur bey dem einen Volke so, bey dem andern anders benannt werden.“ — Der Herausgeber gibt nun (p. 148 — 154) 1. eine Zusammenstellung der Götternamen, die Plutarch nach naher oder ferner Aehnlichkeit, theils auf fremde, theils auf eigene Auctorität hin, einander gegenüberstellt. *Ἀθηνᾶ = Ἶσις — Ὧρος = Ἀπόλλων.* 2. Einen kurzen Nachweis über die hieroglyphische Schreibung der Namen der Isis und des Typhon (mit Anführung seiner Quellen und Hilfsmittel), und über die Darstellung und Verehrung dieser Gottheiten, die Epochen und die Orte ihres Dienstes, — zwey äußerst lehrreiche Ausführungen.

**) „*Καὶ παραδιδωσι τοῖς τελουμένοις θειώσεως*) *θείως ὁσίως τε*, oder *Ἰσιακοῖς* Wyttenbach, *διὰ θειώσεως* Reiske.“

*) „*Ἰσεῖον.* Die früheren Ausgaben accentuirten *Ἴσειον.* (Darauf wird Stephanus Byz. angeführt; nach dessen Regel ich auch den Porphyrius Vit. Plotini p. CIV b. lin. 3 sqq. verbessert habe).

**) „Dieß ist eine ganz vereinzelte Mythe bey Plutarch. Auf den Monumenten heißt Isis immer nur Tochter des Seb-Saturn“ Lepsius.

***) Auch hier hat vielleicht die Klugheit und Kenntniß des Prometheus die Vermittlung bewirken helfen. Lepsius. Bey Diodor. I. 27. sagt Isis, sie gehe im Sterne des Hundes auf; da nun von dessen Aufgang die ägyptischen Priester Prognostika nahmen und manche Vorsorge trafen, so konnte auch deßwegen Isis des Prometheus Tochter heißen.

II. p. 6 ff. p. 108 und Nachtrag II. dritt. Ausg.). Dann heißt es am Schluß von cap. 3: „Den Weltweisen, o Klea, macht nicht der lange Bart und der abgetragene Mantel, noch den Isisdiener der Linnenkittel *) und das geschorne Haar“ u. s. w. Zu dem Folgenden: „linnene Kleider, *λινᾶς ἐσθῆτας*“ gibt Dr. P. folgende Erläuterung: „Daß die ägyptischen Priester nur leinene Kleider trugen, kann nicht als uneingeschränkte Regel gelten. Plinius (XIX. 2. 3.) bemerkt, daß die baumwollenen Kleider wegen ihrer Weiße und Weichheit den Priestern die angenehmsten seyen. — Bey der Umhüllung der Mumien sind die verschiedenen Zeiten wohl zu unterscheiden. Die neuesten Untersuchungen von Birch zeigen, daß bey den ältesten bekannten Mumien, wie z. B. bey der des Königs Menkare aus der vierten manethonischen Dynastie, Hüllen von Schafwolle angewendet wurden. Erst in der zwölften Dynastie finden sich leinene Binden, die von da an in allgemeinem Gebrauch bleiben. Gliddon, Otia aegyptiaca, London 1849. p. 74.“ (So dachte man sich seitdem auch den Osiris bestattet, wie es beym Dichter heißt: — et tectum lino spargam per volgus Osirim.)

Es folgen S. 158 ff. Bemerkungen über Aristagoras, über die von ihm beobachteten Salzthierchen, über Seesalz, Steinsalz (nach Ehrenberg); über den Apis, seine Hieroglyphen, bildlichen Darstellungen, Orte seines Dienstes; über den Gott Nilus, seine hieroglyphische und bildliche Bezeichnung, über die physischen Wirkungen seines Wassers.

P. 162. „Heliopolis-On wird auf den Monumenten schon im alten Reiche, und in den Annalen bereits zu Menes Zeit genannt.“ Lepsius Chronol. I. p. 326 (in der Bibel: Genesis, 41, 45, 46). [Der *Ἑκαταῖος* p. 9. lin. 3. des Textes ist gewiß der Abderite; s. meine Fragg. Historr. grr. p. 28 sq. und Clausen ad Hecatae bey Car. Müller I. nr. 29. p. 20]; über den frühen Weinbau in Aegypten (Genesis 40 vs. 11); über seine Arten, über phonetische Schreibung (mit Verweisung auf Parthey, Vocc. Copt. p. 588). Ueber Eudorus (vergl. L. Kayser ad Philostrat. Vit. Sophist. I. 1. p. 161) wird auf die schöne Untersuchung von Ideler (Abhandl. der Berlin. Akad. 1828 p. 201) verwiesen. — Ueber das ägyptische Sonnen- und Mondjahr S. 169; „Betrachtet man alle diese Angaben Plutarch's im Ganzen, so bleibt es immer das Wahrscheinlichste, daß er das alexandrinische Jahr im Sinne hatte, das zu seiner Zeit schon über ein Jahrhundert eingeführt war.“ Darauf wird auf Biot verwiesen.

S. 169 ff. Es lassen sich wohl ein Dutzend Götternamen anführen, mit denen Osiris identificirt wird. — Obgleich seine Verehrung sich über ganz Aegypten erstreckte, und er in jedem Tempel zu den mitverehrten Göttern gehören mochte, so kann man doch nur wenige eigentliche Osiristempel nachweisen. Vielleicht waren sie überall mit seinen Grabstätten verbunden.“ Es folgen die Notizen darüber in geographischer Ordnung. (Kanopus bey Alexandrien; die ältere Schreibung schon bey Aeschylus war doch Kanobos, und noch bey Olympiodor. in Platon. Phaedon. p. 47 ed. Finckh lesen wir *Κανώβου*, und unten selbst cap. 27. fin. *ἐν Κανώβῳ*.)

(Schluß folgt.)

*) *Αἱ λινοστολίαι.* Diese Stelle nebst einigen andern führt der neueste Herausgeber zu V. 1 des jüngst gefundenen Hymnus auf die Isis an: *Αἰγύπτου βασίλεια λινόστολε κτλ.* S. Hymnus in Isim. Ab L. Rossio repertum, primum distinxit emendavit annotavit Herm. Sauppius Turici a. 1842. Aber dem Dr. Parthey scheint dieser Fund überhaupt entgangen zu seyn. Inschriften mit Anrufungen an Osiris nennt de Rougé Revue Archéol. VIII. 1. p. 1055.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. October.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Plutarch über Isis und Osiris.

(Schluß.)

P. 173 sq. „p. 12 Z. 14“ (des Textes) *ἐν Θήβαις*. Die Denkmäler bieten nur zwey Namen für Theben, nämlich Wohnung (Stadt) des Ammon d. i. *Διὸς πόλις*, oder Ape t., oder mit vorgesetztem Artikel T. ape, d. i. *Θήβη*, noch öfter im Plural, daher *Θῆβαι*. Ape war eine gewisse Art Heiligthum, in welchem Ammon verehrt wurde. Ape hieß auch eine Göttin, welche vorzüglich in Theben verehrt, und mit der Netpe, der Mutter des Osiris identificirt wurde. Lepsius Chron. I. p. 272 Nota, vergl. Wilkinson V, p. 60. VI. pl. 58. Part. I. „(Die beygefügten Hieroglyphen mußten natürlich hier wie allenthalben weggelassen werden.)“ Die Regierung des Menes beginnt 2201 vor Chr. Wilkinson; 5702 vor Chr. Böckh; 3893 vor Chr. Lepsius Chron. I. p. 499.

P. 175: „p. 13 Z. 14 *τὰς σφίγγας*.“ Der Herausgeber handelt von den verschiedenen ägyptischen Arten derselben: Menschensphinx, Widdersphinx, Sperbersphinx, Schlangensphinx, mit Verweisung auf Ehrenberg, über den Cynocephalus und den Sphinx. Berlin 1834.

P. 14 Z. 2 des Textes: „In Sais hatte das Standbild der Athene, die man auch für die Isis hält, folgende Inschrift: „„Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige, meinen Schleyer hat noch kein Sterblicher gelüftet.““ (Zu dieser Stelle verbreitet sich der Herausgeber p. 175 über die Stadt Sais und ihre Ueberbleibsel, über die Göttin Neit = Athena mit Beziehung auf die Monumente, die Hieroglyphen und ihre Ausleger. Zur Inschrift verdient hier zuerst Wyttenbach pag. 179 sq. nachgelesen zu werden, der die kleinlichen Zweifel Mosheim's und Jablonski's mit Recht bekämpft, und die großartige Auffassung Cudworth's in Schutz nimmt. Derselbe hebt auch den bedeutsamen Schlußsatz der Inschrift bey Proclus in Platonis Tim. I. p. 30 Basil. „und die Frucht, welche ich geboren, ist Sonne geworden“ als wichtig hervor; wie ich denn selbst (Symbolik II. S. 273 und III. S. 337 dritter Ausg.) mich ausführlich darüber ausgesprochen habe. — Jetzt muß man über dieses ganze Capitel den Emm. de Rougé in der Revue archéol. ann. 8. Livr. 1. p. 42—60 vergleichen, der ebenfalls die Fassung der Inschrift, wie sie Proklos gibt, mehr im ägyptischen Geiste findet, als die Plutarcheische. — Zu Rougés Abhandlung lieferte (p. 60) ein anderer Gelehrter, der jüngst schöne Beyträge zur französischen Uebersetzung der Symbolik gegeben hat, Alfred Maury, eine bemerkenswerthe Parallele ägyptischer Theologie aus einer von Miller entdeckten und so eben zu Oxford herausgegebenen Schrift, die, wenn auch nicht dem Origenes, dessen Namen sie trägt, angehörig, doch immer inhaltsreich ist.)

Zu p. 14 Z. 8: *Μανεθὼς ὁ Σεβεννίτης*] wird (S. 180 ff.) zuerst bemerkt: „Manetho's ägyptischer Name war ohne Zweifel Mai-en-Thoth, geliebt von Thoth“ (Lepsius Chron. I, p. 405); sodann wird über diesen Gelehrten, der, wie es

ſcheint, Plutarch's Hauptführer iſt, und ſeine Werke (deren Bruchſtücke neulich Car. Müller Vol. II. p. 510 sqq. Fragg. Historicc. geſammelt und Jo. Franz in Boeckh Corp. Inscrr. III. p. 304 sqq. behandelt hat) nach Böckh, Bunſen, Lepſius u. A. geſprochen. Darauf nimmt Dr. P. von den Worten (p. 14 Z. 17) *Ἑλλήνων οἱ σοφώτατοι* Anlaß, p. 182 — 186 eine Liſte der bedeutendſten helleniſchen Dichter, Gelehrten und Künſtler aufzuſtellen, deren Aufenthalt in Aegypten bezeugt iſt [es iſt ein leichter Gedächtnißfehler, daß Hekatäus von Milet übergangen iſt, und aus Herodot II. 143, wie aus meinen (p. 22 sqq.) und Car. Müller's Fragg. Historr. I. p. IX zu ergänzen] —; ſodann ein Verzeichniß der bey den Alten genannten ägyptiſchen Lehrer und deren helleniſchen Schüler *).

Zu p. 19 Z. 3 p. 190 oben: „Da Oſiris in den hieroglyphiſchen Inſchriften der Sohn des Seb und der Netpe genannt wird, ſo lag es nahe, den Seb für den Kronos und die Netpe für die Rhea zu halten.“ (Im Hymnus auf Iſis heißt dieſe: „des Kronos älteſte Tochter und des Oſiris Gattin,“ wie bey Diodor I. 27. vergl. Sauppe p. 16).

Zu p. 29 Z. 12 p. 198. (Im Hymnus auf Iſis vs. 62 ff. gibt ſich dieſe Göttin für Erfinderin hölzerner Schiffe und linnener Segel aus. Vergl. daſelbſt Sauppe's Nachweiſungen über die Isis velifica und Pharia, und Symbolik II. S. 72 f. und IV. S. 236. dritt. A.)

Zu p. 36 Z. 7 p. 206 f. *τὴν Ἴσιδος — Σῶθιν*. (Vergl. noch Lenormant zu der Abhandlung von Birch, Revue archéol. VIII. 1. p. 23.)

Zu p. 39 Z. 5 p. 209 *Σεσώστριος*.] „Es iſt immer auffallend, daß der Name des berühmteſten Königes von Aegypten, den Plutarch als Repräſentanten der ägyptiſchen Großthaten nennt, in der Form, wie ihn die meiſten helleniſchen Schriftſteller angeben, auf den Monumenten gar nicht vorkömmt. Die Denkmäler wiſſen nichts von einem Seſoſtris. Der richtige Name Ramses ſteht bey Tacitus (Ann. II. 60). Joſephus hat zwey Könige *Ραμέσσης* (c. Apion. I. 15. 26), von denen jedoch keiner der berühmte Seſoſtris iſt. Der hieroglyphiſche Name Remesses, Ramesses, Ramses, wiederholt ſich unzählige Male an den Tempelwänden, daher ihn Champollion die Parietaria von Aegypten nennt.“

Zu p. 46 Z. 8. *Πτολεμαῖος*.] Es wird p. 212 ff. von der Hieroglyphe dieſes Namens gehandelt, der bekanntlich combinirt mit dem der Cleopatra zur Entdeckung der lautlichen Hieroglyphen Veranlaſſung gegeben hat. Darauf wird nach Plutarch und Tacitus, ſo wie andern Autoren eine kritiſche Geſchichte von der Einführung des Serapis-Dienſtes nach Alexandria gegeben (vergl. Manethon. fragg. nr. 78. p. 614. Vol. II. ed. Car. Müll. Athenodor. Frag. nr. 4. ibid. Vol. III: meinen Dionysus p. 183 und Guigniaut Excurs. ad Taciti Historr. IV. 83). Sodann wird bemerkt, daß der Name des Serapis oder Sarapis hieroglyphiſch noch nicht aufgefunden ſey; endlich wird von den bildlichen Darſtellungen dieſes Gottes und den Serapeen gehandelt, deren ehemals 42 in Aegypten waren. — Zu den Erläuterungen p. 219 über die verſchiedenen Städte Lykopolis in Aegypten ſ. Annott. ad Porphyr. de vit. Plotini p. LXXXVI und Parthey ſelbſt ad Antonini Itinerar. p. 71. — Zu pag. 220 Erläuter. über die Inſchriften: *Ἀνούκει τῇ καὶ Ἑστίᾳ* und *Σάτει τῇ καὶ Ἥρᾳ* füge man jetzt bey: Chaeremon ap. Tzetz. in Iliad. l. l. p. 16 nr. 19 und dazu Lenormant über die Hieroglyphe des Pfeils als Bezeichnung des Namens der Göttin Sate-Hera, der ſtrahlenden und Alles befruchtenden Sonne. — Zu den Inſchriften in Hieroglyphen (p. 225 Erl.) kommt jetzt die Beſtätigung des Chäremon bey Tzetz. l. l.: „Das Bild des Knaben bedeutet das Gedeihen und Wachſen: das des Greiſen das Schwinden und Verge-

*) Zu p. 17 — p. 187 der Erl. Ueber die allgemeine Verehrung Ra oder Re (Sol-Helios) mit vorgeſetztem Artikel Phra oder Phre, woraus Pharao; über die Hieroglyphen jenes Namens und einiger Pharaonen, bemerke ich noch, nach Leemans, daß Ra auch unter hieroglyphiſcher Form Moui erſcheint.

hen.“ S. daſelbſt Birch, Bunſen und Lenormant p. 29. Aus S. 223 iſt die Bemerkung hervorzuheben, daß die bibliſche Nachricht von der Eroberung Juda's durch Siſak (1 Reg. 14, 25; II Chron. 12.) aus den Hieroglyphen eine überraſchende Beſtätigung erhält.

Zu p. 230, 232, 233 über den Alexandriner Ariſton ſ. Fragg. Historicc. Vol. III. p. 324 nr. 1; über Mnaſeas denſelben Vol. III. p. 149; über Antiklides denſelben ad Scriptorr. Alexandri M. p. 147 ed. Didot und daſelbſt Böckh, Bunſen, und Wilkinſon.

Zu p. 71 des Textes folgt Dr. P. p. 237 der Erläuter. in der Stelle der Odyſſee IV. 355: *Αἰγύπτου προπάροιθε* der Erklärung des Nitſch: „herwärts vom Nil.“ Aber Letronne zeigt (Journ. des Savants 1844 p. 249), daß *Αἴγυπτος* hier nicht der Nil, ſondern das Land Aegypten ſelbſt iſt, und daß ſchon zu Abrahams Zeit Tanis und mehrere andere Städte im Delta beſtanden. — Zu p. 76 des Textes „und legen der Mondgöttin eine mannweibliche Natur bey.“ Aus dieſer Stelle ergänzt Sauppe (p. 17) die lückenhaften Verſe des Hymnus auf Iſis: 24 f.

P. 83 des Textes (c. 47) ſtehen in dem kosmogoniſchen Mythus von Ormuzd und Ahriman die Worte: *οἱ δὲ ὑπὸ τοῦ Ἀρειμανίου γενόμενοι καὶ αὐτοὶ τοσοῦτοι διατρήσαντες τὸ ὠὸν . . . γαν*; in der Note ſagt Dr. P. unter Anderm: „Creuzer *χανδόν*.“ Ich hatte nämlich in meinem Exemplar der Wyttenbachiſchen Ausgabe bloß mit Bleyſtift bemerkt, daß vielleicht die Oeffnung angedeutet ſey, die das Durchbohren des Ey's hervorgebracht, hielt aber ſelbſt wenig von dieſer Conjectur, und ſtimmte eher dem Wyttenbach bey, der eine Lücke vermuthete. Jetzt ergänzt Böttticher: *τὸ ὠὸν πάντοθεν (παρεισέδυσαν καὶ προσέμιξαν ἐκείνοις) ὄθεν*. — Dagegen glaube ich eine andere kleine Lücke paſſend ausgefüllt zu haben: In der Stelle, wo Typhon's verſchiedene Namen angeführt werden (Cap. 49 S. 88), lieſt man unter Anderm: „Dieß zeigt der Name Seth, den ſie dem Typhon geben; er bedeutet einmal „das Beherrſchende und Bewältigende,“ dann auch „den häufigen Wechſel und das Wiederzurückſpringen. Bebon ſoll“ u. ſ. w. Dazu bemerkt der Ueberſetzer: „*τὴν* (*τὸ* verbeſſert von Markland) nach *ὑπερπήδησιν* ergänzt Creuzer *πεπονθός*, wenn vorher die Vulgata *τὸ* für *τὴν* bleiben ſoll.“ Hier nöthigt mich die Kürze des gelehrten Freundes, erſt die Hauptworte im Original hierher zu ſetzen, und dann kurz zu ſagen, was ich mit meiner Aenderung meinte: — *φράζει δὲ τὸ πολλάκις ἀναστροφὴν καὶ πάλιν ὑπερπήδησιν πεπονθός. Βεβῶνα κτλ.* — „er (der Name Seth) bedeutet einmal das, was —; dann auch das, was häufigen Wechſel und Wiederzurückſpringen erleidet. Bebon ſoll u. ſ. w.“ — Nämlich bey den dieſer Schrift beſonders eigenen vielen Lücken ſetzte ich den Fall, daß wegen des Gleichlautes mit dem folgenden *Βεβῶνα* vorher das Particip *πεπονθὸς* ausgefallen ſey, welches der neutrale Artikel *τὸ* andeute (vergl. meine Commentt. Herodott. p. 290 not. 266. — Sachlich über das Eſelhafte, was im Namen Seth liegen ſoll, beziehe ich mich auf das, was ich ibid. p. 270 sqq. abgehandelt habe, und was Dr. Parthey unten S. 256 über Typhon's drey Namen ſagt; nämlich der Bemerkung über Seth fügt er bey: „Bebon iſt nicht erklärt, ebenſo wenig wie Smy“ mit Verweiſung auf Jablonski Op. I, p. 318 und Bunſen Aegypt. I. p. 498).

Zu Cap. 71. S. 260 ff. folgt eine wahre Ergänzung unſrer Kenntniß der ägyptiſchen Religionen: eine Ueberſicht der bey den Aegyptiern heiligen und unheiligen Thiere, über die Orte ihrer Verehrung oder Verfolgung, ſo wie ihrer Mumiſirung. Ueber das Hieroglyphiſche füge ich jetzt bey:

Zu „Gazelle (?) *ὄρυξ*“ vergl. man jetzt Revue Archéol. VIII. 1. und daſelbſt Birch und Lenormant.

Zu „Rind, *βοῦς*, Bos. Allgemein verehrt.“ Ueber das Rind und die Kuh als Hieroglyphe für Erde nach Chäremon a. a. O. nr. XII. und daſelbſt Birch, Lenormant und Lepſius p. 26 sq.

Zu „Löwe, λέων, Felis leo. Allgemein verehrt.“ — Die Hieroglyphe: Vordertheil des Löwen bezeichnet Aufſicht, Wache, Chäremon nr. XII. und dazu Birch, Lenormant und Lepſius p. 27. — Das Hintertheil des Löwen: ἀνάγκη, Nothwendigkeit, nach Chäremon nr. XIV. p. 28, mit Birch und Lenormant.

Zu „Geyer, γύψ, Vultur percnopterus — Wilkinſ. V. p. 120 als Selene in Ilithyia verehrt. Euſeb. P. E. III. 12; der Hera und Iſis geweiht. Aelian N. A. X. 22. Mumien in Theben. Wilkinſ. V. p. 204.“ — Hieroglyphe für Frau, Mutter, Zeit und Himmel, nach Chäremon IX. p. 16, und Horapollo I. 11. vergl. Birch und Lenormant p. 24 sq.

Zu „Sperber, ἱέραξ, mehrere Arten Falco. Allgemein verehrt. — Der auf Philae verehrte iſt Falco Aroeris, der ſonſt in den Sculpturen abgebildete iſt F. tinunculoides. Wilkinſ. V. p. 207 — 210.“ — Hieroglyphe für Seele und Gott, nach Chäremon und Horapollo lib. I. 6. 7. 8. S. Birch p. 16 und p. 24 nr. VIII.

Zu „Schlange, ἀσπίς, ἔχις, ὄφις.“ Es gab in Aegypten 16 Arten ἀσπίδες. Die θέρμουθις wurde allgemein verehrt, diente zum Kopfſchmuck der Iſis, und hatte Schlupflöcher in allen Tempeln. — Aelian N. A. X. 31 heilige Schlangen, unſchädlich, dem Zeus geheiligt, im Zeustempel begraben. Herodot II. 74. Mumien von Vipera Cerastes in Theben. Wilkinſ. IV. 248. V. 124. 242. — Hieroglyphiſch: die Schlange in ein Schlupfloch und wieder herauskriechend: Auf- und Untergang eines Sterns, nach Chäremon nr. V. VI. ſ. Birch und Lenormant, woſelbſt auch über die Schlange Eryx, mit einer Bildtafel an demſ. O.

Zu „Froſch, nicht als heilig genannt, aber mumiſirt in Theben Wilkinſ. V. 247.“ Hieroglyphe für Wiederbelebung (ἀναβίωσις), nach Chäremon l. l. p. 16 und 23 mit Birch und Lenormant.

„Käfer, κάνθαρος, Ateuchus sacer, Latreille. Allgemein verehrt, Plutarch. de Is. et Os. 74. 6.“ Darauf Erinnerung an die in den Gräbern ſo häufig gefundenen Skarabäen. — Hieroglyphe für Zeugung, Selbſtzeugung und Männer, nach Chäremon nr. XI. und Horapollo I. 10. ſ. a. a. O. Birch, Lenorm. nnd de Rougé p. 16, 26 und 53.

In Betreff der Biene will ich ganz kurz erinnern, daß ägyptiſche Ausleger dieſe Hieroglyphe als Bild eines Königes deuteten, und daß man auf dem Flaminiſchen Obelisken den Pharao Rameſſes damit bezeichnet glaubt (Symbolik II. S. 213 dritt. Ausg.), weil nicht nur Horapollo I. 62, ſondern jetzt auch Chaeremon ap. Tzezt. l. l. nr. X. dieſe Deutung gibt; ſ. ebendaſ. Birch, Champollion, Lenormant, Lepſius und de Rougé p. 25 sq. und p. 44.

S. 273 l. 3 muß in der Note (*) zu Herodot II. 45, „ſtatt *νιῶν* lieſt Valkenaer *οἴων*,“ vielmehr geleſen werden: *νῶν* und *οἴων*, welche letztere Lesart aus cod. Schellersh. Schweighäuſer, Gaisford und Dindorf mit Recht aufgenommen haben.

Hieraus wird der gelehrte Leſer ſich überzeugen können, welche Bereicherung die ganze ägyptiſche Alterthumskunde durch dieſe ſchöne Ausgabe des Dr. Parthey gewonnen hat.

Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. October.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII, recensuit et commentariis criticis indicibusque instruxit Julius Sillig. Vol. I. Hamburgi et Gothae, sumpt. Frider. et Andreae Perthes. MDCCCLI.

Erſter Artikel.

Die neue Ausgabe der Historia Naturalis von Plinius, deren erſter Band im Laufe des Jahres nach langer und mühſamer Vorbereitung und Beſiegung vieler Hinderniſſe endlich erſchienen iſt, und nebſt der Einleitung die erſten ſechs Bücher enthält, hat auf eine, wenn auch vor der Hand nur vorläufige Beſprechung in unſeren Gelehrten Anzeigen um ſo mehr Anſpruch, als die Origines derſelben an die Thätigkeit unſerer Akademie der Wiſſenſchaften ſich anknüpfen. Sie iſt eben deßhalb außer Alexander v. Humboldt auch ihrem gegenwärtigen Vorſtande gewidmet. Hr. Prof. Sillig gibt über Veranlaſſung, Vorbereitung und Führung des Unternehmens in der Einleitung ausführliche Nachricht. Wir ſchicken den aus ihr zu entnehmenden oder zu ergänzenden Mittheilungen einige Bemerkungen über das Plinianiſche Werk ſelbſt voraus. Wie bekannt, unternahm es im Alterthume C. Plinius Secundus zuerſt, die natura totius orbis, ſo weit man damals den Erdkreis kannte, nach den über die einzelnen Theile desſelben und ſeiner Natur erſchienenen Werken lateiniſcher und griechiſcher Schriftſteller im vollen Umfange und mit möglichſter Vollſtändigkeit in 37 Büchern zu ſchildern. Er beginnt darum von dem Himmel, den Sternen und den Lufterſcheinungen, geht auf die Eintheilung der Erde, auf die Lagen und die Beſchaffenheiten der einzelnen Länder, der Meere, der Küſten, Berge, Flüſſe, der Städte und Völker über, und nach Schilderung des Geſchlechtes der Menſchen, ihrer Geſtalt, ihres Körperbaues, ihrer Seelenzuſtände, ihres Glückes und Ungemaches kommt er im 8. Buche auf die Thiere, wo er von den Elephanten beginnt und ſo die Scala zu den kleinen Quadrupeden herabſteigt. An dieſe werden die Aquatiles, dann die Vögel und die Inſekten geſchloſſen. Vom 12. Buche beginnt die natura arborum mit Erörterung des Nutzens und Gebrauches der einzelnen, überall, auch im Vorhergehenden, mit Einmiſchung hiſtoriſcher Notizen. Auch der Garten- und Ackerbau finden bey Schilderung der Blumen, des Gemüſes und der Cerealien ausführliche Beachtung, und die Medicin mit allen Heilmitteln, welche ſie aus den Vegetabilien und den animaliſchen Körpern zieht.

Das Werk iſt über das Alles höchſt ausführlich und kommt mit dieſen Stoffen erſt im 32. Buche zu Ende. Dann folgt die Natur der Metalle, mit Angabe deſſen, was aus ihnen bereitet wird, zumal der Kunſtwerke aus Gold, Silber und Bronze. Die Nachrichten darüber ſind um ſo ſchätzbarer, weil ſie aus den bewährteſten, nun verlorenen Schriftſtellern über die Kunſt geſchöpft ſind. Auch die Geſchichte der Malerey wird angeſchloſſen, deren Farben, zum Theil wenigſtens, aus metalliſchen Stoffen bereitet wurden. Den Schluß macht die Natur der Steine, wo die Marmorarten Veranlaſſung geben, die Geſchichte der Sculptur zu behandeln. In gleicher

Weiſe iſt den Nachrichten über die Edelſteine die Verarbeitung derſelben zu Kunſtwerken angeſchloſſen. Plinius ſelbſt meldet in der Zueignung ſeiner Schrift an Titus Domitianus, daß er zum Behuf des Werkes gegen 2000 Volumina durchgeleſen, und aus ihnen in ſeine 36 Rollen (das erſte Buch nämlich wird von ihm nicht gerechnet, weil es nur den Inhalt und die Namen der Urheber jener 2000 Werke begreift) 20,000 Notizen, die der Beachtung würdig ſeyen — viginti millia rerum dignarum cura — eingeſchloſſen habe. Achtungswürdig erſcheint der vortreffliche Mann, nicht nur wegen ſeines Eifers, dem freylich in den meiſten Fällen keine genaue Kenntniß der Sachen zur Seite ſtand, und daß er für eine ſo unermeßliche Compilation die Zeit den Stunden des Schlafes abgebrochen habe, mit dem Beyſatz: hoc solo praemio contenti, quod dum ista (ut ait M. Varro) musinamur, pluribus horis vivimus; profecto enim vita vigilia est. Die Stunden des Tages nämlich waren den öffentlichen Geſchäften des Staates, und den Angelegenheiten der Freunde und Clienten gewidmet.

Es war natürlich, daß ein Werk, von dieſem Umfang und Reichthum das einzige ſeiner Art, die Theilnahme der folgenden Jahrhunderte rege hielt; es diente denſelben in den meiſten Dingen, die es behandelt, als ein instar omnium, und wurde darum häufig durch Handſchriften vervielfältiget, aber auch ſchon früh verdorben und alterirt, beſonders nachdem den Abſchreibern die Kunde des Griechiſchen abhanden gekommen war, und ſie ſich bemüſſiget fanden, die Unzahl griechiſcher Namen und Termini, von denen es wimmelt, ſo gut man ſie eben noch entziffern konnte, in das Lateiniſche ſchlecht genug umzuſchreiben. Die folgenden Jahrhunderte vermehrten durch Unwiſſenheit die Fehler in das Unglaubliche, und ſelbſt in den beſten Handſchriften, die bis auf das 8. und 9. Jahrhundert zurückgehen, hat der Text meiſt eine ganz abentheuerliche und abſchreckende Geſtalt. Dazu kamen die Auslaſſungen ganzer Worte wie Redensarten, die man nicht verſtand oder flüchtig überſah, und in den ſchlechtern Handſchriften eine Unzahl von kleineren oder bedeutenderen Interpolationen, mit denen man den unverſtändlichen oder lückenhaften Stellen zu Hülfe zu kommen ſuchte.

Die nach Erfindung der Buchdruckerkunſt erſchienenen Ausgaben ſind für den Zweck der Textesverbeſſerung von geringerer Bedeutung. Schon die editio princeps, Venedig 1472, iſt aus einer interpolirten Handſchrift gefloſſen. Nicht weniger die fünf andern desſelben Jahrhunderts, und die noch im 15. Jahrhundert, nämlich 1492 erſchienenen Castigationes des Hermolaus Barbarus, ſo ſchätzbares Material dieſer vortreffliche und ſcharfſinnige Kritiker mit Benutzung beſſerer Handſchriften auch geliefert hat, leiden an vielen unbegründeten Veränderungen des Textes. Dem folgenden 16. Jahrhunderte gehören die Bearbeitungen von Benedictus, Bellocivius (oder Danesius), Asulanus (apud Aldum 1535) und die Elzeviriana (cum notis rariorum 1535) an, die im Einzelnen helfen, aber wenig Durchgreifendes liefern. Mehr leiſten aus demſelben Jahrhundert die Observationes Plinianae von Pintianus, die Castigationes von Gelenius, welche Beatus Rhenanus, der auch hier Scharfſinn und geſundes Urtheil häufig bewährt, bey ſeiner Ausgabe des Plinius (1535) zum Grunde legte, und die im Ganzen vortreffliche Ausgabe des Dalecampius, die Grundlage der ſpäteren von 1587 mit vielen Verbeſſerungen aus guten Pariſer Handſchriften und einer reichen Saat von variis lectionibus, welche, wie Hr. Prof. Sillig nachweist, ebenfalls auf jene Handſchriften, nämlich auf ſechs Pariſer, zurückgehen. Das 17. und 18. Jahrhundert ſahen nach des Schrevelius ungeordneter und ſtark interpolirter Bearbeitung, welche Friedrich Gronovius nur in einzelnen Abſchnitten verbeſſerte, die zwey Ausgaben des berühmten Jeſuiten Harduin, die erſte Paris 1685 in 4 Quartbänden, mit ſehr vollſtändigen Regiſtern, die aber leider nach den Bänden getrennt ſind, und in 3 Foliobänden Paris 1723. Man hat in früheren und in neueren Zeiten dieſem Manne viel Schlimmes nachgeſagt, und in der That iſt er unverläſſig in Vergleichungen und Angaben der Handſchriften, dabey ziemlich gewiſſenlos in Benutzung der Arbeiten ſeiner Vorgänger, beſonders des Dalecampius. Niemand hat es beſſer verſtanden, wie er, fremdes Ei-

genthum ſich anzueignen; doch würde man Unrecht thun, ihm eine ſehr umfaſſende Kenntniß des Plinius, ein beharrliches Studium desſelben und Verdienſt um die Aufhellung, beſonders ſachlicher Punkte abzuſprechen. Die nach ihm erſchienenen Ausgaben, wie die von Brodier, von Frid. Franzius und beſonders die von Laurentius Theodor. Gronovius bringen den Plinius im Einzelnen weiter, wozu auch die umfaſſenden Arbeiten über einzelne Partien von Rezzonicus, Salmasius und Falkonet, und zuletzt von Zoega in ſeinem berühmten Werke de obeliscis gehören. Alle ſtützen ſich auf theilweiſe Vergleichung bis dahin unbenutzter Handſchriften zu den in jenen Unterſuchungen behandelten Stellen, nicht aber fördern ſie das Ganze, und das Bedürfniß einer neuen exegetiſch-kritiſchen Bearbeitung desſelben wurde, zumal in den letzten Decennien, um ſo lebhafter gefühlt, je mehr man die reichen Schätze des römiſchen Epitomators und Compilators für die verſchiedenſten Zweige der Alterthumskunde, beſonders für die kunſtgeſchichtlichen Theile derſelben, auszubeuten bemüht war. Es wurde demnach als ein ſehr zweckmäßiger Vorſchlag begrüßt, da Karl Auguſt Böttiger den im Jahr 1826 zu Dresden verſammelten Naturforſchern rieth, die kritiſche und exegetiſche Pflege des Plinius, welcher er ſelber mit dem vortrefflichen Kurt Sprengel früher längere Zeit obgelegen hatte, wieder aufzunehmen und zum Ziele zu führen. Hr. Prof. Sillig bemerkt, es habe dem Dresdener Gelehrten der Plan einer Ausgabe vorgeſchwebt, die zugleich von einem Philologen und mehreren Naturforſchern gemeinſchaftlich ſollte beſorgt werden, ſo daß der Philolog die Erklärung des Textes zu behandeln, die Naturforſcher aber durch Conſtituirung des ſächlichen Inhaltes ihm dabey ebenſo zur Hand gehen ſollten, wie er ihnen bey Feſtſtellung des Sinnes. Das wäre denn allerdings ein verwickeltes und ſchwer zu führendes Geſchäft geweſen. So viel bekannt, hatte Böttiger auch eine Ueberſetzung des Plinius in das Deutſche als nothwendig bezeichnet und ihre Herſtellung begehrt.

Das Jahr darauf kam der Gegenſtand bey derſelben Verſammlung der Naturforſcher zu München wiederholt in Anregung; Friedrich Thierſch machte geltend, daß, ehe man zu einer Sacherklärung des Plinius und einer Ueberſetzung in das Deutſche käme, vor allen Dingen der noch im Argen liegende Text des Schriftſtellers ſo weit hergeſtellt werden müſſe, als es mit Hülfe der genau zu vergleichenden beſten Handſchriften und der kritiſch-exegetiſchen Kunde der neuen Philologie geſchehen könnte. Da die Verſammlung dieſen Anſichten einſtimmig beytrat und ihn zu weiteren Vorſchlägen aufforderte, rieth er, die ganze Arbeit dem Hrn. Prof. Julius Sillig in Dresden zu übertragen, der in ſeinem Catalogus artificum graecorum et romanorum eben damals durch Behandlung vieler dahin einſchlagender Stellen des Plinius gezeigt hatte, daß er über ihn umfaßende, auch kritiſche, Studien gemacht, auch mehrere wichtige Handſchriften theilweiſe für ſeine Zwecke verglichen habe. Daneben ſolle man einen jungen Philologen in den Stand ſetzen, die vorzüglichſten Handſchriften des Plinius in Italien und Frankreich neu oder wiederholt zu vergleichen. Er ſchlug zu dieſem Geſchäfte ein Mitglied ſeines philologiſchen Seminars, Ludwig von Jan vor, der ſchon damals als Studierender Beweiſe gründlicher Kenntniß, großer Genauigkeit und ungewöhnlichen Scharfſinns gegeben hatte. Beyde Vorſchläge wurden angenommen, und dem der ſie eingebracht hatte, die Einleitung des Unternehmens und, ſo weit es nöthig, die Führung desſelben übertragen. Dieſer brachte ſofort den Gegenſtand vor die Akademie, und die philologiſche Klaſſe derſelben ihn an das Miniſterium und an S. M. den König Ludwig, der dem Verein der Naturforſcher ſich bereits wohlwollend erwieſen hatte, und nun die Mittel anwies, welche Hrn. Ludwig v. Jan in den Stand ſetzten, den ihm gewordenen Auftrag zu vollziehen. Hr. Prof. Sillig, der mit großer Bereitwilligkeit der an ihn gegangenen Aufforderung entſprochen hatte, fand durch die huldvolle Bereitwilligkeit des Prinzen Johann von Sachſen K. H. Gelegenheit, die Verwendung des Königes Anton von Sachſen beym König Ferdinand VII. von Spanien für das Unternehmen zu gewinnen. Es handelte ſich davon, eine genaue Vergleichung des Codex Toledanus zu bekommen, auf welchen ſchon

Pintianus vor beynahe 300 Jahren als einen der bedeutendſten hingewieſen hatte, und der bis in die neueſte Zeit unbeachtet geblieben war. Jetzt empfiengen in Folge königlichen Befehles aus Madrid zwey Domherrn der Kathedrale von Toledo Dr. Thomas Ruizitgedo und Dr. Ferdinando Briedo den Auftrag, die Handſchrift, welche auf 230 großen Pergament-Blättern in Fol. den ganzen Plinius außer dem letzten Buche enthält, vollſtändig zu vergleichen, und wurden für die Zeit der Arbeit aller übrigen ihnen obliegenden Funktionen entbunden. Sie haben ſich des Geſchäftes in ihrer Weiſe mit großer Hingebung entlediget, die Varianten in einen ſtarken Band von 620 Seiten des größten Formates mit kalligraphiſcher Sauberkeit zuſammengeſchrieben, und den ſtarken Folioband mit einer ausführlichen Vorrede ausgerüſtet, in welcher ſie den Codex ſelbſt und ihr Verfahren bey der Vergleichung genau beſchrieben. Zwar hatten ſie nach ihrer Erklärung alle Varianten in der Vergleichung zu bemerken den Vorſatz gehabt, iis duntaxat exceptis, quae in interpunctionis et orthographiae vitiis in aperto manuscripti mendo cubarent. Von dieſem allerdings erſprießlichen Vorhaben jedoch ſeyen ſie nach den erſten Büchern abgegangen, aus Furcht, daß das opus allzuſehr anwachſen möchte, und aus Ueberdruß an den unnützen Irrthümern: taedebat nos operam perdere in congerendis erratis nihil unquam profuturis. Auch verſchiedene Wortſtellungen rechnen ſie dazu, nur mit einzelnen Ausnahmen, ſo daß, wie der Herausgeber bemerkt, freylich aus dem Stillſchweigen der Collation nichts über Lesart der Handſchrift folgt. Dieſer Schaden wurde zum Theil dadurch ausgeglichen, daß die Handſchrift mit dem beſten Cod. Parisiensis ganz übereinſtimmt, und die Vergleichung in vielen Stellen aus den Anführungen von Pintianus ergänzt werden kann. In mehreren Stellen weichen beyde Vergleichungen von einander ab, und werden von dem Herausgeber als T^1 und T^2 unterſchieden. Das Alter des Codex wird zwiſchen das 11. u. 13. Jahrhundert geſetzt, und es wird gezeigt, daß er gleich den übrigen ältern und beſſern Handſchriften aus einem in Unzialbuchſtaben geſchriebenen Codex gefloſſen iſt, der übrigens nicht mit dem Vossianus und Riccardianus, am wenigſten mit dem Bamberger zu vergleichen ſey.

Im Jahre 1828, als die Naturforſcher ihre Verſammlung zu Berlin hielten, nahm Böttiger Gelegenheit, beym Vortrag einer Abhandlung über das Sylphium auf die Wichtigkeit des Codex Vossianus für die Herſtellung des Plinius und auf die Nothwendigkeit einer neuen Vergleichung desſelben hinzuweiſen, und da Holland auſſer der dem Hrn. v. Jan angewieſenen Sphäre lag, ſammelten ſie unter Vorgang und Führung von Oken für dieſen Zweck unter ſich. Die Vergleichung wurde unter Vermittlung des höchſt ausgezeichneten Philologen Jakob Geel von Herrn A. Nauta mit großer Gewiſſenhaftigkeit vollzogen, und der hohe Werth ſeiner Lesarten läßt nur noch mehr bedauern, daß er nur einzelne Theile der Bücher 2 — 6 enthält.

Indeß hatte Hr. Ludwig v. Jan den ihm gewordenen Auftrag ebenfalls vollzogen. Er hatte zunächſt den wichtigen Codex Riccardianus ganz verglichen, deſſen Werth ſchon Zoega erkannt hatte, und der unter einer Maße ſchlimmer Verſchreibungen und Unformen, die allen Handſchriften des Plinius gemein ſind, in vielen dieſer Umgeſtaltungen die Spuren der beſten Lesart enthält, an andern dieſe ſelbſt gibt. Die römiſchen Handſchriften, desgleichen die zu Neapel und Venedig, hat er nach Maßgabe ihrer Bedeutung theilweiſe verglichen, und ſo auch die ſchon früher vollzogene Vergleichung der zum Theil wichtigen Pariſer in mehreren Parthien kontrollirt, daneben aber von dem bedeutendſten dieſer codices Nr. 6797, welchen Sillig mit d bezeichnet, eine vollſtändige Vergleichung bis zum 33. Buche geliefert, von wo an Sillig ſie früher ſchon für ſeine Zwecke beſorgt hatte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. October.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII.

(Schluß.)

Auch der aus Pollingen stammende Münchener Codex war von ihm in den Bereich seiner Arbeit gezogen worden. Man sieht daraus, daß die drey Handschriften, der codex Vossianus, Riccardianus und Parisiensis d, bis dahin die Grundlage für die neue Constituirung des Textes bilden mußten, zu welchen noch die Excerpte und die Anführungen zum Theil bedeutender Stücke hinzukamen, welche Gelehrte der mittleren Jahrhunderte aus seitdem verloren gegangenen Handschriften geliefert hatten. Es gehört darunter das längere und vortreffliche Fragment des Pseudo-Apuleius de remediis salutaribus, eine Reihe von Anführungen in den Scholien zu Vermanici Prognostica, deßgl. der von Dicuil in seinem Buche de mensura orbis benutzte Codex sammt denen, aus welchen Robertus Canutus im 12. Jahrh. seine Epitome des Plinius unter dem Titel Defloratio Pliniana gezogen hat.

Während aber die Hoffnung bestand, daß es möglich sey durch Benutzung der alten wie der neu eröffneten kritischen Hülfsmittel den Text des Plinius auf befriedigende Weise herzustellen, trat ein Ereigniß ein, durch welches deutlich wurde, daß die Historia Naturalis des Plinius noch an vielen andern und schweren Wunden leide, welche mit Hülfe der bisher bekannten Handschriften nicht konnten gehoben werden. Es war die Auffindung oder vielmehr die erste genaue Untersuchung des Codex Bambergensis durch Hrn. Ludwig v. Jan, welcher in den sechs letzten Büchern, die er enthält, zwar von den gewöhnlichen Fehlern und Verunstaltungen nicht frey ist, dagegen aber theils in diesen, jedoch meist in wohlerhaltenen Worten eine Fülle von neuen und trefflichen Lesarten liefert, durch welche die Diktion berichtigt oder ihr Sinn hergestellt wird. Was aber den Vorzügen dieser hochwichtigen Handschrift die Krone aufsetzt, ist, daß sie an vielen Orten, wo keine Vermuthung eines Irrthums bestand, die bisher bekannte Rede des Plinius als lückenhaft erscheinen läßt, und diese Lücken bald durch einzelne Worte, bald durch eine Folge von mehreren auf das glücklichste und so ausfüllt, daß an der Aechtheit der dadurch gewonnenen Diktion und der Richtigkeit des aus ihr sich entwickelnden Sinnes kein Zweifel besteht. Mehrere Ergänzungen gehen über einzelne Worte und Phrasen hinaus, und so ist auch diese kostbare Handschrift die einzige, welche den Schluß des ganzen Werkes erhalten und ihm dadurch den Gipfel, den *κολοφών*, aufgesetzt hat. Es brach mit einer nur als unvollständig erwiesenen Aufzählung der wichtigsten Merkwürdigkeiten der einzelnen Länder plötzlich ab. Diese wird nun fast auf einer ganzen Seite fortgesetzt und vollendet, und hierauf das Ganze mit einem Gruß und Gebet an die Natur abgeschlossen: Salve parens rerum omnium Natura teque nobis Quiritium solis celebratam esse numeris omnibus tuis, fave.

Damit ist nun das Verhältniß der übrigen Handschriften zu der von Bamberg klar geworden. Alle anderen liefern einen aus den gegenwärtigen Hülfsmitteln nie ganz herzustellenden Text und nur, wo der Bamberger hinreicht, gestattet er, sicheren Schrittes vorwärts zu gehen, und die Rede des Plinius, wenn auch nicht in ihrer ursprünglichen Rein-

heit herzustellen, doch dieser so nahe zu bringen, als es überhaupt bey Werken dieses Belanges und dieser Beschaffenheit möglich ist. In allen übrigen Theilen ist man auf die Hülfe des oben angeführten Materials beschränkt, und die Handschriften haben einen um so größeren Werth, je mehr sie in den Theilen, die auch der Bamberger Codex liefert, mit diesem übereinstimmen.

Hr. Prof. Sillig hatte bey Uebernahme der Arbeit zur Bedingung gemacht, daß ihm vor Ausführung desselben gestattet werde, die bereits mit der Teubner'schen Buchhandlung verabredete kleinere Ausgabe des Plinius auszuführen. Sie sollte den revidirten Text und die Varianten liefern, mit Ausnahme der Vergleichungen, die ihm durch Vermittlung der Naturforschergesellschaft zur Verfügung waren gestellt worden. Nur hie und da sollten Anführungen, namentlich der Codex Toledanus nicht ausgeschlossen seyn. Diese Ausgabe, eine Vorläuferin der größeren kritischen, begann im Jahre 1831, und ward in dem fünften Bande im Jahre 1836 vollendet. Der letzte Band ist bereits im Anhange mit einer Vergleichung des Codex Bambergensis geschmückt, die Hr. Prof. v. Jan ausser dem von der Akademie erhaltenen Auftrag zu eigenem Gebrauche veranstaltet und mit Anmerkungen ausgestattet hat, welche mit eben so viel Scharfsinn als Gelehrsamkeit den Werth der hier neu hervortretenden Varianten und Ergänzungen geltend machen, und in Constituirung oder Verbesserung der Lesart die genaueste Kunde des Plinius und ein sehr richtiges Urtheil bewähren. Daß aber die Benutzung des wichtigen Fundes für die neue Bearbeitung noch weitern Gewinn bringen werde, verdankt man einer zweyten Vergleichung der schwierigen Handschrift, die Hr. v. Jan mit größter Genauigkeit ebenfalls veranstaltet und seinem Mitarbeiter zur Verfügung gestellt hat.

Nach Vollendung der kleineren Ausgabe war dieser seit mehr als zehn Jahren mit der Ausführung der größeren unter Benutzung aller ihm zur Verfügung gestellten Hülfsmittel mit der größten Hingebung an die wichtige Arbeit, und mit der beharrlichsten Thätigkeit beschäftiget, aber vergeblich bemüht gewesen, einen Verleger zu finden, der das Werk übernehmen und in geziemender Ausstattung vor die Oeffentlichkeit bringen wollte; und die letzten, den literarischen Unternehmungen so verderblichen Jahre hatten auch da den Muth dafür gebrochen, wo er etwa noch bestanden hatte.

Hr. Prof. Sillig unternahm es deßhalb, die Bearbeitung des 35. Buches als eine Probe des Ganzen, an das Publikum zu bringen, und dadurch Umfang und Bedeutung desselben allen vor Augen zu legen.

Diese ward unter andern nach Oxford an den berühmten Vorsteher der Clarendonianischen Presse, Hrn. Professor Gaisford, geschickt und von diesem beyfällig aufgenommen. In seiner Antwort an Friedrich Thiersch gab er seine Bereitwilligkeit kund, jener reichen Druckerey Verlag und Honorirung des Werkes zu empfehlen, wenn Hr. Prof. F. Sillig das vollständige Manuskript zur Vorlage bringen würde. Es bestand demnach Gefahr, dieses nationale Werk deutscher Philologen und Naturforscher in das Ausland wandern, und von dort in fremder Ausstattung zur Beschämung unserer Muthlosigkeit oder Lässigkeit in die Heimath zurückkehren zu sehen. Dadurch ward der Eifer für das Unternehmen unter uns neu belebt und, wie Hr. Prof. Sillig in der Vorrede mit wohlverdienter Anerkennung berichtet, stellte sich Hr. Prof. Ernst Friedrich Wüstemann in Gotha mit der ihm eigenen Energie an die Spitze einer Gesellschaft, deren Zweck war, diese Herausgabe des Plinius in Deutschland durch eine umfassende Subskription möglich zu machen. Für den Fall, daß sie Erfolg hätte, war Hr. Andreas Perthes in Gotha, der Sohn des berühmten Friedr. Perthes, bereit, Druck und Verlag des auf 5 Bände berechneten Werkes zu übernehmen und es würdig auszustatten. Die Bereitwilligkeit des deutschen Publikums entsprach dem rühmlichen Eifer, mit welchem die Subscription betrieben ward, und die dem ersten Bande vorgedruckte Liste zeigt 400 Subscribenten aus Deutschland auf, unter diesen S. M. Friedrich Wilhelm, König von Preußen mit zwölf Exemplaren, und mit zehn Exemplaren das k. sächsische Ministerium des Kultus und des öffentlichen Unterrichtes. Dazu aus der Schweiz, aus Belgien, Frankreich, Großbrittannien, Holland, Rußland und Schweden, 172 Subscribenten, auch Einen aus Dänemark; es ist die große königliche Bibliothek; sonst Niemand. Aus England sind 6 Subscribenten mit Einem Exemplar, dagegen drey Buch-

handlungen mit 85 Exemplaren aufgeführt. Oxford erscheint gar nicht in dieser Liste, während Cambridge und Edinburgh nicht fehlen; warum, ist schwer zu sagen und ungeziemend wäre, dieses Ausbleiben aus einer Mißstimmung über den oben erwähnten Vorfall herzuleiten.

Nachdem durch diesen reichen Erfolg das Unternehmen gesichert war, ist die Ausführung mit dem ersten Bande begonnen, und die typographische Ausstattung und Genauigkeit sind der besten Offizin würdig. Uebrigens hat jeder Subscribent das ihm bestimmte Exemplar noch mit einem besondern Titel: C. Plinii Secundi Naturalis Historia und mit seinem Namen darunter erhalten, dem die Worte beygefügt sind: qui nomine subscripto huius operis in Germania edendi consilium adiuvit, exemplum. Zunächst steht wegen der Wichtigkeit des Inhaltes der letzte Band zu erwarten, dem dann die übrigen in möglichst kurzen Zwischenräumen folgen sollen.

Der erste begreift außer den 84 Seiten enthaltenden und über Mittel und Wege des Unternehmens genaue Rechenschaft gebenden Praefatio, wie eben bemerkt, die ersten sechs Bücher mit der vollständigen varietas lectionis und einem kurzen index criticus.

Der Text ist nach den eben bezeichneten Hülfsmitteln unter vorzüglicher Beachtung dessen, was die besten Handschriften geben, mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit constituirt und dadurch dem Plinius schon in diesen Büchern, über welche der Bamberger Codex sein heilsames Licht nicht verbreitet, bedeutende Hülfe zu Theil geworden. Ueber Einzelnes uns auszubreiten oder mit dem Verfasser zu rechten, wo statt des von ihm Aufgenommenen uns Anderes vorzüglicher scheint, was unter den Varianten steht, ist nicht in dem Plane des gegenwärtigen ersten Artikels; wir werden darauf beym zweyten zurück kommen, und schließen diesen ersten mit dem Glückwunsche für Hrn. Prof. Sillig darüber, daß ihm mit Aufwand so großer Mühe und so vielen Scharfsinnes, ja unter Daransetzung eines großen Theiles seines thätigen Lebens gelungen ist, dem auf ihn gestellten Vertrauen der Naturforscher-Gesellschaft und der Akademie der Wissenschaften zu München in würdiger Weise zu entsprechen, und für alle künftigen Herausgaben des Plinius wie für die auf ihn zu gründenden Arbeiten, eine feste Basis geliefert zu haben.

---

1. **C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII. Recensuit et commentariis criticis indicibusque instruxit Julius Sillig. Volumen I. etc. etc.**
2. **Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig. Dresdae MDCCCXLIX. 28 S. gr. 8.**
3. **Theodori Bergkii Exercitationum Plinianarum specimen II. Marburgi MDCCCLI. 11 S. 4.**

Dem vorliegenden ersten Bande der neuen Ausgabe des Plinius wird in kurzer Frist der fünfte und letzte folgen, welchen Hr. Sillig, wie in der frühern Anzeige bereits bemerkt wurde, zuerst bearbeitet hat, weil ihm hier die treffliche Bamberger Handschrift als Leitstern diente, von welcher, obgleich sie nur die sechs letzten Bücher enthält, die Kritik des Plinius nothwendig ausgehen muß, so lange nicht für die übrigen Bücher eine gleich gute Handschrift aufgefunden worden ist. Dieser Ansicht des Hrn. Sillig stimmt Referent, dem es allerdings zur Freude gereicht, daß der von ihm der Vergessenheit entzogene Codex hier eine solche Anerkennung gefunden hat, nicht etwa nur aus persönlichen Rücksichten bey; es liegen vielmehr so viele objective Gründe dafür vor, daß sich bey einem Kritiker, der den Zustand des Plinianischen Textes nur einigermaßen erforscht hat, kaum ein Widerspruch denken läßt; weßhalb auch Hr. Bergk, der Verfasser der unter Nr. 3. angeführten Schrift, welcher im Ganzen, wie sich aus dem Folgenden ergeben wird, eine ganz andere Bahn als Hr. Sillig in seiner Kritik verfolgt, in der Werthschätzung der Bamberger Handschrift mit demselben vollkommen übereinstimmt. Den hauptsächlichsten Anhaltspunkt gewährt hier die Ausfüllung solcher Lücken, welche man nach den Lesarten der vorher bekannten Handschriften zum Theil gar nicht geahnt hatte. Dieß zeigt einerseits, wie Ref. früher in diesen

Blättern nachgewieſen hat (vergl. 1836. Nr. 164 — 169.), daß Harduin vollkommen Unrecht hatte, wenn er die Zahl dieſer Lücken dadurch vermehrte, daß er alles wegließ, was er nicht in ſeinen Handſchriften fand, wenn auch die Wiederholung desſelben Wortes nach dem in ſeinen Handſchriften Ausgefallenen ganz augenſcheinlich zeigt, daß die Abſchreiber das dazwiſchen liegende nur aus Verſehen ausgelaſſen haben, und nicht ſelten der Sinn nur dann vollſtändig iſt, wenn man das Ausgelaſſene ergänzt; andrerſeits läßt es aber auch an ſolchen Stellen, an welchen der Gedanke oder die Conſtruction nach den Lesarten der vorliegenden Handſchriften in den übrigen Büchern nicht richtig fortſchreitet, vermuthen, daß dieſelben durch ähnliche Auslaſſungen verſtümmelt ſind, was natürlich den Kritiker, wo eine gewaltſame Aenderung nöthig ſcheint, zur äußerſten Vorſicht verpflichtet. Außerdem bietet aber die Bamberger Handſchrift an vielen Stellen allein die richtige Lesart, mitunter zeigt ſie ſogar, wie die falſchen Lesarten aus dieſer entſtanden ſind; und die genaue Vergleichung derſelben gibt ſelbſt in Betreff der Orthographie mancherley Aufſchlüſſe, die man aus den übrigen Handſchriften vergebens ſucht, oder wenigſtens nicht ſo vollſtändig als hier findet. Deßhalb hat ſich Hr. Sillig bemüht, ſelbſt in dieſer Beziehung für den ganzen Plinius das herzuſtellen, was in den letzten Büchern die Bamberger Handſchrift gebietet, während er von den übrigen in dieſer, wie in anderen Beziehungen einen mehr eklektiſchen Gebrauch gemacht hat, indem er ſich an keine ſtreng anſchloß, ſondern ihnen nur in ſo weit folgte, als ſie jenem Urbilde nahe zu kommen ſchienen. Daß ſich dadurch für die früheren Bücher ein gewiſſes Schwanken ergibt, iſt nicht zu läugnen; der Grund davon liegt aber nicht in einem Mangel an Einſicht von Seite des Kritikers, ſondern in der Unvollkommenheit der Quellen ſelbſt. Aus demſelben Grunde iſt aber auch mit Hrn. Sillig nicht darüber zu rechten, daß er manche evident ſcheinende eigene oder fremde Conjectur nicht in den Text aufgenommen hat; mußte ihm doch immer der Gedanke vorſchweben, es könne über kurz oder lang eine der Bamberger ähnliche Handſchrift entdeckt werden, welche ſeine Aenderung als Interpolation erſcheinen ließe.

Die Einrichtung der Ausgabe darf nach dem früher Mitgetheilten als bekannt vorausgeſetzt werden. Sie iſt ganz dieſelbe geblieben, wie ſie in der vorausgeſchickten Probe in der Vorrede angegeben und in dem dort abgedruckten Theile eingehalten worden iſt. Nur eine Veränderung iſt, wie es ſcheint, aus typographiſchen Gründen vorgenommen worden, die an ſich ganz unerheblich ſcheint, aber doch in einer Hinſicht die Ueberſicht des handſchriftlichen Apparates erſchwert. In der Probe ſind nämlich die Lesarten und Bemerkungen zu den einzelnen Stellen durch ſtehende Striche geſchieden, während in der Ausgabe liegende dafür eingeſetzt ſind. Dieß ſcheint ganz gleichgültig zu ſeyn; ſtört aber in ſo fern, als dasſelbe Zeichen auch da gebraucht iſt, wo von einer längern Stelle nur die erſten und die letzten Worte angeführt ſind, ſo daß man auf den erſten Blick glaubt, es fange nach dem Striche eine neue Bemerkung an. So S. 132, wo man lieſt: specieque — ostendens delet Pint. coll. § 14. — dei ad (Robert.) di R. diei P. Ceterum Külbius verba specieque — ostendens suppositicia habet, utpote adversantia iis quae Plinius dixerat § 14. —, wo übrigens die letzten Worte, die mit der vorausgehenden Bemerkung zu vereinigen waren, erſt ſpäter beygeſchrieben und am unrechten Orte eingeſetzt zu ſeyn ſcheinen. Die Undeutlichkeit wäre leicht dadurch zu heben geweſen, daß specieque . . . ostendens gedruckt worden wäre, wie es auf die Erinnerung des Ref. hin im dritten Bande des Fickert'ſchen Seneca geſchehen iſt, oder wenigſtens der kürzere Strich, wie er bey der Zeilenabtheilung gebraucht wird, angewendet worden wäre, was Ref. bey Angabe der Ausgaben nach der Zeitfolge, der Raumerſparniß wegen, bey ſeinem Macrobius vorgezogen hat, der, beyläufig geſagt, jetzt vollſtändig vorliegen würde, wenn nicht der Verleger um Oſtern nach Vollendung des 30. Bogens des zweyten Bandes den Druck ohne alle Angabe des Grundes eingeſtellt, und bis jetzt noch nicht wieder begonnen hätte.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. October.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

1. C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII.
2. Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig.
3. Theodori Bergkii Exercitationum Plinianarum specimen II.

(Fortsetzung.)

Der Text der Vorrede des Plinius ist unverändert wiedergegeben, wie er in der vorausgeschickten Probe zu lesen ist; selbst ein Druckfehler detendimus für defendimus ist. § 8. stehen geblieben, was um so mehr zu bedauern ist, als sonst diese Ausgabe so correct gedruckt ist, daß dieß einer lobenden Erwähnung verdient. Die vom Ref. in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1849 Nr. 56 — 58. dazu gemachten Bemerkungen haben im Commentar geeignete Berücksichtigung gefunden.

Die Inhaltsangaben der folgenden Bücher, welche den übrigen Theil des ersten Buches ausmachen, erscheinen hier den frühern Ausgaben gegenüber in vielfach veränderter Gestalt; doch erklärt Hr. Sillig selbst, daß die Kritik derselben nicht als abgeschlossen betrachtet werden könne, weil nämlich hierbey Vieles von der Constituirung des Textes der noch nicht bearbeiteten Bücher abhängt; die Inhaltsangaben der 6 letzten Bücher sind nach der Bamberger Handschrift nebst den Bemerkungen des Ref. bearbeitet.

Von den übrigen in diesem Bande enthaltenen Büchern hat nur noch das zweyte eine durchgreifende Veränderung des Textes erfahren, so daß die Behandlung desselben als Maßstab für das betrachtet werden kann, was für die übrigen in der Bamberger Handschrift nicht enthaltenen Bücher von dieser Ausgabe zu erwarten ist; die folgenden Bücher (3 — 6) bieten besondere Schwierigkeiten durch die geographischen Namen dar, für welche es theilweise, wo die Handschriften Verschiedenes bieten, der Kritik an jeglichem Anhaltspunkte gebricht, so daß das Verfahren des Hrn. Sillig keinen Tadel verdient, der (vergl. Vorrede S. LXVII), wo die bisherigen Ausgaben in barbarischen, sonst nirgends vorkommenden, Namen übereinstimmen, diese im Texte unverändert ließ, wenn auch einzelne, und vielleicht gerade die besseren, Handschriften etwas anderes bieten. Wo sich so wenig mit Bestimmtheit angeben läßt, was das Richtige sey, da ist es so ziemlich einerley, was im Texte steht; die Hauptaufgabe des Kritikers ist es hier, die ihm zu Gebote stehenden Varianten zusammenzustellen, und weiteren Untersuchungen bleibt es überlassen, für welche derselben etwa von anderer Seite her eine Empfehlung beyzubringen seyn möchte.

In solchen und ähnlichen Fällen erscheint es allerdings sehr wünschenswerth, einen erklärenden Commentar nebst dem kritischen Apparate zur Hand zu haben. Hierbey käme es vor allem darauf an, von den vorhandenen Commentaren das Ueberflüssige und Falsche auszuscheiden; das Nöthige und Richtige zusammenzustellen; dann dieses durch die Resultate neuerer Forschungen zu vermehren. Dieß geht aber offenbar über die Gränze des einem Einzelnen

Möglichen hinaus; hier wird das Zusammenwirken Mehrerer, ja solcher Männer, die in den verschiedensten Kreisen des menschlichen Wissens bewandert sind, nöthig; es könnte ein solcher Commentar also nur dadurch zu Stande kommen, daß eine gelehrte Gesellschaft sich der Sache annähme, das Hauptgeschäft in die Hände eines Einzelnen legte, der die Redaction des Ganzen übernähme und die Punkte angäbe, auf welche sich die Untersuchung vorzugsweise hinzuwenden habe, alle ihr Angehörigen aber dazu verpflichtete, und andere Gelehrte dazu aufforderte, jenem ihre Ansichten und die Resultate ihrer Forschungen mitzutheilen. Dieß ist es, was die Naturforscher-Gesellschaft ihrerseits für Plinius beabsichtigte. Die nöthige Grundlage ist durch die kritische Bearbeitung gegeben; die Schwierigkeit des Weiterbaues ist aber nicht zu verkennen; uhd welches Schicksal ließe sich wohl für ein durch ein solches Zusammenwirken gewonnenes Manuscript erwarten, wenn man bedenkt, wie viele Mühe es kostete, bis das bis jetzt Geleistete an das Licht gefördert wurde? —

So viel aber auch noch im Einzelnen zu wünschen übrig bleiben mag, so ist doch anzuerkennen, daß Hr. Sillig die ihm gewordene Aufgabe in dem vorliegenden Bande so gut als möglich gelöst hat. Wenn er hier und da etwa in der Vorsicht zu weit gegangen ist, so ist dieß jedenfalls weniger schädlich, als wenn er sich einem kühnen, alles nach Gutdünken ändernden Verfahren hingegeben hätte; da sich das im Commentar findet, was man etwa in dem Texte zu sehen wünschen könnte. Ref. nimmt daher keinen Anstand zu erklären, daß, wenn ja der hoffentlich nie eintretende Fall sich ergeben sollte, daß er seinem der Verlagshandlung gegebenen Versprechen gemäß das Werk fortzusetzen hätte, er sich Glück wünschen würde, wenn es ihm gelänge, dieß in gleicher Weise als derjenige zu thun, welcher unter allen Umständen als der Urheber desselben zu betrachten ist. Anders gestaltet sich freylich die Sache, wenn eine Ausgabe ohne kritischen Commentar veranstaltet werden sollte, was Ref. der Teubner'schen Verlagshandlung für spätere Zeit unter der Voraussetzung zugesagt hat, daß es ohne Beeinträchtigung dieses Unternehmens geschehen kann. In diesem Falle muß natürlich das in den Text gesetzt werden, was der Wahrheit am nächsten zu kommen scheint.

Daß bey aller Uebereinstimmung in den leitenden Grundsätzen in Einzelheiten sich manche verschiedene Ansichten ergeben, versteht sich von selbst; es würde aber hier zu weit führen, darauf einzugehen. Nur für eine speciell philologische Zeitschrift eignet sich eine dem Herausgeber Schritt für Schritt folgende Recension, wie sie Ref. demnächst in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädadogik zu liefern gedenkt.

Das Programm des Gymnasiums zu Dresden vom Jahre 1849 schließt sich seinem Titel (Quaestionum Plinianarum specimen II.) nach an die im Jahre 1839 erschienene Schrift an, welche Ref. früher (1839 Nr. 206 und 207) in diesen Blättern besprochen hat; seinem Inhalte nach ist es aber als ein Anhang zu der in demselben Jahre erschienenen Probe der Sillig'schen Ausgabe zu betrachten, mit welcher es Ref. (1849 Nr. 229 und 230) hier besprochen haben würde, wenn es ihm nicht zu spät zugekommen wäre. Es enthält nämlich alle ausführlichen Bemerkungen, die den beyden damals von Hrn. Sillig im Manuscripte vollendeten Bänden seiner Ausgabe einverleibt werden sollten; sonach eine Besprechung einiger der schwierigsten Stellen. Was dem ersten Bande angehört, findet sich in diesem wörtlich wieder abgedruckt; seine abweichende Ansicht in Betreff einzelner Stellen hat Ref. in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1849 Nr. 58 und 59 bereits ausgesprochen; er würde sich daher nicht veranlaßt gesehen haben, auf diese Schrift hier zurückzukommen, wenn er es nicht für seine Pflicht gehalten hätte, die neuere Literatur des Plinius in möglichster Vollständigkeit anzuführen. Daß sich hier die gleiche Besonnenheit und Gründlichkeit wie in den übrigen Früchten der Plinianischen Studien des Hrn. Sillig kund gibt, bedarf kaum der Erwähnung.

Das Programm des Herrn Th. Bergk: Exercitationum Plinianarum Spec. II. führt uns, wie

schon aus dem über das im Jahre 1847 erschienene Programm desselben Verfassers in diesen Blättern (1848 N. 116 u. 117) Bemerkten hervorgeht, auf ein anderes Feld, nämlich auf das der Conjectur. Hr. Bergk geht bey seiner Kritik von der allerdings durch die Ueberschriften der einzelnen Bücher in der Bamberger und an einer Stelle in der Riccardischen Handschrift begründeten Ansicht aus, daß das Werk des Plinius nicht von ihm selbst zur Herausgabe vorbereitet, sondern vielmehr in einem solchen Zustande hinterlassen worden sey, daß er vieles, worauf er bey seinen Studien erst nach der Abfassung des Ganzen gekommen war, an den Rand geschrieben hatte, ohne es mit dem im Texte Stehenden in Einklang zu bringen, und daß diese Bemerkungen dann von andern, oft am unrechten Orte, oder wenigstens ohne die gehörige Verbindung, eingeschaltet worden seyen. Eine solche an sich, wie bemerkt worden ist, nicht unbegründete Ansicht kann in einzelnen Fällen als wohlberechtigt erscheinen; sie erscheint aber als gefährlich, wenn sie als allgemeine Richtschnur bey der Ausübung der Kritik betrachtet wird, namentlich bey einem Schriftsteller, dessen ganzes Werk, wie er selbst sagt, nur aus zusammengetragenen Notizen entstanden ist, und dem es eben deßhalb mehr um den Gedanken als um die Form zu thun war, so daß man wohl annehmen darf, daß so manche Unebenheiten im Ausdrucke und in der Verbindung der Sätze dem Schriftsteller selbst zur Last fallen, so daß es nicht die Sache des Kritikers ist, diese zu beseitigen, wenn es gleich dem Erklärer zukommt, darauf aufmerksam zu machen. Wie leicht die zu sehr in's Allgemeine gehende Anwendung eines solchen für einzelne Fälle richtigen Satzes irre führen kann, dieß ließe sich ohne große Mühe selbst bey den größten Kritikern nachweisen; allein wir wollen uns hier nur an die von Hrn. Bergk behandelten Stellen des Plinius halten, und, da es derselben nicht viele sind, dieselben einzeln durchgehen. Sie gehören, wie die in dem früheren Programm besprochenen, sämmtlich den letzten in der Bamberger Handschrift enthaltenen Büchern an.

Herr Bergk beginnt mit dem Anfange des XXXIII. Buches, welcher lautet: Metalla nunc ipsaeque opes et rerum pretia dicentur, tellurem intus exquirente cura multiplici modo: quippe alibi divitiis foditur, quaerente vita aurum, argentum, electrum, aes; alibi deliciis gemmas et parietum digitorumque pigmenta; alibi temeritati ferrum, auro etiam gratius inter bella caedesque. Mit Recht wird hier bemerkt, daß zu den Worten deliciis gemmas und temeritati ferrum aus dem Vorhergehenden zu ergänzen ist foditur quaerente vita, was übrigens zeigt, wie unrichtig das in allen Ausgaben nach foditur stehende Komma ist. Um so auffallender ist es aber, daß im zweyten Gliede gelesen werden soll: alibi deliciis parietum digitorumque mit Hinweglassung der Worte gemmas und pigmenta, wodurch die Concinnität der Sätze in so ferne ganz aufgehoben würde, als zu dem zweyten foditur allein, zum dritten aber foditur quaerente vita zu ergänzen wäre. Dieß hat Hr. Bergk selbst gefühlt, deßhalb macht er noch einen zweyten Vorschlag: alibi deliciis parietum digitorumque gemmas et pigmenta. Daß Beydes geschieht um die anstößige Verbindung der Worte digitorumque pigmenta zu beseitigen, zeigt der Zusatz: Vulgaris certe lectio vix ferenda. Nam fac, antiquitus delicatos homines digitos primores coloribus infecisse, nimis tamen obscure id significasset Plinius. Allein es fragt sich, ob dieß wirklich in der Vulgata liegt. Konnte nicht Plinius pigmenta in weiterem Sinne fassen? Grosse übersetzt: „dort (gräbt der Mensch) nach Prachtstoff, nach Gemmen und Schmuck für Wände und Finger", und gibt dazu die Erklärung: „der Schmuck der Wände war Marmor, Gold u. dgl. und der Finger die Edelsteine in den goldenen Ringen." So hat Ref. die Stelle auch jederzeit verstanden, ohne jedoch eine Beweisstelle für diesen Gebrauch des Wortes pigmentum anführen zu können. Man könnte einwenden, es läge so eine Tautologie in den Worten gemmas et digitorum pigmenta; allein es ist zu bemerken, daß man ja auch die Gemmen an sich hochschätzte, und nicht nur mit denselben am Finger, sondern auch in Sammlungen, Daktyliotheken, Staat machte. Vergl. XXXVII §. 11.

Im Folgenden, wo von dem Erdbeben die Rede ist, wird in den Worten: ceu vero non hoc

etiam indignatione sacrae parentis exprimi possit, das in der Bamberger Handschrift fehlende etiam weggelassen und indignatio geschrieben; eine Aenderung, die jedenfalls Beachtung verdient, und nur durch das als Ablativ gebrauchte hoc bedenklich wird. Will man die Vulgata festhalten, so darf exprimere in keinem Falle, wie es Große nach Harduin's Vorgang gethan hat, mit „erklären", sondern nur nach Gesner mit „abnöthigen" übersetzt werden, was jedoch parenti statt parentis erwarten ließe. Als Beyspiel einer durch Verderbniß des Textes gestörten Construction wird angereiht § 63: Nos vidimus Agrippinam Claudii principis, edente eo navalis proelii spectaculum, assidentem ei, wo gelesen werden soll: Nos vidimus Agrippinam Claudio principi edenti . . spectaculum assidentem; allein dieß hieße wohl dem Plinius, der öfters solche etwas nachlässige Constructionen hat, das Exercitium corrigiren. Agrippina Claudii principis kann aber eben so gut gesagt werden als XXXV §§ 99 u. 144 Leontium Epicuri. In § 3 soll statt des von finis abhängigen exhauriendi, auf seculis bezogen, exhaurientibus geschrieben werden; worin Ref. keine Verbesserung erkennen kann, wenn er gleich zugeben muß, daß Plinius die Worte omnibus seculis besser ganz weggelassen hätte.

In § 4 wird die Aenderung Accessit ars *fic*turae im Hinblick auf § 131 mit Recht zurückgenommen. Im Folgenden wird, weil in der Bamberger Handschrift auxere fehlt und nach artem ein Punkt steht, vorgeschlagen: Didicit homo naturam provocare et arte: vitiorum irritamenta in poculis libidines caelare iuvit. Allein so ist et arte matt, und im Folgenden paßt vitiorum irritamenta und libidines nicht zusammen. Ref. war schon früher der Ansicht, auxere sey wegen des vorausgehenden provocare mit Unrecht in der Bamberger Handschrift ausgefallen, wie im Folgenden coepere nach sordere, und er möchte es auch jetzt festhalten und zwar nach diesem Worte den Punkt, den die ältern Ausgaben haben, wieder herstellen, so daß die Worte: Auxere et artem vitiorum irritamenta den vorausgehenden: Quot modis auximus pretia rerum? entsprechen.

In § 5 sollen die Worte et auri argentique nimium fuit unrechtmäßiger Weise von dem Rande her hier eingesetzt worden seyn. Will man etwas ändern, so dürfte nur et weggelassen werden, so daß diese Worte als spöttische Begründung des Vorausgehenden erscheinen.

Die Worte: Denique ut plurimum opum scelera anulis fiunt, (§ 25) werden nicht ohne Grund beanstandet. Da die Bamberger-Handschrift plurima hat, soll vel plurima *in*opum scelera gelesen werden, oder auf ut plurimum scelera ope anuli fiunt. Die Aenderung von ut in vel hat die Schreibweise der Handschriften für sich; übrigens möchte ich an der Lesart der Bamberger nichts ändern. Opum scelera sind die Verbrechen, bey denen es sich um Schätze handelt.

In § 29 wird der Vulgata: Sed anuli plane medium ordinem tertiumque plebi et patribus inseruere, mit Recht die Umstellung in der Bamberger-Handschrift tertium ordinem mediumque vorgezogen. Warum aber que wegbleiben soll, ist nicht recht klar.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. October.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Das Hyraceum in historischer, chemischer, pharmaceutischer und therapeutischer Beziehung. Inaugural-Abhandlung, der medicinischen Facultät in Erlangen vorgelegt von Dr. Ludwig Fikentscher. Erlangen 1851. 48 S. 8.

Unter der Unzahl von medicinischen Inaugural-Abhandlungen, die alljährlich nach alter Observanz von den deutschen Universitäten ausgehen, stößt man gleichwohl so selten auf solche, die in theoretischer oder praktischer Hinsicht die Aufmerksamkeit der Sachkundigen auf sich zu ziehen vermögen, daß es uns Freude macht, hier eine Dissertation, welche mit Recht Beachtung verdient, zur Sprache bringen zu können. Der Verf. hat mit Gründlichkeit und Umsicht seinen Gegenstand in historischer, naturwissenschaftlicher und praktischer Beziehung behandelt, und insbesondere die Kenntniß der chemischen Beschaffenheit und der zweckmäßigen Verwendbarkeit desselben in der Heilkunde durch eigenthümliche Beobachtungen und Untersuchungen wesentlich gefördert. Indem wir den therapeutischen Theil der vorliegenden Abhandlung, als außer der Grenze der unsern Blättern gesteckten Aufgabe liegend, den medizinischen Zeitschriften überlassen, werden wir uns lediglich an den historischen und naturwissenschaftlichen Theil halten. Dabey wollen wir, um dem Leser ein größeres Vertrauen zu den von dem Verf. vorgelegten Resultaten einzuflößen, gleich im Voraus bemerklich machen, daß die chemischen Untersuchungen unter Leitung des Professors v. Gorup-Besanez vorgenommen wurden, also die Garantie einer bewährten Autorität für sich haben.

Der Name Hyraceum ist erst vor wenigen Jahren durch Dr. Pappe in der Kapstadt gebildet worden, analog dem Castoreum von Castor, um damit auf die Aehnlichkeit der beyden Substanzen in Betreff ihrer Abstammung, Beschaffenheit und Wirksamkeit hinzuweisen. Dasselbe wird dem kapischen Klippschliefer (Hyrax capensis) zugeschrieben, und ist den holländischen Kolonisten am Kap unter dem Namen Dassenpis, Dasjespis (Dachspiß, Dachsharn) als Heilmittel bekannt.

Die erste Nachricht von dieser Substanz gab Kolbe, der sie als Pflaster zur Heilung der Wunden rühmte. Die Nachricht der Hottentotten, als sey sie der Urin des Murmelthiers mit Staub vermengt, fand er nicht glaublich; wahrscheinlicher dünkte es ihm, daß sie eine Art von Steinöl sey. Sparrmann dagegen hielt sie für die Wirkung einer periodischen Reinigung der Weibchen dieser Thiere, und nach einer Mittheilung von Krauß erklären die meisten Kolonisten am Kap das Hyraceum für eine mit der Menstruation des Klippschliefers erfolgte Ausscheidung; eine Meinung, der sich neuerlich auch Martiny angeschlossen hat.

Andere, wie Hemprich, Reichel und Pappe finden die Meinung der Kapbewohner für richtig, und sehen das Hyraceum bloß für eingedickten Harn an. Letzterer machte bemerklich, daß der Harn des Hyrax nicht dünnflüssig und durchsichtig, sondern dicklich und mehr gallertartiger Natur sey. In Folge eines

Inſtinktes bringe dieſes Thier den Harn immer auf eine und dieſelbe Stelle, woſelbſt derſelbe durch die Sonnenwärme ausgetrocknet zu einer feſten Maſſe erhärte. Der friſche Harn habe eine röthliche Farbe und daher komme es, daß Einige ihn für ein Menſtrualſekret gehalten hätten.

Eine dritte Meinung ſtellte Lehmann auf, der nämlich erklärte, daß das Hyraceum nur die feſten Excremente des genannten Thieres ſeyn könnten.

Bey ſolchem Widerſtreit der Anſichten und in Ermanglung directer Beobachtungen über die Abſtammung des Hyraceums kann dieſer Punkt nur durch die Reſultate der chemiſchen Analyſe ermittelt werden. Solcher Unterſuchungen ſind aber vier vorhanden, wovon jedoch die beyden älteſten von John und Schrader, als in den Jahren 1817 und 1818 angeſtellt, dem dermaligen Stande der Chemie nicht mehr genügen können, die beyden andern aus der neueſten Zeit, nämlich die von Reichel und Lehmann, zu ganz widerſprechenden Reſultaten gelangt ſind. Denn während jener entſchieden die Harnnatur des Hyraceums nachgewieſen zu haben glaubte, erklärte dieſer dagegen, daß daſſelbe keinen Harnſtoff, keine Hippurſäure, keine Harnſäure enthalte, wohl aber ganz unzweifelhaft Gallenſubſtanzen neben ſehr viel harzigen Stoffen und Carbolſäure.

Bey dieſem Widerſpruche der Analytiker war es daher eine ſchöne Aufgabe für einen, am Schluße ſeiner Univerſitätsſtudien ſtehenden Mediziner durch Vornahme neuer chemiſcher Unterſuchungen zur richtigen Kenntniß einer Subſtanz, die dermalen ihrer Wirkſamkeit wegen in der Heilkunde viel Aufſehen erregt, beyzutragen. Der Verf. führte ſieben ſolcher Verſuche aus, aus welchen er ſechs Folgerungen zieht.

(Schluß folgt.)

---

1. **C. Plinii Secundi Naturalis Historiae libri XXXVII.**
2. **Quaestionum Plinianarum specimen II. Scripsit Julius Sillig.**
3. **Theodori Bergkii Exercitationum Plinianarum specimen II.**

(Schluß.)

Die Stelle über die verſchiedenen Benennungen der Richter (§ 31): **Decuriae quoque ipsae pluribus discretae nominibus fuere, Tribunorum aeris et Selectorum et iudicum: praeter hos etiamnum Nongenti vocabantur ex omnibus electi ad custodiendas suffragiorum cistas in comitiis. Et divisus hic quoque ordo erat superba usurpatione nominum, cum alius se Nongentum, alius Selectum, alius Tribunum appellaret,** hat ihre beſonderen Schwierigkeiten wegen des Dunkels, welches auf den hier berührten ſächlichen Verhältniſſen ruht. Betrachtet man die Worte des Plinius an und für ſich, ſo könnte man verſucht ſeyn, da er am Schluße nur 3 Klaſſen unterſcheidet, oben Selectorum iudicum zu ſchreiben. Hr. Bergk hat hier ſeine Theorie von der allmählichen Interpolation des Plinius auf eine beſonders auffallende Weiſe angewendet. Er nimmt an, Plinius habe zuerſt geſchrieben: **Decuriae quoque ipsae pluribus discretae nominibus fuere, Tribunorum aeris et Selectorum et Judicum; praeter hos etiamnum Nongenti vocabantur.** Später habe er an den Rand hinzugeſchrieben: **Et divisus hic quoque ordo erat superba usurpatione nominum, cum alius se Nongentum, alius Selectum, alius Tribunum appellaret.** Die Worte **ex omnibus electi ad custodiendas suffragiorum cistas in comitiis** ſollen von einer Gloſſe herſtammen. In einer Bemerkung wird hinzugefügt, man könne auch annehmen, Plinius habe geſchrieben: **praeter hos etiamnum (oder etiam) Nongentorum,** und ein Grammatiker habe hinzugefügt: **Nongenti vocabantur** u. ſ. w. Will man etwas ähnliches vermuthen, ſo ließe ſich auch geltend machen, das Wort **iudicum** ſey aus der Zahl

DCCCC d. i. nongentorum entſtanden; ſo daß hos dann auf die Benennung Nongenti ginge, und das Folgende als eine von Plinius ſelbſt zur Vermeidung eines Irrthums hinzugefügte antiquariſche Bemerkung zu betrachten wäre. — Wenn weiter unten die Redensart ferreo anulo esse auf die Ritter bezogen wird, welche eiſerne Ringe trugen, obgleich es ihnen erlaubt war, goldene zu tragen, ſo kann ſich Ref. damit nicht einverſtanden erklären; es kann wohl nur auf diejenigen Richter bezogen werden, welche dem Ritterſtande nicht angehörten. So ſind allein die Worte § 30: Divo Augusto decurias ordinante maior pars iudicum in ferreo anulo fuit, iique non equites sed iudices vocabantur, ohne daß man, wie Hr. Bergk will, maior pars für einen declamatoriſchen Ausdruck zu nehmen braucht. Die folgenden Worte § 33: quoniam in ferreo anulo et equites iudicesque intelligebantur, welche ſich auf die Hinzufügung der fünften Ritterdecurie durch den Kaiſer Caligula beziehen, könnten auch nichts anderes bedeuten als: „weil damals diejenigen, welche Richter waren, auch wenn ſie nicht dem Ritterſtande wirklich angehörten, für Ritter und für Richter galten.“ Man vergl. XII, 1. Diuque fuere occulta eius beneficia, summumque munus homini datum arbores silvaeque intelligebantur, und andere ähnliche Stellen. — Im Vorbeygehen erlaubt ſich Ref. zu bemerken, daß er jetzt bedauert § 29 die Lesart der Bamberger-Handſchrift *indices* in den Worten quod antea militares equi nomen dederant hoc nunc pecuniae indices tribuunt, mit Stillſchweigen übergangen zu haben. Doch fragt es ſich noch, ob mit Lipſius, der de milit. Rom. I, 5, p. 36 indices leſen will, dieſes Wort in dem Sinne: indices ac testes auf die Ringe zu beziehen, oder vielmehr in dem Sinne: „der Nachweis, die Aufzeichnung“ zu faſſen iſt, wie Seneca ep. 39, 2 ſagt: Sume in manus *indicem* philosophorum: haec ipsa res expergisci coget, si videris quam multi tibi laboraverint.

Für ganz unrichtig hält Ref. die in N. IV dargelegte Auffaſſung der Stelle XXXIII, 83: Direpta ea (statua Anaitidis) est Antonii Parthicis rebus, scitumque narratur dictum veteranorum unius Bononiae hospitali divi Augusti coena, eum interrogatus esset, sciretne eum qui primus violasset hoc numen, oculis membrisque captum exspirasse. Respondit enim tum maxime Augustum de crure eius coenare, seque illum esse, totumque sibi censum ex ea rapina. Hier will nämlich Hr. Bergk leſen: de cruore eius, und denkt dabey an ein dem Genius des Auguſtus dargebrachtes Opfer. Richtiger ſagt Gelenius: ut intelligamus huic in dereptione fractae statuae crus obtigisse, cuius partem in hospitalem coenam insumpserit, und Harduinus: veterano militi, qui Augustum excipiebat hospitio. Etwas Anderes kann kaum in dem Ausdrucke hospitalis coena Augusti liegen, und Augustum coenare muß wohl auch auf den leibhaftigen Auguſtus gehen. Wer darüber noch einen Zweifel hat, vergleiche Macrob. Saturn. II, 4, 13: Exceptus est (Augustus) a quodam coena satis parca et quasi cotidiana. Nam paene nulli se invitanti negabat. Uebrigens möchte Ref. sciretne, was in der Bamb. Handſchrift über der Zeile zur Ergänzung des ausgelaſſenen essetne verum ſteht, nicht für richtig halten, und lieber auch jetzt noch annehmen, daß im Original verumne esset ſtand, und dieß wegen des vorausgegangenen esset ausfiel.

Höchſt beachtenswerth iſt dagegen in demſelben Paragraph die Verbeſſerung LXXXX. circiter Olympiade für LXX; ebenſo zu XXXV, 130: Eodem tempore fuere Cydias Cythnius, Euphranoris autem discipulus Antidotus. Das Vaterland des Malers Cydias wird hier durch eine Stelle des Stephanus Byzantinus u. d. W. Κύθνος erwieſen, welche im Catalogus artificum, wo Eustat. ad Dionys. Perieg. 526, dafür angeführt iſt, ſich nicht erwähnt findet. Daß die Angabe desſelben in den Verderbniſſen der Handſchriften an dieſer Stelle (cydius, oder ciclius, et cydias) zu ſuchen ſey, iſt nicht unwahrſcheinlich; allein nicht nach, ſondern vor dem Namen Cydias; und dieſe Stellung ſcheint auch durch die Conſtruction geboten zu ſeyn. Wie nämlich der Satz hier geſtaltet iſt, läßt ſich der Pluralis fuere mit darauf folgendem antem nicht wohl erklären; ſtehen aber die Attribute bey beyden Namen voran, ſo geht dieß eher an, ſo daß alſo zu ſchreiben wäre: Eodem tempore fuere Cythnius Cydias, .. Euphranoris autem discipulus Antidotus.

XXXV, 27 (nicht 97, wie in dem Programm ſteht) wird ſtatt: Super omnes divus Augustus in foro suo celeberrima in parte posuit tabulas duas, quae Belli faciem pictam habent, et Triumphum. Idem Castores ac Victoriam posuit et quas dicemus sub artificum mentione in templo Caesaris patris, verlangt: quae belli faciem pictam habent et triumphum, item Castores ac Victoriam. Posuit et quas dicemus u. ſ. f., indem Hr. Berkh ſich auf §. 93 bezieht, wo man lieſt: Romae (mirantur Apellis) Castorem et Pollucem cum Victoria et Alexandro Magno, item Belli imaginem restrictis ad terga manibus, Alexandro in curru triumphante. Dadurch ſcheint allerdings erwieſen, daß das Gemälde mit den Dioskuren und der Victoria zu denen gehöre, welche auf dem Forum des Auguſtus waren, und inſofern erſcheint item gerechtfertigt; allein dieſes item kann ſich nur auf posuit in foro beziehen, und nicht dem vorausgehenden tabulas duas, quae ... habent, untergeordnet werden; es müſſen alſo die Worte: quae belli faciem pictam habent et triumphum jedenfalls zwey Gemälde für ſich bezeichnen. Wenn man ſich nun Krieg und Triumph, wie Hr. Bergk erwieſen hat, auf einem Bilde denken muß, ſo bleibt nur übrig, daß hier zwey Bilder, eines von Apelles und eines von einem andern Künſtler, zu denken ſind, auf welchen beyden Krieg und Triumph abgebildet war. — In einer Anmerkung dazu wurden daſ. § 78 die Worte anus lampadas perferens et nova nupta verecundia notabilis auf ein Bild bezogen, während in der Sillig'ſchen Ausgabe vor et ein Komma ſteht. Der Gebrauch der Fackeln bey Hochzeiten (vgl. Becker Charikles II S. 465 f.) macht jene Zuſammenbeziehung nicht unwahrſcheinlich; dann können aber dieſe Worte nicht, wie es geſchehen iſt, auf die berühmte Aldobrandiniſche Hochzeit bezogen werden.

In der Inſchrift auf dem Gemälde in dem Junotempel zu Ardea (XXXV, 115) will Hr. Bergk im 1. Verſe ſchreiben: Dignis digna Luco picturis condecoravit, und im 3.: Plautius Marcus: cluet Asia lata esse oriundus. Das Wort dignus ſoll die Bedeutung „ſchön" haben, „worauf man mit Fingern zeigt." Schon dieß iſt etwas mißlich; ferner iſt Luco dem Ref. wenigſtens nicht als Name bekannt; auch iſt dieſer Name von dem folgenden Plautius Marcus etwas allzuweit entfernt. Weniger würde dieß auffallen, wenn vor cluet (für welches Verbum allerdings die Handſchriften zu ſprechen ſcheinen, keine Interpunktion ſtände, ſo daß der vorausgegangene Name und der folgende Infinitiv davon abhänge, wenn man nicht aus esse est machen will. Eigen nimmt ſich auch das Beywort lata bey Asia aus. In keinem Falle iſt alſo wohl dieſe Inſchrift als vollkommen hergeſtellt zu betrachten. Der Name des Verfertigers der Capitoliniſchen Statue des Jupiter (XXXV, 157) heißt im Sillig'ſchen Texte nach der Conjectur des Ref. Volcanius, wozu übrigens bemerkt iſt, daß der Name noch nicht im Reinen zu ſeyn ſchiene. Hr. Bergk ſchlägt Velcian vor, wogegen Ref. nichts einzuwenden hat, als daß es ſicher der Lesart der Bamberger Handſchrift, die vulcaniacis hat, was aus vulcaniū veis entſtanden ſeyn konnte, nicht näher kommt als vulcanium. Die andere Vermuthung Volcis an Veis accitum, iſt jedenfalls ſehr undeutlich, wenn man ſich ein dubito dazu denken ſoll. Die folgenden Worte: fictilem ... diximus ſollen vom Rande in den Text gekommen, und nach XXXIII, 111 nicht, wie das Uebrige in dieſer Stelle dem Varro, ſondern dem Verrius entnommen ſeyn.

Dieſe Bemerkungen reichen wohl hin, um darzuthun, wie unſicher das Conjecturiren gerade bey Plinius iſt; übrigens iſt es in ſo ferne nur erfreulich, wenn ein Mann von ſolcher Gelehrſamkeit und ſolchem Scharfſinn wie Hr. Bergk derartige Verſuche zur Oeffentlichkeit bringt, als durch die neuen Geſichtspunkte, „welche dadurch eröffnet werden, doch ſo manche Stelle in ein beſſeres Licht geſetzt, und die Erklärung oder Verbeſſerung derſelben gefördert wird."

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. October.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Beyträge zur Naturgeschichte der Turbellarien von Dr. Max Sigm. Schultze. I. Abtheilung. Mit 7 zum Theil colorirten Kupfertafeln. Greifswald 1851. gr. 4.

Nicht Mode, sondern ein dringendes Bedürfniß lenkt die Kräfte so vieler Forscher der Gegenwart auf die Untersuchung der niederen Thierorganismen. Man hofft eine Aufklärung über die verwickelten Functionen der Organe und organischen Systeme höher stehender Thiere aus der Erkenntniß des einfacheren Lebensprocesses der niedriger stehenden zu gewinnen.

Der Gewinn aber, welcher hier erworben wird, kann freylich nicht in so ferne als ein reiner betrachtet werden, als die Resultate der Forschung sich etwa unmittelbar in die Gleichung des Lebensprocesses höherer Thiere einführen ließen. Manche Täuschungen konnten nicht ausbleiben, wenn man dieses hie und da versuchte. Viele Processe sehen wir in dem Pflanzenkörper ohne alle Gegenwart von Nerven mit großer Präcision verlaufen; Processe, welche in realer, hie und da selbst formaler Beziehung gewissen im Thierkörper auftretenden vollkommen entsprechen, hier aber von nervenreichen Gewebtheilen zunächst ausgeführt. Erlaubt die Combination dieser beyden Beobachtungen den Schluß, daß die Nerven überflüssig seyen, die Processe bey den Thieren ebenfalls ohne Einwirkung der Nerventhätigkeit von Statten gehen? gewiß nicht! Aber auch umgekehrt würde man fehlschließen, wenn man das, was in dem nervenreichen Thierkörper vor sich geht, in dem Pflanzenkörper ebenfalls anzutreffen, von einer unsichtbaren, die Nerventhätigkeit ersetzenden Lebenskraft ableiten wollte. Man muß sich hier vielmehr denken, daß die Summe der zu einem gewissen Effekt nothwendigen Bedingungen in dem Pflanzenkörper vollständig ist, während bey dem Thierkörper die Nervenkraft eben eine nicht zu eliminirende Bedingung abgibt, ohne deren Gegenwart die Summe der Bedingungen nicht voll, der bezweckte Effekt eben darum auch nicht möglich wäre.

Dieß ist ein Beyspiel, an welchem man annäherungsweise noch Gründe für die Nothwendigkeit im einen Fall und für die Entbehrlichkeit gewisser Organe im anderen beyzubringen im Stande ist. Dieß wird aber in dem Maaße seltner werden, als die Lebensform und Lebenszwecke verschiedener Organismen einander näher rücken und die Organisation immer noch beträchtliche Differenzen zeigt. Man kann sich heut zu Tage nicht mehr damit begnügen, allgemeine Aehnlichkeiten der Formen auf gleiche Aehnlichkeiten der Function zu beziehen, noch auch bedeutende Unterschiede derselben als Bedingungen sehr wesentlicher Verschiedenheiten in der Function zu betrachten. Die Organismen stellen nicht Combinationen kleiner Apparate dar, deren jeder für sich eine bedeutsame Leistung zu übernehmen hätte, sondern Combinationen von Organen, durch deren Zusammenwirken ein gewisser Zweck erfüllt wird, bey welchem es zuletzt gleichgültig ist, wie die einzelnen Theile construirt sind. Auch kann nicht ein solcher Thierkörper von vorne herein so angelegt seyn, daß alle äußeren Einwirkungen auf möglichst lange Zeit hinaus spurlos an ihm vorübergehen, sondern das

Charakteriſtiſche des Lebendigen iſt eben jener permanente, thatſächliche Conflict, in welchen die Kräfte der organiſchen Materie mit den Kräften der Außenwelt geſetzt ſind.

Sind nun dieſe äußeren Einflüſſe nicht überall die gleichen, ſondern geradezu im Gegentheil außerordentlich verſchieden, und ſollen die Thierkörper in den Elementen, für welche ſie geſchaffen ſind, eine Zeit hindurch trotz ihr Abhängigkeit von der Umgebung ihren Zuſammenhalt, mit einem Wort ihre Individualität, bewahren, ſo kann es nicht anders kommen, als daß die Formen wie das Material ihrer Organe verſchieden iſt, dieſe daher bey den einzelnen Thierklaſſen nicht für einander unmittelbar ſubſtituirt werden können.

Das iſt der eine Grund zu der Nothwendigkeit einer Differenz in der Organiſation. Der andere liegt in dem Kreis der Aufgaben, welche jedes Thier, indem es der Außenwelt entgegenwirkt, zu erfüllen hat. Dieſe Aufgaben beſchränken ſich keineswegs auf das leibliche Gebiet, ſondern greifen auch auf das der Seele über. Wie viel oder wie wenig wir über die letzteren entſcheiden können, bedarf keiner Andeutung, und bey der innigen Verwebung beyder bleiben uns auch über erſtere der Zweifel genug übrig.

Es iſt ganz gewiß, daß die Thierwelt im Ganzen eine beſtimmte allgemeine Aufgabe in der Maſſe des Geſchaffenen hat, und denkbar, daß uns mit der Zeit je mehr und mehr Züge derſelben klar werden, wie uns bis jetzt einzelne wenigſtens nicht mehr ganz fremd geblieben ſind. Ebenſo gewiß iſt auch, daß zur Erfüllung dieſer allgemeinen Aufgabe je eine Thierklaſſe ihr ganz beſtimmtes Theil beytrage, und daß gewiß dieſer Reichthum der Thierformen gar nicht exiſtiren würde, könnte jene allgemeine Aufgabe von einer einzigen Thierform oder von einigen wenigen ſchon vollkommen gelöst werden. So leicht wir zu dieſer Reflexion kommen, wenn wir nur ganz oberflächlich auf die Erſcheinungen an den Thier- und Pflanzenkörpern unſer Augenmerk richten, ſo ſchwierig wird, ja bis jetzt unmöglich, die Durchführung dieſer Gedanken im Einzelnen und an concreten Beyſpielen. Kein Wunder alſo, wenn man bis jetzt von dieſem Geſichtspunkt aus noch nicht wagen konnte, eine comparative Phyſiologie auch nur zu ſkizziren, ſondern vorläufig alle Kräfte darauf concentrirte, bis ins Kleinſte die Formen der Organe und Gewebe, ſo wie ihre Zuſammenſetzung zu erforſchen, und daraus ihre Function abzuleiten.

Der Drang des Geiſtes jene allgemeineren Verhältniſſe zu durchſchauen, iſt unſtreitig viel größer, als mühſam ein Bildchen nach dem andern ſich herzuſtellen und auf das ſcheinbar Kleinliche und vereinzelt Daſtehende die geiſtige Thätigkeit zu beſchränken; — aber es ſcheint mir die Zeit, in der wir leben, groß in der Entſagung, mit welcher ſie auf einen Genuß vorläufig verzichtet, den ſie ſpäteren Generationen vorbereiten hilft, während eine noch nicht lange verfloſſene Periode, phantaſtiſch in allen einzelnen Zügen, einem vorfrühen Genuß ſich hingab, und ſich begnügte, allgemeine Ahnungen, ſelbſt auf wenige ſichere Beobachtungen geſtützt, als Fundamente für ſublime und elegante Theorien zu benützen.

Unſer Verfaſſer hat ſich ganz in den Geiſt unſerer Zeit und mit Anwendung aller uns gegenwärtig zu Gebot ſtehender Hülfsmittel in vorliegender Schrift mit den rhabdocoelen Turbellarien beſchäftigt, und darin 1) ſeine Beobachtungen über dieſe Thiere in hiſtologiſcher Hinſicht mitgetheilt; 2) eine ſpecielle Beſchreibung der beobachteten Arten, 3) Einiges über Nemertinen und 4) über Entozoën in Turbellarien veröffentlicht.

Es ſey uns hier gegönnt, nur durch einige Andeutungen den Leſern dieſer Blätter eine ſehr gründliche und reich ausgeſtattete Schrift zu empfehlen, welche uns manches Neue und allgemein Intereſſante über dieſe niedrig ſtehenden Thiere gebracht hat.

Die Turbellarien leben faſt alle frey im Waſſer, und ſind die ungegliederten und borſtenloſen Würmer, deren ganze Körperoberfläche flimmert. Ihre Form iſt bald platt, bald rundlich, ihre Körperſubſtanz weich, ohne alle feſte Stütze. Sie beſitzen ein deutliches Nervenſyſtem, Augenpunkte mit oder ohne collective Mittel, hie und da Otolithen. Muskelſyſtem, Verdauungskanal (häufig baumförmig mit einer oder zwey Oeffnungen), Waſſergefäßverästlungen,

welche mit einer oder mehreren Oeffnungen an der Körperoberfläche münden, so wie Geschlechtsorgane finden sich bey allen, und zwar sind in Beziehung auf letztere männliche und weibliche entweder in einem Individuum vereinigt oder auf getrennte Geschlechter vertheilt.

Als Eintheilungsprincip wird der Verdauungsapparat gewählt und diese ganze Thierklasse in die beyden Unterabtheilungen: I. Aprocta und II. Proctucha gebracht. Von den ersteren treten als Ordnungen auf: 1) Dendrocoela, 2) Rhabdocoela, während die II. in die Ordnungen 1) Arhynchia, 2) Rhynchocoela zerfällt.

Für die Rhabdocoela entwirft der Verfasser folgende Eintheilung und Charakteristik:

1. Familie: Opistomea (Mundöffnung im hinteren Körpertheil gelegen, Schlund schlauchförmig wie bey den Dendrocoelen).
2. Familie: Derostomea (Mundöffnung etwas hinter dem vorderen Körperende; Schlund tonnenförmig).
3. Familie: Prostomea (Mundöffnung am vorderen Körperende. Schlund röhrenförmig, aus mehreren Abtheilungen bestehend, einer vorderen, innen mit Papillen besetzten, einer zweyten musculösen, dickwandigen, und einer dritten dünnwandigen einem Oesophagus vergleichbaren).
4. Familie: Mesostomea (Mundöffnung in der Mitte oder nahe der Mitte des Körpers. Schlund ringförmig, einem Saugnapf ähnlich).
5. Familie: Schizostomea (Mund: eine Längsspalte nahe dem vorderen Körperende. Ein muskulöser Schlund fehlt).

Nach diesem zoologischen Ueberblick geht der Verfasser zu der Betrachtung der rhabdocoelen Turbellarien, besonders in histologischer Beziehung über, und ist dabey unter Anderem zu folgenden Resultaten gekommen.

Erstens in Beziehung auf die Structur der Haut. Er fand sie aus einer weichen, homogenen, feinkörnigen Grundsubstanz bestehend, mit vielen wasserklaren Hohlräumen in ihrer Dicke, auf ihrer Oberfläche gleichmäßig mit Cilien bedeckt, welche unmittelbar auf einer zusammenhängenden dünnen Schicht der feinkörnigen Grundmembran, und nicht auf eigentlichen Flimmerzellen aufsitzen. Die Körpersubstanz dieser Thiere unterscheidet sich von der Sarcode Dujardin's, der ungeformten contractilen Substanz niederer Thiere, welche Ecker beschrieben hat, dadurch, daß sie nach Anwendung von verdünntem Ammoniak in regelmäßige Stücke zerfällt, deren jedes aus einer Anzahl Hohlräume und der dazu gehörigen Grundsubstanz besteht. Dieses Phänomen des Zerfallens erklärt der Verf. mit der Annahme ursprünglicher Zellen, deren Inhalt und Wandung sich gleichmäßig zu der der Sarcode ähnlichen Substanz umgewandelt habe, und welche nur so weit mit einander verschmolzen sind, daß sie durch chemische Agentien von einander getrennt werden können.

Zweytens in Beziehung auf die stabförmigen Körper.

Diese sind eine charakteristische Eigenthümlichkeit vieler Rhabdocoelen und Dendrocoelen, durch F. Schulze, Oersted, O. Schmidt, v. Siebold, J. und M. Müller schon bekannt geworden, und durch ihre stab-, spindel- oder pfriemenförmige Gestalt ausgezeichnet. Bey einigen Rhabdocoelen fehlen sie nach S. Schulze ganz, nämlich bey Opistomum pallidum, Prostomum lineare. Ihre Länge variirt bey den einzelnen hieher gehörigen Thieren zwischen 0,004‴ und 0,018‴. Nur selten ragen sie über die Oberfläche der Haut hervor, sind meist in deren Parenchym, aber auch zwischen den übrigen Organen eingebettet. Ihre eigenthümliche Gruppirung und Aneinanderreihung, ihre dichte Anhäufung an der sehr empfindlichen vorderen Körperspitze (z. B. bey Mesostomum rostratum) und um die Centralorgane des Nervensystems führte unseren Verfasser zu der Vermuthung, daß sie als Gebilde fungiren, welche zu dem Hautgefühl in näherer Beziehung stehen. In chemischer Beziehung zeichnen sie sich durch ihre Schwerlöslichkeit in Alkalien und durch ihre Zerfließlichkeit in Wasser und verdünnten Säuren aus. Auch wird die Vermuthung O. Schmidts bestätigt, daß ihre Entwicklung immer in Zellen von Statten gehe, welche ziemlich groß, mit einem Kern

verſehen, und mehr oder weniger mit ſolchen Stäbchen angefüllt unter der Haut junger Exemplare angetroffen werden.

(Schluß folgt.)

Das Hyraceum in hiſtoriſcher, chemiſcher, pharmaceutiſcher und therapeutiſcher Beziehung.

(Schluß.)

1) Da er im Hyraceum weder Harnſtoff, noch Harnſäure, noch Hippurſäure, noch Benzoeſäure fand, ſo iſt die Meinung Derer, welche jenes für eingetrockneten Harn halten, im höchſten Grade unwahrſcheinlich. 2) Eben ſo wenig iſt das Hyraceum eine durch beygemiſchtes Blut gefärbte Subſtanz, da ein von ihm angeſtellter Verſuch die Abweſenheit von Blut reſp. Haematin mit Sicherheit beweist. 3) Carbolſäure, ein Beſtandtheil des Caſtoreums, welche dieſem Stoffe ſeinen intenſiven Geruch, vielleicht auch ſeine Wirkſamkeit verleiht, findet ſich im Hyraceum nicht oder nur in ſehr geringen Spuren. 4) Gallenbeſtandtheile kommen dagegen in ihm mit Gewißheit vor. 5) Ammoniak iſt in nicht unbedeutender Menge vorhanden, und zwar zum geringeren Theil an Kohlenſäure gebunden, zum größten Theil an Chlor als Salmiak, ähnlich wie beym Kameelmiſt. 6) Ein höchſt eigenthümlicher und wahrſcheinlich der wirkſame Beſtandtheil des Hyraceums iſt ein penetrant aromatiſch riechendes Harz, das ſauer reagirt, in Aether wenig, in Waſſer nicht, dagegen in einer Miſchung von Aether und von wäſſerigem Weingeiſt ziemlich leicht löslich iſt. Es iſt in relativ großer Menge im Hyraceum vorhanden: 49,5 Proc., und ſtellt dadurch dieſe Subſtanz dem Caſtoreum ſehr nahe, deſſen beſte Sorte 58,6 Proc. ähnliches Harz enthält.

Der Verf. hat demnach durch ſeine eigenen chemiſchen Verſuche die Richtigkeit der Analyſe von Lehmann beſtätigt und tritt auch der Meinung desſelben über die Abſtammung des Hyraceums bey, indem er es für Exkremente eines pflanzenfreſſenden Thiers erklärt. Als Stützpunkte ſeiner Anſicht beruft er ſich auf die vielen in dieſer Subſtanz enthaltenen, in der Mehrzahl gleich großen Pflanzenreſte, auf das Vorkommen von einzelnen Theilchen einer Inſektenlarve, die wahrſcheinlich vom Hyraceum lebt, auf die Gallenbeſtandtheile, von denen es ſich nicht erklären ließe, wie ſie in Harn oder ein Menſtrualſekret kommen ſollten, ferner auf die auffallende Menge des oben beſchriebenen Harzes, das viele Ammoniak und endlich auf die große Anzahl anorganiſcher Stoffe.

Um am Schluße doch auch Einiges von der Heilkräftigkeit des Hyraceums zu erwähnen, wollen wir hier hervorheben, daß der Verf. nach den zur Zeit vorliegenden Erfahrungen ſich zur Erklärung für berechtigt hält: „daß es im Allgemeinen bey geſteigerter Erregbarkeit des Nervenſyſtems und insbeſondere bey vielen Formen der Hyſterie als ſymptomatiſches Mittel gute Dienſte leiſtet, jedoch nur in größerer Doſis, und daß es um ſo mehr der Empfehlung würdig ſeyn könne, als man nie ſchädliche Nebenwirkung davon geſehen.“ Er macht noch auf ein anderes Moment, was insbeſondere in kliniſchen Anſtalten und der Armenpraxis ſehr zu berückſichtigen iſt, aufmerkſam, nämlich auf die relative Wohlfeilheit des Präparates, zumal dem Caſtoreum gegenüber.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. October.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Beyträge zur Naturgeschichte der Turbellarien.

(Schluß.)

Drittens: in Beziehung auf den grünen Farbstoff, welcher bey Vortex viridis, Mesostomum viridatum, Hydra viridis und Stentor polymorphus als identisch mit dem Chlorophyll der Pflanzen gefunden wurde, indem nämlich der grüne Farbstoff dieser Thiere durch verdünnte Alkalien und Säuren nicht verändert, von concentrirter Schwefel- und Salzsäure mit schön grüner, durch Kochen nicht veränderbarer Farbe gelöst wird; indem weiter Alkohol und Aether diesen Farbstoff genau mit derselben Farbe löste wie das Chlorophyll, aus welcher Lösung essigsaures Bleyoxyd den Farbstoff niederschlägt. Endlich verbleicht auch der Farbstoff dieser Thiere in der Dunkelheit wie der grüne Pflanzenfarbstoff.

Viertens: in Beziehung auf das Muskelsystem.

Unser Verf. statuirt O. Schmidt entgegen ein sehr ausgedehntes Muskelsystem, und zwar ein Muskelnetz zur Bewegung der Haut und des ganzen Körpers, so wie ein solches zur Bewegung der inneren Organe. Die Muskelfasern unter der Hautschicht haben bey beträchtlicher Länge eine Breite von 0,0005 — 0,002‴, und verlaufen sowohl in der Längsrichtung des Thierkörpers als auch ringförmig. Sie lassen sich besonders deutlich durch ziemlich concentrirte Chromsäurelösung machen, lösen sich in concentrirter Essigsäure, stärkeren mineralischen Säuren und Alkalien ganz auf. Bey den größeren Mesostomeen findet man häufig verzweigte Fasern. Ebenso beschaffen sind die zu den inneren Organen gehenden Muskelfasern. Alle geben sie mit Zuckerlösung und Schwefelsäure die bekannte violette Färbung, und erweisen sich dadurch als proteinartige Substanz.

Indem sie durch das meist farblose, durchsichtige Parenchym, welches aus einer weichen, eyweißartige Körnchen und Bläschen enthaltenden Substanz (vergleichbar der contractilen Substanz niederer Thiere) besteht, sehr vielfach hindurchsetzen, läßt sich bey der Beobachtung von Contractilität an einzelnen abgerissenen Thierstücken nicht mehr genügend entscheiden, ob solche selbstständige Contractionen von jenen formlosen Parenchymtheilen oder den darin enthaltenen Muskelfasern herrühren.

Fünftens: in Beziehung auf das Nervensystem.

Ein solches wurde von dem Verfasser bey allen Familien der Rhabdocoelen nachgewiesen, während ein solches und zwar nur dessen Centra bey Pseudostomum faeroense (von O. Schmidt) und bey Vortex vittatus (von Frey und Leuckart) bisher beobachtet worden war. Die Grundform des Centralnervensystems aller Turbellarien wird durch zwey mit einander verbundene, im vorderen Körpertheil gelegene Ganglien dargestellt, welche nach mehreren Richtungen Nervenfäden aussenden. Bey den Rhabdocoelen sind die beyden sonst getrennten und

durch einfache oder doppelte Brücke verbundenen Ganglien zu einem Doppelganglion verschmolzen. Ganglienzellen, ähnlich denen der Annulaten, werden hier so wenig als bey den Nemertinen angetroffen. Die Nervenstränge sind aus sehr feinen, blassen Fasern zusammengesetzt, welche die Centraltheile ebenfalls bilden helfen, hier aber untermischt mit schmalen, an beyden Enden geschwänzten, länglichen Zellen, in deren Innerem nur feine Körnchen enthalten sind.

Sechstens: in Beziehung auf die Sinnesorgane.

Die zwey in der Nähe des vorderen Körperendes gelegenen schwarzen Pigmentflecke sind wegen der Verbindung, in welcher sie mit den centralen Nervenmassen unmittelbar oder durch dicke kurze Sehnerven mittelbar stehen, als wahre Augenpunkte zu betrachten, obgleich wirkliche collektive Mittel bey den Rhabdocoelen nur selten anzutreffen sind. Ohne solche Augenpunkte sind allein: **Opistomum pallidum**, **Monocelis unipunctata**, **Vortex pellucidus**, **Mesostomum viridatum**, **pratense** und **sulphureum**, **Macrostomum auritum**, **Convoluta**. Die Augenflecke sind entweder scharf begrenzt, oder verzweigt und diffus.

Interessant ist gerade bey den augenlosen Rhabdocoelen das Vorkommen von einem Gehörorgan, dem vieler Mollusken ähnlich. Es besteht in einem zarten Bläschen, welches eine durchsichtige kalkige Kugel enthält, und liegt, stets unpaar, den centralen Nervenmassen unmittelbar auf. Unser Verfasser sucht in Uebereinstimmung mit Frey und Leuckart die Deutung dieser Gebilde als Gehörorgane zu rechtfertigen.

Siebentens: in Beziehung auf das Wassergefäßsystem und den Verdauungsapparat wurden keine wesentlichen neuen Entdeckungen gemacht, indem das erstere bereits durch O. Schmidt genau beschrieben worden. Auch unser Verfasser beobachtete an ihm nirgends Contraktilität der Gefäße, sondern die Fortbewegung des Fluidums an die Thätigkeit von Cilien gebunden, welche jedoch in der feinsten Gefäßverästlung, so wie in der Nähe der nach außen mündenden Oeffnungen fehlten.

An dem afterlosen Verdauungscanal der Rhabdocoelen hat man die Mundöffnung, den muskulösen Schlund und den blindsackförmigen Darm zu unterscheiden. Der Mund, meist eine einfache Oeffnung in der Haut mit entsprechender Anordnung der Hautmuskelfasern, ist nur bey einigen z. B. Macrostomum hystrix auf eine leicht in die Augen fallende Weise stark entwickelt. Der Schlund eignet sich durch die Verschiedenheit seiner Gestalt bey den einzelnen Familien dazu, nach ihm die Rhabdocoelen einzutheilen. Der Darm, ohne faserige oder strukturlose Haut ist mit eigenthümlichen, farblosen und durchsichtigen Zellen mit braungefärbtem Kern, ausgekleidet, welche dicht neben einander liegend eine zusammenhängende Schicht bilden.

Bey Macrostomum hystrix wurde Wimperbewegung im Inneren des Darmes beobachtet. Nur bey den Derostomeen finden sich drüsenartige, mit einem Ausführungsgang versehene Zellen-Gebilde in näherem Zusammenhang mit dem Verdauungscanal.

Achtens: in Beziehung auf die Geschlechtsorgane.

In chemischer Beziehung ist der Nachweis des Chitins in der harten Schale der Rhabdocoelen- und Dendrocoelen-Eyer neu. Auch die harten Theile des Zeugungsgliedes jener sollen aus einer dem Chitin ähnlichen, von ihm durch ihre Löslichkeit in kochender Kalilauge sich unterscheidenden Substanz bestehen.

Nach Ausschluß der eingeschlechtlichen Microstomeen aus der Ordnung der Rhabdocoelen finden sich in dieser nur noch hermaphroditische Thiere und zwar bestehen die männlichen Organe aus in der bey weitem größeren Mehrzahl doppelt vorhandenen Hoden, Samenblase, Begattungsorganen; die weiblichen aus Keimstöcken, Dotterstöcken, Eyertasche und Samentasche. Sämmtliche Geschlechtsorgane münden durch eine Oeffnung.

Die von O. Schmidt zuerst bey den Rhabdocoelen nachgewiesene eigenthümliche Trennung von Eikeimen und Dottermassen in verschiedene Organe erleidet bey Macrostomum hystrix und auritum eine Ausnahme, indem hier Keimstock und Dotterstock in einem Schlauch vereinigt ist. —

Der II. Theil der Abhandlung enthält eine spezielle Beschreibung der beobachteten Arten, welcher wir hier nicht weiter vorgreifen wollen; nur möge die zoologische Classification an dieser Stelle einen Platz finden, wie sie den Beobachtungen unseres Autors zufolge aufgestellt werden muß.

I. Familie Opistomea.

1) Monocelis (Oersted). Schlundröhre frey, ohne seitlich sich an dieselbe ansetzende Muskeln, Körper cylindrisch, langgestreckt. Im vorderen zugespitzten Ende ein Otolith; bey einigen Arten noch vor demselben ein Auge.

2) Monocelis agilis (nov. spec.). Körper $1 - 1\frac{1}{2}'''$ lang, $\frac{1}{8}'''$ breit, vorn zugespitzt, hinten abgestumpft. An der vorderen Spitze etwas bräunlich gefärbt. Ein Otolith und darüber ein schwarzbrauner Pigmentfleck. Penis papillenartig ohne harte Theile.

3) Monocelis unipunctata (Oersted). Körper $2 - 3'''$ lang, $\frac{1}{6}'''$ breit, vorn etwas schmäler als hinten, ganz weiß. Ein Otolith, aber kein Pigmentfleck im vorderen Körperende. Der Penis im erigirten Zustand mit vielen Widerhaken besetzt.

4) Monocelis lineata. Körper $1\frac{1}{2} - 2\frac{1}{2}'''$ lang, $\frac{1}{6}'''$ breit, vorn zugespitzt, hinten abgestumpft; rein weiß. Vor dem Otolith ein schwarzer Pigmentfleck. Der Penis papillenartig ohne harte Theile.

II. Familie Opistomum (O. Schmidt).

1) Opistomum pallidum. (O. Schmidt). Körper $1\frac{1}{2} - 2'''$ lang, $\frac{1}{3}'''$ breit, vorn abgestumpft, hinten zugespitzt. Farbe gelblich weiß.

III. Familie Derostomea.

1) Vortex.

A. Vortex viridis (Schultze). Körper $1 - 1\frac{1}{2}'''$ lang, $\frac{1}{3} - \frac{1}{2}'''$ breit, vorn abgestumpft, hinten zugespitzt, fast cylindrisch, schön blattgrün gefärbt. Zwey schwarze Augen.

B. Vortex balticus (nov. spec.). Körper $\frac{1}{2} - \frac{2}{3}'''$ lang, $\frac{1}{8}'''$ breit, vorn abgestumpft, hinten zugespitzt, fast cylindrisch; hellbräunlich; zwey schwarze Augen.

2) Derostomum (Oerst.) Schmidtianum. Körper $1\frac{1}{2} - 2'''$ lang, $\frac{1}{2} - \frac{2}{3}'''$ breit, abgeplattet, vorn abgerundet, nach hinten breiter werdend und mit kurzer Spitze endigend. Farbe weißgrau, selten grünlich. Zwey schwarze Augen.

C. Vortex pellucidus (nov. spec.). Körper $1'''$ lang, $\frac{1}{3}'''$ breit, etwas abgeplattet, vorn wie hinten gleichmäßig verschmälert; ganz farblos und durchsichtig; keine Augen.

IV. Familie Mesostomea. Mesostomum.

A. Mesostom. obtusum (nov. spec.). Körper $1 - 1\frac{1}{2}'''$ lang, $\frac{1}{3} - \frac{1}{2}'''$ breit, flach, vorn und hinten abgestumpft. Farbe weiß. Drey sehr diffuse schwarze Augenflecke an der vorderen Spitze.

B. Mesostomum marmoratum (nov. spec.). Körper $1'''$ lang, $\frac{1}{4}'''$ breit; vorn abgestumpft, hinten zugespitzt, hellbraun, mit schwarzbraunen Adern. Zwey mit einer Linse versehene Augen.

V. Familie Schizostomea.

1) Schizostomum.

2) Macrostomum.

A. Macrostomum hystrix (Oerst.). Körper $1'''$ lang, $\frac{1}{4}'''$ breit, fast cylindrisch, vorn abgerundet, hinten in einen platten zum Anheften dienenden Schwanz ausgehend. Farbe weiß. Zwey kleine schwarze Augen.

B. Macrostomum auritum (Schultze). Körper $\frac{3}{4}'''$ lang, $\frac{1}{5}'''$ breit, platt, vorn etwas ver-

schmälert, in der Mitte meist eingeschnürt, hinten abgestumpft, Farbe weiß. Keine Augen, aber ein Otolith in der Nähe der vorderen Körperspitze.

In dem III. Abschnitt (Einiges über Nemertinen) beschreibt unser Autor eine neue Spezies einer neuen Nemertinen-Art, von ihm Prorhynchus stagnalis genannt und eine neue Spezies: Tetrastemma obscurum.

Die erstere Nemertine lebt in süßem Wasser, ist $1\frac{1}{2}$—2‴ lang, $\frac{1}{6}$‴ breit, cylindrisch, vorn schmäler als hinten, weiß; augenlos, mit kurzem, nicht zum Umstülpen, sondern Vorstoßen geeigneten Rüssel. Die Lage der Rüsselwaffe und deren Gestalt verlangt dieses Thier, als einer neuen Gattung angehörig, zu betrachten. Sämmtliche aufgefundene Exemplare waren Weibchen mit schlauchförmigem, neben dem Darm in der hinteren Körperhälfte gelegenen Eyerstock.

An Tetrastemma obscurum, welches 1″ lang und 1‴ breit, cylindrisch, vorn etwas verschmälert, an beyden Enden abgestumpft, dunkel olivengrün und mit 4 Augen versehen ist, und einen Rüssel mit einem Stilet und zwey Reservespitzentaschen besitzt, war das Vorkommen großer Mengen lebendiger Jungen in der Leibeshöhle auffallend.

Ferner wurde an diesem Thiere ein Wassergefäßsystem neben den unverästelten contractilen Blutgefäßen entdeckt. Bey Verfolgung der Entwicklung dieser Thiere wurde eine besondere Rücksicht auf die Bildung des Stilets genommen, wobey sich als sehr wahrscheinlich herausstellte, daß die in den Taschen seitlich von dem Stilet gelegenen Spitzen dazu bestimmt seyen, den etwaigen Verlust der ursprünglichen zu ersetzen. Die Spitzen selbst entstehen und wachsen in ganz durchsichtigen, kernlosen, ovalen Bläschen im Inneren der Spitzentasche.

In dem IV. Abschnitt werden die in Turbellarien aufgefundenen Entozoen beschrieben und zwar wurden in Dendrocoelen zwey Opalinen-Spezies, beobachtet, nämlich in Planaria torva, eine von unserem Verfasser Opalina polymorpha genannt. An dieser Opalina glaubt Schultze Andeutungen zu Uebergangsformen bemerkt zu haben, woraus er überhaupt zu schließen geneigt ist, daß die Opalinen keine selbstständige Thiergattung bilden, sondern nur Ammen anderer Thiere darstellen. Weiter wurde in der Planaria ulvae die durch zwey im Vorderende gelegenen harten Haken ausgezeichnete Opalina uncinata gefunden.

In Planaria torva wurden Gregarinen häufig beobachtet. Diese waren nur bey den Dendrocoelen unter den Turbellarien bisher noch nicht gekannt.

Es ist begreiflich, daß wir uns hier nur auf Andeutungen beschränken konnten, indem eine ausführlichere Mittheilung sich für diese Blätter weder eignet, noch auch ohne Beyhülfe der Tafeln zusammengedrängt geben ließe. Durch die große Menge der theilweise colorirten, vortrefflich ausgeführten Abbildungen ist diese Abhandlung außerordentlich reich, man darf sagen prachtvoll ausgestattet. Sie ist als ein nicht unwesentlichrr Beytrag zur vergleichenden Physiologie und Anatomie zu betrachten, so daß gewiß Jeder, welcher sich für diese Organismen speziell oder für vergleichende Betrachtungen im Allgemeinen interessirt, der Veröffentlichung von Schultze's weiteren Untersuchungen mit Freude entgegensieht.

Dr. E. Harleß.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. October.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. Vol. I. second series. Philadelphia 1847 — 1850. 356 S. 4. — Vol. II. part 1. 1850.

Nach längerer Unterbrechung hat die Akademie der Naturwissenschaften in Philadelphia die Publikation ihrer Denkschriften wieder begonnen und damit eine neue Reihenfolge eingeleitet, die statt des früheren Octavformates nunmehr in Quart erscheint. Bereits liegt uns ein ganzer Band nebst der ersten Lieferung des zweyten vor und diese neue Folge zeichnet sich sehr vortheilhaft durch große Eleganz des Druckes und der Kupfertafeln aus. Mit Ausnahme einer botanischen Mittheilung gehören alle anderen Abhandlungen dem Gebiete der Zoologie und Palaeontologie an. In unserer Anzeige dieser Denkschriften werden wir der älteren Abhandlungen, die bereits auf anderem Wege bey uns hinlänglich bekannt geworden sind, nur kurz gedenken, dagegen auf den Inhalt der wichtigeren neueren Mittheilungen, wo es uns nöthig erscheint, ausführlicher eingehen.

Vol. I. Part 1. 1847.

I. On the Fossil genus Basilosaurus Harl. (Zeuglodon Ow.) with a notice of Specimens from the Eocene Green Sand of South Carolina. By Robert W. Gibbes (P. 1 — 15. Tab. 1 — 4.) — Beschreibung der in Süd-Carolina gefundenen Ueberreste von Zeuglodon mit Abbildung der wichtigsten Stücke auf 4 Tafeln. Der Verf. will 3 Arten unterscheiden, die er als Basilosaurus cetoides Ow., B. serratus Gibb. und B. squalodon Grateloup. bezeichnet.

II. Notice of the Discovery of a Cranium of the Zeuglodon (Basilosaurus). By M. Tuomay (P. 16 — 17. Tab. 5). — Kurze Beschreibung eines Schädel-Fragmentes mit dessen Abbildung.

III. Observations on certain Fossil Bones from the collection of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. By Richard Owen (P. 18—20. Tab. 6). — Der Verf. erkannte in diesen Ueberresten die Gattungen Bos, Equus, Mastodon und Harlanus americanus; von letzterem ist der Unterkiefer abgebildet.

IV. Description of a new rapacious Bird in the Museum of the Academy of N. Sc. of Philadelphia. By John Cassin (P. 21—23. Tab. 7). Aus zwey von der Insel Cuba abstammenden Exemplaren errichtete der Verf. eine neue Art, der er den Namen Cymindis Wilsonii gab, und von welcher er eine schöne colorirte Abbildung vorlegte.

V. Remarks on the Birds observed in Upper California, with descriptions of New Species. By William Gambel (P. 25 — 56. Tab. 8 — 9). — Die erste Abtheilung einer ausgezeichneten Arbeit über die Vögel Ober-Californiens, insbesondere durch die trefflichen Beobachtungen über ihre Lebensweise. Da diese Arbeit bereits in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte (XIV. 1. S. 82) aufgenommen und hier von Cabanis mit vor-

trefflichen Bemerkungen begleitet worden ist, so brauchen wir an diesem Orte nicht weiter auf selbige einzugehen, nur soll noch bemerkt werden, daß der Verf. auf Tab. 8 sehr schöne Abbildungen von Parus montanus, P. inornatus und Chamaea fasciata und auf Tab. 9 von Zonotrichia chlorura und Picus scalaris mitgetheilt hat.

VI. History and Anatomy of the Hemipterous Genus Belostoma. By Joseph Leidy (P. 57—67. Tab. 10). — Auch von dieser Abhandlung ist ein Auszug im Archiv für Naturgesch. XV. 2. S. 302 enthalten; die Anatomie von Belostoma haldemanum ist durch eine schöne Tafel erläutert. Noch findet sich bey dieser Abhandlung ein Anhang, der 1) die Beschreibung eines neuen Eingeweidewurms, Cryptobia helicis, der in der Flüssigkeit der in der vesica copulatrix oder spermatheca von mehreren nordamerikanischen Arten von Helix und einem Bulimus gefunden wurde, enthält; 2) Bemerkung über den Mechanismus zur Schließung der häutigen Schwingen von Locusta und 3) über die Lage des Geruchsinnes bey den Land-Gasteropoden.

VII. Fragmenta entomologica. Auctore J. L. Le Conte (P. 71—93). — Bestehen aus 4 Abtheilungen mit folgenden Aufschriften: 1) Triplacidum boreali-americanarum synopsis, 2) de Lycis boreali-americanis, 3) Pedilus, specierum synopsis, 4) Varia.

Vol. I. Part 2. 1848.

VIII. Descriptions of North American Coleoptera, chiefly in the Cabinet of J. L. Le Conte, with references to described species. By S. S. Haldeman (P. 95—110). — Die neuen Arten werden ebenfalls im Archiv für Naturgeschichte aufgenommen und können daher hier übergangen werden.

IX. Observations on the Eocene formation and descriptions of one hundred and five new fossils of that period, from the vicinity of Vicksburg, Mississippi; with an Appendix. By T. A. Conrad (P. 111—134. Tab. 11—14). — Der Verf. sammelte aus den genannten Ablagerungen gegen 109 fossile Arten, von denen 60 den Univalven, 42 den Bivalven, eine den Multivalven und 6 oder 7 den Polypen angehören und wovon die meisten neue Arten zu bilden scheinen. In einem Anhange beschreibt er noch die eocenen Conchylien und Korallen, die in der Sammlung von Lardner Vanuxem enthalten sind und in Süd-Carolina gefunden wurden.

X. Description of a new Buceros and a notice of the Buceros elatus. By John Cassin (P. 135—136 Tab. 15). — Unter dem Namen Buceros albicristatus wird hier eine neue Art beschrieben, die sich durch einen weißen Federkamm auf dem Kopfe und langen stufigen Schwanz auszeichnet. Sie stammt aus Sierra Leone und ist in einer schönen Abbildung dargestellt. Beygegeben ist eine Beschreibung von Buceros elatus.

XI. Descriptions of three new species of the genus Icterus. By John Cassin (P. 137—138. Tab. 16 und 17). — Der einen Art wird der Name Icterus maculialatus beygelegt und Vera Cruz als Heimathsort angegeben. Die andere Art ist als Icterus auricapillus benannt und in Mexico und Brasilien aufgefunden. Die dritte Art führt den Namen Icterus Giraudii und hält sich bey Bogota auf.

XII. Monograph of the Fossil Squalidae of the United States. By Robert W. Gibbes (P. 139—147. Tab. 18—21). — Beschrieben und abgebildet werden hier die Zähne von Carcharodon megalodon Ag., C. angustidens Ag., C. scutidens Gibb., C. Mortoni Gibb., C. lanciformis Gibb. und C. sulcidens Ag.

XIII. Descriptions of Plants collected by W. Gambel in the Rocky Mountains and Upper California. By Thomas Nuttall (P. 149—189. Tab. 22—24). — Eine reiche Ausbeute an neuen Formen wird in diesen Beschreibungen der von Gambel in den Felsgebirgen und Ober-Californien gesammelten Pflanzen bekannt gemacht.

Vol. I. Part 3. 1849.

XIV. Monograph of the Fossil Squalidae of the United States. By Robert W. Gibbes (P. 191 — 206 Tab. 25 — 27). — Fortsetzung

der unter Nr. 12. begonnenen Abhandlung. In ſelbiger werden aufgeführt: Carcharias tenuis; Galeocerdo aduncus, latidens, minor, Egertoni, pristodontus und contortus Gibb.; Hemipristis serra; Glyphis subulata Gibb.; Sphyrna lata und denticulata; Notidanus primigenius; Lamna elegans, cuspidata, compressa, acuminata, crassidens, contortidens, Hopei, verticalis und gracilis; Otodus obliquus, appendiculatus, levis Gibb., crassus, macrotus, trigonatus, apiculatus; Oxyrhina hastalis, xiphodon, plicatilis, Mantellii, crassa, minuta, Sillimani Gibb., Desorii Gibb. und Wilsonii Gibb.

XV. Descriptions of new Fossil and Recent Shells of the United States. By T. A. Conrad (P. 207 — 209). — Aus dem obern Eocen werden als neue Arten charakteriſirt: Clavella vicksburgensis, Fulgur nodulatum, Triton subalveatum. Als neue lebende Arten ſind bezeichnet: Siliqua floridana, Lyonsia floridana, Cryptomya californica, Donax protracta, Venus intopurpurea, Pecten fuscopurpureus.

XVI. Notes on Shells, with Descriptions of new Genera and Species. By T. A. Conrad (P. 210 — 214). — Der Verf. berichtigt die Synonyme von Cassis cornuta, labiata und tuberosa, unterſcheidet von Triton tuberosus den T. pyriformis, zeigt, daß unter Triton variegatus Lam. 3 Arten begriffen ſind: T. (Murex) tritonis Linn., T. nobilis Con. und T. variegatus, trennt von Nautilus umbilicatus einen N. perforatus, und macht dann verſchiedene Bemerkungen über Petricola californica und carditoides, Siliqua Nuttallii und lucida, Trigonella crassatelloides, Sanguinolaria Nuttallii und Pholadomya abrupta. Zuletzt ſondert der Verf. von Pholas eine eigne Gattung als Parapholas ab und fügt zu Pecten eine neue Art als P. fragosus.

XVII. Remarks on the Birds observed in Upper California, with descriptions of new species. By W. Gambel (P. 215 — 229). — Die zweyte Abtheilung der unter N. v. begonnenen Bemerkungen über die obercalifornischen Vögel, behandelnd: Klettervögel, Tauben, Hühner, Sumpf- und Schwimmvögel.

XVIII. Additional Observations on a new living species of Hippopotamus. By S. G. Morton (P. 230 — 239 Tab. 32 — 34). — Der Verf. hat ſchon früher die Merkmale angegeben, durch welche ſich ſeine neue Art der Flußpferde, zuerſt von ihm Hippopotamus minor, ſpäter H. liberiensis benannt, vom H. amphibius unterſcheidet. Hier theilt er nun weitere Bemerkungen über die neue Species mit, fügt viele Ausmeſſungen des Schädels bey, und legt auf 3 Tafeln genaue Abbildungen des letzteren und des Gebiſſes vor, woraus die weſentliche Verſchiedenheit des H. liberiensis vom H. amphibius hervorgeht. Die Hauptdifferenzen beſtehen darin, daß H. liberiensis ein weit kleineres Thier iſt, indem bey Erwachſenen der Schädel nur 12″ mißt; daß ferner das Schädeldach ſowohl zwiſchen den Augenhöhlen als zwiſchen den Hinterhaupts- und Naſenbeinen eine ſchwache, aber gleichförmige Wölbung zeigt, während bey H. amphibius die Augenhöhlen auffallend erhöht ſind und der Zwiſchenraum concav iſt; daß weiters bey H. liberiensis die Augenhöhlen mehr mittelſtändig ſind, und daß an den obern Eckzähnen die innere Ausfurchung, die bey H. amphibius nur ſeicht iſt, bey dieſer neuen Art ſo tief eingreift, daß der Querſchnitt einen nierenförmigen Umriß zeigt. Dieſes Flußpferd hält ſich in großer Anzahl im St. Pauls-Fluße auf, der in den Gebirgen von Guinea entſpringt, durch das Dey-Land und Liberia ſtrömt, und nordwärts vom Kap Meſſurado ſich ins atlantiſche Meer ergießt.

XIX. Descriptions of new species of Birds of the genera Vidua, Euplectes and Pyrenestes. By John Cassin (P. 241 — 243 Tab. 30 — 31). — Die als neu angekündigten Arten heißen: Vidua albinotata von Port Natal und V. concolor, Euplectes nigriventris von Zanzibar, Pyrenestes coccineus von Weſtafrika. Dieſe 4 Arten ſind auf 2 Tafeln abgebildet.

XX. Cryptocephalinarum Boreali-americae diagnoses cum speciebus novis musei Leconiani. Auctore S. S. Haldeman (P. 245 — 265). — Im Ganzen werden hier 75 Arten aufgeführt.

XXI. Observations on the Reproductive Organs and on the Foetus of the Delphinus Nesarnak. By Charles D. Meigs (P. 267 — 273 Tab. 35 — 36). — Während Dr. Ruſchenberger's Seereiſe nach China wurde in nicht großer Entfernung von Rio Janeiro ein Delphin gefangen, und zwar ein trächtiges Weibchen, von welchem der Fruchthälter und die Scheide nebſt dem 13″ langen Fötus in Weingeiſt aufbewahrt und dem Verf. nach der Rückkehr übergeben wurden. Bey der mit dieſen Stücken vorgenommenen Unterſuchung, an der Agaſſiz Antheil nahm, ergab ſich als das Merkwürdigſte, daß innerhalb des Scheidenhalſes noch ein zweytes os tincae und cervix, ähnlich dem äußeren, gefunden wurde. Der Verf. iſt der Meinung, daß dieſe Verdoppelung des Muttermundes wohl die Beſtimmung haben möge, dem ungeheuern Drucke, welchen die Walle, wenn ſie in große Tiefen hinabgehen, auszuhalten haben, einen größern Widerſtand entgegen ſetzen zu können, um dadurch die Austreibung des Fötus zu verhindern. Nach Vergleichung des Fötus meint der Verf., daß derſelbe dem Delphinus Nesarnak Lacep. (D. Tursio Fabr.) angehören dürfe, obwohl er es ſelbſt bedenklich findet, daß ein Polarbewohner noch in der Nähe von Rio Janeiro vorkommen ſoll; wahrſcheinlich rührt jener von einer andern Art her. Fruchthälter und Fötus ſind in natürlicher Größe auf 2 Tafeln abgebildet.

Vol. I. Part 4. 1850.

XXII. Descriptions of New Fresh Water and Marine Shells. By T. A. Conrad (P. 275 — 280 Tab. 37 — 39). — Die zu den Gattungen Unio und Melania gehörigen neuen Arten ſind in nordamerikaniſchen Flüſſen gefunden worden; von den Küſten Unter-Californiens und Peru's kommen die zu den Gattungen Solecardia, Petricola, Pholadopsis, Parapholas, Penitella, Triton und Oliva geſtellten Arten. Alle ſind in vortrefflichen colorirten Abbildungen dargeſtellt.

XXIII. Revision of the North American Tailed-Batrachia, with descriptions of new genera and species. By Spencer F. Baird (P. 281 — 294). — Eine vorläufige Ueberſicht von einer größeren Arbeit, die der Verf. über die geſchwänzten Batrachier Nordamerikas demnächſt herausgeben will, und die allerdings zur Entwirrung der Arten und ihrer Synonymik ſehr wünſchenswerth iſt. Erwähnt ſoll hier nur werden, daß auch der Verf. den Siredon mexicanus, wegen ſeiner äußern und innern Aehnlichkeit mit der Larve von Ambystoma punctata (Salamandra punctata), bloß für die Larve einer rieſenhaften Art dieſer Gattung anſieht, obwohl das Thier im vollkommenen Zuſtande noch nicht gekannt iſt. Am Schluße werden noch 4 neue Species nordamerikaniſcher Salamander und eine von Scincus unter dem Namen Ambystoma macrodactyla, A. mavortia, A. episcopus, Pseudotriton montanus, Plestiodon anthracinus charakteriſirt.

XXIV. Descriptions of new species of the Genera Micrastur, Tanagra and Sycobius. By J. Cassin. (P. 295 — 297 Tab. 40 — 41). — Die neuen Arten heißen Micrastur guerilla von Jalapa, Tanagra nigroaurita vom Rio negro in Südamerika, und Sycobius scutatus von Weſtafrika; alle 3 Arten ſind abgebildet.

XXV. New species of Myliobates from the Eocene of South Carolina, with other genera not heretofore observed in the United States. By Robert W. Gibbes (P. 299 — 300 Tab. 42). Gefunden wurden Zähne von Myliobates Holmesii und transversalis, beydes neue Arten, Ptychodus polygyrus Ag., Carcharias tenuis Ag., Carcharodon leptodon Ag., Galeocerdo unbeſtimmte Art und ein Knochen, den Agaſſiz für einen Interapophyſen-Knochen zur Tragung der Rückenſtachel von Platax erklärte.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. October.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia.

(Fortsetzung.)

XXVI. Descriptions of two species of Distoma with the partial history of one of them. By Joseph Leidy (P. 301 — 310 Tab. 43). — Die eine Art heißt Distoma horridum, und wurde in den Harnleitern und dem Nierenbecken einer Boa constrictor gefunden; die andere Art erhielt den Namen Distoma vagans, und wurde in der Flüssigkeit des Pericardiums, zuweilen auch an der Oberfläche des Herzens von Helix alternata und H. albilabris entdeckt und zwar in drey verschiedenen Zuständen, die genau beschrieben und durch Abbildungen erläutert werden.

XXVII. An attempt to classify the Longicorn Coleoptera of the part of America North of Mexico. By John L. Le Conte (P. 311 — 340). Da diese Abhandlung nur der Anfang der folgenden ist, so sollen beyde bey dieser im Zusammenhange besprochen werden.

Vol. II. Part. 1. 1850.

I. An attempt to classify the Longicorn Coleoptera of the part of America North of Mexico. By John L. Le Conte (P. 5 — 38). —

Eine systematische Auseinandersetzung der großen Familie der Coleoptera Longicornia oder Bock-Käfer hat Audinet-Serville in dem ersten Bande der Annales de la Société entomologique de France (1832) geliefert. Auf diese dankenswerthe Arbeit ist bis jetzt noch keine Monographie gefolgt, was um so mehr zu wundern ist, da diese Familie bey der durchschnittlich ansehnlichen Größe ihrer Arten und augenfälligeren Unterschiede, ihrer weiten Verbreitung und leichteren Vereinigung in einer Sammlung, deren Zierden sie vornehmlich ausmachen, viel weniger Schwierigkeiten darzubieten scheint, als andere, welche schon länger eine monographische Bearbeitung erfahren haben. Der berühmte Entomologe Le Conte hat nun die Bock-Käfer von Nord-Amerika mit Ausschluß der merikanischen näher untersucht, und einige Aenderungen in der Serville'schen Classification nothwendig gefunden. Sogar die bisher angenommene Grundeintheilung in Prionidae, Cerambycidae und Lepturidae läßt er nicht mehr zu, sondern setzt dafür Prioni-, Cerambyci und Lamiae, indem er die frühere dritte Abtheilung zu der zweyten zieht, und dagegen einer früheren Unterabtheilung dieser zweyten, den Lamien, eine coordinirte Stellung einräumt. Hiezu hat ihn die zuerst von unserem Landsmanne Dr. Zimmermann in Philadelphia hervorgehobene Bemerkung veranlaßt, daß bey allen Lamien die Vorderschienen an der Innenseite eine schiefe Furche tragen, die oft als eine wahre Ausbuchtung wie bey den meisten Lauf-Käfern gefunden wird. Die anderen Bock-Käfer zeigen keine Spur davon, während der für Lepturidae als Hauptabtheilung angeführte Charakter, zu einer Art Hals abgeschnürter Hinterkopf, auch bey wirklichen Cerambiciden (z. B. Necydalis) gefunden wird. Der Verf. bezeichnet seine drey Abtheilungen oder Gruppen folgendermassen: 1. Lamiae: Vor-

derschienen innen mit einer schiefen Furche; Palpen immer fadenförmig; Antennen scheitelständig; Thorax ungerandet; Vorderhüften kugelförmig. 2. Cerambyci: Vorderschienen innen nicht gefurcht (außer in der Gattung Michthysoma); Palpen meistens platt gedrückt; Thorax ungerandet. 3. Prioni: Vorderschienen innen nicht gefurcht; Palpen platt gedrückt; Antennen stirnständig; Vorderhüften sehr in die Quere verbreitet.

Die Cerambyci, mit welchen der vorliegende Aufsatz allein sich beschäftigt, werden wieder eingetheilt nach der Form und Bildung der Vorderhüften und Schienen in drey Untergruppen, nämlich 1. Lepturidae mit fadenförmigen Schienen und konischen Vorderhüften; 2. Cerambycidae mit fadenförmigen Schienen und entweder kugelförmigen oder fast queren Vorderhüften, und 3. Spondylidae mit zusammengedrückten Vorderschienen und fast queren Vorderhüften.

Die Mangelhaftigkeit der früheren Eintheilung wird an Beyspielen sattsam nachgewiesen, die neue näher begründet durch Angabe der End- und Culminationspunkte der einzelnen Gruppen und ihrer Uebergänge, welche zwar durchaus natürlich sind, doch wenn der Verf. in diesem allgemeinen Theile auch auf die südamerikanischen Gattungen Rücksicht genommen hätte, noch weit deutlicher und nothwendiger erschienen wären.

Die Aufstellung der Gattungen und Arten aus der Abtheilung Cerambyci beginnt mit der Gruppe Lepturidae, welche wieder eine Dreytheilung zuläßt nach der Richtung der Stirne ob abwärts gebogen oder wagerecht, nach dem Grade der Ausrandung des Augenkreises und nach der Stellung der Antennen entweder zwischen oder vor den Augen. Wir wollen, da der Verf. bisherige Gattungen unterdrückt und einige neue (hier mit Lec. bezeichnet) aufstellt, in Kürze sein System mittheilen, und nur in Zahlen die auf Nordamerika treffenden Arten jeder Gattung anmerken.

Die erste Untergruppe der Lepturidae ist bezeichnet durch einen kurzen Kopf und herabgebogene Stirne; die Antennen stehen zwischen den Augen, welche bedeutend ausgerandet sind; der Körper ist linear, nach hinten nicht verengert; die Palpen cylindrisch, nicht erweitert. Sie nähert sich den ächten Cerambyciden und eben so den Lamien; von diesen unterscheidet sie sich durch die einfachen Vorderschienen, von jenen durch die kegelförmigen Vorderhüften. Dazu gehören Necydalis Lin., Encyclops Newm., und Desmocerus Serv. mit je einer Art.

Die zweyte Untergruppe begreift die Gattungen, in welchen die Stirne nicht jäh herabgebogen ist; der Kopf gewöhnlich verlängert, mit vorstehendem Munde, aber nie hinten stark eingeschnürt, doch oft etwas verengert hinter den Augen, welche nicht tief ausgerandet sind. Sie unterscheidet sich von der nächsten durch die Stellung der Antennen, welche entweder vor den Augen oder in einer Linie mit dem Vorderrande stehen. Die Palpen sind zusammengedrückt oder mehr oder weniger erweitert. Sie scheint sich den Prioniden zu nähern, wenigstens in der ersten Gattung: Piodes Lec. aus dem Oregongebiet mit einer Art. Rhagium F. hat nur eine, aber sehr gemeine Art, lineatum F., unter Fichtenrinden. Argaleus Lec., gebildet aus jenen Arten der folgenden Gattung, in welchen die Sporen der Schienen an deren Ende stehen, während in den übrigen sie vor dem Ende angetroffen werden: 2 Arten. Toxotus Meg. 5 Arten. Acmaeops Lec., wie die nächstfolgenden aus dem unterdrückten Genus Pachyta Meg., an den gar nicht ausgerandeten Augen erkennbar, 13 Arten; Gaurotes Lec., dem vorigen ähnlich, aber mit einem breiten höckerigen Mesosternum wie Rhagium, 1 Art; Centrodera Lec., mit großen, runden, nach vorne ausgerandeten Augen, sonst der Gattung Rhamnusium Meg. ähnlich, 2 Arten; Evodinus Lec. mit der Form von Strangalia Serv., 1 Art.

In der dritten Untergruppe finden wir die Antennen zwischen den Augen stehen, unmittelbar an der tiefen Ausrandung derselben. Bey den meisten Gattungen ist der Hinterkopf bedeutend zusammengeschnürt. Anthophylax Lec., ebenfalls aus Pachyta gebildet, wie die folgende, ist der Gattung Argaleus etwas ähnlich; unsere mitteleuropäische

Art, P. 4 — maculata F. gehört dazu; 2 Arten. Mit Strangalia Serv. hat der Verf. die meisten Arten von Grammoptera Serv. vereinigt; von Leptura unterscheidet sie sich nur durch vorstehende Hinterecken des Thorax; 32 Arten. Typocerus Lec. durch 12 gliedrige Antennen ausgezeichnet, mit 10, und Leptura mit 21 Arten. Von allen diesen 94 nordamerikanischen Lepturiden wird keine einzige in Europa gefunden, obwohl die Formen und Farben sehr ähnlich sind.

Die zweyte Gruppe der Cerambyci, die eigentlichen Cerambycidae, ist bey weitem schwieriger einzutheilen, und man muß eine größere Anzahl von Leibestheilen berücksichtigen. Der Verf. stellt 14 Untergruppen auf, in welche auch die der nordamerikanischen Fauna fremden Gattungen aufgenommen sind. In Betrachtung kommt die Länge der Maxillarpalpen, die Bildung der Oberkiefer (gespalten oder ungespalten), des Mesosternums (höckerig oder eben), des Kopfes (mit oder ohne Rüssel), der Stirne (senkrecht oder wenig herabgebogen), der Antennen (vor oder zwischen den Augen stehend), der Schenkel (keulenförmig oder einfach), der Palpen (erweitert oder einfach), endlich der vorderen Acetabula (rund oder eckig).

1. Auf eine einzige merikanische Gattung Cryptopleura Lec. gegründet; Oberkiefer ungespalten, Mesosternum höckerig, Antennen kurz, Flügeldecken seitlich eingebuchtet.

2. Bruststücke sehr breit, Flügeldecken nicht eingebuchtet, Oberkiefer ungespalten; nur die brasilianischen Gattungen Megaderus Dej. und Lissonotus Sch.

3. Bruststücke höckerig, nicht breit; Flügeldecken nicht eingebuchtet, Oberkiefer ungespalten. Enthält die sämmtlichen Trachyderes-Formen, welche bis auf die neue Gattung Smileceras Lec. (mit 1 Art) aus Neu-Mexiko, nur Mittel- und Südamerika angehören.

4. Oberkiefer gespalten: Antennen 12 gliedrig, Bruststücke entweder höckerig oder eben. Nordamerika hat nur eine Gattung Tylosis Lec. mit 1 Art.

5. Oberkiefer ungespalten wie bey allen folgenden; Schenkel nicht keulenförmig; vordere Acetabula rund; Stirn wenig abwärts gebogen. Tragidion Serv. mit 2, Purpuricenus Serv. mit 2, Eburia Serv. mit 2, Cerasphorus Serv. mit 1, Elaphidion Serv. mit 24, Arrhopalus Serv. (wozu der Verf. alle schwarzgelben Clytus mit nicht keulenförmigen Schenkeln zieht) mit 11 Arten.

6. Von der vorigen Abtheilung nur durch keulenförmig verdickte Schenkel zu erkennen. Ancylocera Serv. mit 1, Tinopus Lec. (durch verlängertes erstes Glied der hinteren Tarsen unterschieden) mit 1, Sclerocerus Dej. mit 1, Stenopterus Ill. mit 1, Heliomanes Newm. mit 2, Obrium Meg. mit 4, Curius Newm. mit 2 Arten.

7. Palpen erweitert, und nur dadurch von der vorhergehenden verschieden; von der folgenden durch den vorstehenden Kopf. Tylonotus Lec. (mit Elaphidion verwandt) 1, Ibidion Serv. 2, Dryobius Lec. 1, Smodicum Lec. 1, Gracilia Serv. 2, Atimia Hald. 1 Art.

8. Durch die senkrechte Stirne vor allen anderen Untergruppen ausgezeichnet; sie nähert sich so sehr den Lamien, daß nur die Beschaffenheit der Palpen und der Vorderschienen ihre Vereinigung mit diesen hindert: Clytus F. 21, Cyrtophorus Lec. (Clytus-Arten mit an der Basis höckerigen Flügeldecken) 3, Euderces Lec. 1 Art.

9. Auf eine einzige neue Gattung Michthysoma Lec gegründet, welche Parmena oder Dorcadion ähnlich sieht, und, wie schon erwähnt, an den Vorderschienen eine schiefe Furche trägt; die Stirne ist kurz, kaum abwärts gebogen.

10. Hier beginnt die Annäherung an die Spondylidae darin, daß die Acetabula der Vorderfüße nach außen verlängert sind. Hylotrupes Serv. mit 2, Physoenemum Hald. (Anaglyptus Muls.) mit 5, Phymatodes Muls. mit 7, Callidium F. mit 2, Tetropium Kirby (Isarthron Dej.) mit 1 Art.

11. Die Acetabula noch viel stärker verlängert, die Augen einfach quer, ohne die Antennen zu umfassen, welche an dem Grunde der Oberkiefer

und vor den Augen ſtehen. Asemum Esch. 2, Criocephalus Muls. 4 Arten.

12. In dieſer iſt eine Verwandtſchaft mit den Lepturiden zu erkennen; ſonſt ſteht ſie der Gruppe 5 ſehr nahe. Die Oberkiefer ſind abgeſtumpft; an ihrer Baſis befinden ſich die Antennen ganz gerade vor den Augen. Distenia Dej. mit 1 Art.

13. Kopf in eine Art Rüſſel verlängert, Schenkel ſtark keulenartig verdickt. Enthält nur die ſüdamerikaniſchen Gattungen Odontocera, Rhinotragus und Oregostoma.

14. Maxillarpalpen, ſehr kurz, cylindriſch; Labialpalpen länger und etwas erweitert; Stirn unmittelbar unter den Antennen ſenkrecht. Callichroma Serv. mit 1 Art.

Aus dieſen vierzehn Untergruppen hat alſo Nordamerika 116 Species, welche kurz beſchrieben werden, darunter viele neue, welche erſt auf der naturwiſſenſchaftlichen Reiſe Agaſſiz's aufgefunden worden ſind. Die Gruppe Spondylidae ſcheint dort ganz zu fehlen.

II. Descriptions of one new Cretaceous and seven New Eocene Fossils. By T. A. Conrad (P. 39 — 42 Tab. 1). — Die 8 neuen Arten heißen Mitra georgiana, Catopygus Conradi und C. oviformis, Holaster Mortoni, Nucleolites Mortoni und N. Lyelli, Discoidea Haldemani, Cidarites Mortoni. Die 7 Arten aus dem Eocen ſtammen von Georgien und die aus der Kreide von New Jerſey her.

III. Descriptions of some American Annelida abranchia. By Joseph Leidy (P. 43 — 50, Tab. 2). — Beſchrieben werden hier 8 Arten, nämlich Nais gracilis und N. rivulosa als neue Arten, Pristina longiseta Ehr., Strephuris agilis neue Gattung und Art, Aelosoma venustum neue Art, Enchytraeus vermicularis Henl. und E. socialis neue Art, Lumbriculus limosus neue Art, Leucophrys clavata Leid. Von der neuen Gattung Strephuris gibt der Verf. als Merkmale an: podal spines alternating with setae, in two rows; upper lip moderately projecting; girdle well marked; number of articulations not over seventy; no muscular stomach, blood bright red.

IV. Descriptions of Owls, presumed to be new species. By John Cassin (P. 51 — 54, Tab. 3 — 5). — Die 3 Arten heißen 1) Syrnium virgatum, 2) Syrnium albigularis und Nyctale Harrisii. Sie ſind in ſchönen Abbildungen dargeſtellt und ſtammen aus Südamerika, die letzte Art indeß nur fragweiſe.

V. Description of a new species of Mergulus. By W. Gambel (P. 55, Tab. 6). — Dieſe neue Art iſt häufig an der Küſte von Californien und unterſcheidet ſich von Mergulus Alle durch den gänzlichen Mangel von Weiß an den Flügeln, den größern und ſtärkern Schnabel und den orangefarbigen Fleck an der Wurzel des Unterkiefers.

VI. Descriptions of fifteen new species of Crinoidea from the sub-carboniferous limestone of Jowa. By David D. Owen and B. F. Shumard (P. 57 — 70, Tab. 7). — Die Namen dieſer neuen Arten ſind: Platycrinus planus, Pl. Yandellii, Pl. discoideus, Pl. corrugatus und Pl. Burlingtonensis, Dichocrinus ovatus und D. striatus, Cyathocrinus Jowensis und C. cornutus, Pentremites Norwoodii, P. melo, P. laterniformis und P. stelliformis, Actinocrinus unicornus und A. Evansii.

VII. Fossil Footprints of Connecticut River. By James Deane (P. 71 — 74, Tab. 8 — 9). — Die Nordamerikaner haben ſich mit beſonderer Vorliebe mit der Deutung der Fährten, welche urweltliche Thiere auf Geſteinſchichten zurückgelaſſen haben, befaßt, und insbeſondere hat Deane daran Theil genommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. October.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Schriften über die klassische Alterthumskunde.

1. Die Staatsverfassung der Athener von August Böckh. Zweyte Ausgabe. Erster Band. Buch I—IV. 1851.
2. Ueber Schiffbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Eine antiquarische Abhandlung von James Smith Esq. of Jordanhill F. R. S. ꝛc. Aus dem Englischen übertragen von Dr. H. Thiersch. Marburg 1851.
3. Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bey den Griechen und Römern, von Friedrich Wieseler. Mit 14 Kupfertafeln. Göttingen 1851.

---

1. Herr Geheimerath August Böckh hat, wie man weiß, im Jahre 1817 durch Herausgabe seines Werkes über die Staatshaushaltung der Athener die Bahn einer mehr umfassenden, gründlichen und fruchtbringenden Erforschung der griechischen Alterthümer eröffnet, nachdem Berthold Georg Niebuhr, dem das Buch gewidmet ist, für die römischen durch die festere Begründung und zum Theil Umgestaltung der origines Romanae und der Kunde des ganzen römischen Staatswesens vorangegangen war.

Zum erstenmale sah man in dem Böckhischen Werke den ganzen inneren Haushalt des Staates, die Lehre von den edlen Metallen, ihrer Ausmünzung und ihres Preises mit der Bevölkerung von Attika, mit Landwirthschaft, Gewerbe und Handel, mit den Bedürfnissen des Lebens, mit dem Bau der Ländereyen, der Bergwerke, der Häuser, mit dem Besitz von Sklaven, Vieh, wie mit der Lehre vom Getreide und Brod und den übrigen Lebensmitteln, mit den Ausgaben für Bekleidung, Geräthe, Waffen und Schiffe in erwünschten Zusammenhang gebracht, die zum Lebensunterhalt erforderlichen Summen ermittelt und ihr Verhältniß zu dem Volksvermögen dargestellt; dann mit gleicher Gründlichkeit behandelt, was auf Lohn, Zins, Wechsler, Landzins, Seezins, Miethe und Pacht sich bezog. Besonders aber waren es die Finanzverwaltung, die Lehren von den Ausgaben, von den ordentlichen und außerordentlichen Einkünften, welche sich einer erschöpfenden und nach allen Seiten Licht verbreitenden Darlegung erfreuten, die in dem zweyten, dritten und vierten Buche enthalten sind. Man fand hier in eben so scharfsinniger als geistreicher Combination, was über Finanzgesetzgebung und Finanzstellen, über Schatzmeister der Götter und der öffentlichen Einkünfte, über Hellenotamien, über die einzelnen Kassen und Arten der Ausgaben für Bauwerke, Polizey, Feste, an Sold für die Volksversammlung, die Gerichtshöfe, an Spenden für das Volk, für die Armen, für öffentliche Belohnungen zu sagen war, dem ein Ueberschlag der öffentlichen Ausgaben, und die Nachweisung des Bedarfes der Kriegsmacht an Sold und Verpflegung und der Ausrüstung der Flotte angeschlossen ist. Hierauf folgten die Arten der öffentlichen Einkünfte aus Ländereyen, Häusern, Bergwerken, Zöllen, Personen- und Gewerbs-Steuern, Gerichts- und Strafgeldern, Bußen, Einziehung des Vermögens, Tributen der Bundesgenossen und Kleruchien, nach deren Darlegung es möglich wurde,

die Summe der jährlichen Einkünfte zu berechnen. Die Leistungen der Wohlhabenden an Liturgien waren besonders sehr fruchtbringend behandelt, worauf dann die Lehre vom Vermögen und von Vermögenssteuer, von den Schätzungen, Symmorien und besonders von der Trierarchie eintraten, das Ganze aber mit der Nachweisung über Subsidien im Einzelnen, Anlehen, Münzveränderungen geschlossen ward. Xenophons Vorschläge zur Verbesserung des attischen Wohlstandes wurden am Schluße einer genauen und eingehenden Kritik unterworfen.

Schon vor fünfzehn Jahren wurde der Verf., wie wir in der Vorrede zur zweyten Ausgabe erfahren, zur neuen Bearbeitung dieses Werkes veranlaßt, gerieth aber dabey in metrologische Untersuchungen, welche ihn so fesselten, daß sie ihm unter der Hand zu dem vortrefflichen Buche über Maaße und Gewichte erwuchsen, das im Jahre 1838 erschienen ist *). Man weiß, welchen Umfang und welche historische Wichtigkeit der Verfasser diesen zum Theil mühseligen und seitab liegenden Untersuchungen zu geben gewußt hat. Es ist ihm gelungen, den inneren Zusammenhang zwischen dem Maß- und Gewichtssystem der Babylonier, Aegyptier, Phönizier, Hebräer, Griechen und Römer nachzuweisen, und dadurch für die sociale Entwickelung der nach- und neben einander auftretenden Völker des Alterthums in den Uebereinstimmungen des Fußes und Pfundes bey ihnen eine sichere Basis zu gewinnen, auf welcher sie sich mit Aufnahme oder Benutzung dessen, was die Nachbarn oder Vorgänger auf dem Gebiete der Gewerbe, des Handels, des Verkehrs oder der Jahresordnung Nützliches erfunden und eingerichtet hatten, nach oder neben einander aufzubauen im Stande waren.

Wenige Jahre darauf wurde durch die wichtige Entdeckung der Urkunden über das Seewesen der Athenäer der Verfasser veranlaßt, diesem Gegenstande seine besondere Thätigkeit zuzuwenden. Schon in der ersten Bearbeitung der Staatshaushaltung hatten, wie wir anführten, die auf das Seewesen und die Trierarchie bezüglichen Gegenstände ihre Behandlung gefunden. Die neuen im Piräus gefundenen Urkunden, deren Erhebung und genaue Bekanntgebung man zunächst Hrn. Professor Ludwig Roß verdankt, führten zu umfassender Behandlung dieses Stoffes, aus dem das wichtige Werk über dieselben hervorging, welches schon im Jahre 1840 der Oeffentlichkeit übergeben ward *). So erweiterte sich dem Verfasser der Umfang des Stoffes für ausgiebigere Behandlung und festere Begründung der einzelnen Lehren seines Werkes, und ebenso wenig durften für die neue Bearbeitung die später entdeckten und von mehreren Seiten zuströmenden Inschriften unbenutzt bleiben, darunter viele, die noch keine Aufnahme in den ersten Band des Corpus Inscriptionum Graecarum gefunden hatten. Vorzüglich werden die von unserem auswärtigen Mitgliede Hrn. Alexander Rhisos Rhangabis in seinen verdienstlichen Werke über attische Alterthümer als solche angeführt, welche wegen des Stoffes, den sie für den Gegenstand enthalten, durchgearbeitet wurden. Auf diese Weise hat sich allmählig die zweyte Ausgabe der Staatshaushaltung der Athener reicher entwickelt und gestaltet, deren erster Band jetzt vorliegt. Er umfaßt die sämmtlichen vier Bücher des Werkes. Der zweyte wird die Beylagen, d. i. die urkundlichen Belege für die einzelnen Behauptungen und Lehren enthalten, mit Weglassung derer, die indeß überflüssig geworden sind, und Aufnahme der wichtigern unter den neu entdeckten Denkmälern. Als dritter Band des Werkes gelten die schon 1840 erschienenen Urkunden über das Seewesen der Athener, und es ist eben deßhalb Fürsorge getroffen, daß Papier, Druck und Format zwischen den beyden ersten Theilen und diesem eilf Jahre früher erschienenen vollständig übereinstimmen. Vergleicht man den Text der ersten und zweyten Ausgabe, so wird man finden, daß „ungeachtet der ungünstigsten Zeitumstände," unter denen nach Beendigung jener Vorarbeiten der Verfasser an die Revision des Werkes ging, doch kein Abschnitt ohne Verbesserung oder genauere Fassung und Begründung geblieben ist. Andere haben

*) Metrologische Untersuchungen über Gewichte, Münzfuße und Maße des Alterthums in ihrem Zusammenhange von August Böckh, Berlin 1838.

*) Urkunden über das Seewesen des attischen Staates, hergestellt und erläutert von August Böckh. Beyträge zu der Staatshaushaltung der Athener. Berlin 1840.

die durch das reichere Material gebotene Erweiterung erhalten, und man folgt von neuem mit vollkommener Befriedigung an der sicheren Hand dieses ausgezeichneten Führers ihm durch die verwickeltsten und schwierigsten Punkte seiner Untersuchungen, um sich am Schluße derselben einer helleren, das Ganze wie das Einzelne umfassenden Einsicht über das Leben des Alterthums, über Mittel und Wege desselben, im Hause wie im Staate zu erfreuen.

Daß August Böckh, fern von der unbedingten Bewunderung des Alterthums, aber auch offenen Geistes für die Vorzüge und Größe desselben sich nicht nur als gewissenhafter Untersucher, sondern auch als unpartheyischer Richter seiner Vorzüge und Gebrechen auf allen Punkten bewährt habe, wird man von einem Gelehrten seines Ranges und Geistes nicht anders erwarten. Er äußert sich, wie schon am Schluß der ersten Ausgabe, mit wenigen Veränderungen am Schluße dieser zweyten in folgender Weise.

„Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen; wir geben zu, daß manches besser war als in unsern Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten römischen Reiche, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war auch viel schlechter als das unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig in einer bloßen Verstimmung des Gemüthes begründet, oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eigenen eingebildeten Größe hält. Es gibt Rückseiten, weniger schön als die gewöhnlich herausgekehrten; betrachtet das Innere des hellenischen Lebens im Staate und in Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen, zu welchen Athen ohne Zweifel gerechnet werden muß, ein tiefes sittliches Verderben bis in das Mark des Volkes eingedrungen finden. Wenn die freyen Staatsformen und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren, das Leben tief und mannigfach aufregten, wurden sie zugleich Veranlassung unzähliger Leidenschaften, Verwirrungen und Bosheiten; und rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe des Gemüthes eine Welt einschließend sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reine Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und der Freyheit unglücklicher als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden. Die Bildung größerer Staatsmassen in verfassungsmäßigen Monarchien, worin den Leidenschaften Einzelner weniger Spielraum gegönnt ist, größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht, und mehr Sicherheit von Innen und Ruhe von Außen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechtes, wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freysinnigkeit und Großherzigkeit, jener unversöhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkühr der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und befestigen werden. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Art auch an seine Wurzel gelegt."

(Fortsetzung folgt.)

Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia.

(Schluß.)

Er legt uns abermal 5 Beschreibungen und Abbildungen von Fährten vor, die im neuen rothen Sandstein vom Connecticut-Fluße gefunden wurden, und die er Vögeln zuschreibt. Im Allgemeinen bemerkt er, daß die Vögel, welche überhaupt Fährten zurückgelassen haben, von sehr verschiedener Größe waren: manche klein, andere von enormen Verhältnissen, die weit die gegenwärtig lebenden Thiere dieser Klasse übertreffen, und denen nur die riesenhaften Ueberreste, die neuerdings auf Neuseeland aufgefunden wurden, sich annähern. Ihre Füße waren massiv und mit stumpfen Nägeln geendigt, und obwohl sie entschieden Wadvögel waren, so zeigt doch ein großer Theil der Fährten eine nahe Verwandtschaft mit den Füßen der lebenden strauß-

artigen Vögel. Die meisten Fährten sind dreyzehig, nur wenige haben eine vierte Zehe. Mit diesen urweltlichen Vögeln lebten aber noch andere Thiere zusammen, die jedoch, nach den Fußstapfen zu urtheilen, an Größe jenen nicht gleichkamen und die der Verf. für verschiedene Arten von Batrachiern und Schildkröten erklärt. Knochenüberreste sind indeß von ihnen nicht vorhanden, dagegen sind Fische häufig im neuen rothen Sandstein. Der Verf. nimmt demnach an, daß zur Zeit der Ablagerung dieser Felsbildungen bereits Repräsentanten der drey großen Wirbelthier-Klassen: der Vögel, Amphibien und Fische vorhanden waren, und er hält sogar die Vermuthung, daß auch die Säugthiere gleichzeitig waren, für unwidersprechlich.

VIII. On the Giant Wolf of North America, Lupus gigas. By John K. Townsend (P. 75—79). — Auf der bekannten Reise, die Townsend zu Lande nach dem stillen Meere im Jahre 1834 ausführte, machte er auch Beobachtungen über die nordamerikanischen Wölfe, namentlich über den von ihm so benannten Riesenwolf, Lupus gigas, und seine Bemerkungen hierüber bringt er nunmehr zur Vorlage. Von diesem Lupus gigas, the Giant Wolf, gibt er nach 2 Exemplaren folgende Charakteristik: „Rücken, Vorderseite der Vorderbeine, Oberseite und Spitze des Schwanzes schwarz, mit braunen Haaren untermengt; die andern Theile rostbraun, ausgenommen Kehle, Seiten, Unterleib und Hinterbeine, welche grau sind. Kopf groß, schwarzbraun und aschgrau gemischt; Innenseite der Ohren gelblichbraun. Schwanz kürzer als beym gemeinen (grauen) Wolf, mäßig buschig, aber voll am Ende. — Der Verf. fügt dann Ausmessungen bey, die Morton vom Schädel dieses Thieres genommen und in Vergleich mit dem größten Schädel von 4 Exemplaren des gemeinen grauen Wolfes gebracht hat.

	L. gigas.	L. occidentalis.
Länge vom Hinterhauptskamme bis zu den Schneidzähnen	10.7	9.5
Durchmesser zwischen den Jochbögen	5.9	5.3
Durchmesser zwischen den innern Augenhöhlen-Winkeln	3.1	2.4
Stirn-Durchmesser, unmittelbar unter den innern Augenhöhlen-Winkeln gemessen	2.4	1.6
Interparietal-Durchmesser, von den vorragendsten Punkten der Schuppennäthe abgenommen . .	2.7	2.5
Senkrechter Durchmesser, zwischen dem Gaumenbein und dem vorragendsten Theil des Stirnbeins	2.7	2.2

Demnach ist die absolute Länge des Schädels vom Riesenwolf um 1″ größer als die vom gemeinen grauen Wolf; die größte Verschiedenheit liegt aber im Stirndurchmesser, wogegen der L. gigas in den meisten Schädelproportionen mit der St. Bernhards-Dogge übereinkommt. Der Verf. bemerkt ferner, daß Peale in der Zoologie der U. S. Expl. Exped. denselben Wolf beschrieben hat, ihn aber fälschlich für Richardson's Lupus occidentalis gehalten habe, indem unter letzterem Namen der gemeine nordamerikanische Wolf in seinen Abänderungen: grau, schwarz und gescheckt zu verstehen sey, von welchem Agassiz meine, daß er von dem europäischen Wolf specifisch verschieden wäre. Auch der Verf. ist der Meinung, daß letzterer dem amerikanischen Continente ganz fehle, denn auf seiner Reise von St. Louis nach Fort Vancouver habe er nicht diesen, wohl aber mehrmals den Canis occidentalis und C. latrans, so wie auch zweymal den C. gigas geschossen. Der Verf. ist der Ansicht, daß man zur Zeit unter den nordamerikanischen Wölfen nur drey Arten mit Sicherheit unterscheiden könne, nämlich:

Lupus gigas, giant Wolf.
Lupus occidentalis, common Wolf.
Lupus latrans, Prairie Wolf.

Ob der C. ochropus und C. nigrirostris, wie Richardson will, nur Varietäten von C. latrans seyen und ob C. nubilus eine eigene Art ausmache, getraut sich der Verf. noch nicht zu entscheiden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. October.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Schriften über klassische Alterthumskunde.

(Fortsetzung.)

2. Die unter Nr. 2. aufgeführte Schrift von James Smith lehrt uns einen jener zahlreichen wissenschaftlich und klassisch gebildeten Männer des englischen Militär- und Seewesens kennen, welche die praktischen Kenntnisse, die ihnen ihr Beruf gelehrt, zu wissenschaftlicher Untersuchung der auf ihn bezüglichen Gegenstände vorzüglich des Alterthums richten, und dadurch zur Aufhellung alter Geographie und Geschichte und der Antiquitäten vieles beygetragen haben. Die vorliegende Abhandlung bildet einen Abschnitt des Werkes The voyage and shipwreck of St. Paul (London Longman Brown, Green and Longmans 1848), und zog dadurch als ein Gegenstand der biblischen Archäologie die Aufmerksamkeit eines unserer jüngeren Theologen, des Hrn. Prof. Heinrich Thiersch in Marburg auf sich, der ihm eben deßhalb und, wie er sagt, bewogen durch sein nicht abgestorbenes Interesse für klassische Studien einige seiner Nebenstunden gewidmet und sie mit Gewissenhaftigkeit übersetzt hat. In der Anordnung des Stoffes ist weniges verändert, die Auslegung der Stellen der Alten hie und da berichtiget und ergänzt, wodurch die Schrift an Genauigkeit und Verläßigkeit gewonnen hat. In dem Hauptwerke steht sie unter dem Titel on the ships of the Ancients pag. 140 — 202.

Ihr Hauptinteresse bekommt sie dadurch, daß dem scharfsinnigen Schotten, dem wir sie verdanken, bey den meist lückenhaften und controversen Meldungen über den Gegenstand bey den Alten und bey der nicht selten unbegründeten und verkehrten Behandlung unter den Neueren seine umfassende Kunde des Seewesens und der nautischen Kunst zur Verfügung stand, und ihm da, wo andere irrten oder schwankten, das Richtige zur Hand gaben, besonders, wo es zugleich aus den Abbildungen alter Schiffe entnommen und entwickelt werden mußte.

Eine einleitende Nachricht über die Meldungen der Alten, über die Abbildungen von Schiffen und über die Werke der Neueren von dem Gegenstande schließt mit der Anerkennung des großen Verdienstes, welches sich Böckh durch Bearbeitung der von Ludwig Roß gefundenen attischen Tafeln erworben hat. Hr. Jam. Smith erklärt, daß in jenen meisterhaft bearbeiteten philologischen Untersuchungen Böckh auch ein bey den Philologen des Continents nicht gewöhnliches technisches Verständniß gezeigt habe; doch halte er es nicht für überflüssig, auch nach ihm den Gegenstand zu behandeln, um zur richtigen Anschauung und Würdigung des antiken Seewesens im Ganzen, zu seiner Vergleichung mit dem modernen und zur Aufhellung einzelner Punkte Beyträge zu liefern. Man darf also bey ihm nicht eine erschöpfende Behandlung des Gegenstandes suchen, sondern nur Beleuchtung einzelner dunkel gebliebener Punkte und Berichtigung der Deutung anderer, doch so, daß auch bey ihm System und Zusammenhang des Ganzen zum Vorschein kommt.

Er beginnt von der äußeren Erscheinung der antiken Schiffe und von ihren Dimensionen, behandelt dann ihre Ausrüstung mit Masten, Segeln,

Ankern und Hypozomen (ὑποζώματα), und unterſucht die Leiſtungen der Segler des Alterthums. Den Schluß macht ein Verſuch, das intereſſante und höchſt controverſe Problem der inneren Einrichtung der Triremen zu löſen.

Bezüglich der äußern Geſtalt bemerkt er, daß während jetzo das Verhältniß der Breite zur Länge des Schiffes ſich als 1 : 3 darſtellen, es im Alterthume 1 : 4 war und dadurch das Schiff den Anblick größerer Schlankheit gewährte. Ferner ſind bey den Alten die beyden Enden des Kiels von gleicher Conſtruktion, übereinſtimmend mit der Geſtalt, die jetzo dem Vordertheil des Schiffes geblieben iſt, von welchem jetzt der hintere Theil oder der Spiegel durch größere Breite ſich unterſcheidet. „Denkt man ſich", ſagt er, „einen Kauffahrer der jetzigen Zeit größeren Maßſtabes quer durchſchnitten, und die hintere Hälfte durch eine genaue Wiederholung des vorderen erſetzt, ſo ergibt ſich, abgeſehen von dem obern Bau, die richtige Anſicht des Rumpfes eines antiken Kauffartheiſchiffes."

Von der Seite geſehen zeigt das antike Schiff den niedrigſten Punkt des Verdeckes faſt genau in der Mitte; von hier aus biegen ſich die Seiten des Schiffes aufwärts und die Ausläufer erreichen eine beträchtliche Höhe. Sie endigen mit Anſätzen und Ornamenten, das vordere oder die prora mit dem Relief der Schutzgottheit; das hintere oft in den γενισκὸς, d. i. Hals und Kopf eines Waſſervogels in gebogener Stellung, am ähnlichſten dem Schwanenhalſe. Hier war wohl noch zu bemerken, daß bey größerer Ausrüſtung die prora größere Geſtalten wie auf einem nach Spanien gekommenen Reliefe (Montfaucon Antiq. IV, 2 tab. 1042) einen koloſſalen Centauren zeigt, und daß die Puppis der Pentekonteren auf Gemälden griechiſchen Geſchirres von der Prora verſchieden und mit einem zeltähnlichen Bau überdeckt iſt.

Das Steuer, welches ſich jetzo an dem aufſteigenden Pfoſten der puppis in Angeln bewegt, war bey den Alten ein großes Schaufelruder (πηδάλιον) und wie der Verfaſſer annimmt, doppelt, eines an jeder Seite des Hintertheils. Daher Act. Apost. XXVII, 40 die Steuer in der Mehrzahl (ἅμα ἀνέντες τὰς ζευκτὰς τῶν πηδαλίων) erwähnt werden, was den Auslegern viele Mühe gemacht hat. Kein Schiff, bemerkt Hr. Smith, hatte weniger als zwey Steuerruder, nur bey kleinen Booten und bey Flußbarken kam es zuweilen vor, daß ſie mit einem Steuer gelenkt wurden. Indeß ſcheint hier die Reſtriktion zu groß zu ſeyn, und auch Schiffe von bedeutenderer Ausdehnung, deren Abbildungen ſich erhalten haben, zeigen nur Ein Steuer, während doch hinter der gegen den Kiel eingebogenen puppis auch das andere zum Vorſchein kommen müßte, wenn es vorhanden geweſen wäre. Verſchieden davon ſind die Schiffe bey Tacitus An. 11, 6, appositis utrimque gubernaculis, converso ut repente remigio hinc vel illinc appellerent, welche Tiberius gegen die Germanen bauen ließ, dieſe waren den Deutſchen (Germania cap. 44) nachgebildet und darauf eingerichtet, daß man, ohne das Schiff umzulenken, mit prora oder puppis an das Ufer ſtoßen konnte. Man brauchte zu dieſem Zwecke nur Umwendung der Ruder oder Umkehr ihres Schlages (conversum remigium) „dieſe hatten ein Steuer an jedem Ende, wie es bey Flußbooten derſelben Art noch heut zu Tage der Fall iſt, wo ſich auch die alte Schaufelform des Steuers noch findet." Nachdem noch der τροπωτὴρ als lederner Riemen, in dem das Steuer hieng, die Oeffnungen für dasſelbe in der Seite des Schiffes, oder wenn dieſes hervorſtehende Gänge hatte, durch dieſe geführt, erläutert worden iſt, kommt der Verfaſſer auf die genaue und intereſſante Nachweiſung, wie lange das Schaufelruder ſich erhalten hat. Noch zur Zeit von Ludwig XI. in der Mitte des 13. Jahrh. wird in einem Vertrage dieſes Königs mit den Genueſen bedungen, daß dieſe die Schiffe mit zwey Steuerrudern (duo dymones) verſehen ſollten. „Hier könnte eines als Erſatz für Nothfälle gemeint ſeyn, aber aus dem nautiſchen Werke des Herzogs von Joinville lernen wir ausdrücklich, daß des Königs Schiff mehr als Ein Steuer (gouvernaux im Plural) hatte."

„Dagegen findet ſich in der Mitte des 14. Jahrhunderts auf den Goldmünzen Eduards III. das in Angeln hängende Steuer. Am Ende des 13. oder am Anfange des 14. Säkulums muß die Veränderung vor ſich gegangen ſeyn." — Eine dem 15. Jahrhundert angehörige Abbildung eines Schiffes bey Breydenbach (peregrinatio ad terram sanc-

tam Venet. 1486) zeigt das in Angeln hängende Steuer, aber ausserdem noch ein schaufelförmiges zur Seite, welches ganz wie auf den antiken Bildern durch den Schiffsrand hindurchgeht."

Es folgen dann Berechnungen über Dimensionen und Kubikgehalt, von dem die Tragbarkeit der Schiffe für Personen und Tonnen abhängt. Das größte Schiff, „die Isis", dessen Maaße Luzian genau angibt, wird von Falkonet auf 1938 Tonnen berechnet; doch hat er auf die Einbiegung und die Verkürzung gegen die Kiellänge hinab nicht gerechnet, in Folge wovon Hr. Smith den Inhalt zwischen 1100 und 1200 Tonnen setzt. „Wie bedeutend die darauf gegründete Reduzirung seyn müsse, zeigt der Umstand, daß bey der zu Rom in Relief erhaltenen Navicella der Kiel nur ungefähr die Hälfte der äußersten Länge mißt. Der Tonnengehalt der „Isis" bleibt auch so ein sehr beträchtlicher, und der Verfasser vergleicht ihn mit dem der Royal Sovereign, oder wie es während der Republik heißt, des sovereign of the Seas, der im Jahre 1637 gebaut wurde.

Die Ausrüstung der Schiffe mit Masten und Segeln war sehr einfach. Sie waren auf ein einziges viereckigtes Segel zum Behufe der Fortbewegung angewiesen; alle andern Segel, deren Erwähnung geschieht, sind nur subsidiar gewesen. Hier ist wohl beyzufügen, daß dieses Segel in alter Weise sich noch auf den griechischen Schiffen erhalten hat. Die große Ausdehnung desselben in Verbindung mit dem leichten Bau der Schiffe bedingt die Schnelligkeit der griechischen Segler, durch welche sie die ähnlichen Schiffe anderer Nationen weit hinter sich zurücklassen.

Bey dem großen Segel der „Isis", an dem die Zuschauer mit Bewunderung emporblickten, machten die Worte des Lucian *ἀναβλέποντες ἠρίθμουν τῶν βυρσῶν τὰς ἐπιβολὰς* Schwierigkeiten, bis Böckh S. 106 nachwies, daß zur Sicherung gegen zu große Risse bey Stürmen die Segelfläche mit breiten Riemen aus dem Felle bestimmter Seethiere durchzogen war.

Von den kleineren Segeln hieng das eine an einem Nebenmast, *ὁ ἀκάτιος ἱστὸς*, wo schon das Etymon *ἡ ἄκατος*, der Nachen, das Boot, auf die geringere Größe hindeutet. Sofort erklären sich die *μεγάλα ἱστία* und die *ἀκάτια* neben einander bey Xenophon Hellen. VI, 2, 27 *εὐθὺς μὲν γὰρ τὰ μεγάλα ἱστία αὐτοῦ κατέλιπεν* (*ὁ Ἰφικράτης*) *ὡς ἐπὶ ναυμαχίαν πλέων, καὶ τοῖς ἀκατίοις δὲ καὶ εἰ εὔφορον τὸ πνεῦμα εἴη, ὀλίγα ἐχρῆτο.* Nach Böckh, der die Sache sehr erschöpfender Behandlung unterwirft, stand der *ἀκάτιος* auf dem Vordertheile.

So klar und sicher dieser Punkt ist, so verworren sind bis heute die Ansichten über den in der Apostelgeschichte erwähnten *ἀρτέμων*. Act. Apost. 27, 40 *καὶ ἐπάραντες τὸν ἀρτέμωνα τῇ πνεούσῃ κατεῖχον εἰς τὸν αἰγιαλόν*. Der Verfasser beleuchtet die verschiedenen Deutungen mit großer Klarheit und Vollständigkeit, darunter die von Böckh, „daß es ohne Zweifel das höchste aller Segel gewesen sey," und zeigt, wie uns scheint, mit schlagenden Gründen, daß der *ἀρτέμων* über der prora erhoben wurde, also dem *ἐπίδρομος*, den Pollux auf die puppis setzt, entgegenstand. Die Entfaltung des Artemon war, wie man aus der Stelle des Lukas sieht, bestimmt, die prora gerade gegen das Land zu treiben, und so geschah es auch. Sie blieb auf dem festen Grunde sitzen und unerschüttert, während die puppis zerschellt wurde. Von dem beschädigten Schiffe des Catullus heißt es Inven. Satir. XII, 67 inopi miserabilis arte cucurrit Vestibus extentis et, quod superaverat unum, Velo prora suo.

Wir fügen zur Beglaubigung der Sachkenntniß des Verfassers aus seinen Erörterungen den aus genauer Schiffskunde hergeleiteten Grund mit seinen Worten bey: „Nach dem Etymologon ist das Wort von *ἀρτάω*, anhängen, *ἄρτημα*, Anhängsel, herzuleiten. Da nun, wie wir wissen, die Schnelligkeit der Fahrt bey den Alten von einem Hauptsegel bedingt war, so war als „appendix" ein additionales Segel an der Vorderspitze erforderlich, um das Schiff herumzulenken, denn wenn es auch keine Schwierigkeit hatte, vermittelst des großen Segels allein den Kopf des Schiffes gegen den Wind herumzubringen, so war doch ein kleines Segel auf der prora unentbehrlich, um das Haupt ganz her-

umzubringen, ſonſt würde es in eine rückgängige Bewegung gerathen, und dadurch Gefahr für die Steuerruder, wo nicht für das Schiff ſelbſt entſtehen.“

Als eigene neben den Segeln auf der prora und puppis erſcheinen die suppara, deren Stelle und Beſchaffenheit Lukan (V, 429) und ſein Scholiaſt angeben: summaque pondens Suppara velorum perituras colligit auras. Schol. suppara vela minora in modum delta literae, und über ebendieſelben Isidorus orig. l. XIX, c. 3. Suparum, genus veli unum pedem habens, quo juvari navigia solent in navigatione, quoties vis venti languescit. Pes oder *πούς* iſt das Tau, vermittelſt deſſen der Schluß des Segels gegen die Seite des Schiffes hin ausgeſpannt und befeſtiget wird, und da das suparum nur Einen Fuß hat, ſo ſieht man, daß es die Spitze ſeines Delta nach unten wendete, weil umgekehrt und bey nach unten gewendeter Baſis es zwey *πόδες* nöthig gehabt hätte, die bey Segeln in Quadrat, welche ebenfalls eine Seite mit zwey Enden nach unten kehren, wie der Verfaſſer nachweiſt, als *πούς* und *πρόπους* unterſchieden werden. Böckh hatte den *πρόπους* für das untere Ende des Seiles gehalten, mit welchem das Segel an der Seite des Schiffes befeſtiget war. Der Verfaſſer bemerkt darüber: „Jedes viereckige Segel muß zwey Taue haben, an ſeinen zwey untern Winkeln: ein Tau, womit das Segel zurück-, eines, womit es vorwärts gezogen wird. Für das erſtere iſt der engliſche Kunſtausdruck sheet, für das letztere tack. Nun iſt *πρόπους* offenbar der Name für tack, welches wir ja auch tore sheet nennen könnten, wenn dieß nicht die Benennung für den Fuß des Vorderſegels wäre.“

Von S. 27 an folgt die Erläuterung der Anker und des auf ſie bezüglichen, ſo wie der *στροφεῖα* und *περιαγωγεῖς*; der Verfaſſer erklärt jene für Haſpel oder Winden, dieſe ſeyen vermuthlich Räder mit der Beſtimmung, dem ſtill liegenden Schiffe herumzuhelfen.

Schwierig iſt die S. 29 beginnende Erörterung der „Untergurtungen“ (*ὑποζώματα*) des Schiffes, welche Gegenſtand langer und ſehr controverſer Diskuſſionen geweſen ſind. Böckh war der Erklärung beygetreten, es ſeyen Taue, welche äußerlich um den Rumpf des Schiffes in nicht großen Entfernungen von einander gezogen geweſen, und die Beſtimmung gehabt hätten, es feſter zuſammenzuhalten. Solche Taue, drey übereinander, finden ſich allerdings an dem Bruchſtück eines bronzenen Schiffmodells des Berliner Antiquariums, das ſchon Beger bekannt gemacht hat, deutlich angegeben, und Hr. Smith ſcheint ohne Grund die Genauigkeit der Angabe zu bezweifeln, die von Böckh auch dadurch bekräftigt wird, daß er bemerkt, die Abbildung des mittleren Taues ſey ſchadhaft geweſen und darum weggearbeitet worden. Dieſer Punkt iſt alſo ſicher und auch kein Grund, weßwegen das hier angewendete Verfahren nicht *ὑποζώννυσθαι* könnte genannt werden. Dagegen iſt dem Verfaſſer allerdings zuzugeben, daß eine andere Art von Untergurtung ſtattfinden konnte, wo die Taue unter dem Kiel des Schiffes weggezogen und oben über dem Verdeck verbunden wurden; doch ſcheint dieſes mehr ein Nothbehelf bey alten Schiffen geweſen zu ſeyn, die man für den weiteren Gebrauch dadurch feſtigen wollte, und beym Sturme, wo es darauf ankam, Schiffe durch *ὑποζώματα* dieſer Art gegen das Auseinanderweichen der Seiten zu ſchützen, wie es Act. Apost. 27, 17 geſchah: *ἣν ἄραντες βοηθείαις ἐχρῶντο ὑποζώννυντες τὸ πλοῖον.*

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28 October.

Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Schriften über die klassische Alterthumskunde.

(Schluß.)

Recht aber hat der Verfasser, wenn er von den Hypozomen S. 31 die tormenta trennt, und für Seile erklärt, die direkt von der prora zur puppis ausgespannt waren, um beyde gegen Senkung zu schützen. Isidorus sagt darüber: tormentum funis in navibus longus qui a prora ad puppim extenditur, quo magis constringantur; tormenta autem a tortu restes funesque. Die Sache wird durch die Beyziehung der Stelle des Vitruvius (X, 15, 6) von den Mauerbrechern noch des weiteren begründet: A capite autem ad suam calcem tingi contenti fuerunt, funes quatuor crassitudine digitorum octo ita religati, quemadmodum navis a puppi ad proram continetur, — wo übrigens allerdings Schneider Recht hatte, das Wort malus vor navis, das Jocundus in den Text brachte, wieder zu entfernen; nur ist dann zur Constituirung desselben eine kleine Lücke anzunehmen, und mit Benutzung der Variante continentur zu lesen: quemadmodum ii, quibus naves a puppi ad proram continentur. Schließlich weist er nach, daß auch jetzo noch bey Gefahr des Schiffes von dem Mittel einer solchen Unterjochung oder Untergurtung Gebrauch gemacht wird.

Nachdem er hiernächst noch über das Segeln gegen den Wind und über den Winkel, bis zu welchem dieses den Alten möglich war, so wie über die Schnelligkeit der Fahrt bey ihnen und ihre Berechnung viel Belehrendes vorgetragen hat, kommt er S. 36 auf das Schwierigste aller Probleme der alten Nautik, auf die innere Einrichtung für die Ruderer auf den Kriegsschiffen der Alten, welche noch Arnold in seiner Roman. History. III, 572 an undiscovered problem genannt hat. Die Untersuchung ist eine ausführliche und gründliche, und führt zu mehreren lichtvollen Erörterungen einzelner Punkte, nicht aber, wie uns scheint, zu einer glücklichen Lösung des Problems selbst, indem er S. 45 zu dem Resultate gelangt, das er durch eine Zeichnung anschaulich macht, daß sämmtliche Ruderer auf dem Verdecke, die untern auf diesem selbst, die obern auf einem um den Rand geführten Umgange und die mittleren zwischen ihnen ihre Sitze gehabt hätten; eine Vorkehrung, welche, wenn wir sie recht verstehen, die sämmtlichen Zeugnisse der Alten gegen sich hat. Wie bekannt, unterscheiden diese die drey Klassen der Ruderer als θαλάμιοι, die zu unterst in dem θάλαμος oder Bauch des Schiffes gesessen; als ζυγῖται, die am füglichsten über jenen auf die ζυγοί, d. i. die Querbalken, welche durch das Schiff gingen und seine Wände zusammenhielten, gesetzt werden und als θρανῖται, welche auf dem Verdecke oder κατάστρωμα gesessen. Der θρᾶνος, von dem sie den Namen haben, entsprechend dem homerischen θρῆνυς, ist nach guter Erklärung der Grammatiker zu Il. o. 228 im ὑποπόδιον, welches Homer den Füßen des Steuermannes, der auf dem ἰδώλιον saß, unterstellt. Die θρᾶνοι sind demnach scamilli, niedrige Schemel, die am Rande des Verdeckes für die Thraniten aufgestellt waren, offenbar beweglich, damit sie beym Gefecht konnten entfernt werden und den Streitenden nicht im Wege standen. Es ist darum ganz unzulässig, die beyden

untern Reihen der Ruderer auf das Verdeck zu bringen, ebenſo die Thraniten noch über daſſelbe zu erhöhen und ſo zu ſagen in die Luft zu ſtellen.

Ueber die Stellung der drey Reihen von Ruderern über einander, hat dagegen der Verfaſſer durch glückliche Benutzung und neue Deutung des Scholiaſten zu Ariſtophanes Ran. 1072 offenbar das Richtige gelehrt. Er deutet nämlich die bisher ganz mißverſtandenen Worte desſelben *θρανίτης ὁ πρὸς τὴν πρύμνην, ζυγίτης ὁ μέσης* (scr. *ὁ μέσος*) *θαλαμίτης ὁ πρὸς πρῴραν* dahin, daß ſie nur die Richtung nach der prora und der puppis andeuten, offenbar mit vollem Recht. Die Ruderer nämlich, wie es in der Natur der Sache liegt und durch ſämmtliche auf uns gekommene Nachbildungen alter Schiffe beſtätiget wird, ſaßen mit dem Rücken gegen die prora, alſo mit dem Antlitz gegen die puppis und den Steuermann gerichtet, der dort ſeinen Sitz hatte, und über ihre Bewegungen verfügte. Nimmt man nun von den drey Reihen der Ruderer, die über einander ſaßen, die drey erſten dem Steuermanne zunächſt Sitzenden, ſo iſt der der oberſten Reihe allerdings *ὁ πρὸς τὴν πρύμνην*, der Unterſte oder Thalamit, *ὁ πρὸς πρῴραν*, jener der *πρύμνη*, dieſer der *πρῴρα* näher, und der Zychit in der Mitte. Sie ſaßen demnach in ſchräger Reihe, die von dem Thraniten nach den Thalamiten ſich, der Einbiegung der puppis folgend, von dieſer nach der prora ſchräg herabzog. Auch ſind auf den Schiffsabbildungen mit zwey Ruderreihen die Ruder der untern Reihe immer zwiſchen den Rudern der obern angebracht, was auf dieſelbe ſchräge Linie der übereinander Sitzenden hinweiſt, und damit erläutert ſich auch der derbe Scherz des Ariſtophanes, Ran. 1071, welcher ſich auf die mittlere Reihe der Ruderer bezieht und ausſagt, der in dieſer Sitzende, alſo der Zychit, habe außer dem *ὑπαὶ* ſagen auch verſtanden: *προσπαρδεῖν εἰς τὸ στόμα τῷ θαλάμακι*. War er der erſte ſeiner Reihe, ſo war ſein Geſäß dem Geſichte des hinter ihm tiefer ſitzenden zweyten *θαλάμαξ* oder *θαλαμίτης* zugekehrt; war er der Zweyte dann dem Dritten, u. ſ. f.

Der gelehrte und ſachkundige Verfaſſer ſchließt mit Bemerkungen über die größeren, mehr als drey Ruderreihen habenden Schiffe, unter denen ſich die von den Alten beſchriebenen Prachtexemplare des Hiero von Syrakus und des Ptolomäus Philopator befanden, in welchem nach übereinſtimmenden Zeugnißen von Plutarch, Athenäus und Plinius die Reihen der Ruderer bis auf vierzig ſtiegen. Er berechnet nach den für jenes angegebenen Beſtimmungen der Länge und Breite den Schiffsgehalt zu 4000 Tonnen, ein volles Drittheil mehr als der Inhalt unſerer Schiffe erſter Größe. Doch ſey nichts Undenkbares in der Annahme, daß ein despotiſcher Herrſcher ſolch ein Fahrzeug bauen ließ; auch Plutarch ſage, daß es wenig beßer geweſen ſey als ein unbewegliches Gebäude, mehr zum Schaugepränge als zum Gebrauch gemacht. Damit man nicht nöthig hatte es zu wenden, war es an jedem Ende mit Steuerrudern und Roſtris ausgeſtattet. Die Ruder des höchſten Ranges werden auf 38 Ellen oder 57 Fuß lang angegeben; auch das gehe nicht in das Unglaubliche; denn auch auf unſeren Kriegsſchaluppen und auf den älteren maltheſiſchen Galeeren kommen Ruderſtangen vor, die nicht kürzer ſind, freylich zu lang, um von einem Manne bedient zu werden. Zu bemerken war dabey wohl noch, daß man die in das Schiff hineinreichenden Enden der Ruder, um ihre Bewegung zu erleichtern, mit Bley beſchwerte, und dadurch in den Fall kam, dieſelben kürzer zu machen, als es ſonſt für die Möglichkeit ihrer Bewegung zuläßig geweſen wäre.

Daneben aber bekennt ſich der Verfaſſer außer Stand, die Bedeutung der vierzig Ränge an dieſem Schiffskoloß zu enträthſeln. Gleichwohl bemerkt er ſelbſt, daß die größten Kriegsfahrzeuge mehrere Plattformen oder Gänge übereinander hatten, und das Schiff des Königes Hiero mit drey ſolchen Gängen (*τριπάροδας* nach Athen. V, c. 41) eine *δωδεκήρης* ſeyn konnte. Athenäus aber nennt es eine *εἰκοσιήρης*, woraus alſo folgt, daß das Schiff des Ptolomäus, um das Doppelte der Ruderreihen zu haben, ſechs ſolche Gänge übereinander haben mußte. Hatte doch ſchon Demetrius Poliorketes nach Plutarch. V. 7. Demetr. c. 43, Schiffe von fünfzehn und von ſechzehn Ruderreihen gebaut, welche nicht nur durch ihre früher nie geſehene Größe, ſondern auch durch ihre Brauchbarkeit und Schnelligkeit Staunen erregten. Antonius führte nach Dio Cassius lib. L, cap. 23, Schiffe mit zehn Ruderreihen bey Aktium in die Schlacht, und es liegt darum der

Schluß ganz nahe, daß durch Vervierfachung der Conſtruktion und der *καταστρώματα* die Möglichkeit des Baues für den Koloß des Ptolomäus gegeben war. Nur wenn man von der unbegründeten Annahme des Verfaſſers bey den Triremen ausgeht, daß die ſämmtlichen Ruder-Reihen auf dem Verdeck und auf Gallerien über dem Schiffsrande geweſen wären, iſt man, wie es ſcheint zu der Bemerkung desſelben berechtiget, daß die Berechnung eines Schiffes mit vierzig Reihen auf einer Grundlage beruhe, die uns zur Zeit noch unbekannt ſey.

Die ſehr ſchätzbare Abhandlung des Hrn. Jakob Smith hat noch den Vorzug, daß ſie durch eingedruckte Zeichnungen alter Schiffe erläutert wird, welche von Münzen, Reliefen und Gemälden genommen ſind. Eine der ſchönſten und belehrendſten Abbildungen vom Schiffe des Theſeus auf dem von uns bey Salzburg aufgedeckten Moſaikboden iſt freylich nicht darunter, weil die davon bekannt gemachten Lithographien nicht zu allgemeiner Kenntniß gekommen ſind. Ebenſo fehlen die auf griechiſchen Vaſen befindlichen.

3. Herr Profeſſor Friedrich Wieſeler in Göttingen hat ſich durch mehrere Werke über alte Literatur, ſo wie durch ſeine Schriften über die Thymele des griechiſchen Theaters und über das Satyrſpiel einen geachteten Namen erworben. Er nimmt in der oben genannten Schrift ſeine Unterſuchungen über das griechiſche Theater wieder auf und ergänzt und begründet ſie ſo weit, daß er mit Recht von ſeinen Studien ſagen kann: er habe den Grundbau einer Wiſſenſchaft aufgeführt, von welcher bis jetzt wenig die Rede ſeyn konnte: der ſceniſchen Archäologie. Was daneben das Werk beſonders empfiehlt, iſt außer der Vollſtändigkeit des Materials und der Genauigkeit ſeiner Behandlung die Ausſtattung desſelben mit 13 lithographiſchen Tafeln, von denen die achte, neunte und zum Theil die dreyzehnte in einer Anzahl Exemplaren colorirt ſind, und einer Supplementtafel. Die Stiche ſind von dem Maler Hrn. Neiſe mit großem Fleiße ausgeführt und von dem Verfaſſer genau revidirt worden. Das Werk behandelt in der erſten Abtheilung die Theatergebäude der Alten und nach Erläuterung einer bronzenen Münze des brittiſchen Muſeums, deren Revers das Theater zu Athen darſtellt, und eines angeblichen theatrum Etruscum, werden die Grundriſſe der wichtigſten Theater, ſo weit dieſelben bekannt geworden ſind, aufgeführt und erläutert, vierzehn aus Aſien, zwey aus den Inſeln des Archipelagos, das von Delos und von Melos, zehn aus Griechenland, worauf auf der zweyten Tafel acht Theater von Sicilien, dann die Theater und das Odeon zu Pompeji u. Herkulanum, das Theater und Odeon in einer Villa bey Neapel, die Theater zu Antium, Tusculum, die zu Rom, die in der villa Hadriani bey Tibur und fünf andere aus italiſchen Städten folgen, denen die von Gallien und Hiſpanien ſich anſchließen.

Die dritte Tafel liefert Einzelheiten von verſchiedenen Theatern, Aufriße, Durchſchnitte, Pläne des Ganzen und Zeichnungen einzelner Theile, beſonders der Sitzſtufen, die ſich in großer Mannigfaltigkeit erhalten haben.

Im zweyten Theile werden dann Denkmäler des Bühnenweſens behandelt, deren Abbildungen noch auf der dritten Tafel beginnen und auf den folgenden fortgeſetzt werden. Es kommen zur Behandlung bauliche Einrichtung und Zuſtand des Theaters bey Gelegenheit von Aufführungen, darunter Anſicht des Proſceniums während der Aufführung einer griechiſchen Komödie, ein mehrfarbiges Gemälde mit ſchwarzem Grunde auf einem bemalten Gefäße zu Leontini (III, 18.), Abbildungen von Dichtern und Schauſpielern vor und nach dem Spiele aus Reliefen, Wandgemälden und Handſchriften gezogen, Masken und Geſichtsmasken, dieſe von Kunſtwerken der verſchiedenſten Stoffe, von geſchnittenen Steinen, Lampen, Wandgemälden u. dgl. in großer Menge zuſammengeſtellt. Desgleichen Scenen und Koſtüme, Vorbereitungen zur Darſtellung, Schauſpieler, Choreuten, Muſiker, theils allein, theils in Handlung oder Wettkampfe. Vollſtändig ſind auch die Miniaturbilder zu Terentius aus der vatikaniſchen Handſchrift, Taf. 10, 2, 8 gegeben, kolorirt und durch eine ſehr in das Einzelne gehende und gelehrte Erläuterung deutlich gemacht; andere Scenen der Art werden aus den Gemälden von Herkulanum nachgetragen. Dann folgen Statuen und Reliefe, meiſt kleine, von dramatiſchen Perſonen in Marmor, in Bronze oder von geſchnittenen Steinen gezogen, Sänger und Muſiker, endlich drama-

tiſche Scenen, bey Gelegenheit von Leichenſpielen zu Rom, muſikaliſche Proben u. dgl. Sämmtliche Gegenſtände werden in der Ergänzungstafel noch des weiteren vervollſtändigt, und wir dürfen dem thätigen und gelehrten Verfaſſer Glück wünſchen, daß ihm gelungen iſt, die archäologiſche Literatur mit einem Werke zu bereichern, dem an Vollſtändigkeit und zweckmäßiger, zwar kurzer aber eindringender Behandlung auf dem Gebiete des Bühnenweſens kein anderes ſich vergleichen läßt.

Geht man in das Einzelne ein, ſo hängt Verläſſigkeit und Vollſtändigkeit namentlich bey Schilderung und Darſtellungen der Theatergebäude allerdings, ſoweit ſie der Verfaſſer nicht ſelbſt unterſucht hat, von der Beſchaffenheit des über ſie bekannt gewordenen ab, was auf nicht wenigen Punkten noch gar Manches zu wünſchen übrig läßt; indeß gilt auch hier: est quadam prodire tenus, si non datur ultra. Er hat ſich redlich bemüht im architektoniſchen Theile die Befragung der zahlreichen, meiſt nicht leicht zugänglichen Werke, woraus die Stoffe genommen ſind, überflüßig zu machen, und verkennt nicht, daß über manche der berückſichtigten Theatergebäude ſchon in den nächſten Jahren ausführlichere Nachrichten zu erwarten ſtehen. Bey der Erläuterung wird das Elementare, wie billig, vorausgeſetzt, was aus bekannten Werken, beſonders aus denen von Strack, Göppert, leicht geſchöpft werden kann.

Um über das Einzelne einige Bemerkungen beyzufügen, ſo ſollte wohl gleich zu Anfang neben den das Theater zu Athen behandelnden Münzen nicht ausgeſchloſſen ſeyn, was vom Theater ſelbſt am öſtlichen Winkel der Südſeite der Akropolis ſich noch vorfindet. Es iſt zwar wenig, aber der Beachtung nicht unwerth.

Das Theater zu Milet bedarf noch genauerer Unterſuchung als diejenigen, welche Hr. Prof. Winſeler benützen konnte. Es laſſen ſich an ihm Theile unterſcheiden, die aus verſchiedenen Perioden ſtammen, die älteſten ſind durch feines Mauerwerk, das aus wohlgefügten Marmorquadern beſteht, leicht zu erkennen, und gehören der Glanzperiode der alten Stadt. Dann kommt Umbau aus ſpäterer aber noch griechiſcher Zeit, zuletzt aus römiſcher, der an Gewölben und Backſteinen leicht erkannt wird.

Dieſelbe Beſchaffenheit zeigt das Theater zu Lakedämon, und Dodwell hatte ſehr Unrecht, das ganze Theater als römiſchen Bau zu betrachten. Aber auch hier fehlt noch Unterſuchung der einzelnen Theile, die auf eine Ausgrabung des Ganzen gegründet werden mußte, die bis jetzo fehlt. Am meiſten iſt die Unterſcheidung der verſchiedenen Perioden desſelben Baues beym Theater zu Tauromenium gefördert, und man ſieht dort mehr als anderwärts, wie dergleichen öffentliche Gebäude den Schickſalen der Stadt, welcher ſie gehörten, gefolgt, bey Zerſtörungen derſelben zertrümmert oder beſchädiget und bey ihrem Wiederaufbau nach Sinn und Geiſt der ſpäteren Zeit hergeſtellt, verwandelt und auch wohl erweitert wurden.

Das Theatergebäude bey Epidauros iſt das belehrendſte über Anordnung und Führung des eigentlichen θέατρον, das ſich in ſeinen Sitzreihen und Durchgängen zwiſchen dem aus den Spalten hervorgewachſenen Buſchwerk beynahe vollſtändig erhalten hat. Ohne irgend einen ſpätern Zuſatz und ganz wie aus der Hand des Werkmeiſters, des großen Polykleitos, den Pauſanias als ſeinen Urheber nennt. Die Scene und was zu ihr gehört, iſt ſo gut wie vollſtändig verſchwunden, und zwey Kalköfen, die man noch im Jahre 1831 auf der Fläche der Orcheſtra in Thätigkeit fand, zeigten, wohin dieſe Theile gekommen waren.

Wir ſchließen die Anzeige dieſes verdienſtlichen Werkes mit dem Wunſche, daß der Hr. Verfaſſer ſeine Studien von dem Standpunkte, den er genommen, das iſt von dem Theater und den Dionyſiſchen Feſten aus auf die geſammte Choregie ausdehnen, und in ähnlicher Vollſtändigkeit und Genauigkeit behandeln möge, was ſich im Allgemeinen über Chor und Komos, über μουσικοὶ ἀγῶνες der verſchiedenſten Art, an ſchriftlichen Nachrichten oder in bildlichen Darſtellungen vorfindet.

Nur wenn die Specialiſirung der archäologiſchen Lehren auf dem von ihm betretenen Wege fortgeſetzt wird, kann die Archäologie im Ganzen gefördert und aus ihrer fragmentariſchen Beſchaffenheit zur Vollſtändigkeit erhoben werden.

Fr. Th.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. October.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Zweytes Quartal. April — Juni 1851.

(Schluß.)

Dupotet de Sennevoy, Elementare Darstellung des thierischen Magnetismus. Deutsch bearb. von H. Hartmann. Grimma 1851.

Dr. Fr. W. Böcker, Beyträge zur Heilkunde. Bd. 1. 2. Crefeld 1849.

Dr. H. G. Hammer, Die Magnet-Elektricität in ihren Wirkungen auf den kranken menschlichen Organismus beobachtet. Dresden 1851.

Dr. N. Berend, Zur Chloroform-Casuistik. Hannover 1850.

Dr. C. E. Bock, Gerichtliche Sectionen des menschlichen Körpers. 3. verm. Aufl. Leipzig 1850.

W. G. v. d. Heyde, Landwirthschaftliches polizeyliches Handbuch. 2. mit einem Nachtrag vermehrte Aufl. Magdeb. 1850.

J. E. Veith, Handbuch der gesammten gerichtlichen Thierarzneykunde. 3. verb. Aufl. Wien 1850.

Dr. H. G. C. Heumann, Handlexikon zum Corpus Juris civilis. 2. verb. Aufl. 1. Hälfte. Jena 1850.

Dr. G. Emminghaus, Pandekten des gemeinen sächs. Rechts. Lief. 2 — 5. Schluß. Jena 1851.

A. Ph. v. Segesser, Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern. Bd. 1. Buch 1. 2. Luzern 1850.

J. Merkel, Die Geschichte des Longobardenrechts. Berlin 1850.

L. Fritzsche, Rechtskunde für Forst- und Landwirthe des Königreiches Sachsen. Leipzig 1850.

Dr. A. v. Daniels, Lehrbuch des gemeinen preußischen Privatrechtes. Bd. 1. 2. Berlin 1851.

B. Thiersch, Die Vemlinde bey Dortmund. Dortmund 1849.

Dr. J. Glaser, Das Englisch-Schottische Strafverfahren. Wien 1850.

Dr. C. Fricius, Das preußische Militär-Strafrecht. Berlin 1835.

Dr. C. C. B. Davis, Handbuch zur Kenntniß des in Neu-Vorpommern und Rügen geltenden Strafrechts. Greifswald 1851.

W. Bahn, Die preußische Gesetzgebung über Diebstahl. Berlin 1850.

Dr. J. Koppel, Handbuch der österreichischen Strafgesetze über Vergehen und Uebertretungen. Lief. 1—3. Olmütz 1850.

C. de Garden, Histoire générale des traités de paix et autres transactions principales entre toutes les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphale. T. 8. 9. Par. 1850.

F. Laurent, Histoire du droit des gens et des relations internationales. T. I. II. Gand 1850.

Dr. H. A. Zachariä, Die Rechtswidrigkeit der versuchten Reactivirung der im Jahre 1848 aufgehobenen deutschen Bundesversammlung. Göttingen 1850.

Dr. W. A. Schmidt, Geschichte der preußisch-deutschen Unionsbestrebungen seit der Zeit Friedrichs des Großen. Abth. 1. Der Fürstenbund 1785. Berlin 1850.

F. Oetker, Minister Hassenpflug und die kurhessische Volksvertretung. Cassel 1850.

J. G. K. E. Küchler, Ueber die Reichsverfassungsfrage und das Reichswahlgesetz. Darmstadt 1850.

Die Kirche und Schule Schlesiens im Kampfe mit der sogenannten Landesverwaltung. Kiel 1850.

Dr. P. S. Frandsen, Die Staatserbfolge in dem vormals Schauenburgischen Antheil von Holstein. Hamburg 1850.

L. Ficquelmont, Deutschland, Oesterreich und Preußen. Wien 1851.

K. Biedermann, Die Wiedereinberufung der alten Stände in Sachsen. Leipzig 1850.

Widerlegung der preußischen Note und Denkschrift vom 25. August 1850. Leipzig 1850.

Dr. K. A. v. Wangenheim, Das Dreykönigsbündniß vom 26. Mai 1849 und die Radowitz'sche Politik. Stuttg. 1851.

A. von Sallwürk, Die Vereinigung der Fürstenthümer Hohenzollern mit dem Königreiche Preußen urkundlich dargestellt. Stuttgart 1850.

W. G. v. d. Hende, Ressort-Verhältnisse zwischen den Justiz-, Polizey- und Communalbehörden. Magdeb. 1850.

The works of John Jewel, ed. by R. W. Jelf. Vol. 1 — 8. Oxford 1850.

Dr. J. H. B. Dräseke, Nachgelassene Schriften. Herausg. von Th. H. T. Dräseke. Bd. 1. Magdeb. 1850.

Thorat Emeth. Die fünf Bücher Moscheh. Von Dr. J. Heinemann. Lief. 1. Berlin 1851.

E. W. Grinfield, An apology for the Septuagint. Lond. 1850.

Dr. G. E. Leo, Pauli epistola altera ad Timotheum graece. Lips. 1850.

Dr. E. Meier, Die heilige Schrift des alten Testaments. Th. 1. 2. Stuttg. 1850.

Dr. Fr. Böttcher, Die ältesten Bühnendichtungen. Der Debora-Gesang und das Hohe Lied dramatisch hergestellt und neu übersetzt. Leipzig 1850.

Parker Lawson, Legends and traditions of some of the principal events and persons mentioned in the Old Testament. Edinb. 1850.

Dr. R. Hofmann, Das Leben Jesu nach den Apokryphen. Leipzig 1851.

W. J. Conybeare and J. S. Howson, The life and letters of St. Paul. Vol. I. Lond. 1850.

Tertulliani liber apologeticus. The apology of Tertullian, with English notes by Woodham. Lond. 1850.

Fr. Chr. Steinhofer, Erklärung der Epistel Pauli an die Römer. Tübingen 1851.

J. F. Kennedy, Illustrated sketches of the countries and places mentioned in bible history. Philad. 1847.

Dr. Th. Sörensen, Untersuchungen über Inhalt und Alter des alttestamentlichen Pentateuch. Th. 1. Historisch-kritischer Commentar zur Genesis. Kiel 1851.

Dr. J. H. Kurtz, Beyträge zur Symbolik des alttestamentlichen Cultus. Heft 1. Leipzig 1851.

Dr. Ad. Hilgenfeld, Das Markus-Evangelium nach seiner Composition, seiner Stellung in der Evangelienliteratur, seinem Ursprung und Charakter. Leipz. 1850.

Dr. E. Meier, Der Prophet Jesaja erklärt. 1. Hälfte. Pforzheim 1850.

J. Kohlgruber, Hermeneutica biblica generalis. Viennae 1850.

H. A. Hahn, Commentar über das Buch Hiob. Berlin 1850.

F. Friedhoff, Status primi hominis supernaturalis et indebitus. Münster 1850.

B. Forbes, Considerationes modestae et pacificae controversiarum. Ed. 4. una cum versione anglica. Vol. I. De justificatione. Lond. 1850.

Fr. W. Newman, Phases of faith, or passages from the history of my creed. Lond. 1850.

J. H. Newman, Lectures on certain difficulties felt by Anglicans in submitting to the catholic church. Lond 1850.

H. A. Kienemund, Geschichte des katholischen Kirchengesanges. 2. verb. Aufl. Mainz 1850.

P. Götz, Der Cultus und die Disciplin der kathol. Kirche und ihre Reform. Leipzig 1850.

Dr. K. Bähr, Der protestantische Gottesdienst vom Standpunkte der Gemeinde aus betrachtet. Heidelb. 1850.

Dr. F. Piper, Die Verbesserung des evangelischen Kalenders. Berlin 1850.

P. Tarbé, Trésors des églises de Reims. Reims 1849.

Statistica di tutti gli Ufficii ed impieghi governativi, giudiziarii ed amministrativi corrispettivi assegni annui per l'esercizio del dominio temporale della S. Sede all' epoca del 1848. Neapel 1849.

Geschichte der katholischen Gemeinden zu Hamburg und Altona. Schaffhausen 1850.

Amad. Bert, I Valdesi, ossiano i Cristiano-Cattolici seconda la chiesa primitiva, cenni storici. Torino 1849.

R. D. F. Van de Putte, Annales abbatiae sancti Petri Blandiniensis. Gandavi 1842.

F. J. Buß, Der Orden des guten Hirten. Schaffhausen 1851.

J. Ab. Utrecht Dresselhuis, De Waalsche Gemeenten in Zeeland. Bergen 1848.

W. O. Dietlein, Die bremische Kirche. Bremen 1850.

J. Bowden, The history of the Society of Friends in America. Vol. I. p. 1. Lond. 1850.

M. Jameson, Legends of the Monastic Orders, as represented in the fine Arts. Lond. 1850.

Alex. Schaepkens, Histoire de la châsse St. Gervais. Gand 1849.

C. F. Roßhirt, Grundriß zum Kirchenrecht der Katholiken und Proteſtanten. 2. Aufl. Heidelb. 1850.

Dr. F. Ehrenfeuchter, Erläuterungen zu den Commiſſionsentwürfen zur Einführung und Ausbildung von Presbyterial- und Synodaleinrichtungen in der evangeliſchen Kirche des Königreiches Hannover. Göttingen 1850.

J. B. Duchesne, Du mariage. Par. 1845.

Dr. C. Ullmann, Die Geltung der Majoritäten in der Kirche. Hamburg 1850.

Verhandlungen der Zürcheriſchen Synode über den Geſetzesvorſchlag der hohen Regierung betreffend Reorganiſation des Kirchenraths. Zürich 1850.

Aufklärungen über das Placetum Regium in Oeſterreich. Leipzig 1850.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Drittes Quartal. Juli — September.

Manuſcripte.

Beyträge zur Geſchichte des Stiftes in Neuß und der Stadt des Kreiſes Bonn. Cod. chartac.

Verzeichniß der in der churfürſtlichen Schatzkammer in München vorhandenen Inventurſtücke, verfaßt am 15. Juni 1751. fol. Cod. chartac.

Monumentorum ecclesiae fratrum minorum Monachii. Fasc. 1. 2. 3. Mit vielen illuminirten Wappen und Grabmälern. fol. Cod. chartac.

Genealogie der Edlen von Wolfſtein und Sulzburg von 1040 — 1597. Mit colorirten Wappen. Cod. chartac.

Druckwerke.

A. Thery, Histoire des opinions littéraires chez les anciens et les modernes. Vol. 1. 2. Par. 1849.

Dr. J. L. Saalſchütz, Die klaſſiſchen Studien und der Orient. Königsberg 1850.

J. Grimm, Ueber Schule, Univerſität, Akademie. Berlin 1850.

Chavin de Malan, Organisation des études dans un Collège chrétien. Par. 1850.

Catalogus impressorum librorum quibus aucta est bibliotheca Bodleiana, annis 1835 — 1847. Vol. 4. Oxford 1851.

Samps. Low, The British Catalogue: comprehensing all works published in Great Britain from Octob. 1837 — Decbr. 1849. Part I. Lond. 1850.

J. Lamb, A collection of letters, statutes and other documents illustrative to the history of the university of Cambridge. Lond. 1830.

Dr. T. F. Scholl, Die letzten hundert Jahre der vaterländiſchen Literatur. Lief. 2. und Schluß. Schw. Hall 1851.

W. Köhnen, Zur Geſchichte des Duisburger Gymnaſiums im 16. u. 17. Jahrhundert. Abth. 1. von 1559 — 1637. Duisburg 1850.

De l'instruction publique en Autriche, par un diplomate étranger. Par. 1841.

Halmagrand, Origine de l'université. Par. 1845.

Dr. G. L. Gerling, Nachrichten von dem mathemat. phyſikal. Inſtitute der Univerſität Marburg. Marb. 1849.

Entwurf einer Gymnaſial-Ordnung für die Herzogthümer Schleswig-Holſtein. Kiel 1850.

Verslag van het verhandelde in de algemeene vergadering van het provinciaal Utrechtsche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, vor het Jaar 1849, 1850.

Berichte über die Verhandlungen der k. ſächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Leipzig. I. II. Leipz. 1849.

Oeuvres de Pierre Leroux (1825 — 1850). I. Serie. Livr. 1 — 7. Par. 1850.

J. Fr. Herbart, ſämmtliche Werke, beſorgt von G. Hartenſtein. Bd. 4. Schriften zur Metaphyſik. Th. 2. Leipzig 1851.

Th. Green, Extracts from the Diary of a lover of literature. Ipswich 1810.

Dr. Fr. Naſſe, Vermiſchte Schriften pſycholog. und phyſiolog. Inhalts. Bonn 1850.

Th. B. Macaulay, Critical and historical essays. London 1850.

Dr. A. Lutterbeck, Hermenien aus dem Gebiete der religiöſen Speculation. 2. Ausg. Mainz 1851.

Dactylologie et langage primitif restitués d'après les monuments. Par. 1850.

G. Knoes, Chrestomathia Syriaca e codicibus manuscriptis collecta. Gotting. 1807.

J. Ch. C. Doepke, Glossarium chrestomathiae syriacae J. C. Michaelis accommodatum adnotationibusque historicis, criticis philolog. auctum. Götting. 1829.

S. T. Aufrecht und A. Kirchhoff, Die umbrischen Sprachdenkmäler. Bd. 2. Berlin 1851.

M. P. Poitevin, Dictionnaire de la langue française. Livr. 3 — 14. Par. 1851.

G. C. M. Sandrini, Das Zeitwort der italienischen Sprache. Wien 1851.

Wörterbuch der Akten- und Geschäftssprache. Berlin 1850.

H. Kloßmann, Erklärung der sogenannten Pronomina in der deutschen Sprache. Breslau 1850.

J. G. Fischer, Sammlung deutscher Synonymen oder sinnverwandter Wörter. Darmstadt 1850.

Eskimaux and English Vocabulary. Lond. 1850.

Dr. J. L. Krapf, Outline of the elements of the Kisuáheli language, with special reference to the Kinika dialect. Tubing. 1850.

— — and J. Rebmann, The beginning of a spellingbook of the Kinika language. Bombay 1848.

Fr. Spatny, Deutsch-böhmisches Wörterbuch. Heft 4 — 8. Schluß. Prag 1851.

J. Sl. Tomiček, Lehrbuch der böhmischen Sprache. Prag 1851.

H. Brugsch, De natura et indole linguae popularis Aegyptiorum. Fasc. I. Berol. 1850.

K. W. Krüger, Historisch-philologische Studien. Bd. 2. Berlin 1851.

Dr. R. Rauchenstein, Die Zeitgemäßheit der alten Sprachen in unseren Gymnasien. Aarau 1850.

N. T. B. Kappeyne van de Coppello, Observationes criticae in auctores veteres graecos. P. I. Noviomagi 1850.

Dr. E. Cauer, Ueber die Urform einiger Rhapsodien der Ilias. Berlin 1850.

L. E. Igel, Variae interpretationes criticae et grammaticales de biblia veteris testamenti et de Onkelosi. Leopoli 1850.

J. J. Shillinglaw, A narrative of Arctic discovery from the earliest period to the present time. London 1851.

W. H. Medhurst, A glance at the interior of China. Lond. 1850.

Alex. Mackay, The Western World or travels in the united states in 1846 — 47. Vol. 1 — 3. Lond. 1850.

M. Valery, Voyages en Corse, à l'île D'Elbe et en Sardaigne. T. 1. 2. Par. 1837.

B. Taylor, El-Dorado. Schilderungen einer Reise über Panama nach Californien . . . von E. Hartmann. Weimar 1851.

W. Scoresby, The Franklin Expedition. Lond. 1850.

Itinerario di Marin Sanuto per la terraferma Veneziana nell' anno 1483 Padova 1847.

Alex. Soltykoff, Voyage en Perse. Par. 1851.

Th. Forrester, Norway in 1848 and 1849. Lond. 1850.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Pérou: exécutée sous la direction de Fr. de Castelnau. Histoire du voyage. T. I. Par. 1850.

A. Scheuchzer, Phul und Nabonassar. Eine chronologische Untersuchung. Zürich 1850.

E. F. Mooyer, Ueber die angebliche Abstammung des normannischen Königsgeschlechtes Siziliens von den Herzogen der Normandie. Minden 1850.

K. F. Hermann, Lehrbuch der griechischen Staatsalterthümer. Th. 3. Heidelberg 1850.

Fr. Aug. Ukert, Ueber Dämonen, Heroen und Genien. Leipzig 1850.

M. Boucher de Perthes, Antiquités celtiques et antédiluviennes. Par. 1849.

C. de Clarac, Musée de sculpture antique et moderne. Livr. 14. 15. Par. 1850.

J. P. Rossignol, Trois dissertations. Sur l'inscription de Delphes . . . Par. 1850.

G. F. Grotefend, Bemerkungen zur Inschrift eines Thongefäßes mit ninivitischer Keilschrift. Göttingen 1850.

P. V. Aldini, Sulle antiche lapidi Ticinesi. Pavia 1831.

— —, Gli antichi marmi Comensi. Pavia 1834.

Fr. Carellius, Numorum Italiae veteris tabulas 202 ed. C. Cavedonius. Lips. 1850.

Th. Mommsen, Ueber das römische Münzwesen. Leipzig 1850.

Ger. Garnier, Mémoire sur la valeur des monnaies de compte chez les peuples de l'antiquité. Par. 1847.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. October.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — Sept. 1851.

Forster (Charles), The one primeval language traced experimentally through ancient inscriptions. Including the voice of Israël from the Rocks of Sinai. Lond. 1851. — Journ. des Savants 1851 Juillet.

Oppert, Mémoire sur les inscriptions des Achéménides, conçues dans l'idiome des anciens Perses. (4. art.) — Journ. asiat. 1851 Juillet.

Lancereau (Éd.), Extraits du Bétâl-Patchisi. — Ebendaſ.

Expédition de Mourad-Bey contre Constantine et Alger en 1112 (de J. C. 1700), fragment extrait de la chronique arabe d'El-Hadi Hamouda Ben Abd-El-Aziz. Traduit et annoté par M. Cherbonneau. — Ebendaſ.

Santarem, Essai sur l'histoire de la cosmographie et de la cartographie pendant le moyen âge. Paris 1849—50. — Bibl. univ. de Genève. (Litt.) 1851 Août.

Bayle Saint-John, Une excursion dans le désert de Lybie et à l'oasis de Jupiter Ammon. — Ebendaſelbſt.

Bali. A visit to Tabanan. By R. B. G. — Journ. of the Ind. Archipel. 1851 June.

The London diary of a german authoress. — Blackwood's Mag. 1851 Aug.

Cottu (Charles), Vasilky, souvenirs d'une croisière dans les Cyclades. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 15.

Leake (W. Martin), The topography of Athens. etc. (3. art. de M. Raoul Rochette.) — Journ. des Savants 1851 Juillet.

Troplong, Des républiques d'Athènes et de Sparte. — Revue de législation et de Jurisprudence 1851 T. II. Mai.

Newton (Charles), Remarks on the collections of ancient art in the Museums of Italy, the Glyptothek at Munich and the British Museum. — Museum of classical Antiquities. No. III. 1851 July.

Falkener (Edw.), On the Jonic Heroum at Xanthus, now in the British Museum. — Ebendaſ.

Bonucci (Carlo), A general statement of the excavations of ancient monuments in the Kingdom of Naples, from 1830 to 1849. — Ebendaſ.

Archaeographia litteraria. Annali, Bulletino e Monumenti dell' Instituto di corrispondenza archaeologica di Roma. — Ebendaſ.

Lévêque (Charles), Les monuments d'Athènes et les études archéologiques en Grèce. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 16.

Gaillard (Victor), Histoire politique et numismatique du comté de Rhetél. — Revue de la Num. belge. T. I. Livr. 2.

Guérard, Cartulaire de Notre-Dame. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 15.

Bonnardot, Études archéologiques sur les plans de Paris. Par. 1851. 4. — Univ. cathol. 1851 Août.

Zollinger (H.), The island of Lombok. — Journ. of the Indian Archipel. 1851 June.

Mac-Gowan (D. J.), Notice of the Karens. — Ebendaſelbſt.

Jurien de la Gravière (E.), L'empire céleste depuis la guerre de l'opium. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 17.

Cousin, Lettres inédites de Madame la duchesse de

Longueville à madame la marquise de Sablé. — Journ. des Savants 1851 Août.

Cousin (Victor), La duchesse de Longueville, avec une correspondance inédite. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 15.

Bacourt (A. de), Correspondance entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck pendant les années 1789 — 91. — Ebendaſ. Livr. 16.

Planche (Gust.), Poètes, romanciers et historiens littéraires de la France. LV. C. A. Sainte-Beuve. — Ebendaſ. Livr. 17.

Donkin (W. F.), On certain questions relating to the theory of probabilities. P. III. — Philos. Mag. 1851 July.

Boole (Gc.), Further observations on the theory of probabilities. — Ebendaſ. Aug.

Martin (P. J.), On the anticlinal line of the London and Hampshire basins. — Ebendaſ. July. Aug.

O'Brien, On symbolical mechanics. — Ebendaſ. Aug.

Galbraith (Jos. A.) and Sam. Haughton, On the apsidal motion of a freely suspended pendulum. — Ebendaſ.

Sylvester (J. J.), On an certain fundamental theorem of determinants. — Ebendaſ.

Verneilh (Fél. de), L'architecture byzantine en France. (Saint-Front de Périgueux.) — Annal. archéol. T. XI. Livr. 2. 3.

Schnaase, Symbolique de l'architecture du moyen âge. — Ebendaſ. Livr. 3.

Venetz (J.), Mémoires sur les digues insubmersibles, sur les écluses à cheminées pour le colmatage, et sur les principes à suivre dans les corrections des cours d'eau etc. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Août.

Bond (G. P.), On the rings of Saturn. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 July.

Peirce (B.), On the constitution of Saturn's ring. — Ebendaſ.

Kirkwood (Dan.), On Saturn's ring. — Ebendaſ.

Jussieu, Rapport sur le grand prix des sciences physiques. — Ann. des scienc. natur. (Botan.) T. XIV. No. 6.

Lallemand (A.), Etude des lois de l'induction à l'aide de la balance électro-dynamique. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Août.

Observations météorologiques du mois de Juin 1851. — Ebendaſ.

Alexander (J. H.), On certain meteorological coincidences. — American Journal of science and arts 1851 July.

Thompson (Zadock), On the sudden disappearance of the ice on lake Champlain at the breaking up of winter. — Ebendaſ.

Maskelyne (Nevil Story), On the connection of chemical forces with the polarization of light. — Ebendaſ.

Faraday, On atmospheric magnetism. — Ebendaſ.

Becquerel (M.), On the causes of the disengagement of electricity in plants, and upon vegeto-terrestrial currents. — Ebendaſ.

Clausius (R.), On the moving force of heat, and the laws regarding the nature of heat itself which are deducible therefrom. — Philos. Mag. 1851 July.

Schoenbein (C. F.), On the joint influence exerted by light and the oxidability of certain substances upon common oxygen. — Ebendaſ.

Rankine (W. J. Macquorn), On the theory of sound. — Ebendaſ.

— —, On the mechanical theory of heat. — Ebendaſ.

Bunt (Th. G.), Pendulum experiments. — Ebendaſ.

Bond (G. P.), Historical sketch of the progress of improvement in the application of electro-magnetism to geodetical and astronomical purposes. — Ebendaſ.

Stokes, On the principles of hydrodynamics. — Ebendaſ.

Kämtz, On corrections of the constants in the general theory of terrestrial magnetism. — Ebendaſ.

Clausius (R.), On the moving force of heat, and the laws regarding the nature of heat itself which are deducible therefrom. — Ebendaſ. Aug.

— —, Reply to a note from Mr. W. Thomson on the effect of fluid friction. — Ebendaſ.

Dering's improvements in the means of and apparatus for communicating intelligence by electricity. — Repertory of Patent Inventions 1851 Aug.

Matzneff (Iwan), Voyage aérien de Paris à Spa, avec deux cartes explicatives. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 17.

Fordos (M. J.) et A. Gélis, Note sur le sulfure d'azote de M. Grégory et sur la variété de soufre insoluble dans le sulfure de carbone. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Août.

— —, Mémoire sur le sulfure d'azote. — Ebendaſelbſt.

Jacquelain (V. A.), Production de l'hydrate de baryte pur, par le carbonate de baryte sous l'influence de la vapeur d'eau surchauffée. — Ebendaſelbſt.

Golfier-Besseyre, Note sur l'action chimique qu'exerce l'acide carbonique sur le fer en présence de l'eau. — Ebendaſ.

Smith (J. Lawr.), On some of the thermal waters of Asia minor. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 July.

Cooke (Isaac B.), On the measurement of chemical affinity. — Philos. Mag. 1851 Aug.

Cambriel (L. P. François), Cours de philosophie hermétique ou d'alchimie. Par. 1843. (3. art.) — Journ. des Sav. 1851 Août.

Liebig (George de), Expériences sur la respiration. — Annal. des scienc. natur. (Zool.) 1850 T. XIV. No. 6.

Quatrefages (A.), Etudes sur les types inférieurs de l'embranchement des Annelés. — Ebendaſ.

Blackwall (John), A catalogue of british spiders, including remarks on their structure etc. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Aug.

Clark (Will.), Further observations on the Chemnitziae. — Ebendaſ.

La Berge (J. de), Description d'une nouvelle espèce de Martin-pêcheur. — Revue et Mag. de Zool. 1851 No. 7. Juillet.

Verreaux (Jul. et Ed.), Descriptions d'espèces nouvelles, rares ou peu connues d'oiseaux du Gabon (Afrique occidentale.) (Cont.) — Ebendaſ.

Lafresnaye (F. de), Essai d'une monographie du genre Picucule (Buffon) etc. Suite. — Ebendaſ.

Ray (J.) et H. Drouet, Catalogue des Mollusques vivants de la Champagne méridionale. — Ebendaſelbſt.

Laferté-Sénèctere, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise etc. (Suite.) — Ebendaſ.

Fairmaire (Léon), Description de deux Coléoptères nouveaux de Venezuela — Ebendaſ.

Pucheran, Etudes sur les types peu connus du Musée de Paris. 5. art. (Echassiers.) — Ebendaſ. Août.

Ray (J.) et H. Drouet, Cat. des Mollusques viv. de la Champagne mérid. (Suite et fin.) Dixième genre. Balée. — Ebendaſ.

Robineau-Desvoidy, Description d'Agromyzes et de Phytomyzes écloses chez M. le colonel Goureau. — Ebendaſ.

Salm-Horstmar (Le prince de), Recherches sur la nutrition de l'avoine, particulièrement en ce qui concerne les matières inorganiques qui sont nécessaires à cette nutrition. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Août.

Hoffmann (Herm.), Recherches sur le sommeil des plantes. — Annal. des scienc. natur. (Botan.) T. XIV. No. 6.

Schlechtendal (D. F. L. de), Index seminum horti academici Halensis, anno 1850. — Ebendaſelbſt.

Tenore, Catalogus seminum horti regii Neapolitani, anno 1851. — Ebendaſ.

Regel (Ed.), Index seminum horti botanici Turicensis, anno 1850. — Ebendaſ.

Nees ab Esenbeck, Delectus seminum horti botanici Vratislaviensis, anno 1851. — Ebendaſ.

Meyer (E.), Hortus Regiomontanus seminifer, anno 1850. — Ebendaſ.

Bunge (Al.), Delectus seminum horti botanici Dorpatensis, collectione anni 1850. — Ebendaſ.

Jaubert et Spach, Gramineae orientales novae vel criticae. — Ebendaſ.

Jussieu, Rapport sur la Rumphia de M. Blume. — Ebendaſ.

Miers (John), Contributions to the botany of South America. — Ann. and Mag. of nat. hist. 1851 Aug.

Tulasne (L. R.), On the reproductive organs of the Lichens and Fungi. — Ebendaſ.

Babington (Charles Cardale), Manual of british botany etc. 3. ed. Lond. 1851. — Ebendaſ.

Macgowan (D. J.), Uses of the Stillingia sebifera or Tallow tree, with a notice of the Pe-la, an insect-wax of China. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 July.

Bentham (George), Second report on Mr Spruce's collections of dried plants from North Brazil. — Hooker's Journal of Botany 1851 July.

Berkeley (M. J.), Decades of Fungi. — Ebendaſ.

Dalzell (N. A.), Contributions to the botany of Western India. — Ebendaſ. Jul. Aug.

Sinclair (Andrew), On the vegetation of the neighbourhood of Auckland, New Zealand. — Ebendaſ. July.

De Vriese, On the discovery of a new species of Rafflesia in the Island of Java. — Ebendaſ.

Gray (Asa.), Characters of a new genus of Compositae-Eupatoriaceae with remarks on some other genera of the same tribe. — Ebendaſ. Aug.

Seemann (Berthold), Sketch of the vegetation of the Isthmus of Panamà. — Ebendaſ.

Babington (Churchill), Lichenes arctici, collected by Mr. Seemann. — Ebendaſ.

Lycett (J.), On the Hinge of the fossil genus Platymya, Agassiz; with the description of a new species. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Aug.

Morris (John), Palaeontological notes. — Ebendaſ.

Harkness (Rob.), Notice of some new footsteps in the Bunter Sandstone of Dumfries-shire. — Ebendaſelbſt.

Blake (W. P.), On a method for distinguishing between biaxial and uniaxial crystals when in thin plates, — and the results of the examination of several supposed uniaxial micas. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 July.

Brooke (H. J.), On the Beudantite of Levy. — Philos. Mag. 1851 July.

Dana (James D.), On coral reefs and islands. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 July.

Hunt (T. S.), Description and analysis of Loganite, a new mineral species. — Philos. Mag. 1851 July.

Jackson (Charles T.), On Eupychroite of Crown Point, New York. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 July.

Lyman (C. S.), On the recent condition of Kilauea. — Ebendaſ.

Grec (R. P.), A description of Matlockite, a new oxychloride of lead. — Philos. Mag. 1851 Aug.

Orbigny (Alc. d'), Description de quelques coquilles fossiles remarquables de la République de la Nouvelle-Grenade. — Rev. et Mag. de Zool. 1851 Août.

Malingié-Nouel, Considérations sur les bétes à laine au XIX. siècle et notice sur la race de la Charmoise. Paris 1851. — Journ. des Savants 1851 Juillet. Août.

Norton (John P.), A description of a new sand-bath with water-bath and distilling apparatus attached, erected in the Yale analytical laboratory. — Am. Journ. of sc. and arts 1851 July.

Burnett (W. J.), On microscopes and microscopy. — Ebendaſ.

Widow-burning. Major Ludlow. (H. Hayman Wilson's history of british India.) — Quarterly Review 1851 Sept.

Lettres et opuscules inédits du comte Joseph de Maistre. — Correspond. 1851 T. XXVIII. Livr. 9.

Reason and faith. — Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Tarbé (Prosper), Collection des poétes champenois antérieurs au XVI. siècle. 13 vol. Paris 1847 — 51. 8. — Journ. des Sav. 1851 Juillet. Août.

Milsand (J.), La poésie anglaise depuis Byron. II. Robert Browning. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 16.

Deschamps-de-Pas (L.), Carrelage de la cathédrale de Saint-Omer. — Annal. archéol. T. XI. Livr. 2.

Ramé (Alfr.), Les autels chrétiens. — Ebendaſ.

Didron, Iconographie historique. (François II. et Marie Stuart.) — Ebendaſ.

Amé (Émile), Serrurerie du XIII. siècle. — Ebendaſ. Livr. 3.

Didron, Iconographie des Cathédrales; création de l'homme et de la femme. — Ebendaſ.

Semper (M. Gottfried), On the study of polychromy and its revival. — Museum of classical Antiquities No. III. 1851 July.

Ruskin's works. (Modern painters. Vol. I. 2.) — Blackwood's Mag. 1851 Sept.

Scharf (George), On the polychromy of sculpture: being recollections of remarks on this subject, by the late Professor C. O Müller. — Ebendaſ.

Frantin, La monarchie et le césarisme, ou l'ère des Pisistratides. — Le Correspond. T. XXVIII. Livr. 10.

Christian socialism. — Christ. Remembrancer 1851 July.

Salinis (Mgr. de), Discussion sur le socialism, examen et réfutation de ce système. — Univ. cathol. 1851 Juillet.

Newman (Franc. William), Lectures on political economy. Lond. 1851. — Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Colton (Calvin), Public economy for the United States. New York 1848. — North Amer. Rev. 1851 July.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. November.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi. Ex recognitione Caroli Friderici Hermanni. Vol. I. (Euthyphro. Apologia Socratis. Crito. Phaedo. Cratylus. Theaetetus. Sophista. Politicus.) Lipsiae. Sumptibus et typis B. G. Teubneri. 1851. S. XXXII u. 503.

Platonis Phaedo. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus Stallbaum. Editio tertia multis partibus auctior et emendatior. Gothae. Sumptibus Bernh. Hennings. 1850. S. 28 u. 254.

Kritiſcher Commentar zu Plato's Phädon von Hermann Schmidt, Direktor des Gymnaſiums zu Wittenberg. Erſte Hälfte. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes. 1850. S. VIII u. 127.

Zur Geſchichte der Platoniſchen Textes-Kritik mit beſonderer Beziehung auf den Phädon. Von Dr. H. Schmidt zu Wittenberg. Archiv für Philol. u. Pädag. XVI, 4. 1850.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem. (Index schol. Gotting. 1850.)

Ueber Zweck und Gliederung des platoniſchen Phädon von Suſemihl. Philologus. V. Jahrg. 3. Heft.

Das vorſtehende Verzeichniß neu erſchienener Schriften zur platoniſchen Literatur, das noch um mehrere Titel vermehrt werden könnte, ſpricht, wenn man den Buchhändlermarkt als Thermometer betrachten darf, eher für eine vergrößerte als verminderte Theilnahme an den unſterblichen Werken des griechiſchen Philoſophen. Nicht nur, daß bereits begonnene Arbeiten größeren Umfangs rüſtig fortſchreiten, wie die Stallbaum'ſche Ausgabe, die in mehreren Bänden ſich bereits in der zweyten und dritten Bearbeitung verjüngt hat, während wir freylich den ſchon längſt angekündigten zehnten Band, der die „Geſetze" enthalten ſoll, noch immer zu erwarten haben. So bringen Sammlungen, die wohl vorzugsweiſe auf das Bedürfniß der Schulen berechnet ſind, nicht weniger als drey neue Ausgaben der Geſammtwerke, außer der in der Ueberſchrift genannten Teubner'ſchen eine doppelte Tauchnitziſche, deren Beſorgung ebenfalls Hr. Stallbaum übernommen hat.

Gewiß hat ſich die Teubner'ſche Verlagshandlung ein entſchiedenes Verdienſt erworben, daß ſie die Arbeit ſo anerkannt kundigen Händen anvertraut hat. Dieß gilt von dem Herausgeber in doppeltem Betracht: einmal in Bezug auf den Schriftſteller, dem Hr. Hermann ſeit vielen Jahren eine ſo andauernde und umfaſſende Thätigkeit gewidmet hat, daß er in dieſem Bereiche ſeit Schleiermacher die größte Autorität geworden iſt; dann auch in Bezug auf die kritiſche Herſtellung des Textes, deren Grundſätze derſelbe Gelehrte in ſeinen ſchätzbaren Abhandlungen zu Perſius ſowohl im Allgemeinen als für den beſonderen Schriftſteller ſo tief eingehend erör-

tert hat, daß man überzeugt seyn muß, er werde bey jedem andern Schriftsteller mit gleicher Gründlichkeit zu Werke gehen. Und daß diese Voraussetzung in Bezug auf die vorliegende Ausgabe des Platon keine ungegründete ist, dieß bewährt schon die Vorrede, welche nicht nur im Allgemeinen sich über die befolgten Grundsätze ausspricht, sondern auch an Stelle der durch den Plan der Ausgabe ausgeschlossenen Noten die Rechtfertigung des Verfahrens in den einzelnen Fällen enthält. Eine Hoffnung, deren sich Ref. für versichert hielt, so wie er Kunde bekam, in wessen Hände die Besorgung der Ausgabe gelegt sey, daß nämlich statt einer der sonst üblichen willkührlichen Anordnungen der einzelnen Schriften nach dem löblichen Vorgange Bekkers eine überlegtere und zweckmäßigere treten würde, und zwar diejenige, welche der Herausgeber in seinem Werke: „Geschichte und System der platonischen Philosophie“ aufgestellt hat, diese Hoffnung ist, wie schon der Titel ausweist, nicht in Erfüllung gegangen. Hr. H. adoptirt, wie er sagt, „in Ermangelung einer urkundlicheren“ die „wenigstens schon im Alterthum durch Thrasyllos aufgestellte“ Reihefolge; gewiß zu einiger Verwunderung derjenigen, welche sich dessen erinnern, was Hr. H. in d. a. W. S. 358 f. über diese Anordnung bemerkt. Consequentermaßen werden denn auch die bekannten, den neueren Ausgaben meist fremden und auch von unserem Herausgeber an d. a. St. verworfenen zweyten Ueberschriften, wenigstens in Klammern, beygefügt. Dieses Verfahren scheint nicht ganz im Einklange zu stehen mit den Grundsätzen, die der Herausgeber (S. VI der Praefatio) aufstellt, um dem neueren Kritiker seine Gleichberechtigung mit den früheren zu wahren. Von diesem Recht macht derselbe in der Texteskritik insofern Gebrauch, als er in den Fällen, wo die handschriftliche Lesart, die er als Grundlage des Textes anerkennt, ein unzweifelhaftes Verderbniß enthält, kein Bedenken trägt, eigene und fremde Verbesserungen ganz ebenso wie Lesarten schlechterer Handschriften, die sich aber durch ihre innere Güte empfehlen, in den Text aufzunehmen, indem er diesen nur das Vorrecht der Priorität, nicht aber größere Autorität einräumt. Doch werden falsche Zusätze und Einschiebsel, mögen sie nun bereits als solche anerkannt seyn und von dem Herausgeber erst mit dem Stempel der Unächtheit gezeichnet werden, nicht aus dem Text verwiesen, sondern nur durch Klammern ausgeschieden.

Die Einrichtung der Stallbaum'schen Ausgabe dürfen wir als bekannt und durch den Gebrauch bewährt voraussetzen. Das Erscheinen einer dritten Auflage bietet ohnedieß einen sicheren Beweis, daß der Herausgeber das Bedürfniß der Leser richtig verstanden und gewürdigt hat. In der Texteskritik ist Hr. Stallbaum kein Anhänger der diplomatischen Rigorosität, die er bey mehreren Gelegenheiten an andern Kritikern tadelt und als sklavische Unterwürfigkeit bezeichnet, weßwegen er von Hrn. H. libertatis quam constantiae cupidior genannt wird, jedoch mit dem Beysatze, daß derselbe manche handschriftliche Lesart richtig gewürdigt und in den Text aufgenommen. Uebrigens bemerken wir, daß, was der Titel verspricht, der diese dritte Ausgabe als eine vielfach bereicherte und verbesserte bezeichnet, durch die That bestätigt wird, wobey uns freylich nur die erste Auflage zur Vergleichung zu Gebote steht. Ein auffallendes Beyspiel der Vermehrung, die wir freylich, wenigstens in formeller Hinsicht, nicht zugleich auch eine Verbesserung nennen möchten, bietet gleich die erste Bemerkung zu den Worten: *Αὐτός, ὦ Φαίδων*, die in der ersten Auflage auf dem nur geringen Raum der Textseite Platz fand, in der neuen Auflage dagegen außer dieser zwey ganze Seiten ohne Text und noch $1\frac{1}{2}$ Seite mit je zwey Zeilen Text einnimmt, also zu einer kleinen Abhandlung angeschwollen ist, die jedenfalls nach Form und Inhalt sich mehr für die Praefatio geeignet hätte. Uebrigens finden wir die Abhandlung von Preller: „Phädons Lebensschicksale und Schriften“ in dessen Studien zur griechischen Literaturgeschichte (Rheinisches Museum Jahrg. 1846) nicht erwähnt.

Anderer Art ist der „Kritische Commentar zu Plato's Phädon,“ von dem uns der Verfasser vorläufig nur die erste Hälfte gleichsam als Anfrage an das gelehrte Publikum vorlegt. Eine fast zu große Bescheidenheit! Denn wenn Hr. Schmidt, so viel dem Ref. bekannt, auch noch mit einer größeren Schrift hervorgetreten ist, so hat er sich doch längst allen Freunden der platonischen Literatur

durch manche Abhandlung in gelehrten Zeitschriften als einsichtigen Kenner Platon's bewährt, ganz besonders durch das im Jahre 1846 erschienene Programm zur Ankündigung der Gedächtnißfeyer von Luthers Todestag, welches in unmittelbarer Beziehung zu der vorliegenden Schrift steht. Dort behandelt der Verf. zwey Stellen des Phädon, die beyde beträchtliche Schwierigkeiten enthalten, die eine für die Erklärung der Worte, die andere für das Verständniß der Beweisführung, mit so ausgezeichneter Umsicht und Gewissenhaftigkeit, daß man die umfassendere Schrift nur mit der besten Erwartung aufnehmen konnte. Ueber die eigentliche Absicht derselben erklärt sich der Verf. in dem Vorwort folgendermaßen: „Der Zweck dieser Schrift ist, einen Beytrag zur Erklärung von Plato's Phädon zu liefern, und in diesem Sinne nennt sie sich einen Commentar dazu. Beschränkt wird aber jener Zweck durch den Zusatz Kritischer Commentar, wonach sich die Erklärung nur auf solche Stellen erstreckt, die in Beziehung entweder auf die Constituirung des Textes, oder auf die Fassung des Sinnes von Seiten der Interpreten und Uebersetzer, oder endlich auf die Wahrheit des von Plato Gesagten selber der kritischen Behandlung irgendwie Raum gewähren. Sowie demnach von der Erklärung alles ausgeschlossen ist, was keine kritische Seite bietet, so von der Kritik wieder Alles, wodurch die Erklärung nicht gefördert wird."

Dürfen wir demnach an diesen Commmentar nicht die gleichen Ansprüche machen wie an einen sogenannten Commentarius perpetuus, der uns verspricht, in allen Fällen, wo das Verständniß schwierig ist, hülfreich an die Hand zu gehen, so werden wir anderseits wahrscheinlich weit weniger in den Fall kommen, denselben unbefriedigt aus der Hand zu legen, als es wohl bisweilen bey jener Art von Commentaren geschieht, die nicht selten überall eher etwas bieten als da, wo man es am meisten sucht. In der hier gebotenen „ersten Hälfte" werden 51 Stellen besprochen, und bey nicht wenigen die richtige Erklärung und Lesart entweder zuerst aufgestellt oder wenigstens gründlicher und einleuchtender, als es bisher geschehen ist, gerechtfertigt.

Die gemeinschaftliche Seite, welche die drey genannten Schriften der Beurtheilung darbieten, besteht demnach in der kritischen Behandlung des Textes. Einen sehr schätzbaren Beytrag zu der Geschichte desselben bildet die in der Ueberschrift erwähnte Abhandlung des H. Sch., die wir als eine ausführliche Vorrede zu dem kritischen Commentar desselben betrachten können. Die wesentlichen Resultate der geführten Untersuchung sind folgende: die platonische Texteskritik hat drey Perioden durchlaufen, die man als die Stufen der Kindheit, des Jugendalters und der männlichen Reife bezeichnen kann. Die erste Periode ist die italienische, zu der aber außer der Aldina von 1513 auch die beyden Basler von 1534 und 1556 gerechnet werden, die, wie räumlich durch den Ort, wo sie erschienen sind, so innerlich durch die Methode den Uebergang bilden zu der zweyten Periode, der französischen, deren Repräsentant Henricus Stephanus ist durch seine 1578 zu Paris erschienene Ausgabe. „Hier begegnen wir bereits wirklichen kritischen Anmerkungen, in denen über die Aufnahme der Lesarten Rechenschaft abgelegt wird; allein das subjective Belieben und die große Willkühr in der Auswahl und Anführung der Lesarten herrscht noch vor." Es versteht sich, daß hier die viel besprochene Streitfrage über die Codices des Stephanus nicht umgangen werden kann, da die Ausgabe des Platon nächst der des Plutarchus die wesentlichste Rolle dabey spielt. Der Verf. tritt im Ganzen dem Urtheil Breitenbachs (Zeitschr. f. Alterthw. V. IV. 123) bey, indem er schlüßlich folgende Regel aufstellt: „Stimmt im Plato die Stephan'sche Lesart mit der Aldina und der Bas. 2. überein, so hat sie auch den Handschriften gegenüber Gewicht, steht sie allein, so kann sie sich in der Regel nur dann halten, wenn sie von den besseren Handschriften bestätigt wird." Den Vorwurf absichtlicher Täuschung lehnt Hr. Sch. ganz ab, und wohl mit vollem Rechte! Denn Alles, was man in diesem Sinn zu deuten geneigt war, findet seine natürlichere und billigere Erklärung in der auch von seinen eifrigsten Vertheidigern, wie Passow und Sintenis, zugestandenen willkührlichen und fahrläßigen Weise der Benutzung seines handschriftlichen Apparates. Und auch diese

wird man ihm nicht zu hoch anrechnen dürfen, wenn man bedenkt, daß die Handhabung diplomatiſcher Kritik damals auf rein perſönlicher Geſchicklichkeit beruhte und noch kaum die Vorbedingungen der ἐμπειρία geſchweige denn der τέχνη beſaß, ja daß die Praxis noch eine lange Bahn zu durchlaufen hatte, bis ſie, nicht ohne mannichfaltige Abwege, ja zum Theil Rückſchritte, zu der Methode gelangte, welche wir jetzt, als die richtige und allein zum Ziele führende betrachten, und daß ſogar heut zu Tage noch gegen namhafte und mit den beſten Hülfsmitteln ausgerüſtete Kritiker in größerem oder geringerem Maaße derſelbe Vorwurf vernommen wird. Fordert alſo die Billigkeit, in dieſem Stücke die Strenge des Tadels gegen Stephanus in die Warnung vor zu großem Vertrauen zu verwandeln, zumal da der zugeſtandene Fehler durch nicht unbeträchtliche Vorzüge und Verdienſte mehr als aufgewogen wird: ſo erhebt ſich freylich von der andern Seite ein Vorwurf, von dem ihn auch unſer Verf. nicht freyzuſprechen vermochte; daß er nämlich die Leiſtungen einiger Vorgänger, wie der zweyten Basler Ausgabe, des Cornarius und Turnebus, ſtillſchweigend ſich angeeignet. Möge man jedoch aus dem Zugeſtändniß dieſer Schuld nicht etwa den Schluß ziehen, daß darum auch die andere vorhin beſprochene Anklage an moraliſcher Bedeutung gewinne! Denn genau beſehen, ſtehen ſie vielmehr mit einander in ſittlichem Widerſpruch. Die Verſchweigungsſünde läßt ſich aus der bekannten und von Zeitgenoſſen wie Nachlebenden gerügten Eitelkeit des Gelehrten erklären; der andere Vorwurf eines betrüglichen Vorgebens über den Beſitz handſchriftlicher Mittel ließe ſich nur aus ſchmutzigem Eigennutz des buchhändleriſchen Intereſſes begreifen.

Faſt zwey Jahrhunderte machte die Texteskritik des Platon keinen irgendwie nennenswerthen Fortſchritt, bis ſie auf eine höhere Stufe der wiſſenſchaftlichen Reife durch deutſche Gelehrte erhoben wurde, die ſeit der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch Herausgabe theils einzelner Dialoge theils der Geſammtwerke des Platon den Text zu jenem Grad der Reinheit brachten, in welchem wir ihn jetzt beſitzen. Das entſchieden größte Verdienſt hat ſich Heindorf erworben, von dem unſer Verf. ſagt: „So viel als Heindorf's Ausgabe, hatte noch keine für die Kritik Plato's geleiſtet, und auch was ſpäter dafür geſchehen, iſt im Vergleich zu ihm unbedeutend.“ Hr. Sch. führt aus dem einzigen Phädon nicht weniger als 150 Stellen an, in denen Heindorf zuerſt, ſey es durch beßere Benützung des vorhandenen noch geringen handſchriftlichen Apparates oder durch eigenen Scharfſinn das Richtige hergeſtellt. Die Bemühung der Nachfolgenden war nun hauptſächlich auf Herſtellung eines möglichſt umfaſſenden und diplomatiſch werthvollen kritiſchen Apparates, wodurch ſich namentlich Bekker verdient gemacht hat, und deſſen durchgreifende und beſonnene Benützung gerichtet. Hr. Sch. erkennt in dieſer Beziehung die Grundſätze C. E. Chr. Schneider's, der in der Vorrede zu dem erſten Bande ſeiner unvollendet gebliebenen Ausgabe des Platon noch größere Sorgfalt und Conſequenz in der Benützung des urkundlich Gebotenen fordert, als richtig an, und billigt im Ganzen das Verfahren der Züricher Herausgeber, ſchließt jedoch mit folgenden Worten: „Zweyerley aber bleibt gleichwohl vorzüglich noch zu wünſchen übrig. Für's Erſte iſt .... auch bey den anerkannt beſten Codd. immer noch eine größere Vorſicht bey der Aufnahme der von der Vulgata abweichenden Lesarten nöthig und eine ſorgfältigere Prüfung der inneren Gründe, die oft bey ſcheinbaren Vorzügen der von jenen gebotenen Lesarten, doch denen der älteren Ausgaben den Vorzug gaben. Für's andere fehlt noch immer eine gründliche Abhandlung über den inneren Werth der Platoniſchen Handſchriften und ihre gegenſeitige Verwandtſchaft und Abweichung, ein Mangel, ... vor deſſen Abſtellung auf eine möglichſt volle Sicherheit für die Feſtſtellung des Textes durchaus nicht zu rechnen iſt.“

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. November.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon.

Zur Geschichte der Platonischen Textes-Kritik.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

Ueber Zweck und Gliederung des Platonischen Phädon.

(Fortsetzung).

Fragen wir nun, in welchem Verhältniße die kritischen Grundsätze des Hrn. Schmidt zu denen des Hrn. Hermann stehen, so sind besonders zwey für die Praxis nicht unwichtige Verschiedenheiten zu bemerken. Die erstere betrifft die Vulgata. Hr. Sch. versteht unter dieser Bezeichnung abweichend von der gewöhnlichen Bedeutung, die Hr. H. beybehält, nicht die lectio Stephaniana, sondern die von den vier ältesten Ausgaben gemeinschaftlich gebotene Lesart, und legt dieser einen entschiedenen kritischen Werth bey, was Hr. H. nicht thut. Dieser betrachtet als ausschließliche Grundlage für die kritische Gestaltung des Textes den Codex Clarkianus mit dem Parisinus A., welche beyde Handschriften sich in der Weise ergänzen, daß nur wenige Dialoge dieser Hülfe entbehren. Der Clark. läßt nun an vielen Stellen von der ersten Hand eine zweyte, nachbessernde unterscheiden. Hr. H. legt nun alles Gewicht auf die erste Hand, der man überall, wo nicht entschiedene Gründe dagegen sprächen, folgen müsse, und warnt ausdrücklich vor der Aufnahme der zweyten Hand. Hr. Sch. dagegen spricht zwar dieser Handschrift nicht im Allgemeinen ihren normirenden Werth ab, schließt sich aber doch dem Urtheile Buttmann's an, der in der Vorrede zur 4. Aufl. der Biester'schen Ausgabe von vier Dialogen bemerkt, daß diese Handschrift aus dem IX. Jahrh. den von ihr gehegten Erwartungen nicht entsprochen habe, und gibt sogar der zweyten Hand, indem er annimmt, daß die Verbesserungen nach einer guten Handschrift gemacht sind, den Vorzug vor der ursprünglichen Lesart. Zur Begründung dieses Urtheils führt Hr. Sch. eine nicht unbeträchtliche Reihe von Stellen aus dem Phädon an, in welchen der Clark. entweder allein oder mit anderen Handschriften, bisweilen unter Beyfügung der richtigen Verbesserung, eine entschieden falsche Lesart hat, während derselbe allein das Richtige nur an zwey Stellen biete, und zwar an solchen, die schon vorher durch Conjectur hergestellt waren. Die Fehlerhaftigkeit der Hdschr. gibt nun auch Hr. H. zu, findet aber in der Beschaffenheit der Fehler gerade den Beweis für die Unverfälschtheit der ersten Hand, in der nicht selten noch die von anderen verwischten Spuren des ursprünglichen Textes erhalten seyen. Zu einem sichereren Urtheile hierüber könnte vielleicht eine nochmalige autoptische Prüfung der Handschrift führen, um z. B. nur zu wissen, ob die Verbesserungen von einer anderen, und wenn dieß, wie wahrscheinlich der Fall, ob von einer späteren Hand geschrieben sind, da Bekker zwar die prima und correctoris

manus und das am Rande Geschriebene unterscheidet, aber nirgends, so viel dem Ref. bekannt ist, das eine oder andere als a recentiori manu stammend, bezeichnet. Es sind also die inneren Merkmale, auf die wir zu achten haben. Da finden sich nun allerdings unter den von Hrn. Sch. angeführten Stellen nur wenige, an welchen die Lesart des Clark. vertheidigt werden kann und von Hrn. H. theils zuerst theils mit anderen Herausgebern als richtig anerkannt wird. Hieher gehört 70 A., wo Hr. H. zwar im Texte schreibt: ἦ ἄν ὁ ἄνθρωπος ἀποθάνῃ, aber in der Praefatio das vom Clark. gebotene ἀποθνήσκῃ als auch dem Sinne nach vorzüglicher, billigt, „quia idem temporis momentum significatur." Wohl! doch irrt Hr. H. wenn er diese Lesart der „prima Oxon. (so wird der Clark. bezeichnet) manus" zuschreibt, da wenigstens nach Bekker's Angabe dieselbe a correctoris manu stammt, dagegen die prima manus ἀποθνήσκει bietet. Offenbar grammatisch falsch, wenn nicht der Clark. ebenso wie der Venet. II., mit welchem er in dieser Lesart prima und corr. manu übereinstimmt, das ἄν nach ἦ ausläßt, so daß zu schreiben wäre: ἦ ὁ ἄνθρωπος ἀποθνήσκει. Und immerhin könnte hier ein Versehen Gaisfords obwalten. Hr. Stallbaum tilgt auf die Autorität desselben Venet. den Artikel vor ἄνθρωπος, mit der irrigen Angabe, daß dieß nach dem Vorgange Bekker's geschehe, der aber, wie die Zürcher Ausgabe ἄνθρωπος schreibt. Nach dem, was Hr. H. zu 58 e bemerkt, würde er ohne Zweifel auch den Wegfall des Artikels gebilligt haben, wenn der Clark. zustimmte.

73 C. nimmt Hr. H. statt der bisher gewöhnlichen Lesart: ἆρ' οὐχὶ τοῦτο δικαίως λέγομεν ὅτι ἀνεμνήσθη aus dem Clark., mit dem wieder Venet. II übereinstimmt, ἐλέγομεν auf, eine Lesart, die schon Ast durch eine allgemeine grammatische Bemerkung, aber offenbar mit Vermischung sehr heterogener Fälle, vertheidigt. Hr. H. beruft sich auf das vorausgehende ἐπεχείρησας, woraus hervorgehen soll, daß auf frühere Erörterungen hingewiesen werde. Dem liegt aber ein Mißverständniß des ganzen Zusammenhangs zu Grunde. Allerdings nimmt Kebes auf frühere Gespräche Rücksicht, indem er die Ansicht des Sokrates, daß das Lernen nur eine Erinnerung sey, als Beweis für die vorzeitliche Existenz der Seele anführt. Allein zu den früheren im Menon ausgeführten Beweisen für diese Behauptung, mit welchen Kebes selbst dem Gedächtnisse des Simmias zu Hülfe kommt, war Sokrates im Begriffe noch neue Beweise hinzuzufügen, veranlaßte aber durch einen dabey gebrauchten Ausdruck eine Gegenrede des Simmias, worauf dieser den Wunsch ausdrückt, nun doch das zu hören, was Sokrates im Begriffe war zu sagen. Darauf bezieht sich das ἐπεχείρησας, nicht auf ein früheres Gespräch, sondern auf den eben gehabten Vorsatz, den nun Sok. auch wirklich ausführt. Das folgende ist daher eine ganz neue, jetzt zum ersten Male angestellte Erörterung; deßwegen steht denn auch zweymal das Präsens ὁμολογοῦμεν, aber ebendeßwegen muß es auch λέγομεν und nicht ἐλέγομεν heißen. Diese Stelle ist auch noch in manch' anderem Betracht für die Beurtheilung der vorliegenden Schriften wichtig, weßwegen wir sie im Zusammenhange nach dem Texte der Züricher Ausgabe hersetzen: Ἀλλ', ὦ Κέβης, ἔφη ὁ Σιμμίας ὑπολαβών, ποῖαι τούτων αἱ ἀποδείξεις; ὑπόμνησόν με· οὐ γὰρ σφόδρα ἐν τῷ παρόντι μέμνημαι. Ἐνὶ μὲν λόγῳ, ἔφη ὁ Κ., καλλίστῳ, ὅτι ἐρωτώμενοι οἱ ἄνθρωποι, ἐάν τις καλῶς ἐρωτᾷ, αὐτοί λέγουσι, πάντα ἃ ἔχει· καίτοι εἰ μὴ ἐτύγχανεν αὐτοῖς ἐπιστήμη ἐνοῦσα καὶ ὀρθὸς λόγος, οὐκ ἂν οἷοί τ' ἦσαν τοῦτο ποιῆσειν. ἔπειτα ἐάν τις ἐπὶ τὰ διαγράμματα ἄγῃ ἢ ἄλλο τι τῶν τοιούτων, ἐνταῦθα σαφέστατα κατηγορεῖ, ὅτι τοῦτο οὕτως ἔχει. Εἰ δὲ μὴ ταύτῃ γε, ἔφη, πείθει, ὦ Σ., ὁ Σωκράτης, σκέψαι, ἂν τῇδέ πῃ σοι σκοπουμένῳ συνδόξῃ· ἀπιστεῖς γὰρ δή, πῶς ἡ καλουμένη μάθησις ἀνάμνησίς ἐστιν; Ἀπιστῶ μὲν ἔγωγε, ἢ δ' ὅς ὁ Σ., οὐ, αὐτὸ δὲ τοῦτο, ἔφη, δέομαι παθεῖν, περὶ οὗ ὁ λόγος, ἀναμνησθῆναι. καὶ σχεδόν γε ἐξ ὧν Κ. ἐπεχείρησε λέγειν ἤδη μέμνημαι καὶ πείθομαι· οὐδὲν μέντ', ἂν ἧττον ἀκούοιμι νῦν, σὺ πῇ ἐπεχείρησας λέγειν. Τῇδε ἔγωγε, ἢ δ' ὅς· ὁμολογοῦμεν γὰρ δήπου, εἴ τίς τι ἀναμνησθήσεται, δεῖν αὐτὸν τοῦτο πρότερόν ποτε ἐπίστασθαι. Πάνυ γε, ἔφη. Ἆρ' οὖν καὶ τόδε ὁμολογοῦμεν, ὅταν ἐπιστήμη παραγίγνηται τρόπῳ τοιούτῳ, ἀνάμνησιν εἶναι; λέγω δὲ τινα τρόπον τόνδε·

ἐάν τις τι πρότερον ἢ ἰδὼν ἢ ἀκούσας ἤ τινα ἄλλην αἴσθησιν λαβὼν μὴ μόνον ἐκεῖνο γνῷ, ἀλλὰ καὶ ἕτερον ἐννοήσῃ, οὗ μὴ ἡ αὐτὴ ἐπιστήμη, ἀλλ' ἄλλη, ἆρ' οὐχὶ τοῦτο δικαίως λέγομεν ὅτι ἀνεμνήσθη, οὗ τὴν ἔννοιαν ἔλαβεν; das von Heindorf zuerst angefochtene und auch von Hrn. Stallb. und Hrn. H. (Gesamm. Abhdlgen S. 73) als verdorben erklärte, wenn auch von allen Herausgebern wegen des consensus librorum im Text belassene ἔπειτα rechtfertigt Hr. Sch. nach dem Vorgange Ast's so, daß man wohl nicht mehr leicht der Conjectur Heindorf's: ἐπεί τοι den Vorzug geben wird, indem er zeigt, daß durch ἔπειτα in Bezug auf das vorausgehende ἐνὶ μὲν λ. das Besondere zu dem Allgemeinen hinzugefügt wird, wie dieß im Lateinischen durch tum nach einem vorausgehenden quum geschieht. Doch scheint noch ein Mißverständniß obzuwalten in der Auffassung der Worte: ἐνὶ μὲν λόγῳ... καλλίστῳ, welche Heindorf so erklärt: „ut uno rem complectar argumento, eoque pulcherrimo." Er versteht also die Worte elliptisch etwa mit einem zu denkenden Infinitiv wie εἰπεῖν, und die übrigen Erklärer, auch Hr. Sch. scheinen sich ihm anzuschließen. Gewiß mit Unrecht. Der dialogische Zusammenhang verlangt vielmehr diese Worte an die vorausgehende Frage: ποῖαι τούτων αἱ ἀποδείξεις anzuknüpfen, welche auch bey ὑπόμνησόν με in Gedanken wiederholt wird. — Im folgenden stammt die Lesart παθεῖν nicht aus den Hdschr., welche vielmehr sämmtlich μαθεῖν bieten, sondern aus Conjektur Heindorfs. Hr. Sch. macht darauf aufmerksam, daß sie von einigen Hrsgbr. fälschlich dem Serranus beygelegt wird, der aber, wie später Schleiermacher, μαθεῖν ganz getilgt wollte. Auch Hr. H. neigte sich früher (Ges. Abhdg. S. 73) zu dieser Ansicht, hat nun aber doch ebenso wie Hr. Stallb. παθεῖν aufgenommen. Hr. Sch. dagegen sucht darzuthun, daß alle Einwürfe, die man gegen die urkundliche Lesart erhoben hat, unbegründet erscheinen, sobald man die richtige Erklärung anwendet, wodurch allerdings ein ganz angemessener Sinn gewonnen wird, den Hr. Sch. durch folgende Uebersetzung ausdrückt: „ich wünsche eben das zu lernen, wovon die Rede ist, mich zu erinnern." Es ist demnach zu verwundern, warum Hr. H., der, wie aus der Praef. an mehreren Stellen hervorgeht, Hrn. Schmidt's Commentar bereits benutzte, dennoch nicht, wie er nach seinem Princip mußte, die überlieferte Lesart wieder in ihr Recht einsetzte, obwohl wir unsererseits nicht verhehlen, daß, wenn die Wahl zwischen zwey gleichbeglaubigten Lesarten wäre, oder der subjektiven Kritik die einzige oder erste Stimme zukäme, wir παθεῖν vorziehen würden, das auch Hr. Sch. gegen die gemachten Einwendungen vertheidigt. — Vielen Zweifeln sind die Worte: λέγω δέ τινα τρόπον τόνδε ausgesetzt, da es sich hier zum Theil um Dinge handelt, wie Accent und Interpunktion, in welchen die Hdschr. begreiflicher Weise nur wenig maaßgebend seyn können. Hr. St., der in den drey Ausgaben drey verschiedene Meinungen befolgt, schreibt jetzt: λέγω δὲ τίνα τρόπον; τόνδε. Ebenso Hr. H., wogegen Hr. Sch., Heindorf beystimmend, in dieser Form ein „zu geschmackloses in die Breiteziehen und Hinzerren der Sache" sieht. Er selbst scheint der Lesart des Stephanus beyzupflichten, welcher λέγω δέ τινα τρόπον τοῦτον schreibt. Aber aus demselben Grunde, weßwegen, wenn man τίνα schreibt und das Ganze, wie Hr. Stallb. in der zweyten Ausgabe thut, zu einer Frage verbindet, τοῦτον erfordert wird, aus demselben Grunde gebührt bey dem Indefinitum τινά der Lesart τόνδε, welche der Clark. mit dem Venet. II bietet, der Vorzug, so daß also eine dreyfache Form des Satzes zulässig erscheint, außer der in der Züricher- und der in der Teubner'schen Ausgabe noch λέγω δὲ τίνα τρόπον τοῦτον; nicht wohl aber die von Hrn. Sch. vorgezogene, welche von der Vulg. geboten wird. Gleich darauf stammt πρότερον zwar aus den beßten Handschriften, wird aber dessenungeachtet mit Unrecht von Hrn. Stallb. vertheidigt, indem Hr. H. und Hr. Sch. ganz richtig darthun, daß hier nicht von der früheren Sinneswahrnehmung die Rede seyn könne, welche ja nothwendig beyde Gegenstände betroffen haben muß, sondern nur von der späteren, welche durch den einen Gegenstand zugleich das Bild des anderen, der früher mit jenem verbunden gewesen, in's Gedächtniß zurückruft. Hr. H. schließt demnach πρότερον in Klammern, während Hr. Sch. das von anderen

Handschriften nebst den älteren Ausgaben gebotene und von Heind. richtig erklärte ἕτερον aufnimmt. Und wohl mit Recht!

74 B. lautet die Vulgata vor Heind.: ... *αὐτὸ τὸ ἴσον, φῶμέν τι εἶναι, ἢ μηδέν; φῶμεν μέντοι νή Δί', ἔφη ὁ Σιμμίας, θαυμαστῶς γε. Ἦ καὶ ἐπιστάμεθα αὐτὸ ὅ ἐστιν ἴσον.* Seit Heindorf tilgen nun alle Herausgeber, mit Ausnahme Ast's das letzte ἴσον, welches mehrere gute Handschriften, auch der Clark. pr. m., nicht haben. Hr. Sch. dagegen sucht nachzuweisen, daß das ἴσον nicht fehlen könne, da ohne dasselbe ὅ die Bedeutung eines Fragewortes = ὅ, *τι* bekäme, wodurch das hier den Menschen zugesprochene Wissen als ein wissenschaftliches Bewußtseyn von dem Begriff der Gleichheit dargestellt würde. Dann aber würde sich ein Widerspruch ergeben zwischen dieser und einer späteren Stelle, wo den meisten, ja fast allen Menschen, das Wissen der Begriffe entschieden abgesprochen werde. Behalte man dagegen ἴσον bey, so könne man das Wissen in einem weniger strengen Sinne nehmen, so daß „alle die äußeren Erscheinungen auf die ihnen zum Grunde liegenden Begriffe beziehen und somit also die letzteren kennen, wenn ihnen auch das eigentliche Wissen selbst fehlt, welches ... über den Inhalt der Begriffe Rechenschaft zu geben weiß." Diese scharfsinnig durchgeführte Unterscheidung hat viel Probables, verfehlt aber nach unserer Meinung insofern ihr Ziel, als der beregte Widerspruch, zu dessen Beseitigung sie dienen soll, so viel Ref. sieht, überhaupt nicht und in keiner Weise vorhanden ist. An unserer Stelle wird den Menschen außer der Wahrnehmung gleicher Dinge auch noch ein Wissen von dem was das Gleiche selbst ist, zugeschrieben, ohne alle Rücksicht darauf, wie viele Menschen dasselbe und in welchem Grade sie es besitzen, was hier noch gar nicht in Betracht kommt. Denn wenn es auch nur ein Mensch wäre oder wenige, welche dieses Wissen wirklich besitzen, so würde dieß für die vorliegende Beweisführung hinreichen, da ja damit die Möglichkeit für die Menschen überhaupt dargethan wäre. Betrachten wir nun aber die sprachliche Seite der obigen Bemerkung, so können wir nicht zugeben, daß das Relativum überhaupt die Bedeutung eines Fragewortes annehme. Die Stellen, welche man in Grammatiken für den Gebrauch anführt, können dieß schwerlich beweisen, da z. B. Plat. Tim. 67 B. *δί ἃς αἰτίας τὰ περὶ τὴν ἀκοὴν ξυμβαίνει παθήματα λεκτέον*, einfach aus der ganz gewöhnlichen Stellung des Substantivs in dem relat. Satz zu erklären ist, und auch in der von Hrn. Sch. beygebrachten Stelle: Men. 80 E. *περὶ τῆς ἀρετῆς ὅ ἔστιν ἐγὼ μὲν οὐκ οἶδα*, darf ὅ ἔστιν nicht von οἶδα abhängig gedacht werden, da die Griechen eben in diesem Falle ὅ, *τι*, oder, wenn sie die Frage stärker markiren wollen, sogar *τί* setzen. Gerade diese Stelle des Menon bietet in Verbindung mit dem Folgenden ein sehr schönes Beyspiel für diese Nüancirung des relativen und interrogativen Ausdrucks. Wenden wir dieß auf unsere Stelle an, so scheint es, muß man entweder die Richtigkeit des Ausdrucks an sich bestreiten, oder, kann man dieß nicht, sie auch für unsere Stelle zugeben. Fraglich könnte dieselbe nämlich erscheinen wegen des αὐτό, das dann die einfache Beziehung auf das Vorhergehende ausdrückt, wie „id", ohne die Kraft von „ipsum". Allein auch dieß entspricht ganz wohl unserer Stelle. Denn denke man sich ὅ ἔστιν weg, so weist αὐτό allein auf das vorausgehende *αὐτὸ τὸ ἴσον* zurück, zu welchem ὅ ἔστιν in einer der platonischen Diktion gar nicht fremden cumulativen Ausdrucksweise hinzutritt. Wird nun auch die Autorität der Handschriften, wie Hr. Sch. ohne Zweifel mit Recht bemerkt, dadurch verringert, daß dieselben Handschriften dasselbe Wort weiter unten an einer Stelle, wo es augenscheinlich nicht fehlen kann, gleichwohl auslassen, so spricht doch hier, wo weder Sinn noch Ausdruck, wie wir gezeigt zu haben glauben, gefährdet wird, die stilistische Form der Rede für die Auslassung des Wortes.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Erster Band. Wien 1850. 411 u. 25 S. gr. Quart, nebst Atlas von 58 Tafeln Fol.

Mit diesen Denkschriften tritt der österreichische Staat in die Reihe derjenigen Länder ein, welche durch Begründung von Akademien es ausgesprochen haben, daß sie in diesen Anstalten ein wesentliches Mittel zur Förderung der Wissenschaften anerkennen und daher sich verbunden erachten, ihnen auch diejenige Unterstützung, die zu ihrem gedeihlichen Bestande nothwendig ist, zu gewähren.

Die Akademie in Wien, die jüngste unter allen ihren Schwestern, hat gleich in ihren ersten Anfängen schwere Prüfungen zu bestehen gehabt. Kaum war sie in's Leben getreten, so kamen über sie die Märzstürme des Jahres 1848, welche alle Grundvesten des Kaiserstaates erschütterten und dessen Finanzen in einer Art in Anspruch nahmen, daß man für den Fortbestand der Akademie die ernstlichsten Besorgniße hegen mußte. Daß diese nicht in Erfüllung gegangen sind, daß die Akademie in der großartigen Weise, in der sie angelegt wurde, auch unter den größten Bedrängnißen des Kaiserstaates unverkümmert forterhalten wurde, hat dem In- und Auslande die größte Hochachtung gegen die Krone und die Staatsmänner, denen in Oesterreich die Pflege der geistigen Interessen anvertraut ist, eingeflößt. An den Mitgliedern der Akademie ist es nun durch die That zu beweisen, daß sie dem Vertrauen, welches die Regierung in die Wirksamkeit dieses neuen Institutes gesetzt hat, in vollem Maaße zu entsprechen beflissen sind.

Die mathematisch-naturwissenschaftliche Classe der Wiener-Akademie hat uns hiemit den ersten Band ihrer Denkschriften vorgelegt. Die Abhandlungen sind in zwey Abtheilungen gesondert: in Abhandlungen von Mitgliedern der Akademie und in solche von Nichtmitgliedern; letztere nehmen nur einen kleinen Raum ein. Die äußere Ausstattung des Textes wie der Abbildungen, die in größerem Format einen besondern Band ausmachen, ist prachtvoll und übertrifft weit die meisten Leistungen, die auf diesem Gebiete von Akademien ausgegangen sind. Von den Abhandlungen geben wir im Nachfolgenden eine Anzeige, nicht in der Reihenfolge, wie sie abgedruckt sind, sondern in der Anordnung nach Fächern.

A. Zoologische und zootomische Abhandlungen.

I. Hyrtl, Beyträge zur vergleichenden Angiologie (S. 13—28 Tab. 1—3). — Der Verfasser hat in dieser und den beyden folgenden Abhandlungen höchst werthvolle und wichtige Beyträge zur feineren Anatomie der Wirbelthiere, in Verbindung mit interessanten physiologischen Betrachtungen, geliefert; doch können wir hier die meisten dieser Mittheilungen nur kurz berühren, da ein specielles Eingehen ohne Vorlage der Abbildungen eine vergebliche Mühe seyn würde. Die erste Abtheilung behandelt folgende Gegenstände.

1. Ueber die Nasal-Wundernetze der Wiederkäuer und Pachydermen. Die Nasenhöhlenschleimhaut erhält bey allen Wiederkäuern und beym Schwein ihr Blut aus 2 starken Arterien: der Art. ethmoidalis und sphenopalatina, erstere eine Fortsetzung der Art. ophthalmica, letztere die unmittelbare Fortsetzung der Carotis. Die Art. ethmoidalis versorgt nur einen kleinen Bezirk der Nasenhöhle und versendet ihre Zweige durch die Löcher der Siebplatte an die einzelnen gewundenen Knochenplättchen des Siebbeins. Die Verästelungen dieser Zweige bieten nichts Besonderes dar. Dagegen tritt die Art. sphenopalatina als mächtiger, ungetheilter Stamm in die Nasenhöhle und zerfällt fast plötzlich in eine zahllose Menge von starken, dichtgedrängten, wenig divergirenden, von rück- nach vorwärts laufenden Zweigen, welche sämmtliche Wandungen der Nasenhöhle, mit Ausnahme der Siebbeinzellen, überziehen, beyde Flächen der Nasenscheidwand einnehmen und durch ihre zahlreichen Anastomosen ein an diesen Knochenflächen sich hinziehendes, prachtvolles Wundernetz bilden, dem der Verf. den Namen Nasalwundernetz gegeben hat.

Auf diese Wundernetze hat der Verf. unter den Wiederkäuern die Gattungen Antilope, Capra, Ovis, Cervus und Bos, unter den Dickhäutern Sus untersucht; also dieselben Gattungen, an welchen Rapp das carotische Wundernetz und jenes der Art. ophthalmica entdeckte. Dagegen fehlen die Nasalwundernetze merkwürdiger Weise beym Pferde, das doch nach seiner Lebensweise und Bau den Wiederkäuern so nahe steht; das gleichzeitige Fehlen des carotischen Wundernetzes bey diesem Thiere deutet auf innige Wechselbeziehung beyder Gefäßgebilde hin. Den Fleischfressern, Vierhändern, Zahnlückern und Nagern fehlen ebenfalls die Nasalwundernetze. Die Nachforschung, ob ein Thier solche Netze hat oder nicht, hat der Verf. dadurch sehr erleichtert, daß er ein Merkmal bezeichnete, vermittelst dessen man sich von deren Vorkommen schon an bloßen Schädeln Gewißheit verschaffen kann. Jener Theil des Wundernetzes nämlich, der sich über die Nasenmuschel hinzieht, deckt nicht bloß die convexe Oberfläche des Knochens, sondern nimmt auch die concave Fläche seiner Einrollung ein. Beyde Wundernetzlagen sind somit durch die Dicke des Knochens voneinander getrennt und anastomosiren durch zahllose, äußerst feine Verbindungskanäle, welche den Knochen quer durchsetzen. Findet sich nun ein solches Durchlöchertseyn an der Nasenmuschel eines Schädels, so darf man vermuthen, daß er ein Nasalwundernetz besaß. Auf dieses Merkmal hin schließt der Verf., daß ein solches Netz auch dem Kameel, sowie dem Moschus moschiferus und javanus zukommt.

(Fortsetzung folgt.)

Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi.

Platonis Phaedo.

Kritischer Commentar zu Plato's Phädon.

Zur Geschichte der Platonischen Textes-Kritik.

C. F. Hermanni disputatio de partibus animae immortalibus secundum Platonem.

Ueber Zweck und Gliederung des Platonischen Phädon.

(Schluß.)

Wenige Zeilen weiter schreibt Hr. H., seinem kritischen Principe folgend: *ἆρ' οὐ λίθοι μὲν ἴσοι καὶ ξύλα ἐνίοτε ταὐτὰ ὄντα τῷ μὲν ἴσα φαίνεται, τῷ δ' οὔ*; statt des gewöhnlichen *τοτὲ μέν--τοτὲ δέ*. Diese schon von einem Scholiasten erwähnte Variante fand auch Heindorf's Beyfall. Gewiß mit Unrecht! Hr. Sch. zeigt sehr gut, daß gerade das *ἐνίοτε*, an welchem Heind. in der Vulg. Anstoß nahm, dann nicht stehen könnte, da die Dinge nicht bloß manchmal dem einen gleich und dem andern ungleich sind, sondern immer. Oder sollte Hr. H. *τῷ μέν...τῷ δέ* nicht wie Heind. mit *ἴσα*, sondern mit *φαίνεται* verbinden? dann würde der Grund des Wechsels in das wahrnehmende Subject fallen, was aber, wie Hr. Sch. ebenfalls rich-

tig zeigt, dem Zuſammenhang nicht weniger unangemeſſen iſt, der verlangt, daß der Grund in den Dingen ſelbſt liege, d. h. in der ihnen inwohnenden Veränderlichkeit, um derentwillen dieſelben Dinge bald ſo bald ſo erſcheinen. Was die Lesart ſelbſt betrifft, ſo erwähnt Hr. H. nicht, daß der Clark. pr. m. nur das erſte τῷ hat, während bey dem zweyten Venet. II allein ſteht, ſo daß ſelbſt die diplomatiſche Empfehlung geſchwächt wird.

Wir brauchen den von Hrn. Sch. ausgezeichneten Lesarten des Clark. nicht weiter nachzugehen, da auch Hr. H. unter den folgenden keine der Aufnahme würdige fand, ſo daß die Behauptung Hrn. Schmidt's im Allgemeinen beſtätigt wird. Doch iſt auch ſo noch die Zahl der Stellen groß genug, in denen Hr. H. ſeinem Fundamentalcodex noch conſequenter, als es die Zürcher Herausgeber gethan, folgen zu müſſen glaubte. Dieſelbe mag ſich im Phädon allein auf mehr als 100 belaufen. Dazu kommt noch eine ebenfalls nennenswerthe Anzahl ſolcher Stellen, an welchen Hr. H. aus anderen Gründen von ſeinen Vorgängern abweichen zu müſſen glaubte. Freylich ſind nicht alle vorgenommenen Veränderungen der Art, daß der Hrsgbr. auf unbedingte Beyſtimmung rechnen kann. Außer den bereits gelegentlich beſprochenen Fällen, in denen wir einer anderen Anſicht folgen, erwähnen wir noch folgende:

59 ε. *οὐ πολὺν δ'οὖν χρόνον ἔπισχών ἦκε καὶ ἐκέλευεν ἡμᾶς εἰσιέναι.* So ſchreibt Hr. H. ſtatt der bisher üblichen Lesart: *ἐκέλευσεν*, wie uns dünkt, ebenſo mit Verläugnung ſeines kritiſchen Princips als der ratio. Denn das, was Hr. H. als ſolche beyfügt: „hujus ipsius verbi saepe imperf. pro aoristo legi docet Sintenis ad Plut. Them. p. LI" iſt eben keine, ſo lange nicht behauptet werden kann, daß der Aoriſt bey dieſem Verbum überhaupt ungebräuchlich iſt, was Hr. H. gewiß nicht wollen wird Angeſichts der Stellen, die auch nur im Platon vorkommen, ohne der Kritik die geringſte Veranlaſſung zum Verdacht zu bieten. Wir wollen hiemit die Richtigkeit jener Beobachtung nicht im mindeſten in Zweifel ziehen, glauben aber, daß in den meiſten Fällen ſich unſchwer der innere Grund für die Wahl dieſes Tempus erkennen laſſen wird, was in dem vorliegenden Falle nicht ſo leicht ſeyn möchte. Denn die Uebereinſtimmung mit dem vorhergehenden *ἦκε* wird wohl Niemand im Ernſt als einen ſolchen anerkennen, und Hr. Stallb. hätte um ſo weniger nöthig gehabt, für die Verbindung des Imperf. und Aoriſts erſt Beyſpiele beyzubringen, als die Berechtigung dazu ſich von ſelbſt verſteht und hier dieſer Fall eigentlich gar nicht vorliegt, da vielmehr *ἦκε* hier wie gewöhnlich in der Bedeutung und ſtatt des fehlenden Aoriſts gebraucht wird. Alſo höchſtens diplomatiſche Gründe könnten hier die Aufnahme des Imperf. entſchuldigen. Allein gerade dieſe und ganz beſonders nach dem Princip des Herrn H., ſprechen dagegen. Denn nicht die prima man. des Clark., ſondern die secunda, was dem Herausgeber entgangen zu ſeyn ſcheint, bietet das Imperf., und zwar ohne Beyſtimmung des Vatic. *A* und Venet. II, welcher Letztere ſo oft in erſter und zweyter Hand mit dem Clark. geht. Hr. H. iſt alſo hier von der Regel abgewichen, welche er (Praef. p. V) aufſtellt: „eas quidem lectiones, quas secunda manus Bodlejano intulit, ne in maximo quidem aliorum consensu sine cautione usurpavi."

Ob nicht dieſes Princip Hrn. H. gebot 69 C. *τινές* nach *φαῦλοι* zu ſtreichen, und 82 D. *ἔφη* vor *ὦ Κέβης* und ebendaſelbſt mit der Zürcher Ausgabe *σῶμά τι πλάττοντες* ſtatt *σώματα* zu ſchreiben, wenn nicht gar der Conjectur Aſt's *σώματι πράττοντες* mehr Beachtung zu ſchenken?

61 D. lautet die Vulg.: *τί δαί, ὦ Κέβης; οὐκ ἀκηκόατε σύτε καὶ Σιμμίας περὶ τῶν τοιούτων Φιλολάῳ συγγεγονότες; Οὐδέν γε σαφές, ὦ Σώκρατες.* Hr. H. ſtellt zuerſt aus dem Clark., der hier allein ſteht, *σαφῶς* her, unter Berufung auf Euthyphr. 7 A., wo ihm ſchon die Zürcher Ausgabe vorangegangen iſt in Aufnahme der viel beſſer beglaubigten Lesart *ἀληθῶς* ſtatt *ἀληθές*. Dort vielleicht mit Recht! denn obwohl, wie Hr. Stallb. richtig bemerkt, Sinn und Sprachgebrauch, ſtreng genommen, auch dort das Adject. fordern, ſo könnte

doch die Conformität mit dem vorausgehenden παγκάλως und ὡς und οὕτω leicht zu dem Adverbium verführt haben, deſſen eigentliche Meinung durch das darauf folgende ὡς ἔστιν ἀληθῆ ἃ λέγεις ohnedieß hinlänglich aufgeklärt wird, um ſo mehr, als es in der That nicht ſo abnorm iſt zu ſagen: „du antworteſt wahr“ ſtatt „die Wahrheit“. Anders dagegen verhält es ſich in dem vorliegenden Falle. Denn wer ſagt: „Ich habe nichts deutlich gehört“, der ſagt etwas Anderes, als derjenige, welcher ſagt: „Ich habe nichts Deutliches gehört“, d. h. nichts Klares, Beſtimmtes. Letzteres aber iſt das hier nothwendig geforderte.

77 B. ſchreibt Hr. H. ex conj. Bekkeri ἀμόθεν ſtatt ἄλλοθεν gegen alle Handſchriften und ungeachtet der Bemerkung des Hrn. Schmidt, welcher zu beweiſen ſucht, daß gerade ἄλλοθεν nicht ἀμόθεν dem Zuſammenhang entſpricht. Mit dem negativen Theil dieſer Beweisführung ſind wir zwar nicht einverſtanden, wohl aber mit dem poſitiven! Denn wenn Hr. H. den Gegenſatz vermißt, ſo bieten ihn ja die unmittelbar darauf folgenden Worte: πρὶν καὶ εἰς ἀνθρώπειον σῶμα ἀφικέσθαι.

84 A. iſt uns ein lehrreiches Beyſpiel, wie das Beſtreben, eine urkundlich beſſer empfohlene Lesart zu rechtfertigen, auch ſcharfſinnige Männer verblenden kann. Die Stelle lautet bey Hrn. St. u. Hrn. H.: Οὐ γὰρ ἀλλ' οὕτω λογίσαιτ' ἂν ψυχὴ ἀνδρὸς φιλοσόφου, καὶ οὐκ ἂν οἰηθείη τὴν μὲν φιλοσοφίαν χρῆναι ἑαυτὴν λύειν, λυούσης δὲ ἐκείνης αὐτὴν παραδιδόναι ταῖς ἡδοναῖς καὶ λύπαις ἑαυτὴν πάλιν αὖ ἐγκαταδεῖν καὶ ἀνήνυτον ἔργον πράττειν, Πηνελόπης τινὰ ἐναντίως ἱστὸν μεταχειριζομένης. Die Vulg. mit wenigen Handſchriften, worunter aber freylich der treffliche Vatic. Δ. haben μεταχειριζομένην, eine Lesart, die bisher in allgemeinem Credit ſtand, nun aber von Hrn. H. nicht bloß der ſchwächeren Beglaubigung wegen, ſondern auch in Rückſicht auf den Sinn angefochten wird, und zwar mit ausdrücklicher Abweiſung des von Hrn. Sch. in ſeinem krit. Comm. bemerkten. Allein, dort wird mit ſo ausgezeichneter Gründlichkeit und Klarheit ſowohl das Unbefriedigende der Erklärung, welche Hr. H. aufſtellt, als die Richtigkeit und Angemeſſenheit der Vulgata nachgewieſen, daß es ſchwer iſt zu begreifen, wie Hr. H. ſeine urſprüngliche Anſicht feſthalten konnte. Wollte man daher um jeden Preis die andere Lesart, vielleicht wegen der Autorität des Jamblichus vertheidigen, ſo bliebe nur der Weg übrig, den Aſt eingeſchlagen, aber wie es ſcheint, ſelbſt wieder aufgegeben hat, nämlich eine grammatiſche Unregelmäßigkeit anzunehmen, und als Subj. des Particips doch Ψυχὴ ἀνδρὸς φιλοσόφου d. i. alſo φιλοσοφοῦσα und nicht ἐκείνης d. i. τῆς φιλοσοφίας zu verſtehen. Entſcheidend ſcheint uns der Grund zu ſeyn, daß das Bild von dem Gewebe der Penelope offenbar erſt durch die Worte πάλιν αὖ ἐγκαταδεῖν καὶ ἀνήνυτον ἔργον πράττειν hervorgerufen wird und ſich alſo auch an dieſe Infinitive anſchließt und mit dieſen das gleiche Subject hat.

Vorſtehende Beyſpiele, die wohl noch eine Vermehrung zuließen, mögen genügen, unſer Urtheil zu begründen, daß das von Hrn. H. aufgeſtellte, obwohl nicht durchgängig ſtreng beobachtete Princip der Texteskritik auch nicht in allen Fällen zu einem befriedigenden Reſultate führt, und daß nicht der Eklekticismus überhaupt, dem wir bey der Beſchaffenheit unſerer Quellen doch nicht entgehen können; — was hätte dann auch noch die ratio bey dem Geſchäfte des Kritikers zu thun? — verwerflich iſt, ſondern nur jener mehr nach Laune als nach Gründen entſcheidende, kurz, jener alte und ſo Gott will antiquirte, „cujus non vocem magis quam rem perhorrescimus“.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

2. Ueber die Carotiden des Ai (Bradypus torquatus). Die Geflechte an den großen Gefäßstämmen der Gliedmassen bey den Faulthieren sind bekannt; der Verf. zeigt nun aber, daß solche Geflechte, wenn auch in weniger entwickeltem Grade, an gewissen, tief liegenden Zweigen der Carotiden vorkommen und zwar sind sie von dreyerley Art. Es bildet nämlich erstlich die Carotis communis, indem sie am Halse aufsteigt, eben so viele Anastomosen als Wirbel vorkommen (8 bey B. torquatus). Kurz bevor die Anastomose stattfindet, erzeugt jeder dieser Aeste einen Nebenzweig, der an der Vorderfläche des betreffenden Wirbelkörpers gegen die Mittellinie des Halses läuft und sich alsbald in 2 Zweige theilt, welche mit den entgegenkommenden der andern Seite anastomosiren und dadurch eine Reihe eben so vieler Inseln als Halswirbel bilden. Diese Inseln hängen durch feine auf- und absteigende Aeste untereinander zusammen, wodurch ein ziemlich symmetrisches Arteriennetz der Halswirbelsäule gebildet wird, welches auch aus den Stämmen der Wirbelarterien Zweigchen enthält; dieses Netz scheint sich an der ganzen Länge der Wirbelsäule herabzuziehen. Auf der hintern Fläche der Halswirbelsäule bildet sich ein ähnliches Netz, welches durch die austretenden Zweige der Wirbelarterien construirt wird und aus ungleich stärkeren Gefäßen besteht. Die Netzbildung beschränkt sich aber nicht bloß auf die gemeinschaftliche Carotis, sondern der Verf. zeigt weiters, daß auch die äussere Carotis so wie die innere und die Wirbelarterie ihre eigenthümlichen Geflechtbildungen haben.

3. Ueber die Lymphherzen des Scheltopusik (Pseudopus Pallasii). Vom Schlangen-Lymphherzen (bey Python tigris) gab E. H. Weber die ausführlichste Schilderung; der Verf. fand, daß beym Scheltopusik die Anordnung des Lymphherzens auf bemerkenswerthe Weise abweicht. Die beyden Lymphherzen liegen symmetrisch auf der obern Fläche des Sacralwirbels, sind vollkommen sphärisch und jedes hat $1\frac{1}{2}$ Linie Durchmesser. Der Verf. konnte nur ein zuführendes und ein ableitendes Gefäß wahrnehmen. Das zuführende Gefäß nimmt seinen Ursprung aus dem ungemein großen Lymphbehälter, welcher der Wirbelsäule entlang sich durch die ganze Bauchhöhle erstreckt. Das hintere Ende dieses Behälters erhält 2 aus dem Schwanz kommende Lymphgefäße und sendet 2 ungleich schwächere, fast haarfeine ab, welche sich in den innern Rand des Lymphherzens inseriren. Der Ausführungsgang von stattlicher Größe ($\frac{1}{2}$ Linie im Durchmesser) entspringt von der äußern und untern Gegend des Herzens und entleert sich, nach einem kaum $1\frac{1}{2}$ Linien langen Verlaufe, in die Wurzel der Vena umbilicalis. Wie beym Blutherzen kann auch bey dem Lymphherzen ein vollständiger Klappenschluß stattfinden.

H. Hyrtl, zur vergleichenden Anatomie der Trommelhöhle (S. 29 — 37 Tab. 4). — Diese Beyträge betreffen 3 verschiedene Ordnungen von Säugthieren. Der Verf. beschreibt erstlich

von der Phoca vitulina einen bisher nicht angegebenen Muskel des Amboßes, den er als Tensor membranae foraminis ovalis oder Intrusor stapedis benennen möchte. Dann weist der Verf. nach, daß eine sogenannte Steigbügelarterie nicht bloß bey den bekannten Arten der Handflügler, Insektenfresser und Nager, sondern auch bey Orycteropus und Myrmecopha vorkommt, und daß der Tensor tympani des Orycteropus an der Uebergangsstelle seines Fleisches in die Sehne einen kleinen Sesamknorpel besitzt. Zuletzt folgen zahlreiche Erörterungen über die Beschaffenheit der Gehörknöchelchen seltener Beutelthiere, mit Nachweisung eines großen herzförmigen Knochens an der Sehne des Musculus stapedius bey Phascolomys. In physiologischer Beziehung kommt der Verf. zu dem Schluße, „daß es allgemach unzulässig erscheinen dürfte, die statuirten Excursionsschwingungen der Trommelhaut und der Gehörknöchelchen, von denen sich Niemand noch überzeugt hat, ferner gelten zu lassen, und daß die Gelenke der Gehörknöchelchen nicht zur Fortpflanzung der supponirten Schwingungen dienten (weil es in diesem Falle gewiß beßer wäre, wenn sie fehlten), sondern lediglich zur Vermittlung der isolirten Bewegung einzelner Gehörknöchelchen, und dadurch zur Erzielung von Spannungsänderungen in den häutigen Septis der Gehörmedien vorhanden seyen."

III. Hyrtl, Beyträge zur Morphologie der Urogenital-Organe der Fische (S. 391 — 411 Tab. 52, 53). — Bey dem zahlreichen Detail, das uns hier vorgelegt wird, können wir hier wenig mehr als die Aufschriften der 12 Rubriken, in welche diese wichtigen Beyträge zur Kenntniß der verschiedenen Formen der Urogenital-Organe bey den Fischen gebracht sind, mittheilen. a) Ueber das angebliche Fehlen der Harnblase bey mehreren Fischen. Nach mehreren Angaben fehlt die Harnblase bey Cobitis und Clupea. Cuvier bezweifelt ihr Vorkommen auch bey Boops vulgaris, Calliodon, Sillago acuta, Platycephalus insidiator, Pogonias fasciatus und Macquaria australasica. Nach Owen vertritt ein erweiterter einfacher Ureter die Stelle der Harnblase bey Gymnotus electricus. Der Verf. zeigt dagegen, daß bey diesen Gattungen theils eine vollständig entwickelte Blase, theils ein Rudiment derselben vorkommt. — b) Einige Varianten der Urogenital-Mündungen. Bemerkenswerth ist es, daß das für alle Fische geltende Gesetz, daß die Geschlechts- und Harnöffnungen hinter dem After liegen, bey den Schollen eine constante Ausnahme erleidet. — c) Doppelte Samenbläschen bey Mullus und Gobius, einfache bey Cobitis fossilis. — d) Getrenntbleiben der rechten und linken männlichen Zeugungsorgane bey Blennius gattorugine; Samenbläschen, Appendices prostaticae und Penis spurius desselben. — e) Geschlechtsorgane von Anableps. Die Eyerstöcke sind paarig (nach Cuvier fälschlich, unpaarig), die Samengänge münden in die Harnblase. — f) Penis von Anableps eine modificirte Afterflosse. — g) Peritoneal-Kanäle und Rudiment des rechten Ovariums bey Mormyrus oxyrhynchus. — h) Rudiment des rechten Eyerstockes bey Auxis vulgaris. — i) Paariger Eyerstock und Hode bey Ammodytes tobianus. — k) Rudimente von Eyleitern bey Cobitis fossilis und Acanthopsis taenia. — l) Uebergänge von unpaaren zu paarigen Eyerstöcken; nachgewiesen bey Balistes tomentosus, Cobitis barbatula, Trachypterus iris, Fistularia serrata und Poecilia Schneideri. — m) Einfaches, scheinbar paariges Ovarium bey Ophidium barbatum.

IV. Karl Langer, über den Haarwechsel bey Thieren und Menschen (S. 1—7 der 2. Abtheilung: Abhandlungen von Nichtmitgliedern). — Als die wesentlichen Momente des Vorganges beym Hären der Thiere bezeichnet der Verf. nach eignen Untersuchungen folgende: „Das reife Haar löst sich sammt seiner inneren Wurzelscheide von der Papille los, und zerfällt an seinem Ende in die der Corticalsubstanz eigenthümlichen Fasern; die Papille zieht sich in eine Aussackung des Follikels zurück und überkleidet sich mit Pigmentkernen. Dieses Stadium währt durch die ganze Dauer des Winters. Bey herannahendem Frühjahre gewinnt die Zellenproduktion der Papille neue Kräfte, die dunklen Körner mehren sich und bilden ein aufwärts zugespitztes embryonales Härchen, das in einer Schicht, gleichfalls am Boden des Follikels entstandenen Epitheliums, der innern Wurzelscheide eingeschlossen ist, durch Zellenentwicklung in sich, in seinen Substan-

zen sich gliedert, später durch neue Apposition von Seite der Papille wächst, endlich an der Seite des alten Haares die Oberfläche der Haut gewinnt. Durch Häutung des Follikels, Ablösen seiner Epidermis, verliert das alte Haar seine Befestigung und fällt mit seiner Wurzelscheide, begünstigt durch mechanische Anlässe, aus".

V. Heckel, Beyträge zur Kenntniß der fossilen Fische Oesterreichs (S. 201 — 242, Tab. 13 — 27). — Hiemit beginnt eine Reihe von Abhandlungen, die zur Erläuterung der fossilen Fische Oesterreichs bestimmt sind und die bey der Meisterschaft ihres Verfassers in der Ichthyologie zu den werthvollsten Leistungen der neueren Palaeontologie gehören. Text und Tafeln sind mit gleicher Genauigkeit und Vollendung bearbeitet. Die neuen Formen, die uns in der ersten Abhandlung vorgeführt werden, sind folgende.

1. Chirocentrites. Mit diesem Namen bezeichnet der Verf. eine untergegangene Gattung von Fischen, die mit der fossilen Gattung Thrissops außerordentliche Aehnlichkeit hat, gleichwohl durch die merkwürdige Gliederung ihrer Flossenstrahlen fundamental davon verschieden ist und als ächter Teleostier sich darstellt. Unter den lebenden Gattungen reiht sie sich zunächst an Chirocentrus, ist aber auch mit Elops verwandt, obwohl mit keiner von beyden zu vereinigen. Es sind 3 Arten, die der Verf. von Chirocentrites aufgefunden hat, nämlich Ch. Coroninii aus dem bituminösen Kalkschiefer des Karstgebirges, Ch. gracilis ebendaher und Ch. microdon von der dalmatinischen Insel Lesina in einem rostgelben lithographischen Kalkschiefer.

2. Pimelodus Sadleri. Bisher ist kein Repräsentant der Familie der Welse unter den urweltlichen Fischen bekannt gewesen; der Verf. macht uns hier mit dem ersten Ueberreste aus dieser Abtheilung bekannt. Wenn es auch nur unscheinbare Stückchen der Flossenstrahlen sind, so hat sich doch an ihnen gerade der Theil erhalten, welcher den harten Knochenstrahl in der Rückenflosse mancher Arten auszeichnet, d. h. der Wurzeltheil des Strahles mit seiner Gelenkanschwellung und dem darin befindlichen Loche. Diese Ueberreste stammen aus tertiärem Sande in Biharer Comitat.

3. Sauroramphus. Eine neue Gattung von seltsamen Formen, die zwar den Ganoiden angehört und unter diesen eher der Ordnung der Holostei als Chondrostei, aber in keiner der bisher bekannten natürlichen Familien untergebracht werden kann, und daher eine eigene bilden muß. Nur nach einem, aus den schwarzen Kalkschiefern der Kreideformation von Comen im Görzer Kreise stammenden Exemplare bekannt, dem der Verf. den Namen S. Freyeri beylegte.

4. Amphisyle Heinrichi. Von dieser Gattung kannte man bis jetzt nur 2 Arten, eine lebende, A. scutata aus dem ostindischen Meere und eine ausgestorbene vom Monte Bolca, die man fälschlich mit Centriscus velitaris Pall. confundirte. Aber auch von dieser fossilen Art ist das einzige Exemplar, das man von ihr kannte, verloren gegangen, und die von ihr in der Ittologia veronese gegebene Abbildung und Beschreibung ist ganz ungenügend. Für diese verlorne Art hat nun der Verf. einen Ersatz in der A. Heinrichi geleistet, die in Galizien im bituminösen, wahrscheinlich einer jüngern tertiären Formation angehörigen Mergelschiefer gefunden wurde, und schon dieses Fundortes wegen als eine von der früher beschriebenen verschiedne Art betrachtet werden darf.

5. Meletta sardinites, longimana und crenata. Die erste Art hat der Verf. nach 172 Exemplaren aus dem grauen Mergelschiefer von Radoboy in Croatien aufgestellt; die zweyte wurde in tertiären Mergelschichten von Krakowiza in Galizien aufgefunden und scheint auch in Mähren vorzukommen; die dritte gehört dem Karpathensandstein von Zakliczyn an und einzelne Schuppen aus Sandstein von Ungarn dürften ebenfalls von ihr herrühren.

6. Clupea Haidingeri; eine neue Art aus dem Grobkalke des Leithagebirges.

7. Lepidopides. So bezeichnet der Verf. eine neue Gattung, die er bisher nur auf Fragmente begründen konnte, und zwar zunächst auf Rumpftheile von Nikolschitz in Mähren, und auf einen Oberkiefer mit Zähnen und dem Anfang des Stirnprofils von Krakowiza in Galizien. Die Rumpfstücke gleichen vollkommen den aus den Glarner-

Schiefer bekannten Arten von Anenchelum, das Oberkieferſtück mehr den jetzt lebenden Trichiurus und Lepidopus. Von dieſen 3 Gattungen unterſcheiden ſich aber die erwähnten Ueberreſte ſchon dadurch, daß der Oberkiefer einfach zugeſpitzte, zweyſchneidige Fangzähne trägt, während ſie bey Trichiurus und Lepidopus halbpfeilförmig zugeſchnittene Spitzen zeigen, bey Anenchelum gänzlich fehlen. Genannten Ueberreſten gab der Verf. den Namen Lepidolepides leptospondylus. Eine zweyte Art, die auf einem bloßen Rumpfſtück beruht, was in dem Tertiärgebirge von Ofen gefunden wurde, bezeichnete er als L. brevispondylus. Nach kleinen Bruchſtücken einer Wirbelſäule vermuthete er noch eine dritte Art, die er L. dubius benannte; ihr Fundort iſt Mähren.

8. Lepidotus sulcatus. Nach Schuppen aus einem, wahrſcheinlich dem Lias angehörigen Kalke von Raibl in Kärnthen unterſchied der Verf. unter obigem Namen eine neue Art.

VI. Kollar und L. Redtenbacher, über den Charakter der Inſekten-Fauna von Südperſien. (S. 42 — 53.)

Durch Th. Kotſchy, den verdienſtvollen Reiſenden im Oriente, iſt im Jahre 1842 eine Anzahl Inſekten in der ſüdperſiſchen Provinz Farſiſtan geſammelt worden, welche die genannten Entomologen unterſucht, und in der vorliegenden Abhandlung aufgezählt und beſchrieben haben. Die Reiſe ging von der Inſel Karak aus in nordöſtlicher Richtung über fünf Bergterraſſen, Daſchteſtan oder Land der Päße genannt, nach Schiraz, von welcher Stadt aus verſchiedene Exkurſionen veranſtaltet wurden. Bey Dalaki, drey Tagereiſen von der Küſte, erregten die großen, ſchon von Rich (Narrative of Kurdestan) beſchriebenen Dattelwälder die Aufmerkſamkeit des Reiſenden, und die Vermuthung, daß hier das urſprüngliche Vaterland der Dattel ſey, weil ſie ohne Pflege zur höchſten Vollkommenheit gelange. Wir können dieſe Annahme nicht theilen; es iſt unwahrſcheinlich, daß eine Pflanze mit ſo ungeheurer Verbreitungsfähigkeit, wie die Dattelpalme, von einem Punkte ſollte ausgegangen ſeyn, der nicht nur eine ihrer Gränzen, ſondern auch ſelbſt nur durch ganz lokale Verhältniſſe, hier die Eingeſchloſſenheit zwiſchen Felswände und reichliche Bewäſſerung, zu einem Palmengarten geworden iſt. Ritter, in ſeiner trefflichen Abhandlung über die Dattelpalme (Erdkunde XIII p. 802) führt aus, daß wenn irgendwo eine wilde Heimath, im Hedſchas die Urheimath der Dattelpalmen anzunehmen ſeyn möchte, und zwar im Wadi Száfra und Wadi Bedr, da ſie dort nicht von Menſchen gepflanzt und nicht gepflegt, dennoch gute Früchte liefern; ſelbſt außerhalb der Irrigation ſtehen ſie noch, und werden nur von Regengüſſen ernährt. Dieſe, ſagten die Beduinen zu Fresnel, ſeyen von Allah gepflanzt, und gäben weniger aber beſſere Dattelfrucht.

Die beſchwerliche Reiſe bis Schiraz wurde wegen Unſicherheit der Straße in möglichſter Eile zurückgelegt. Mitte Februars hatte die Landſchaft noch ein winterliches Anſehen; auch die perennirende Vegetation (Wälder von Quercus persica mit niederem Ahorn und Amygdalus, und noch näher an Schiraz von Prunus, Amygdalus scoparia und Pyrus Aronia) zeigte die erhöhte Lage. Die Hauptſtadt, berühmt im Oriente durch ihren Wein, liegt 4284 Fuß über dem Meere in einem Hochthale, deſſen Länge von N. nach S. 6 — 8 Stunden, die Breite dagegen nur 3 beträgt, von 4000 — 6000 Fuß hohen, faſt ganz kahlen Bergen eingeſchloſſen. Vom Dezember bis Februar iſt das Clima etwas rauh, doch ohne Fröſte; von März bis May angenehm und erquickend, von Juny bis September ſehr heiß und trocken, ſo daß Mitte Juny alles Grün verſchwindet, wohin die wohlthätigen Waſſerleitungen nicht reichen. Ein Schneeberg an dem nördlichen Ende des Thales, der Kuh Barfi, hat an ſeinem Fuße die herrlichſten Gärten, welche mit denen von Damaskus wetteifern können.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. November.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Mitte Februar war der Frühling für Schiraz noch nicht angebrochen; es wurde daher ein tiefer gelegenes Thal aufgesucht, und das von Geri, drey Tagereisen von Schiraz in südwestlicher Richtung, als Standquartier gewählt. Wir vermuthen, Geri ist der von Niebuhr (Reisebeschreibung II p. 110) erwähnte Ort Grä, auf der südlichen Route von Buschir nach Schiraz, und nicht das auf der Karte des persischen Golfes von Berghaus verzeichnete Gerre, das unfern des Salzsees von Deria liegt; es wird ausdrücklich der Fluß von Geri Kara Ayadsch genannt, und über diesen setzte der Reisende auch eine Tagereise von Schiraz. Niebuhr konnte den Namen dieses bedeutenden Flußes nicht erfahren, seine Kartenzeichnung stimmt aber mit der neuen Angabe überein.

Schon Ende März war in Geri der Frühling zu Ende; die meisten Pflanzen hatten verblüht und fiengen an zu welken; an ihnen so wie an den Insekten fiel dem Reisenden eine große Uebereinstimmung auf mit dem, was er um Aleppo gesammelt. Nach Schiraz zurückgekehrt, unternahm er dann während der Monate April, May und Juny Ausflüge nach Persepolis und nach verschiedenen Berggipfeln, wo eine der europäischen Alpenflora sehr ähnliche Vegetation beobachtet wurde; endlich im Juli und August eine Reise nach der Alpe Kuh dänn im Lande der Baktrier, deren höchster Gipfel auf 12,000 Fuß geschätzt wird. Die Rückkehr aus dieser eine wichtige Ausbeute versprechenden Gegend wurde durch einen räuberischen Anfall beschleunigt, und damit auch der Besuch des ungastlichen Landes beschlossen.

Die angegebenen Temperatur- und Höhen-Verhältnisse lassen schon schließen, daß sich die Insektenfauna Südpersiens von der subtropischen Arabiens und Aegyptens entferne, und mehr der sogenannten Mittelmeer-Fauna angehöre. Die Verf. nehmen auch keinen Anstand, dieß ausdrücklich auszusprechen. Unter 206 untersuchten Insekten (Coleopteren und Lepidopteren) aus Farsistan wurden 156 als der Mittelmeer Fauna angehörige Arten erkannt; die übrigen 50 erwiesen sich als neue, aber den erwähnten Typus tragende, welcher sich wahrscheinlich noch weit hin durch Centralasien verfolgen läßt.

Die Herren Verf. haben sich in der Art in die Arbeit getheilt, daß Kollar die Lepidopteren, Redtenbacher die Coleopteren zur Bestimmung übernommen hat. Unter letzteren fanden sich drey neue Gattungen, nämlich zwey aus der Familie der Malacodermata, und eine aus der Familie der Longicornia. Condylops Redt. schließt sich an die Gattung Attalus Er. an, hat aber gekämmte Fühler und auffallend hervorgetriebene Augen; Anthodromius Redt. nähert sich schon der Familie der Cleri in der Bildung der Fühler, welche gegen das Ende hin sich verdicken, und eine Art kurz gesägter Keule bilden. Osphranteria Redt. unterscheidet sich von Aromia durch ungezähnte Oberkiefer, halbrundes Kinn und ein oben fast ebenes, und seitlich kaum höckeriges Brustschild. Daß sich Gattungen, welche sonst

vorzugsweise dem Ostgebiete der Mittelmeer-Fauna angehören, z. B. Dorcadion, in der vorliegenden Liste gar nicht finden, rührt doch wohl nur von dem Umstande her, daß es Kotschy nicht vergönnt war, seine Sammlungen auch im Spätjahre fortzusetzen.

VII. Kollar, Naturgeschichte der Zerr-Eichen-Saummücke (Lasioptera Cerris), eines schädlichen Forstinsektes. (S. 347—350 Tab. 41). — Bisher war aus der Ordnung der Dipteren nur von wenigen Arten bekannt, daß sie in gewissen lebenden Pflanzen ihre ersten Lebensstadien zubringen, und dadurch dieselben in ihrem Wachsthume beeinträchtigen. Hier bekommen wir Nachricht von einer im Südosten von Europa an der Quercus Cerris großen Schaden anrichtenden Mücke aus der noch wenig bekannten Gattung Lasioptera Meig. An den Blättern der in Oesterreich und Ungarn neben der Steineiche und Stieleiche angepflanzten Zerreiche erscheinen gegen Ende Mai's auf der Unterseite warzenähnliche Auswüchse, die mit einem dichten Haarfilze überzogen sind; ihnen entsprechen auf der Oberseite der Blätter konische Erhöhungen, und das Ganze stellt eine Blase oder Galle dar. Solche Gallen sind entweder einzeln oder so gehäuft, daß die ganze Fläche des Blattes damit bedeckt ist, und sogar eine auf der anderen sitzt. Das Blatt verliert seine natürliche Form; es rollt sich, die Ränder biegen sich abwärts, und der ganze Baum kränkelt augenscheinlich.

Bey der Oeffnung einer solchen Galle, welche die Größe einer Linse erreicht, bemerkt man, daß es nicht eine einfache Blase sey, sondern ein hohler Gang, der um eine Säule herumläuft; darin findet man 1 — 3 kleine wurmförmige Maden, welche von dem Verf. zuerst für Larven einer Gallwespenart gehalten wurden; bey fortgesetzter Untersuchung fand sich, daß die Maden im Herbste auf der Oberseite der Auswüchse durchbrachen, und in der Erde sich verpuppten. Es gelang nicht, eingesammelte und den Winter über in Glascylindern gehaltene Puppen zur endlichen Verwandlung zu bringen, wohl aber wurde endlich am 6. Mai das Auskriechen der Mücken in der nächsten Umgebung der Zerreichenstämme und ihr Schwärmen beobachtet. Das ganze Insekt mißt nur $\frac{3}{4}'''$, die Flügelweite $1\frac{3}{4}'''$. Die Geschlechter sind einander äußerlich gleich bis auf das Ende des Hinterleibes, welches beym Männchen mit einem aus zwey Haken bestehenden Zangenfortsatze, bey dem Weibchen mit einer Legeröhre aus drey Gliedern versehen ist. Ob mit letzterer die Eyer in die Blattsubstanz eingesenkt, oder dieselben einfach und äußerlich abgesetzt werden, bleibt noch unentschieden. In dem geöffneten Hinterleibe eines Weibchens fanden sich über 50 Eyer. Als Feinde dieses Insektes wurden 5 Arten von Schlupfwespen aus der Familie der Pteromalinen, und zwar aus den Gattungen Pteromalus und Eulophus, erkannt.

VIII. Kollar, Beyträge zur Insekten-Fauna von Neu-Granada und Venezuela (S. 351—364 Tab. 52—55). — Hiemit beginnt Kollar in Verbindung mit Redtenbacher eine Ergänzung der Insekten-Fauna von Neu-Granada und Venezuela auf Grund einer Sammlung von 400 Arten, welche der Fürst Maximilian Sulkowsky auf einer Reise durch jene Staaten im Jahre 1843 zusammengebracht, und dem k. k. Hof-Naturalienkabinette übergeben hatte. Es sollte ein größeres Reisewerk erscheinen, und die zoologischen Novitäten in einem Anhange mitgetheilt werden; allein das Ableben des Fürsten hinderte die Ausführung, und nun wird die schon vor mehreren Jahren beendigte Arbeit über die Insekten abtheilungsweise in diesen Denkschriften niedergelegt werden.

Die erste Abtheilung, welche bis jetzt allein vorliegt, bringt nur Schmetterlinge, 38 Arten, darunter 20 neue, welche ausführlich beschrieben und gut abgebildet sind. Die nördlich vom Aequator gelegenen Theile Südamerikas sind allerdings auch in entomologischer Hinsicht von Brasilien erheblich verschieden. Nirgends wohl kann ein solcher Vergleich so gründlich angestellt werden, wie es hier geschieht, als in den reichen brasilianischen Sammlungen Wiens.

IX. Aug. Em. Reuß, neue Foraminiferen aus den Schichten des österreichischen Tertiärbeckens (S. 365—390 Tab. 46—51). — Obwohl durch d'Orbigny und Czizek aus dem österreicher Tertiärbecken bereits eine große Anzahl Arten von Foraminiferen bekannt gemacht wurde,

gelang es doch dem Verf. noch eine nicht geringe Anzahl neuer Formen zu entdecken. Es sind letztere um so interessanter, als sie theilweise zu Gattungen gehören, welche bisher noch niemals fossil oder doch wenigstens noch nirgends in den Tertiärschichten aufgefunden worden waren. Zu den ersteren sind die Gattungen **Cassidulina** und **Robertina**, zu den letzteren **Gaudryina** und **Verneuilina** zu zählen. Es kommen selbst einige Formen vor, die der Verf. bey keiner der Gattungen von d'Orbigny unterbringen konnte und die ihn deßhalb zur Errichtung der neuen Gattungen **Fissurina**, **Ehrenbergina**, **Chilostomella** und **Allomorphina** veranlaßten. Die beyden letztgenannten Gattungen unterscheiden sich wieder so auffallend von allen andern, daß der Verf. sie als Typus einer besondern Gruppe (**Enallostegia cryptostegia**) aufstellte, die zwischen die Polymorphinideen und Textularideen zu stehen kommt.

X. Schmarda, neue Formen von Infusorien (S. 9—14 Tab. 3 und 4 der zweyten Abtheilung). — Diese Formen heißen: **Pyramimonas tetrarhynchus**, **Cryptomonas flava**, **Lagenella acuminata**, **Euglena pygmaea**, **Epistilys pusilla**, **Trachelius trichophorus Ehrenb. var.**, **Heptaglena digitata**, **Amphibolidina megalotrocha**, **Auraea longicornis**, **Brachionus diacanthus**. **Pyramimonas**, **Heptaglena** und **Amphibolidina** bezeichnen drey neue Gattungen des Verfassers.

XI. C. Wedl, Beyträge zur Lehre von den Haematozoen (S. 15—25 Tab. 5 der zweyten Abtheilung). — Diese Abhandlung bringt eine Reihe von Beobachtungen der Hämatozoen aller Wirbelthierordnungen, während bis jetzt nur in dem Blut weniger Fische, einzelner Amphibien, des Raben und weniger Säugthiere diese für die Entwicklungs- und Bildungsgeschichte der Helminthen wichtigen Thierformen gefunden worden waren.

Von dem Verfasser wurde nämlich 1) in dem Blut der Grundel ein Thierchen gefunden, welchem er den Namen **Globularia radiata sanguinis** gibt. Es findet sich unter den ovalen (0,00054‴ langen und 0,0003 breiten) Blutkörperchen, ist rund, $\frac{7-32}{10000}$‴ groß, mit einem Kranz von Cilien an der einen etwas abgeplatteten Seite. Diese Cilien sitzen auf einem als Mund figurirenden hellen Ring, und sind so fein, daß ihre Spitzen nur bey schiefer Beleuchtung zur Anschauung gebracht werden können. Ihre auf- und abschlagende Bewegung kann nur beobachtet werden, wenn man jeden Druck möglichst vermeidet. Als Contentum führen diese Thiere eine grünliche molekulare Masse mit einzelnen glänzenden größeren Körnchen. Eine größere Sorte dieser Wesen zeigt papillenähnliche Hervorragungen an der äußeren Peripherie des Strahlenkranzes, wobey die Spitzen der Papillen gegen das Centrum des Ringes gekehrt sind. Bey den größten wird an dieser Stelle ein doppelter (innerer und äußerer) Wimperstrahlenkranz für sehr wahrscheinlich gehalten. Alle sterben sehr rasch ab. Ihre Menge variirt sehr; im Sommer sind sie häufiger als im Herbst und Winter angetroffen worden.

Der Nachweis des Ueberganges dieser Formen in den **Cysticercus cellulosae**, welcher sehr häufig bey diesen Fischen angetroffen wurde, konnte nicht direkt geliefert, nur vermuthungsweise ausgesprochen werden. Oft findet man diese und die Hämatozoen gleichzeitig, oft nur die eine Art Entozoen in großer Menge ohne eine Spur der anderen Art.

Außer den beschriebenen Hämatozoen wurden sehr kleine Filarien, kaum länger als die Blutkörperchen dieser Fische, angetroffen. Das Kopfende ist etwas breiter; der Schwanz läuft in eine äußerst zarte Spitze aus; ihre Bewegungen sind schlangenförmig.

Noch ein sonderbar gestalteter Körper wurde im Grundelblut gefunden. Er ist durch 7 Quereinschnürungen in 8 Abtheilungen geschieden, ähnlich einer Puppe; wie bey dieser sind auch dort die mittleren Glieder die breitesten, während die den Endtheilen näher liegenden schmäler sind. Ihre Bedeutung ist unbekannt geblieben; von Interesse ist nur das Vorkommen derselben Form im Eidechsen-Blut.

2) Im Blut der Schleie fanden sich filarienähnliche $\frac{6-8}{10000}$‴ lange Entozoen mit sehr lebhafter Bewegung.

3) Die in dem Froschblut gefundenen Entozoen weichen von den Hämatozoen, welche Gluge, Gruby und Mayer beschrieben haben, in mehrfacher Beziehung ab.

Bey dem wahrscheinlichen Zusammenhang zwischen den Hämatozoen und den Zellgewebswürmern, welche bekanntlich in sehr großer Menge auch bey diesen Thieren angetroffen werden, ist eine Untersuchung der letzteren natürlich ebenfalls sehr nothwendig, und bereits bekannt, so daß ich die von dem Verf. hier entworfene Charakteristik übergehen kann. Das Hämatozoon, welches bey solchen, an Zellgewebswürmern leidenden Fröschen von ihm gefunden wurde, ist von rundlicher Gestalt, mit einer Wimperkrone an dem vorderen Theil versehen, und mehrfachen Metamorphosen unterworfen. Am häufigsten haben die Thiere eine ovale Gestalt (c. 0,009‴ lang und 0,006‴ breit); der abgerundete Theil trägt (6 — 8) Flimmerhaare mit doppelter Bewegung: einer langsamen in der einen und einer schnelleren länger andauernden in der entgegengesetzten Richtung. Der Körper ist durchscheinend, graulich; enthält bloß einige helle Moleküle. Die kleineren sind mehr rund, haben weniger Cilien als die größeren, mit zahlreicheren Cilien und mit Längs- und Querstreifen versehenen. Neben diesen kamen auch fadenförmige, äußerst transparente hinten und vorne zugespitzte, 0,001‴ breite und 0,004 — 0,005‴ lange Thierchen vor, welche eine sehr träge, aber stetige Bewegung zeigten. Sie sind seltner im Blut, sehr lebenszäh, und vielleicht einer Entwicklung auch außerhalb des Organismus fähig.

Von Gruby's 40 — 80^{mm} langem Trypanosoma unterscheiden sich die hier beschriebenen Hämatozoen durch ihre viel beträchtlichere Kürze und den Mangel der eigenthümlichen Bohrbewegung.

Bey einem Frosch, in dessen Gehirn gegen 20 Distomen angetroffen wurden, fanden sich oval geformte, längs der einen Seite mit dicht stehenden Cilien besetzte, unausgesetzt flimmernde Hämatozoen mit unregelmäßigen Längsfurchen auf ihrer Oberfläche. Sie waren 0,002‴ lang, und zeigten eine langsame, von großen Pausen unterbrochene, Bewegung im Kreis.

Der Verfasser beobachtete auch die bekannten größeren Filarien im Froschblut, sah sie mühsam in den Capillaren sich fortbewegen, und traf sie in großer Anzahl in der Lebersubstanz und dem Knochenmark an. Bey demselben Thier fanden sich auch viele ovale Blasenzellgewebwürmer. Dieselben Hämatozoen wurden außer bey Rana esculenta auch bey Hyla viridis gefunden. Hier waren sie bald rundlich, bald mehr gestreckt, mit mehreren Flimmerhaaren besetzt, mit ebenso doppelter und entgegengesetzter Bewegung. Die kleinere kuglige Form ließ keine Flimmerhaare erkennen, obwohl sie in steter drehender Bewegung begriffen ist. Auch in diesem Blut wurden große Filarien gefunden.

In dem Blut einer anderen Hyla viridis fanden sich einige größere Hämatozoen von unregelmäßig ovaler Gestalt mit mehreren Einbuchtungen an der Oberfläche, und mit lebhaft schwingenden, dicht gedrängt stehenden Cilien am einen Rand versehen. Das größere der beyden allein beobachteten Exemplare hatte eine Länge von 0,0015 W.Z., eine Breite von 0,0009 W.Z. an der breitesten Stelle, 0,0006 W.Z. am Vordertheil. Die Körpermasse bildete eine lichtgrüne, molekuläre Masse.

4) Im Blut der Eidechse (Lacerta agilis) fanden sich wie im Blut der Grundel eigenthümliche Formen: sie sind länglich, an beyden Seiten zugespitzt, beynahe $\frac{1}{2}$mal länger als die Blutkörperchen. Einzelne umschließen einen ovalen, an beyden Seiten mit konischen Theilen versehenen Körper, an welchen dann wieder spitz zulaufende konische Abtheilungen beyderseits angefügt sind. Einige zeigen eine Art Gliederung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

5) Das Blut des Kernbeißers (Loxia coccothraustes) fand sich sehr reich an schlangenartig sowohl geformten als sich bewegenden Entozoen, deren Länge 0,003 — 0,006 W.Z., deren Breite 0,00021 — 0,00024 W.Z. betrug; ihr Kopftheil war abgerundet, das Schwanzende ziemlich kurz und spitz. Von innerer Organisation zeigte sich fast keine Spur. Außer diesen Filarien wurden ovale, an ihrem Enddrittel mit einer Einschnürung, und an dem letzteren mit einer Wimperkrone versehene Körper angetroffen. Sie hatten Aehnlichkeit mit Monaden.

6) Bey dem Pferd wurden in einem Fall gleichzeitig Filarien (Filaria papillosa) in der Bauchhöhle und im Blute gefunden. Im letzteren sind sie fadenförmig, graulich, durchscheinend, von sehr variabler Größe (c. 0,0054 W.Z. lang und 0,0003 W.Z. breit). An dem verjüngt zulaufenden Kopf kommt von Zeit zu Zeit ein Faden zum Vorschein; ein fadenförmiger Anhang zeigt sich auch an der schmalen abgerundeten Spitze des Hintertheiles. Ein Kanal verläuft durch die ganze Längsachse des Thieres. Seine raschen, schlangenförmigen Bewegungen fördern es doch kaum vorwärts.

In einem anderen Fall zeigten sich bey einem, mit Strongylus tetracanthus, armatus, Ascaris lumbricoides in den Gedärmen versehenen Pferde Filarien als Bewohner der Blutgefäße, jedoch in viel geringerer Anzahl als im vorigen Fall. Im Ganzen waren sie den im ersten Fall gefundenen vollkommen gleich; nur einige Strukturverschiedenheiten zeigten sich. In dem etwas schmäleren Kopftheil lag nämlich ein kleiner, oval geformter Körper, ein ähnlicher größerer am Ende des oberen Drittheiles. Die Grundsubstanz ist graulich, führt eine undeutliche molekuläre Masse. Darmkanal fehlt.

Die Resultate, welche der Verfasser aus seinen Untersuchungen selbst zieht, sind folgende:

„1) Ist das Erscheinen von Hämatozoen im Thierreiche keine Seltenheit. Daß man sie beym Menschen noch nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen hat, mag wohl darin seinen Grund haben, weil es einerseits sehr zeitraubend und mühsam ist derartige Blutuntersuchungen anzustellen, und andererseits die Möglichkeit, dieselben in geeigneten Fällen erst 36 — 48 Stunden nach dem Tod vorzunehmen, auch unübersteigliche Hindernisse durch Zerstörung in den Weg legt. In manchen Fällen dürfte wenigstens das Letztere statt finden.

2) Stellen sie wahrscheinlich embryonale Gebilde der Entozoen vor; eine Meinung, welche schon vielfach ausgesprochen wurde, und bis jetzt hauptsächlich begründet ist, in

3) den Entwicklungsstadien, welche sie im Blut durchmachen.

4) Können sie zu einer enormen Anzahl heranwachsen, bevor sich in manchen Fällen anderweitig Helminthen finden lassen.

5) Scheinen sie ihre Wanderungen im Kreislaufe zu bestimmten Perioden vorzunehmen.

6) Sind sie an Gestalt und Größe sehr verschieden, so daß sie einmal in die feinsten Capillargefäße einzudringen, das andere Mal dieselben nie zu erreichen vermögen.

7) Können verschiedene Species im Kreislauf nebeneinander bestehen.

8) Scheinen sie manchmal an bestimmte Organe gebunden zu seyn, oder wenigstens in denselben vorzugsweise vorzukommen.

9) Ist die progressive Bewegung bey ihnen schwach; sie werden mehr von den Blutkörperchen fortgestossen.

10) Gleiten sie an den Gefäßwandungen ruckweise vorwärts.

11) Die Lebensdauer außerhalb des Kreislaufes ist sehr verschieden; manche sterben binnen wenigen Minuten ab, andere vermögen 48 Stunden und darüber fortzuleben."

B. Pathologisch-anatomische Abhandlungen.

I. Rokitanski, zur Anatomie des Kropfes (S. 243 — 252 Tab. 28). — Zuerst wird die Kropfbildung, die einzige Erkrankung der Schilddrüse (mit Ausnahme der akuten, Eiter producirenden, Entzündung und des Medullarcarcinoms in diesem Organ), als ein pathologischer Proceß definirt, welcher als Hypertrophie der Drüsensubstanz, und einzig in dieser Form hier aufträte, während eine besondere Form als „Gefäßkropf" nicht statuirt wird.

Der Verfasser geht von dem normalen Bau der Schilddrüse aus, und findet sie, abgesehen von den Gefäßen, aus zweyerley Bestandtheilen zusammengesetzt: 1) aus einem Stroma oder Gerüst theils von amorphem durchsichtigem kernhaltigem Blastem, theils von entwickelten Zellgewebsfasern gebildet; 2) aus darin eingebetteten $\frac{1}{25} - \frac{1}{10}$ Millim. im Durchmesser haltenden runden und ovalen Blasen mit strukturlosen hyalinen Wandungen. In diesen Drüsenblasen finden sich mehr oder weniger $\frac{1}{333}$ Mill. große, granulirte Kerne, außerdem freye Körnchen, sehr selten Zellen. Das Menstruum, in welchem diese sich befinden, ist eine eyweißartige Flüssigkeit.

Eine Summe solcher Drüsenblasen, von einer gemeinschaftlichen Zellgewebsscheide umfaßt, stellt einen acinus, ein Drüsenkorn dar. Weitere Verknüpfungen solcher acini zu Läppchen und Lappen sind in der Schilddrüse nicht deutlich.

An der Kropfformation unterscheidet der Verf. sofort zwey Typen. 1) Gleichförmige Massenzunahme des Organes mit Beybehaltung seiner Normalgestalt und im Inneren ebenso gleichförmig verbreitete Anomalie, durch welche eine Menge von Läppchen gebildet ist: Aggregate durchscheinender bis Nadelkopf großer Bläschen, in einem zarten Zellgewebs-Maschenwerk eingelagert. Das Organ ist dabey blutleer, von wachsartiger Consistenz, blaßgelb und enthält eine blaßgelbe, colloide Flüssigkeit. Den Uebergang zum zweyten Typus bilden die hier auch schon hie und da anzutreffenden größeren, hanfkorn- bis erbsengroßen, ziemlich hellen Körper, cystenartig gesondert und mit jener colloiden Flüssigkeit erfüllt, welche theils frey, theils zwischen äußerst zartem Netzwerk in ihnen gefunden wird.

Der zweyte Typus charakterisirt sich durch eine mit Mißgestaltung verbundene Vergrößerung des ganzen Organes, indem es knollig, gelappt ist, auf dem Durchschnitt erbsen- bis hühnereygroße rundliche Lappen zeigt, welche in fasrigen Kapseln liegen. Solche Lappen enthalten dann noch weitere secundäre Lappen. Das übrige Drüsenparenchym zeigt bald normale Beschaffenheit, bald die sub 1 angegebene pathologische Veränderung, bald ist es auf andere Weise erkrankt.

Diese, die häufigere Form, führt zu der bekannten enormen Vergrößerung, und bildet die höckerigen gelappten Kröpfe. Merkwürdig ist hiebey das nicht seltene Auftreten accessorischer Schilddrüsen, die als länglichrunde, walzenförmige, in zarte Scheiden gehüllte Geschwülste auftreten, während zugleich ihr Parenchym unter Bildung colloidhaltiger Cysten degenerirt ist.

Die genauere Analyse des Parenchyms bey der ersten Form ergibt Folgendes:

1) Drüsenblasen über ihre Norm vergrößert mit angereihten hellen Bläschen. Der Inhalt der Drüsenblasen besteht aus Kernen, welche diese ent-

weder ganz anfüllen, oder bloß die Innenwand bekleiden, oder es fehlt dieser Inhalt ganz, oder endlich sind sie durch feinkörnige Masse vertreten. Aeußerlich sind diese theils runden, theils ovalen, theils gegen einander abgeplatteten Blasen von einer beträchtlichen Schicht Zellgeweb umhüllt.

2) Drüsenblasen viel kleiner als die normalen, nur etwas größer als jene Kerne, strotzender als diese, weniger granulirt, hie und da ganz hell und opalisirend. Kerne enthalten sie bald mehr, bald weniger, bald gar keinen; im letzteren Fall stimmen sie dadurch mit jenen leeren Cysten überein.

3) Runde, ovale, walzenförmige, glatte oder ausgebuchtete, helle, opalisirende, bald indifferent gegen Essigsäure, bald durch sie coagulirbare Gebilde, in der ausgetretenen Flüssigkeit schwimmend oder in dem neu gebildeten Strome eingebettet. Diese enthalten bald einen Kern, bald fehlt ihnen ein solcher; an einzelnen findet man eine Schichtbildung mit zwischen gelagerten Kernen. Der Umstand, daß auf ihrer Oberfläche nicht selten eine Anzahl von Kernen haftet, läßt schließen, daß diese Gebilde in der Kernmasse einer größeren Blase gelagert waren. Der Verf. ist der Ansicht, „daß diese Gebilde wie die Drüsenblasen den Kern als Grundlage haben, aber in ihrer Entwicklung abweichen.“ Er hält sie für groß gewordene aufgeblähte Kerne; ihre Wand sey mit dem in Colloid übergegangenen Inhalt verschmolzen, womit jedem weiteren Wachsthum eine Gränze gesetzt werde. Im Innern dagegen entstehe ein neuer Kern, welcher dasselbe Schicksal erleide; darin wieder ein neuer und sofort, woraus die concentrisch geschichteten Gebilde entstünden: die Grundlage der Zellenincrustationen.

Das Wesentliche des ersten Typus des Kropfes wird somit in folgender Weise zusammengefaßt: 1) Erweiterung, cystenartige Entwicklung der Drüsenblasen. 2) Gleichzeitige Entwicklung neuer Drüsenblasen neben den ursprünglichen.

Die genauere Untersuchung des zweyten Kropftypus ergibt Folgendes. Die dabey vorkommenden Lappen geben sich als Schilddrüsenparenchym zu erkennen, für deren Entstehen als Regel gilt, daß einem solchen Lappen eine zu einer Cyste erweiterte Drüsenblase zu Grunde liegt, in welcher eine endogene Neubildung von Drüsenparenchym stattgefunden.

Die Art und Weise des Entwicklungsganges beschreibt der Verf. in folgender Weise.

Im Innern einer noch jungen etwa erbsengroßen Cyste erheben sich von deren Wandung Gruppen von zarten, einfachen, glatten oder verästelten, hohlen, durchscheinenden Kölbchen (Zotten), welche sich unter dem Mikroskop als ausgebuchtete Hohlgebilde zu erkennen geben. Diese sind entweder nackt, oder mit einer Schicht Kerne bedeckt, und enthalten in ihrem Innern außer freyen Kernen die Drüsenblasen in den verschiedensten Entwicklungsstadien. Die meist ansehnlichen Gefäße in ihnen verlaufen in Bögen, und schicken nach einwärts Aeste. Der Stiel, auf welchem sie sitzen, besteht, wie sie selbst, aus einer structurlosen oder auch streifigen Membran oder aus zarten Zellgewebsfibrillen. Aus letzteren besteht auch die innen mit einer Schicht Kerne ausgekleidete Cystenwandung. Weiter findet man Cysten, bey welchen diese Wucherung nicht bloß von einem Punkt, sondern von der ganzen Innenfläche ausgeht, und die ganze Colloidmasse bis auf einen kleinen Rest im Centrum verdrängt. Endlich findet man ganz mit der Neubildung ausgefüllte Cysten, welche sofort einen Drüsenlappen oder vielmehr eine neue in die ursprüngliche eingeschachtelte Drüse darstellen, in welcher sich die Bildung von Lappen aufs neue wiederholen kann.

Dadurch rechtfertigt sich also jene oben ausgesprochene Entstehungsweise dieser Gebilde.

Als Veränderungen, welche das junge Parenchym der neu entstandenen Lappen eingeht, werden folgende namhaft gemacht.

1) Erweiterung unter Massenzunahme und Verdickung der Cystenwand. Es wird dichter, dabey opak, homogen schwammig, auf dem Durchschnitt filzig, oder feinkörnig, sehr blutreich, dunkelroth oder blaßröthlich, schmutzig bräunlich, fahl, weißlich fein punktirt, wie von feinem Sand durchstreut. Diese physikalischen Eigenschaften sind bedingt durch eine fortschreitende Entwicklung von Drüsenblasen, welche mit körniger Masse und Kernen gefüllt sind, unter

gleichzeitiger Ausbildung eines faſrigen Stroma; weiter durch Anhäufungen von rothbraunem, roſtgelbem Pigment, welches zwiſchen den einzelnen Drüſenblaſen die Form von vereinzelten oder agglomerirten gelappten Körperchen beſitzt, und als feinkörniges Pigment die Drüſenblaſen umlagernd, theilweiſe auch füllend angetroffen wird: Urſache der ſchmutzig bräunlichen Färbung. 2) Molekulares Zerfallen des Inhalts der Drüſenblaſen, und gleichzeitige Fettumwandlung ſo wie Zerplatzen der Drüſenblaſen und Entleeren ihres Inhaltes bedingt die fahle Färbung und das Matſchwerden des pathologiſchen Produktes. Auch die Kerne des Stroma werden hiebey frey und ſchwimmen in der Flüſſigkeit. 3) Entwicklung von Kalkkörnchen im Inhalt der Drüſenblaſen gibt endlich dem Ganzen das Anſehen von feiner Punktirung.

Wenn das neue Parenchym wie bey der erſten Kropfform erſcheint, iſt es ſtrotzend, hell durchſcheinend, farblos oder blaßgelblich.

Dann findet man bey der mikroſkopiſchen Unterſuchung Erweiterung der Drüſenblaſen, fortgeſchrittene Neubildung von meiſt colloidhaltigen Drüſenblaſen.

Häufig ſind hämorrhagiſche Ergießungen in dem neuen Parenchym, am häufigſten in einen noch übrigen centralen, rings von Parenchym umſchloſſenen Raum der Cyſte. Ihre Urſache iſt das Platzen von einzelnen jener oben beſchriebenen Gefäß-Schlingen und Bogen, welche von einem äußerſt zarten ſtrukturloſen Gerüſte getragen werden.

Den Grad der Gefäßbildung, zu relativ, als daß er zur Aufſtellung eines beſonderen Kropftypus berechtigte, macht der Verf. von der Anzahl der oben geſchilderten Hohlgebilde und deren Ausbuchtungen abhängig.

So ſelten Entzündungen der normalen Schilddrüſe, ſo häufig ſind ſie in dem incyſtirten Neugebilde, welches durch die Umwandlungen der Entzündungsprodukte weitere weſentliche Veränderungen erleidet, indem das faſerſtoffige, in verſchiedenem Grad geronnene, reichlich ergoſſene Exſudat das Parenchym der Lappen zertrümmert, und völlig unkenntlich macht. Wenn ſich dieſes Exſudat weiter organiſirt, wird es zu einem reſiſtenten fibroiden Gewebe, das mit der Hülſe der Lappen verſchmilzt und mit dieſer zu einem Knoten ſchrumpft, wobey der Lappen veröbet. Incruſtation mit Knochenerde oder Verkreidung unter gleichzeitigem Fettumſatz beſchließt den Cyclus von Veränderungen, welche das Parenchym durchläuft; ſolche Veränderungen kommen natürlich nicht gleichmäßig vertheilt und gleichzeitig an allen Stellen vor, ſondern hier dieſe, dort jene.

Nach all dem iſt jeder Kropf eigentlich als Cyſtenkropf aufzufaſſen. Im engeren Sinne des Wortes wird jedoch darunter der zu verſtehen ſeyn, in welchem ſich größere oder kleinere Mengen von Cyſten vorfinden, die von endogener Production neuen Parenchyms völlig leer ſind, oder an deren Innenfläche nur auf beſchränktem Raum oder in ſehr beſchränkter Dicke dergleichen zu finden iſt, während den übrigen Raum ein flüſſiger Inhalt ausfüllt.

Solche Cyſten können unter ſtetiger Dickenzunahme der Wandungen einen bedeutenden Umfang gewinnen; ſie beſitzen eine aus Zellgeweb gebildete Wand, und eine Schicht Epithelium, welches bey allmählich zunehmender Verdickung der Wand in Faſerbildung begriffen iſt. Der Inhalt iſt meiſt eine gelbliche, grünlich ſchillernde Flüſſigkeit — Colloidmaſſe, oder hämorrhagiſcher Erguß damit gemiſcht — oder Produkte der Entzündung: flüſſiges oder zu einem Balkennetz organiſirtes Exſudat, Eiter, Jauche.

Endlich kann auch hier nach vorausgegangener Verdickung eine Verkalkung der Wand eintreten.

Das urſprüngliche Drüſenparenchym neben den incyſtirten Lappen und den Cyſten überhaupt iſt bey einem Uebergewicht der Bindegewebmaſſen über die Drüſenelemente in einem Zuſtand der Atrophie.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

In der Umgebung der neuen Lappen oder der Cyste werden die Drüsenläppchen zu Lamellen platt gedrückt, wobey sie vielfach mit einander verwachsen, und spaltähnliche Lücken zwischen sich lassen. Unter Zurücklassung eines aus Zellgeweb bestehenden Fachwerkes schwinden allmählich die Drüsenelemente, so daß neben der Hypertrophie eine Atrophie des ursprünglichen Drüsenparenchyms einhergeht. Die großen Venen, welche die mehrblättrige Fascie durchsetzen und mit ihr verwachsen gefunden werden, gehören dem ursprünglichen peripherischen Drüsenparenchym an, dessen Atrophie selbst eben zur Bildung jener Fascie Veranlassung gegeben hat. Die Lamelle einer solchen Fascie besteht mikroskopisch aus Zellgewebsfibrillen, und einem zarten anastomosirenden Fasernetz mit eingeschlossenen verkümmerten Drüsenelementen.

Den Schluß dieser Abhandlung bilden allgemeine Betrachtungen, in welchen erstens auf die Entwicklung der Drüsenblase der Thyreoidea aus einem Kern hingewiesen wird, welcher in sich neue Kerne bildet, die entweder als Epithelial-Kernschicht nur die Innenfläche der Blase auskleiden, oder deren ganzen Raum erfüllen. Anomaler Weise wächst der Kern zu einer sonst kernlosen Blase, oder überschreitet seine normale Größe sehr beträchtlich mit selbstständiger, aus Bindegeweb gebildeten Wand (Cyste). Oder der Kern degenerirt und wird, während sein Inhalt sich in Colloidmasse verwandelt, zu einem kugligen ausgebuchteten Hohlgebilde. Endlich entwickelt sich in der sterilen Blase ein Kern, der sich vergrößert, in sich einen neuen Kern producirt u. s. w., bis es zur Bildung eines concentrisch geschichteten Gebildes kommt, das zuletzt incrustirt.

Degeneration einer Drüsenblase der Thyreoidea zur Cyste des Kropfes und Entwicklung der Drüsenblase selbst erweisen sich als sehr nah verwandte Vorgänge, so zwar, daß gewisse z. B. in der Bright'schen Niere vorkommende kleine Cysten zum Verwechseln den Drüsenblasen der Schilddrüse ähnlich sind.

Wie ferner eine endogene Wiederholung des Parenchyms in der Schilddrüsencyste vorkommt, so findet man dem Schilddrüsenparenchym ganz ähnliche, gefäßreiche Wucherungen an der Innenfläche vieler anderer Cysten.

Was endlich den Inhalt der strumösen Schilddrüse anbetrifft, so findet man dieselbe in den sterilen Drüsenblasen und den daraus hervorgegangenen Cysten, und er ist unter dem Namen Colloid bekannt. Dieses stimmt mit dem anderer Cysten in physikalischer und chemischer Hinsicht vollkommen überein. Es löst sich theilweise in kaltem Wasser; in kochendem trübt es sich etwas. Essigsäure gibt in dieser Lösung eine im Ueberschuß sich aufhellende Trübung, Weingeist eine weiße Trübung, die auf Wasserzusatz verschwindet. In kalter Salzsäure löst sich die Masse langsam, in kochender rasch unter Lilafärbung. Blausaures Kali bildet einen Niederschlag, kaltes Aetzkali löst es langsam, kochendes sehr schnell, in welch letzterer Lösung Essigsäure einen,

im Ueberschuß löslichen, Niederschlag unter Entwicklung von Schwefelwasserstoff erzeugt; ebenso fällt auch aus dieser Lösung ein Niederschlag auf Zusatz von Alkohol, ist aber in Wasser löslich.

II. Rokitansky, über die Cyste (S. 323 — 346 Tab. 36 — 40). — Die Lückenhaftigkeit der Angaben über die Cysten und deren Entwicklung, der Widerstreit der Ansichten in dieser Beziehung, so wie die Angriffe gegen die in des Verfassers Handbuch vorgetragenen Lehren über dieses Thema berechtigten zu einer weiteren Auseinandersetzung dieses Gegenstandes, in welcher zunächst der Begriff der Cyste festgestellt wird. Der Verf. betrachtet die Cyste als eine „substantielle Neubildung mit bestimmter elementarer Grundlage, wodurch alle zufälligen Balgbildungen um Extravasate, Entozoën ꝛc. ausgeschlossen sind, so wie auch alle Verdickungen und cystenartigen Erkrankungen natürlicher Hohlräume.

Als Ausgangspunkt und Paradigma ist die fertige Cyste gewählt, wie sie in am meisten ausgesprochener Form am Ovarium gefunden wird.

Die Cyste ist entweder einfach (einkämmerig) oder zusammengesetzt. Für die zweyte Modification lassen sich zwey, wenn auch nicht ihrem Wesen nach verschiedene Typen aufstellen, um so weniger verschieden, als sie nicht selten gleichzeitig vorkommen. Der eine Typus besteht darin, daß die secundären, tertiären ꝛc. Cysten, in der Wand der Muttercyste entstanden, mehr nach außen und weniger nach innen in die Muttercyste hereinragen. Diese ganze Gruppe von Cysten ist nicht mit einem Conglomerat einfacher Cysten zu verwechseln, welche bey ihrer Nebeneinanderlagerung sich wohl auch abgeplattet haben können, und so eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen erlangen, zumal wenn, wie dieses bey dem Ovarium nicht so sehr selten ist, die fibröse Hülse dieses Organes eine Muttercyste vortäuscht.

Begreiflich ist, daß durch die Fortsetzung des Entwicklungsprocesses der Cysten und deren Multiplication Abplattung, Degeneration, Dehiscenz ꝛc. sehr complicirte Gebilde entstehen können, so daß die ganze Summe solcher Gebilde zuletzt nichts als ein Maschenwerk darstellt.

Die zweyte Kategorie von Cysten entsteht dadurch, daß sich von der Innenfläche der Muttercyste secundäre Cysten erheben, und gegen den Innenraum der ersteren hereinwachsen. Die secundären Cysten können sich einzeln (d. h. je eine in einer primären) oder mehrfach entwickelt haben; meistens sind sie gestielt, und selbst wieder nach der ersten oder zweyten Kategorie vermehrt. Im ersteren Fall kann die eine Tochtercyste so gewachsen seyn, daß sie mit ihrer Außenfläche der Innenfläche der Muttercyste ganz dicht anliegt.

Der Proceß der Entwicklung ist in beyden Fällen der gleiche, nur der Ort der Entwicklung ein verschiedener.

Auf der Innenfläche der Muttercysten und auch der secundären kommen sehr häufig Excrescenzen vor; diese sind bald blatt-, bald pilzartig, blumenkohlartig verästelt, erreichen nicht selten einen solchen Umfang, daß sie die Cystenwand durchbrechen, welche sich dann über sie zurückzieht, faltet und einrollt. Diese Excrescenzen sind membranöse Gebilde, welche in vielfache Falten gelegt, sehr häufig ausgebuchtete, zotten- und kolbenartige, äußerst blutreiche Fortsätze darstellen.

Nicht selten findet man an ihnen kleine, mohnkerngroße Bläschen, welche hie und da zu etwas größeren Cysten herangewachsen sind; oder es zeigen sich an ihren Zweigen weißliche, weiche, aber solide, rundliche Körperchen, vereinzelt oder in Gruppen beysammen stehend, auf dem Durchschnitt faserig, gefäßlos.

Neben den größeren Excrescenzen kommen äußerst zarte, kleine, gestielte Knötchen vor, wobey die innerste Schicht der Cystenwand wie fein gestrickt, oder mit äußerst feinen spaltähnlichen Grübchen und Ritzen durchfurcht, und von einem vorspringenden Leistchen wallartig umgeben ist. An einzelnen Stellen erheben sich statt dessen flache Bläschen, mit feinen spaltähnlichen Oeffnungen, oder auch größere, gestielte, keulenförmige, im Inneren von einem Fachwerk durchzogene Beutel, mit oft beträchtlichen Oeffnungen, aus welchen zottenähnliche Excrescenzen hervorwuchern.

Besonders die zusammengesetzten Cysten erreichen oft einen sehr beträchtlichen Umfang, und sind ihrem flüssigen Inhalt nach mit einer colloiden Feuchtigkeit erfüllt, deren physikalische und chemische Eigenschaften sehr variiren.

In mikroskopischer Beziehung hat sich Folgendes ergeben.

Die Cystenwandung besteht aus Zellgeweb, auf der inneren Seite mit einer, bey größeren Cysten fehlenden, Zellen- oder Kern-Auskleidung. Hier ist diese dagegen durch ein streifiges Blastem mit eingestreuten Kernen vertreten, welches eine der Längsachse der Kerne folgende Spaltung und Incrustationen zeigt.

Die Excrescenzen erweisen sich auch unter dem Mikroskop als Membranen aus zarten Zellgewebs-Fibrillen, ausgebuchtete Hohlgebilde darstellend, an welchen selbst wieder secundäre Schläuche als Aeste und Zweige der Excrescenzen aufsitzen. Bekleidet sind sie mit einem Epithel der Cystenwand, oft auch nackt, tragen in Bogen und Schlingen verlaufende häufig aneurysmatische Gefäße, und führen als Inhalt Massen von Kernen und die Anlagen zu neuen Cysten, welche bald als die oben beschriebenen Bläschen auftreten.

Die feinsten Excrescenzen stellen einfache, glatte oder ausgebuchtete Hohlkolben dar, und man gewahrt, daß durch ihre Verschmelzung und gegenseitige Abplattung jenes mit bloßem Auge schon sichtbare Fachwerk gebildet wird, welches aus einer strukturlosen, kernführenden Membran besteht.

Die Entstehung der soliden Knötchen an den Excrescenzen erklärt sich aus einer Zellgewebswucherung in den Hohlräumen, in welcher noch eigenthümliche incrustirte Gebilde anzutreffen sind.

Von hier aus wird zu der Untersuchung der Frage geschritten, 1) welches ist das der Cyste überhaupt zu Grunde liegende Elementargebilde, und wie ist dessen Fortbildung? 2) Welches ist die Bedeutung jener Hohlgebilde?

Die Beantwortung der ersten Frage lautet dahin: daß es der Kern ist, welcher zur Cyste heranwächst, was sich zunächst aus der Untersuchung einer wuchernden Cystenbildung in der Cortikal-Substanz der Nieren bey retrograder Bright'scher Krankheit ergeben hat. Hier nämlich liegen in den Vertiefungen der höckrig gewordenen Nierenoberfläche ganze Nester kleiner, eben noch sichtbarer, und noch kleinerer mikroskopischer Bläschen. Je nach ihrer verschiedenen Größe haben sie bald eine aus Fasern bestehende, bald eine strukturlose Wand, bald sind sie von runden oder polyedrischen Zellen, bald von einem hyalinen oder schwach granulirten Inhalt erfüllt. Die kleinsten sind kaum merklich größer als die Kerne, von denen aus man alle Uebergangsformen bis zu der großen, mit bloßem Auge sichtbaren Cyste verfolgen kann. Weiter ergibt sich aus den in den verschiedensten Größen anzutreffenden Molekularkörnchen, daß sie es sind, aus deren einfachem Wachsthum der Kern selbst hervorgegangen ist. Endlich erklärt sich auch das Vorkommen concentrischer Schichtgebilde aus der endogenen Kernvermehrung, wobey der innerste Kern einen oder mehrere granulirte weitere enthält. Auch zwischen den einzelnen Schichten findet man Kerne eingelagert, welche also auf ihrer ursprünglichen Größe stehen geblieben und nicht zu weiteren Schichten entwickelt worden sind. Die Aehnlichkeit dieses Entwicklungsvorganges mit dem des Kropfes ist in der bereits mitgetheilten früheren Abhandlung Rokitansky's nachgewiesen. Ganz Aehnliches wiederholt sich bey der Cystenbildung in Schleimhäuten (der des Magens, Dickdarmes, Uterus), welche unter dem Namen Zell- oder Blasenpolyp bekannt ist. Der Mutterboden für diese, nie über erbsengroße Cysten ist das Gewebe der Schleimhaut, über dessen Niveau sie hervorwachsen, platzen und ihren colloiden Inhalt auf die Schleimhaut-Oberfläche ergießen. Als solche Cysten sind auch die Ovula Nabothi im Uterus-Halse zu betrachten. Eben solche Gebilde werden mit dem gleichen Inhalt auch auf der Schleimhaut der Nierenbecken und Harnleiter angetroffen.

Auch pathologische z. B. carcinomatöse Neubildungen können den Heerd für Cystenbildung abgeben, wie in der Familie der Cysto-sarcome und Cysto-carcinome, und bey dem Carc. alveolare. Nähere Untersuchungen der Krebs-Cyste, welche in den verschiedensten Größen vorkommt, ergaben Folgendes. Der Inhalt besteht theils aus einer serösen, albuminösen Feuchtigkeit, theils aus Krebsparenchym.

Im letzteren Fall findet man solche Krebsmassen durch eine sehr dicke, fibröse Kapsel incystirt, wodurch die Krebsknoten gebildet werden. Mit dem Mikroskop entdeckt man in den Krebsmassen, an welchen man feine helle Bläschen oder eine acinöse Struktur wahrnimmt,

1) Zellen mit sehr großen, an die Zellenwandung angrenzenden, zu einer hellen Blase entwickelten Kern.

2) Nackte Kerne zu großen hellen strukturlosen Blasen entwickelt, welche entweder sterile Blasen bleiben, oder mit verschiedenen Mengen secundärer Kerne angefüllt, oder mit centralem Kernkörperchen, welches zu einem secundären Kern heranwächst. Daraus gehen schließlich concentrisch geschichtete, oder aus mehreren in einander geschachtelten Blasen bestehende Gebilde mit großer Neigung zur Incrustation hervor.

Die Umgebung dieser Gebilde besteht aus Kernen, geschwänzten und nicht geschwänzten Zellen, Fasern, welche alle jene Blasen kapselartig umschließen; und gerade die Faserbildung ist es, von welcher alle weiteren Bedingungen abhängen, unter denen die Cysten weiter wachsen.

In Betreff der strukturlosen Blasen ist an dem Inhalt und der Schichtung noch Einiges bemerkenswerth. Der Inhalt nämlich ist in einigen hell und farblos, in anderen röthlich schimmernd, in anderen dichter, trübe, granulirt. Die Kernmasse ist in einzelnen in einer Fettumwandlung begriffen. — Die innere zweyer in einander geschachtelter Blasen zeigt oft in Folge theilweiser exosmotischer Transudation ihres Inhaltes in den Raum der äußeren eine Faltung und Verkrüpplung. Außer einzelnen oblongen, eingeschobenen Kernen findet man keine weiteren Gebilde zwischen den einzelnen concentrischen Schichten, welche meist glatt, oft auch ausgebuchtet und wellenförmig gekräuselt sind.

Der Entwicklungsvorgang auch dieser Cysten ist genau dem der Ovariumcysten analog, jedoch wird einerseits auf die Schwierigkeit hingewiesen in einem bestimmten Fall zu entscheiden, was z. B. an einem solchen Schichtgebilde Zellen-, was Kern-Membran ist, andererseits wird bemerkt, daß nicht jede neben einem Krebs vorkommende Cyste eine wahre Krebscyste seyn muß, d. h. eine solche, welche sich aus den eine Krebsmasse bildenden Elementen entwickelt und Krebselemente in ihrem Inneren erzeugt hat.

Was die Excrescenzen auf der Innenfläche der Cysten betrifft, so knüpft der Verf. an deren Betrachtung eine speziellere Untersuchung des Zottenkrebses auf der Blasenschleimhaut, von welchem er folgende Diagnose gibt. „Eine wallnuß- bis faustgroße Geschwulst, aus einer Menge dicht gedrängter Excrescenzen bestehend, welche sich über einem strangförmigen, längeren oder kürzeren Stiel zu zarten Membranen entfalten, dabey in zahlreiche Aeste und immer feinere Zweige zerfallen, welche sämmtlich mit zarten Villositäten dicht besetzt sind. Zahlreiche Endzweigelchen haben ein traubiges Ansehen, indem ihre Zotten mohnkorn- bis hirsekorngroße helle oder opake, weiße Bläschen tragen. Größere Cysten sitzen in der primären Entfaltung und Verästelung. Viele Excrescenzen stellen überdieß hohle geschlossene, oder am freyen Ende weit eröffnete Schläuche dar. Das ganze Aftergebilde strotzt von einem weißlichen, rahmähnlichen, medullaren Saft; öfters ist es eine consistentere, markähnliche Substanz, welche dessen Räume ausfüllt, und dann bietet die Aftermasse eine namhafte Dichtigkeit und Resistenz dar.“

Blaurothe Färbung, Turgescenz, Neigung zur Blutung rühren bey diesem Aftergebilde von einem sehr großen Gefäßreichthum her.

Die mikroskopische Untersuchung des rahmähnlichen Saftes in den schlauchartigen Fächern ergab große Mengen vielgestalteter Zellen, theilweise mit blasig aufgetriebenen Kernen, gewöhnliche mit Kernkörperchen versehene Kerne.

Die häutigen Gebilde der Excrescenzen haben zur Grundlage eine zarte, strukturlose, hie und da streifige kernhaltige Membran, welche mit einer einfachen Kernlage bedeckt ist.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

In den Ausbuchtungen der traubigen Endzweigelchen entdeckt man strukturlose Blasen: junge Cysten mit Kernkörperchen haltenden Kernen erfüllt, oder mit Fettkügelchen, deren Größe oft sehr beträchtlich ist. Andere, und zwar schon größere, enthalten eine farblose, klebrige Flüssigkeit. Die membranöse Endausbreitung der Excrescenz zeigt sich aus zwey Lamellen zusammengesetzt, und hat zahlreiche, kolbige und diese selbst wieder secundäre, mit vielen Gefäßen versehene Ausbuchtungen.

Derartige pathologische Produkte fand der Verf. auch auf der Schleimhaut des Nierenbeckens, auf serösen Häuten wie auf dem Bauchfell, und weiter auf Synovialhäuten, nämlich denen des Kniegelenkes, wobey die Gelenkkapsel wie mit einem dichten zottigen Pelze ausgekleidet erschien. Hier werden die Endkolben der Aeste und Zweige so abgeplattet, daß das Ganze das Ansehen eines Laubwerkes bekommt, in welchem sich Fettzellen entwickeln können (J. Müller's Lipoma arborescens).

Das incystirte Parenchym ist entweder frey in dem Cystenraum, oder in dessen Maschenräumen enthalten. Die letzteren, ein Stroma jenes darstellend, werden von einem hyalinen, streifigen, mit Kernen besetzten, zu Fibrillen zerfallenden Blastem gebildet. Ueber sein Entstehen wird die Vermuthung ausgesprochen, daß es aus den von der Innenwand der Cyste hereinwachsenden Excrescenzen durch deren gegenseitige Verschmelzung zu Stande komme.

Bey dem Studium des Alveolar-Krebses läßt sich die endogene Vermehrung seiner Cysten ebenfalls bestätigen. Die letztere kommt neben der erogenen vor, und wird durch die, allmählich zu dem die Alveolen begrenzenden Gerüst verwendeten Excrescenzen vermittelt. Neue junge Cysten entwickeln sich dann später in jenen Alveolen. — (Dieses ist dargethan und durch Figuren erläutert an einem Alveolarkrebs des Rektum.)

Ferner, jene warzenähnlichen, blättrigen, kolbigen Wucherungen auf der Innenwand der Cysten der Cysto-Sarcome (Cystosarcoma proliferum) mit ihrem fleischigen Ansehen sind auch nichts anderes als solche Excrescenzen, in deren Innerem eine reichliche Zellgewebswucherung den ganzen Hohlraum zuletzt eingenommen hat.

Außer im Kropf finden sich ganz analoge Gebilde noch innerhalb der Grenzen des Normalen in den sogenannten Haversischen Synovialdrüsen und an den Adergeflechten in den seitlichen Ventrikeln.

Auf den letzteren findet man sehr zarte, rothe, mit vielen Blutgefäßen versehene Zotten, Hohlgebilde von dem bekannten eigenthümlichen Epithelium überkleidet. In ihren Ausbuchtungen zeigen sich viele kleine, $\frac{1}{25}$ Mill. im Durchmesser haltende, und von den gewöhnlichen sogenannten Cysten des Adergeflechtes verschiedene Bläschen. Die meisten von diesen werden ganz auf die oben angegebene Weise in concentrische incrustirende Schichtgebilde umgewandelt.

Die gewöhnlichen sogenannten Cysten des Adergeflechtes hält der Verfasser für Erweiterungen des die Zotte darstellenden Hohlgebildes; sie stehen somit in einer gewissen Analogie mit den Schläuchen,

welche sich aus den Excrescenzen des sogenannten Zottenkrebses entwickeln.

Der Inhalt dieser sogenannten Cysten besteht aus einer albuminhaltigen Flüssigkeit, welche folgende mikroscopische Elemente bald in größerer bald geringerer Menge enthält:

1) $\frac{1}{800}$ Mill. große Elementarkörnchen, bald frey, bald aggregirt. 2) größere, bis zu $\frac{1}{25}$ Mill. wachsende runde Bläschen, runde und oblonge Kerne, Pigmentkörnchen. 3) Bläschen mit central oder wandständig entwickelten, weiteren (secundären, tertiären Blasen), bald gegenseitig sich berührend, bald mehr von einander abstehend. Schon $\frac{1}{200}$ Mill. große Bläschen zeigen derartige Einschachtelungen. 4) Die gleichen Gebilde nur mit beginnender, von den centralen Schichten ausgehender Incrustation. 5) Eine schleimartige, von feinen Sandkörnern durchstreute Substanz, ein hyalines Blastem, mit runden und oblongen Kernen durchsetzt, und in Zellgeweb sich umwandelnd, welches zuletzt den ursprünglichen flüssigen Inhalt ganz verdrängt. 6) Kuglige Körper ohne mehr erkennbare Blasenwand. 7) Ein fettiger, die Verödung der Cyste herbeyführender Kalkbrey.

Die Untersuchung des flüssigen Inhaltes der Cysten hat in Beziehung auf die Aufschlüsse, welche sich daraus über die Entwicklung der Cyste erwarten ließen, Folgendes ergeben: In dem flüssigen, albuminös-colloiden Inhalt findet man 1) freye Kerne mit 2, 3, 4 Kernkörperchen, Gebilde, welche es zweifelhaft lassen, ob sie kernhaltige Zellen oder aufgeblähte Kerne mit endogener Kernproduction sind; 2) Körnchen, deren größere $\frac{1}{700}$ Mill. Bläschen sind; 3) größere, aus jenen Körnchen hervorgegangene Bläschen und Blasen. Diese Blasen selbst sind entweder einfach oder zusammengesetzt, eingeschachtelt, entweder rund oder auch polyedrisch durch gegenseitige Abplattung, glatt oder gefaltet gekerbt.

Ihr Inhalt ist sehr verschieden; zunächst eine klebrige Flüssigkeit, in der Körnchen in verschiedener Menge suspendirt sind, oder granulirte, runde, ovale Kerne. Diese Flüssigkeit kann einen beträchtlichen Concentrationsgrad erlangen, was zu einem unregelmäßigen Zerfallen in Schollen, oder einer regelmäßigen Zerklüftung und Furchung führt. Diese Furchung geht in einfachen Blasen von der Peripherie zum Centrum; bey zusammengesetzten kann die Furchung an der 2. oder 3. eingeschachtelten Blase eine Grenze finden, in diesen nach anderem System geordnet seyn, oder die Furchungslinien laufen continuirlich durch das ganze Schichtgebilde hindurch, besonders wenn die Inhaltsmasse sich verdichtet hat, und die Blasenwandung verschwunden, die Blase selbst eine unter dem Druck sich zerklüftende Colloidkugel geworden ist. Im weiteren Verlauf zerfallen diese Massen von selbst, schollenartige Drusen oder keilförmige Bruchstücke bildend. Vom Mittelpunkt der einfachen oder der centralen Schichte der zusammengesetzten Blasen geht die Incrustation der ganzen Gebilde mit phosphorsaurem und kohlensaurem Kalke aus.

Den Schluß dieser Abhandlung bildet eine übersichtliche Zusammenstellung der Thatsachen und der durch sie verbürgten Folgerungen bezüglich der Cystenformation.

1) Die Cyste ist ihrer Organisation und Function nach ein in sich abgeschlossenes Hohlgebilde, mit einem bestimmten selbstständigen Element als Grundlage.

2) Sie besteht aus einer $\frac{1}{25}$ — $\frac{1}{10}$ Mill. Durchmesser haltenden Blase und einem auf verschiedenen Entwicklungsstadien befindlichem Stroma. Dazu kommt eine endogene Kern- oder Zellen-Production. Dieß ist der eine bestimmt markirte Haltpunkt in der Entwicklung, welcher eine vollkommene Analogie mit der Drüsenblase der Schilddrüse und Nebenniere bildet.

3) Die Entwicklung der Cyste durchläuft folgende Stadien: Elementarkörnchen, durch einfaches Wachsthum Kern werdend und dieser selbst wird, auf dieselbe Weise sich vergrößernd, zum Cystenbläschen.

4) Von außen wird die Cyste als strukturlose Blase durch ein mit ihr verschmelzendes Fasergewebe umlagert, während die Innenwand ein Epithelium auskleidet. Das Stroma der strukturlosen Blase bildet ein anfänglich starres, strukturloses Blastem, oder eine Masse von einfachen oder geschwänzten Zellen, welche sich bandartig um die Cysten herum-

schlagen, besonders deutlich bey den carcinomatösen Aftergebilden.

5) Diese Gewebsanordnung, durch das Vorhandenseyn junger Cysten bedingt, wird unter dem allgemeinen Titel: alveolärer Gewebstypus, als eine Formation betrachtet, welche durchaus nicht einem speziellen Aftergebilde eigenthümlich ist.

6) Der primitive Zustand der Cyste und ihre Entwicklung steht in vollkommener Uebereinstimmung mit der einfachen Drüsenblase, z. B. der Schilddrüse, selbst auch in Beziehung auf die Hemmungen und Involutionen, welche hier anomaler Weise auftreten.

7) Die Entstehung der Cysten ist eine vereinzelte oder massenhafte. Die Multiplication der Cysten wird durch das Auftreten neuer Cysten in der faserigen Wand einer Muttercyste, oder durch endogene Bildung aus dem flüssigen Inhalt der letzteren bedingt.

8) Bey gleicher Form ist die Function der Cysten nicht überall gleich, sondern verschieden, wie sich z. B. aus der Beschaffenheit der in ihr unter Vermittlung der Exkrescenzen gebildeten Gewebselemente schließen läßt, welche bald normaler bald pathologischer Natur sind.

9) Die Cysten sind theils perennirende, theils dehiscirende, welche letztere sofort ihren schleimartigen colloiden Inhalt in die Umgebung entleeren.

10) Auf der Innenfläche der Cysten entstehen einfache kolben- oder dendritenartige Exrescenzen, Hohlgebilde, aus einer hyalinen, strukturlosen, kernhaltigen Membran gebildet, welche vereinzelt oder aggregirt aus feinen Ritzen oder größeren Lücken in der innersten oder einer tieferen Schichte der Cystenwand hervorkeimen, oder das innere strukturlose Stratum der Cystenwand blasig heben, und schließlich durchbrechen, oder auf kleinen Cysten bloß das Epithelium emporheben.

11) Der Inhalt der Excrescenzen ist eine eyweißhaltige Flüssigkeit, welche zugleich auch das Material zur Entwicklung von Parenchymmassen abgiebt. Anhäufung der letzteren buchtet sie zu schlauchartigen Säcken aus, die sich am freyen Ende öffnen; Umwandlung in Fasergewebe macht sie zu fleischartigen, wuchernden Geschwülsten, oder bey fibroider Beschaffenheit zu schrumpfenden Massen.

12) Schließliche Umgestaltung in ein faseriges Stroma zur Bildung von Maschenräumen oder Alveolen, welche die Parenchymmassen einschließen.

13) Ihr Vorkommen ist auf seröse, Synovial- und Schleimhäute ausgedehnt, wo sie immer gegen die Hohlräume herein wachsen.

14) Ihre Aufgabe ist eine Keimstätte für bestimmte Texturelemente zu bilden.

15) Sie vermitteln bald die Entstehung einer gutartigen, bald die einer bösartigen Neubildung.

16) Eine wesentlich, den Inhalt der jungen Cyste betreffende Anomalie führt nicht selten zu einer sehr frühzeitigen Verkümmerung, Involution.

In dem Inhalte findet man nämlich zarte, theils kernhaltige, theils kernlose, einmal mit röthlichem, ein andersmal mit wasserhellem Inhalt gefüllte Blasen. Ihre Größen variiren von den kleinsten Durchmessern bis zu dem von $\frac{1}{3}$ Mill. Solche Gebilde finden sich in den verschiedensten normalen und pathologischen Flüssigkeiten. Jene verschieden gefärbten Inhaltsmassen kommen aber auch frey vor, und sind dadurch der Untersuchung zugänglich, bey welcher sich zeigt, daß der Uebergang von der einen in die andere durch eine Dichtigkeitsabnahme bedingt ist, welche zunächst die Entstehung der röthlich schimmernden Modification hervorruft. Nimmt dagegen der Dichtigkeitsgrad der farblosen Masse zu, so wird sie durch Essigsäure coagulirbar, und ihre Umwandlung in Colloidmasse bereitet sich weiter vor, welcher nicht selten eine Fettbildung vorausgeht.

Die Anomalien in der Entwicklung junger Cysten sind nun folgende:

a) Auflösung mit oder ohne vorausgegangene Dehiscenz, mit oder ohne Umsatz des Cysteninhaltes in Fett.

b) Mangel der Fixirung einer jungen Cyste in der primären, oder der von außen an die strukturlose Blase herantretenden Formelemente trägt die Schuld jener Rückbildung.

c) Endogene Entwicklung secundärer, tertiärer Blasen, welche zu einer das weitere Wachsthum hemmenden Schichtbildung Veranlassung gibt.

d) Die colloide Umwandlung des Cysteninhaltes, welche zu einer völligen Zerstörung der Cystenwand führen kann. Dieser Vorgang beschränkt sich nicht bloß auf den Cysteninhalt, sondern auch auf den des Kernes und Kernkörperchens, selbst da, wo keine eigentliche Cystenbildung eingetreten war, sondern nur eine anomale Aufblähung des Kernes statt gehabt hatte (von dem Verf. in dem blennorrhoischen Sekret der Magenschleimhaut, in einem atrophirten Opticus, in dem graulichen, das Nervenmark der medulla spinalis stellenweise vertretenden, Blastem gefunden).

e) Incrustation der Cyste und ihrer Grundlage (Kern, Elementarkörperchen) mit phosphorsaurem und kohlensaurem Kalk, welche die einfachen sowohl als zusammengesetzten Cysten treffen kann. Die inkrustirten Gebilde können demgemäß die verschiedensten Größen zeigen (von $\frac{1}{5}$ Mill. — $\frac{1}{20}$ Mill. — 1 Mill. Durchmesser).

Nach all dem berichtigt der Verf. seine frühern Ansichten dahin, „daß an die Stelle der Zelle als Grundlage der Cyste der Kern tritt, welcher selbst sich aus einem Elementarkörnchen durch Intussusceptions-Wachsthum entwickelt;“ hiebey wird die frühere Behauptung einer selbstständigen Texturentwicklung in der strukturlosen Cystenwand zurückgenommen.

C. Botanische Abhandlungen.

I. F. Unger, über die Aufnahme von Farbestoffen bey Pflanzen (S. 75 — 82 Tab. 5). — Der Verf. hat, angeregt durch eine Mittheilung der Pariser Akademie, den Versuch gemacht, mit dem rothen Safte der Kermesbeere (Phytolacca decandra) weißblüthige Hyacinthen zu färben. Der erste Versuch, der mit dem aus den Beeren unmittelbar zuvor ausgezogenen Safte gemacht wurde, hätte keine Färbung zur Folge; hingegen gaben spätere Versuche mit einem in saure Gährung übergehenden (sauer reagirenden) Safte derselben Frucht günstigere Resultate. Der Saft wurde in Portionen zu ungefähr 3 Unzen in $\frac{2}{3}$ wässeriger Verdünnung in einem flachen Gefäße (Tränker, Untersatz), in welches der Topf gestellt wurde, der Pflanze verabreicht; an jedem der ersten 3 Tage wurde die doppelte Portion aus dem Tränker aufgesogen. Im Ganzen bekam der Topf 5 Unzen von dem Safte. Schon am zweyten Tage (25. Febr.) zeigte sich das Perigonium schwach gefärbt, und diese Färbung nahm in den nächstfolgenden Tagen dergestalt zu, daß am 28. Febr., also am vierten Tage, sich der Grund der Laubblätter, mehr aber noch die Röhre und Lappen des Perigons und zwar jeder in der Gegend des Mittelnerven, in Form von 6 rothen Streifen colorirt zeigte. Bis dahin blieb die Pflanze gesund. Später veränderte sich die Farbe ins Braunrothe, und die Pflanze welkte. Am 4. März wurde die Pflanze aus der Erde genommen. Ein Theil der Zwiebel war durch Fäulniß zerstört und ihre Häute, außen an der faulen Stelle, durch rothe Längsstreifen gefärbt. Die Färbung beschränkte sich auf die Nähe der Gefäßbündel.

Die mikroskopische Untersuchung wies nach, daß sowohl im Blüthenstielchen als in den Perigonial-Blättern das parenchymatische Zellgewebe ungefärbt geblieben, die Gefäßbündel aber mit Farbestoff erfüllt waren, mit Ausnahme der Spiralgefäße selbst, die nach wie vor Luft enthielten. Die diese zunächst umgebenden Holzzellen, desgleichen auch benachbartes Parenchym war mit rother Flüßigkeit erfüllt; etwas später nahmen die Vasa propria diese auf. Auch an dem Schaft, den Blättern und den Zwiebelschuppen stellte sich dieses Verhältniß dar. Hingegen blieben die am tiefsten gelegenen Organe, die Faserwurzeln, ganz frey vom Farbestoff. Je weiter nach oben gelegen, desto reicher war ihr Gehalt daran.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. November.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Die Folgerungen, welche der scharfsinnige Verf. an diese Beobachtungen knüpft, sind folgende.

„Da im vorliegenden Falle der Farbestoff nothwendig durch die Wurzeln aufgenommen, durch dieselben dem Zwiebelkuchen und den nach ihm aufwärts entspringenden Organen mitgetheilt werden mußte, so ist ersichtlich, daß mit der Aufnahme zugleich eine Weiterbeförderung verbunden war, denn nur auf diese Weise ist das Freywerden der Aufnahmsorgane und die Anhäufung des Farbestoffes in den obern peripherischen Theilen der Pflanze zu erklären. — Daß jedoch diese Weiterbeförderung des Farbestoffes keineswegs auf eine physikalische, sondern vielmehr auf eine organische Weise stattfand, zeigt die Beschaffenheit der Elementarorgane, die sich bey diesem Processe betheiligten. Nicht die Spiralgefäße, sondern die in der Leitung der Zellflüßigkeiten am thätigsten eingreifenden Organe, die die Gefäße begleitenden Holzzellen sind es, welche sich als fördernde und leitende Theile am meisten bethätigen. Der rothe Farbestoff, durch die Zellen der Wurzelspitzen aufgenommen, wurde in Folge der Endosmose und Exosmose von Zelle zu Zelle weiter befördert, bis derselbe an der Peripherie der Achse und seiner Anhangsorgane angelangt, sich hier nothwendig ansammeln und so diese Theile färben mußte. Wir haben in diesem Falle also einen organischen Proceß vor uns, und zwar einen Proceß, welcher von dem Processe der Assimilation in so ferne nicht durchaus zu trennen ist, als eine reine Durchlassung des Farbestoffes durch die Zellmembrane ohne theilweise Zersetzung oder chemische Umänderung nicht wohl denkbar ist. In wie fern ein Theil des Farbestoffes hiebey in der That verändert und hiebey dadurch für das Auge ununterscheidbar gemacht wurde, läßt sich um so eher vermuthen, da selbst stickstofffreye Farbestoffe, welche eine ganz indifferente Natur besitzen, schon durch die geringsten chemischen Eingriffe modificirt und der Eigenschaft ihrer Farbe beraubt werden. Daß solche theilweise Zersetzung des Farbestoffes der Kermesbeere, die wir mit gutem Fug für einen nicht stickstoffhaltigen, ziemlich indifferenten Körper annehmen können, auf seinem Wege durch die Zellen erfolgt seyn möge, läßt allerdings der Zustand mancher Zellen, die auf dieser Durchgangsbahn lagen, vermuthen. Untersucht man nämlich einen Gefäßbündel am Grunde der Blätter, deren Spitzen reichlich mit Farbestoff versehen sind, so bieten seine Zellen einen ganz eigenthümlichen Zustand dar. Die Holzzellen, stets nur von Saft erfüllt, zeigen, mit Ausnahme der noch vorhandenen Zellporen, nur wasserhellen, flüssigen Inhalt, ohngeachtet derselbe kurz vorher noch gefärbt seyn mußte. Aehnlich verhält sich die Sache in den anstossenden Parenchymzellen, welche nebst den Zellkernen auch Chlorophyll enthalten. Während jedoch im normalen Zustande der Pflanze die kleinen Chlorophyllbläschen an der Innenseite der Zellwand nach allen Richtungen gleichmäßig vertheilt sind, sieht man sie durchaus am Grunde der Zellen angesammelt, und somit von ihrem natürlichen Standort entfernt. Noch mehr, auch die Zellkerne haben ein ganz verändertes Aus-

Gewächse, geleistet worden. Mit Recht, wie es uns scheint, begreift Hr. Fenzl, nach Endlichers Vorgang, die Cyrtandraceae als eine Abtheilung der Gesneraceen, mit denen sie offenbar näher verwandt sind, als mit den Bignoniaceen, welchen sie De Candolle angeschlossen hatte. Die Gesneraceae legitimae dürften sich selbst durch die Anwesenheit von Albumen im Samen von den Cyrtandraceen nicht trennen lassen, da mehrere der letztern ebenfalls Eyweiß, wenn schon minder reichlich, besitzen; und beyde Gruppen rücken sich um so näher, als ihre wesentlichsten Eigenthümlichkeiten auf dem Fruchtbau und insbesondere der Placentation beruhen. Die beyden natürlichen Gruppen vertheilen sich nach den gegenwärtigen Erfahrungen mit Ausschließlichkeit nach den beyden Erdhälften, so daß die eigentlichen Gesneraceen der neuen Welt angehören. Picria fel terrae Lour. aus Cochinchina, welche auch zu den Cyrtandraceis gerechnet worden, dürfte eher unter die Scrofularineae zu bringen seyn.

VI. Fenzl, Nova quaedam genera et species plantarum vascularium. (S. 253 — 264, Tab. 30). — Hier werden zwey neue Gattungen: Mormolyca aus der natürlichen Ordnung der Orchideen, und Neilreichia, aus jener der Compositae, und drey neue Arten: Notylia Hügelii, eine Orchidee aus Mexico; Pilea hyalina, eine Urticacea aus Brasilien und Peru, und Rhagodia Eschscholtziana aus den Sandwichs-Inseln (Owahu) aufgestellt. Die beyden neuen Gattungen sind durch analytische Tafeln von jener Ausführlichkeit und Specialität erläutert, wie sie der gegenwärtige Stand der systematischen Botanik mehr und mehr, und zumal rücksichtlich der genannten Ordnung erheischt.

Schon Linné hat ausgesprochen, die Schwierigkeit einer guten Gattungs-Charakteristik sey um so größer, je natürlicher die Ordnung, wozu die Pflanzen gehören. Dieser Ausspruch bewährt sich uns täglich, wenn es gilt, die zahllosen Entdeckungen an Orchideen und Compositis, die von allen Weltgegenden in die botanischen Gärten und die Herbarien zuströmen, nach wissenschaftlichen Prinzipien zu classifiziren.

Der Grundtypus, nach dem die Orchisblüthe von der Natur aufgestellt worden, ist einfach und leicht auf jenen der Monocotylen-Blüthe zurückzuführen. Dabey aber arbeitet die Schöpfung hier mit so minutiöser Manchfaltigkeit, sie gefällt sich so sehr in wunderbaren Variationen einseitiger Raumentfaltung oder Beschränkung, gleichsam in einer lebendigen Filigran-Arbeit, daß der Systematiker für das Bedürfniß der Gegenwart auf Formen und Bildungsverhältnisse Rücksicht nehmen muß, dergleichen sonst nicht oder nur sehr beschränkt in Betracht kommen. So ist es geschehen, daß wir zur Stunde die, allerdings beträchtliche Zahl, von bekannten Orchideen (wohl über 2000 Arten) in mehr als 300 Gattungen getheilt sehen, während Linné in seinem Systema Naturae v. 1740 nur neun Gattungen kennt. In der großen Zahl jener Gattungen nun, welche die neuere Systematik aufgestellt, und da die Orchideen Lieblingszierblumen in unsern Treibhäusern geworden, auch dem größeren Publikum bekannt gegeben hat, halten einige, verhältnißmäßig wenige Gattungen in der Tracht und in der Blüthengestalt an bestimmten, deutlich in die Sinne fallenden, darum auch systematisch leicht zu markirenden Verhältnissen fest, und sie mag man gleichsam als natürliche Gattungen (genera naturalia) bezeichnen. Die meisten von diesen sind auch durch eine größere Zahl von Arten bemerklich. Um und zwischen solche Hauptgattungen gruppiren sich aber zahlreiche andere, neuerlich aufgestellte, in denen gleichsam Variationen zum Thema, oft bizarre Modulationen laut werden. Solche Bildungen in ein systematisch richtiges Verhältniß zu jenen zu bringen, und alle Unterscheidungsmerkmale mit treffender, unwandelbarer Schärfe zu bezeichnen, wird für den Systematiker oft zur mühvollsten Aufgabe. Der Forscher genügt sich selbst und der Wissenschaft nur dann, wenn er seine Untersuchung und Darstellung auch auf das scheinbar unbedeutendste Verhältniß ausdehnt. Aus der Totalität nämlich aller Merkmale wird im Verlaufe künftiger Forschungen allmälig das Wesentlichste und systematisch-Bedeutsamste immer mehr an's Licht und in den Vordergrund treten. Spätere Forscher werden dann aus solchen Thatsachen den ariadnischen Faden durch das Labyrinth der Formen aufzugreifen und zu ver-

folgen Gelegenheit haben, wo sie solche, nach alle Seiten hin gerichtete Beobachtungen benutzen können.

Unter solchen Umständen ist die Genauigkeit anzuerkennen, mit welcher Hr. Fenzl hier das Einzelnste hervorhebt, indem er zugleich vergleichende Blicke auf Verwandtes wirft. Rücksichtlich der hier abgehandelten Orchidee (**Mormolyca lineolata**) macht er selbst geltend, daß sie vielleicht als eine Abtheilung der Gattung **Maxillaria** aufgefaßt werden könnte.

Die eben erwähnten systematischen Schwierigkeiten treten noch mehr hervor in der so überaus reichen, natürlichen Ordnung der Korbblüthen, in welcher bereits über achthundert und fünfzig Gattungen verzeichnet sind. Während hier die Natur in der Blüthenbildung rücksichtlich Gestalt und Stellung der Theile (morphologisch und geometrisch) einen einzigen Typus hartnäckig behauptet, wandelt sie die Tracht und die Modalitäten der Inflorescenz in einer erstaunenswürdigen Mannichfaltigkeit ab, und spottet der beyden Geistesthätigkeiten, welche bey systematischen Arbeiten am meisten beschäftigt sind: der unterordnenden, gliedernden Logik und der Combination der Phantasie. Wer die großen Schwierigkeiten der Systematik auf dem Gebiete der **Compositae** kennt, wird die Aeußerung des genialen und fleißigen **De Candolle sen.** natürlich finden: „hätte ich noch einmal so viele **Compositae**-Arten für den **Prodromus** zu bearbeiten vorgefunden, als ich effective vor mir hatte, so würde ich, an meiner Kraft verzweifelnd, nicht bloß ihnen, sondern der ganzen botanischen Systematik für immer den Rücken zugekehrt haben". Aber mit einer Bearbeitung, wie sie Fenzl hier von **Neilreichia** liefert, wäre derselbe Autor sicherlich zufrieden gewesen und hätten ihm ähnliche Materialien über viele Gattungen vorgelegen, so würde er seine eigenen systematischen Aufstellungen auf dauerndere Fundamente gegründet haben, als geschehen ist.

Von **Pilea hyalina**, welche Hr. Fenzl ausführlich beschreibt, bemerkt er, daß sich das zarte, im Schatten tropischer Wälder wachsende Pflänzchen wegen der Durchsichtigkeit seines Stengels zu physiologischen Untersuchungen und Experimenten über Saftbewegung eigne. Er hätte die Gattung **Pilea** auch für die Erscheinung der plötzlichen Ausstreckung der Staubfäden und der unter blattartiger Ausfaltung der Anthera geschehenden Pollenausstreuung empfehlen können. Wenn der Verf. übrigens die Frucht von **Pilea** (eine **Nucula**), eben so wie jene der **Neilreichia** ein **Achenium** nennt, so begründet er auch seinerseits die neuerlichst oft, zumal von Schleiden, ausgesprochene Nothwendigkeit, eine gleichförmige Terminologie einzuführen. Diese, und eine scharfe, von jeder Pflanzenart abgeschriebene Diagnostik: **est in votis.**

VII. **Unger, die Pflanzenreste im Salzstocke von Wieliczka** (S. 311 — 322 Tab. 35). — Es gibt viele Salzlager, in denen sich keine Spur von organischen Ueberresten vorfindet. Davon ist das Steinsalzlager von Wieliczka ausgenommen, denn in demselben kommen sowohl im grauen Salzthone als im festen krystallinischen graulichen oder wasserhellen Steinsalze an gewissen Stellen mehr oder minder bedeutende Anhäufungen sowohl vegetabilischer als thierischer Ueberreste vor, beyde auf eine Weise erhalten, daß ihre Bestimmung häufig recht gut möglich ist. Insbesonders ist man kürzlich in der Spizasalzaufdeckung der Kammer Hrdina auf ein Lager gestoßen, wo sich in Begleitung von Conchylien, zahlreichen Foraminiferen, Cytherinen und einer Koralle, der **Cyathina salinaria**, Trümmer von Holz, Zapfen von Nadelhölzern, Früchte einiger Cupuliferen und Juglandeen u. s. w. vorfanden.

Was die Pflanzenreste anbetrifft, so sind dieselben sämmtlich dunkelbraun gefärbt, vom Aussehen der Braunkohle, fest und namentlich das Holz im Gefüge so gut erhalten, daß man die einzelnen Gefäße und Zellen, aus denen es zusammengesetzt ist, mikroskopisch recht wohl zu erkennen vermag. Die meisten Früchte und Zapfen besitzen eine gut erhaltene Außenseite und sind wenig gequetscht; die Holztrümmer, theils Stamm-, theils Aststücke, haben scharfe Bruchkanten, letztere nicht selten noch ihre Rindenbekleidung. Aus den Untersuchungen, die der

Verf. über die Beschaffenheit dieser vegetabilischen Ueberreste anstellte, drängte sich ihm mit Nothwendigkeit die Annahme auf, „daß die Wieliczkaer Pflanzenreste im frischen Zustande in eine mehr oder weniger saturirte Kochsalzbildung geriethen und sich erst dort in Braunkohle verwandelten.“

Im Ganzen hat der Verf. 15 Pflanzenarten unterschieden, 10 derselben sind auf Früchte mit Einschluß der Zapfen begründet. Unter den Hölzern ist am häufigsten Fegonium, das dem Buchenholz ziemlich ähnlich ist. Von der Flora des Salzstockes hat der Verf. folgende Tabelle gegeben, wobey zu bemerken, daß die Arten, hinter denen kein Autor angeführt ist, von ihm selbst aufgestellt sind.

Namen.	Vorkommen in Wieliczka.	Vorkommen in andern Localitäten.
Coniferae		
Pinites salinarum Partsch	häufig	—
Peuce silesiaca	selten	Dirschel in Schlesien.
Steinhauera subglobosa Sternb.	nicht selten	Altsattel in Böhmen.
Taxoxylum Goepperti	ein kleines Stück	Schemnitz.
Betulaceae.		
Betulinium parisiense	häufig, mit Rinde	Umgebungen von Paris.
Cupuliferae.		
Quercus limnophila	in wenigen Exemplaren	Stein in Krain.
— glans Saturni	„ „ „	Stein.
Castanea compressa	„ „ „	—
— salinarum	„ „ „	—
Fegonium salinarum	das vorherrschende Holz	—
— vasculosum	seltner	Ungarn, Steiermark, Oesterreich.
Juglandeae.		
Juglans ventricosa Brong.	nicht selten	Wetterau, Arzberg in Bayern, Franzensbrunn bey Eger, Stein.
— salinarum	selten	—
— costata	nicht selten	Wetterau, Altsattel, Stein.
Papilionaceae.		
Cassia grandis	selten	—

Vorstehendes Verzeichniß ergibt, daß wir es hier mit einer Flora der Tertiärzeit zu thun haben. Wenn auch ein Theil der Arten bisher anderwärts noch nicht aufgefunden wurde, so ist doch die Hälfte derselben ebenfalls andern Localitäten eigen, und diese erweisen sich durchaus als mitteltertiär. Es muß also das Salzlager zu Wieliczka, das diese Reste einschließt und, wie nachgewiesen, gleichzeitig mit dieser Vegetation entstanden war, von demselben Alter seyn. Ref. tritt dieser Schlußfolgerung vollständig bey, und will nur noch bemerklich machen, daß die hier geschilderten Verhältnisse wohl ausreichend seyn dürften, um der Annahme eines auf feurigem Wege vermittelten Ursprunges des Steinsalzes allen Halt zu entziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

D. Mineralogisch-chemische Abhandlungen.

I. A. Schrötter, über einen neuen allotropischen Zustand des Phosphors (S. 1—12). — Es war bisher eine ziemlich allgemeine Ansicht, daß die rothe Farbe, welche der Phosphor unter dem Zutritte des Lichtes annimmt, von einer Oxydation desselben herrühre. Der Verfasser unternahm einige Versuche, welche darüber Aufschluß geben konnten, indem er Phosphor in Atmosphären von Kohlensäure, Wasserstoffgas und Stickgas brachte und dem Lichte aussetzte, und es zeigte sich, daß derselbe in diesen drey Gasen ebenfalls in die rothe Substanz verwandelt wurde. Dieselbe Veränderung konnte durch geeignetes anhaltendes Erhitzen hervorgebracht werden, wenn der Phosphor gegen 48—60 Stunden in einer Temperatur von 240—250° C. erhalten wurde. Dabey ist der Druck der umgebenden Atmosphäre von Einfluß, und bey einem Drucke der nur etwa $\frac{1}{28}$ des gewöhnlichen betrug, konnte die rothe Modification nicht hervorgebracht werden. Sämmtliche Versuche erwiesen, daß keine Verbindung mit irgend einem Stoffe die Ursache des Rothwerdens ist, und der Verf. hält die Veränderung für eine Allotropie, für das Resultat des Ueberganges in den amorphen Zustand.

Es wäre billig gewesen, neben andern betreffenden zahlreichen Citaten auch der Abhandlung von Fuchs über den Amorphismus Erwähnung zu thun, da diese gewiß auf den Gang und die Richtung der vorliegenden Untersuchung von besonderem Einfluße war. —

Um den amorphen Phosphor zu isoliren, bediente sich der Verf. des Kohlensulfids, welches den gewöhnlichen Phosphor sehr leicht auflöst, aber nicht die rothe Modification. Der amorphe Phosphor bleibt an der Luft vollkommen unverändert, ist im Kohlensulfid, Alkohol, Aether, Naphtha ꝛc. unlöslich, kann aber aus Auflösungen nicht wieder amorph sich ausscheidend erhalten werden. Er verbrennt erst bey einer Temperatur, welche an 260° C. beträgt und zugleich diejenige ist, bey welcher er in gewöhnlichen Phosphor übergeht. — Im Finstern leuchtet er bey gewöhnlicher Temperatur gar nicht und beginnt beym Erhitzen erst schwach zu leuchten, wenn er auf dem Punkte ist, sich zu entzünden. In Chlorgas bildet er ohne alle Lichterscheinung Phosphorchlorür und dann Phosphorchlorid, nur unter Erhitzung tritt bey Einwirkung des Chlors die Lichterscheinung ein, die Temperatur ist aber dann so hoch, daß der Uebergang in den gewöhnlichen Phosphor stattfindet. Der Verf. vergleicht diese Erscheinung mit der gewisser amorpher Oxyde, wenn sie in den krystallisirten Zustand übergehen, es ist aber zu berücksichtigen, daß hier eine Verbindung hervorgebracht wird. — Die zahlreichen Versuche über das Verhalten zu andern Substanzen ergeben das Resultat, daß der amorphe Phosphor

1) im Ganzen weit indifferenter als der gewöhnliche Phosphor auftritt,
2) daß er als solcher unlöslich ist,
3) daß ihm als solchem die Fähigkeit, sich mit

andern Körpern unter Lichtentwicklung zu verbinden, in weit geringerem Grade zukommt als dem gewöhnlichen Phosphor,

4) daß er sehr vielen Sauerstoffverbindungen sowohl beym Erwärmen als auch schon beym Zusammenreiben oder durch einen Stoß unter Feuer-Erscheinung den Sauerstoff entzieht.

Von praktischem Interesse dürfte das zuletzt angegebene Verhalten gegen einige Oxyde, vorzüglich gegen das Mennig seyn, indem der Phosphor dadurch mit größtem Vortheil zum Verfertigen sowohl von Streichzündhölzchen als von Zündern für Gewehre und Geschütze gebraucht werden kann. Hiebey wären alle bisherigen Mängel der Zündpräparate dieser Art, wie Anziehen von Feuchtigkeit, schädlicher Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter, Gefahr beym Transport ꝛc. wegen der Indifferenz des rothen Phosphor gänzlich beseitigt. Dazu müßte übrigens noch ein zweckmäßiges Verfahren zur Darstellung im Großen erst ausgemittelt werden. — Die Abhandlung enthält interessante Resultate; daß aber dadurch der Amorphismus des rothen Phosphors dargethan sey, möchte Ref. bezweifeln, denn der Charakter der chemischen Indifferenz kommt weit mehr den Krystallen zu als den amorphen Substanzen und da wir wissen, daß die Temperatur von besonderem Einfluße auf die Krystallisation ist, so wäre zu wünschen, daß der Verfasser bey der Fortsetzung seiner Arbeiten über diesen Gegenstand auch die Möglichkeit berücksichtige, daß ein Dimorphismus die Verschiedenheit des rothen und des gewöhnlichen Phosphors begründen könne.

II. W. Haidinger, über den Dutenkalk (S. 181—193). — Nach einer vorausgeschickten sehr werthvollen Zusammenstellung der Litteratur des Gegenstandes mit Beygabe eines Profils über das Vorkommen des Nagelkalks von Degerloch ꝛc., geht der Verf. zur Erklärung der Bildung dieser eigenthümlichen Kalkspathkegel über und nimmt folgenden Vorgang an:

1) Das schichtenweise gebildete sedimentäre Gestein wird von Gebirgsfeuchtigkeit durchzogen, die in einem zwischen zwey Schichten vorhandenen Raum eine Lage von pulverigem, kohlensauerm Kalk absetzt. Die Feuchtigkeit dringt zu gewissen Punkten aus der untern Schichte heraus, welche später den Mittelpunkt der Basis der Duten oder Kegel ausmachen.

2) Es wird das Kalkpulver als Material zu einer dünnen, ziemlich gleichförmigen Lage von Kalkspath abgesetzt, nur da nicht oder doch dünner, wo der Ausfluß von unten entgegenspannt.

3) Eine zweyte dünne Schichte, unter der ersten gebildet, läßt einen etwas größern Raum um den eintretenden Strom der Gebirgsfeuchtigkeit frey, die nächste tritt an den Rändern noch mehr zurück.

4) Fortwährend wird kohlensaurer Kalk aus der Gebirgsfeuchtigkeit gefällt, und eben dieses Pulver wird in die kegelförmige Dutenöffnung eingepreßt.

5) Das Pulver erhält nach und nach eine größere Festigkeit, schließt zu Fasern, endlich zu Krystallindividuen zusammen, aus welchen man die festen Dutenkalk-Varietäten gebildet antrifft.

Ref. gesteht, daß ihm diese Bildungstheorie unverständlich sey. Wenn sich auch um die Ausflußpunkte unter günstigen Umständen Wulste von kohlensauerm Kalk bilden können, so ist eine Bildung der fraglichen Kegel in dieser Art ohne Wahrscheinlichkeit. Die Theorie bezieht sich übrigens nur auf jene Kegel, welche die Spitze nach oben gerichtet haben, nun kommen aber auch dergleichen vor, wie der Verf. selbst anführt, welche die Spitze nach unten haben und zwar zugleich mit jenen. Natürlich müßte für diese wieder eine andere Erklärung gesucht werden, und somit ist die Aufgabe noch als ungelöst anzusehen. Wenn der Verf. sagt: „die erste Ablagerung (des kohlensauern Kalks) geschah in Pulverform, sodann ordnete sich faserige Struktur, endlich trat die Krystallisation ein und mit ihr die größere Festigkeit der Masse“, so ist nicht klar, was hier mit Krystallisation gemeint sey, denn bisher hat man keine Ursache gehabt, die Struktur des sogenannten Faserkalks für eine amorphe Bildung zu halten.

III. W. Haidinger, über eine neue Varietät von Amethyst (S. 195 — 200, Tab. 12). — Es sind davon einzelne Krystalle auf den Aekern am Manhartsberge bey Meissau ge-

funden worden. Platten, rechtwinklig zur Hauptaxe geschnitten, zeigen im gewöhnlichen und polarisirten Lichte mancherley Modificationen jener schönen eigenthümlichen Farbenerscheinungen, welche von den Verwachsungen rechter und linker Quarzkrystall-Individuen, namentlich beym Amethyst bekannt sind. Die Erscheinungen sind durch Abbildungen erläutert.

v. Kobell.

E. Mathematische und physikalische Abhandlungen.

I. C. Kreil, über den Einfluß der Alpen auf die Aeusserungen der magnetischen Erdkraft (S. 265—310). — Im Jahre 1836 hat Kreil in Mailand angefangen die magnetische Kraft der Erde durch Beobachtung zu erforschen, und dieses Unternehmen hat er nun fünfzehn Jahre hindurch mit ausdauerndem Fleiße und immer gleicher Thätigkeit fortgesetzt. In den letzten Jahren gingen seine Bemühungen vorzugsweise dahin, die Richtung und Kraft des Erdmagnetismus an verschiedenen Punkten der weit ausgebreiteten österreichischen Monarchie zu bestimmen, um hiedurch eine Grundlage zu gewinnen zur Ermittelung der Gesetze, nach welchen jene Kraft an der Erdoberfläche vertheilt ist. *) Als erstes Ergebniß dieser Arbeit hat er in der vorliegenden Abhandlung den Einfluß entwickelt und dargestellt, den die Alpen auf die Stärke und Richtung des Erdmagnetismus ausübten.

Zu diesem Zwecke reducirt er die an 154 Orten **) beobachteten Declinationen, Inclinationen und Intensitäten auf eine bestimmte Epoche, und vergleicht sie mit der „allgemeinen Theorie des Erdmagnetismus“ von Gauß. Um die Abweichung der Beobachtung von der Theorie festzustellen, werden dann sämmtliche Beobachtungspunkte in Zonen (nach der geographischen Breite) und die Zonen wieder in Gruppen (nach der geographischen Länge) abgetheilt, und für jede Gruppe nach der Methode der kleinsten Quadrate die Correction eines angenommenen Normalpunktes und die Aenderung für einen Grad der Länge und einen Grad der Breite berechnet. Während nun der Theorie zufolge die Zu- oder Abnahme der magnetischen Constanten von einem Grade zum andern eine ziemlich regelmäßige Progression bilden sollte, zeigt die Beobachtung bald eine raschere, bald eine langsamere Aenderung an. Hieraus ergibt sich von selbst, in welchen Gegenden Störungsquellen zu suchen sind. Kreil bezeichnet mehrere Landstriche, in denen die magnetischen Linien unregelmäßige Einbeugungen zeigen, und er scheint überhaupt der Ansicht zu seyn, daß in Gebirgsgegenden, wo ehemals Vulkane thätig gewesen seyn mögen, ein störender Einfluß anzunehmen ist, speciell weist er aber dieses für die Alpenkette nach und zwar für die ganze Ausdehnung derselben, so weit das österreichische Gebiet sich erstreckt.

Dieses merkwürdige Resultat wird durch die von mir in den zwey letztverflossenen Jahren auf bayerischem Gebiete ausgeführten magnetischen Bestimmungen bestätiget, jedoch würde es nöthig seyn, um meinen Beobachtungen zu genügen, den magnetischen Curven zum Theile eine etwas verschiedene Krümmung zu geben. Man wird sich hierüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß die ziemlich beträchtliche Krümmung der Linien aus einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Punkten abgeleitet werden mußte, daß ferner unter solchen Bedingungen jede locale Störung und jede zufällige Unge-

*) Die Beobachtungsresultate sind in folgenden Schriften veröffentlicht worden: Magnetische und geographische Ortsbestimmungen in Böhmen 1843—45. Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate, ausgeführt von C. Kreil, erster Jahrgang 1846 (Oesterreich ob der Enns, Tirol und Vorarlberg, Lombardie); zweyter Jahrgang 1847 (Oesterreich unter der Enns, Steiermark, Kärnthen, Krain, das Venetianische Königreich, Istrien, Dalmatien); dritter Jahrgang 1848 (Mähren, Schlesien, das nördliche Ungarn, Siebenbürgen, Gallicien).

**) Von diesen Orten kommen einige wiederholt vor. Bey den Rechnungen selbst sind die wiederholten Bestimmungen zu einem einzigen Resultate vereinigt, ferner werden einzelne Punkte, welche nicht zweckmäßig beygezogen werden konnten, weggelassen, so daß zuletzt 114 Stationen übrig bleiben.

nauigkeit der Beobachtung selbst, einen entschiedenen Einfluß auf das Resultat ausüben muß.

Die eben erwähnten Umstände sind dem Verfasser der Abhandlung selbst nicht entgangen, er sieht dem zufolge das bisher Erlangte nur als eine Grundlage künftiger specieller Untersuchung an. Hoffen wir, daß Kreil diesem für die Theorie des Erdmagnetismus höchst wichtigen Gegenstande seine fernere Aufmerksamkeit widmen, und daß er dabey von Seite der österreichischen Regierung die Unterstützung finden werde, die ein großes und nützliches Unternehmen verdient.

II. Marian Koller, über die Berechnung periodischer Naturerscheinungen (S. 54—74). — Hr. M. Koller, früher Vorstand der Sternwarte in Kremsmünster und rühmlichst bekannt durch seine astronomische Thätigkeit sowohl als durch seine erfolgreichen Bemühungen, den Wirkungskreis jener Anstalt in entsprechender Weise auf Meteorologie und Erdmagnetismus auszudehnen, hat hier eine Aufgabe entwickelt, die insbesondere in den letztgenannten Fächern vielfache Anwendung findet. Daß es zweckmäßig und nützlich ist, die täglichen und jährlichen Variationen der magnetischen Kraft, der Lufttemperatur, des Barometerstandes, der Feuchtigkeit u. s. w. durch Reihen von Sinussen und Cosinussen der Zeit darzustellen, wird heutzutage allgemein anerkannt. Der Zweck der vorliegenden Abhandlung geht zunächst dahin, eine klare Entwicklung des Rechnungsganges zu geben und die Resultate in praktischer Form darzustellen, und diesen Zweck hat der Hr. Verfasser vollständig erreicht. Dieser kurzen Anzeige will ich nur noch die Bemerkung beyfügen, daß außer der Arbeit von Bessel, welche der Hr. Verfasser anführt (Astronom. Nachr. Nr. 136), auch die Tabellen von Moser, die als Anhang zum zweyten Bande von Dove's Repertorium gedruckt sind, hätten erwähnt werden können, in so ferne sie dazu dienen, die numerischen Rechnungen wesentlich zu erleichtern.

Lamont.

III. Adam Burg, über den geraden centralen Stoß zweyer fester Körper. (S. 38—41).

IV. Fr. Moth, Begründung eines eigenthümlichen Rechnungsmechanismus zur Bestimmung der reellen Wurzeln der Gleichungen mit numerischen Coefficienten (S. 105—156).

V. Christian Doppler, Versuch einer auf rein mechanische Principien sich stützenden Erklärung der galvano-elektrischen und magnetischen Polaritätserscheinungen (S. 157—176, Tab. 10, 11). — Es mag beym ersten Anblicke auffallend erscheinen, drey Abhandlungen zusammengestellt zu finden, die ihrem Inhalte nach ganz heterogen sind und selbst verschiedenen Disciplinen der exacten Wissenschaften angehören; da jedoch durch die Veröffentlichung derselben ein und derselbe Zweck beabsichtiget wird, nämlich Beyträge für die Fortschritte der Naturwissenschaften zu liefern, so mag es auch nicht unpassend seyn, diese Arbeiten in unmittelbarer Aufeinanderfolge hier mitzutheilen.

Es ist hier nicht der Ort, auf nähere Besprechung dieser Arbeiten einzugehen, und zum Theile sind dieselben auch von solcher Beschaffenheit, daß weitläufige Betrachtungen dabey unvermeidlich wären; daher beschränken wir uns bey dieser Gelegenheit bloß darauf, den wesentlichen Inhalt der vorliegenden Gegenstände zu berühren, indem wir jene Arbeiten in der oben angegebenen Reihenfolge betrachten und mit dem Vortrage des Hrn. Burg beginnen.

Bekanntlich muß man, um die Gesetze des Stoßes entwickeln zu können, annehmen, daß zwey während ihrer Bewegung zusammentreffende Körper eine gewisse, wenn auch noch so kurze Zeit nach dem Zusammentreffen vereinigt bleiben, gegenseitig ihre Form ändern, indem sie hiebey eine gemeinschaftliche Geschwindigkeit annehmen, und hierauf entweder mit dieser — gleichsam zu einer Masse vereinigt — sich fortbewegen, wenn sie unelastisch sind, oder im Falle sie theilweise oder vollkommen elastisch sind, ihre ursprüngliche Form wieder herzustellen suchen, indem sie ihre Geschwindigkeiten abermals verändern, und erst nach diesem Vorgange ihre Bewegung wieder beginnen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften.

(Fortsetzung.)

Es treten sohin beym Stoße zweyer Körper zwey Epochen ein, nämlich jene des Zusammentreffens und der Formänderung, dann jene der Herstellung der ursprünglichen Form. Am Ende der ersten Epoche haben beyde Körper gleiche Geschwindigkeit, und würden sich mit dieser gemeinschaftlich fortbewegen, wenn sie unelastisch wären; am Ende der zweyten aber hat jeder Körper eine eigene Geschwindigkeit erlangt, mit welcher sich derselbe, vom andern getrennt, fortbewegt, wenn die Körper theilweise oder vollkommen elastisch sind. Man hat daher auch, um die Gesetze des Stoßes entwickeln zu können, diese beyden Vorgänge von einander getrennt zu betrachten, und von den Erscheinungen während der ersten Epoche auf die der zweyten überzugehen. Bey Aufsuchung der Gesetze des Stoßes betrachtet man daher zuerst unelastische Körper, und wendet sodann die hiefür erhaltenen Resultate auf den Stoß elastischer Körper an.

Um zu jenen Gesetzen zu gelangen, wendet nun der Hr. Verfasser eine von den gewöhnlichen Methoden etwas verschiedene an, indem er beyläufig folgenden Weg einschlägt.

Sind m und m′ die Massen zweyer homogener Kugeln, deren Mittelpunkte stets in einer Geraden mit den Geschwindigkeiten v und v′ sich so fortbewegen, daß alle Punkte der Kugeln Gerade beschreiben, die mit ihrer Centrallinie parallel sind und in gleichem Sinne liegen, und ist $v > v'$, während die Kugel mit der Masse m sich hinter jener mit der Masse m′ bewegt, so wird im Augenblicke des Zusammentreffens beyder Kugeln von m gegen m′ ein Stoß ausgeübt, der so lange andauert, bis die zweyte Kugel der ersten kein Hinderniß mehr darbietet.

Hat nun die Zusammendrückung eine unbestimmte Zeit t gedauert, denkt man sich ferner vom Augenblicke des Stoßes [$t = 0$] bis zum Ende desselben [$t = t'$] eine Kraft p wirksam, so wird diese vom Beginne des Stoßes an bis zur Beendigung desselben abnehmen und daher in dem unendlich kleinen, dem Ende der ersten Epoche folgenden Zeittheil constant seyn. Wenn nun die Geschwindigkeiten der Kugeln m und m′ innerhalb der Zeit t, während welcher der Stoß stattfindet, x und x′ sind, so werden diese nach der Zeit $t + dt$ beziehungsweise in $x - dx$ und $x' + dx'$ übergehen, und es ist sohin

$$dx' = \frac{p}{m'} g\,dt \text{ und } dx = -\frac{p}{m} g\,dt,$$

wobey g die Beschleunigung der Schwere bedeutet.

Da aber p eine Function von t ist, so kann man setzen $p = \varphi(t)$, und man hat sodann, wenn man von $t = t_0 = 0$ bis $t = t'$ integrirt, da bey $t = o$, $x = v$ und $x' = v'$ wird,

$$x' = v' + \frac{g}{m'}[\varphi'(t') - \varphi'(t_0)]$$

und

$$x = v - \frac{g}{m}[\varphi'(t') - \varphi'(t_0)]$$

wenn $\int \varphi(t)\,dt = \varphi'(t)$ gesetzt wird.

Am Ende der erſten Epoche, bey $t = t'$ nämlich, iſt aber $x = x' = u$ die Geſchwindigkeit, mit welcher ſich beyde Kugeln nach dem Stoße gemeinſchaftlich fortbewegen, im Falle ſie unelaſtiſch ſind; daher hat man

$\alpha) \ldots\ldots u = v' + \frac{g}{m'}[\varphi'(t') - \varphi'(t_0)]$ und

$\beta) \ldots\ldots u = v - \frac{g}{m}[\varphi'(t') - \varphi'(t_0)]$

Durch Vereinigung dieſer beyden Gleichungen ergibt ſich ſohin

$$(1) \ldots\ldots u = \frac{mv + m'v'}{m + m'}$$

Sind nun beyde Kugeln elaſtiſch, jedoch nicht vollkommen, und drückt

$$np = n\varphi(t)$$

die Kraft aus, welche zur Herſtellung der urſprünglichen Form während der zweyten Epoche wirkſam iſt, wobey t die unbeſtimmte Zeit iſt, während welcher dieſer Vorgang ſtattfindet, n aber eine zwiſchen 0 und 1 liegende Zahl bedeutet, die von der materiellen Beſchaffenheit der Kugeln abhängig iſt und durch Verſuche beſtimmt werden muß, iſt ferner während der zweyten Epoche die Geſchwindigkeit der Kugel $m = u'$, jene der Kugel $m' = u''$, alſo $u' < u$ und $u'' > u$, ſo wird

$$du'' = \frac{ng}{m'}\varphi(t)\,dt \text{ und } du' = -\frac{ng}{m}\varphi(t)\,dt$$

Hieraus ergibt ſich ſodann, wenn von $t = t_0 = 0$ [dem Anfange der 2. Epoche] bis $t = t'$ [dem Ende des Stoßes] integrirt wird, wenn man $\int\varphi(t)\,dt = \varphi'(t)$ ſetzt:

$$V' = u + \frac{ng}{m'}[\varphi'(t') - \varphi'(t_0)] \ldots\ldots (\alpha')$$

und

$$V = u - \frac{ng}{m}[\varphi'(t') - \varphi'(t_0)] \ldots\ldots (\beta')$$

und durch Zuſammenſetzung der Gleichungen α, β, α' und β' wird:

(2)..... $V' = (n+1)u - nv'$ und $V = (n+1)u - nv$,

worin V und V' die Geſchwindigkeiten der Kugeln m und m' nach dem Stoße ſind und u aus (1) bekannt iſt.

Für unelaſtiſche Körper iſt $n = 0$, für vollkommen elaſtiſche iſt $n = 1$, und für unvollkommen elaſtiſche $n < 1$. Man kann ſohin aus den Gleichungen (1) und (2) alle übrigen Folgen in Bezug auf die Quantität der Bewegung und der lebendigen Kraft vor und nach dem Stoße leicht ableiten. So findet man, daß für unvollkommen elaſtiſche Körper der Verluſt an lebendiger Kraft nach dem Stoße

$$= \frac{(1 - n^2)\,m\,m'\,(v - v')^2}{m + m'},$$

iſt, welcher Ausdruck bey $n = 0$ ſeinen größten, bey $n = 1$ aber ſeinen kleinſten Werth erreicht, nämlich für unelaſtiſche Körper

$$= \frac{m\,m'\,(v - v')^2}{m + m'},$$

für vollkommen elaſtiſche Körper aber gleich 0 iſt.

Wenden wir uns nun zu den vom Hrn. Moth mitgetheilten Verfahrungsarten, welche die genaue Berechnung von reellen Wurzeln einer numeriſchen Gleichung angeben. Von einer jeden numeriſchen Gleichung kann man bekanntlich die Wurzeln entweder unmittelbar durch die Coefficienten mittelſt arithmetiſcher oder transcendenter Operationen berechnen, wenn die Gleichung ſelbſt auf cubiſche oder quadratiſche zurückgeführt werden kann, oder man kann durch die bekannten Näherungsmethoden, wenn jenes nicht ausführbar iſt, jede reelle Wurzel der Gleichung finden, im Falle von derſelben zwey Grenzen bekannt ſind, zwiſchen welchen dieſelbe enthalten iſt, vorausgeſetzt, daß keine zweyte reelle Wurzel derſelben Gleichung dieſe Größen als Grenzen hat.

Um nun mittelſt einer Näherungsmethode jede reelle Wurzel einer vorliegenden Gleichung bis auf jeden beliebigen Grad der Näherung berechnen zu können, gibt der Hr. Verfaſſer mehrere Rechnungsmechanismen an, welche zur genauen und bequemen Berechnung eines Ausdruckes von der Form

$X = Z_0 + Z_1 z + Z_2 z^2 + Z_3 z^3 + \ldots\ldots$

dienen, worin Z_0, Z_1 ꝛc. Coefficienten bedeuten, welche von den Coefficienten zweyer algebraiſcher Functionen von gleicher Form abhängig ſind.

Zu dem Ende zeigt derſelbe zuerſt die Rechnungsmechanismen, welche man zur Beſtimmung einer Potenz, dann jene, die man zur Aufſuchung einer jeden Wurzel eines Polynomes anzuwenden hat. Durch Verbindung der hiebey angewendeten Regeln kann man mit Umgehung der in der Arithmetik angewendeten Verfahrungsarten zur Beſtimmung einer Wurzel eines Polynomes oder einer decadiſchen Zahl jede reelle Wurzel einer vorliegenden Gleichung, von welcher zwey Grenzen bekannt ſind, leicht finden.

Seine Unterſuchungen ſind in 4 Paragraphen enthalten. In dem erſten Paragraphen iſt zuerſt die allgemeine Form angegeben, auf welche man eine geordnete algebraiſche Gleichung

$$f(x) = x^n + a_1 x^{n-1} + a_2 x^{n-2} + \ldots\ldots + a_{n-1} x + a_n \ldots\ldots (1$$

zu bringen hat, wenn

$$x = A_0 + A_1 z + A_2 z^2 + \ldots\ldots \quad (2$$

ein Näherungswerth einer Wurzel in derſelben für x ſubſtituirt wird. Bezeichnet man jene Form durch den Ausdruck

$$Z_0 + Z_1 z + Z_2 z^2 + Z_3 z^3 + \ldots\ldots \quad 3)$$

ſo handelt es ſich nur darum, die Größen Z_0, Z_1, Z_2 ꝛc. durch a_1, a_2, a_3 ꝛc. und A_0, A_1, A_2 ꝛc. auszudrücken. Es kann dieß dadurch geſchehen, daß man $f(x) = f[A_0 + A_1 z + A_2 z^2 + \text{ꝛc.}]$ entwickelt, und ſodann die erhaltene Entwicklung mit dem in (3) angegebenen Ausdrucke vergleicht.

Die für Z_0, Z_1, Z_2 ꝛc. erhaltenen Werthe enthalten nun Ausdrücke, die leicht berechnet werden können, wenn man die Entſtehung von Producten und Potenzen näher betrachtet. Sehr elegante Hülfsmittel bietet hiezu die combinatoriſche Analyſis. Die von Hrn. Moth angegebenen Regeln ſtehen zwar mit letzterer in keiner Beziehung, haben aber mit derſelben Manches gemein. Wir können zwar hier auf die Einzelnheiten nicht näher eingehen, wollen jedoch am Schluße dieſer Anzeige einige der vom Hrn. Verf. angegebenen Regeln in einigen Zügen noch mittheilen.

Nachdem nun die Berechnung von Potenzen von Polynomen im 1. Paragraphen noch näher erläutert und hiezu die Berechnung der 2., 3. und 4. Potenz eines Polynomes entwickelt wird, geht der Hr. Verf. im 2. Paragr. auf die Rechnungsmechanismen für die Radication über, indem er dieſe auf die Potenzirung zurückführt. Die für Potenzen mit ganzen und gebrochenen poſitiven Exponenten gefundenen Rechnungsmechanismen wendet nun der Hr. Verf. im 3. Paragr. auf die Berechnung der reellen Wurzeln von numer. Gleichungen an, indem er hiebey Gleichungen vom 2. und 3. Grade betrachtet.

Im 4. Paragr. wird das für die Anwendung der Rechnungsmechanismen benützte Syſtem von Formeln zuſammengeſtellt, der Fall berückſichtiget, in welchem die Coefficienten die Form von decadiſchen Zahlen noch nicht haben, ſondern noch als Brüche erſcheinen, und mit einigen Beyſpielen über Gleichungen vom 2., 3. und 4. Grade ſchließt ſodann die Abhandlung. — Die große Anzahl von neuen complicirten Bezeichnungen und manche ſinnſtörende Druckfehler ſtören den Ueberblick des an und für ſich ſehr ſinnreichen Mechanismus für die Ausführung von arithmetiſchen Operationen. Nachſtehendes mag hier genügen, um über die vom Hrn. Moth angegebenen Rechnungsmechanismen Aufſchluß zu geben.

Iſt der Ausdruck

$$Z_0 + Z_1 z + Z_2 z^2 + \ldots\ldots$$

durch Verbindung der Functionen:

$$f(x) = x^n + a_1 x^{n-1} + \ldots\ldots + a_{n-1} x + a_n$$

$$\text{und } x = A_0 + A_1 z + A_2 z^2 + \ldots\ldots$$

entſtanden, und ſetzt man

$$x = A_0 + (A_1 + A_2 z + \ldots\ldots) z = A_0 + R z$$

$$R^2 = B_1 + B_2 z + B_3 z^2 + \ldots; \; R^3 = C_1 + C_2 z + C_3 z^2 + \ldots, \text{ ꝛc. ꝛc.}$$

so wird $$f(x) = f(A_0 + Rz) = f(A_0) + A_1 f'(A_0) \cdot z + A_2 f'(A_0) + \frac{1}{1.2} B_1 f''(A_0) \Big\} z^2 + \text{ꝛc.}$$

Wenn nun $f'(A_0) = M$; $\frac{f''(A_0)}{1.2} = M_1$ ꝛc., dann $M_1 B_1 = K_1$;

$$M_1 B_2 + M_2 C_1 = K_2;\ M_1 B_3 + M_2 C_2 + M_3 D_1 = K_3 \text{ ꝛc.}$$

gesetzt wird, so hat man allgemein

$$Z_m = M.A_m + K_{m-1}$$

Da nun K_{m-1} als Summe von Producten erscheint, die aus den Größen

$$A_1, A_2, A_3 \text{ ꝛc.},\ B_1, B_2, B_3 \text{ ꝛc.},\ C_1, C_2, C_3 \text{ ꝛc.}$$

zusammengesetzt sind, so fragt es sich nur, welchen Rechnungsmechnismus man anzuwenden hat, um aus Reihen von der obigen Form die Producte herstellen zu können.

Hiezu betrachtet nun der Herr Verf. das Product der Polynome

$$(\mathfrak{A}_0 + \mathfrak{A}_1 z + \mathfrak{A}_2 z^2 + \ldots\ldots)(\mathfrak{B}_0 + \mathfrak{B}_1 z + \mathfrak{B}_2 z^2 + \ldots\ldots) = P_0 + P_1 z + P_2 z^2 + \ldots\ldots$$

Es findet sich hieraus:

$$P_m = \mathfrak{A}_0 \mathfrak{B}_m + \mathfrak{A}_1 \mathfrak{B}_{m-1} + \ldots + \mathfrak{A}_{m-1} \mathfrak{B}_1 + \mathfrak{A}_m \mathfrak{B}_0$$

Die Coeff. $\mathfrak{A}_0, \mathfrak{A}_1, \mathfrak{A}_2$ ꝛc. $\mathfrak{B}_0, \mathfrak{B}_1, \mathfrak{B}_2$ ꝛc. bilden sohin die Zahlenreihen, von welchen je zwey in der Ordnung

$$\left\{\begin{matrix}\mathfrak{A}_0\\ \mathfrak{B}_m\end{matrix}\right\}, \left\{\begin{matrix}\mathfrak{A}_1\\ \mathfrak{B}_{m-1}\end{matrix}\right\}, \left\{\begin{matrix}\mathfrak{A}_2\\ \mathfrak{B}_{m-2}\end{matrix}\right\} \text{ ꝛc. ꝛc.} \quad \left\{\begin{matrix}\mathfrak{A}_m\\ \mathfrak{B}_0\end{matrix}\right\}$$

zu Partialproducten zusammengesetzt werden müssen, um zusammenaddirt den Ausdruck für P_m zu geben.

Solche Reihen, wie die hier angegebenen $\left[\begin{matrix}\mathfrak{A}_0, \mathfrak{A}_1, \mathfrak{A}_2 \ldots.\\ \mathfrak{B}_0, \mathfrak{B}_1, \mathfrak{B}_2 \ldots.\end{matrix}\right]$

nennt der Hr. Verf. producirende Zahlen- oder Ziffern-Reihen, je nachdem die Glieder derselben numerische Größen von irgend einer Form oder decadische Zahlen sind; die aus solchen Reihen hergeleiteten Größen nennt derselbe sodann producirte Summen.

Da man nun $f(x) = x^n = [A_0 + Rz]^n$

auf die Form

$$\begin{aligned} &A_0^n + \tbinom{n}{1} A_0^{n-1} A_1 z + \tbinom{n}{1} A_0^{n-2} A_2 z^2 + \tbinom{n}{1} A_0^{n-3} A_3 z^3 + \ldots.\\ &+ \tbinom{n}{2} A_0^{n-2} [A_1 + A_2 z + \ldots] [A_1 + A_2 z + \ldots] z^2\\ &+ \tbinom{n}{3} A_0^{n-3} [B_1 + B_2 z + \ldots] [A_1 + A_2 z + \ldots] z^3\\ &+ \ldots\ldots\ldots\ldots\ldots\ldots \end{aligned}$$

bringen, und für diesen Ausdruck setzen kann:

$(A_0 + Rz)^n = A_1^n + \binom{n}{1} A_0^{n-1} A_1 z + [\binom{n}{2} A_0^{n-2} A_2 + k_1] z^2 + [\binom{n}{3} A_0^{n-3} A_3 + k_2] z^3 + \ldots\ldots$,

so wird man die Werthe von k_1, k_2, k_3 ꝛc. aus ihren producirenden Reihen eben so berechnen können, wie die oben für P_m angegebene Regel zeigt. — Auf ähnliche Weise lassen sich sodann die Größen

$$K_1, K_2, \ldots\ldots K_{m-1} \text{ berechnen, woraus sodann}$$

$$Z_m = MA_m + K_{m-1}$$

hervorgeht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. November.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

United States Exploring Expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes. Vol. IX. The Races of Man and their geographical distribution. By Charles Pickering M. D. Philadelphia 1848. 447 S. 4. mit 12 colorirten Tafeln und einer Karte.

The doctrine of the Unity of the Human Race examined on the principles of science. By John Bachman D. D. Prof. Nat. Hist. College of Charleston. Charleston 1850. 312 S. 8.

Wir nehmen in vorliegender Anzeige zwey Werke zusammen, die beyde mit demselben Gegenstande, nämlich mit den Menschenrassen sich befassen, wenn gleich sie hiebey verschiedene Zwecke verfolgen, indem es Pickering hauptsächlich um die Auseinandersetzung der Verschiedenheit und der Verbreitung der Menschenrassen, Bachman dagegen vorzugsweise um die Nachweisung ihrer specifischen Einheit zu thun ist. Indeß beyde Aufgaben greifen so vielfach in einander ein und die letztere ist ohnedieß von einer gründlichen Lösung der ersteren so sehr abhängig, daß wir hier beyde Arbeiten wohl aneinander reihen können.

I. Der Verfasser des ersteren Werkes, Pickering, war als wissenschaftliches Mitglied der großen Weltumseglungs-Expedition, welche die Regierung der Vereinigten Staaten ausgerüstet und unter die Leitung des Kapitäns Wilkes gestellt hatte, beygegeben, und zwar bestand eine seiner Hauptaufgaben in der Erforschung der physischen Verhältnisse der Menschenrassen, mit welchen die Reisenden in Berührung kommen würden. Bey der großen Ausdehnung dieser Reise und bey einem späteren Besuch des Verf. von Egypten, Aden und Vorderindien, hatte er Gelegenheit, mit seinem Gegenstande in großer Ausdehnung aus eigner Anschauung bekannt zu werden. Die Ergebnisse derselben theilt er nun hier mit, und zwar beschränkt er sich fast ganz auf seine eignen Beobachtungen, so daß er nur selten zu denen Anderer seine Zuflucht nimmt, und auch in diesem Falle hat er, wie er berichtet, mündliche Mittheilungen befriedigender als Bücher gefunden. Wir haben also in vorliegender Schilderung der Menschenrassen nicht sowohl eine universelle Behandlung derselben nach dem ganzen Umfange der Kenntnisse, die der Verf. von diesem Gegenstande aus eignen wie aus fremden Untersuchungen sich erwerben konnte, zu erwarten, sondern hauptsächlich nur eine solche Auffassung desselben, wie sie sich ihm als Resultat eigner persönlicher Beobachtung ergeben hat. Hätten wir nun gleich gewünscht, daß der Verf. sich bey Abfassung seiner Arbeit auf einen allgemeineren wissenschaftlichen Standpunkt gestellt hätte, so bleibt dieselbe doch, bey der ungemeinen Reichhaltigkeit an eignen genauen Untersuchungen, vom größten Werthe für die Rassenlehre.

Den individuellen Standpunkt, von dem der Verf. ausgeht, geben schon gleich die ersten Sätze, mit denen er das erste Kapitel seines Werkes, die Aufzählung der Rassen, beginnt, zu erkennen.

„Drey Menſchenraſſen ſind hinlänglich in den Vereinigten Staaten bekannt und durch allgemeine Zuſtimmung angenommen. Dieſelben drey Raſſen ſind von eminenten Naturforſchern (die jedoch nicht gereist waren), als alle Varietäten der menſchlichen Familie begreifend, angeſehen worden. Blumenbach hat eine vierte Raſſe, die malayiſche, angezeigt, und ſelbſt eine fünfte iſt aufgetaucht aus den Berichten von den auſtraliſchen Gewäſſern. Es war jedoch unmöglich nach den durch Bücher gelieferten Materialien die geographiſchen Grenzen dieſer Raſſen feſtzuſetzen; ein Punkt, der von Bedeutung ſchien, da er zum großen Theil die Grundlage unſerer Betrachtungen über den ganzen Gegenſtand ausmacht. Dieß war alſo eine der Aufgaben, deren Erforſchung ich mir ſelbſt bey Theilnehmung an der Expedition vorſetzte.“

Der Verf. geht demnach im Angeführten nur von dem Zuſtande aus, den man in den Vereinigten Staaten von der Kenntniß der Menſchenraſſen im Allgemeinen hatte. Selbſt die Anführung von Blumenbach iſt nicht genau, da dieſer nicht bloß eine vierte, ſondern auch noch eine fünfte Raſſe, die amerikaniſche, aufſtellte. Daß andere Schriftſteller in Europa, woſelbſt denn doch noch zur Zeit die Wiſſenſchaft ihren Hauptſitz — und nicht in Nordamerika — aufgeſchlagen haben dürfte, mehr als dieſe 5 Raſſen, ja ſogar verſchiedene Arten angenommen haben, wird vollſtändig ignorirt; ebenſo, daß die geographiſchen Begrenzungen der meiſten Raſſen doch ſchon bekannt waren, bevor nur noch der Verf. ſeine Reiſe antrat. Wir wollen damit keineswegs ſeine Leiſtungen herabſetzen, wollen aber auch die Verdienſte Anderer in gebührender Weiſe gewürdigt und anerkannt wiſſen.

Der Verf. hebt hervor, daß er in Allem 11 Menſchenraſſen geſehen hätte, wobey er die Bemerkung macht, daß obwohl er kaum vorbereitet ſey, eine poſitive Grenze ihrer Zahl anzugeben, er doch, nachdem er ſo viele Theile der Erde bereiſt hätte, in Verlegenheit wäre, wo er nach andern ſich umſehen ſollte. Dieſe 11 Raſſen theilt er nach der Färbung in 4 Gruppen auf folgende Weiſe.

(Fortſetzung folgt.)

Denkſchriften der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften.

(Schluß.)

Verſuchen wir es nun, die vom Hrn. Doppler zur Erklärung der galvano-elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen aufgeſtellten Hypotheſen in ſolcher Weiſe wieder zu geben, daß dabey die Anſichten des Hrn. Verf. in keiner Weiſe verhüllt werden. Die bis jetzt bekannt gewordenen Geſetze der elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen ſind faſt ganz und gar von den zur Erklärung der Erſcheinungen zu Grunde gelegten Hypotheſen unabhängig, und ebenſo iſt durch die bis jetzt entdeckten Thatſachen im Allgemeinen auch keiner der herrſchenden Hypotheſen ein Vorzug eingeräumt. Wenn daher eine neue Hypotheſe zum Vorſchein kömmt, welche die bekannten Erſcheinungen genügend und einfach erklärend, ſich als haltbar erweiſt, und die bekannten Thatſachen gehörig in Rückſicht bringt, ſo wird man derſelben auch die gehörige Aufmerkſamkeit wohl nicht verſagen.

Unter den zur Erklärung der elektriſchen und magnetiſchen Erſcheinungen aufgeſtellten Anſichten hat die dualiſtiſche (von Robert Symmer aufgeſtellte) bey weitem die größte Zahl von Anhängern gefunden, während die Anſicht der Unitarier (von Franklin ausgegangen und von Aepinus weiter verfolgt) nur ſehr geringe Theilnahme gefunden hat, indem dieſelbe viele Erſcheinungen unerklärt läßt, oder doch nur mit Hülfe bedeutender Abänderungen und Zuſätze die nöthigen Aufſchlüße zu geben im Stande iſt. Schon beym erſten Ueberblicke der vom Hrn. Verf. aufgeſtellten Anſichten zeigt ſich, daß dieſe der Franklin'ſchen Hypotheſe ſich anſchließen, und der Hr. Verf. bekennt ſich auch offen (§. 19 der Abhandlung) im Verlaufe ſeiner Erläuterungen als Anhänger dieſer Hypotheſe. Jedoch ſcheint es nicht allein die rein unitariſche Anſicht zu ſein, die Hr. Doppler kund gibt, indem derſelbe Vorausſetzungen macht, welche jener Hypotheſe fremd ſind. — Die ganze Abhandlung zerfällt in 21 Paragraphen, von

welchen §. 1 und §. 2 einigen allgemeinen Betrachtungen über die Contacthypothese, §. 3 bis §. 17 der Aufstellung und nähern Erläuterung der neuen Grundansichten über elektrische Erscheinungen im Allgemeinen und der Erklärung der Polaritätserscheinungen gewidmet sind, §. 18 die Erklärung der magnetischen Erscheinungen enthält, während in dem übrigen Theile der Abhandlung die Untersuchungen über die gemachten Voraussetzungen dargestellt sind. Mittelst zahlreicher Abbildungen werden die Untersuchungen näher erläutert.

Die Voraussetzungen, welche Hr. Doppler macht, sind beyläufig folgende: Alle Körper sind, gleichviel welche Form und Größe sie haben, im natürlichen Zustande von einer Atmosphäre eines elektrischen Fluidum's umgeben, die nicht unbegränzt ist, sondern in einer bestimmten (jedoch geringen) Höhe den Körper umgibt, und welche Atmosphären-Ausdehnung nur von der materiellen Beschaffenheit des Körpers abhängig ist. Eine solche Atmosphärenbegränzung wird stattfinden, „wenn die vereinigte Wirkung der abstoßenden Kräfte aller dem Körperatome näher liegenden Electricitäts-Atome auf eines derselben und von da an auf alle weiter entfernteren größer ist, als die an sich stärkere Anziehung des Körpermolekels auf eben dieses Atom, und wenn zugleich dieses Uebergewicht der Repulsivkraft über die Anziehungskraft auch bey einem sofortigen Entfernen dieses Atoms vom Centralatome selbst bis ins Unendliche fortbesteht". Diese Schlußweise gilt für jedes Aggregat von Atomen, also auch für einen Körper. — Daß ferner die Größe der Atmosphäre von der absoluten Ausdehnung des Körpers unabhängig sey, kann man ebenfalls unbezweifelt lassen: „Denn daß alle Körper Electricität in sich bergen (!) folgt schon aus dem alleinigen Umstande, daß sich unter geeigneten Verhältnissen aus (!) allen Körpern Electricität entwickeln läßt. Die Theile dieses Fluidum's wirken aber in einem hohen Grade abstoßend au einander, und es läßt sich wohl kaum ein anderer Grund ihres Aufenthaltes in denselben denken, als die Anziehung der Körpermolekel zur Electricität. Allein die Anziehung ist nicht nur nicht minder, sondern vielmehr noch stärker thätig an der Oberfläche als im Innern, da hier der nach Innen gerichtete Zug durch keinen gleich starken Zug nach Außen aufgehoben wird. Die unmittelbare Folge hievon ist die Atmosphären-Bildung an der Oberfläche eines jeden Körpers". — Außer diesen Voraussetzungen macht der Hr. Verfasser auch noch andere (nicht minder wesentliche) im Verlaufe seiner Untersuchungen, z. B. daß die electrischen Fluida (ähnlich wie die ausdehnsamflüssige Materie) an der Berührungsstelle zweyer Körper theilweise entweichen müssen und hiezu, so wie auch zur Herstellung der ursprünglichen Atmosphären eine gewisse, wenn auch geringe Zeit nöthig sey; daß die Erde ein unerschöpfliches Reservoir für Electricität (was auch von anderen Physikern bereits schon angenommen wurde) ist, welche die Electricität aufnehmen oder abgeben kann, je nachdem das eine oder das andere bey einer zu erklärenden Erscheinung für nöthig befunden wird, daß zum Entstehen eines elektrischen Stromes neben zweyen Leitern erster Ordnung ein Leiter zweyter Ordnung zur Verbindung der letzteren nothwendig ist ꝛc. — Wenn nun ein Körper in einen mit freyer Electricität begabten Raum kömmt, so wird er eine Atmosphäre dieses electrischen Fluidum's sich aneignen (im Falle dieß nicht schon vorher geschehen ist), welches letztere an der Gränze der Atmosphäre eine bestimmte Spannung und Dichte erreicht, die aber gegen die Oberfläche des Körpers hin bedeutend zunimmt. Hat sich der Körper die seiner materiellen Beschaffenheit gemäß ihm zukommende Atmosphäre angeeignet, so zeigt er kein Bestreben, von seinem elektrischen Fluidum etwas abzugeben, oder noch mehr von diesem aus dem electrischen Medium aufzunehmen: er nimmt vielmehr einen neutralen Zustand an, seine Atmosphären-Atome wirken abstoßend auf die Atome des electrischen Mittels, und zwar stärker als der Körper selbst anziehend auf letztere wirkt, und wenn man den Körper leitend mit der Erde verbindet, so wird er sich gegen diese neutral verhalten.

Wird hingegen dieser Gleichgewichtszustand gestört, und zwar entweder dadurch, daß ihm ein Theil seiner Atmosphäre entzogen oder eine größere Atmosphäre aufgedrungen wird, so nimmt er im ersteren Falle den negativ-, im letzteren Falle aber den positiv electrischen Zustand an.

Werden zwey materiell verschiedene Körper, von welchen jeder mit einer im neutralen Zustande be-

findlichen Atmosphäre des electrischen Fluidum's umgeben ist, im vollkommen isolirten Zustande bis zur Berührung genähert, so wird an der Berührungsstelle ein Theil des electrischen Fluidum's entweichen müssen, welcher sich mit einem Antheile des Fluidum's von jenem Körper, der die größere Atmosphäre hatte zu der Atmosphäre des zweyten Körpers begibt, die letztere vergrößert und so den Doppelkörper mit einer neuen Atmosphäre umgibt, daß sich die electrischen Atome der letzteren im labilen Gleichgewichtszustande befinden, so daß sich also der zweyte Körper als positiv, der erste aber als negativ erweisen muß, wenn hiezu Gelegenheit sich darbietet, während die Durchschnittslinie der neuen Atmosphäre mit der alten Atmosphäre des zweyten Körpers eine neutrale Stelle bildet. Dieser Vorgang ist von der absoluten Ausdehnung der Körper, so wie von der Größe der sich berührenden Flächen unabhängig. In Beziehung auf die Quantität der sich kund gebenden positiv oder negativ elektrischen Spannung ist es nicht gleichgiltig, in welchem relativen Größenverhältniße die sich berührenden Flächen stehen, es sind bekanntlich erstere den letzteren proportional. Ist die Berührungsstelle sehr klein, so ist eine positiv electrische Spannung kaum bemerkbar, und kann nur durch sorgsame Untersuchung wahrgenommen werden. Werden beyde (völlig isolirt bleibende) Körper plötzlich von einander getrennt, so wird der zweyte Körper sich als positiv und der erste als eben so stark negativ electrisch erweisen, indem bey sehr schneller Trennung beyder Körper die Zeit nicht ausreicht, den Gleichgewichtszustand der Atmosphären beyder Körper wieder herzustellen. Wird von dem Doppelkörper der erste mit der Erde leitend verbunden, so nimmt er von diesem Reservoir der Electricität das ihm Fehlende auf, und hierdurch steigt die positive Spannung des zweyten auf das Doppelte. Wird der zweyte Körper aber leitend mit der Erde verbunden, so nimmt letztere den Ueberschuß jenes Körpers an Electricität auf, während sich der Mangel in der Electricität des ersten Körpers auf das Doppelte des vorigen Betrages erheben muß. Verbindet man endlich beyde Körper (vermittelst eines Leiters zweyter Ordnung) leitend unter sich oder mit der Erde, so muß ein continuirlicher electrischer Strom entstehen, u. s. f.

Sind nun zwey der materiellen Beschaffenheit nach verschiedene Substanzen miteinander in bleibender fester Verbindung, so muß diese Verbindung an den von einander abgewendeten Seiten entgegen gesetzt electrische Zustände zeigen, die sich fortwährend zu indifferenziren streben, und ohne Unterlaß und stets erneuter Kraft einen electrischen Strom einzuleiten suchen. Je nachdem nun diese Verbindung aus verschiedenartigen Körpern oder unter gewissen Modalitäten aus Molekeln verschiedenartiger Körper gebildet ist, wird der Inbegriff der Erscheinungen entweder der galvanischen Polarität und Strömung oder der magnetischen Polarität anheim fallen. Treten aber solche Verbindungen bey den einzelnen Körpertheilchen selbst ein, so scheint die Aeußerung den chemischen Polaritäts-Erscheinungen anzugehören.

Die einzelnen, verschiedenartigen Molekel und Körpertheilchen eines und desselben (wahrscheinlich zusammengesetzten) Körpers werden nun durch den zwischen ihnen befindlichen Wärmestoff (welcher den Aggregatzustand der Körper bedingt) entfernt von einander gehalten, jedes Körpertheilchen für sich kann also seinen polaren Zustand annehmen, und mithin kann, wenn durch geeignete Manipulation das sonst regellos gestaltete Aggregat von Molekeln in einen geordneten Zustand versetzt wird, so daß die verschiedenartigen Atome einander zugekehrt sind, der Körper selbst den Zustand magnetischer Polarität annehmen. Eine in sich zurückkehrende Reihe von polaren Molekeln kann man sodann eine magnetische Windung, und ein System parallel laufender magnetischer Windungen einen Magnet nennen.

Dieß sind beyläufig die vom Hrn. Verf. dargelegten Ansichten, welche zur Erklärung der galvano-electrischen und magnetischen Polaritäts-Erscheinungen angegeben sind. Wie weit dieselben für den beabsichtigten Zweck ausreichen, wollen wir bey dieser Gelegenheit nicht näher erörtern.

Kuhn.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

United States Exploring Expedition. The Races of Man and their geographical distribution.

The doctrine of the Unity of the Human Race.

(Fortsetzung.)

a. Weiße.

1. Arabische. Nase vorspringend, Lippen dünn, Bart reichlich, Haare schlicht oder wallend.

2. Abyssinier. Gesichtsfarbe kaum blühend (florid) werdend, Nase vorspringend, Haare gekräuselt.

b. Braune.

3. Mongolische. Bartlos mit vollkommen schlichten und sehr langen Haaren.

4. Hottentottische. Negerzüge und dichtes wolliges Haar; Statur klein.

5. Malayische. Gesichtszüge im Profil nicht vorspringend, Färbung dunkler als bey den vorigen Rassen, die Haare schlicht oder wallend.

c. Schwärzlichbraune.

6. Papuanische. Gesichtszüge im Profil nicht vorspringend, Bart reichlich, Haut rauh im Anfühlen, Haare gekräuselt oder gedreht (frizzled).

7. Negrillo. Anscheinend bartlos, Statur klein, Gesichtszüge denen der Neger sich annähernd, Haare wollig.

8. Indianische oder telinganische. Gesichtszüge denen der Arabee sich annähernd, Haare in gleicher Weise schlicht oder wallend.

9. Aethiopische. Farbe und Gesichtszüge mittelhaltend zwischen denen der Telinganen und Neger; Haare gekräuselt.

d. Schwarze.

10. Australische. Neger-Gesichtszüge, aber verbunden mit schlichten oder wallenden Haaren.

11. Neger. Haare völlig wollig, Nase stark verflacht, Lippen sehr dick.

Der Verf. berührt kurz noch andere Beziehungen, nach denen die Rassen gruppirt werden könnten, als z. B. nach den Haaren, indem 5 Rassen schlichte oder wallende, 4 mehr oder minder gekräuselte und 2 wollige hätten; ferner nach ihrer Wohnungsweise in 3 insulare (Malayen, Negrillo und Papuas) und 8 Continental-Rassen; endlich nach den Welttheilen in 6 asiatische oder ostindische, 4 afrikanische und 1 (die weiße) gemeinschaftliche. Von der bey uns gewöhnlichen Eintheilung der Rassen nach dem Schädelbau ist keine Rede. Unsere Meinung über den Werth dieser Rassen-Aufstellung werden wir bis zum Schluße der Anzeige zurückhalten; über einzelne Rassen aber auch gleich schon bey ihrer Schilderung uns aussprechen.

Nachdem der Verf. uns die Verbreitungsbezirke seiner 11 Rassen auf einer Karte colorirt dargestellt hat, geht er zur Betrachtung der einzelnen Rassen über.

1. Mongolische Rasse. Wir müssen hier gleich hervorheben, daß der Verf. zu derselben nicht bloß den größten Theil der mongolischen Rasse im Sinne Blumenbachs, sondern auch, mit ganz unerheblichen Ausnahmen, die Urbewohner Amerikas rech-

net. Seine vorhin angeführte kurze Charakteristik dieser Rasse erläutert er folgendermassen.

Eine der Eigenthümlichkeiten besteht in dem weibischen Ansehen beyder Geschlechter, so daß Fremde oft in Verlegenheit sind, diese von einander zu unterscheiden. Der Kopf ist an den Seiten minder zusammengedrückt als bey den andern Rassen, daher seine Contur mehr gerundet. Die Stirne ist zurückweichend, aber als Fortsetzung einer allgemeinen Krümmung vom Kinn aufwärts; häufig ist auch die Nase gekrümmt, doch ist die letztere minder vorspringend als bey der weißen Rasse und die Lippen sind etwas dicker. Die Gesichtsfarbe ist immer hinlänglich licht, um eine Röthe zu zeigen. Diese Rasse ist vorherrschend bartlos; wo sich ein dünner Bart einstellt, sah der Verf. denselben nie länger als 2 — 3″ und vollkommen straff. Die Haare scheinen ihm auch mehr einförmig schlicht zu seyn und eine größere Länge zu erreichen als bey den andern Rassen. Was die schiefen Augen betrifft, die als charakteristisch für die Chinesen angegeben werden, so fand er sie in einigen Fällen bey ihnen so wie bey den Tschinuks in Nordwest-Amerika; er erklärt jedoch, daß er davon nicht viel Gebrauch zu einem unterscheidenden Merkmale habe machen können.

Da die Zusammenstellung, welche der Verf. mit der mongolischen und amerikanischen Rasse in eine einzige vorgenommen hat, ihre Verlässigkeit nur dadurch gewinnt, daß er selbst Gelegenheit hatte, viele Individuen aus den hieher gezählten Völkern beyder Welttheile zu sehen, so haben wir nachzuforschen, in welchem Umfange er seine Vergleichungen anstellen konnte.

Von Südamerikanern kamen ihm ächte Ureinwohner nur in Peru zu Gesicht; günstiger war ihm die Gelegenheit in Nordamerika.

Zuerst kam er mit den Tschinuks in der Straße de Fuca in Berührung. Ihr Ansehen fand er so sehr von dem der Urbewohner der Vereinigten Staaten verschieden, daß es ihm anfangs schwer fiel, die Verwandtschaft zu erkennen. Die Gesichtsfarbe fand er manchmal sehr licht, bey kleinen Kindern oft nicht merklich dunkler als bey Europäern. Die schiefen Augen bemerkte er kaum in andern Theilen Amerikas, die gekrümmte Nase war jedoch vorherrschend. Die Schädel werden in der Jugend platt gedrückt, doch strebt bey den meisten beym Heranwachsen der Schädel seine ursprüngliche Form wieder zu erlangen.

Von den Bewohnern des innern Oregon bemerkt der Verf., daß während er bereits unter den Tschinuks Individuen, die nicht leicht von den Urbewohnern der Vereinigten Staaten zu unterscheiden waren, gesehen hätte, solche Fälle nunmehr viel häufiger eintraten, und daß er überhaupt keinen physischen Unterschied von den östlichen Stämmen habe ausfindig machen können, außer in der geringern Größe der Oregon-Indianer. Von letzteren sind der Beschreibung zwey Portraits beygegeben.

Am meisten bekannt, wie sich erwarten läßt, zeigt sich der Verf. mit den Urbewohnern der Vereinigten Staaten, doch hat er nur wenige in ihren Ursitzen, sondern in der Regel bloß einzelne in den Städten der Union gesehen. Sein Urtheil über sie lautet, daß er sie in jeder Beziehung als physisch identisch mit ihren Brüdern im Westen der Felsgebirge betrachte, nur daß sie letzteren an Größe überlegen wären und in dieser Beziehung den Europäern nicht nachstünden.

Mit der eigentlich mongolischen Rasse, die in Asien ihren Sitz hat, wurde der Verf. nur durch Chinesen aus Autopsie bekannt, mit diesen aber auch nicht in ihrem Vaterlande, sondern nur zerstreut in der Fremde. Er erklärt sie in leiblicher Beziehung für identisch mit den Urbewohnern Amerikas. Chinesen, die er mit den Sandwichs-Insulanern vergleichen konnte, fand er heller von Gesichtsfarbe und die Nase vorspringender als bey letzteren.

Dieß sind die Anhaltspunkte, auf welche hin der Verf. sich für die Vereinigung der mongolischen Rasse mit der amerikanischen ausgesprochen hat. Daß diese, wenn man sonst nichts weiter von beyden Rassen als das hier Mitgetheilte wissen würde, zur Rechtfertigung ihrer Vereinigung nicht ausreichend wären, leuchtet Jedem ein, der eine genauere Kenntniß von den ostasiatischen und amerikanischen Völkerstämmen hat. Ist ja doch der eigentliche Typus

der mongoliſchen Raſſe, nämlich der kalmückiſche, gar nicht in Betracht gezogen, ſondern nur der chineſiſche, der bereits merklich davon abweicht. Auch hat ſchon Humboldt, der zuerſt auf die Aehnlichkeit der mongoliſchen und amerikaniſchen Raſſe hinwies, die Bemerkung beygefügt, daß die Aehnlichkeit der Züge noch keine Identität der Raſſe conſtituire.

2. Malayiſche Raſſe. Mit dieſer Raſſe, und insbeſondere mit einer ihrer Hauptabtheilungen, den Polyneſiern, iſt der Verf. ſehr genau bekannt geworden, indem er unter letzteren an zwey Jahre verweilte. Ueber dieſe hat er alſo ein vollgültiges Urtheil.

Die malayiſche Geſichtsfarbe bezeichnet er als ſehr einförmig und immer entſchieden dunkler als die mongoliſche; ſie dürfte, faſt mit mehr Recht als bey der mongoliſchen Raſſe, röthlich-braun, der Färbung angelaufenen Kupfers ſich nähernd, genannt werden. Der Haarwuchs iſt reichlicher als bey den andern Raſſen, die Papuas vielleicht ausgenommen, dabey ſchlicht oder höchſtens wellig und rabenſchwarz. Der Bart wächſt lang, iſt aber meiſt dünn; die oſtindiſchen Stämme ſind indeß faſt bartlos. Im Styl der Geſichtszüge iſt oft keine merkliche Verſchiedenheit von den Europäern, beſonders bey mittelalten und ältlichen Männern, von denen manche Adlernaſen haben, während ſie bey Frauen und jungen Männern faſt immer verflacht iſt. Eine ſehr allgemeine Eigenthümlichkeit iſt die Erhöhung des Hinterhauptes und ſein geringer Vorſprung über die Nackenlinie. Das Geſicht erſcheint daher breiter als bey den Europäern, wie es der Fall bey den Mongolen iſt, jedoch aus einem andern Grunde. Bey letzteren iſt die Stirne niedergedrückt oder der Schädel rückwärts geneigt, während er bey den Malayen erhöht oder vorwärts gerichtet iſt. Neu iſt die Mittheilung des Verf., daß bey den Polyneſiern oft ein ſchwacher Druck auf das Hinterhaupt in Gleichförmigkeit mit dem malayiſchen Typus ausgeübt wird. Zu Morton's Angabe, daß bey malayiſchen Schädeln eine Neigung zur ungewöhnlichen Verlängerung und Vorragung des Oberkiefers wahrgenommen werde, bemerkt der Verf., daß dieſes Merkmal, obwohl nicht allgemein gültig, deutlich an mehreren oſtindiſchen Schädeln und Spuren davon auch bey Schädeln von Sandwichs-Inſulanern gefunden werden.

Die ſpezielle Schilderung, welche der Verf. von den Bewohnern der Koralleninſeln und von den eigentlichen Polyneſiern, von welchen er zwey Portraite mittheilt, gibt, dürfen wir hier übergehen, da ſie uns nichts Neues bietet; wohl aber müſſen wir Rückſicht nehmen auf ſeine Ueberweiſung von Völkern, die bisher meiſt zu andern Raſſen gezählt wurden, an die Malayenraſſe.

Zu dieſer ſtellt er nämlich erſtlich die Kalifornier, Mexikaner und Weſt-Indianer unter dem Namen malayiſcher Amerikaner.

Mit den Kaliforniern wurde der Verf. unmittelbar, nachdem er die Tſchinuks verlaſſen, bekannt. Der erſte Eindruck, den jene auf ihn machten, überzeugte ihn von ihrer Malayen-Verwandtſchaft. Auch beruft er ſich auf das Zeugniß anderer Beobachter, welche dieſelbe Bemerkung machten und die Kalifornier wegen ihrer dunklern Farbe und ihrer ganzen Geſtaltung für verſchieden von den andern Nordamerikanern, aber für verwandt mit den Polyneſiern der Südſee erklärten.

Hinſichtlich der Beyziehung von Mexikanern zur malayiſchen Raſſe kann ſich der Verf. aus eigner Anſicht nur auf ein einziges Individuum aus der Provinz Sonora berufen, das er in San Franziſko ſah und deſſen Aeußeres ganz mit dem eines Polyneſiers übereinſtimmte. Weiters bezieht er ſich auf den Miſſionär Chamberlain von den Sandwichsinſeln, der bey ſeinem Beſuch von Acapulco überraſcht war von der Aehnlichkeit der Eingebornen mit den Polyneſiern, im Gegenſatz zu den Urvölkern der Vereinigten Staaten. Bey dem nämlichen Volke ſpricht Baſil Hall von einem Malayen-Typus, und Handelsleute von San Francisco haben den Verf. verſichert, daß die Eingebornen längs der ganzen Weſtküſte gleichförmig wären. Die Annahme zweyer Urraſſen in Mexiko ſcheint ihm auch durch die Geſchichte beſtätigt zu werden, indem von den Tolteken, den Vorgängern der Azteken, erzählt wird, daß ſie mit Ackerbau, Manufacturen, Bearbeitung der Metalle und andern Künſten vertraut waren, und daß ſie

die Anpflanzung des Mais und der Baumwolle einführten; eine Kultur, von der der Verf. meint, daß sie nicht aus Norden durch mongolische Einwanderer, sondern auf einem südlicheren Wege und allem Anscheine nach von Polyneſiern nach Mexiko gebracht werden konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Fauna Boica. Naturgeschichte der Thiere Bayerns vom zoologiſchen, vergleichend anatomiſchen und ökonomiſchen Standpunkte bearbeitet und in Verbindung mit dem Kupferſtecher Hermann Bruch herausgegeben von Max Gemminger und Joh. Fahrer, Doctoren der Medizin. Mit in Kupfer geſtochenen fein gemalten Abbildungen. I. Bd. Säugthiere. 1. und 2. Lief. München 1851. 8.

Die beyden Verfaſſer gedenken unter vorſtehendem Titel und nach den auf demſelben genannten Beziehungen eine Naturgeſchichte der Thiere Bayerns zu bearbeiten, die demnach ſowohl dem Fachkundigen als auch dem Laien, der ſich mit der bayeriſchen Fauna und damit ohnedieß zugleich mit dem größten Theil der deutſchen Thierwelt bekannt machen will, beſtimmt iſt. Mit den Säugthieren beginnend wollen ſie nach deren Abſchluß die folgenden Klaſſen in ſyſtematiſcher Reihenfolge bearbeiten und zwar ſo, daß jede Klaſſe in drey Abſchnitten behandelt wird, von denen der erſte die allgemeine Naturgeſchichte derſelben, der zweyte die Beſchreibung der einſchlägigen Ordnungen, Familien und Gattungen, und der dritte die der einzelnen Arten enthält. Die Entwicklungsgeſchichte jeder Thierklaſſe wird von Dr. Th. v. Heßling geſchildert werden. Das Werk ſoll in monatlichen Lieferungen von 1½ bis 2 Bogen Text und 3 illuminirten Tafeln, von denen jede eine Art enthält, erſcheinen und jede ſechſte Tafel Skelete oder Schädel darſtellen. Der Preis einer Lieferung beträgt 48 kr. oder 15 Ngr.

Vom erſten Bande, der den Säugthieren beſtimmt iſt, liegen uns die beyden erſten Lieferungen vor, nach denen wir im Stande ſind, unſer Urtheil über dieſes Unternehmen auszuſprechen. Wir müſſen dasſelbe für ein eben ſo lobenswerthes als gelungenes erklären, ſowohl nach der Beſchaffenheit des Textes als der Abbildungen. Der Abſchnitt, welcher ſich mit der Charakteriſtik der Ordnungen, Familien und Gattungen der Säugthiere befaßt, und mit den Handflüglern den Anfang macht, bey denen er in dieſen beyden erſten Heften bereits bis zur Auseinanderſetzung der Gattungen vorgerückt iſt, enthält eine ſehr genaue und auf eigene Unterſuchungen begründete Beſchreibung des äußern und innern Baues der Fledermäuſe, nebſt einer umſichtigen Schilderung ihrer ganzen Lebensweiſe. Von Arten ſind in dieſen zwey Lieferungen beſchrieben: die Alpen-Spitzmaus, der Fiſchotter, die gemeine Fledermaus (Vespertilio murinus), der Biber und die Gemſe. Die Beſchreibungen ſind mit größter Genauigkeit nach lebenden oder friſch getödteten Thieren entworfen und die Lebensgeſchichte, der Nutzen oder Schaden, und bey den jagdbaren Thieren auch die Jagd nach den zahlreichen eignen Erfahrungen der Verfaſſer in ſehr anſprechender Weiſe geſchildert.

Nicht minderes Lob als dem Texte müſſen wir den Abbildungen ertheilen, die ebenfalls, wo möglich, nach lebenden oder friſch erlegten Exemplaren verfertigt ſind. Sie ſind nicht bloß ſehr ſchön gezeichnet, ſondern auch mit gewiſſenhafter Treue in ihrem allgemeinen Habitus, wie in ihren Einzelnheiten dargeſtellt, ſo daß ſie ſich mit den beſten Leiſtungen dieſer Art meſſen können. Auch für richtige Colorirung der Abbildungen iſt gehörig geſorgt worden. Beſondere Erwähnung verdient noch die Tafel, welche in meiſterhaft ausgeführten Abbildungen die Schädel vom Eichhörnchen, Zieſelmaus, Murmelthier, Siebenſchläfer und Wanderratte darſtellt.

Wir können daher dieſes Unternehmen dem Publikum beſtens empfehlen und hoffen, daß es bey demſelben eine willkommene Aufnahme und einen entſprechenden Abſatz finden möge, damit bey dem ungemein billig angeſetzten Preiſe die Herausgeber für ihre Koſten gedeckt werden und in raſcher Folge die Lieferungen erſcheinen laſſen können.

U. W.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung).

Gius. Fiorelli, Osservazioni sopra talune monete rare di cittá greche. Napoli 1843.

C. Fort, Neueste Münzkunde. Lief. 1 — 4. Leipzig 1851.

Ed. Dulaurier, Récit de la première croisade. Par. 1850.

Th. Mommsen, Ueber den Chronographen vom Jahre 354. Leipzig 1850.

Dr. R. Micke, Geschichte des zweyten punischen Krieges nebst einer historischen Einleitung. Breslau 1851.

Ch. Merivale, A history of the Romans under the Empire. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Sam. Eliot, The liberty of Rome: a history with an historical account of the liberty of ancient nations. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

J. Blackburn, Nineveh; its rise and ruin London 1850.

Publications of the Caxton Society:

A chronicle of english history from the earliest period to A. D. 1274, by Henry of Silegrave. Now first published by C. Hook. Lond. 1849.

Revolt of the Earl of Warwick against King Edward IV, by J. A. Giles. Lond. 1849.

The life and miracles of Saint Thomas of Canterbury, by Benedict, abbat of Peterborough. By Dr. Giles. Lond. 1850.

The letters of Walter Abbat of Dervy. Now first published by C. Messiter. Lond. 1850.

Gaimar, Metrical chronicle. Lond. 1850.

Ph. Röder von Duisburg, Kriegs- und Staatsschriften des Markgrafen Ludwig Wilhelm von Baden über den spanischen Erbfolgekrieg aus den Archiven von Karlsruhe, Wien und Paris. Bd. 1. 2. 1700 — 1707. Carlsruhe 1850.

Visc. de Santarem, Quadro elementar das relações politicas e diplomaticas de Portugal com as diversas potencias do mundo. T. V. VI. Par. 1845 — 1850.

Ch. Giraud, De la situation de la dette publique en Espagne. Par. 1850.

H. Dashwood, Spanish Finance from 1820 to 1850. Lond. 1850.

Ch. J. Van den Nest, Naples et le Mont-Cassin. Vol. 1. 2. Anvers 1850.

A. Nibby et M. Vasi, Itinéraire de Rome et de ses environs. T. 1. 2. Rome 1849.

Historical life of Joanna of Sicily, queen of Naples and countess of Provence. Vol. 1. 2. Lond. 1824.

P. Bastogi, Della carta monetata e dei suoi effetti in Toscana. Pisa 1849.

Storia dell' assedio di Venezia 1848 — 1849. Venezia 1850.

Gabr. Rosa, Documenti storici posti nel dialetti, nei costumi, nelle tradizioni intorno al lago D'Iseo. Bergamo 1850.

Em. Repetti, Compendio storico della città di Firenze. Firenze 1849.

V. d'Arlincourt, L'Italie rouge ou histoire des révolutions de Rome, Naples, Palerme, Messine. Par. 1850.

Dr. W. B. Wenck, Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdün (843 — 861). Leipzig 1851.

H. L. Bordier, Du recueil des chartes mérovingiennes. Par. 1850.

E. de Tocqueville, Des enfants trouvés et des orphelins pauvres comme moyen de colonisation de l'Algérie. Par. 1850.

M. D. Mollard, Histoire du système politique de la France depuis Clovis jusqu'à la révolution de 1789. T. 1. 2. Par. 1840.

C. Leber, Collection des meilleures dissertations, notices et traités particuliers relatifs à l'histoire de France. Vol. I — XX. Par. 1838.

V. de Foucauld, Mémoires sur les événements de Juillet 1830. Par. 1851.

M. Babaud-Laribière, Histoire de l'Assemblée Nationale Constituante. Vol. 1. 2. Par. 1850.

Deutsche Reichsgeschichte. Eine Darstellung der Geschichte der Verfassung des deutschen Volkes, Reiches und Bundes von den ältesten Zeiten bis zu dem Jahre 1851. 2. neu bearb. Ausg. Leipzig 1851.

Scriptores rerum Lusaticarum. Sammlung ober- und niederlausitzischer Geschichtsschreiber. Neue Folge. Bd. 3. Lief. 1. Hasse, Görlitzer Rathsannalen. Bd. I. 1. Hälfte (1509 — 1513). Görlitz 1851.

E. v. Wietersheim, Der Feldzug des Germanicus an der Weser im Jahre 16 nach Christi Geburt. Leipzig 1850.

F. Becker, Geognostische Skizze des Großherzogthums Hessen. Darmstadt 1850.

Württemberg in den Jahren 1848 und 1849. Stuttgart 1851.

Der Feldzug gegen die badisch-pfälzische Insurrektion im Jahre 1849. Nach authentischen Quellen. Darmstadt 1850.

Alex. Bally, Das neue Oesterreich, seine Handels- und Geldlage. Wien 1850.

Jos. Wagner, Das Lavanthal im Herzogthum Kärnten. Klagenfurt 1849.

Dr. C. Ch. Hefter, Urkundliche Chronik der alten Kreisstadt Jüterbock und ihrer Umgebungen. Jüterbock 1851.

L. Haupt, Zwey Bände Görlitzer Rathsannalen aus den Jahren 1487 — 1496. Görlitz 1841.

H. Ph. Cappe, Die Münzen der Herzoge von Bayern, der Burggrafen von Regensburg und der Bischöfe von Augsburg aus dem 10. und 11. Jahrhundert. Berlin 1851.

M. Wanner, Der Kanton Schaffhausen in seiner antiquarischen Bedeutung. Schaffhausen 1851.

Dr. A. Roth, Neuenburgische Studien. Bern 1850.

A. Rastoul de Mongeot, Histoire de Hollande. T. I. II. Bruxelles 1850.

P. C. Hoofts, Nederlandsche historien. Deel I. Bruxelles 1840.

Reiffenberg, Histoire du comté de Hainaut. Vol. 1. 2. Bruxelles 1850.

Kervyn de Volkaersbeke, Verslag van't Magistraet van Gent nopens de godsdienstige beroerten aldaer. Gent 1850.

M. Gachard, Actes des Etats Généraux de 1600. Bruxelles 1849.

J. Stow, A survey of London, written in the year 1598. A new edition, ed. by W. J. Thoms. Lond. 1842.

G. Oliver, The history and antiquities of the town and minster of Beverley in the county of York. Beverley 1829.

Pacata Hibernia; or a history of the wars in Ireland during the reign of Queen Elizabeth. 2. Edition. First published in London 1633. Vol. 1. 2. Dublin 1820.

Sam. Heywood, A dissertation upon the distinctions in society and ranks of the people under the Anglo-Saxon governments. Lond. 1818.

Henrici Quinti, Angliae regis, gesta, cum chronica Neustriae, Gallice, ab anno 1414 ad 1422; ad fidem codicum manuscriptorum recensuit, chronicam traduxit notisque illustravit Benj. Williams. Lond. 1850.

G. Long and Porter, The Geography of Great Britain. Part I. Lond. 1850.

Ev. Green, Lives of the princesses of England. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

A. Strickland, Lives of the queens of Scotland and English Princesses. Vol. I. Lond. 1850.

G. Green, The working classes of Great-Britain. Lond. 1850.

W. Volkmar, Geschichte des Landes Dithmarschen bis zum Untergange des Freystaats. Braunschweig 1851.

Monumenta Livoniae antiquae. Bd. 5. Barth. Grafenthal's livl. Chronik, herausg. von Dr. F. G. von Bunge. Riga 1847.

M. Holderness, Notes relating to the manners and customs of the Crims Tatars. Lond. 1821.

R. Cornut, Voltaire et la Pologne. Bruxelles 1846.

Journal of the Senate of the commonwealth of Pennsylvania commenced at Harrisburg on 1 day of January 1850. Vol. 1. 2. Harrisb. 1850.

— — of the sixtieth House of Representatives

of the commonwealth of Pennsylvania, commenced at Harrisburg the first day of January 1850. Vol. 1. 2. Harrisburg 1850.

Al. de Tocqueville, De la démocratie en Amérique. T. 1. 2. Par. 1850.

X. Marmier, Lettres sur l'Amérique. T. 1. 2. Par. 1851.

Fr. C. L. Koch, Die deutschen Colonien in der Nähe des Saginaw-Flußes. Braunschweig 1851.

Alf. de Brossard, Considérations historiques et politiques sur les républiques de la Plata dans leurs rapports avec la France et l'Angleterre. Par. 1850.

Henri Lutteroth, O-Taïti. Histoire et enquête. Par. 1843.

Dry leaves from young Egypt: being a glance at Sindh before the arrival of Sir Charles Napier. Lond. 1849.

P. Christian, Histoire des pirates et corsaires de l'Océan et de la Méditerranée depuis leur origine jusqu'à nos jours. T. I — IV. Par. 1850.

Die deutsche Ansiedelung in Mittelamerika. Berl. 1850.

Dr. G. Fuellner, Notionem immortalitatis apud Hebraeos exposuit. Halle 1851.

A. Theiner, Der Cardinal Joh. Heinrich Graf von Frankenberg, Erzbischof von Mecheln ꝛc. Freib. 1850.

L. v. Ollefen, Het leven van Joost van den Vondel. 2. Druk. Amsterd. 1783.

G. H. Pertz, Das Leben des Ministers Frhrn. von Stein. Bd. 3. 1812 — 1814. Berl. 1851.

E. Förster, Johann Georg Müller, ein Dichter- und Künstlerleben. St. Gallen 1851.

K. G. Bretschneider, Aus meinem Leben. Selbstbiographie. Gotha 1851.

Bibliotheca biographica Lutherana. Uebersicht der gedruckten Dr. Mart. Luther betreffenden biographischen Schriften zusammengestellt von E. G. Vogel. Halle 1851.

Dr. D. F. Strauß, Chr. Märklin. Ein Lebens- und Charakterbild aus der Gegenwart. Mannheim 1851.

J. A. Manning, The lives of the Speakers of the House of Commons. Lond. 1850.

Lord Lindsay, Lives of the Lindsays. Being a memoir of the houses of Crawfurd and Balcarres. Vol. 1. 2. 3. Lond. 1849.

M. Guizot, Washington. Fondation de la république des Etats-Unis d'Amérique. Brüssel 1851.

Zur Erinnerung an Nicol. Falck, Professor des Rechts in Kiel. Kiel 1851.

Mery, Les confessions de Marion Delorme. Vol. 1. 2. Par. 1850.

G. Combe, The life and correspondence of Andrew Combe. Lond. 1850.

W. Bray, Diary and Correspondence of John Evelyn. To which is subjoined the private correspondence between King Charles I. A new revised and corrected edition. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 18. Publication. Conrads von Weinsberg, des Reichs-Erbkämmerers Einnahmen- und Ausgaben-Regiſter von 1473 und 1483. Tübingen 1850. 19. Publication. Das Habsburg-Oesterreichische Urbarbuch, herausg. von. Dr. Fr. Pfeiffer. Stuttgart 1850. 21. Publication. Meister Altswert, herausg. von W. Holland und A. Keller. Stuttg. 1850.

Europäische Geheimniſſe eines Mediatisirten. 2. Aufl. Leipzig 1850.

K. A. Menzel, Historische Lehrstücke für Religions- und Alterthumskunde. Th. 1. Breslau 1851.

Ruprecht, Aphorismen und Beyträge zu der Anschauungslehre in den mathemat. Wissenschaften. Hersfeld 1850.

Dr. O. Schlömilch, Der Attraktionscalcül. Halle 1851.

Dr. J. Ph. Kulik, Neue Multiplicationstafeln. Leipzig 1851.

L. Alvin et C. P. Bock, Eglise abbatiale de Nivelles. Sculptures du XI. siècle. Bruxelles 1850.

J. Sulzberger, Die Eisenbahnen in der Schweiz und in Gebirgsländern überhaupt. Bern 1850.

G. Drysdale Dempsey, Iron applied to railway structures. Lond. 1850.

K. Catinelli, Eine Erwiederung in Eisenbahnangelegenheiten. Wien 1850.

Dr. L. Oettinger, Die Vorstellungen der alten Griechen und Romer über die Erde als Himmelskörper. Freiburg 1850.

Chr. Doppler, Zwey weitere Abhandlungen aus dem Gebiete der Optik. Prag 1848.

C. Eckhard, Ueber die Einwirkung der Temperaturen des Wassers auf die motorischen Nerven des Frosches. Heidelb. 1850.

Dr. R. Fresenius, Chemische Untersuchung der wichtigsten Mineralwasser des Herzogthums Nassau. I. Der Kochbrunnen zu Wiesbaden. Wiesbaden 1850.

Dr. F. L. Winckler, Kann die sogenannte Selbstverbrennung des menschlichen Körpers nach den dabey

auftretenden Produkten unterſchieden werden? Darmſtadt 1850.

Will. Jardine, The naturalist's library. Ichthyology. Fishes. Vol. 1 — 6. Lond. 1851. Supplementary Volume. Hamilton Smith. The natural history of the human species. Edinb. 1848.

Dr. Ch. Robin, Les végétaux qui croissent sur l'homme et sur les animaux vivants. Par. 1847.

A. Förſter, Hymenopterologiſche Studien. Heft 1. Formicariae. Aachen 1851.

Dr. A. B. Reichenbach's Naturgeſchichte des Pflanzenreichs. 2. Aufl. Leipzig 1850.

A. Griſebach, Bericht über die Leiſtungen in der ſyſtemat. Botanik während des Jahres 1846. Berlin 1849.

E. Fries, J. A. Wahlbergii fungi Natalenses, adjectis quibusdam Capensibus. Stockholm 1848.

C. F. Naumann, Ueber die Fortſchritte der Geognoſie im Gebiete der Sedimentärformationen ſeit Werners Tode. Freib. 1851.

T. A. Catullo, Memoria geognostico-paleozoica sulle Alpi Veneti. Modena 1846.

A. Saulnier, Recherches historiques sur le droit de Douane depuis les temps les plus reculés jusqu'à la révolution de 1789. 2. edit. Par. 1840.

T. H. Milner, Some remarks on the Bank of England; its influence on credit. Lond. 1850.

Dr. C. Gützlaff, Ueber die Handelsverhältniſſe im öſtlichen Aſien. Berlin 1850.

E. Bouët-Willaumez, Commerce et traite des noirs aux côtes occidentales d'Afrique. Par. 1848.

Rob. Will. Mackay, The progress of the Intellect, as exemplified in the religious development of the Greeks and Hebrews. Vol. I. Lond. 1850.

J. Grimm, Ueber das Verbrennen der Leichen. Berlin 1850.

P. V. Glade, Du progrès religieux. 2. edit. Vol. 1. 2. Par. 1839.

E. L. Rochholz, Tragemunt. Eßlingen 1850.

Dr. E. Thierbach, Die Volksſchule. Th. 1. 2. Freiberg 1850.

Dr. E. Schmalz, Das Abſehen des Geſprochenen, als Mittel bey Schwerhörigen und Tauben das Gehör möglichſt zu erſetzen. 3. verb. Aufl. Dresden 1851.

Dr. R. Zimmermann, Ueber die jetzige Stellung der Philoſophie auf der Univerſität. Olmütz 1850.

O. Weber, Ueber Protagoras aus Abdera. Marburg 1849.

A. Delalle, Cours de philosophie chrétienne. T. I — III. Par. 1848.

J. Arndt, Das Bewußtwerden der Menſchheit. Halle 1850.

Fr. Zantedeschi, Dello sviluppo della elettricità nell' atto della contrazione muscolare. Padova 1849.

Dr. W. F. Volkmann, Die Lehre von den Elementen der Pſychologie als Wiſſenſchaft. Leipzig 1850.

Dr. M. E. A. Naumann, Vermiſchte Schriften phyſiologiſchen und pſychologiſchen Inhalts. Bonn 1850.

Dr. Erdmann, Ueber den poetiſchen Reiz des Aberglaubens. Halle 1850.

J. H. Fichte, Syſtem der Ethik. Erſter kritiſcher Theil. Die philoſophiſchen Lehren vom Recht, Staat und Sitte in Deutſchland, Frankreich und England. Leipzig 1850.

W. Menzel, Die Geſänge der Völker. Leipz. 1851.

Biblioteca de autores Españoles desde la formacion del languaje hasta nuestros dias; ordenada é ilustrada por D. Buenav. Carlos Aribau. Vol. V. Madrid 1851.

Fr. Rabelais, Oeuvres. Edition variorum augmentée de pièces inédites, des songes drolatiques de Pantagruel, ouvrage posthume, avec l'explication ... et d'un nouveau commentaire historique et philosophique par Esmangart et Eloi Johanneau. T. I — IX. Par. 1834.

M. Gatien-Arnoult, Monumens de la littérature Romane. 2. Publication. Dr. J. B. Noulet, Las joyas del gay saber: Les joies du gai savoir. Toulouse 1849.

Ad. Keller, Ein Spil von einem Kaiſer und ein apt. Tübigen 1850.

Hartmann von Aue, Erek. Ueberſ. von S. O. Fiſter. Halle 1851.

Wilh. Grimm, Altdeutſche Geſpräche. Berlin 1851.

— —, Ueber Freidank. Berlin 1850.

Wirtembergiſcher Fürſtenſpiegel. Eine Reimchronik vom Pfaffen Mauritius. St. Gallen 1850.

Ad. Pichler, Ueber das Drama des Mittelalters in Tirol. Innsbruck 1850.

H. Marggraff, Trutz Dänemark. Frankf. 1851.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — Sept. 1851.

(Fortsetzung.)

Saint-René Taillandier, Revue littéraire de l'Allemagne. — Des travaux récents de critique et d'histoire. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 18.

Pallegoix (J. Bapt.), Grammatica linguae Thai (siamensis.) Bangkok 1850. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Juin.

Mohl, Rapport sur les travaux du Conseil de la Société asiatique pendant l'année 1850 — 51. — Journ. asiat. 1851 Août.

Oeuvres complètes d'Hippocrates par E. Littré. Paris 1839 — 1851. 7 vols. — Journ. des Savants 1851 Sept.

Translation of the „Vichitra Natak" or „Beautiful Epitome," a fragment of the Sikh Granth entitled „the Book of the Tenth Pontiff." By G. Siddons. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1850 No. VII.

Long (James), Analysis of the Bengali poem Raj Mala, or chronicles of Tripurá. — Ebendaſ.

La Roquette, Notice annuelle des progrès des sciences géographiques pendant les années 1849 et 1850. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Juin.

Vibe, Coup d'oeil sur la part prise par la Norvége dans la mesure d'un arc du méridien commencée par la Russie Trad. du Norvégien par M. de la Roquette. — Ebendaſ.

Bache (Alexander D.), Report on the progress of the United States Coast Survey for the year ending October 1850. — Amer Journ. of sc. and arts 1851 Sept. Bull. de la Soc. de géogr. 1851 Juin.

Spruce (R.), Journal of a voyage from Santarem to the Barra do Rio Negro. — Hooker's Journ. of Bot. 1851 Sept.

Lynch (W. F.), Narrative of the United States expedition to the river Jordan and the Dead Sea. Sec. ed. Lond. 1850. — Journ. des Savants 1851 Sept.

Werne (Ferd.), Feldzug von Sennaar nach Taka, Basa und Beni-Amer, mit besonderem Hinblick auf die Völker von Bellad-Sudan. Stuttgart 1851. — Blackwood's Edinb. Mag. 1851 Sept. Westminst. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Pfeiffer (Ida), Eine Frauenfahrt um die Welt. Wien 1850. — Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Flandin (E.), Souvenirs de voyage en Arménie et en Perse. — Téhéran et Ispahan. — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 18.

Jurien de la Gravière, Les Moluques sous la domination hollandaise. — Ebendaſ. T. IV. Livr. 20.

L'île de Wight. — Les Récates de Cowes, par M. le colonel de la Moskowa. — Ebendaſ.

Creasy (E. S.), The fifteen decisive battles of the world; from Marathon to Waterloo. — Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Köhne, Sur deux vases peints du Musée de la Comtesse de Laval. — Mémoires de la Soc. imp. d'archéologie de St. Pétersbourg. Vol. V. No. 2. (XIV.) —

Sabatier, Médailles antiques. — Ebendaſ.

Dolgoruky, Description des monnaies russes in-

édites appartenant à la collection du Prince S. V. Dolgoruky. — Ebendaſ.

Soret, Sur les exemplaires inédits de la collection des médailles orientales de Soret. — Ebendaſ.

Grigorieff, On the Patan coins of India, found in the ruins of Sarai. — Ebendaſ.

Giraud (Ch.), Précis de l'ancien droit coutumier français. (I. art.) — Biblioth. de l'École des chartes 1851 Juillet — Août.

Mas-Latrie (L. de), Documents français de l'an 1254 émanant du sultan d'Alep. — Ebendaſ.

Blanqui, Tableau des populations rurales de la France. — Journ. des Économistes 1851 Sept.

Paris in 1851. — Blackwood's Mag. 1851 Sept.

Louandre (Charles), Les études historiques et archéologiques dans les provinces depuis 1848. II. La Normandie et les provinces de l'Ouest. — Rev. des deux Mondes 1851. T. III. Livr. 18.

— —, III Les provinces du centre et du midi. — Ebendaſ. T. IV. Livr. 19.

Choiseul-Daillecourt (Comte Maxime de), Parallèle historique des révolutions d'Angleterre et de France sous Jacques II. et Charles X. Par. 1851. — Quarterly Review 1851 Sept.

Vitet (L.), Histoire de la convention nationale. — Revue des deux Mondes 1851 T. IV. Livr. 19.

Gaillard (V.), Études sur le commerce de la Flandre au moyen-âge. — Les foires. — Messager des scienc. hist. etc. de Belgique. 1851 Livr. 2.

Schaepkens (Alex.), Emblèmes municipaux du moyen-âge. — Ebendaſ.

Pinchart (Alex.), Récit de la guerre de 1512 par Gérard Le Prince, contemporain. — Ebendaſ.

The Marlboroughs and the reign of Queen Anne. — Westminst. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Montégut (E.), Du génie et des destinées de la race anglo-saxonne. (Halliburton, The English in America.) — Revue des deux Mondes 1851 T. III. Livr. 18.

Account of the island of Bawean. — Journ. of the Indian Archipelago 1851 July.

Notices of Pinang. — Ebendaſ.

Cambodia in 1851. — Ebendaſ.

Sir H. Huntley's seven years service on the slave coast, Western Africa. 2 vols. — Westminst. and for. quart. Rev. 1851 Oct. (Vol. LVI. No. 1.)

Foster (J. W.) and J. D. Whitney, Notice of the report on the geology and topography of a portion of the Lake Superior land district. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Sept.

Batines (Colomb de), Appunti per la storia letteraria d'Italia ne' secoli XIV e XV. I. Andrea Lancia, scrittore Fiorentino del trecento. — L'Etruria. Studi di filologia, di letteratura e di belle arti. 1851 Gennajo.

Bencini (Luigi), Della vita e delle opere di Andrea Lancia. — Ebendaſ. Marzo.

Notes pour une future biographie de Frère Romain, architecte. — Messag. des scienc. hist. etc. de Belg. 1851 Livr. 2.

Birks (T. R.), Memoir of the Rev. Edward Bickersteth, late Rector of Watton, Herts. 2 vols. Lond. — English Review 1851 Oct.

Life and works of Bishop Ken. — Quarterly Review 1851 Sept.

Bacourt, Correspondance entre le Comte de Mirabeau et le Comte de la Marck. 3 tomes. Par. 1851. — Ebendaſ. Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

The works of Thomas Browne including his unpublished correspondence and a memoir. Edited by S. Wilkin. 4 vols. — Quart. Rev. 1851 Sept.

The Lexington papers etc. Selected from the originals at Kelham . . . by H. Manners Sutton. — Ebendaſ.

Ullmann (Carl), Gregory of Nazianzum. Translated by G. V. Cox. Lond. 1851. — Westm. and for. quart. Rev. 1851 Oct.

Garnier (Ad.), Philosophes et publicistes contemporains. Royer-Collard. — Revue des deux Mond. 1851 T. IV. Livr. 20.

Sylvester (J. J.), On extensions of the dialytic method of elimination. — Philos. Mag. 1851 Sept.

Ebelmen, Sur une nouvelle méthode pour obtenir des combinaisons cristallisées par la voie sèche. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Sept.

Observations météorologiques du mois de Juillet 1851. — Ebendaſ.

— —, du mois d'Août. — Ebendaſ. Oct.

Blake (Eli. W.), On the flow of elastic fluids through orifices, with a suggestion of a new method of determining the mutual relations of elastic force, temperature and density in an expanding fluid. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Sept.

Foucault's pendulum experiment. — Ebendaſ.

Lyman (C. S.), Observations on the pendulum experiment. — Ebendaſ.

Rice (Henry), Effects of lightning during a storm on the first of July 1851, at Attleboro, Mass. — Ebendaſ.

Meteorological Register for July to December 1850. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1850 No. VII.

— — for January, 1851. — Ebendaſ. 1851 No. I.

Piddington (H.), A twentieth memoir on the law of storms in the Indian and China seas, being the April Cyclone of the Bay of Bengal. 23. to 28. April, 1850. — Ebendaſ.

— —, On the rates of chronometers, as influenced by the local attraction of ships and by terrestrial magnetism. — Ebendaſ.

Tyndall (John), On diamagnetism and magnecrystallic action. — Philos. Mag. 1851 Sept.

Dresser (C. L.), Experiments on the conducting powers of wires for voltaic electricity. — Ebendaſelbſt.

Weld (Alfred), An account of a remarkable flood at Chipping in Lancashire. — Ebendaſ.

Reuben Phillips, On the magnetism of pewter coil. — Ebendaſ.

Golfier-Besseyre, Analyses de trente-quatre échantillons authentiques de sels de varechs. — Annal. de Chim. et de Phys. 1851 Sept.

Rivot et Bouquet, Note sur l'analyse des alliages de cuivre et de zinc. — Ebendaſ.

Sainte-Claire Deville (H.), Mémoire sur les combinaisons des carbonates metalliques avec les carbonates alcalins et ammoniacaux. — Ebendaſelbſt.

Hofmann (W.), Recherches sur la constitution moléculaire des bases organiques. — Ebendaſ. Sept. Oct.

Melaens (L.), Note sur les matières albuminoides. — Ebendaſ. Oct.

Baup (Sam.), Sur quelques produits de l'action de l'acide azotique sur l'acide citraconique. — Ebendaſelbſt.

Pierre (J. Isidore), Recherches sur les dilatations. — Ebendaſ.

Reynoso (Alvaro), De l'action des bases sur les sels, et en particulier sur les arsénites. — Ebendaſelbſt.

Horsford (E. N.), On the relation of the chemical constitution of bodies to taste. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Sept.

Henry (O.), Eaux minerales ferrugineuses de Saint-Denis lès Blois. — Journ. de Pharm. et de Chim. 1851 Sept.

Robiquet (Edmond), Note sur un nouveau modèle d'appareil à déplacement. — Ebendaſ.

Guibourt, Rapport sur la substitution d'une huile iodée artificielle à l'huile de foie de morue. — Ebendaſ.

Pelouze (J.), Observations sur la chaux et sur deux nouvelles combinaisons de cette base avec les sesquioxydes de fer et de chrome. — Philos. Mag. 1851 Sept.

Donovan (M.), Suggestions for the preparation of phosphorus. — Ebendaſ.

Benson (W. H.), Geographical notices and characters of fourteen new species of Cyclostoma, from the East Indies. — Annals and Mag. of nat. hist. 1851 Sept.

— —, Descriptive characters of two species of the genus Pterocyclos, discovered by Dr. Bland. — Ebendaſ.

Gosse (Phil. Henry), A catalogue of Rotifera found in Britain: with descriptions of five new genera and thirty-two new species. — Ebendaſ.

Clarke (W. B.), A few remarks upon the Crag of Suffolk. — Ebendaſ.

Wright (Thom.), On the Cidaridae of the Oolites, with a description of some new species of that family. — Ebendaſ. Oct.

Austin (Thom.), Observations on the connexion between the Crinoideae and the Echinodermata generally. — Ebendaſ.

Alder (Joshua) and Albany Hancock, Descriptions of two new species of nudibranchiate Mollusca. — Ebendaſ.

Bate (C. Spence), On the development of the Cirripedia. — Ebendaſ.

Blackwall (John), A catalogue of british spiders, including remarks on their structure etc. — Ebendaſ.

Blyth (E.), Conspectus of the ornithology of India, Burma, and the Malayan Peninsula, inclusive of Sindh, Asam, Ceylon and the Nicobar islands. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1850 No. VII.

Hodgson (B. H.), Additional notice of the Shou or Tibetan Stag. — Ebendaſ.

Owen, Memoir on the Megatherium. P. II. — Philos. Mag. 1851 Sept.

Verreaux (Jules et Edouard), Descriptions d'espèces nouvelles, rares ou peu connues, d'oiseaux du Gabon (Afrique occidentale). — Rev. et Mag. de Zool. 1851 Sept.

Motchoulsky (Vict. de), Description d'un genre nouveau de Coléoptères de France de la famille des Rhynchocéphales (Curculionites.) — Ebendaſ.

Laferté-Sénectère, Catalogue des Carabiques recueillis par M. Bocandé dans la Guinée portugaise. (Suite.) — Ebendaſ.

Lereboullet, Note sur une monstruosité observée sur le Hanneton vulgaire. — Ebendaſ.

Signoret (V.), Hémiptères nouveaux, provenant du Gabon. — Ebendaſ.

Miers (John), Observations on the affinities of the Olacaceae. — Annals and Mag. of nat. hist 1851 Sept.

Ralfs (John), Remarks on Dickieia. — Ebendaſ.

— —, On Chantransia, Desv. — Ebendaſ. Oct.

Mitten (Will.), A list of all tho mosses and Hepaticae hilherto observed in Sussex. — Ebendaſ.

Bentham (George), Florula Hongkongensis. — Hooker's Journ. of Botany 1851 Sept.

Seemann (Berthold), Sketch of the vegetation of the Isthmus of Panamá. (Cont.). — Ebendaſ.

Dalzell (N. A.), Contributions to the Botany of Western India. (Cont.) — Ebendaſ.

Gladstone (J. H. and G.), On the growth of plants in various gases. — Philos. Mag. 1851 Sept.

Shepherd (Forest), Observations on the Pluton Geysers of California. — Amer. Journ. of sc. and arts 1851 Sept.

Dana (Jam. D.), On coral reefs and islands. — Ebendaſ.

— —, Note on heteronomic isomorphism. — Ebendaſ.

Murchison (Sir Roderick Impey), On the former changes of the Alps. — Ebendaſ.

Levallois, Aperçu de la constitution géologique du département de la Meurthe. — Annal. des Mines 1851 Livr. III.

Daubrée, Expériences sur la production artificielle de l'apatite, de la topaze et de quelques autres minéraux fluorifères. — Ebendaſ.

Piddington (H.), Detailed Report on the copper ores of the Deoghur Mines. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal. 1851 No. I.

Martin (P. J.), On the anticlinal line of the London and Hampshire basins. (Cont.) — Philos. Mag. 1851 Sept.

Lyell (C.), Principles of geology. 8. ed. 1850.

— —, A manual of elementary geology. 3. ed. 1851. — Quart. Rev. 1851 Sept.

Delisle (Leopold), Études sur la condition de la classe agricole et de l'agriculture en Normandie, au moyen-âge. Evreux 1851. — Journ. des Savants 1851 Sept.

Ferrucci (Mich.), De more maiorum in puerili institutione revocando. — L'Etruria 1851 Giugno.

Public instruction in France under the new law. — Dublin Review 1851 Sept.

Newman (Francis William), The soul, her sorrows and her aspirations. Lond. — English Review 1851 Oct.

Life and immortality. — Westm. and for quart. Rev. 1851 Oct.

Ferrari (Jac.), Studi sopra Dante. — L'Etruria 1851 Febbr.

— —, Proposta di una nuova spiegazione della allegoria della Divina Commedia. — Ebendaſ. Aprile — Giugno.

Fanfani (P.), Di un' antica scrittura contenuta in un codice della biblioteca dei Martelli. — Ebendaſelbſt. Mayyio.

De Ring, Raoul de Créquî, poème inédit. — Messag. des scienc. hist. de Belg. 1851 Livr. 2.

Morand (Fr.), Mathéolus et son traducteur Jean Lefèvre. — Bulletin du Bibliophile 1851 Août.

Miscellany of the Celtic Society. Edited by John O'Donovan. Dublin 1849. — Dublin Review 1851 Sept.

Casali (G. C.), Dello encaustico greco, suo rinnovamento, massime in Italia, e perfezionamento per cura del Prof. M. Ridolfi. — L'Etruria 1851 Gennajo.

Mercey (Fréd.), Les arts en 1851. I. La Rome souterraine. L'expédition de Mésopotamie. Le Serapéum. — Revue des deux Mond. 1851. T. III. Livr. 18.

Montégut (E.), La véritable cause de la crise actuelle. — Ebendaſ. T. IV. Livr. 20.

Rozière (E. de), Formules inédites publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Strasbourg. — Biblioth. de l'École des chartes 1851 Juillet — Août.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. December.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

United States Exploring Expedition.
The Races of Man and their geographical distribution.
The doctrine of the Unity of the Human Race.

(Fortsetzung.)

Wenn auch diese Belege nicht völlig ausreichend erscheinen mögen, um die Identität der Mexikaner der Westküste mit der malayischen Rasse zu erhärten, so haben sie doch viel Wahrscheinlichkeit für sich und sind jedenfalls sehr beachtenswerth. Mißlicher steht es dagegen um die Gründe, welche der Verf. bezüglich der Eingebornen Panamas und Central-Amerikas beybringt; möchte er doch selbst noch malayische Spuren bey den Tscherokesen und Schippewäern vermuthen, lediglich weil ihre Sprache gleich der malayischen weich lautet. Wir wollen nicht die Einwanderung von Polynesiern an den Westküsten Amerikas bezweifeln, auch nicht die Abkunft mancher amerikanischen Völker von denselben läugnen, wünschen aber, daß noch gewichtigere Gründe als die hier angeführten beygebracht werden möchten.

Von den sogenannten Micronesiern bestätigt der Verf. ihre malayische Verwandtschaft. Auch bey den Japanern will er diese finden, obgleich er nicht mehr als 4 oder 5 derselben, die von einem unbekannten Eiland unter ohngefähr 30° n. Breite verschlagen worden waren, zu Gesicht bekam, bey denen er übrigens selbst anfangs unschlüssig war, ob er sie an diese Rasse anreihen dürfe. Noch beruft er sich auf Dr. Judd von der hawaiianischen Mission, der einige Japaner von Matsmai im Norden gesehen hatte und sie ihrem physischen Baue nach für identisch mit den Sandwichs-Insulanern erklärte.

Als ostindische Malayen führt der Verf. die Bewohner von Luzon, Mindanao, Sulut und Singapore auf. Auch die Indo-Chinesen zählt er dieser Rasse bey; eine Ansicht, die der gewöhnlichen sehr entgegensteht und die er allerdings mit triftigeren Gründen als die hier beygebrachten hätte belegen dürfen. Er hat nämlich selbst nur einige Cochinchinesen gesehen, welche die Bemannung eines Schiffes im Hafen von Singapore ausmachten und sämmtlich malayischen Ansehens waren, ohne Anzeichen chinesischer Züge. Außerdem bezieht er sich auf Dr. Betton, der Birmah besuchte und fand, daß die Birmanen zu derselben Völkergruppe als die Malayen Ostindiens gehörten; von den Karens meinte er jedoch, daß sie einer andern Rasse zuzuweisen wären.

Daß auch auf Madagaskar Völker vom malayischen Typus vorkommen, ist bekannt. Der Verf. sah in Zanzibar 4 oder 5 Individuen, die entschieden diesen Typus zeigten und auf Erkundigung hörte er, daß zwey davon Ovahs von Madagaskar wären. Noch führt er an, daß ein gewisser Waters einige Bewohner der Maldiven gesehen und in ihnen ein malayenähnliches Volk gefunden hätte; ferner daß Williams, Mitglied der amerikanischen Mission in China, in den Gesichtszügen der Cingalesen auf Ceylon einen malayischen Ausdruck gefunden hätte.

3. Auſtraliſche Raſſe. Der Verf. meint, daß man im Allgemeinen die Auſtralier bezeichnen könne als von der Farbe und den Zügen des Negers, aber mit Haar ſtatt Wolle. Es kamen ihm ohngefähr 30 Individuen zu Geſicht, die weder die Lippen ſo einförmig dick, noch die Naſe ſo ſtark abgeplattet wie beym Neger hatten, doch waren in einigen Fällen Naſe und Mund breiter, die Gliedmaſſen aber waren nicht ſo abgemagert als gewöhnlich angegeben wird. Einige waren überaus häßlich, andere dagegen hatten ein feines Geſicht und einen erklärt er für das ſchönſte Modell menſchlicher Formen, das er geſehen hätte. Ein Portait von einem Neuholländer iſt beygefügt.

4. Papua-Raſſe. Dieſe Raſſe, mit welcher der Verf. durch die Fidſchi-Inſulaner bekannt wurde, zeichnet ſich vor allen andern durch die Rauhigkeit ihrer Haut aus. Das Haar iſt reichlich, von Natur gekräuſelt und buſchig, und ſo grob, daß es eher drahtartig als wollig genannt werden kann. Der Bart wächſt nicht ſo lang und ſo umfangreich als bey den Weißen, iſt aber ſtärker als bey den andern Raſſen. Im Durchſchnitt übertreffen die Fidſchi an Größe die Europäer, ſtehen aber den Bewohnern von Tonga und Samoa nach. Die Schädel können nicht leicht mit denen der Malayen verwechſelt werden, ſie tragen eher den Neger-Umriß, ſind aber ſtark zuſammengedrückt und unterſcheiden ſich weſentlich von allen andern Schädeln. Zwey ſehr charakteriſtiſche Portraits ſind beygegeben.

Nach einigen Mittheilungen hält ſich der Verf. für berechtigt, zu den Papuas auch noch die Bewohner der Oſtküſte von Neuguinea, der Admiralitäts-Gruppe, der Bougainville-Inſeln und von Neu-Caledonien zu rechnen; auch meint er, daß ſie ſich über einen Theil der oſtindiſchen Inſeln erſtrecken, wahrſcheinlich aber weſtwärts nicht über Floris oder Ende hinaus reichen dürfte.

5. Negrillo-Raſſe. Dieſe Raſſe unterſcheidet der Verf. von den Papuas, mit denen ſie ſehr in der Färbung übereinkommt, durch geringere Größe, Mangel an Bart, Vorragung des untern Geſichtstheils oder geneigtes Profil und die übermäßigen Neger-Geſichtszüge. Auch findet er die Haare wolliger als beym Papua, obwohl ſie an verflochtner Dichtheit bey weitem nicht denen des Negers gleich kommen. Bey unmittelbarer Vergleichung mit dem letztern ſchien ihm die Haut mehr roth als ſchwarz. Als charakteriſtiſche Abbildungen bezeichnet er die in Crawfurd's Indian Archipelago, dann die des Luzon-Mädchens von Choris, und die ſeinem Werke beygegebene von einem Aramanga-Mädchen.

Der Verf. ſcheint ſeine Charakteriſtik hauptſächlich nach dem letzterwähnten Mädchen, das er auf Tongatabu ſah, entworfen zu haben. Auf Erkundigung hörte er, daß dasſelbe von der Inſel Aramanga (Neu-Hebriden) gebracht worden ſey. Daß hier wollhaarige Schwarze wohnen, beſtätigte ihm auch Cunningham; daß auf der Nitendi-Gruppe (Vanikoro) und den Salomonsinſeln eine ähnliche Raſſe wohnt, berichtete d'Urville. Ferner ſah der Verf. auf Singapore drey Negrillo-Sklaven, die von Neuguinea ſollten eingeführt worden ſeyn. Nach der Angabe von Dickenſon, der Tidore beſucht hatte, ſollen derartige Sklaven, zugleich mit Paradiesvögeln, direkt von Neuguinea gebracht werden. Der Verf. erinnert jedoch, daß dieſe Mittheilungen nicht ganz ſtimmen mit andern und daher zu weitern Unterſuchungen auffordern.

Von den Negrillos auf den Philippinen bekam der Verf. kein Individuum zu Geſicht, wohl aber ſah Drayton, der Zeichner, der auch das Aramanga-Mädchen portraitirt hatte, auf Manila ein Negrillo-Mädchen, das er von gleicher Raſſe mit jenem erklärte. Nach einer Mittheilung des Paters Aranda haben die Negrillos von Luzon keine eigenthümliche Sprache, ſondern gebrauchen das Tagala, und bewohnen Häuſer und Dörfer. Auf Sulu ſah der Verf. einen Negrillo, einen jungen Mann, der wahrſcheinlich ein Eingeborner war und der Zeichen gemiſchter Abkunft an ſich trug. Noch erwähnt er nach Sagen, daß die Andaman-Inſulaner ebenfalls den Negrillos angehören, und daß dieſe auch auf der malayiſchen Halbinſel und auf Sumatra vorkommen ſollen. Letzteres hat ſich indeß neuerdings als unbegründet gezeigt.

6. Telinganiſche oder indiſche Raſſe. Dieſe Raſſe, welche der Verf. von ſeiner weißen (arabiſchen), die ebenfalls in Oſtindien vorkommt, unterſcheidet, charakteriſirt er nach den öſtlichen Hin-

dus, die er im indiſchen Archipel, namentlich in Singapore, kennen lernte. Ihre Farbe bezeichnet er als ſehr übereinkommend mit der der beyden vorhergehenden Raſſen, und ſo entſchieden dunkler als die der Malayen, daß ſie nach gewöhnlichem Sprachgebrauche ſchwarz genannt wird, obwohl bey Vergleichung der Ton weit von dem des unvermiſchten Negers entfernt iſt. Die Farbe mag aus einer Miſchung von Roth und Schwarz hervorgebracht werden. Die Geſichtszüge nähern ſich ſehr genau denen der weißen Raſſe, doch erſcheint gewöhnlich der Mund weiter, die Naſe viel weniger vorſpringend, und die Lippen auffallend dicker. Die Haare ſind ſchlicht, fein und ſchwarz.

Bey ſeinem Aufenthalt in Bombay und Dekkan war der Verf. ſehr verwundert über das ſeltene Vorkommen der telinganiſchen Raſſe, wenigſtens im unvermiſchten Zuſtande. Alle Mahratten-Braminen ſchienen von unvermiſchter weißer Abſtammung zu ſeyn. Bedenklich macht es ihn auch, daß die Kaſteneintheilungen ganz unabhängig von den phyſiſchen Differenzen der beyden Raſſen ſind, und daß das Volk ſelbſt darnach keine Unterſcheidung macht. Will er nun auch gleich nicht die Selbſtſtändigkeit ſeiner telinganiſchen Raſſe aufgeben, was doch wohl das gerathenſte wäre, ſo bekennt er wenigſtens, daß im weſtlichen Hinduſtan die Bevölkerung dermaſſen gekreuzt iſt, daß er ſich auſſer Stand ſähe, genaue Gränzen zu ziehen.

7. Negerraſſe. Die Charakteriſtik derſelben, als nichts Neues darbietend, dürfen wir hier übergehen. Intereſſant ſind die Angaben des Verf. über die Neger, denen er außerhalb ihres Vaterlandes auf ſeinen Reiſen begegnete. Das Portrait, welches er von einem Negerſklaven in Rio Janeiro liefert, ſcheint den ganzen Jammer, der auf dieſem unglücklichen Volke liegt, auszudrücken.

8. Aethiopiſche Raſſe. Nach des Verf. Meinung hält dieſe Raſſe das Mittel zwiſchen der telinganiſchen und den Negern. Die Farbe ſcheint dunkler als bey jener Raſſe, das Haar iſt kraus und fein, nicht drähtern wie bey den Papuas, von denen ſich die Aethiopier noch durch ihre weiche Haut und europäiſche Phyſiognomien unterſcheiden. Der Verf. hat verſchiedene Individuen von den Barabras, Ababde und Biſchori geſehen, von welch letzteren er auch die Abbildung einer Frau mittheilt. Nach etlichen Individuen, die er von Somalis, Danakils, Gallas, M'Kuafi und Muſſai geſehen, will er auch dieſe hieher rechnen.

9. Hottentotten-Raſſe. Ueber das Wenige, was der Verf. von dieſer Raſſe ſagt, können wir hinweggehen, da er mit ihr perſönlich nicht bekannt wurde. Woher die Abbildung des Buſchmanns-Mädchen rührt, iſt nicht geſagt.

10. Abyſſiniſche Raſſe. Auch hier brauchen wir uns nicht bey der kurzen Schilderung des Verf. aufzuhalten, da er ſelbſt geſteht, nur wenige ächte Abyſſinier geſehen zu haben, die überdieß nicht ſehr mit einander übereinſtimmten.

11. Weiße oder arabiſche Raſſe. Alle Völker, die der Verf. nicht einer der vorhergehenden 10 Raſſen zugetheilt hat, gehören hieher, alſo auch ein großer Theil der Bewohner Oſtindiens. Die Vertauſchung der gewöhnlichen Bezeichnung als kaukaſiſche Raſſe mit der der arabiſchen, iſt eine nicht gerechtfertigte Neuerung.

Hiemit haben wir die 11 Raſſen vorgeführt, die der Verf. im Ganzen unterſcheidet. Sollen wir in Kurzem unſer Urtheil über den Werth dieſer Aufſtellung abgeben, ſo müſſen wir die Haltbarkeit dieſer meiſten Raſſen anerkennen, jedoch nicht als gleichwerthiger Gruppen, ſondern in der Unterordnung unter die drey großen Hauptabtheilungen der kaukaſiſchen, mongoliſchen und aethiopiſchen (Neger) Raſſe. Auch können wir die Unterdrückung der amerikaniſchen Raſſe nicht billigen, da ſie wenigſtens für ihre Geltung ein ſo gutes Recht anſprechen kann als ſeine telinganiſche, oder äthiopiſche oder abyſſiniſche neben der arabiſchen Raſſe. Sehr vermißt wird es, daß der Verf. faſt gar keine Rückſicht auf den Schädelbau genommen hat, der denn doch bey jeder Raſſeneintheilung eine Hauptberückſichtigung erfahren ſollte, und von ungleich größerer Bedeutung iſt als die weit mehr wechſelnde Farbe, auf welche er zu viel Werth gelegt hat. Aber trotz dieſes Mangels iſt doch des Verf. Arbeit eine der bedeutendſten, die über dieſen Gegenſtand erſchienen ſind, und da er die ihm dargebotene Gelegenheit mit faſt allen Hauptformen des Menſchengeſchlechtes aus eigner Anſicht bekannt zu werden, auf's Beſte benützt hat, ſo hat er zur genauern Kenntniß und Unter-

ſcheidung der Raſſen nach ihrer phyſiſchen Beſchaffenheit einen höchſt wichtigen Beytrag geliefert.

Aus den allgemeinen Betrachtungen, die der Verf. auf die Charakteriſtik der Raſſen folgen läßt, wollen wir nur einige ſpecielle Punkte hervorheben. Auf die Frage, ob ſeine 11 Raſſen als eben ſo viele Arten oder nur als Varietäten einer und derſelben Art zu betrachten ſeyen, gibt er keine klare Antwort, nur meint er, daß wenn man bloß eine einzige Species gelten laſſen wollte, man alsdann auch nur einen Central-Ausgangspunkt für ſie annehmen dürfte. Dieſen möchte er aber in Afrika und zwar in Abyſſinien finden, aus Gründen, die freylich uns nicht überzeugt haben.

Welchen Weg die Wanderungen möchten genommen haben, davon gibt er einige Andeutungen, die er auf der Raſſenkarte durch punktirte Linien angezeigt hat. Für Amerika z. B., deſſen Urbevölkerung er von der mongoliſchen und polyneſiſchen Raſſe ableitet, gibt er zwey ſolcher Straßen an. Die eine führte die erſtere Raſſe von Nordoſt-Aſien herüber nach Nordweſt-Amerika, von wo ſie ſich dann weiter über den Continent verbreitete. Die zweyte Straße führte Polyneſier über den weiten Ocean an die Nordweſtküſte von Amerika, wohin ſie leichter gelangen konnten als an die Südküſte, da zu dieſer von der polyneſiſchen Gruppe her der Zutritt durch hohe Wellen und beſtändige conträre Winde und Strömungen ſehr erſchwert iſt. Hält daher eine Pirogue von irgend einem Theile Polyneſiens die Richtung nach Amerika ein, ſo wird ſie faſt nothwendig an's Nordende von Kalifornien gelangen, und hier iſt es eben, wo der Verf. ſeine zweyte Raſſe von Amerika auftreten läßt. Wie er zufügt, iſt dieſer Kurs ſo wohl bekannt, daß man in Mexiko San Francisco als einen Punkt auf der Route nach Manila betrachtet. Er erinnert weiters daran, daß dieſe Linie auch günſtig iſt für eine direkte Fahrt von Japan her, wie denn in den letzteren Jahren ein Wallfiſchfahrer im nördlichen ſtillen Meere mit einem japaniſchen Schiff zuſammengetroffen ſey, ein anderes an der Küſte der Sandwichs-Inſeln Schiffbruch erlitten habe, und ein drittes bis an die Mündung des Columbiafluſſes getrieben worden wäre.

Zuletzt kommt der Verf. auf eine ſehr ausführliche Beſprechung der zu verſchiedenen Zeitperioden in Amerika, auf den polyneſiſchen Inſeln, im äquatorialen Afrika, im ſüdlichen Arabien, in Indien und Egypten eingeführten Pflanzen und Hausthiere, wobey er für die beyden letztgenannten Länder eine beſondere Rückſicht auf die Darſtellungen nimmt, welche von Thieren und Pflanzen auf den alten Monumenten vorgefunden worden ſind.

II. Wir gehen nun über zur Anzeige des zweyten Werkes, welches ſich zur Aufgabe geſetzt hat, die Einheit des Menſchengeſchlechts aus den Principien der Wiſſenſchaft zu erweiſen. Der Verfaſſer desſelben, John Bachman, iſt Theolog; er zeigt ſich aber auch ſehr gut bewandert in der Naturgeſchichte und iſt deßhalb wohl berechtigt, in der angeregten Frage ein Wort mitzuſprechen. Sein Werk beurkundet ein geſundes und gründliches Urtheil und iſt reich an eigenthümlichen Beobachtungen, ſo daß es nicht verfehlen wird, in den Ländern engliſcher Zunge eine große Anerkennung zu gewinnen. Eine ſolche wird es ſich aber in gleichem Umfange in Deutſchland kaum erwerben können, da die deutſchen Leiſtungen auf dieſem Gebiete allzu wenig berückſichtigt oder zu wenig gekannt ſind, für uns alſo die Lücken und Mängel, die aus Nichtbeachtung unſerer Literatur vorliegen, zu augenfällig hervortreten. Wenn dieſelbe ſchon in England wenig gekannt und noch weniger zugänglich iſt, ſo ſcheint dieß weit mehr in den vereinigten Staaten der Fall zu ſeyn, indem der Verf., der doch, wie man aus ſeinem Buche ſieht, früher in Deutſchland gereiſt iſt, und deßhalb mit unſerer Literatur leichter bekannt werden konnte, es einigemal beklagt, daß es ihm in Nordamerika an Gelegenheit gemangelt habe, deutſche Bücher zur Vergleichung aufzutreiben. Der Mangel an großen Bibliothen, wie wir ſie in Deutſchland beſitzen, muß dort ſehr allgemein, und insbeſondere die deutſche Literatur ſehr vernachläßigt ſeyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. December.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Herausgegeben von dem Landesarchive zu Karlsruhe durch den Director desselben F. J. Mone. Karlsruhe, Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1850. I. Bd. S. 516. 1851. II. Bd. 1. H. 8.

An Zeitschriften, welche der Geschichte gewidmet sind, fehlt es wahrlich nicht, wie ein Blick auf die Leistungen der in allen Gauen Deutschlands bestehenden historischen Vereine beweist, und gewiß tragen sie alle mehr oder minder zur Vervollständigung und Aufhellung der vaterländischen Geschichte bey, nur wäre zu wünschen, daß dieselben ihre Thätigkeit auf Bekanntmachung von Quellen beschränkten und nicht auf Ausarbeitungen ausdehnten, weil diese in der Regel sehr mangelhaft sind, so daß andere immer wieder auf denselben Gegenstand zurückzukommen sich genöthiget sehen. Lückenhaft wird aber jede geschichtliche Arbeit bleiben, so lange nicht die bezüglichen Quellen vollständig bekannt gemacht sind. Und hier ist noch sehr viel zu thun. Darum wird jedes Werk, das uns neue Quellen vorführt, stets willkommen seyn, daher auch die in Rede stehende Zeitschrift, und diese um so mehr, als sie von einem Gelehrten ausgeht, der auf diesem Gebiete völlig eingebürgert und mit der Geschichte so vertraut ist, daß er weiß, wo ihr vorzugsweise aufgeholfen werden muß.

Diese Zeitschrift, welche in geographischer Hinsicht den ganzen Oberrhein, nämlich die Schweizer Kantone, die an den Rhein gränzen, Wirtemberg, Baden, Elsaß, die bayerische Pfalz und das Großherzogthum Hessen bis an den Main und die Nahe umfaßt, soll, so heißt es in der Vorrede, sowohl Quellen mittheilen, als auch davon Nachrichten oder Verzeichnisse geben, wenn die Aufnahme der Texte allzuviel Raum in Anspruch nehmen würde und Abhandlungen, liefern, welche auf quellenmäßigen Auszügen ruhen. Diese dreyfache Behandlungsart soll sich, so ist der Plan, über das ganze Volksleben erstrecken, um es in aller Hinsicht kennen zu lernen. Das gerade ist ein großes Verdienst der neueren Forschung, daß sie allenthalben darauf ausgeht, besonders das Volksleben, den interessantesten und wichtigsten, leider aber langehin vernachläßigten Theil der Geschichte aufzuhellen, und die Institutionen, unter welchen und durch welche es sich bewegte, zur klaren Anschauung zu bringen. Dazu drängen selbst die Entwicklungen der Gegenwart; denn sie bleiben, da sie mit der Vergangenheit in der innigsten Verbindung stehen, unverständlich, wenn uns die Kenntniß der letzteren fehlt. Wie jeder Mensch, so macht auch jedes Volk seine Erfahrungen; sie weise benützen, ist ihr Vortheil, sie unbeachtet lassen leider Verderben. Zwar gestattet, wie der Herausgeber in der Vorrede bemerkt, der organische Verlauf des Volkslebens keine Wiederholung früherer Zustände, so wenig als ein erwachsener Mann wieder zu seinen Jünglingsjahren zurückkehren kann, wohl aber die Benützung früherer Vorbilder und Erfahrungen. Das hat auch das badische Staatsministerium begriffen, und daher, wie wir dem Vorwort entnehmen, die Herausgabe dieser Zeitschrift, die ihrer Anlage gemäß nicht in das größere Publikum dringen kann, durch einen Zuschuß von Geld-

mittelu möglich gemacht, und zwar, wie man sieht, zu einer Zeit, wo der Staat sich vielfach in großem Gedränge befand, was das Verdienstliche der gewährten Unterstützung nur um so größer erscheinen läßt, zumal wenn man sieht, daß man anderwärts, wo der Sturm viel weniger wüthete, nicht daran denkt, derley Unternehmungen einen günstigen Blick oder die erforderlichen Mittel zuzuwenden, vielmehr nach wie vor Alles dem Fleiße und der Sorge Einzelner überläßt. Man sieht nicht selten, wie es scheint, die Geschichte für eine alte Registratur an, die außerdem, daß sie allenfalls die Neugierde befriediget, zu weiter nichts gut ist, als zu den Thorheiten und Fehlern unserer Ahnen auch die unsrigen aufzunehmen. Ehre daher dem badischen Ministerium, das von dem Nutzen und der Brauchbarkeit der Geschichte eine andere Ansicht hat.

Die Urkunden und andere Quellen, welche hier mitgetheilt werden, sind nicht, wie gar häufig anderwärts geschieht, zusammengewürfelt, als wenn der Zufall gewaltet hätte, sondern nach gewissen Rubriken zusammengestellt und sorgfältig ausgewählt, und es ist denselben, was besonders dankenswerth ist, stets eine historische Einleitung vorangeschickt, welche das Verständniß der mitgetheilten Documente sehr fördert. Dem Ref. ist unter den vielen historischen Zeitschriften keine bekannt, welche solche Vorzüge vereinigte, man mag auf den Stoff, der dargeboten wird, oder auf die Behandlung desselben das Augenmerk richten. Um dieß zu zeigen genügt es, auf einzelne Rubriken, deren der erste Band sechs und zwanzig enthält, etwas näher einzugehen.

Eröffnet wird derselbe mit **Weisthümern vom 13. bis 15. Jahrhundert.** Man könnte vielleicht im Hinblick auf Grimms Sammlung solche Publicationen für überflüßig halten, würde aber sehr irren, da Grimm eben nur die bekannt machte, deren er habhaft werden konnte — eine verhältnißmäßig kleine Anzahl, wie die neueren Sammlungen von Kaltenbäck und Schauberg beweisen, und weil erst dann, wenn die Weisthümer vollständig gesammelt sind, es möglich wird, die „Rechtsgränzen der Völkerschaften in Deutschland zu finden, das Allgemeine der Grundlage zu erkennen, und die speciellen nationalen Unterschiede nachzuweisen.“ Ueber die Zeit, wann die Weisthümer zuerst üblich geworden, sind die Gelehrten keineswegs einig, und es ist allerdings schwierig, dieß genau zu ermitteln. Die bisher aufgefundenen gehen nicht höher hinauf als in das 12. Jahrhundert, indessen kann nicht bezweifelt werden, daß ihr Inhalt viel weiter zurückgeht und auf alten Grundlagen beruht. Der Herausgeber weist die ersten Spuren der Weisthümer schon um die Mitte des 8. Jahrhunderts nach, rückt jedoch ihren Ursprung noch höher hinauf, nämlich in die Zeit, wo die Immunitäten oder gefreyten Bezirke zum Vorschein kamen, also in den Anfang des 6. Jahrhunderts, und wohl mit Recht; denn da diese Bezirke der allgemeinen Gerichtsbarkeit entzogen wurden, mußten sie eine besondere — die Weisthümer erhalten. Diese haben, obgleich sie beschränkt und einförmig sind, weil sie großentheils Gutsverhältnisse betreffen, und diese fast durchgänglich nach den nämlichen oder ähnlichen Grundsätzen geordnet sind, drey unverkennbare Vorzüge: 1) legten sie allen Angesessenen die Pflicht auf, bey dem Gerichte gegenwärtig zu seyn; 2) wurde durch die alljährlich wiederholte Eröffnung der Weisthümer die Rechtskenntniß fortgepflanzt und wach erhalten; 3) lag in dem unmittelbaren Ausspruch im Angesichte der ganzen Gemeinde für jeden Einzelnen die moralische Nöthigung, seine Rechtspflicht zu erfüllen. Mit den Weisthümern gingen im Verlaufe große Veränderungen vor, welche kennen zu lernen unerläßlich ist, weil dadurch der Verfall dieser Rechtsinstitute erkannt wird; denn als Aenderungen eintraten, schwand die Achtung und damit allmählig der Gehorsam vor dem Gesetze, und es ward so die Handhabung der Weisthümer erschwert. Um ihnen den Vollzug zu sichern, ließ man sie von den Landesherren bestätigen, und um der eingerissenen Unordnung zu begegnen, revidiren; allein da hiedurch ihre Ursprünglichkeit und Autonomie aufgehoben wurde, ging das ganze Institut unter.

(Schluß folgt.)

United States Exploring Expedition. The Races of Man and their geographical distribution. The doctrine of the Unity of the Human Race.

(Schluß.)

Eine Arbeit, wie sie der Verf. sich vorgesetzt hat, wird immer zum großen Theil polemischer Art seyn, da sie die entgegengesetzte Ansicht von einer Mehrheit der Arten des Menschengeschlechtes zu bekämpfen hat. Der Verfasser hat sich dabey nach nordamerikanischer Weise gar nicht um die Gegner bekümmert, die sich lange vor ihm in Deutschland und Frankreich auf dem Kampfplatze eingefunden haben, sondern er hat es nur mit seinen eignen Landsleuten zu thun. Mit den direkten Bekämpfern der specifischen Einheit des Menschengeschlechtes unter denselben hat er freylich ein leichtes Spiel, da es nur etliche und diese ganz obscuren Namens sind, wie es denn auch in Europa noch keinem wahrhaft großen Naturforscher in den Sinn gekommen ist, dieselbe bestreiten zu wollen; dagegen hat sich der Verf. ernstlicher zu bemühen gehabt, die indirekten Angriffe, die in dieser Beziehung erhoben wurden, zu beseitigen.

Die bedeutendsten unter diesen, so weit sie von Nordamerikanern herrühren, sind von Morton ausgegangen, der durch mehrere Arbeiten über die Menschenrassen sich einen Ruf erworben hat, und in einem späteren Artikel zu zeigen sich bemühte, daß die bisher allgemein verbreitete Annahme von der Unfruchtbarkeit der aus der Zeugung zweyer verschiedener Arten hervorgegangenen Bastarde durch zahlreiche gegentheilige Erfahrungen aus der Thierwelt als unhaltbar aufgegeben werden müßte. Ist dem aber so, so verliert der triftigste Grund der bisher vom naturhistorischen Standpunkte aus für die Art-Einheit der Menschenrassen aufgestellt worden ist, seinen Halt. Zur Zeit konnte man sich auf die unbedingte Zeugungsfähigkeit aller Menschenrassen miteinander als auf einen vollgültigen Beweis berufen, daß sie nicht verschiedene Arten, sondern nur Varietäten einer und derselben Art ausmachen. Wenn es aber bey den Thieren erwiesen ist, daß verschiedene Arten miteinander eine fruchtbare Nachkommenschaft erzeugen können, so fällt obiger Beweis von selbst hinweg, denn alsdann darf man sich auch bey dem Menschen für berechtigt ansehen, die verschiedenen Rassen als eben so viele verschiedene Arten und in weiterer Folgerung diese als von eben so vielen Urpaaren entsprungen anzusehen. Damit ist dann auch die Lehre der Bibel von dem Ursprunge aller Menschen von einem einzigen Urpaare als nichtig erwiesen und dadurch zugleich dem Christenthume seine Geltung als Weltreligion genommen; Folgerungen von einer Bedeutung, die nicht bloß den Theologen, sondern jeden Christen zur strengsten Prüfung der Praemissen, aus denen sie abgeleitet sind, auffordern. Die Untersuchung dieses Gegenstandes hat demnach nicht bloß ein naturhistorisches, sondern in ihren weiteren Consequenzen auch ein höchst bedeutendes religiöses Interesse.

Wir haben, in Anerkennung der Bedeutsamkeit dieser Frage, gleich nach Erscheinung von Morton's Aufsatze denselben in unsern Blättern (Band XXV S. 369) kritisch geprüft und gezeigt, daß sämmtliche Belege keine Evidenz darbieten und daher das auf sie gebaute Resultat nichtig ist; wir haben dabey bemerklich gemacht, daß Morton in der Aufnahme seiner Belege eine auffallende Leichtgläubigkeit, verbunden mit einer eben so großen Unkenntniß der bey uns gemachten Erfahrungen, an den Tag gelegt habe. Es wird Niemand erwarten, daß unser Autor von dieser Widerlegung Kenntniß gehabt hatte; er ist daher mit einer solchen ganz auf sich selbst angewiesen.

Für ihn, den Theologen, hatte aber die Entkräftung von Morton's Angaben, aus den vorhin angedeuteten Bemerkungen, eine doppelte Wichtigkeit und er widmet ihr daher einen großen Abschnitt in seinem Buche. Wir müssen es ihm auch zum Ruhme nachsagen, daß ihm die Widerlegung in allen den Fällen, wo er selbst Untersuchungen anstellen konnte, vollständig gelungen ist, und daß er höchst schätzbare eigne Beobachtungen über die Unfruchtbarkeit verschiedener Bastarde beygebracht hat.

Nur in den wenigen Fällen, wo Morton aus zweyter oder dritter Hand von ihm günstigen Angaben deutscher oder französischer Schriftsteller Nachricht erhielt, — wie z. B. von der durch Hellenius mitgetheilten fruchtbaren Paarung eines Rehes und Schafes, oder von der in Chili gewöhnlichen Kreuzung der Ziegen und Schafe — konnte der Verf. aus Mangel an Vergleichung der Originalberichte sich nicht zurecht helfen und mußte sich mit bloßen Redensarten begnügen. Sonst, wie gesagt, ist ihm die Widerlegung von Morton vollständig gelungen, und wenn er auch, gleich diesem, andere wichtige Fälle, die aus der deutschen Literatur noch nicht in die englische übergegangen sind, unberührt gelassen hat, so macht dieß für die Nordamerikaner nichts aus, da sie ebenfalls keine Kenntniß davon haben.

Nachdem der Verf. seine Gegner vollständig entwaffnet hat, zeigt er ihnen weiter, in welche Widersprüche sie sich selbst mit ihrer Annahme von mehreren Menschenarten verwickeln, gegenüber den zahlreichen Erfahrungen, die wir hinsichtlich des großen Kreises von Abänderungen an den verschiedenen Arten unserer Hausthiere gemacht haben. Er macht sie auch aufmerksam auf die zahlreichen Uebergänge, welche zwischen den Menschenrassen vorkommen und die bey wirklichen Arten gar nicht stattfinden können, und verweist ferner auf die weite Verbreitung der Hausthiere über ihren ursprünglichen Wohnplatz hinaus, um zu zeigen, daß auch für das Menschengeschlecht die Annahme verschiedener Schöpfungs-Mittelpunkte ganz überflüssig ist.

Bey dieser Gelegenheit kommt der Verf. abermals in Conflikt mit Morton, der die Behauptung aufgestellt hatte, daß die Ureingebornen Amerika's weder von der mongolischen noch von der malayischen Rasse abgeleitet werden könnten, daß von ihnen aus kein Uebergang zu einer andern stattfände, und daß sie deßhalb als eine besondere, von allen andern verschiedene Rasse angesehen werden müßten. Im direkten Gegensatz hiemit behauptet der Verf., daß in Amerika vom äußersten Norden an bis hinab nach Kap Horn die mongolische Rasse verbreitet ist. Zur Rechtfertigung seiner Behauptung beruft er sich darauf, daß er eine Menge Indianer Nordamerika's, so wie verschiedene Chinesen, Japaner und mehrere Individuen aus anderen der mongolischen Rasse zugezählten Völkern gesehen habe, die so viel Aehnlichkeit mit den Indianern hatten, daß wenn man sie in Amerika getroffen hätte, sie ohne weiters zu einigen Stämmen der hier einheimischen Urbewohner gezählt worden wären. Er nimmt demnach keinen Anstand folgende Erklärung abzugeben.

„Nach allen Beobachtungen, die wir machen konnten, sind wir zu der festen Ueberzeugung gelangt, daß die Abkömmlinge der sogenannten mongolischen Rasse in einer Verschiedenheit von Formen und Farbentönen in Amerika vorkommen, von Grönland auf der einen und von Kamtschatka auf der andern Seite des Polarkreises an durch die russischen Ansiedlungen und Oregon bis nach Kalifornien im Westen, und durch Kanada und die atlantischen vereinigten Staaten im Osten bis zur Südspitze von Florida, in der Nähe des Wendekreises. Daß mit einiger Beymischung von Malayen, welche in mehreren Stämmen von Kalifornien, Meriko und Südamerika vorzuherrschen scheinen und mit Vermischung von Negern in einigen Florida- und Tscherokesen-Stämmen, dieselbe Rasse in mancherley Abänderungen durch die ganze Erstreckung des amerikanischen Continents bis hinab nach Patagonien und Feuerland sich verfolgen läßt."

Dieses Resultat ist beachtenswerth, da der Verf. auf solches lediglich durch seine eignen Vergleichungen der amerikanischen Rasse mit der mongolischen geführt wurde, noch bevor er mit Pickering's Ansichten hierüber bekannt geworden war.

In überzeugender Weise legt endlich der Verf. die Uebereinstimmung der durch die Forschungen der Naturwissenschaft gewonnenen Resultate über die Einheit und Verbreitung des Menschengeschlechtes mit den Berichten der heiligen Schrift dar, und erkennt in letzteren den Faden, der sicher durch das Dunkel der Urgeschichte unsers Geschlechtes zu leiten vermag. Wir sind überzeugt, daß diese nach Gehalt und Form vortreffliche Arbeit die Gegner zum Schweigen bringen und einer wohlverdienten Anerkennung in weiten Kreisen sich erfreuen wird.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. December.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins.

(Schluß.)

Man hat sich daran gewöhnt, die Weisthümer mehr als eine zufällige Gestaltung des Rechtes auf der niedersten Stufe und als eine willkührliche Ausnahme des Landrechtes zu betrachten, allein sie stehen mit der Entwicklung des deutschen Volkes im innigsten Zusammenhange, und verstießen nicht gegen das Landrecht, sondern machten sich nur neben diesem geltend. Es sind hier acht Weisthümer mitgetheilt, das älteste gehört dem Jahre 1289, das jüngste dem Jahre 1491 an. Im ersten Heft des zweyten Bandes (S. 55) findet sich ein Nachtrag von fünf anderen aus der Schweitz, Bayern, Hessen und Rheinpreußen.

An die im ersten Band bekannt gemachten Weisthümer reihen sich urkundliche Beyträge an über Zinsfuß und Ablösung im Mittelalter am Oberrhein (S. 26). Urkunden, welche hierüber ganz bestimmte Aufschlüsse geben, sind in großer Zahl vorhanden, doch aber mitunter noch sehr irrige Ansichten im Umlaufe, namentlich die, daß der Zinsfuß sehr hoch gewesen, nämlich in der Regel 10 Procente betragen habe, wie wir aus Hüllmanns Städtewesen im Mittelalter (II, 38), dem auch andere gefolgt sind, ersehen. Nach den hier mitgetheilten urkundlichen Belegen betrug der Zinsfuß in in den Landen, deren Geschichte die vorliegende Zeitschrift erläutert, von $3\frac{1}{2}$ bis $6\frac{2}{3}$, nur ausnahmsweise $8\frac{1}{3}$, im Durchschnitte jedoch nur $5\frac{2}{3}$, der zumeist übliche aber nur 5 Procente. Auch in Bayern war dieser Zinsfuß der vorherrschende. In größeren Städten, namentlich solchen, welche Handel trieben, war der Zinsfuß in der Regel höher als in kleineren Orten, welche nicht selten einen vierprocentigen hatten. Wie der Zins-, so war auch der Ablösungsfuß, d. h. man gebrauchte für die Summe des Darlehens wie die der Ablösung das nämliche Verhältniß zum Zins, wie zur Gült, so daß also die Procente für Darlehen und Ablösung völlig gleich waren. Die Ablösung der Grundzinse bey Precarien aber beruhte auf anderen Grundlagen, als die Rückzahlung eines Kapitales; denn die Größe der Ablösungssumme stand zu dem Grundzinse nicht in dem stetigen Verhältnisse, wie das Kapital zum Zinse, aus Gründen, welche der Herausgeber näher bezeichnet. Die Angaben über den früheren Zinsfuß verdienen mehr als bisher der Fall war, gesammelt zu werden, da außerdem die Verhältnisse des Geldverkehres in der Vorzeit nicht richtig beurtheilt werden können.

In mehr als einer Hinsicht merkwürdig ist die alte Uebersetzung der lex salica (S. 36), obgleich leider nur Bruchstücke davon vorhanden sind. Schrift und Sprache zeigen, daß sie aus dem 9. Jahrhundert stammt. Sie gilt als ein Beweis, daß dieses Gesetz noch damals angewendet wurde und über den Mittelrhein hinauf Geltung hatte. Der Herausgeber fand sie an der Decke einer Incunabel in der Bibliothek zu Trier, die Schrift jedoch vielfach verblaßt oder abgerieben, daher unleserlich. Später hat Pertz die verwischten Stellen durch Anwendung von Reagentien wieder lesbar gemacht, einige Worte auch anders gelesen als der Herausgeber dieser Zeitschrift, der in einem Nachtrag (II. 1. S. 64) darnach den von ihm gelieferten Text berichtet, zugleich aber auch nachgewiesen hat, daß noch keineswegs alle Zweifel gelöst sind.

Viele neue Aufschlüsse geben die Mittheilungen über die Armenpflege vom 13. bis 16. Jahrhundert. (S. 129). Sie sind um so beachtenswerther, als, was früher desfalls angeordnet war, vielleicht auch jetzt noch theilweise in Anwendung gebracht werden könnte, um so mehr als die Armen- und Kranken-Pflege unsers Zeitalters sich überall als unzureichend erweist, was, wie nicht bezweifelt werden kann, darin seinen Grund hat, daß ihr das rechte Fundament völlig entrückt ist. Sie ist nämlich und war das ganze Mittelalter hindurch, wie der Herausgeber in der Einleitung ganz richtig bemerkt, eine Frucht der christlichen Liebe, die in der Eigenthümlichkeit der christlichen Gebote ihren Grund hat. Denn nur in dem Christenthume wird die Nächstenliebe der Gottesliebe gleichgestellt, die Armuth in der Armuth Christi geheiliget und die Armen- und Kranken-Pflege für einen Akt der Barmherzigkeit erklärt. Die neuere Zeit hat ihr andere Grundlagen gegeben, nämlich die Humanität und die politische Nothwendigkeit, Grundlagen, welche mit der Nächstenliebe keinen Vergleich aushalten; denn der Humanität fehlt die positive Bestimmung der Pflicht, sie ist in der Armenpflege launenhaft, willkührlich und nicht nachhaltig, und die politische Armenpflege, die nun allwärts an die Stelle der christlichen getreten, erschöpft die Mittel, um so schneller, je mehr das christliche Almosen sich zurückzieht; was eben sie veranlaßt, legt eine drückende Last auf, und erweist sich doch als völlig unzulänglich: jenes, weil dem Geber die christliche Liebe, dieses, weil dem Empfänger, der das Almosen als ein Recht fordert, die Dankbarkeit und Genügsamkeit, so wie der evangelische Sinn fehlt, welcher ihm die Armuth erträglich macht. Dieß muß man in's Auge faßen, wenn man die mittelalterliche Armen- und Kranken-Pflege richtig beurtheilen und zur Einsicht gelangen will, daß die moderne niemals dem Zwecke entsprechen kann. Das Mittelalter wußte nichts von einer Pflicht der Gemeinden und des Staates zur Erhaltung der Armen, nichts von Armensteuern, indem das Christenthum das Gebot der Nächstenliebe an die Individuen richtet, sondern es beruhte in jenen früheren Tagen die Fürsorge für die Armen lediglich auf dem Privatalmosen, und dieses ward gesichert durch das Stiftungswesen, mit welchem es unzertrennlich verbunden war, und daher auch verwaltet und ausgespendet von den Kirchendienern. Es hing dieses nicht von ihrem Belieben ab, sondern sie waren dazu verpflichtet, wie zur Verrichtung ihrer übrigen Berufsgeschäfte. So bewahrte das Almosen stets den christlichen Charakter, den es nie aufgeben darf, ohne sich zu Grunde zu richten oder unwirksam zu machen, nährte nicht bloß den Körper sondern auch den Geist des Armen, indem es auf seine Sittlichkeit einwirkte, und war eine stete Aufmunterung zu neuen Stiftungen. Da es nun anders geworden, hat man eben keine Ursache, sich zu verwundern, daß keine Mittel mehr hinreichen, der Armuth nachhaltig abzuhelfen. Vom Mittelalter könnte man viel, namentlich betreffs der Armenpflege lernen, doch fehlen die Bedingungen. Wie nun das Almosen durch Steuern aufgebracht wird, so geschehen die Spenden auch regelmäßig in klingender Münze. Ganz anders im Mittelalter: hier war die Naturalverpflegung Grundsatz. Es wurde daher, wie der Herausgeber ganz richtig bemerkt, mit der Armenpflege folgendes erreicht: 1) dem noch erwerbsfähigen Armen blieb die Zeit zu seiner Arbeit und seinem Verdienst ungeschmälert, weil er nicht für die Anschaffung und Zubereitung der Nahrungsmittel zu sorgen hatte; 2) war der Arme nicht dem Wucher des Fruchthandels ausgesetzt und litt nicht unter den Schwankungen der Fruchtpreise; 3) es wurde ihm die Versuchung und die Gelegenheit genommen, das Almosen zu vergeuden, was bey Geldspenden nicht zu vermeiden ist; 4) war (wie Ref. hinzusetzt) der Arme, der auf die christliche Nächstenliebe Anspruch machen wollte, angewiesen, sich derselben auch würdig zu machen und zu halten. Die Spenden wurden öffentlich vertheilt, nachdem die Armen von der Kanzel herab davon in Kenntniß gesetzt waren, und zwar im Kirchhof, im Kreuzgang, in der Kirche selbst oder am Grabmale des Stifters. Dadurch waren die Armen gezwungen, sich in der Kirche einzufinden und dem Gottesdienste anzuwohnen, um so mehr, als wer fehlte, nichts erhielt, wenn er keinen hinreichenden Entschuldigungsgrund hatte. In der öffentlichen Vertheilung lag aber auch die wirksamste Controlle; denn dadurch ward Laune und Willkühr in der Vertheilung ausgeschlossen, und verhindert, daß unwürdige Arme etwas erhielten. Als das Stiftungswesen und mit diesem auch das

beſtiftete Almoſen vernichtet wurde, was in der erſten Hälfte des 16. Jahrhunderts begonnen, und zu Anfang des laufenden vollendet wurde, wodurch der Armenpflege ein unberechenbares Kapital unwiederbringlich entzogen ward, mußte die politiſche Armenpflege an die Stelle der chriſtlichen treten. Ein Rückblick in die Vorzeit könnte vielleicht wieder auf die richtigen Grundſätze führen, die Armenſtiftungen und Ordnungen, welche hier mitgetheilt ſind, dürften daher noch ein anderes als bloß hiſtoriſches Intereſſe haben. Indeſſen ſind wir kaum mehr fähig, das Mittelalter zu verſtehen und richtig zu beurtheilen, da wir gewohnt ſind, es von unſerem Standpunkte aus, der ein demſelben ganz fremdartiger iſt, zu betrachten und zu beurtheilen, ſtatt daß man ſich mitten in dasſelbe hinein verſetzt, mit ihm denkt und fühlt, was zwar allerdings ſchwer, doch nicht unmöglich iſt, wenn man nur den ſich ſelbſt aufdrängenden Gedanken feſthält, daß es nicht bloß ungerecht ſondern geradezu lächerlich, unſer Wiſſen, Denken, Fühlen und Handeln als Maßſtab zur Beurtheilung der längſt abgelaufenen Jahrhunderte zu nehmen, nicht minder lächerlich, als wenn man von dem Jüngling die Verſtandesreife und den Ernſt eines Mannes fordern wollte. Daß es möglich ſey, hat der Herausgeber, wie ſchon vielfach anderwärts ſo auch in dieſer Zeitſchrift thatſächlich bewieſen, und es verdient dieß um ſo mehr hervorgehoben und anerkannt zu werden, als es ſo außerordentlich ſelten iſt.

Die geſammte Lebensordnung unſerer Ahnen war errichtet auf dem Fundamente des Glaubens. Und an was anderes ſollte ſich denn auch das Mittelalter halten? So ruhte, wie der Herausgeber nachgewieſen hat, die Armen- und Krankenpflege, das Geſinde- und das Schulweſen durchaus auf religiöſer Grundlage. Ueber das Geſindeweſen ſind mehrere Ordnungen aus dem 15. und 16. Jahrhunderte hier (S. 179) mitgetheilt, eben ſo über das Schulweſen aus dem 13. bis 15. Jahrh. (S. 257). Die Geſchichte des letzteren, namentlich einzelner Schulen, iſt zwar allerdings ſchon vielfach bearbeitet worden, doch aber ſind noch ſehr viele Lücken auszufüllen, und namentlich viele Vorurtheile und ſchiefe Anſichten zu berichtigen, die daher kommen, daß man es, wie ſchon bemerkt, nicht über ſich gewinnen kann, von den Zuſtänden der Gegenwart gänzlich abzuſehen, wenn von denen der Vergangenheit die Rede iſt, daher auch überſieht, daß die älteren Schulen das Chriſtenthum zur alleinigen Grundlage hatten. „Das Mittelalter, ſo äußert ſich der Herausgeber, hat dieſe Grundlage aus der erſten Zeit des Chriſtenthumes erhalten. Die Weisheit Gottes und die Weisheit der Welt oder der Menſchen wird in beyden Teſtamenten als ein Gegenſatz aufgeſtellt, der intellectuell dem Gegenſatz zwiſchen Wahrheit und Irrthum, und moraliſch, zwiſchen gut und bös gleich iſt. Daraus folgt unmittelbar, daß der Chriſt die menſchliche Weisheit der göttlichen unterordnen und ſeinen Geiſt nach der Weisheit Gottes richten ſoll.“ Nach dieſer Anſchauungsweiſe ward denn auch der Unterricht geordnet, und darnach beſtimmte ſich das Verhältniß des Unterrichtes zu der heidniſchen Wiſſenſchaft, d. h. den griechiſchen und römiſchen Klaſſikern. Es war dem chriſtlichen Sinne klar, daß das Studium derſelben nicht Selbſtzweck, ſondern nur Mittel für chriſtliche Zwecke ſeyn könne, um ſo mehr, als die heidniſchen Dichtungen und die Albernheiten der Mythologie den Chriſten anſtößig waren, und die Philoſophie (nicht die Logik), da die Wahrheit gegeben war, entbehrlich geworden, beſonders weil ſich die Ueberzeugung geltend machte, daß ſie die Wahrheit, wenn ſie auch nicht ſchon gefunden wäre, nie entdecken könne. Dieſe Anſchauungsweiſe herrſchte durch das ganze Mittelalter hindurch, wenn auch nicht ohne Anfechtung zu finden; doch aber hat es das Studium der alten Klaſſiker nicht vernachläßiget, ſie indeſſen nicht zum Gegenſtand des Unterrichts gemacht, ſondern den Eingeweihten überlaſſen.

Sehr dankenswerth ſind die urkundlichen Mittheilungen über die Almenden vom 12. bis 16. Jahrhundert (S. 385), ſo wie die Einleitung hiezu. Die Benennung Almende, worunter man ein liegendes Gemeindegut verſteht, das von einer beſtimmten Genoſſenſchaft benützt wird, erſcheint zwar erſt um die Mitte des 12. Jahrhunderts, doch iſt kein Zweifel, daß die Gemeindegüter viel älter ſind als das dafür übliche Wort, wie ſchon die viel früher vorkommenden commarcani beweiſen, welche nichts anderes ſind, als Almendge-

noſſen. Viele finden, und wohl kaum mit Unrecht, ſchon in Tacitus Almenden.

Das erſte Heft des zweyten Bandes eröffnet der Herausgeber mit Beyträgen über die Gewerbe im 14. und 15. Jahrhundert (S. 3), namentlich über die Kupferſchmiede und Gerber in der Pfalz und in Heſſen, und bringt hier abermals einen Gegenſtand zur Sprache, der, obwohl ſchon vielfach bearbeitet, noch lange nicht zur vollen Klarheit gebracht iſt, denn es liegen noch viele Gewerbsordnungen, aus denen die ſicherſten Aufſchlüſſe gewonnen werden, im Verborgenen. Anders betrachtet ſie der Rechtsgelehrte und anders der Geſchichtforſcher, jener zieht aus demſelben das Gemeinſame heraus und ſtellt darnach die allgemeinen Rechtsregeln auf, der Hiſtoriker muß zunächſt die Handwerksordnungen einzelner Bezirke und Orte in's Auge faſſen, und darf ſich nicht beſchränken auf die Rechte, ſondern muß auch die Technik beachten, da es intereſſant iſt, die alte Fabrikationsweiſe zu kennen, um ſie mit der jetzigen vergleichen zu können. Selbſt die Gewerbe ſtanden im Zuſammenhang mit der Religion; denn das Handwerk hatte nicht bloß eine rechtliche Innung, die in der Zunftordnung enthalten war, ſondern auch eine religiöſe, die unter der Benennung „Bruderſchaft“ bekannt war. „Beyde Beziehungen, bemerkt der Herausgeber, hielten das Gewerbe in Ehrbarkeit zuſammen, führten zur gegenſeitigen Hülfeleiſtung und gaben der Arbeit Weihe und Troſt“. Die gewerblichen Bruderſchaften bildeten ſich nach den Vereinen (Fraternitates), welche Stifter und Klöſter zu dem Zwecke ſchloſſen, daß für jeden verſtorbenen Mitbruder Meſſen geleſen und gewiſſe Gebete verrichtet wurden.

An die beſprochenen Mittheilungen, welche ein allgemeineres Intereſſe haben, reihen ſich viele andere an, welche vorzüglich nur der Geſchichte jener Lande dienen, für welche dieſe Zeitſchrift eigentlich berechnet iſt, z. B. Beyträge zur Geſchichte des Bergbaues von Nußloch bis Durbach von 1439 bis 1532 (S. 43); alte Hohl- und Flächenmaße am Bodenſee und im Oberelſaß (S. 169); die alte Thalverfaſſung von Schonau und Todtenau (S. 197); Flußbau am Oberrhein von 1391 bis 1660 (S. 303); der älteſte Grundbeſitz des ehemaligen Reichsſtiftes Salem (S 315 u. II. 1. S. 74); das ehemalige ſanctblaſiſche Amt Klingenau (S. 452); über das Forſtweſen vom 14. bis 17. Jahrhundert im Breisgau, in der Markgrafſchaft Baden, im Bisthum Speyer und Rheinheſſen (II. 1. S. 14); Beyträge zur Elſäſſiſchen Geſchichte vom 12. bis 16. Jahrhundert (S. 33) u. ſ. w. Auch der Genealogie ſind zwey Artikel gewidmet: die alten Grafenhäuſer (nämlich Pfullendorf, Ramsberg, Stoffeln, Buchhorn, Heiligenberg und Nellenburg) des Linz- und Hegaues (I. S. 66), und Urkunden der Herren von Vatz von 1216 bis 1259 (II. S. 74). Es ſind hierüber außer einleitenden Bemerkungen viele Urkunden theils vollſtändig, theils in Auszügen mitgetheilt worden. Von beſonderem Intereſſe iſt das Urkundenarchiv des Kloſters Herren-Alb vom 12. bis 13. Jahrhundert (I. S. 92 u. II. S. 99). Die darauf bezüglichen und hier bekannt gemachten Urkunden waren bisher faſt gänzlich unbekannt. Die Urkundenauszüge ſind ſehr ſachgemäß angefertiget, indem ſie den weſentlichen Inhalt der Urkunden mit deren eigenen Worten geben, ein Verfahren, das überall befolgt werden ſollte. Als beſonders verdienſtlich und nachahmungswerth muß hervorgehoben werden, daß alle Urkunden und andere Quellen, welche in dieſer Zeitſchrift niedergelegt ſind, ſprachlich, ſachlich und geographiſch erläutert wurden, ſo daß alſo ihre Benützung ungemein erleichtert iſt, was beſonders jenen erwünſcht ſeyn muß, die nicht eine größere Bibliothek zur Seite haben. Was Werken dieſer Art nie fehlen ſollte, ein genaues Regiſter, iſt hier, wie ſich nicht anders erwarten läßt, dem erſten Bande beygegeben. Die Fortſetzung dieſer Zeitſchrift, welcher Ref. jene Verbreitung wünſcht, die ſie in hohem Grade verdient, iſt geſichert, da, wie wir der Vorrede zum zweyten Bande, von dem das erſte Heft vorliegt, das zweyte angekündiget iſt, entnehmen, das badiſche Miniſterium die erforderlichen Geldmittel auch fürder gewährt hat.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. December.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

T. Macci Plauti comoediae. Ex recognitione Alfredi Fleckeiseni. Tomus I. Amphitruonem Captivos Militem gloriosum Rudentem Trinummum complectens. Praemissa est epistula critica ad Fridericum Ritschelium. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCL. 332, XXX. 8vo. Tomus II. Asinariam Bacchides Curculionem Pseudulum Stichum complectens. Lipsiae etc. MDCCCLI. 272, 8vo.

In der Reihe der Classiker, welche nach langem Darniederliegen in unsern Tagen zu frischem Leben erweckt worden sind, steht Plautus oben an. Ritschl's durchgreifende alle Seiten des Komikers umfassende Behandlung hat sowohl auf das Studium desselben als auf das der ältern lateinischen Sprache und Literatur bereits den wohlthätigsten Einfluß geübt und bedeutende Leistungen Anderer auf demselben Gebiete hervorgerufen, zu denen wir vorzüglich die von Fleckeisen zählen. Seine exercitationes Plautinae, Gotting. 1842, seine Plautinischen Analekten im Philologus, Jahrgang 1847, p. 57 sqq., seine Recension von Ritschl's Ausgabe des Trinummus mit den Prolegomenen in den neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik (Band 60 und 61) erschienen, legen davon Zeugniß ab, daß er als tüchtiger Mitarbeiter sich dem sospitator Plauti zugesellt, der in selbstständiger Weise die Ergebnisse der früheren Forschungen benützt und dabey, wie sich auch in unserem Bericht zeigen wird, theilweise zu Resultaten gelangt ist, die schon gesichert scheinenden Sätzen des Vorgängers widersprechen. Dadurch ist jedenfalls Anlaß zu erneuter Prüfung der Prolegomenen gegeben, die dadurch modificirt oder auch wirklich berichtigt werden können, wie es in Bezug auf mehre Punkte Ritschl bereits zugegeben hat.

Der augenfälligste Unterschied ist die consequent durchgeführte Orthographie, über welche Fleckeisen's Vorrede in Form einer Epistula ad Fr. Ritschelium ausführlich Rechenschaft ablegt. Ritschl hatte in vielen Fällen sich noch gescheut, eine völlige Consequenz hierin zu erzielen, vergl. Prolegg. XCIII, wogegen Fleckeisen glaubt, daß wenigstens die in dem Zeitalter des Valerius Probus (unter Nero) gültige Orthographie in dem Texte des Plautus mit ziemlicher Sicherheit wieder hergestellt werden könne.

Fl. würde gewiß vorgezogen haben, seiner Ausgabe den Charakter einer Recognition der Ritschl'schen zu geben und nur die von R. bearbeiteten Comödien nach und nach zu ediren. Aber da es die Absicht des Verlegers nicht war, bey Plautus ein langsameres Verfahren einzuhalten als bey den übrigen Autoren seiner Sammlung, also von irgend einem Gelehrten die Besorgung des Dichters doch übernommen werden mußte, entschloß er sich der an ihn ergangenen Aufforderung Folge zu leisten. Ref. beschränkt sich indessen auf die Stücke, bey welchen eine Vergleichung mit R's Diorthose möglich ist, bey dem Mangel der nöthigen kritischen Hülfsmittel, namentlich von Pareu's Variantensammlung wird man das gern entschuldigen.

Es ſind beſonders mehrere Partieen der Plautiniſchen Proſodie, über welche Fl. mittelſt ſorgfältigſter Durchprüfung neue, ſehr ſchätzbare Ergebniſſe gewonnen hat, z. B. über die Länge der Endungen at et und (im Perfekt) it. Es bedarf demnach, wie Ritſchl ſelbſt anerkannt hat (Praef. zu Pseud.), keiner Correktur in Mil. 213 astitit et dulice et comoedice, desgleichen nicht in Mil. 1244 sine ultro veniat quaeritet desideret expectet, wo R. Bothe's expetessat aufgenommen hat, auch nicht Ps. 308 nilne te miseret? inanis cedis, wohl aber eine Umſtellung in Bacch. 411 hei mihi hei mihi istaec illum perdidit assentatio, nämlich perdidit illum istaec assentatio, denn an eine Doppelzeitigkeit der Endung iſt zufolge Fl's Induction kaum zu denken. Derſelbe Fall kehrt wieder im Ps. 1091: memini; en illius servos huc ad me modo attulit argentum et obsignatum sumbolum. So lauten die Worte bey Ritſchl in vorliegender Ausgabe dagegen: memini: hem illius servos huc ad me argentum attulit et (epistulam eius) opsignatam, sumbulum — hiemit iſt die proſodiſche Schwierigkeit gehoben, vielleicht hat aber Plautus geſchrieben epistulam eius opsignatam sumbulo. Man könnte dagegen Ps. 1202 anführen, aber gerade dieſer Vers erregt Zweifel, wenn der mit dem Bild des Herrn verſehene Brief der sumbulus ſelbſt ſeyn ſoll, nicht das Bild darauf, und die Vermuthung liegt nahe, daß zu ſchreiben ſey mei eri imaginem in opsignata epistula (vergl. 1001: sumbulust in epistula). Beydes, Brief und Marke, iſt auch 116 unterſchieden und 984, 988 das Kennzeichen allein genannt.

Die Beobachtung ferner, daß die ältere Latinität jambiſche Wörter nach Bedürfniß verkürzen konnte, iſt ebenfalls von großer Wichtigkeit und kömmt der conſervativen Kritik öfter zu Gute. So bleibt Bacch. 83 ubi tu lepide voles esse tibi (von R. verändert in ubi voles tu tibi esse lepide), und 1104 wird die Folge der Anapäſte nicht unterbrochen, aus Rückſicht auf das loqui, welchen Jambus Ritſchl vermochte, hier einen techniſchen Octonar zu bilden. Hingegen wird mit Bezug auf dieſe Licenz R's Emendation Mil. 832 neque ille calidum expromptum bibit in prandium beybehalten werden dürfen, um ſo mehr als in Fl's neque illic calidum hic exbibit in prandium das hic keine rechte Stelle zu haben ſcheint.

Beſonders ſtark iſt die Abweichung in Betreff der Poſition, welche in ſehr vielen Stellen hier die Kraft einbüßt, welche ihr von Ritſchl eingeräumt iſt (vergl. Prol. CXVIII — CLIX). Konnte der Dichter ſich über eine Verkürzung wie Bacch. 48 sedĕns ibi opperibere oder Stich. 355 ego hinc areneos hinausſetzen, ſo ſcheint für ihn überhaupt eine ſolche Rückſicht gar nicht beſtanden zu haben, und man kömmt in Verſuchung die Mühe, welche auf Beſeitigung ſolcher Unebenheiten gerichtet war, überhaupt für überflüſſig zu halten. Beyde Bearbeiter des Plautus werden indeß ſchon Gelegenheit finden, ſich über dieſe wichtige Differenz zu erklären und eine Entſcheidung darüber zu ermöglichen, ob die ächte Lesart z. B. Bacch. 329 quia id signum oder quia signum id; Pseud. 400 neque ad detexundam telam oder neque detexundam ad telam, 1179 quid hoc qu. d te rogo oder quid quod te rogo, Stich. 257 nisi hoc quod habeo pallium oder nisi quod habeo hoc pallium, 577 atque eccum tibi lupum in sermone oder atque eccum lupum in sermone, 618 ubi adcubes oder ubi cubes, 714 quid hic fastidis oder quid fastidis, 748 merast oratit oder mera ea oratioso ſey. Die getroffenen Aenderungen werden gewiß aufzugeben ſeyn, wenn Plautus nachweislich Härten wie in hunc diem ſtatt in diem hunc (Stich. 517), atque uxorem modo intro für atque uxorem intro modo (Stich. 534), age ergo opserva für ergo opserva (725) ſich erlaubte, das halten wir jedoch noch für ſehr zweifelhaft.

In ähnlicher Weiſe wird man Synizeſen bezweifeln können, wie Fl. z. B. Bacch. 51 zuläßt: duae me unum expetitis palumbem: perii harundo alas verberat, wo nach perii eine Pauſe in der Deklamation eintreten muß, welche das Metrum nicht geſtattet, oder Verkürzungen, wie non parum im Trin. 661 perpeti nequeo: semul me parum pudere te piget, zu Anfang des Hemiſtichs iſt das auffälliger als in einer andern Stelle des Verſes;

ſchwerlich that es Noth, dem von Ritſchl ausgeſtoſſenen me dieß Opfer zu bringen. Befremdlich iſt Bacch. 491 das Zuſammenfaſſen von tibi aut quoi in einen Fuß des trochäiſchen Senars, wozu Fl. durch die Vulgata satin ut quem tu habeas fidelem genöthigt wird; Ritſchl hat tu geſtrichen und tibi vor fidelem geſtellt. Deßgleichen ſtößt man an dem Anapäſt neque ille eos (Stich. 50) an, und entfernt lieber mit R. das zweyte Pronomen. Einem Verſehen ſieht es ähnlich, wenn Pseud. 1143 der trochäiſche Vers ſo ſchließt: cave sis tibi a curvo infortunio, denn man muß a corripiren, falls nicht sis geſtrichen wird, was Fl. nicht beabſichtigt haben mag. Verletzung der Poſition im Proceleusmatikus id tibi profecto iſt noch auffallender als in kürzer, d. h. weniger Sylben zählenden Füßen, auch die Folge zweyer Proceleusmatiker unmittelbar aufeinander, vielleicht nicht aufweislich außer Pseud. 239 sine sine modo ego abeam, noch dazu am Schluſſe des Verſes.

Auch die Strenge in der Beobachtung des grammatiſchen Accents hat Fl. öfter dem Princip der Urkundlichkeit aufgeopfert. So wird Stich. 123 tibi und 665 mihi auf der zweyten Sylbe betont. Er hat Verſe wie Stich. 188 nunc reppererunt iam ei verbo vicarium, Bacch. 277, postquam aurum apstulimus in navem conscendimus trotz ihrer widrigen Ictus ſtehen laſſen, deßgleichen Stich. 407 eos nunc laetantis adventu faciam meo, vielleicht weniger in der Ueberzeugung, daß Plautus ſolche Verletzungen des Tons erträglich dünkten, als weil ihm eine Aenderung nicht ſicher genug ſchien. Daher kann es nicht ſeine Tendenz geweſen ſeyn, die gewöhnliche Betonung herzuſtellen, wenn in den freyern Maaßen, die bey Plautus ſolche Härten eher erlauben, einige Male jene angebracht iſt, wo Ritſchl noch den Ton verſetzt. Indem z. B. Ps. 1268, sq. Fl. als akatalektiſche jambiſche Tetrameter nimmt, fällt bey ihm die Accentuation sumpsimus und hostibus weg, und Ps. 155 iſt Fl's ut suo quemque appellem nomine gefälliger als R's ut nomine quemque appellem suo. Weniger ſtörend als die oben angeführten Beyſpiele, aber doch gegen die von R. aufgeſtellten Normen ſind Accente wie in Ps. 966 heus tu qui cum hirquina barba astás oder Bacch. 433 cum librum legerés, wofür jener lieſt: heus cum hirquina qui astas barba, und ibi librum quom legeres. Der Daktyl als Wortfuß iſt nicht vermieden. Ps. 578 iam ego in pectore meo prius, wo R. iam in meo pectore ego prius corrigirt hat. Deßgleichen iſt der logiſche Accent gegen die Autorität der Handſchriften mehre Male zurückgetreten, wie wenn Bacch. 94 sorori meae cenam hodie das meae einen Nachdruck durch die Stelle, welche es im Vers einnimmt, erhält, welcher dem Sinn widerſtrebt.

In der Behandlung der cantica iſt es unmöglich auszukommen, ohne viele und ſtarke Abänderungen des überlieferten Textes. Nur ſo wird erreicht, was bey Plautus im Allgemeinen Princip war: den ſchnellen Wechſel der verſchiedenen Rhythmen zu vermeiden, und bey dem Ausdrucke derſelben Stimmung, desſelben Gedankens, auch dasſelbe Versmaaß feſtzuhalten. Daß die wenigen codices des Pl. die Urgeſtalt der Komödien nicht conſervirt haben, ſondern unendlich weit davon entfernt ſind, zeigt faſt jeder Senar und Septenar: kann man erwarten, daß es in den lyriſchen Theilen anders ſey? Wer ſich hier ſtreng an ſie anſchließt, läuft Gefahr, dem Dichter, welcher auf eine mäßige Anzahl von Verſen ſich beſchränkte, die das nicht ſehr gebildete Ohr der Zuſchauer faſſen konnte, eine Menge fremdartiger Formen aufzubürden. Die Abſicht Fl's, Continuität der Rhythmen und Metra zu bewahren, iſt unter andern in Bacch. 1076—1086 nicht zu verkennen, er läßt regelmäßig katalektiſche und akataleklliſche, anapäſtiſche Tetrameter miteinander abwechſeln, wozu wenigſtens die beyden erſten Verspaare berechtigen, wo Hermann (1077) nicht nöthig hatte, ille einzureihen. Auch Ps. 947, 948 läßt Fl. keine Unterbrechung der anapäſtiſchen katalektiſchen Tetrameter durch akataleklliſche zu, und iſolirt nicht 574 als Anapäſt, ſondern aſſimilirt den Vers mittelſt geringer Aenderungen den folgenden. Für die Nothwendigkeit eines Wechſels wird bey der relativ guten oder ſchlechten Conſervation des Textes die Leichtigkeit ſprechen, mit der die traditionelle Faſſung beybehalten werden kann, wäh-

rend die Nothwendigkeit vieler und ſtarker Aenderungen Bedenken hervorruft. Dieſe kann z. B. Ps. 939 den Eintritt des Anapäſtes rathſam machen, welchen R. erſt in 940 annimmt; aber auch hier hat Fl. ſich der ſtärkern Correkturen ſeines Vorgängers enthalten. In Bacch. 1089 — 1098 ſind die akatalektiſchen Anapäſte auf die Autorität des B. hin durchgeführt, dann folgen bis 1108 katalektiſche, während R. bereits von 1104 an, einem ſtarken Wechſel der Rhythmen Raum gibt. Uebrigens wird wohl 1105 mit Vermeidung des ſehr läſtigen Proceleusmatikus (nebſt Hiat) euge sŏcĭŭm aerumnae geſchrieben werden können: euge aerumnae socium, worauf dann et mei mali vides, mit einſylbiger Ausſprache von mei und mali folgen könnte. Mehr von R. als von Fl. iſt die Conformität gewahrt in Ps. 113, wo letzterer nunc ego illum beybehält, R. aber als Gloſſem verwirft; auf dieſe Weiſe wird der kretiſche Rhythmus nicht unterbrochen, welchen nämlich R. in den vorhergehenden Verſen durch ſtrengeres Feſthalten in der handſchriftlichen Lesart gewonnen hat, bey Fl. ſind es zwey trochäiſche Septenare, dann kömmt ein einzelner kretiſcher Vers, dann wieder ein Septenar. Der erſte Vers dieſes canticum wird übrigens am einfachſten ſo geleſen werden: malus et nequamst homo, qui nihil eri sui servos facit inperium. Ein einzelnſtehender Kretiker iſt von R. Ps. 1131 erſt in der Note beſeitigt, von Fl., in abweichender Weiſe aber, bereits im Text. Das von Pylades eingeſetzte iniciam dürfte wohl am beſten den Vers eröffnen, um ſowohl die ſtarke Poſition metum et fugam bey Fl. als die unnöthige Abwechslung des Rhythmus bey R. zu vermeiden.

Ueber die Wahl der Verſe, als eine Geſchmackſache, iſt ſchwer zu urtheilen; indeſſen gibt die Folge desſelben, wenn keine bedeutenden Corruptelen vorliegen, oft einen Maaßſtab an die Hand. So möchten wir z. B. Ps. 913 lieber auf R's Seite treten; hier iſt der Vers ein anopäſtiſcher Octonar, 914 und 915 ſind jambiſche Octonare, der vs. 917 muß jedenfalls jambiſcher Senar bleiben und die folgenden Verſe ſind jambiſche Dimeter. Dieſe Analogie deutet darauf hin, daß jene erſten nicht ſo wahrſcheinlich für trochäiſche Octonare und Septenare genommen werden, was Fl. gethan hat, als für das wofür ſie R. erkennt. Die zwey erſten Verſe des Stichus, wie ſie der Ambrosianus gibt, ſind allerdings eher Trochäen als wie G. Hermann und Ritſchl glauben, eine Compoſition aus jambiſchem Dimeter und katalektiſcher jambiſcher Tripodie, doch, da in dieſer Form noch ſechs Verſe folgen, iſt die Abſonderung zweyer einzelner Trochäen, ohne daß der Inhalt einen Uebergang der Rhythmen motivirte, wenig wahrſcheinlich, und damit ſind die von G. Hermann beliebten Correkturen gerechtfertigt. Aus demſelben Grund möchten wir von Trin. 236 — 242 ununterbrochen fortlaufen ſehen (vgl. Ritſchl's Note zu 239) worauf dann ebenſo die Kretiker bis 251 folgen können. Iſt eine zweyſylbige Ausſprache von quemadmodum nach der Analogie von quidem möglich, ſo wird 236 bleiben können, wie er im Ambr. geleſen wird: omnium primum amoris artis eloquar quemadmodum se expediant. Bergk hat in ſeiner commentatio de Plauti Trinummo (Ind. Lect. Marb. 1849 — 50) zwar weniger geändert als Ritſchl, aber auch eine offenbare Gloſſe beybehalten, blanditur (wie das gleichfolgende blandiloquentulus zeigt, und durch Einrückung des mi vor dem zweyten ita die Figur der epanaphora getilgt (235). Für die vielleicht nicht verwerfliche jambiſche Tripodie dürfte etwa auch der jambiſche katalektiſche Dimeter itá faciam, ita placet mi eintreten. Weiterhin 256 hat Fl. nur Zweifelhaftes an die Stelle der nicht ganz ſichern aber viel gefälligern Reſtitution R's geſetzt, indem er 256 sq. die Worte amator inops. haec quom ago cum meo animo zu einem Vers verbindet, um dadurch et recolo und quam preti, die urkundlichen Lesarten, retten zu können. Aber die von R. gewählte Stellung macht einen beſſern rhythmiſchen Uebergang und ego iſt weſentlich.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. December.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

T. Macci Plauti comoediae.

(Fortsetzung.)

Der Vers 257 erlaubt wohl auch diese Fassung quom ago cum meo animo et recolo, ubi qui indigust (indigus est). Die Transposition in 259 te nil ist unnöthig, und quod aegrest satis ist einem jambischen Dimeter zu Lieb verstellt. Der Uebergang von Trochäen zu Kretikern ist natürlicher und leichter als der von jenen zu Bacchien, daher R's apage te (267) der Vulgata gewiß vorgezogen werden muß. Auch die wiederholte Anrufung des Amor in diesem und dem folgenden Vers konnte einen Wink geben, daß gleiches Metrum in beyden anzubringen sey und Bacchien und Kretiker hier nicht passend contrastiren. Gleich darauf möchten wir quos nimis nicht gut heißen, es gibt einen falschen Nebenbegriff. Das maleque leitete R. auf die richtige Ergänzung misere; ganz in Plautinischer Weise hat er ebenso 269 facile neben fecisti gestellt. In 280 versteht Referent nicht, warum durch das eingeschobene id ein akatalektischer Kretiker hervorgebracht werden mußte, und würde 282 lieber unquam vor allem einreihen und dann mit R. exsequier lesen, als mihi ullum oder (mit Fl.) malum ullum, was offenbar unlogisch wäre. Auffallend ist sonst noch bey Fl. der kretische Tetrameter catalecticus in sillabam, Ps. 1297 non vides méd uti madide madeam, der durch ein von R. beygefügtes ego reguläre Form erhält, und 1274 probe im Proceleusmatikus verkürzt, was mit Hülfe des von Ritschl's angebrachten trochäischen Octonar vermieden werden konnte. Aber Fl. scheint diese Freyheit für alle Fälle in Anspruch zu nehmen. In Hinsicht des Hiatus hat er darauf aufmerksam gemacht, daß sum eben so gut wie cum und dum von der Elision ausgenommen sey, daher Bacch. 573 die natürliche Wortstellung der Vulgata parasitus ego sum hominis nequam nicht vertauscht zu werden braucht, mit der gezwungenen parasitus hominis ego sum nequam bey Hermann und Ritschl.

Selbstständiges Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten des Plautinischen Sprachgebrauches ist ein anerkennenswerthes Verdienst der neuesten Bearbeitung; dabey kömmt manches Individuelle zum Vorschein, worüber ein flüchtiger Beurtheiler allenfalls als Kleinigkeit wegsehen könnte; aber solche Kleinigkeiten gerade sind häufig sichere Stützen der Kritik und darum ihre Entdeckung von besonderem Werth. Der Art die Bemerkung, daß Plautus immer nur hae epistulae, hae tabulae, tabellae, literae nie haece epistulae etc. sagt, während in der Regel nur haece aedes, nicht hae aedes bey ihm gefunden wird. Diese Notiz ist von Wichtigkeit für Bacch. 1120, wo durch das eingefügte hasce R's tam überflüßig wird; auch Mil. 310, 332 sind darnach korrigirt worden. In B. 57 hat Fl. die alterthümliche Form occŭpias erkannt, was zugleich den Sinn der Stelle aufklärt; das bloße Verlangen, ehe es sich äußert, kann ja nicht gehindert werden, also ist cupias verdorben. Ein dem Plautus fremdes Wort, exanimus, welches R. in Bacch. 298 anbringen zu müssen glaubte, ist hier wieder mit dem ächten exanimatus vertauscht;

die Kürze von ex kömmt öfter vor und eo verschwindet auf diese Weise weniger im Proceleusmatikus. Im Stichus sind Formen wie quaerita 478, auditavi 167, traibo 614, quamde 606, 699 aufgenommen, die Ritschl noch vermieden hat, Ps. 723 tune statt tute gesetzt, indem diese Stelle gewiß mit Recht zu denen gezählt wird, wo jene merkwürdige Redeform von Pl. angewandt wurde.

Von diesem Standpunkt aus betrachtet, erscheint das Verfahren des Herausgebers namentlich in den Fällen vorsichtig, wo grammatische oder metrische Bestimmungsgründe nicht absolut nöthigen, die Ueberlieferung aufzugeben. So wird im Bacch. 499 gerne mit ihm hoc onus beybehalten für Hermann's und R's onus hoc, 536 ebenso quom peregre statt des vor jenen gesetzten peregre quom, desgleichen nicht sumptu nobis opus est (Bacch. 582), welches Bothe und Ritschl eingeführt haben, für nothwendige Aenderung der Vulgata nobis opus est sumtu halten, und 1192 pol id quidem esse nicht mit iam pol id quidem vertauschen. So gestehen wir auch, daß es uns nicht klar ist, warum R. in Ps. 779 nunc hercle nescio schrieb, für nunc nescio hercle, weßhalb er 1215 und 1242 die Wortstellung änderte, 848 für equidem nur quidem setzte, 502 quia vor illut wegließ. Wenn er Bacch. 364 macto ego illum infortunio das ego entfernte, wird eher darin eine Rücksicht auf das Metrische als der Sinn zu erkennen seyn, da, wie der folgende Vers zeigt, das Pronomen nicht bedeutungslos ist. Eben so scheint ihn Ps. 569 die Sorge für bessern Fluß des Verses bestimmt zu haben, inventum zu streichen, doch bedarf es dessen nicht, wenn novo einsylbig und modo perrhichisch gelesen wird, auch hier spricht für das Wort der besondere darauf ruhende Nachdruck. In M. 126 hat R. die Wortstellung der Handschriften ait sese Athenas fugere cupere ex hac domu abgeändert, ohne das in den Noten zu erwähnen; vielleicht ist es aber nur ein Versehen des Setzers; auch erscheint es als solches in den Corrigenda et Addenda Tomi primi, welche dem Stichus vorgedruckt sind. In 158 verliert der Sinn durch Weglassung des iam, welches Fl. hergestellt hat. Oft ist es schwer, für die eine oder andere gewählte Lesart sich zu entscheiden; Fl. hat sich mehre Male nicht einfach durch die größere Autorität des Ambr. leiten lassen, sondern die Lesarten der Palatini vorgezogen, z. B. Stich. 84, 227, 297, 411. Dazu mußten natürlich besonders starke Gründe vorliegen, da im Allgemeinen anzunehmen ist, daß mit A. jene Handschriften an Güte gar nicht zu vergleichen sind. Indeß vermag Ref. nicht einzusehen, warum z. B. Ps. 140, 208 und 990 Fl. nicht dem A. folgte. Ziemlich gleichgültig scheinen dagegen Differenzen wie M. 1005 videas (R.) oder vidisti (Fl.) mi Achille (R.) oder mi Achilles (Fl.) M. 1054; thensauros (R.) oder thensaurumst (Fl.) M. 1064. In Ps. 156 sieht man nicht, was Fl. gewinnt, wenn er eam esse für R's esse eam setzt, in den Handschriften fehlt das Pronomen. Bisweilen gleicht sich die Zahl der getroffenen Aenderungen aus, und es ist dann nicht immer leicht zu beurtheilen, auf welcher Seite sich die größere Wahrscheinlichkeit finde; wie Ps. 191, wo die Lesart des B.: mi et familiae omni sit meae atque adeo ut frumento affluam von Fl. so gestaltet wird: mihi et familiae omni meae sit adeo ut frumento adfluam, von R. aber so: mi et familiae omni sit meae atque adeo frumento adfluam. Der Vers M. 853 macht, wie man es auch anfängt, starke Aenderungen nöthig: bey Fl., die Transposition von erat, paulum und nimis, welches letztere wir für einen Erklärungsversuch von paulum halten. M 374 ist das unsichere minaciis stehen geblieben, ohne daß der Vers damit seine handschriftliche Fassung behielte. Dieser nähert sich M 256, 313, 360 Ps. 165 R's. Text mehr, als der von Fl. in Ps. 1328, 1329 desgleichen, ibid. wird 1317 hinc beyzubehalten seyn, weil Pseudolus sich auf die Rede des Simo bezieht; in Ps. 1153 konnte Fl. den Indicativ emittis — reddis nur mittelst Umstellung conservіren, was gewiß gewaltsamere Correktur ist, als der Imperativ bey R. In Bacch. 757 gewährt hoc atque etiam hoc einen gefälligern Ausdruck, Fl. hat die Wiederholung des Pronomens getilgt. Aber auch 618 ist die Concinnität in dem Ausgang auf habere und iuvare für R's. inimicos quam amicos aequomst med habere und gegen Fl's. ini-

micos quam amicos habere aequist me. Der Dichter hat nicht nur das metrische, sondern auch das rhetorische Element künstlerisch angewandt, und mancherley Schemata gern und viel gebraucht. In diesem Betracht halten wir Bacch. 84. die durch tu gewonnene Antithese für nothwendiger als die Wiederholung von bene, und werden lieber dato, die Lesart der codd. aufgeben; wir lesen Tr. 413 mit R. lieber quid quod ego frudavi, nachdem die Frage quid quod dedisti scortis vorherging, als quod ego defraudavi; die Tilgung von quid erzeugt jedenfalls eine stylistische Härte. Mit Recht hat in einem ähnlichen Fall Fl. Ps. 983 hanc vor tibi stehen lassen, wodurch die Figur der repetitio erhalten wird, ohne auf den in diaeresi darin entstehenden Hiatus Rücksicht zu nehmen. Eine rhetorische Schönheit verliert dagegen Bacch. 440, wo überdieß die Trennung des septuennis est durch die Diaeresis keinen guten Effekt macht, wenn Fl. eum an die Stelle von puerum treten läßt, denn die Wiederholung von puer ist, um die Antithese gegen 438 sq. hervorzuheben, gewiß absichtlich. In ähnlicher Weise ist auch Trin. 480 zu beurtheilen; den metrisch mangelhaften Ausgang dieses Verses non tibi dicam dolo hat Fl. weniger glücklich durch die Metathese non dolo dicam tibi verbessert, als R. durch Einschiebung von ego nach tibi; dieß kehrt wohl in 481 wieder, aber Stasimus will eben auf seine hier geäußerte Ansicht besonderes Gewicht legen. Ferner gehört hieher Bacch. 448. Hier hat Fl. wohl daran gethan, die Emendation von Brix aufzunehmen ad papillas manus ferat, wodurch das Homaeoteleuton ferat — auferat besser hervorgehoben und das etwas frostige aut (bey R.) entfernt wird. Bey Plautus fehlen, um dieß beyläufig zu bemerken, selbst Anspielungen auf die rhetorische Technik nicht, man sehe z. B. Mil. 885 sq. nam ego multos saepe vidi regionem fugere consili, priusquam repertam haberent, eine offenbare Beziehung auf die Topik oder Lehre von der inventio; und Trin. 380 multa ego possum docta dicta et quamvis facunde loqui setzt die inventio in Bezug zur elocutio, daher auch nicht mit Fl. docte dicta zu schreiben ist. Dramatisch und rhetorisch zugleich ist die Wiederholung nachdrücklicher Sätze in verschiedener Ausdrucksweise, z. B. Ps. 155, 156, wo der eine Vers schwerlich, was Fl. glaubt, unächt ist, wohl aber sind die Zeilen in den Handschriften durcheinander geworfen, dort heißt es nämlich: adsistite omnes contra me, quod loquor advortite animum. huc adhibite auris quae ego loquar, plagigera genera hominum; die Ordnung dieser Worte ist aber nach R's. einleuchtender Restitution diese: adsistite omnes contra me plagigerula genera hominum; huc adhibete auris: quae ego loquar, omnes advortite animum. Fl. läßt es bey der Folge in den codd. und klammert huc adhibete — hominum ein. Soll denn aber Ballio in seiner gebieterischen Sprache nicht beyde Aufforderungen an seine Leute richten können, und was er sagt, nach strengster Logik abgemessen werden? Umgekehrt hat Fl. ein Glossem als ächt gelten lassen, welches bereits von Bothe als solches bezeichnet worden ist, Tr. 263 neque eum sibi volunt dici amicum. Damit sollte offenbar nur das fugat tuos cognatos erklärt werden, worauf der Satz unmittelbar folgen mußte, wenn man ihn für Plautinisch hält, statt dessen rückte er weiter herunter, denn die Abschreiber mochten fühlen, daß dadurch die Aufzählung fugit forum, fugat tuos cognatos fugat te ipsum a tuo contutu auf eine störende Weise unterbrochen werde. Warum hier Fl. seinem Vorgänger nicht ohne Weiteres folgte, ist schwer einzusehen, wie auch Ps. 580, wo die Handschriften dolos perfidias und dann gleich perduellis meis perfidiis haben, aber ein einmaliges perfidias genügte, denn für das zweyte tritt bey R. eben das an unrechter Stelle beygeschriebene dolis ein. Diese saubere Fassung ist in die neue Ausgabe nicht übergegangen. Auch die zu Ps. 218 vorgeschlagene sehr entsprechende Transposition der Verse 218 — 224 nach 211 scheint Fl's. Beyfall nicht erhalten zu haben. Freylich dürfte eine solche ohne weitere Aenderungen nicht möglich seyn. Wir glauben, daß 224 als ankündigender Satz das Futur loquar verbirgt, quoius amatores — maximam aber eine Dittographie ist, an deren Stelle sofort der Satz ain excetra tu treten muß. Dann wird der Octonar 220 (b) so lauten: ego pulmento utor magis ipse unctiusculo, set scio ego tu, die Katalexe endlich erst 221 (b) oleum — modo die Reihe der längern trochäischen

Verse schließen. Haec omnia geht auf die Forderung des Ballio: si mihi non iam culleis oleum deportatum erit. Umstellungen hat der Herausgeber überhaupt nur wenige vorgenommen, zwey in Bacch. — 465, sq. nach 459 und 267, sq. Mit jener ist den ziemlich beziehungslosen und an der Stelle, wo sie erscheinen, räthselhaften Worten illum meum malum promptare malim quam peculium etc. wenig geholfen, da Fl. sich genöthigt sieht, jetzt auf sie an der neuen Stelle, welche er ihnen angewiesen, Lückezeichen zu setzen; die Nothwendigkeit aber, 268 vor 267 zu placiren, wird schwerlich nachgewiesen werden können.

Um noch einige Fälle anzuführen, wo wir R's. Vorgang befolgt wünschten, berühren wir Ps. 498, wo nati allerdings Glosse zu seyn scheint von dem dadurch ausgestossenen huius; jenes, was Fl. billigt, macht stärkere Aenderungen nöthig. Den nächsten Vers gibt er nach Charisius: quia mihi sciebam patrinum in mundo fore, doch kann der hypothetische Zusatz si dixem nicht entbehrt werden. Ps. 890 ist die Aenderung illi und das beygefügte tu geeigneter den Vers herzustellen, als Fl's. Transposition habito ego; 760 war das Natürlichste, est pervium zu schreiben, wodurch meum überflüßig wird; 805 dürfte et nicht wegbleiben; 950 ist cruciabiliter wahrscheinlich Corruption für cruciabilem. In B 279 wird man zu der Frage veranlaßt, warum nicht die ungezwungene durch Trin. 146 beglaubigte Stellung circumspecto me angewendet ist, und 462, in wie fern maius quam alterist besser seyn soll, als maiust quam alteri. B 448 scheint die Ergänzung durch miser nicht glücklich gewählt und R's. quam med atque illoc die Integrität des Senar auf einfachere Weise herzustellen. Im Trin. 658 ist vinctus nicht besser als victus, wie der Zusatz vi lehrt, denn die vis hat Ueberwältigung des Schwächern, nicht bloß Hemmung zur Folge. Trin. 820 können wir uns mit Bergks hier aufgenommenem et Nerei et Portuno nicht befreunden, denn Nereus hat bey der Rettung der Seefahrer, da er in der sturmlosen Tiefe des Meeres haust, kein Verdienst, so wenig wie Portunus, dessen Bereich nicht über die ruhigen Buchten und Hafen hinausgeht. Dann wird auch im Stichus 402 nur dem Neptun und den Stürmen gedankt: quom bene re gesta salvos convortor domum, Neptuno gratis habeo et tempestatibus. In M 166 ist hic richtiger als huic, da senex ohnehin folgt, und jenes mehr sagt als dieses; mit adduxit für deduxit M 121 scheint nicht mehr gewonnen, als mit sine dote autem uxorem, Tr. 374 für sine dote uxoremne.

Dagegen fehlt es auch nicht an guten Emendationen, welche den Sinn betreffen. So Ps. 12, wo die Verbesserung von Fl. haec quae ego scio, tu ut scires eine gute Antithese bildet und dabey der Ueberlieferung näher kömmt, als R's. haec quae ego conscripsi ut scires curavi omnia. In 951 ist ubi sit os lenonis aedium eine hübsche Metapher, auch wegen des folgenden credo animo malest aedibus, quid iam? quia edepol ipsum lenonem evomunt, wohl angebracht. Ps. 1089 ist R's. tute keine so natürliche Ergänzung in dem metrisch mangelhaften Satz meministin tibi me dudum dicere, als das quidum, welches Fl. dem Simo in den Mund legt. ib. 1182 ist licebit tibi quidem wohl annehmlicher als die handschriftliche von R. erhaltene Lesart licebit tamen tibi, aber ire, was Fl. ausgestoßen hat, wird bleiben müssen. In 314 brauchte eho nicht, wie von R. getilgt zu werden, indem einfach tu vor nunquam gesetzt ist. Bacch. 950 hat Fl. das richtige tempus hergestellt interiit für interit oder, genauer gesprochen, die richtige Form des Perfekts und damit zugleich dem mendicans seinen üblichen ictus wieder gegeben. Gleich darauf 952 ist vinctus sui gewiß richtigere Zeitbestimmung als vinctus fui, und 1154 quid me nunc vi angemessenere Ergänzung des Verses als Hermanns tu mihi homo. Mil. 187 wird gewiß Jeder der Emendation ne is se für ne iste Beyfall schenken.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. December.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Kritische Beyträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tyrol's, von Mathias Koch. Abgedruckt in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-historische Classe. Jahrgang 1850. — Zweyte Abth. (November).

Obwohl diese „kritischen Beyträge" nicht selbstständig, sondern nur als Theil einer akademischen Zeitschrift auftreten, so dürfen sie denn doch an einem ähnlichen Ort auch ihre Besprechung und stellenweise ihre Widerlegung finden, zumal da sich der Verfasser hinlänglich Raum gegönnt, um seine Sätze so gründlich als ihm immer möglich darzulegen, und dabey die Absicht nicht verheimlicht hat, in der rhätischen Frage einmal energisch aufzuräumen und gewisse Irrthümer, die sich in neuerer Zeit an's Licht gewagt, für immer in's Elend zu schicken.

Aufrichtig gesagt, glauben wir indessen nicht, daß diese kritischen Beyträge sehr viel zur Kritik der rhätischen Studien beytragen. Herr M. Koch ist Keltomane und weiß, wie dieß bey den Keltomanen die Regel ist, nur sehr wenig von den Sprachen, für deren einstige Nutznießer er schwärmt.

Nichts destoweniger ist auf dem rhätischen Felde jeder willkommen, der nur einen Spaten ansetzt, denn so anziehend es ist, so viele Räthsel es seinen Pflegern aufgibt, so wenige haben sich bisher herbeylassen wollen, es mit den Mitteln der neuern Wissenschaft zu bebauen.

Noch immer treiben sich drey oder vier Dilettanten darauf herum, die zwar ihrem Geschäft mit dem besten Willen obliegen, aber gleichwohl die Stunde sehnlichst herbeywünschen, wo auch diese Studien so betrieben werden wie z. B. die Hrn. Mommsen, Kuhn und Aufrecht, in den italischen Gränzen die ihrigen betreiben.

Zu diesen gutwilligen Rhätologen rechnet sich auch der Verfasser der „Urbewohner Rhätiens," einer Schrift, die, so viel auch im Detail verfehlt ist, seines Erachtens einen noch immer unwiderlegten und kaum zu widerlegenden Satz enthält, nämlich daß die rhätischen d. h. die tyrolisch-graubündtnerischen Ortsnamen, so weit sie rhätisch sind, denselben Habitus darbieten, wie die Städtenamen der Etrusker und wie alle übrigen Namen dieses Volkes, die uns auf Grabdenkmälern oder andern Monumenten erhalten sind.

Es wurde in diesen Blättern schon zu zwey verschiedenen Malen über diese Sache gesprochen;*) der genauern Erinnerung wegen wollen wir aber in Kürze auch noch ein drittes Mal darauf zurückkommen.

Es gibt also im Umfange des alten Rhätiens und zwar in den jetzt deutsch redenden Gegenden dieses Alpenlandes eine Menge von Ortsnamen, nicht allein für Städte und Dörfer, sondern auch für einzelne Höfe, Felder, Wälder, Berge, Felsen, Bäche u. s. w., welche ein jedes Ohr, das für

---

*) Gelehrte Anzeigen 1843 Nr. 259—260. 1850 Nr. 15—17.

linguiſtiſche Eindrücke nur einiger Maſſen offen iſt, als undeutſch und fremdartig erkennen muß. Ja ſogar die dortigen Bauersleute wundern ſich oft über die „ſpaßigen“ Namen ihrer Höfe und Fluren.

Bey näherer Betrachtung und Vergleichung dieſer undeutſchen Ortsnamen ergibt ſich aber ferner, daß auch ſie nicht aus einer Sprache ſtammen, nicht der gleichen Abkunft ſind. Der eine Theil derſelben läßt ſich nämlich ohne große Mühe und Verwegenheit aus dem Lateiniſchen oder beſſer, aus dem Romaniſchen erklären, und erhält dadurch ſeinen ſichern Stammbaum; dem andern Theil aber iſt mit dieſen Mitteln nicht beyzukommen — er iſt — wenigſtens zur Zeit — nicht zu enträthſeln. Die alten Formen dieſer Namen ſind durch Vergleichung ziemlich ſicher herzuſtellen, aber der Sinn iſt nicht zu errathen. Es iſt da wie mit den etruskiſchen Inſchriften — man kann zwar die Wörter leſen, aber man weiß nicht was ſie ſagen wollen.

So unverſtändlich indeſſen dieſe Bildungen einer längſt verſchollenen Sprache ſind, ſo iſt doch eine ſehr ſtrenge Methode darin. Dieſe ganze Nomenclatur ſtellt ſo zu ſagen einen mächtigen Baum dar, der in eine unzählbare Menge von Aeſten, Zweigen und Blättern auseinander geht, aber auch im äußerſten Blättchen erkennt man noch den Stoff und die Structur des Stammes, zu dem es gehört.

Um dieſem ſpecifiſchen Character der rhätiſchen Namen näher zu kommen, wollen wir indeſſen vor Allem einen Blick auf die Nachbarſchaft werfen.

Betrachten wir alſo zuerſt die keltiſchen Namen, die alten claſſiſchen nämlich, wie ſie in Gallien und den britanniſchen Inſeln vorkommen, ſo finden wir vorwiegend Compoſita, zuſammengeſetzte Namen. Die neuere Keltologie will, ob mit Recht oder Unrecht wiſſen wir nicht, ſogar Zuſammenſetzungen finden, wo der Laye weit entfernt iſt, ſie auch nur zu ahnen, wofür z. B. Mone (die galliſche Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geſchichte. Karlsruhe, 1851) eine große Anzahl Belege geben kann. *) Abgeſehen davon bieten ſich aber auch dem Uneingeweihten, der einen Blick auf die Karte des alten Keltenlandes wirft, eine Menge Namen dar, deren Zuſammenſetzung augenſcheinlich iſt. Die Compoſita mit dunum, durum und magus ſind längſt als ſolche bekannt; aber auch in Namen wie Cattuvellauni, Veromandui, Durocortorum, Mediomatrici, Durocatalauni, Sumalocenna u. ſ. w. erkennt gewiß der Nichtkelte wenigſtens einen doppelten Beſtandtheil.

Werfen wir nun einen Blick auf eine deutſche Karte, ſo finden wir außer manchen reinen Appellativen, die lediglich der Gebrauch als Eigennamen feſtgeſtellt hat, wie Wald, Egg, Bruck, Berg, See, Bach, in der Hauptſache zwey große Gattungen, nämlich Ableitungen von ältern Perſonennamen, jene zahlloſe Claſſe auf ingen, ungen, ing und dann eine zweyte Claſſe, welche zuſammengeſetzt iſt, entweder aus zwey Appellativen, wie Holzkirchen, Ebersberg, Seefeld, Schönberg u. ſ. w., oder aus einem Nomen proprium und einem Appellativum, wie Wolfhartshauſen, Weßobrunn, Dietramszell u. ſ. w.

Alſo finden wir, daß die Kelten und Germanen ihren Orten mit Vorliebe zuſammengeſetzte Namen gaben.

Betrachten wir nun dagegen die Nomenclatur der italiſchen Halbinſel, ſo finden wir von oben bis unten eine ganz verſchiedene Weiſe. Stellen wir da die mehr als zweyſylbigen Ortsnamen zuſammen, ſo zeigt ſich, daß eine nicht eben große Anzahl von wiederkehrenden Ausgängen die ganze Namengebung beherrſcht und ihr den ſpecifiſch-italiſchen Character aufdrückt. Solche Ausgänge ſind **entum, ernum, urnum, turnum, ternum, ulum, culum, usium, anum, inum** u. ſ. w. *) Nun iſt die Erforſchung der altitaliſchen Sprachen zwar noch

*) So deutet er z. B. Igauna, jetzt Yonne, von ig, Salm u. an, Fluß; Genabum, Genf, v. gann, Feſtung u. abu, Fluß; Bigorra, Bigorre in Frankreich, v. be, klein u. cwr, Schloß; Breuſch, Fluß bey Straßburg v. bri, Gebirgsland u. usc, Waſſer, und noch viele andere mehr. S. Seite 87 u. ff.

*) Zur Erinnerung nur wenige Beyſpiele: als Grumentum, Maleventum, Tifernum, Vulturnum, Liternum, Lavinum, Tusculum, Canusium.

lange nicht an ihrem Ziele angelangt, aber so viel ist außer allem Zweifel, daß jene Ausgänge keine selbständigen Worte, sondern Formativansätze sind.

Daraus ergibt sich also, daß, während in der keltischen und germanischen Namengebung die Zusammensetzung vorwiegt, im Gebiete der italischen Sprachen die Namen dadurch entstehen, daß an einen einsylbigen Stamm gewisse Formative, Endsylben treten.

Es soll nicht zur Begründung einer nähern Verwandtschaft dienen, sondern nur nebenbey bemerkt werden, daß auch die Nomenclatur des alten Italiens unverständlich ist und längst schon unverständlich war, zu den Zeiten als die römische Literatur erblühte. Eine, den jeweiligen Einwohnern eines Landes unverständliche Ortsnamenschaft deutet aber immer entweder darauf, daß früher ein Volk mit anderer Sprache im Besitze dieses Bodens gewesen oder daß die Sprache selbst im Laufe der Zeit in eine neue Phase getreten. Ersteres ist der Fall bey den keltischen Ortsnamen im angelsächsischen England, im romanischen Frankreich, bey den slavischen Ortsnamen in Griechenland, in Deutschland jenseits der Elbe. Letzteres muß der Fall seyn bey den italischen Urnamen, nicht weniger auch im Gebiete des alten Griechenlands. Namen wie Athen, Korinth, Tirynth, Cephissus, Ilissus, Parnassus, Olympus, gehören einer frühern Sprachstufe an, die bereits verlassen war, als Namen wie Hippokrene, Cynoscephalä, Criu Metopon u. d. gl. aufkamen. Der griechische Bauer versteht auch diese Namen nicht mehr, und so liegen in Griechenland, abgesehen von der slavischen, drey Nomenclaturen übereinander. Derselbe Fall ist es in Italien, wo als Seitenstück zu den slavischen in Griechenland, wohl auch einige longobardische sich finden mögen.

Was nun oben als das Characteristische der italischen Namenschaft bezeichnet worden, das ist gerade auch das Eigenthümliche der rhätischen.

(Fortsetzung folgt.)

T. Macci Plauti comoediae.

(Schluß.)

Die schöne Restitution R's. von 1181 hat Fl. noch dadurch berichtigt, daß er coniciens für colligens schreibt; 290 wird durch hercle (für profecto) die urkundliche Lesart duobus his oculis möglich. Nachträglich (in der Rec. des Trinummus, Jahrg. 1851, p. 24) verbessert Fl durch Herstellung des Perfekts 375: obsecro unde haec huc exiit, welcher Fassung Ritschl vielleicht den Vorzug vor der eigenen, in Praef. zu Stich. (p. XVII) mitgetheilten: obsecro unde exit — etsi video nimis mirumst geben wird, da die letzten Worte dann keiner Aenderung bedürfen. In Trin. 492 ist scintillula animae ein dem Gedanken des Philto sehr entsprechender Ausdruck und die Emendation bey der großen Verderbtheit des Textes nicht zu verwegen, vielleicht genügt aber tantillum animi. Im Stichus hat uns besonders angesprochen 217 die Ergänzung von quam hic, 360 die Verbesserung pernam et gladium alii deicite, und 435 nunc für hinc. Der Name Epignomus ist von Fl. als unächt erkannt und ein anderer, der einen zweyten Paeon bildete, vorausgesetzt (etwa Onesimus), was auf die Gestaltung der Verse 282, 238, 465, 528, 582 Einfluß gehabt hat. Mit der Aufzählung dieser Fälle ist keineswegs das Verdienst Fl's. auf diesem Gebiete erschöpft, überdieß ist von mehreren seiner haltbarsten Verbesserungen der Art schon oben die Rede gewesen. Nachträglich ist noch zu bemerken, daß einigemale auch durch Beybehaltung des Textes der Sinn und Zusammenhang gewonnen hat, wie Bacch. 187, wo das vorhergehende venit (R's. Emendation) nicht wohl die Frage vivitne et valet, selbst wenn dieß als eine gangbare Phrase betrachtet wird, zuläßt, wegen des im Vergleich mit venit entstehenden Widerspruchs: er muß ja leben, wenn er eben angekommen ist; daher wir die früher gebilligte Fassung R's. aufgeben, und zu nempe recte valet zurückkehren. Auch Bacch. 314 durfte nimis hic nicht mit nimis id vertauscht werden, wenn

anders Nikobulus sagen will: bey mir privatim wäre das Geld sicherer aufgehoben als selbst im Tempel der Ephesischen Diana publice.

Zum Schluß will Ref. etliche Vorschläge machen, über Stellen, deren Lesart noch nicht ganz gesichert scheint. Trin. 265 entbehrt man ungern sowohl peius, was Fl. gestrichen hat, als de vor saxo, was bey R. fehlt. Beydes kann conservirt werden, wenn man schreibt: nam qui in amorem praecipitat, peius perit quasi de saxo saliat. Trin. 509 will Bergk de divitiis meis für de stultitiis, worin ihm beyde Herausgeber beypflichten (vergl. Ritschl Praef. Stich. XIX), indeß ist stultitiis nicht so ohne weiteres zu verwerfen, sondern eine witzige Bezeichnung der Folgen jugendlicher Unbesonnenheit, durch die er sein Vermögen einbüßte; man setze aber e für d und vergleiche Caes. B. G. I, 26 ex eo proelio circiter milia hominum CXXX superfuerunt. Trin. 1125 wird quemquam hominem interdum weder mit R. auf quemquam hominem in terra dum zurückzuführen seyn, noch mit M. Haupt auf usquam hominem terrarum, eher ist ein Adjectiv, wie integrum, oder ita certum (vgl. Pseud. 392) das Ursprüngliche. Mil. 100 ist schwer zu glauben, daß in dem Satz is amabat meretricem matre Athenis Atticis dieß matre aus altam verdorben sey, Pl. wird arte geschrieben haben, worauf bereits Scioppius verfiel. Man sehe Ps. 66 compressiones artae amantum comparum. Mil. 186, 187 hat Fl. den nur im Ambr. erhaltenen Vers profecto ut ne quoquam de ingenio degrediatur muliebri zu schützen gesucht, vergl. die ausführliche Erörterung Praef. XXIII sqq. und gelangt zu folgender Fassung: hercle ut ne q. d. i. degrediatur muliebri, earumque artem et disciplinam optineat colere. Aber weder profecto noch hercle scheinen hier dem Sinn der Stelle nach an ihrem Platze zu seyn, und optineat colere ist durch die Analogie von mi apstineant invidere nicht hinreichend gesichert. Wir glauben den neu gewonnenen Vers ungeachtet der boni numeri wieder tilgen zu müssen, und schreiben dann für hercle ut ne earumque einfach ne suam. Für den nur in sinnlosen Bruchstücken durch A erhaltenen Vers 402 möge es gestattet seyn, auch nach G. Hermann einen Versuch der Ergänzung zu wagen, nämlich quid, quam ipse vidi egomet, sororem in somnis quod ista vidit, men' eam non vidisse arbitras. Bey der Hermannischen Lesart ist der nothwendige Zwischengedanke nicht ausgedrückt und auch das Hinüberziehen des Satzes in den folgenden Vers störend. Mil. 277 fällt die Unterscheidung quid iam? aut quid negotist auf, da beyde Fragen auf dasselbe gehen. Man erwartete credo. at quid negotist, oder, da dieß eine sehr starke Aenderung wäre: qui dum? aut quid negotist? Mil. 530 möchten wir am liebsten schreiben magisque eandem, quae eadem non sit. In Pseud. 201 führt die handschriftliche Lesart id tibi profecto, welche Fl. nicht änderte, aber R. in tibi profecto id vielleicht auf id tibi porro oder id tibi protinus. Ps. 233 würden durch die Stellung volumus bene bessere Accente gewonnen werden. Ps. 467 schließt Fl. ein, R. gibt ihn in der Note dem Simo, indem er eine leichte Aenderung damit vornimmt, doch scheint er aus 477 entstanden. Dagegen wird der Schluß des Verses 176 hodie experiar eher für eine absichtliche Wiederholung des Schlußes von 174, als für ein Versehen der Abschreiber gelten müssen. Ps. 569 sollte wohl nach provenit ein Komma gesetzt werden, so daß novo modo zu adferre bezogen würde. Ib. 1010 ist Harpax, wo es zum zweytenmal vorkömmt, kein nomen proprium (vgl. 654), daher auch dem von Fl. zurückgerufenen ipse, was der Ambr. gewiß nicht hat, keine Stelle zu geben.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. December.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Kritische Beyträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tyrol's.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon früher bemerkt, (S. 15, 1850) und wiederholen hier nur, daß derselben einsylbige Stämme wie **Vel**, **Cal**, **Car** u. s. w. zu Grunde liegen, an welche dann, durch einen der beyden Vocale **a** oder **u** gebunden, die Ableitungsconsonanten treten. Am öftesten kommen als solche vor: **n**, **s** und **r**, nach diesen **l**, dann **t**, **c**, **v**. So entstehen also von dem Stamme **Cal** die Namen: **Caluna**, **Calusa**, **Calura** (oder **Calana**, **Calasa**, **Calara**), die jetzt noch bestehen als Galina; Glys, Tschölis; Galera, Glier u. s. w. Diese einfachen Formen wachsen nun aber durch abermaligen und wiederholten Zutritt von Bildungssylben, und so entstehen also Namen, wie: **Calunura**, **Calunusa**, **Caluruna**, **Calurusa**, **Calusuna**, **Calusura** oder auch **Calutuna**, **Calutura**, **Calutusa** und mit weiterm Anwuchse **Calurunusa**, **Calutunusa**. Eben so ergeben sich mit **l** die Formen: **uluna**, **ulura** u. s. w., wobey, wie oben bemerkt, allenthalben **a** mit **u** abwechseln kann, also **Calanara**, **Calanasa** u. s. w.

Man hat diese Formen etwas ungethüm finden wollen, allein dieß darf uns nicht hindern, sie als die ursprünglichen aufzustellen. Zeigen doch noch jetzt die verschiedenen neuen Formen, die davon übrig geblieben, daß die angenommenen Vocale vorhanden waren, freylich, was schwerer zu erklären ist, mit wechselndem Accent, wie z. B. das jetzige Salrein auf ein **Salurúna** weist, Salurn dagegen auf **Salúruna**; indessen kann man immerhin zugeben, daß noch „in der besten Zeit“ des Rhätischen manche Vocale, die euphonisch entbehrlich waren, ausfielen, daß schon damals z. B. **Salurna** vorkommen konnte für **Saluruna**, **Parcunsa** für **Paracunusa** (Partschins) u. s. w.

Wenn wir nun aber dieser rhätischen Nomenclatur im Vorhergehenden einen durchaus italischen Character beygelegt haben, so sind doch zwingende Gründe vorhanden, ihr die allernächste Verwandtschaft oder, wenn man will, Identität mit dem Etruskischen zuzuschreiben. Vor allem fällt da das auslautende **s** auf, das einem alten **usa**, **asa**, **sa** entspricht, wie dieß gerade in der etruskischen Epigraphik so unendlich häufig ist. Wir finden da viele Hunderte von Frauennamen, die auf **usa**, **asa**, **isa**, **esa**, auf **arisa**, **alisa**, **unisa**, **unsa**, **insa** ausgehen, und dieß sind ja eben unsere tyrolisch-graubündnischen Namen, auf **s** und **sa**, wie Lävis, Lafeis, Marbusa, Tanasa, Tanusa; auf **ers**, wie Labers, Leifers, Lofers, Mutters, Natters; auf **els**, wie Vendels, Mädels, Presels; auf **ens**, **enz** und **uns**, wie Tisens, Valens, Bludenz, Aguns, Tschagguns. Für die Ausgänge in **usa**, **esa**, **esia**, (**usium**) finden sich neben einigen Beyspielen auf etruskischem Gebiete, wie **Padusa**, **Falesia**, **Peithesa**, wohl auch noch im übrigen Italien Belege, wie **Canusium**, **Venusia**, allein die andern Formationen gehören lediglich der etruskischen Epigraphik an, wo wir denn allerdings für unser Lävis ein **Lavisa**, für Volders (urkdl. **Volares**) ein **Vularisa**, für Vendels (urkundl. **Venls**) ein **Venalisa**, für Pre-

ſels ein Perisalisa, für Valens ein Velinsa, für Aguns ein Achunisa finden, wie wir denn überhaupt jede rhätiſche Namensform durch ihr Analogon in der etruskiſchen Epigraphik belegen können.

Es handelt ſich daher gar nicht mehr darum' wie es früher geſchehen, durch etliche gleichklingende Namen, ſeyen dieß auch etliche Duzende, die Wahrſcheinlichkeit eines ſprachlichen Zuſammenhangs darzuthun, ſondern es läßt ſich vielmehr beweiſen, daß die beyderſeitigen Nomenclaturen in dem Syſtem, das ihnen zu Grunde liegt, durchaus identiſch ſind. Es kömmt alſo nicht gerade darauf an, daß Glaterns (urkundl. Clauturnis) und Claternä bey Bononia oder Cluturnum bey Venafrum, Kardaun (urkundl. Cardun) und Cortona (etr. Cartuna), Sauters (urkundl. Suders) und das etruskiſche Suders, Ladurn und Liternum, Salurn und Salernum, Völlan und Volane, das urkundliche Vulsanum (jetzt Botzen) und Volſinii, Vuldera, Velthür und Volaterra (etr. Velathuria), Velthurns und Vulturnum — es kömmt, ſagen wir, nicht gerade darauf an, daß dieſe Namen zueinander paſſen — ſondern die Theſis iſt noch durch hunderte von gleichgeltenden Erſcheinungen zu erproben. Daß aber die Vergleichung der rhätiſchen Ortsnamen mit den Namen der Epigraphik eben ſo concludent iſt, als wenn jene auch wieder mit etruskiſchen Ortsnamen zuſammengehalten würden, kann nach dem oben Geſagten keinem Zweifel unterliegen. Wenn wir Alles ſammeln, was von etruskiſcher Nomenclatur, ſey es nun im eigentlichen Etrurien, ſey es am Po oder in Campanien, uns übrig geblieben iſt, ſo werden wir kaum weit über hundert Namen hinaufkommen, während im Alterthume auf dieſem Raume vielleicht etliche Hunderttauſende gefunden wurden. Das Wenige nun, was uns an Orts- und Flußnamen erhalten iſt, erſchöpft den Formenvorrath nicht nur nicht, ſondern deutet ihn kaum an; die Namen der Epigraphik zeigen dagegen ganz klar, wie weit das Etruskiſche auf dieſem Felde gehen konnte, und genau ſo weit gehen auch die rhätiſchen Namen.

Beygehend erlauben wir uns nur noch, hier die Wahrnehmung niederzulegen, daß ſich die beyden Namenſchaften unter gleichen Verhältniſſen auch in gleicher Weiſe verhalten. Ein paar Beyſpiele ſollen näher darthun, was wir damit meinen.

Am allbekannten Fluße Tiberis und zwar an ſeinem obern Laufe liegt die Stadt Tifernum; am Fluße Nar, der in denſelben mündet, liegt Narnia. In dieſen Städtenamen iſt alſo die Derivation vom Flußnamen durch n ausgedrückt.

Im Vintſchgau fließt ein Bach, heißt Saldur; an dieſem liegt ein Dorf, heißt Schluderns. Setzen wir Saldur rhätiſch Salutura und Schluderns Saluturnusa, ſo haben wir hier dieſelbe Erſcheinung. In Samnium entſpringt der Fluß Sarus und an deſſen Ufer liegt eine Stadt mit Namen Sarentum, davon findet ſich dann auch wieder der Volksname Sarentini. Bey Botzen dagegen liegt das Sarnerthal, rhätiſch ſicherlich Saruna, deſſen Einwohner wohl mit der bekannten raſeniſchen Bildungsſylbe at — zur rhätiſchen Zeit Sarunates, Sarunetes hießen, ſo gut wie jene andern von Plinius genannten rhätiſchen Sarunetes, qui ortus Rheni accolunt. Eine Fortbildung dieſes Namens iſt Sarunatuna, Saruntuna, ſpäter in den Urkunden Sarentinum (wie das etruskiſche Ferentinum), jetzt Sarenthein, der Hauptflecken dieſes Thales. So haben wir denn die ächt italiſche Scala: Saruna, Sarunata, Sarunatuna (Sarus, Sarentum, Sarentini).

Damit glauben wir denn den Beweis geliefert zu haben, daß die vorromaniſchen Ortsnamen in den rhätiſchen Alpen aus einem den uritaliſchen Sprachen verwandten, mit der etruskiſchen aber identiſchen Idiome herzuleiten ſind.

Hören wir nun die Gründe, welche gegen dieſe Behauptung vorgebracht worden ſind.

Nach einem guten alten Herkommen werden natürlich zuerſt die Alten citirt. Wir haben ſicherlich die gebührende Achtung vor den Alten, und glauben auch, daß die fünf oder ſechs Stellen, die auf unſere Frage bezogen werden, hinreichend ſeyen, ſie vollkommen in unſerem Sinne zu entſcheiden, allein wir geben dabey auch gleich zu erkennen, daß in Sachen der alten Ethnographie der linguiſtiſche

Beweis, wie ihn die neuere Wiſſenſchaft zu führen pflegt, alle Angaben der Claſſiker an Werth weit überwiegt. Ein glänzendes Beyſpiel davon ſehen wir wieder in der umbriſchen Frage, die neuerdings durch die Arbeiten von Aufrecht und Kirchhoff in einer Art gelöst worden iſt, daß wohl in alle Zukunft Niemand mehr jene vielbeſchrieenen Stellen citiren wird, um die keltiſche Abkunft der Umbrer zu beweiſen.

Was ſagen nun aber die Alten? Juſtin und Plinius ſagen einfach, daß die Rhätier Abkömmlinge der Tusker ſeyen. Das Nämliche behauptet Livius.

Nun ſagt aber Hr. Mathias Koch, es ſey da nur von der Flucht eines Schwarmes verdrängter Etrusker in die Alpen die Rede, ohne Beſtimmung, in welche. Darüber gebe Strabo Aufſchluß.

Auf Seite 554 wundert ſich nun Hr. Math. Koch nicht wenig, daß Hr. Kink in ſeinen jüngſt erſchienenen akademiſchen Vorleſungen über die Geſchichte Tyrols bis zur Vereinigung mit Oeſterreich „die Raſener in ununterbrochener Folge vom Gotthard längs den Quellen des Rheins und des Inns hinauf bis zum Lech wohnen läßt, und von da bis zu den Salzburger Tauern, dann von dort in einem Halbkreis ſüdwärts bis tief in Italien“. Wenn wir letztern Zuſatz abrechnen, ſo werden wir finden, daß Hr. Kink im Uebrigen nichts anderes geſagt hat, als was man ungefähr auch mit wenigen Worten ſo ausdrücken kann: ſie wohnten im heutigen Graubünden und Tyrol.

Dieſe Behauptung, ſagt Hr. Koch, ſetze voraus, daß ſie in der Geſchichte der Schweiz, Badens, Bayerns und Wirtembergs wieder gefunden werde. Was ſoll das heiſſen? In der Geſchichte der Schweiz, in ſoferne Graubünden auch zur Schweiz gehört, wird dieſe Behauptung allerdings wieder gefunden — denn in Graubünden iſt die rhätiſche Ureinwohnerſchaft eine nie beſtrittene Annahme — aber was hat denn dieſe Behauptung in Bayern oder gar erſt in Wirtemberg, in Baden zu thun? Wer ſpricht denn dort von Rhätien? Oder ſprudeln die Quellen des Rhein's, des Inn's, des Lech's in Bayern, in Wirtemberg, in Baden?

Uebrigens kömmt Hr. Koch zwey Seiten ſpäter auf jene Stelle in Kinks Buche zurück, citirt ſie aber nicht mehr, wie ſie iſt, ſondern ſetzt anſtatt „längs den Quellen des Inn's hinauf bis zum Lech“ nunmehr die Worte: „am Inn und Lech“. Das klingt freylich anders, allein, wer z. B. im Engadein und bey Finſtermünz Rhätier findet, braucht ſie nicht auch bey Schärding und bey Paſſau nachzuweiſen.

Hr. M. Koch wundert ſich nun über das, was Hr. Kink ſagt, und ruft gegen dieſen den alten Strabo zu Hülfe; der alte Strabo ſagt aber dasſelbe was der junge Herr Kink.

Strabo ſagt dasſelbe ſchon in der Stellen, welche Hr. Koch kennt — wie z. B. in der, wo ſie *μέχρι τῆς Ἰταλίας καθήκουσι, τῆς ὑπὲρ Οὐήρωνος καὶ Κώμου.* Ferner entnimmt ihm H. Koch die Angabe, daß ſie an die Inſubrer, an die Karner, an die Gegend um Aquilegia gränzen, daß ſie den Bodenſee, jedoch nur an kurzer Strecke berühren. Er hätte nun bloß noch eine Linie von Aquilegia an den Bodenſee ziehen dürfen und damit wären uns ſchon faſt ſieben Achtel von dem Gebiete gewährleiſtet, welches wir in Anſpruch nehmen.

Indeſſen legen wir gerade auf jene Stelle, die von Aquilegia ſpricht, ſehr geringen Werth, denn ſie ſcheint, wenigſtens nach dem griechiſchen Text, gar nicht auf die Rhätier bezogen werden zu können. Ueberhaupt glauben wir, daß ſich Strabo über die rhätiſchen Dinge nicht an ganz verläſſige Quellen gehalten habe. Wenn er z. B. die Breunen und Genaunen ein illyriſches Volk nennt, ſo iſt uns dieſe Angabe zwar in ſo ferne willkommen, als wir glauben, daß der ganze raſeniſche Stamm, alſo auch die Breunen und Genaunen, aus der thraciſchen Halbinſel heraufgewandert ſeyen, allein Strabo ſcheint gerade die beyden genannten Völkerſchaften in ein näheres Verhältniß zu den Illyriern ſetzen zu wollen, was uns ohne nähere Erläuterung räthſelhaft bedünken will. Ferner rechnet er die Vennonen zu den Vindeliciern, was, da jene doch im Vintſchgau ſaſſen, auch nicht richtig ſeyn kann. Auch ſeine Angaben über Ateſinos, Iſaros, Atagis ſind falſch oder der Text iſt verdorben.

Laſſen wir uns indeſſen dadurch von einer weitern Zuſammenſtellung ſeiner Angaben nicht abhalten.

An jener Stelle, die wir oben angeführt, heißt es aber auch weiter: *διατείνουσι δὲ καὶ μέχρι τῶν χωρίων, δι' ὧν ὁ Ῥῆνος φέρεται* — „ſie erſtrecken ſich auch bis in jene Gegenden, durch welche der Rhein ſtrömt“ — alſo nicht bloß an ſeine Quellen, ſondern wohl auch bis in's jetzige Vorarlberg hinein. Ferner ſagt der Geograph: *τούτου δ' εἰσὶ τοῦ φύλου καὶ Λεπόντιοι καὶ Καμοῦνοι* — „dieſes Stammes ſind aber auch die Lepontier und die Kamuner“. — Dagegen ſagt nun Hr. Koch, daß die Lepontier nicht tuskiſcher Abkunft ſeyen, bedürfe keines Beweiſes. Wie ſo? Wenn die Rhätier, wie auch Hr. Koch zugibt, wirklich aus dem Paduslande verſprengte Etrusker und die Lepontier ein rhätiſcher Stamm ſind, warum ſollen ſie denn nicht auch Etrusker ſeyn?

Ueberdieß ſagt der Geograph: Oberhalb Comum liegen auf der einen Seite gegen Oſten Rhätier und Vennonen, auf der andern Seite Lepontier, Tridentiner und Stoner und mehrere andere kleine Völker, *κατέχοντα τὴν Ἰταλίαν ἐν τοῖς πρόσθεν χρόνοις*, „die in frühern Zeiten Italien inne hatten.“ Dieſer Zuſatz iſt der umgekehrte Mythus vom Heerführer Rhätus. Strabo nimmt nämlich nicht an, daß die Rhätier aus Italien verjagte Etrusker, ſondern, wie nach ihm Niebuhr gethan, daß die Etrusker aus den Alpen herabgekommene Rhätier ſeyen — mit andern Worten: daß die Alpenvölker früher Herren von Italien (wenigſtens bis an die Tiber und in Campanien) geweſen. Warum hat ſich Hr. Koch nicht auch über dieſen bedeutſamen Zuſatz geäußert?

Gehen wir zu einer anderen claſſiſchen Stelle über. Quos loca ipsa efferarunt, ſagt Livius, ne quid ex antiquo praeter sonum linguae, nec eum incorruptum retinerent. Was iſt nun der Sinn dieſer Stelle? Es iſt kaum zu glauben, daß Livius, zu deſſen Zeiten die etruskiſche Sprache ſchon aufgehört hatte, eine lebende zu ſeyn, in ihrer Grammatik ſo bewandert war, um über das Verhältniß in dem ſie zum Rhätiſchen geſtanden, ein verläſſiges Urtheil abgeben zu können. Die rauhen Organe der Alpenvölker laſſen auch ihre Sprache hart und roh erſcheinen, und wenn nun Livius dieſe rhätiſchen Klänge mit der Feinheit des Literar-Etruskiſchen verglich, ſo mochte er leicht verſucht ſeyn, das Alpenhafte, Rauhe und Alterthümliche der erſtern für Verderbtheit anzuſehen. Einem Franzoſen, deſſen Ohr nur an hannöverſches oder berliniſches Deutſch gewöhnt wäre, könnte es, wenn er nach Tyrol käme, eben ſo leicht einfallen zu ſagen, die Tyroler ſeyen durch ihr Gebirg verwildert und hätten von der deutſchen Sprache nur den Klang, aber auch dieſen nicht unverderbt gerettet. Die beſprochene Stelle wird daher kaum etwas anderes beweiſen, als daß die rhätiſche Sprache dieſelbe war wie die etruskiſche und wir können keineswegs darin finden, was Hr. Koch herausliest, nämlich daß ſolche Culturrückſchritte nur bey einem in die Knechtſchaft roher Zwingherren gerathenen, tief gebeugten Volke möglich ſeyen.

In dieſer Gegend ſeiner Abhandlung ſpricht Hr. Koch auch von den Euganeern und ihrer Flucht in die Alpen, die übrigens, ſo viel wir wiſſen, durch gar nichts beſcheinigt iſt als durch die falſche Ableitung des Namens der Valſugana. Der Hauptort dieſes Thales hieß zu den Zeiten der Römer Alsucum, Ausucum und davon kömmt dann die Bezeichnung Vallis Alsucana, Valalsugana, Valsugana, die mit den Euganeern auch nicht entfernt in Verbindung ſteht. Il fonte degli Euganei bey Hormayr dürfte in der Wirklichkeit vielleicht gar nicht aufzufinden ſeyn oder verdankt ſeinen gelehrten Namen irgend einem gelehrten Sommerfriſchler aus Trient oder Roveredo. So falſch aber die gewöhnliche Ableitung von Valſugana, ſo richtig iſt die ungewöhnliche von Goſſenſaß, wie ſie in den Urbewohnern Rhätiens S. 22 gegeben iſt. Hr. Koch ſagt hierüber in einer ſchnöden Note: Ein Beyſpiel von falſchen, bloß auf Analogie beruhenden Schlüſſen gibt der tyroliſche Ortsname Goſſenſaß mit Gothenſitz gedeutet. Will man dieſen grellen Verſtoß einſehen, ſo braucht man bloß die urkundliche Form aufzuſuchen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. December.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex Carolus Lachmannus recensuit et emendavit. Berolini impensis Georgii Reimeri MDCCCL. Caroli Lachmanni in T. Lucretii Cari de rerum natura libros Commentarius. Berolini impensis Georgii Reimeri MDCCCL. 439.

Durch viele fruchtlose Arbeiten der Vergangenheit eines Bessern belehrt, hat man in neuerer Zeit die Erfordernisse der Recension eines alten Autor allgemein kennen gelernt; daß aber in einigen Decennien in Folge dessen mehr geleistet wurde, als seit Jahrhunderten geschehen war, verdankt man zumeist dem rastlosen Eifer und der gründlichen Kenntniß Immanuel Bekkers. Die Vernachläßigung des historischen Weges blieb auch auf diesem Gebiete nicht ungestraft. Eine wichtige diplomatische Urkunde mag mit allen Fehlern und kühnen Aenderungen, welche im Laufe der Zeiten die Nothwendigkeit, ein Verständniß hineinzutragen und das Gedankenlose der Einsicht näher zu bringen, stets ihre Bedeutung und ihren Werth haben, und der Geschichtsfreund sie lieber in der gewöhnlichen Form, als in dem ihm ungeläufigen und veralteten Idiome lesen; der Forscher, welcher sicher gehen will, wird sich damit nicht begnügen, wenn ihm über viele Angaben Bedenken entstehen, er wird sich, wenn das Original verschwunden ist, nach alten Abschriften umsehen und nicht ohne Verwunderung wahrnehmen, wenn er dort ganz anderes als in dem überlieferten nun gangbaren Texte findet.

Die alten Autoren sind solche Urkunden, nur daß sie viel weiter hinaufgehen, darum auch häufiger abgeschrieben wurden und vielfachen Aenderungen ausgesetzt waren. Da man die Bedeutung dieser Schriften frühe würdigte, so suchte man bald das Unklare verständlich zu machen und einem folgenden Leser die Mühe zu erleichtern; schon das Mittelalter hatte großentheils keine andere Aufgabe, als die, welche seit Einführung der Druckerey die Herausgeber befolgten, einen lesbaren Text zu liefern, gleichviel ob dieser urkundlich beglaubigt war oder nicht. Die jetzige Kritik geht darauf aus, die ältesten vorhandenen Handschriften aufzusuchen, wenn erwiesen ist, daß alle aus einer abgeschrieben sind, wie die Annalen und Historien des Tacitus, diese allein zu beachten, den verdorbenen und unverständlichen Text wieder zurückzuführen, und nun erst von neuem die Herstellung, so weit möglich, grammatisch und historisch nach den besonderen Forderungen eines jeden Autors zu versuchen. Das ist nicht eine neue Entdeckung, schon die alten Philologen haben sie gekannt, wie Angelus Politianus, der Glanzpunkt und Gipfel seines Jahrhunderts; Faernus hat sie im Terentius und in Ciceros Philippicae ausgeführt, Ursinus im Festus, Victorius in den Briefen an Atticus, Aristoteles Rhetorik, und sonst wo ein vorzüglich altes Exemplar die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte; aber allgemein wurde diese Nothwendigkeit erst in unsern Tagen erkannt, wozu auch die aufgefundenen Palimpseste das Ihrige beyzutragen nicht versäumten. Die Sprache ist dadurch nicht unbedeutend bereichert worden; es hat sich gezeigt, daß vieles, was vordem gar nicht bekannt war oder als einzelne

Monstrosität verworfen wurde, in den ältesten Handschriften aller Autoren wiederkehrt, und darum der Sprache nicht entzogen werden darf; die Angaben griechischer Grammatiker über den attischen Sprachgebrauch, welche namentlich Lobecks Sammlungen zum Phrynichus nach den damals vorhandenen Texten als unbegründet nachgewiesen haben, sind durch die Benutzung der ältesten Codices von Bekker zu unerwartetem Ansehen gestiegen; diese bekräftigen allgemein die Aussagen der Atticisten. Auch hier ist eine Grenze, die, wenn sie überschritten wird, wenig Heil bringt; leicht nämlich verfällt man, weil uns ja doch so vieles unbekannt und nicht überliefert ist, in das Bestreben, geradezu Alles, was alte Handschriften bieten, für untrüglich zu halten, wie man dieses bey Cicero und Livius versucht hat; Kenntniß der Sprache überhaupt, wie der Eigenheiten des einzelnen Autors wird vor Abwegen dieser Art frey halten.

(Fortsetzung folgt.)

Kritische Beyträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tyrol's.

(Schluß.)

Schlagen wir nun das angerathene Verfahren ein, so finden wir als urkundliche Form in Hormayrs sämmtlichen Werken I. 279 die Form Gozzinsasse. Blättern wir dann auch in einem andern Buche, das vielleicht auch Hr. Koch kennt, nämlich in Grimm's deutscher Grammatik, 1. Ausgabe S. 153, so finden wir unter Anderm, daß der Name Gotones im Mittelhochdeutschen Gozones gelautet haben würde, wie Patavium Pazowa lautete. Und wie aus Pazowa Passau geworden, so aus Gozzinsasse Gossensaß. Auf welcher Seite liegt nun der grelle Verstoß?

Im Verlauf der Abhandlung p. 567 läßt sich auch Hr. Koch auf Ortsnamen ein und führt denn Kardaun bey Bozen an, was keltisch seyn soll. Fände sich dieser Name an der Seine oder an der Loire, so würden wir uns deßwegen nicht in Streit einlassen, allein bey Bozen können wir keine keltischen Namen zugeben. Wenn Kardaun nicht etwa gar ein romanisches Cortone (großer Hof) ist, dem aber die urkundliche Form Cardun zu widersprechen scheint, so ist es, wie schon oben gesagt, sicherlich ein rhätisches Cartuna, und dieß ist dasselbe was Cortona in Etrurien. Die Endsylbe daun weist in den Alpen keineswegs auf keltischen Ursprung; sie kann in ursprünglich romanischen Wörtern vorkommen, wie z. B. in Pardaun von Pratone (große Wiese), und andern Falles ist sie nicht das keltische dunum, sondern ein rhätisches — tuna, das ganz parallel läuft mit den Endungen suna, runa, luna und das auch nicht immer daun zu werden braucht, sondern jetzt auch dein, tin, don lauten kann. Vergl. Altuna, Aldein; Artuna, Ildein; Cafatuna, Gufidaun; Caltuna, Galtin; Maltuna, Maldon; Salatuna, Salatina u. s. w. Karneid, das neben Kardaun zu finden ist, steht entweder für Kartneid und ist dann als Cortonetto zu erklären oder es ist rhätisch und lautet ursprünglich Carnuta. Kampenn und Kampill sind unzweifelhaft romanisch, campagna oder campone und campillo. Hall wird wohl deutsch seyn, Aguntum, Veldidena u. s. w. sind rhätisch: Barrodunum weiß ich nicht zu finden.

Endlich bespricht Hr. Koch auch die in Süd- und Nordtyrol ausgegrabenen Alterthümer. Da wir die etruskischen Museen nicht gesehen haben und die etruskische Kunst nur aus den Abbildungen kennen, so wollen wir uns auf diese Frage gar nicht einlassen. Die Schriftzüge auf den gefundenen Geräthschaften sind übrigens ohne Zweifel etruskisch und unter Voraussetzung dieses Zugeständnisses haben wir nichts entgegen, wenn in denselben Hr. Koch auch Aehnlichkeit oder Gleichheit mit andern alten Alphabeten findet. Uebrigens belästigt uns nicht die leiseste Ahnung, daß diese Ausgrabungen, wenn deren Prüfung dereinst in die rechten Hände fällt, unsre Thesen im Mindesten beheiligen werden.

Nachdem wir nun aber die loci classici hinlänglich berücksichtigt und so den großen Alten die gebührende Verehrung gezollt, sehen wir uns gleich-

wohl zu der Erklärung veranlaßt, daß wir so viel gelehrten Apparates gar nicht bedürfen, daß wir vielmehr als archimedischen Punkt nur ein ganz kleines Zugeständniß in Anspruch nehmen, etwa nur so viel, daß es überhaupt Rhätier gegeben, daß diese etwa bey Chur oder an der Etsch, im Vintschgau oder bey Bozen gewohnt. Wenn man uns so viel einräumt, geben wir alle anderen loci classici unsern Gegnern zu Schutz und Trutz wieder zurück und beweisen dann Alles mit unserem eigenen Material. Wir sagen dann ganz einfach, so weit die rhätischen Ortsnamen gehen, so weit haben ehedem Rhätier gewohnt. Würde man uns also die Gegend von Chur als ein ächt rhätisches Revier bezeichnen, so nehmen wir die dortigen Namen vor und behaupten (natürlich mit Einrechnung verschiedener Aussprache und wechselnden Accents) Flims am Vorderrhein sey was Fleims bey Trient, Trins dasselbe was Trins im Gschnitzthal am Brenner, Ems (urkdl. Amades) dasselbe was Matsch im Vintschgau, Maladers dasselbe was Milders in Stubai, Malans dasselbe was Melans bey Hall, Mels dasselbe was Mils bey Hall und bey Imst, Mauls bey Sterzing und Mals im Vintschgau — kurz vom Gotthard bis zum Zillerthale und vom Bodensee oder wenigstens von Hohenems bis Trient überall dieselben Namen, die sich augenscheinlich bey ihrer Verbreitung um die engen Gränzen, welche Hr. Koch den Rhätiern setzen will, nicht im Mindesten kümmerten. Aber auch Trient ist noch nicht der Gränzstein dieser rhätischen Nomenclatur, sondern dieselben Namen, wie sie in den jetzt deutschen Gebieten vorkommen, finden sich, nur romanisch colorirt, auch in Wälschtyrol und im Veltelin; allein diese südliche Ausdehnung wollen wir hier der Kürze halber nicht weiter verfolgen.

So haben wir denn unsers Bedünkens die bestrittene Behauptung mit zulänglichen Beweisen unterstützt und zur vollen Gewißheit erhoben. Nachdem dieß aber geschehen, wollen wir allerdings zugestehen, daß wir in Tyrol auch keltischen Einfluß wahrnehmen, daß sich auch keltische Ortsnamen, oder wenigstens keltische Ansätze an rhätische Namen finden.

Einmal müssen wir zugestehen, daß die Continuität der rhätischen Namen am Zillerthal abbricht. Dortherum finden sich noch Galzein, Schlitters, Uderns, weiter draußen, in weiten Zwischenräumen nur noch Itters und Lofers. Hier mag also der Punkt seyn, wo Rhätier und Kelten auf einander stießen, ja vielleicht ist der Zillerbach die Linie, auf welcher die vor einem Kelteneinbruche zurückweichenden Eingebornen Stand hielten und, den Feinden ein Stück ihres früheren Gebietes überlassend, ein weiteres Vordringen abwehrten. Den Namen der Station Masciacum bey Wörgl wollen wir wenigstens gerne den Kelten überlassen. Derselbe hat im innern Rhätien nicht seines Gleichen, liegt aber vielleicht auch dem Namen Meschach bey Götzis in Vorarlberg zu Grunde. Als Messy kommt derselbe Name jetzt in Frankreich vor (s. Mone S. 34).

Wenn nun also an dem Suffix acum die Ortsnamen der Kelten mit Verläßigkeit zu erkennen sind, so können wir ihnen allerdings auch in Wälschtyrol ein kleines Häuflein zuwenden, als z. B. Lisignago im Fleimserthale, Cavedago am Nonsberge, Almazago und Termenago im Sulzberge, Stimiago in Judicarien. Immerhin scheint aber nur der Ausgang den Kelten anzugehören, während der andere Theil des Wortes rhätisch seyn dürfte. In Lisignago wenigstens scheint Lisigna ganz deutlich das deutsch-tyrolische Lüsen (urkdl. Lusina) zu seyn.

Immerhin wird der keltische Ursprung dieses Suffixes dadurch noch wahrscheinlicher gemacht, daß es auch im ehemals keltischen Paduslande sehr häufig gefunden wird, wie Tregnago, Gusago, Gorlago, Cavernago, Imbersago, Legnago u. s. w. Das Resultat wäre also, daß sich im Unterinnthale wenigstens eine Spur des Keltischen findet, während im Süden von Verona her bis in das Fleimserthal und den Nonsberg das Eindringen keltischer Stämme durch mehrere Wahrzeichen bekundet ist.

Am Schluße der viel besprochenen Abhandlung werden wir endlich gar auf das politische Gebiet geführt und uns so zur Gewissenspflicht gemacht, die Unschädlichkeit unsrer Thesis auch von dieser

Seite nachzuweiſen. Als „Oeſterreicher, der ſich ſeiner ſtaatsbürgerlichen Aufgabe bewußt iſt,“ fühlte ſich Hr. Koch um ſo mehr zu einer Erhebung ſeiner Stimme veranlaßt, als ſeine Erwartung einer von Deutſchtyrol ausgehenden kräftigen Zurückweiſung dieſer wiſſenſchaftlich falſchen und politiſch ſchädlichen Meinung gänzlich fehlſchlug. Es ſchien ihm höchſte Zeit — denn „der aus der Gelehrtenſtube in das wälſchtyroliſche Volk gedrungene und von einer übelgeſinnten Partey ohne Zweifel genährte Wahn etruskiſcher Abſtammung hat zu der, wie wir wiſſen, hartnäckig verfolgten Lostrennungsforderung weſentlich beygetragen, er hat ſelbſt zerſetzender als der Vorwand ehemaliger Vereinigung der ſüdlichen Landestheile mit Italien gewirkt.“ (Damit iſt doch wohl die Vereinigung mit dem napoleoniſchen Königreich Italien gemeint?)

Wir haben nun zwar die feurigen Blätter von Trient und Roveredo ſchon ſeit bald ſieben Jahren nicht mehr geleſen, allein wenn ihre Taktik nicht eine ganz andere geworden iſt, als ſie damals war, ſo dürfen wir keck behaupten, daß auch der patriotiſche Epilog, den Hr. Koch ſeiner Abhandlung zu geben wußte, nur auf einem Irrthum beruht. Von den etruskiſchen Ahnen war unſers Wiſſens in Wälſchtyrol gar nie die Rede, ganz abweichend von Graubünden, wo ſich auch viele neuere Mythen an dieſen Namen knüpfen, ſondern dort wurde die Sache ganz anders genommen. Frapporti, welcher der Bannerträger der italiſchen Sympathie war, ſprach nur von der Nazione madre, von den alten Uritaliern, die vom Brenner bis Sicilien, nach ſeiner Meinung, ein einiges Volk geweſen, die dann auch wie Rom ſo Trient gegründet. Deßwegen iſt letzteres nicht etruskiſch, ſondern eine città italianissima. Noch weniger werden die Wälſchtyroler mit den Rhätiern verbunden, welch' letztere nach Frapporti ja die Ahnherren der ſpäteren Alemannen ſind. Frhr. v. Giovanelli hatte hierüber allerdings quellenmäßigere Anſichten, allein ſeine Abhandlungen, voll klaſſiſcher Gelehrſamkeit, haben der wälſchtyroliſchen Jugend ſchwerlich den Kopf verrückt. Namentlich bey den dortigen Landleuten dürfte mit Porſena und den alten Lucumonen ſo wenig auszurichten ſeyn, als bey den unſern mit Hermann und Thusnelda. Zu Trient hat man in neueren Zeiten am liebſten über den Apennin und den Arno hinweg mit der ewigen Roma coquettirt, und wenn ein politiſcher Agitator in Italien nur ein wenig nachdenkt, ſo wird er finden, daß er ſeine Anhänger mit den glänzenden Erinnerungen an die Zeiten der römiſchen Weltherrſchaft bey weitem mehr entflammen kann, als mit Berufungen auf die längſt verſchollenen Etrusker, deren unvordenkliche Glanzperiode ſchon in den Zeiten der römiſchen Macht eine halbe Mythe war. Viel triftiger ſpricht ohnedem für italieniſche Vergrößerungsgelüſte der andre Umſtand, daß die italieniſche Sprache noch bis ins Mittelalter, ja bis nach den Zeiten der Reformation in Tyrol und Vorarlberg viel weiter reichte als jetzt. Sollen wir aber dieſe hiſtoriſche Thatſache nicht anerkennen, weil allenfalls ein uns peinlicher Gebrauch davon gemacht werden könnte? Erſchrecken die Franzoſen etwa, wenn man ihnen ſagt, ihr Land ſey vor Alters von Völkern bewohnt geweſen, die zu einem Theil mit den baskiſchen, zum andern mit den bretaniſchen Stämmen verwandt waren? Oder wird den Deutſchen Angſt, wenn ihnen die Franzoſen ſagen, daß ehemals galliſche Stämme bis nach Thracien und Galatien hin gewohnt? Wenn es nur darauf ankäme, die Geographie eines Atlas antiquus wieder herzuſtellen, ſo könnten ja vor Allem die Germanen von den Zeiten der Völkerwanderung her auf ganz Weſteuropa Anſpruch machen.

Was endlich Hr. Koch zu Ende ſeiner Abhandlung über das Verſchwinden des deutſchen Elementes in den Sette Communi, in der Valſugana, über das Heraufwachſen des Italieniſchen im Etſchlande ſagt, das haben wir ſelbſt auch ſchon längſt geſagt, begeben uns daher aller Erinnerung dagegen und vereinigen uns in dem Wunſche, daß doch endlich das Allernöthigſte geſchehen möchte, um jene Landsleute bey ihrer Sprache zu erhalten, da ſonſt von dieſer wohl in dem nächſten Menſchenalter keine Spur mehr übrig ſeyn wird.

Dr. Steub.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. December.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex. Caroli Lachmanni in T. Lucretii Cari de rerum natura libros Commentarius.

(Fortsetzung.)

Galt in Lucretius Zeit Kenntniß der griechischen Litteratur, wie dieses Studium durch die alexandrinische Schule ausgebildet war, als unentbehrlich, um den Namen eines doctus poeta zu erlangen, so konnte unser Dichter mit allem Rechte auf die Bezeichnung eines doctissimus poeta Anspruch machen; denn so weit hatte es keiner seiner lateinischen Vorgänger gebracht, ein abstruses philosophisches System, gleich einem Parmenides und Empedocles, poetisch seinen Zeitgenossen zu übergeben. Seit Ennius, der zuerst sich dessen rühmte, haben römische Dichter dem italischen Leben fast ganz entsagt und sich dem heitern hellenischen Cultus hingegeben; die römische Religion war auch nicht dichterisch, wie die griechische, daher wurde diese vorgezogen, jene vernachläßigt und ging allmählig in sie über; die Römer in Cäsars Zeit waren Fremdlinge in ihrem Alterthume und wählten auswärtige Erzählungen, wo einheimische Ueberlieferungen noch reichhaltiger flossen, wie Niebuhr (Röm. Gesch. 2, 306) gerade an unserem Lucretius rügt [1]). Von seinem Leben wissen wir nur, was Hieronymus sagt: 1918 T. Lucretius poeta nascitur, qui postea amatorio poculo in furorem versus, cum aliquot libros per intervalla insaniae conscripsisset, quos postea Cicero emendavit, propria se manu interfecit anno aetatis XLIV., eine Notiz, die man allgemein als Sage verworfen hat, welche aber Lachmann zu 1, 922 als bewährt annimmt, doch nicht M. Cicero, sondern seinen Bruder Quintus versteht. Hat Hieronymus, wie sonst in der Litterärgeschichte, aus Suetonius Buche geschöpft, so kann die noch so auffallende Erzählung nicht als Mährchen abgewiesen werden. Besser als die Ciceronen (ad Quint. fratrem 2, 11 Lucretii poemata ut scribis ita sunt, non venustis luminibus ingenii, multae tamen artis) urtheilte Corn. Nepos, und Ovidius Verse

carmina sublimis tunc sunt peritura Lucreti,
exitio terras cum dabit una dies.

zeugen, wie man damals von diesem Dichter dachte.

Lucretius gehört zu den lateinischen Schriftstellern, welche im fünfzehnten Jahrhundert von den gelehrten Philologen der Sprache wie der Sache wegen eifrigst gelesen wurden. Ging auch Virgilius unter den Dichtern, wie Cicero unter den Prosaikern allen andern weit voraus, so war doch Lucretius durch seine Umwandlung der Sprache, die sich hier eine ihr sonst nicht gewöhnliche Biegsamkeit in Darstellung philosophischer Gegenstände gefallen lassen

1) Niebuhr wundert sich, daß Lucretius nicht die einheimische Pest beschrieben habe, die in Rom gleich groß gewesen sey. Indem der Dichter das Beyspiel einer Pest darstellen wollte, that er wohl daran, die allen bekannte und meisterhaft geschilderte aus Thucydides zu wählen, wenn nicht vielleicht schon Epikur den Erklärung epidemischer Krankheiten auf Athen hingewiesen hatte, zugleich um auch hier zu zeigen, wie historisch dargestellte Ereignisse von dem Dichter aufgefaßt werden.

mußte, einer der nächsten Gefährten des allbeliebten epischen Dichters, nur Plautus als Vertreter der Volksrede und des Scherzes hatte den Vorzug. Auch die freye Denkungsart des Dichters mochte jenem jugendlich anstrebenden Zeitalter, gerade weil so vieles von dem Angenommenen und Gangbaren abweichend war, die Lectüre dieses Werkes begünstigen; uns ist nicht bekannt, daß damals in Italien über Lucretius ein Verbot ergangen, wie in neuester Zeit es über Sophokles verhängt ist. Er vertrat übrigens zugleich die Naturseite, die man hier poetisch nicht minder gerne auffaßte, als die ländliche Einfachheit aus Virgilius Georgica. Zumeist aber war es das wahrhaft Poetische, das sich in allem kund that, wo der Dichter frey sich bewegt und nicht durch das System der epikurischen Lehre gefesselt fühlt, man lese z. B. nur die Einleitungen zu den einzelnen Büchern oder die Schilderung des ersten Menschen im Stande der Natur und seine allmählige Entwicklung im fünften Buche. Allerdings wird manches in ihm befremden, aber was W. Reiz dem jungen Hermann sagte, als er ihm aus dem dritten Buche die Lehre der Sterblichkeit der Seele vorlas: das ist ausgezeichnet, diese Verse müssen Sie auswendig lernen, das ist zwar gottlos, aber es ist doch göttlich; das fühlte und sagte sich sicher schon damals ein jeder, welcher mit Lucretius vertrauter geworden war.

Aber Italien kannte diesen Dichter im Mittelalter so wenig, als den Valerius Flaccus, Silius Italicus, oder die letzten zwölf Comödien des Plautus. Erst gegen das Jahr 1430 wurde durch den damaligen berühmten Entdecker lateinischer Autoren Poggio Bracciolino [2]) ein Exemplar nach Florenz an Niccolo Niccoli abgegeben, und von nun an durch Italien verbreitet. Ob Poggio den Codex selbst oder nur eine Abschrift aus demselben in seine Heimath gebracht hat, ist bis jetzt nicht ermittelt; von manchen wie von Ascensius, Ciceros Reden sind nur seine eigenen Copien vorhanden; Florenz wenigstens besitzt den Codex nicht, vielleicht ist er in der Vaticana, wie daselbst Ritschl auch den vollständigen Plautus, der um dieselbe Zeit aus Deutschland nach Italien gewandert und die Quelle aller dortigen Abschriften geworden ist, gefunden hat. Dagegen ist Florenz im Besitze einer Abschrift des Lucretius von der Hand des Niccolo, und bey der Gewissenhaftigkeit dieses Mannes kann diese als ein treues Abbild des ihr zu Grunde liegenden Codex gelten. Es ist gewiß keine Täuschung, wenn man annimmt, die Pergamenthandschrift der Münchner Bibliothek, einst im Besitze des Petrus Victorius, sey mittelbar oder unmittelbar daraus hervorgegangen; sie gibt in ihrer ursprünglichen Gestalt — denn sie ist später vielfach emendirt — den Zustand genau an, in welchem dieser Dichter den Italienern überliefert war, den sich verständlich und lesbar zu machen nun ihre angelegentliche Aufgabe wurde. Da sie außer dem von Poggio gebrachten keine anderen Codices kannten, waren sie auf sich allein angewiesen; ohne Kühnheit ging es nicht ab, man scheute sich nicht, wenn der Zusammenhang es zu fordern schien, selbstgemachte Verse als Ergänzung beyzufügen [3]), oft mehr eine Umarbeitung des Lucretius

2) In einem Briefe Poggios an Niccolo ohne Angabe des Jahres, der aber bey Mehus Epistol. Ambrosii Trav. tom. II. p. 1129 in der Mitte von zweyen steht, welche das Datum von 1429 tragen, heißt es: Bartholomaeus de monte Politiano dat operam ut habeamus Lucretium . . id si adsequetur, tunc alia aggrediemur. non enim est nunc de aliis libris tractandum, ne multa petendo daremus occasionem istius denegandi; paulatim incedendum est; barbari enim sunt et suspiciosi. Der Zusammenhang weist auf ein deutsches Kloster hin. Mehus vermuthet p. 38 daher, nicht Poggio, sondern Bartholomäus habe den Lucretius gefunden. Der Brief ist wahrscheinlich früher, da Poggio wiederholt klagt, Niccolo habe schon 12 — 14 Jahre den Dichter bey sich, und dieser 1437 gestorben ist. Wenn übrigens Poggio sagt, er habe partem Lucretii gefunden, so darf man nicht glauben, daß vordem schon einige Bücher in Italien bekannt gewesen seyen; Lachmann hat richtig bemerkt, daß dieses nur eine Vermuthung sey, da bey Varro de lingua latina ein Vers aus dem XXI. Buche angeführt wird, wo die Handschriften den Namen Lucretius statt Lucilius geben; daraus schloß Poggio, sein Lucretius sey nicht der ganze, sondern nur ein Theil.

3) Z. B. Lambinus, ohne etwas dabey zu bemerken, gleich als hätte er aus seinen Handschriften den Dichter bereichert, machte den Vers 1, 861 Et

als diesen selbst zu geben, aber geistreich, und nicht selten, wenn auch nicht das rechte Wort, war doch der rechte Gedanke getroffen. Lucretius wurde jetzt lesbar und verständlich. Den meisten Ruhm erwarb sich hierin der Grieche Marullus; wir bringen hier einen andern viel gerühmten Namen jener Zeit als Kritiker des Lucretius zur Kenntniß, den Jovianus Pontanus. Petrus Victorius hat sich die Recension beyder in die Ausgabe von 1495 mit der Endbemerkung eingetragen: Contuli cum duobus codicibus, altero Joviani Pontani, altero vero Marulli poetae Bizantii, impressis quidem, sed ab ipsis non incuriose ut patet, emendatis, quos commodum accepi ab Andrea Cambano patritio Florentino. M. D. XX. Idibus Martiis. Petrus Victorius. Besonders bemerkt wird von ihm anderswo: emendationes ex Pontani codice testantur ipsum ingenio has exprompsisse, was nach obiger Angabe sich von selbst versteht. Marullus hat mit Talent und häufig mit entschiedenem Erfolge die Kritik dieses Dichters geübt. Damals erschienen die Texte gewöhnlich ohne Anmerkung, und da jetzt alles dem Idiom der lateinischen Sprache gemäß war und dem Gedanken wie dem Worte nach verständlich klang, so konnte der Leser nicht wissen, was mit dem Dichter vorgenommen war, ohne Benutzung besserer Handschriften war eine solche Nachweisung nicht möglich, ein Verdienst, das dem Dionysius Lambinus gebührt. Aber auch er kannte die Verschiedenheit dieser nicht und hatte keine Ahnung davon, daß noch zwey alte Manuscripte vorhanden waren, welche allein die Grundlage bilden, auf welcher eine gründliche Recension dieses Dichters möglich wird, obschon er durch Turnebus die Varianten des einen, von ihm Bertinianus genannt, mitgetheilt erhalten hatte. Es sind die Vossischen der Leidner Bibliothek, das ältere aus dem IX., das andere aus dem X. Jahrhunderte [4]), beyde von Haverkamp [5]) in seiner Ausgabe ungenau verglichen, auf welche Madvig in seinem Programm von 1832 zuerst hingewiesen, was aus ihnen für Lucretius geleistet werden könne. Jetzt erfahren wir aus Lachmanns sorgfältiger Vergleichung alles, was zu wissen nöthig ist.

Den Zustand des Textes kann ein Beyspiel deutlich darlegen. I, 1068 sind acht Verse in dem ältern Vossianus — Lachm. nennt ihn oblongus — unvollständig überliefert; schon der Anblick lehrt, daß in der Urhandschrift ein Theil des Blattes abgerissen war und nach dem Risse wie bey Festus die Verse mehr oder minder unvollständig erhalten blieben; es sind folgende:

sed vanus stolidis haec
amplexi quod habent peru
nam medium nil esse potest
infinita denique omnino si iam
possit ibi quicquam consistere
quam quavis alia longe ratione
omnis enim locus ac spatium quod iu
per medium per non medium concedere.

Nur die Incunabeln und jetzt Lachmann geben die Lücken; alle andern Ausgaben und auch jüngere Handschriften haben die Verse vollständig ergänzt, so daß kein Leser an deren Richtigkeit zweifeln konnte; haben doch drey Codices des Lambinus den ersten Vers haec omnia finxerit error. Es ist aber die Ergänzung, wie sie in den Ausgaben sich findet, von Marullus, und zwar die bessere; denn

nervos alienigenis ex partibus esse. Marullus 3, 614 Gauderet, praelonga senex aut cornua cervus. 1, 16 illecebrisque tuis omnis natura animantum, und viele andere Verse, welche erst L. aus dem Texte entfernt hat. Eben so richtig hat L. gesehen, daß der Vers 3, 98 Quamvis multa quidem sapientum turba putarunt von Niemand als von Marullus herrührt; man lernt dieses deutlich aus dem Exemplare des Victorius.

4) Von einem Dritten, vielleicht aus demselben Jahrhunderte, sind nur einzelne Blätter, schedae Gottorpianae, in Kopenhagen und Wien erhalten; sie stimmen mit dem quadratus, lassen auch dieselben Verse aus; Lachm. zu 3, 614.

5) Haverkamp ist dem Lachmann p. 288 gentis Batavae dedecus, doch kann er nicht umhin, dessen Conjectur 3, 1173 capulum statt scopulum zu billigen. Vergl. 4, 126. Dieses eine Beyspiel, wie der Herausgeber andere beurtheilt, von seinen sonstigen Ausfällen nehmen wir hier billig Umgang, wollen jedoch nicht unerwähnt lassen, daß Geppert 159 vir doctissimus genannt wird.

außer dieser lernen wir aus Victorius Exemplare noch eine andere kennen, die wir hier mittheilen wollen als ein Beyspiel, wie man in jener Zeit zu ergänzen suchte:

sed vanus stolidis haec omnia parturit error
amplexi quod habent spatium punctumque viai;
nam medium nihil esse potest sine fine meanti
infinitum autem omnino, non denique sictam
possit ibi quisquam medium consistere rebus.

Lachmann macht statt dieser Versuche die einfache Bemerkung: vaticinari nec didici nec cupio. Der quadratus — so nennt er den zweyten jüngern Vossischen Codex — läßt diese Verse ganz aus, gibt aber das Zeichen einer Lücke mit der Zahl VIII. Daraus sieht man, daß die Handschrift, welche Poggio nach Italien gebracht hat und aus welcher alle italischen Abschriften genommen sind, nicht aus diesem quadratus, sondern einer dem oblongus gleichen stammte. Wie nun L. hier zuerst den einfach überlieferten Zustand des Textes zurückführte, und von dem Glauben befreyte, als seyen Lucretius Gedanken und Worte, was erst am Schluße des XV. Jahrhunderts eingesetzt war [6]), so ist seine weitere Folgerung eben so richtig als scharfsinnig. Etwa zehn Verse abwärts beginnt ein Satz mit praeterea quoniam non omnia corpora fingunt, in anhaltender Periode ohne Apodosis; Lambinus änderte quoque iam und machte überdieß mancherley Umstellungen, um Ordnung und Folge der Gedanken hineinzubringen. Nach V. 1093 aber ist im quadratus dasselbe Zeichen einer Lücke, das oben V. 1067 erscheint. In demselben Codex fehlen einzelne Stücke, sie bilden am Schluße des 6. Buches einen Anhang in dieser Folge 2, 757 — 806. 5, 928 — 79. 1, 734 — 85. 2, 253 — 304 (Lachmann zu 1, 734) immer 52 Verse, also jedesmal ein Blatt mit 26 Zeilen. Die Zahl der Verse aber von 1067 bis 1093 beträgt ebenfalls 26 und es bedarf nur dieser Angabe, um sogleich zu erkennen, daß gerade hier, wo im quadratus das Zeichen der Lücke wie oben angedeutet ist, die Kehrseite desselben angerissenen Blattes zu suchen ist, von welcher auch der Schreiber des Oblongus oder ein Vorgänger von ihm, weil die Anfänge fehlten, die noch übrigen Worte ausgelassen hatte, daß also hier eben so acht Verse fehlen, welche den Nachsatz zu jenem praeterea quoniam und manches andere enthalten haben [7]). Daraus konnte L. die Folia seines sogenannten Archetypon, die Seite zu 26 Zeilen, berechnen; worüber, wer ausführlich zu lesen wünscht, was die Vorrede kurz ausspricht, die Anmerkungen pag. 220. 223. 233. 318. 398. 425 nachlesen mag; bemerkenswerth scheint, daß Lachm. p. 298 glaubt, aus Lucretius excerpirte Verse in einen Sangaller Codex des IX. Jahrhunderts seyen aus dem Archetypon geflossen, von dem unsere Handschriften stammen.

Durch das Zurückgehen auf die ursprünglich in den alten Handschriften überlieferten Texte hatte sich Lachmann den Weg gebahnt, um desto sicherer die eigene Recension durchzuführen. Wo Interpolation in der Vulgata so weit um sich gegriffen hat, daß der alte Text kaum mehr kenntlich erschien, wie z. B. bey Varro, mochte selbst das wieder Unlesbarmachen ein Verdienst, wenn auch ein geringes erscheinen; es war dadurch wenigstens andern tüchtigern an Kräften, die Möglichkeit gegeben, das richtige zu finden. Lachmann gehörte nicht zu den zaghaften und schwachen Seelen, um mit so geringem Erfolge sich zufrieden zu stellen und nicht überall neues geben zu wissen.

(Fortsetzung folgt.)

6) Madvig p. 309 hatte bereits darauf hingewiesen.

7) Schon Jovianus Pontanus (wie es scheint, nicht Marullus) hat bey Victorius vor dem Verse 1112 ne volucri ritu die Bemerkung: deest; fragmentum.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. December.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex. Caroli Lachmanni in T. Lucretii Cari de rerum natura libros Commentarius.

(Fortsetzung.)

Schon die beyden Codices sind mit vielfachen Correctionen, guten und schlechten, angefüllt; von diesen wie von dem was die späteren gefunden haben, ist überall die Nachweisung, so weit es möglich war, gegeben, angefangen von dem Florentiner Notar Antonius, der um das Jahr 1440 den Lucretius abgeschrieben und dessen Kunde H. Keil dem Herausgeber mitgetheilt hat [8]), Marullus, welchem bey weitem das größte Verdienst gebührt, Avantius, Pius, Naugerius, Lambinus bis Wakefield herunter. Was die Vorgänger richtiges gesehen haben, ist willig anerkannt [9]), vieles jedoch mit Stillschweigen übergangen, und man darf nicht eine Sammlung von Conjecturen erwarten. 1, 129 et qua vi quaeque gerantur ist Lambinus Vermuthung genantur, welche ganz in der Redeweise des Lucretius ist, keiner Erwähnung gewürdigt, mit Recht, da der Dichter die γένεσις καὶ φθοραὶ bezeichnen will, keineswegs die γένεσις allein, welche das genantur ausdrücken würde. Aber auch so blieb dem Herausgeber noch das Meiste zu thun übrig, und man muß seine Leistung, wie man auch immer von dem einzelnen denken mag, als eine bedeutende anerkennen.

Lachmann hat das Verdienst für immer, im Lucretius die sichere Basis der Ueberlieferung nachgewiesen zu haben; er hat noch ein anderes, was ihm eben so wenig genommen werden kann, auf vieles Unrichtige zuerst aufmerksam gemacht zu haben. Anders ist es mit den dafür gegebenen Verbesserungen; ihm selbst gelten sie freilich für unbezweifelt; aber wie man bey Bentlei — und dieser ist Lachmann's eigentliches Vorbild, wie er ihm auch dadurch ähnlich, daß er über die Sprache, vieles von andern nie beachtetes vorzubringen weiß — häufig seine Gründe gegen den bestehenden Text annehmen muß, ohne dessen Aenderungen zu billigen, so kann man auch aus Lachmann's Bemerkungen vieles lernen, wird aber die von ihm vorgebrachten Emendationen oft nur als einen vorläufigen Versuch betrachten, oder sie auch entschieden zurückweisen müssen. Ohnehin ist bey den jetzigen Philologen nicht selten, daß, während sie das unbestrittene Verdienst haben, die bisherige Interpolation nachzuweisen und zu entfernen, sie anderseits nur zu

8) Ob die Aenderungen von ihm selbst oder seinen Freunden ausgehen, läßt sich zur Zeit nicht sicher nachweisen; die damaligen Gelehrten sahen auf die Sache, nicht auf den Namen, und theilten einander freundlich mit, was sie gefunden zu haben glaubten, ohne ängstlich nach dem Namen von welchem etwas ausging, zu fragen. Die sämmtlichen, mit Handschriften verglichenen Bücher des Victorius, welchen seine eigenen Emendationen beygefügt sind, tragen die Aufschrift von ihm: Petri Victorii Jacobi filii καὶ τῶν φίλων.

9) III, 11 geben die Handschriften von den Bienen den Ausdruck omnia limant, welchen Lambinus zu vertheidigen sucht; L. hat Avantius Correctur, libant, wie sich erwarten läßt, aufgenommen, und limant zurückgewiesen.

gerne eine neue und oft weit ärgere als die frühere einzuführen streben. Großentheils hängt die richtige Ausübung der Critik von der gehörigen Kenntniß der Grammatik ab, zu wissen, ob ein Ausdruck ächt lateinisch sey oder nicht, dieses wird und muß nach den uns übrigen Resten der Sprache entschieden werden, obschon der negative Schluß immer unsicher bleibt, da gar vieles gut lateinisch gewesen seyn kann, was in unsern Urkunden gar nicht oder nur einmal vorkommt. Nicht immer läßt sich hier beweisen, und oft weit weniger und seltener als man gewöhnlich glaubt; aber Probe gibt, wenn nicht die Richtigkeit an sich einleuchtend ist und jede Beweisführung überflüssig macht, was selten eintrifft, wie in der Heilkunst die Anatomie, so in der Critik die Nachweisung, daß eine alte unverfälschte Handschrift, denn nur solche können zählen, Bestätigung liefert. Wie Lachmann fast immer und überall in der Conjecturalkritik von seinem Freunde Otfried Müller abweicht, so werden auch seine Nachfolger nur zu häufig anderes liefern.

L. nimmt nach Hieronymus oben gegebenen Worten an, Lucretius habe nur das erste Buch vollständig umgearbeitet, die übrigen Bücher wären in sichtbaren Lücken von Q. Cicero ergänzt und emendirt worden; zu dieser gehöre die Einleitung des vierten Buches 1 — 25, welches mit ganz gleichen Worten schon 1, 926 — 50, und zwar, wie er meint, wenn auch beyden Büchern an sich nicht ungeeignet, doch hier passender als unten vorkommt. Daß Lucretius nicht zweymal diese ausführliche Stelle gegeben hat, wird niemand bezweifeln. Forbiger, der in seiner Schrift [10]) viel von einem Diascevasten des Lucretius redet, ohne den eigentlichen Zustand der Handschriften zu kennen, glaubt umgekehrt die Diascevase im ersten Buche finden zu müssen, wodurch er genöthigt ist, die Verse 921 — 5 zu streichen, welche Virgilius, wie die ganze Stelle deutlich vor Augen hatte. Aber wäre dem auch so und würden die Verse dem ersten Buche weg und allein dem vierten zugewendet werden, so fände sich doch nicht was gefordert wird, und ein aufmerksamer Leser des Dichters würde nicht minder Anstoß nehmen. Lucretius gibt nämlich stets im nächsten Buche den kurzen Inhalt des vorhergehenden Buches an, diesem selbst aber geht ein Lob des Epicur und seiner Philosophie voraus, welches natürlich auch am Anfange des Werkes nicht fehlt. Nimmt man die Verse des vierten Buches als vom Dichter hieher gestellt, gleichviel ob wiederholt von dem ersten oder als allein hieher gehörig, so haben wir vor der Angabe des Inhaltes vom dritten Buche unerwartet eine Verherrlichung nicht des Epikurus sondern des Lucretius, d. i. seiner selbst. Dieses ist, denken wir, vollkommen entscheidend, daß diese Verse von Lucretius nicht am Anfange des vierten Buches gesetzt seyen.

Forbigers Gründe p. 19 — 28, daß diese schöne poetische Stelle dem ersten Buche nicht gehöre, wären nicht so verwerflich, stünde diesen nicht die allein schon genügende Autorität des Virgilius entgegen, auch hat L. nicht gezeigt, wie diese Schilderung hier ihren Platz hat. Daß durch das Weglassen der Verse 921 — 50 der Zusammenhang nicht im mindesten unterbrochen und die Erklärung des Dichters von ihm selbst nicht erwartet wird, ist unbezweifelt; die Einführung durch das nachher sich wiederholende nunc ego ist mit einer ähnlichen Wiederholung oben von 635 — 704 zu vergleichen, wo derselbe Anfangsvers wiederkehrt 635 — 705. Auch dort kann der ganze Artikel gegen Heraclitus ausfallen und niemand wird etwas vermissen, weil der Beweis, daß das Weltall nicht aus Feuer als Grundstoff bestehen könne, keineswegs unmittelbar gefordert wird; dennoch kann nicht behauptet werden, daß diese Episode von dem Dichter später eingesetzt sey. Da nun obige poetische Schilderung nicht am Anfange des vierten Buches ihren geeigneten Platz haben kann, so wird man nachweisen müssen, wie ihr dieser im ersten gebühre. Lucretius hat die Grundlehren der Epikurischen Physik gegeben und zumeist hervorgehoben, daß die Urstoffe der Dinge

10) De T. Lucretii Cari carmine a scriptore scrioris aetatis denuo pertractato dissertatio philologica et critica; scripsit Alb. Forbiger. Lipsiae 1824. Die daselbst S. 75 — 76 gegen den Bentlei'schen Canon des Genitiv vorgetragenen Bedenken, sind aus Spohn's Mittheilung geflossen, was wir wegen L. Note p. 326 bemerken.

unsichtbar und von den in der Erscheinung auftretenden Gegenständen verschieden seyn müssen; daran wurde die praktische Anwendung geknüpft, daß alle Philosophen, welche ein sichtbares Element oder mehrere als Grundlage annehmen, wie Heraclitus, Empedocles, wozu auch Anaxagoras mit seiner Lehre der Homoiomerien gehöre, einen falschen Weg eingeschlagen hätten. Diese Widerlegung der andern Philosophen, nach jener confirmatio der Lehrsätze gleichsam eine confutatio der Gegner, konnte, nachdem sie abgemacht war, als etwas bedeutendes gelten, und sie ist es, welche den Dichter veranlaßt hat, die Fortsetzung mit jener schönen poetischen Digression einzuleiten. — L. ist der Ansicht zu 2, 166, alle jene Stellen, welche jetzt in ihrer Folge störend seyen, habe der Dichter einzeln geschrieben, Q. Cicero aber bey der Redaction des Gedichtes irgend wie unterzubringen gesucht, z. B. im fünften Buche von 110 — 234, 509 — 533, und 1091 — 1435; nur das erste Buch sey vollständig ausgearbeitet, die übrigen unvollendet hinterlassen worden.

Aenderungen des Textes in sehr früher Zeit, die nur genaues Studium des Dichters, und seiner Ausdrucksweise auffindet, sind nicht zu läugnen, und L. hat hier besonders seinen Scharfsinn zu zeigen gesucht, 1, 778

at primordia gignundis in rebus oportet
naturam clandestinam caecamque adhibere.

Jeder mit dem Dichter nur etwas vertraute Leser, bemerkt L., wird gestehen müssen, daß Lucretius nicht so, sondern in rebu' necesse est geschrieben habe; dieses ist der bey ihm stets wiederkehrende Ausdruck, das Verbum oportet gebraucht er gar nicht. Dieses ist richtig; denn 1, 1075 dem letztern jener acht Verse, wo der Urcodex die oben bemerkte Lücke hatte, ist concedat oportet, was die Ausgaben gewöhnlich geben, nichts als Interpolation des Marullus, die Handschriften haben concedere, und die Ergänzung Wakefield's debet ist die natürliche; schon Forbiger macht daselbst die Bemerkung, daß Lucretius, außer an unserer Stelle, dieses Verbum nicht gebrauche. Das würde genügen, aber L., und dieses ist das lehrreiche in seinem Commentare, weis die ganze Geschichte des Wortes zu geben, es sey ein mehr gerichtlicher Ausdruck, und finde sich nur in der Comödie und der ihr annähernden Poesie, der Satire bey Lucilius, Horatius, Persius, Juvenalis, und selbst da nicht oft; nur einmal hat Virgilius das Verbum Ecl. 6, 5, wo Apollo zu dem Dichter scherzhaft scheltend spricht: pastorem Tityre pingues Pascere oportet oves; einmal gleichfalls scherzhaft Catullus, einmal Martialis, zweymal Propertius, öfter als die übrigen Dichter, Ovidius. Hat nun Lucretius nicht rebus oportet geschrieben, sondern was so oft bey ihm wiederkehrt necesse est, so kann die Aenderung nur von jemanden ausgegangen seyn, den die Elision des s in rebus beleidigte, und der ihr auf diese Art leicht entgehen zu können glaubte; dieses wurde sogleich von allen als das bessere anerkannt, da man von dem Wortgebrauche das Verbum oportet bey den alten Dichtern keine Ahnung hatte.

Eine der schönsten Verbeßerungen, durch welche L. sein hervorragendes kritisches Talent gezeigt hat, ist 2, 40, dort haben die Handschriften:

si non forte tuas legiones per loca campi
fervere cum videas belli simulacra cientis,
subsidiis magnis Epicuri constabilitas
ornatas armis ita stuas tariterque animatas,
his tibi tum rebus timefactae religiones
effugiunt animo pavide.

mit dem dritten und vierten Verse wußte man wenig anzufangen, der Codex Victorianus hat ita statua staritaesque, daraus ist in der ersten Ausgabe statuas stantesque, man half sich mit einer in der Critik häufig gebrauchten Cur, man strich die beyden Verse; schon Victorius bemerkt hi duo versus deleti sunt in Puccii codicc., und so findet man sie auch in keiner Ausgabe mehr; L. zuerst hat sie wieder zu Ehren gebracht und Sinn und Verstand den Worten durch die Aenderung gegeben:

subsidiis magnisque elephantis constabilitas
ornatas armis, validas pariterque animatas.

Mag es auch noch so auffallend seyn, welches Geschick die Elephanten in den Epicur verwandelt hat, die Sache bleibt durch eine ähnliche Stelle ausgemacht, 5, 1228

induperatorem classis super aequora verrit
cum validis pariter legionibus atque elephantis.

Uebrigens ein deutliches Beyſpiel, in welch ſchlimmer Geſtalt uns die Worte des Dichters überliefert ſind, und welcher Mühe es bedurfte, um ihn verſtändlich zu machen.

Dieſe Beyſpiele mögen den Charakter der neuen Recenſion anſchaulich machen; beſonders erfinderiſch iſt der Herausgeber, wenn er Verſe als unächt auszuſcheiden ſich bemüht; 1, 453 ſondert Lucretius die den Dingen nothwendig inhärirenden Begriffe von den ihnen nur zufällig zukommenden Eigenſchaften, jene als coniuncta, dieſe als eventa, *κατὰ συμβεβηκός*; Beyſpiele des erſteren ſind bey dem Steine die Schwere, dem Feuer die Wärme, dem Waſſer das Naſſe:

pondus uti saxis, calor ignis, liquor aquae,
tactus corporibus cunctis, intactus inani,

ſo die alte Handſchrift, die übrigen aquai, wofür andere aquarum ſchrieben; wieder andere ignibus, um Gleichheit des Caſus zu erhalten. Hier wird, ſagt L., der Genitivus gefordert, die Form aquai ſchreiben die Grammatiker mit Unrecht auch dem Dativus zu, ſie iſt dem Genitivus allein eigen, daher saxist mit Wakefield zu ſchreiben ſey; den Dativus habe aber auch der gefunden, welcher den nächſten Vers gemacht habe, ein Peregrinus oder wenigſtens einer, der den Geiſt der lateiniſchen Sprache nicht recht begriffen habe; denn intactus als Subſtantivum könne im Nominativus nicht geſetzt werden; dergleichen participalia mit den negativen in nehmen nur einen Caſus, den Ablativus an, iniussu, incultu, inconsultu, invocatu, und nicht viel anders ſey es mit immerito, indebito, inauspicato, inopinato, inconsulto. Den nominativus intactus habe unſer interpolator philosophus allein gebraucht. Dieſe Bemerkung iſt Lachmann nicht eigen, ſchon Lambinus hat ſie gemacht, nur daß dieſer ſich mit einer bloßen Verwunderung über den Ausdruck begnügt und nicht ſogleich einen interpolator philosophus darin findet. Als Beyſpiel iſt die Steigerung von dem einzelnen zu den genera überhaupt, dem corpus und inane ganz geeignet, die Anwendung ſogar geiſtreich, wie auch L. nichts dagegen vorzubringen weiß; der Wechſel des Caſus in den verſchiedenen Verſen iſt nicht ohne Beyſpiel und ſelbſt natürlich, die gegebene Regel endlich doch nur für den proſaiſchen Schriftſteller bindend; der Dichter hat die Freyheit ſich darüber wegzuſetzen, hat doch ſelbſt die gewöhnliche Sprache aus sponte die übrigen Caſus gebildet und wie viel anderes! War es aber auch dem Dichter nicht erlaubt, von dem Gangbaren abzugehen, oder hielt er ſich verpflichtet, ſo viele Neuerungen er ſonſt auch machte, hier in dieſem Falle einer ſolchen zu entſagen, ſo liegt die Aenderung intactile ſo nahe, daß es nicht der Ausmerzung des ganzen Verſes bedarf. Tactus und intactile ſind kurz vorher V. 435—437 als Gegenſätze gebraucht. Auch ſchon vorher hat L. den Vers 334: qua propter locus est intactus inane vacansque, mit Bentlei geſtrichen, nicht ohne handſchriftliche Autorität wie es ſcheint, denn: versus in oblongo totus a correctore in litura scriptus est. Daß dieſer ſeine richtige Stelle nicht hat, iſt von Bentlei zuerſt bemerkt worden; aber der Vers iſt ganz untadelhaft, wenn er nach 345 geſetzt wird, nach der Sitte des Dichters am Schluße einer Beweisführung das Geſagte kurz zuſammen zu faſſen, wie z. B. 237, 248, 262. Der ſcharfe engliſche Critiker hat auch V. 568 quo pacto fiant et qua vi quaeque gerantur als daſelbſt ungehörig geſtrichen, und L. würde wahrſcheinlich auch hier gefolgt ſeyn, ſtänden die Worte nicht bey Priscian; nun hat er ihn nach V. 585 untergebracht, wo er ſtehen kann, aber ſchwerlich urſprünglich geſtanden hat.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. December.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Franz v. Baader's sämmtliche Werke. Eilfter Band. Auch unter dem Titel: **Franz v. Baader's Tagebücher aus den Jahren 1786—1793**, herausgegeben von Dr. Emil August v. Schaden. Leipzig bey Herrmann Bethmann. 1850. S. XLIV. 434.

Franz Baader's kleine Schriften. Herausgegeben von Dr. Franz Hoffmann. Zweyte um die Hälfte vermehrte Ausgabe. Ebendaselbst 1850. S. CXXXVI. XLIV. 669.

Franz v. Baader's sämmtliche Werke. Erster Band. Auch unter dem Titel: Desselben gesammelte Schriften zur philosophischen Erkenntnisswissenschaft als speculative Logik, herausgegeben von Dr. Franz Hoffmann. Ebendaselbst 1851. S. LXXII. 420.

Zu einem wohlbegründeten Urtheil über den Werth und die Bedeutung der Leistungen Franz Baader's hat man bisher noch nicht zu gelangen gewußt, und ebenso blieb bis dahin die Frage, welche Stellung ihm unter den übrigen Forschern auf dem Gebiete der Philosophie anzuweisen seyn möge, noch unerledigt.

Ganz abschätzig über ihn zu denken, ihn nur als einen trüben und verworrenen Kopf und seine Geistesproducte als halben Wahnwitz zu bezeichnen, sollte freylich nur das Privilegium ganz flacher und oberflächlicher Leute bleiben. Die Zahl dieser Leute ist zwar keine ganz geringe; doch beliebten sie in der Regel, mit diesem ihrem Urtheil nur in der Stille sich zu vergnügen. Sie unterließen es, dasselbe in die Oeffentlichkeit zu bringen, vielleicht, weil sie es gar nicht der Mühe werth erachteten, einem Schriftsteller entgegenzutreten, der ohnehin nur ein ganz kleines Publikum habe, vielleicht aber auch von einer gewissen ihnen selbst nicht zum eigentlichen Bewußtseyn gekommenen edleren Scheu zurückgehalten.

Andere, die denn doch die Wissenschaftlichkeit in Baader nicht gänzlich verkannten und darum für nöthig erachteten, in dem großen Register der Philosophen ihn doch auch mit aufzuführen, stellten ihn ohne weiters unter die Reihe der sogenannten Schellingianer. Da sie sich die Mühe nicht nehmen wollten oder überhaupt nicht fähig waren, ernster und genauer in seine Denkweise einzugehen, so erwählten sie diesen Ausweg, um nur mit ihm fertig zu werden. Wenn aber unter den angeblichen Nachfolgern Schelling's nicht wenige sehr wunderliche Geister sich befanden, so war diese Einregistrirung jedenfalls eine sehr zweydeutige Ehre; ja so gewiß Baader denjenigen, welche nur an der Oberfläche stehen bleiben, nicht anders als in hohem Grade wunderlich erscheinen kann, so konnte in dieser Ehre am Ende doch nur eine Schmach liegen.

Tiefere Denker, wie namentlich Schelling selbst, erkannten den eindringenden Geistesblick Baaders wenigstens in Betreff einzelner wichtiger, fast entscheidender Punkte; namentlich aus Schelling's Abhandlung über die menschliche Freyheit geht dieß deutlich

hervor. In den ganzen Inbegriff aber der Baader'schen Lehre wußte er sich nicht zu finden; er war, wie dieß bey den Urhebern eines eigenen philosophischen Systemes der Fall zu seyn pflegt, von diesem viel zu sehr eingenommen, als daß er in die Denkweise eines Zeitgenossen mit voller Liebe einzugehen über sich bringen konnte. Auch Hegel vermochte dieß nicht, obwohl er nicht, wie Schelling, in ein gespanntes persönliches Verhältniß zu Baader gekommen war. Er legte vielmehr stets eine große Hochachtung gegen Baader an den Tag und freute sich der, freylich nur vermeintlichen Uebereinstimmung seiner eigenen Lehre mit der Baader'schen. Eben diese Annahme beweist aber gerade, daß ihm der eigentliche Kern der letztern verschlossen geblieben sey.

Wieder andere Philosophen, welche, wenn schon nicht gerade Schöpfer neuer Systeme, doch einer lebendigen Ahnung der eigentlichen Geistesgröße, die ihnen in Baader entgegentrat, fähig waren, die aber an seiner Darstellung Anstoß nahmen und darum sich nicht ganz mit ihm befreunden konnten, griffen, um gleichwohl zu einer Art von Abschluß über ihn zu kommen, zu den nun einmal vorliegenden, eine gewisse Incommensurabilität bezeichnenden Namen, und nannten ihn einen Mystiker, einen Theosophen, Gnostiker.

Sollte man mit diesen Namen ein an sich selbst dunkles Streben oder Willkürlichkeit in der Verknüpfung, Halt- und Bodenlosigkeit ꝛc., folglich Systemlosigkeit und Unphilosophie unserm Baader unterlegen wollen, so wäre gegen diese Bezeichnungen entschiedener Widerspruch zu erheben. Ein äußerlich vollendetes System hat Baader allerdings nicht aufgestellt; er legte hierauf keinen sonderlichen Werth, vielleicht weil er gerade hiezu weniger Gabe in sich verspürte, hauptsächlich aber, weil er überzeugt war, daß zu Errichtung eines eigentlichen Lehrgebäudes, so wie er es für wünschenswerth erachtete, die Zeit noch nicht gekommen sey.

(Fortsetzung folgt.)

T. Lucreti Cari de rerum natura libri sex. Caroli Lachmanni in T. Lucretii Cari de rerum natura libros Commentarius.

(Schluß.)

So viele Aenderungen der neue Lucretius gibt, die man annehmen muß, weil L. aus den Spuren des alten Textes unbezweifelt das richtige herausgefunden hat, eben so vielen muß man entschieden entgegen treten, und darf sich durch den Scharfsinn des Herausgebers nicht blenden lassen. Vortrefflich haben — um mit einzelnen Beyspielen aus dem ersten Buche fortzufahren — die Verse 873

praeterea tellus quae corpora cumque alit, auget
ex alienigenis quae lignis oriuntur,

welche Marullus gänzlich gestrichen hat, (und man wird keinen Beweis bey Lucretius in so wenig Worte zusammengedrängt finden), andere durch die Aenderung exoriuntur in die Versform gebracht haben, durch L. Emendation

ex alienigenis, quae alienigenis oriuntur

Sinn und Bedeutung gewonnen. Gleich schön ist V. 703 die Ausfüllung des Verses durch quidvis und die Verbesserung 755 utei . . usque statt item . . utqui, mit welchen Versen auch Madvig nicht zurecht kommen konnte, obschon er den eigentlichen Fehler richtig in ut qui ahndete. Nicht beystimmen kann man V. 885

et nisi tempestas indulget tempore fausto,
imbribus et tabe nimborum arbusta vacillent,
solque sua pro parte fovet tribuitque calorem,
crescere non possint fruges arbusta animantis.

Die Schwierigkeiten dieser Stelle mag man bey andern nachsehen, L. stellt den zweyten Vers nach den dritten, und dieses ist so natürlich durch den Gedanken selbst geboten, daß man sich wundern muß, vor L. habe niemand dieses gesehen; dann ändert er, da zweymal dasselbe Wort nicht stehen könne, ambusta vacillent. Hier ist nun das erste, worüber jeder staunen und sogleich den Commentar zur Hand nehmen wird, ob man denn auch vom Regen amburere sagt; und was für Beyspiele

gibt L? daß man sagt: der Reif, die Kälte habe etwas verbrannt, kein einziges, wie sich von selbst erwarten ließ, von imbres und nimbi; denn daß L. uns die Erklärung imbrium frigore ambusta unterschiebt, um seine Veränderung zu empfehlen, ist von keiner Bedeutung. Diese verunglückte Conjectur muß man also sogleich aufgeben. Lucretius spricht nämlich von dem, was aus der Erde hervorwächst: e terra res omnis crescere alique, im folgenden ist aber von den animantes überhaupt gesprochen; diese wachsen nicht aus der Erde. Endlich ist das nachfolgende Gleichniß, daß auch wir ohne trockene und flüßige Nahrung zu Grunde gehen, nicht passend, da wir in jenen animantes schon inbegriffen sind. Kurz, der Vers

crescere non possint fruges arbusta animantis

gehört nicht hieher; L. spricht bloß von den arbusta; er konnte aber um so leichter gemacht und der Gedanke allgemein ausgesprochen werden, als gleich nachher V. 821 folgt

constituunt eadem fruges arbusta animantis.

Ganz fehlgegriffen ist auch die Restitution V. 830 — 4, wo principio sich auf 847 adde quod beziehen soll; wie falsch dieses ist, wird jeder sehen, der sich die Mühe nimmt, die Folge der Gedanken klar darzulegen. Nicht glücklicher ist die Aenderung V. 599 von quoniam, welches der Dichter bey Uebergängen von Beweisführungen so häufig gebraucht, in quianam, ein Wort das Lucretius gar nicht kennt; auch steht bey ihm nicht in der Aufzählung der Beweise eine Frage, die hier ganz unrichtig angebracht ist; was das Extremum von einem Corpus ist, unsern Sinnen nicht mehr wahrnehmbar, muß auch nicht weiter theilbar, also ein ἀδιαίρετον und ἄτομον seyn, nicht aber wie andere Philosophen behaupten, ein ἀεὶ διαιρετόν. Diese Beweise sind ganz genau aus Epikur übersetzt, gewiß auch ihre Folge ist nach ihm beobachtet; man sieht dieses aus den wenigen Sätzen, die uns Diogenes aus ihm erhalten hat. Als vor einem Jahrhundert bey der Entdeckung von Herculanum die Arbeiter auf verbrannte Kohlen stießen, glaubten sie, diese auseinanderschlagen zu müssen, um zu sehen was sie enthielten. Es war das Hauptwerk Epikurs, die 37 Bücher περὶ φύσεως, ein unerwarteter Schatz, aber jetzt erst gründlich vernichtet; was von einzelnen Stücken des II. und XI. Buches noch lesbar war, hat der gelehrte Rosini im zweyten Bande der Volumina Hercul. bekannt gemacht.[11]) Wäre dieses Werk erhalten, wir würden im Lucretius richtiger und deutlicher sehen; uns ist der Verlust wohl unersetzbar, da es nicht wahrscheinlich ist, daß in jener sonst reichhaltigen Bibliothek eines unbekannten Epikureers sich ein zweytes Exemplar befunden habe. Wie gerne würden wir alles von Philodemus aufgefundene für jenes Werk geben! Der Dichter mochte Zusätze und Erweiterungen liefern, so viel er wollte, und es ist bekannt, wie er durch seine herrlichen Bilder und Gleichnisse zu bezaubern versteht, Gegenstände sinnlicher Anschauung wählt, um aus ihnen, dem Kleinen, das große Gebilde der Natur zu erläutern, die Dogmen hat er gewiß ganz getreu überliefert; die sechs Beweise, daß aus nichts nichts werde (I, 154 — 214), die folgenden vier, daß die Dinge nicht vergehen, sondern nur in andere übergehen, und so fort, sind unserer Ueberzeugung nach ganz, ohne besondere eigene Zuthat, aus dem griechischen Philosophen genommen. Solches genau und schön in der lateinischen Sprache wieder zu geben, wurde damals von dem gefordert, der auf den Ruhm eines doctus poeta Anspruch machen wollte.

An manchen Stellen wünscht man, L. hätte sich über den Zusammenhang erklärt; I, 551 — 64. 577 — 98 sehen wir keine Verbindung mit dem, was vorausgeht; hier sind Gründe, warum die Natur die Dinge der Erscheinung vergänglich gemacht hat (auffallend, ja unmöglich durch denique eingeleitet), aber nicht davon ist die Rede, sondern daß die primordia aeterna sind; es scheint etwas ausgefallen zu seyn; die Umstellung und Anordnung der Verse, welche in der Handschrift des Victorius angedeutet ist 577 — 83. 551 — 64 hat zwar viel Ansprechendes, genügt aber nicht. Selbst der Anfang macht uns eine Schwierigkeit, welche wir mit den gewöhnlichen Mitteln nicht zu lösen vermögen. Es wird die Macht der Venus auf die lebenden Wesen der Natur geschildert, in der Luft, auf der

11) In Deutschland durch Orelli's Abdruck verbreitet. Leipzig, 1818.

Erde, im Waſſer — das vierte Element fällt von ſelbſt hinweg, wie am Anfange von Horatius Epiſtel an die Piſonen — aber ſollte Lucretius oder irgend ein Dichter ſich ſo ausdrücken dürfen:

aeriae primum volucres . . . inde ferae pecudes . .
denique per maria ac montis fluviosque rapacis
frondiferasque domos avium camposque virentis
omnibus incutiens blandum per pectora amorem
efficis ut cupide generatim secla propagent.

ſo daß in dieſem denique zugleich jenes erſte und zweyte wiederholt wird? Vielmehr kann jenes denique nur die Angabe des dritten Elementes, des Waſſers allein enthalten, und erſt nach dieſer rhetoriſchen distributio durfte die gemeinſame Verbindung aller dreyer Gattungen z. B. omnia per maria ac montis erfolgen.

Der Commentar enthält die Rechtfertigung der im Lucretius geübten Kritik, geht jedoch weit über den Dichter hinaus, und bietet eine reichliche Fülle neuer Bemerkungen. Je ſchweigſamer L. gewöhnlich geweſen iſt, um ſo erwünſchter muß es ſeyn, über viele beſtrittene Punkte der lateiniſchen Sprache ſein Urtheil zu vernehmen. Seit Bentlei, in deſſen Geiſte er arbeitete [12]), iſt keine ſo gediegene und anregende Fundgrube bekannt geworden, er hat hier die Reſultate ſeiner Forſchung niedergelegt. Wenn er ſich gelegentlich auf viele Autoren verbreitet, ſo iſt es doch ein beſtimmter Kreis von Schriftſtellern, auf welche ſeine vorzügliche Thätigkeit gerichtet iſt, es iſt die ältere lateiniſche Litteratur, Ennius, Plautus, Terentius, Lucretius, Catullus, dann Horatius, Ovidius, Varro de lingua latina. Beſondere Aufmerkſamkeit iſt der Orthographie gewidmet, die er mit Benutzung der Monumente auf Stein und Erz, und der älteſten Handſchriften, des Virgilius, Gaius, der Florentiner Pandecten u. a. feſtzuſtellen pflegt; gleich die erſte Bemerkung lehrt, daß die Alten genetrix, genetivus, nicht genitrix, genitivus geſchrieben haben p. 15. 202 — 5. über mille und milia 32. scena, scaena 217, condam, carum ſtatt quondam, quarum 220. oculei ſtatt oculi nach den theilweiſe noch in ſpätern Handſchriften erhaltenen Spuren 244 — 6. quicquid und quidquid 286, tum und tunc 25. Ferner findet man häufige Bemerkungen über Rhythmus, Accentuation, Quantität 191. 412., daß derſelbe Vocal lang und kurz gebraucht werden könne, z. B. lang in scribo, kurz aber von Catullus in conscribillo, deſſen Richtigkeit wir ſehr bezweifeln, 35 — 8; Unterſchied der Ausſprache gleich lautender Wörter, kurz das Subſtantivum lectus, lang das Participium 54 — 6. über Eliſion 158 — 64. 81. über rei, das einſylbig und als Spondeus, aber nicht als Jambus gebraucht wird, 1 — 1. über utīque 250. obīt 206 — 10. excīunt 214. über Production einer kurzen Sylbe, wenn ein griechiſches Wort folgt, z. B. dicetūr hymenaeus, 76. über Scanſion bey den Komikern gegen Bentlei, 160 — 4. Contraction in der erſten Perſon des Pluralis, amamus, ſtatt amavimus. Auffallend bleibt, wie L. auch italieniſche Dichter und Sprache als Beweiſe gebraucht z. B. 27. 152. 189. 200. 329. Am häufigſten iſt die eigentliche Grammatik bedacht, z. B. über den Genitiv auf ii und i 325 — 9. 387. flagitis ſtatt flagitiis 279 — 81. adseque 304 — 7. über es und is als Caſuszeichen 50. ibus 391. intellegit als Perfectum 350 und vieles Andere. Es iſt Lachmanns Sitte in allen den Principien nachzuforſchen, dieſe aufzufinden; ſind ſie richtig erkannt, ſo folgt die nothwendige Berichtigung an den vielen einzelnen Stellen von ſelbſt; da er einen feinen Beobachtungsgeiſt der Sprache wie des Autors beſaß, ſo iſt ihm dieſes weit mehr als ſeinem Freunde Ottfried Müller gelungen, und hier iſt Quelle weiterer Unterſuchung, die nicht ausbleiben wird, ſtrenge Sichtung deſſen, was angenommen, was zurückgewieſen werden muß.

L. Spengel.

12) Von der bekannten Aenderung der vulpecula im Horatius in nitedula ſagt L. 204 qui non accipiunt, rationem et genera fabellarum ignorant.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. December.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Franz v. Baader's sämmtliche Werke. Eilfter Band.

Franz Baader's kleine Schriften.

Franz v. Baader's sämmtliche Werke. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Eine Uebereilung hierin, ein Vorgreifen erschien ihm äußerst bedenklich: er besorgte, daß die allzu rasche Gestaltung eines Systemes in eine mechanische Gedankenspinnerey ausarten und hiemit, die Wahrheit und Lebendigkeit des Ganzen beeinträchtigende Elemente eingeführt werden möchten. Plato, auch Leibnitz haben ein eigentliches System nicht gegeben, und doch sind sie Philosophen. Wolf aber, der Systematiker Leibnitzen's, hat dessen Philosophie ganz eigentlich des Lebens beraubt. Baader fuhr beständig fort im Sinnen und Forschen, und eine Ausstrahlung aus dem System, das er lebendig in seinem Innern trug, folgte der andern. Das schien ihm seine nächste und wichtigste Aufgabe, und nicht schon die völlige Construction des Ganzen. „Die Begriffe, pflegte er, jene Zumuthung ablehnend, zu sagen, bilden keine Reihe, sondern einen Kreis, und es ist ganz gleichgültig, wo man anfängt; nur muß jeder Begriff in's Centrum zurückgeführt werden."

Wüßte man alles zusammenzufassen, was Baader im Einzelnen geleistet hat, man würde nicht nur in Staunen gerathen über den Zusammenklang seiner, der Zeit nach noch so weit von einander abliegenden Aeußerungen, sondern es würde auch hieraus, wenigstens in Betreff der höchsten und bedeutendsten Momente der Philosophie schon ein so ziemlich befriedigendes Ganzes sich ergeben. Eine solche Zusammenfassung war aber bis jetzt noch gar nicht möglich, da eine vollständige Sammlung der bereits wohl in Druck schon erschienenen, aber so vielfach zerstreuten Schriften und Aufsätze Baader's gewiß nur den Allerwenigsten gelingen konnte, und überdieß noch so manche wichtige Entwicklung, welche der handschriftliche Nachlaß in sich fasset, dem wissenschaftlichen Publikum bisher noch gar nicht vorlag.

So wollte sich denn einerseits die Ueberzeugung, daß den einzelnen Aeußerungen Baader's wirklich ein System zu Grunde liege und aus demselben sich wohl ein wissenschaftliches Ganzes gestalten lasse, nicht recht geltend machen, und anderseits stellten sich auch bey dieser obwaltenden Vereinzelung seiner Geistesproducte dem Verständniß seiner Lehre kaum zu überwindende Schwierigkeiten entgegen. Hieraus aber läßt sich leicht begreifen, daß man ihm wirklich, so wenig Grund in Wahrheit hiezu vorhanden ist, die eigentliche Wissenschaftlichkeit abzusprechen geneigt war, Klarheit und wesentlichen Zusammenhang bey ihm zu vermissen glaubte, daß man also in ihm einen Gnostiker oder Theosophen in einem nicht durchaus ehrenden Sinne finden wollte.

Um so höher ist das Verdienst anzuschlagen, welches sich Professor Hoffmann durch die Gesammtausgabe der Baader'schen Schriften erwirbt. Bey den großen Opfern, welche er diesem Unternehmen bringt und wogegen die der Mitherausgeber

kaum in Betrachtung kommen können, hat er eben so sehr die Ehre seines theuern Lehrers, als den Ruhm des bayerischen Vaterlandes, das diesen großen Denker hervorgebracht, ganz besonders aber das Gedeihen der Wissenschaft mit allen den unberechenbaren segensreichen Folgen, welche sich hieran knüpfen, im Auge. Seiner unermüdeten Thätigkeit ist es gelungen, solche Vorkehrungen zu treffen, daß die auf 15 Bände berechnete Gesammtausgabe binnen acht Jahren zuverlässig vollendet seyn wird, wie denn auch wirklich von der Mitte des Jahres 1850 bis gegen Mitte 1851 bereits zwey Bände an's Licht getreten sind, der erste und der eilfte Band, welcher letztere vom Nachlaß wieder den ersten Band bildet.

Man kann es nur im höchsten Grade billigen, daß gerade der eilfte Band zuerst der Oeffentlichkeit übergeben ward, indem die hier mitgetheilten Tagebücher Baader's aus den Jahren 1786 — 1793 die eigentliche Genesis seiner philosophischen Denkweise enthalten und demzufolge eine ganz treffliche Einleitung in seine übrigen Schriften abgeben. Erwägt man, daß diese Tagebücher, an deren Veröffentlichung Baader niemals dachte, und von denen die eine Hälfte erst nach seinem Tode aus verstaubten Papieren hervorgezogen wurde, von seinem 21. Lebensjahre her sich datiren, so wird man bey näherem Eingehen in dieselben keinen Anstand nehmen, Baader nicht bloß für einen tüchtigen Denker, sondern für einen eigentlichen philosophischen Genius anzusehen. Bey welchem unter den berühmtesten neuern Philosophen möchte wohl in seinem ein- oder zweyundzwanzigsten Lebensjahre eine solche geistige Sicherheit und Selbstständigkeit, eine solche Fülle tiefeingreifender Gedanken, eine solche Kraft im Ausdrucke zu finden seyn, als wir sie hier treffen?

Professor von Schaden hat sich der Redaction dieser Tagebücher mit musterhafter Sorgfalt und dem anerkennenswerthesten Fleiße unterzogen: er hat denselben nicht nur sehr schätzbare erläuternde Anmerkungen beygegeben, sondern auch alle diejenigen Stellen anderer Autoren, auf welche Baader, häufig ohne die betreffende Schrift, ja wohl gar ohne den Namen des Schriftstellers zu nennen, sich bezieht, ausfindig zu machen gewußt und sie genau citirt, und überdieß noch hie und da Parallelstellen anderer bedeutender Männer hinzugefügt. Hielt er es nicht selten für gut, solche verwandte Aeußerungen aus den Schriften von Hamann, jenem urkräftigen Geiste, wie ihn Schelling nannte, herbeyzuziehen, so wird man nicht läugnen können, daß die Aufzeichnungen des jugendlichen Baader diese Feuerprobe auf das allerglücklichste bestehen.

So lange man diese Tagebücher nicht kannte, war es äußerst schwer, in ein eigentliches Verhältniß zu Baader zu kommen, mit seiner Denkweise wirklich vertraut zu werden: er schien auf einer in weitester Ferne liegenden Bahn, welche mit den sonstigen Richtungen des Forschens fast gar keine Berührungspunkte zeigte, einsam zu wandeln. Nunmehr aber können wir aus diesen Bekenntnissen in lebendiger und anschaulicher Weise seine innere Entwicklung, freylich nur bis zu einem gewissen Punkte hin, doch aber gerade in der entscheidendsten Lebensperiode kennen lernen. Wir sehen ihn hier in dem gewaltigsten Ringen und Kämpfen begriffen. Uns wohl bekannte Denker üben auf ihn eine bedeutende Wirkung; unter ihrem Einfluß erfolgt die Entwickelung seiner eigenthümlichen Denkweise, noch mehr jedoch geschieht dieß, da er durch das sich ihm Darbietende nicht befriedigt wird, gerade im Gegensatz gegen jene Einflüsse.

Jakob Böhme war ihm damals noch nicht bekannt geworden; man sieht aber deutlich, wie sich, wenigstens die Grundmomente seiner Lehre in dem Geiste des jungen Baader neuerdings, in ganz originaler Weise, entwickeln. Er hat sich also diesem Hauptmystiker oder Theosophen nicht etwa blindlings in die Arme geworfen, sondern war ihm eben congenial. Wenn er nun aber, in Ueberwindung anderer philosophischer Lehren, die er sorgfältigst studirt und innerlichst durchdrungen hatte, zu den nämlichen Resultaten wie Böhme gelangte, so läßt sich fürwahr! nicht begreifen, wie ihm der Name eines Philosophen nicht gebühren solle, wenn man nicht unter einem solchen nur denjenigen verstehen will, der nicht mit geistigen Realitäten sich zu schaffen macht, sondern nur mit den abgeblaßten Ideen eben dieser Realitäten, und eben darum auch um

so leichter dazu gelangen kann, ein concinnes Lehrgebäude aufzuführen.

In welcher Art Baader jenen innern Kampf bestanden habe und wie derselbe zur Entscheidung gekommen sey, das läßt sich freylich mit kurzen Worten nicht angeben, sondern muß aus den Tagebüchern selbst entnommen werden. Wenn aber in denselben die Keime seiner philosophischen Lehre in großer Kraft und Frische bereits schon hervortreten, so können wir uns um so weniger enthalten, einige wenige solcher Momente hier mitzutheilen, da dieselben zugleich als Proben seiner damaligen Darstellungsart dienen können, welcher man vor der späteren, theilweise an allzugroßer Gedrungenheit leidenden unbedingt den Vorzug einzuräumen haben wird.

Die Kantische Lehre von dem nicht zu erreichenden Dinge an sich ist es, mit welcher wir ihn im Ringen begriffen sehen, und deren Fesseln er dereinst zersprengen zu können die frohe Ahnung hegt, wenn er unterm 13. April 1786 (SS. 6. 7.) folgende Erwägung bey sich anstellt: „Das Entstehen einer Diagonalkraft aus Zusammenfluß, Ineinanderwirkung oder Strahlung mehrerer Einzelner ist selbst nur — Erscheinung; was im Innern der Stoffe dabey vorgeht, wissen wir nicht. — Von nichts Innerem wissen wir in der Natur außer uns, von uns selbst, dem Innern in uns, nur durch Selbstgefühl, Bewußtseyn, Selbstbeachtung! — Nun ist die Frage: ob und wie es angeht, daß wir hier von unserm sichern Leiter abgehen und über die Natur unseres Selbst in der Phänomenenwelt außer uns Aufschlüsse suchen wollen? Hier liegt der Knoten, das größte, tiefste Geheimniß aller unserer Erkenntniß liegt hier, wie ich auch aus Kant sehe. Aufschluß und Enthüllung werde ich einmal gewiß noch finden! Mein heißer Durst wird gestillt, meine Tantalushöllenqual geendet seyn, und ich ahne, daß ich dann staunen werde über die Nähe der Wahrheit und über mein Haschen — nach Schatten! — Tief fühle ich dieß innere Bedürfniß der Erkenntniß und bey jeder Gelegenheit wacht es wieder auf in mir und mit ihm ein überaus süßer Zug und Hang zu einem pythagorischen Einsiedlerleben, ein Hang, den ich nun bereits seit Anfang meiner Selbstbildung mit mir herumtrage und in dessen Befriedigung ich himmlische Freuden setze."

Die Einsicht in die Uebereinstimmung der Gesetze im Reich der Natur und in der Welt der Geister und in den wesentlichen Zusammenhang der menschlichen Seele mit der Gottheit kündigt sich bey ihm in höchster Lebendigkeit an, wenn er noch an eben diesem Tage (SS. 8.) ausruft: „Sieh! die Blume, wie sie sich ihrem Bräutigam, der Sonne, entgegenwendet, sie sauget Licht und pranget und blühet — Nach:, Finsternisse umgeben sie, — sie welkt! — Das geht täglich vor unsern Augen nach physikalischen Gesetzen, wie man sagt, vor. Und sollten im Innern der Dinge, in der Geisterwelt diese Gesetze nicht wirken? Ist denn mein Geist so isolirt, abgetrennt, willkürlich in allem seinem Thun, als wir wähnen? — Nein! er wendet sich hinauf zum Quell und zu der Sonne aller Wesen, und Licht und Wahrheit und Güte und himmlische Wollust füllt ihn: er vergißt seines Gottes, wandelt in irdischen Dingen herum, greift nach Schatten — und welkt! — Alles nach denselben ewigen physikalischen Gesetzen! Ein wahrer Influxus, den unser Selbstgefühl beweiset. Einzig wahre Philosophie und Physik alles Gebetes!"

Kurz darauf den 20. April (S. 24) bezeichnet er „die Moral als — höhere Physik — des Geistes." — Das tiefste Gefühl von der Unzulänglichkeit des sich Herumtreibens im Gebiete der dürren abgezogenen Begriffswelt und das lebhafte Verlangen nach intuitiver Erkenntniß, deren Möglichkeit ihn abermals die Analogie zwischen dem Reiche der Natur und dem des Geistes hoffen läßt, spricht er unterm 27. April (SS. 30. 31) in den Worten aus: „Gott weiß es, wie sehr und oft ich es mit Pascal fühlte, daß wir mit allem Speculiren und Demonstriren immer ohne Gott in der Welt sind! Soll Wahrheit so weit von uns liegen? Ich brauche nur das Auge zu öffnen, so erleuchtet mich und erwärmt mich Gottes Sonne. Sollte es mit Erkenntniß, Gefühl des Allbelebenden anders seyn?"

Letztern Gedanken führt Baader, sein Tagebuch vom Jahr 1787 abschließend (SS. 151 — 153) mit folgenden Worten noch weiter aus: „Die ganze Welt um dich — dunkles Geheimniß, Aufschluß, Enthüllung zu diesem Geheimniß: woher, wie? — Siehe, Licht, allenthüllendste Sprache vom Thron Gottes! — Oeffne dein Auge — weiter nichts — und du siehst. Du magst wollen oder nicht, zweifeln oder nicht — du siehst — es ist — Sache selbst — Gegenwart lehrt dich. Kein Wunder, daß die ganze Psychologie und Theologie des Alterthums von dieser schönen, holden, allgegenwärtigen Erscheinung Gottes in der Natur ausgeht. Und wahrlich, auch ich mag ewig von keiner andern Theologie und Psychologie wissen, als von dieser.“

„Sollte es auch mit der Offenbarung Gottes in unserm Innern anders seyn? Ich öffne mein Auge und sehe, was da ist. Auch mein inneres Auge öffnet sich und wenn die Erkenntniß ihre höchste Helle erreicht hat, so ist es gleichfalls Anschauen dessen, was da ist. Bekanntlich gewährt nichts so sehr innerlich vertrautestes Gefühl des Daseyns seiner selbst, des sich besinnenden Geistes, als eben diese Anschauung einer Wahrheit. Auch hier hört alles Zweifeln auf, ich sehe: es ist. Dann wird die Erkenntniß lebendig, wird Gefühl des Daseyns seiner selbst und — der Wahrheit. Man genießt; denn alles Grübeln und Forschen war nur Streben darnach, Suchen. Nun ist es gefunden und alle Mühe und Arbeit ist geendet.“

„Wie dort ein Mittel (Medium, Schechinah) zwischen meinem Auge und dem großen Auge der Welt vonnöthen war, so auch hier! Hier der Geist, der Tröster, der euch Alle lehren wird. — In den Himmel hinauf vermag ich am hellen Mittag mein blödes Auge nicht zu heben! Vor dem Anblick der flammenden Sonne erblindet dasselbe. Ich sehe den Quell alles Lichtes vor zu vielem Glanze nicht. Aber Alles um mich sehe ich von seinem Glanzstrom erleuchtet und enthüllt. Seine unsichtbare Gegenwart strahlt mir aus jedem Thautropfen entgegen! S. Xenoph. Memorab. Socrat. lib. IV, c. 3.“

„Ewig gibt es also keine andere Logik des Erkennens, als: Oeffne dein Auge, thue die Binde von ihm, tritt hieher auf diese freyere Anhöhe, wasche dein Auge, und, bist du wirklich erblindet, so bitte, daß du möchtest sehend werden! Thue das und du wirst sehen. Halte Christi Wort und thue, was Er will, daß du thun sollst — und du wirst inne werden, daß Seine Lehre aus Gott ist. Ev. Joh. 7, 16. 17.“

Ueber eine unerläßliche Vorbedingung des ächten Philosophirens läßt sich Baader unterm 29. April 1786 (SS. 33) also vernehmen: „Gewiß ist es, daß die größten und wichtigsten Wahrheiten bloß in Stille, leiser Selbstbeachtung, Nüchternheit gefunden worden sind, und von Jdem, der will, der sich mit Leidenschaften und innerer Unruhe diesen innern Sinn nicht trübet und stopft, täglich nacherfunden werden. Nacherfunden, denn Nachplappern ist nicht Miterkennen, Selbstanschauen. — Insoweit gilt Alles, was man in Geheimwissenschaften von moralischer Diätetik vorschreibt, was am meisten verspottet wird und was vielleicht daran das Beste ist. Gelangt man, wie ich nicht zweifle, auf diesem Wege zu Kenntnissen, zu lebendigem Anschauen von Wahrheiten, die sonst nur beym völligen Erwachen des innern Sinns nach dem Tode uns zu Theil werden, so ist das die weiseste Anordnung der Vorsehung, daß Wahrheit und Güte unzertrennlich eins sind, und also an Mißbrauch jener gar nicht zu denken ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. December.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Franz v. Baader's sämmtliche Werke. Eilfter Band.

Franz Baader's kleine Schriften.

Franz v. Baader's sämmtliche Werke. Erster Band.

(Fortsetzung.)

Wie nahe Baader schon als ein und zwanzigjähriger Jüngling der Lehre Jakob Böhme's von der Widerwärtigkeit oder Negativität stand, welche aller wahrhaften echten Existenz zu Grunde liegt, und ohne welche die eigentliche Positivität gar nicht gedacht werden kann, wie leicht es ihm eben darum werden mußte, als er die Schriften jenes wunderbaren Geistes wirklich kennen lernte, sich sofort in deren innersten Sinn zu finden, erhellet aus folgender am 20. July 1786 aufgezeichneten innern Erfahrung. (S. S. 65). „Ich habe es nun schon manchmal bemerkt: einige Zeit vorher, ehe ich in meinem bessern Wissen wieder um einen Schritt vorrücke, geht das Gefühl einer wüsten Leere, einer Verbannung, innern Kampfes, einer Unordnung und Unzufriedenheit mit mir selbst, vor. Gährung fühle ich dann in mir und der Geist wird trübe, bis die Hefe sinkt und der lichte, lautere Wein nun hervorgeht, der unter jener Gährung und nur unter ihr gebildet und geläutert werden konnte. So kämpft beym Morgenanbruch das Licht mit der Nacht, so wird in der Natur aus jedem und unter jedem Grabmal — ein Brautgemach, und so führte auch mich — Dank dir, o Gott! — Gährung und anscheinender Tod des Wissens, Skepticismus, als wahrer kritischer Todeskampf zur lebendigen Erkenntniß Gottes!! — Hier fing ich an, die heilige Schrift zu lesen!"

Daß diese Lectüre der heiligen Schrift bey Baader nur eine wiederholte und consequent durchgeführte gewesen sey, läßt sich leicht denken. Die Früchte dieser Lectüre werden aber sofort ersichtlich, namentlich in einer Stelle vom 5. November 1786 S. 74—76, welche den Grundgedanken der spätern Naturphilosophie, doch in weit tieferer Fassung und mit entschiedener Beziehung auf die ganze Summe der göttlichen Urkunden, anticipiret. „Zwey Kräfte wirken sichtbar hienieden. Die eine sammelt, bindet, die andere zerstreut, trennet. In der gesammten Natur, wie in jedem einzelnen lebendigen, organischen Gebilde offenbaren sich beyde. Schwerkraft, Krystallisations-, Configurationstrieb der todten Masse; Expansionstrieb, Bildungstrieb der lebendigen, jedem Kunstgebilde inwohnenden, in ihm hausenden, schaffenden, zerstörenden, assimilirenden Kraft. Ohne diese Kraft ist jenes Kunstgebilde ein Sandhaufen, auf- und in sich selbst zusammentretend, wenn es könnte, und nicht der unversöhnbare Elementenkampf dieß auf immer unmöglich machte. Mit dieser Kraft ist jenes Kunstgebilde ein lebendiges Ganzes, Individuum, das, vom Staube erhoben, wenigstens auf einige Zeit sichtbar über und auf ihm herumwandelt!"

„In der Elementarnatur — trennendes, allauflösendes, allausdehnendes Wärmefluidum; gefrierendes, in sich zusammentretendes, schwerstrebendes Erdeprincipium. Jenes verkörperter Lichtstrahl — kam von Oben, gebunden in irdischer Hülle will,

ſtrebt er wieder hinauf. Dieſes Streben bewirkt immerwährenden Zwiſt und Lebensgährung in allem Irdiſchen. — Abſicht, Wirkung und Ende dieſes innern Zwiſtes, dieſer Gährung iſt Läuterung des guten Weines und Sonderung der Hefe. Darum nur zeitlich, ſo lange anhaltend nämlich, als das große Werk der Läuterung, der Regeneration und Aſſimilation bedarf, um vollendet zu ſeyn."

„Aſſimilation iſt aber nur Regeneration, Wiederbelebung, Präformation der Keime im wahrſten Sinne. Schlummernde Kräfte können erweckt, wiederbelebt, aber nicht neugeſchaffen werden! Die ſogenannte ſinnliche, materielle Natur iſt Symbol und Copie der innern, geiſtigen Natur."

„Jede Handlung, That Gottes in der belebten und ſogenannten lebloſen Natur, der Natur und Bibel iſt ſemantiſch, ſymboliſch, Erfüllung und Aufſchluß des Vorhergegangenen, und Keim und Siegel des Zukünftigen."

„Alles iſt in dieſem All Eins und Mittelpunkt, und Alles ineinander verſchlungen und auseinander ſich ſchlingend."

„Im Leben jeder einzelnen Pflanze iſt das Leben des Ganzen ſichtbar, im phyſiſchen Leben der Thierſeele, des Menſchen das geiſtige Leben des Menſchengeiſtes. Im Leben des Menſchenkörpers ſieht Paulus das Leben Chriſti in ſeinem Körper. Erhabenes Geheimniß! Wer für dieß Sinn hat, nur der ſieht Alles im wahren, Einen, hellen Lichte!"

„Satan trennt, um zu trennen, zu zerſtören — er iſt Mörder von Anfang. Chriſtus trennt, um zu vereinen. — Seine Endabſicht iſt Leben, Güte, Beſeligung; bittrer Lebenstrank dient ihm nur als Mittel. In der gegenwärtigen Phänomenenwelt, dem Schattenſpiele, wo Licht mit Finſterniß immerdar kämpft, in dieſem großen Einen Drama zwiſchen Chriſtus und Satan wird darum nach Gottes ewigem, theokratiſchen Regierungsplane jedes vom Satan entgegengewälzte Uebel allemal nur Mittel zum Guten. — — Satan kann nichts wider, nur für die Wahrheit. Wider Willen baut auch er, indem er zerſtört. Und Zweck des Ganzen? Ausbreitung der Alleinherrſchaft des Ewigen, Einigung alles Lebens zum Leben durch Aſſimilation, Anähnlichung, Wiederherſtellung des zerſtörten Tempels des lebendigen Gottes! Wiedergeburt! —"

Zum Theil wohl ebenfalls auf dem Grunde tief eingehender Bibelforſchung finden wir bey Baader ein großartiges Gefühl menſchlicher Sündhaftigkeit und die beſtimmteſte Einſicht in die Zerrüttung und Gebundenheit unſerer höheren Kräfte, — ein Moment, das von den neuern Philoſophen faſt gar nicht beachtet, geſchweige denn entſchieden feſtgehalten und in den philoſophiſchen Calcul aufgenommen wurde, daher auch die Verſuche auf dem Gebiete der Religionsphiloſophie mehr oder weniger durchweg mißlingen mußten. „Wie kann der, leſen wir unter'm 25. December 1786 (S. 109. 110) an den Erlöſer von allem Uebel glauben, welcher kein anderes Gut kennt, als zeitliches Wohlleben und der den nagenden Wurm der Sünde in ſich und die ſchreckliche vis inertiae und centrifuga ſeines Geiſtes nicht tief und ſchrecklich fühlt! — Ein Erlöſer kommt nur zu Gefangenen. Aber ein Gefangener, und Jeder aus uns iſt ein ſolcher, kommt, unmittelbar wenigſtens, nicht aus Gottes Hand. Demnach iſt der Menſch, wie wir ihn dermalen und wie wir ihn in der Geſchichte kennen, kein ganz reines Geſchöpf Gottes. Wie aber ward er verunreinigt?? —"

Am 30. Dezember des nämlichen Jahres (S. S. 117) ſchreibt er unter anderm: „Es bleibt einmal ein feſtes, weltkundig großes Wort: „daß der vom Anfang an verheißene Erlöſer in die Welt gekommen und ſichtbar unter den Menſchen erſchienen iſt, um dieſe Welt ſelig zu machen und die leibeigenen Knechte im Hauſe des Vaters loszukaufen und zu befreyen von den Banden der Sünde." Nothwendig und unentbehrlich mußte alſo dieſes Kommen des Meſſias ſeyn zu unſerer Befreyung. Der ſogenannte Stand der Natur muß alſo für jedes menſchliche Individuum ein gewaltſamer Zuſtand und keineswegs ſo natürlich ſeyn, als der große Haufe wähnt in ſeinem ſinnlichen Todesſchlummer. Der Plan der chriſtlichen Heilsordnung liegt aller Welt nun gar zu offenbar vor Augen, — einem kleinen Häuflein auch am Herzen —, daß dieſer nämlich nicht etwa bloß Erziehung eines unſchuldigen Kindes zur höheren Stufe der Moralität,

wie auch Herder zu lehren scheint, sondern Erziehung eines gefallenen, vom Vatergesetz muthwillig weggetretenen Kindes ist: Wiedergeburt! —

Endlich S. 119: „Nein! Du hast dich deinen gefangenen Knechten nicht unbezeugt gelassen, großer Genius unsers Geschlechtes! Du, unser göttlich liebender und unsers zahllosen Elendes dich göttlich erbarmender Herr und Erlöser! Wo ich hinsehe, erblicke ich, von deiner göttlichen Barmherzigkeit triefende Spuren deiner Hand, Fußstapfen deiner unter den Menschen lustwandelnden Weisheit! Jeder selbst matte Strahl deines Lichtes, der mir im Widerschein dieser dunkeln Nacht des irdischen Beinthales entgegenleuchtet, ist mir Zeuge deines Daseyns, Du holder Morgenstern, erfreuliches Pfand und erheiternder Bote deines Kommens und Aufgehens nach ängstlich langharrender Dämmerung. Dein und unser Aller Vater hat dir alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben, uud im liebevollsten, schonendsten Incognito brauchest du dieser großen Gewalt und führest du Alles, göttlicher Dramaturg! nach deinem und deines Vaters ewigem Rathschluß und Plan, göttlichweise und göttlichgut, zur Vollendung des großen, liebevollen Werkes der Wiedergeburt, herrlich hinaus! — Freudig und willig geb' ich mich hin, o Herr! Schalte du nach deinem Belieben! Mit neuer Freude und mit neuer Labung will ich nun an mein Tagewerk gehen, der ich bald völlig ein losgekaufter Knecht im Hause deines und meines Vaters seyn werde. —"

Diese wenigen Bruchstücke aus den Baader'schen Tagebüchern werden kaum verfehlen, das Verlangen nach Bekanntschaft mit dem ganzen reichen Schatze, welchen dieselben in sich fassen, zu erwecken. Theilweise werden auch schon diese paar Stellen die oben ausgesprochene Zuversicht rechtfertigen, daß diese Tagebücher Baader's wesentlich dazu beytragen werden, die bisherigen meist schiefen Urtheile über diesen großen Geist zu berichtigen, ein näheres innigeres Verhältniß zu ihm anzubahnen und das Verständniß seiner sämmtlichen Leistungen bedeutend zu erleichtern. Ja, es wird selbst aus den hier hervorgehobenen Keimen seiner philosophischen Lehre bereits schon so ziemlich klar, wie sich sein philosophischer Standpunkt zu demjenigen seiner bedeutendern Zeitgenossen verhalten müsse.

Noch ehe die Tagebücher erschienen, bereits im Jahre 1847, hat Professor Hoffmann unter dem Titel: „Kleine Schriften" in sehr verschiedenen Zeitblättern u. s. w. zerstreute Aufsätze Baader's in einem Bande gesammelt an's Licht treten lassen, welche Sammlung bereits in den Gelehrten Anzeigen, Nr. 45 und 46 des Jahrganges 1848 besprochen worden ist. Es wurde hier das große Verdienst, welches er sich mit dieser Sammlung erworben, insonderheit auch der edle aufopfernde Sinn, mit welchem er sich diesem Unternehmen unterzog, gebührend hervorgehoben. Von diesen „kleinen Schriften" erschien im Jahre 1850, nicht in Folge eines ihrem reichen und tiefen Inhalt entsprechenden bedeutenden Absatzes, sondern vielmehr auf Veranlassung anderer, wenig erfreulicher Verhältnisse, eine mit sehr wichtigen Stücken und um die Hälfte vermehrte neue Ausgabe. Dieser neuen Ausgabe war eine zweyte Vorrede beygegeben, von welcher auch ein besonderer Abdruck veranstaltet ward, worin der Herausgeber, auf Anlaß einiger Recensionen jener Sammlung in der ersten Ausgabe, das Verhältniß Baader's zu Hegel und Schelling mit großer Erudition und mit vorzüglicher Klarheit und Bestimmtheit darlegte.

Professor Hoffmann zeigte hier, daß Baader, was sich den mitgetheilten Aeußerungen aus den Tagebüchern zufolge gar nicht anders erwarten läßt, vom Pantheismus sich durchweg frey zu erhalten gewußt habe. Baader wußte sich weder mit der Schelling'schen Naturphilosophie, noch auch mit der Hegel'schen Lehre zu befreunden, wenn er gleich den wissenschaftlichen Gewinn, welcher sich aus diesen Bestrebungen ergab, freudig anzuerkennen nicht unterließ. Eben so würdigte er die Erhebung über den reinpantheistischen Standpunkt, welcher bey Schelling später, d. i. seit dem Jahre 1809 sichtbar wurde. Wenn jedoch Schelling auch jetzt die Ausgestaltung der Herrlichkeit Gottes in ihrer ganzen Fülle immerhin von der Entwicklung und Vollendung der Welt abhängig dachte, mithin noch immer ein bedeutender Rest pan-

theiſtiſcher Denkart bey ihm ſichtbar blieb, ſo konnte ſich Baader hiemit keineswegs einverſtanden erklären.

In Hinſicht auf die Strenge und Entſchiedenheit des Theismus finden wir Baader auf einer Linie mit Friedrich Heinrich Jacobi. Indem aber dieſer Forſcher Gott ſchlechthin naturlos dachte, ſo vermochte er nicht, das Weſen Gottes wiſſenſchaftlich zu erfaſſen, ſo war es ihm ferner nicht möglich, den Vorgang der Schöpfung irgendwie verſtändlich zu machen, ſo war er endlich auch nicht im Stande, in die Thatſachen des Chriſtenthums ſich zu finden, und blieb er ſonach ungeachtet des höchſten Adels ſeiner Geſinnung im bloßen Rationalismus befangen.

Dagegen haben wir von Baader geſehen, daß er ſchon in ſeinen Jünglingsjahren die Schranken der atomiſtiſchen Denkart durchbrochen hatte, daß er die Materie nicht als etwas dem Geiſte ſchlechthin Fremdes betrachtete, vielmehr dieſelbe in lebendiger Beziehung zum Geiſt erfaßte, und auf dieſem Wege die erforderlichen Mittelbegriffe zum Verſtändniß der Geheimniſſe des Chriſtenthums, deren Wahrheit ſeinem Geiſte ſo ganz unzweifelhaft ſich darſtellte und deren Kraft ſo mächtig ſein Gemüth bewegte, zu gewinnen wußte. Allerdings war dieſes Verſtändniß bey ihm zunächſt noch mehr bloße Ahnung; zur vollen Klarheit gedieh dasſelbe nur unter mancherley innern Kämpfen, welche wir theilweiſe in den Tagebüchern dargeſtellt finden.

Von größter Wichtigkeit war in dieſer Beziehung die nachmals von ihm gewonnene Einſicht in jenen Proceß, vermöge deſſen Gott die zu ſeinem Weſen gehörige ewige Natur ewig zu einer ihm ſelbſt als Geiſt durchaus entſprechenden, in unendlicher Herrlichkeit ſtrahlenden himmliſchen Leiblichkeit erhöhet. Diejenigen Philoſophen, welche eine ſolche Natur in Gott gar nicht anerkennen, müſſen, wie ſich dieß bey Jacobi, auch bey Leibnitz *) zeigt, auf eine eigentlich wiſſenſchaftliche Entwicklung ihres Theismus gänzlich Verzicht leiſten, indem man den Geiſt in ſeiner Actualität ohne einen leiblichen Gegenſatz gar nicht zu denken vermag.

Diejenigen aber, welche zwar eine ſolche Natur in Gott ſtatuiren, dabey aber nur von einer irdiſch-materiellen, folglich dem geiſtigen Leben mehr oder weniger widerſprechenden Geſtaltung derſelben wiſſen, wie dieß bey Hegel der Fall iſt, ſehen ſich darauf angewieſen, vom unendlichen Geiſt anzunehmen, daß er, an ſich bewußtlos, nur in endlichen Einzelweſen zum Bewußtſeyn komme.

Räumen ſie dagegen ein, daß eine ſolche Vergeiſtigung der Natur wohl erfolgen könne, aber erſt am Ende der Tage wirklich eintreten werde, ſo erſcheint hier, wie wir in Schelling's ſpäterer Lehre erkennen, die Gottheit ſo lange noch in in einer gewiſſen Dürftigkeit, bis die Welt zu ihrer Verklärung gelangt ſeyn wird und Gott nun in dieſer die Ergänzung ſeiner Herrlichkeit finden kann, — eine Vorſtellungsweiſe, welche den Charakter des Pantheismus offenbar noch nicht gänzlich abgeſtreift hat.

(Schluß folgt.)

*) „Wie das Principium aller Seelen irgendwo für ſich beſtehen kann und wirken . . . . der Geiſt vor der Materie, der Gedanke vor dem Gegenſtande: dieſen großen Knoten, den Leibnitz hätte löſen müſſen, um uns wirklich aus der Noth zu helfen, dieſen hat er ſo verſtrickt gelaſſen, als er war.“ F. H. Jacobi, über die Lehre des Spinoza. 2. Ausg. S. 37. 38.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. December.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Etudes sur la langue et sur les textes Zends par E. Burnouf. Paris 1850. IV u. 429 pg. 8.

Die vorliegende Schrift ist den Gelehrten, welche sich speciell mit den altpersischen Studien beschäftigen, schon seit mehreren Jahren bekannt und ihre Resultate sind zum Theil schon in andere Werke übergegangen. Sie erschien nämlich zuerst als eine Reihe von Abhandlungen im Journale der Pariser asiatischen Gesellschaft in den Jahren 1840 — 46, und wird nur erst jetzt als ein Ganzes ausgegeben. Nichts desto weniger hält es Ref. für seine Pflicht, auf diese wichtige Schrift hier nochmals besonders aufmerksam zu machen, da sie erst in dieser Form für jeden Einzelnen zugänglich wird, während das bändereiche Journal asiatique zunächst nur denen zugänglich war, welchen eine bedeutendere öffentliche Bibliothek bey ihren Forschungen zur Hand ist. Der jetzige Zustand der altpersischen Studien bringt es mit sich, daß Jeder, der es unternimmt einen altpersischen Text zu erläutern, jeden Augenblick von seinem eigentlichen Vorhaben abschweifen, andere Texte herbeyziehen und erläutern muß, um den Worttext und die Bedeutung der Stelle zu begründen, welche er eben behandelt. Auf diese Weise wird jede gründliche Forschung über irgend eine Stelle ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für Jeden, der auf diesem oder irgend einem verwandten Gebiete arbeitet, und auch das gegenwärtige Buch gewinnt durch diese Seitenblicke auf andere Stellen einen eigenthümlichen Werth, den Ref. in den folgenden Blättern näher würdigen will. Hierzu kommt ferner noch, daß Ref. im Besitze eines richtigen Hülfsmittels zur Erklärung der im vorliegenden Werke behandelten Stellen ist. Es ist dieß der seltne Yaçna mit Huzvâresch-Uebersetzung, von welchem die Universitätsbibliothek zu Copenhagen das einzige Exemplar besitzt, das nur Wenigen zugänglich seyn dürfte. Durch diese wichtige Handschrift allein ist es möglich, an manchen Stellen die Sanskrit-Uebersetzung Neriosenghs zu berichtigen, wenn dieselbe, wie nicht selten der Fall ist, in allen Handschrifen als gleich verderben sich darstellt.

Eine richtige Würdigung des vorliegenden Buches würde nach dem eben Gesagten in drey Theile zerfallen. Wir werden demnach zuerst untersuchen, welche Verbesserungen wir in dem Wortlaute und der Uebersetzung Hrn. B's. selbst zu machen im Stande sind, dann aber auch einige fehlerhafte Stellen in Neriosenghs Uebersetzung zu berichtigen suchen, und endliche unsere Auffassung anderer Stellen, besonders des Vendidad, welche Hr. B. gelegentlich anführt, zu rechtfertigen suchen. Was den ersten Punkt betrifft, so können wir darüber kurz seyn. Es zerfällt unser Buch in zwey ungleiche Hälften, von welchen die kleinere erste schwierige Wortbedeutung mittelst der Etymologie und der Vergleichung der Texte zu entwickeln sucht.

(Fortsetzung folgt.)

Franz v. Baader's sämmtliche Werke. Eilfter Band.

Franz Baader's kleine Schriften.

Franz v. Baader's sämmtliche Werke. Erster Band.

(Schluß.)

Baader's Gotteslehre trägt keinen der angegebenen Mängel an sich. Baader behauptet nämlich einerseits Gottes unendliche ewige Vollkommenheit und seine wesentliche Unabhängigkeit von der Welt, verkennt aber auch anderseits nicht, daß allerdings in Gott eine Natur und ein Proceß, wodurch diese zu seiner geistigen Leiblichkeit ewig erhoben wird, angenommen werden müsse, wenn man Ihn in eigentlicher Kraft und Fülle erfassen will. Wiederum verwechselt er nicht die Natur in Gott mit der geschaffenen Natur; er ließ sonach Gott nicht erst in dieser sich verlieren und dann theilweise in ihr sich wieder finden. Die göttliche Herrlichkeit wird also nicht durch das geschöpfliche Wesen getrübt, und ist auch an letzteres auf keine Weise gebunden. Vielmehr erscheint hier Gott in ewiger freyer Herrschaft über dieser seiner Natur, und wenn er eine Welt in's Daseyn rufen will, so geschieht es von ihm nicht, als ob er derselben bedürfte, sondern in lauterer Freyheit, aus reiner freyer Liebe.

Die Frage über das Verhältniß, in welchem die Baader'sche Lehre zu der seiner bedeutendern philosophischen Zeitgenossen stehe, wird sonach dahin zu beantworten seyn, daß er die Reinheit des Theismus, wie selber durch Jacobi vertreten ward, mit der Fülle des Naturalismus, wie sie durch Schelling, gewissermaßen auch durch Hegel zur Geltung gebracht wurde, zu einer höheren Einheit und so, daß jenes Moment durch dieses keine Trübung erleidet, mit einander zu verbinden wußte.

Die vollkommenste Bestätigung wird diese Auffassung dann gewinnen, wenn einmal sämmtliche Schriften Baader's und besonders die zur Metaphysik und die zur Religionsphilosophie gehörigen dem philosophischen Publikum vorliegen werden. Theilweise findet sie jedoch ihre Bestätigung schon in dem zunächst an's Licht getretenen ersten Bande der ganzen Sammlung, obwohl derselbe eigentlich nur diejenigen seiner bereits schon früher aber sehr zerstreut in Druck erschienenen Abhandlungen, welche die philosophische Erkenntnißwissenschaft als speculative Logik betreffen, in sich vereinigt.

Professor Hoffmann gesteht es ja selbst zu, daß Baader fast in jeder seiner Schriften, auch da, wo die Ueberschrift nur Untersuchungen eines bestimmten Zweiges der Philosophie erwarten läßt, in die verschiedensten Gebiete der Philosophie übergreife. Demungeachtet hält er es nicht nur für möglich, sondern auch für angemessen, eine systematische Anordnung dieser Schriften zu veranstalten, und der uns geschenkte erste Band liefert für die Richtigkeit dieser Ansicht allerdings den thatsächlichen Beweis.

Doch verdient der Herausgeber nicht bloß durch die sehr geschickte Auswahl der hierher zu ziehenden Schriften den Dank des wissenschaftlichen Publikums, sondern eben so auch durch die so treffliche Einleitung, welche er diesem Bande vorangestellt hat. Sie enthält die Grundzüge einer „Geschichte der Logik in Deutschland von Kant bis Baader“ und ist auch unter diesem Titel in einem besondern Abdrucke erschienen.

Baader war allerdings mit Fichte, Schelling und Hegel einverstanden, daß die Logik des lediglich formalen Charakters, den sie noch bey Kant an sich trug, sich entledigen, daß sie, um philosophische Wissenschaft zu seyn, metaphysische Wissenschaft seyn müsse. Wenn nun aber sein metaphysischer Standpunkt von demjenigen anderer Denker, wie wir gesehen haben, so bedeutend abweicht, so wird dieß auch rücksichtlich der philosophischen Erkenntnißwissenschaft, wie sie sich in seinem Geiste gestaltete, der Fall seyn.

In Folge der ſpätern Umformung ſeines Syſtems iſt Schelling der Baader'ſchen Lehre ſo nahe gerückt, daß die deſſenungeachtet zwiſchen beyden noch obwaltende Differenz in der angegebenen Beziehung einen weſentlichen Einfluß nicht üben kann. Ganz anders aber verhält es ſich mit Hegel, welcher der Gottheit die Perſönlichkeit abſpricht, und ebenſo auch die menſchlichen Perſönlichkeiten zu bloßen Durchgangspunkten der Idee macht, ſo daß der abſolute Grund bey ihm zu einem Abgrunde wird, in welchem das unendliche Denken untergeht, ſo wie auch wieder das unendliche Denken in dem endlichen ſich verlieren ſoll.

Das Abſolute oder die Idee, behauptet hiebey Hegel, erringe durch ihre Entäußerung in die Natur und ihre Rückkehr durch den endlichen Geiſt durchaus keinen poſitiven Gewinn. Was die Dinge ſeyen, ſeyen ſie nur vermöge ihres Begriffes, und dieſer bedürfe nicht der Ergänzung durch die Vorſtellung und Anſchauung. Das Concrete der Erfahrung ſey nur Vorſtellung, aus welcher ſich das Bewußtſeyn durch Negation zur wahren Concretion des Begriffes zu befreyen habe. Mit vollem Rechte bemerkt darum Profeſſor Hoffmann, daß in der Hegel'ſchen Lehre der Formalismus der Kantiſchen Logik keineswegs überwunden und widerlegt, ſondern vielmehr abſolut gemacht worden ſey. Wenn nämlich Kant doch geneigt war, die Wirklichkeit der Dinge außer ſeinem Formalismus noch beſtehen zu laſſen, ſo wird hier alle Realität in die Form verſchlungen und ſoll es nichts Ewiges, Unvergängliches geben, als eben die abſolute Form der Dinge.

Welche ganz andere Geſtalt hat die philoſophiſche Erkenntnißwiſſenſchaft bey Baader! Wenn er gleich überzeugt war, daß die Logik ihre Materie nicht von außen her zu holen habe, wenn er derſelben allerdings, den andern Wiſſenſchaften gegenüber, eine centrale Stellung und Bedeutung vindicirte, ſo war er doch weit entfernt, die übrigen Wiſſenſchaften insgeſammt in Logik aufgehen zu laſſen und die Ideen von Gott, Freyheit, Unſterblichkeit für bloße aus der Vorſtellung entnommene Subſtrate zu erklären, die in der Logik in bloße logiſche Beſtimmungen aufzulöſen ſeyen. Nach Baader iſt zwar die Logik metaphyſiſch, aber nicht die ganze Metaphyſik; die Logik enthält nicht die ganze Metaphyſik, aber die Metaphyſik enthält auch die Logik.

Bey dem entſchieden theiſtiſchen Charakter ſeiner Philoſophie läßt ſich Baader nicht, wie Hegel, die Confundirung des göttlichen mit dem menſchlichen Denkproceſſe zu Schulden kommen. Mit aller Entſchiedenheit ſtellt er ſich aber auch denjenigen entgegen, welche dafür halten, daß ſich die Logik nur auf das endliche Denken beziehe. Gott iſt, lehrt er, wie in ſeinem Wollen und Wirken, ſo auch in ſeinem Denken und Erkennen nicht geſetzlos, ſondern geſetzfrey. Gott braucht ſich freylich die Geſetze und Formen ſeines unendlichen Denkens und Erkennens nicht erſt vorzuhalten, und bringt ſich dieſelben nicht erſt ſucceſſiv zum Bewußtſeyn, auch ſind Denken, als das Streben nach Erkenntniß und das Erkennen ſelbſt bey ihm nicht zeitlich getrennt, ſondern ſie fallen ewig zuſammen; der Natur nach aber müſſen dieſe Momente, ſo gewiß Gott unendliche Freyheit iſt, doch wirklich in ihm anerkannt werden.

Gleichwie aber in Gott eine Trennung dieſer Momente ſchlechthin nicht Statt findet, ſo muß dieſelbe auch bey dem endlichen Geiſte nicht nothwendig und für immer obwalten: als vollendetes Erkennen iſt das endliche ſo gut ein Schauen, als das unendliche. Der weſentliche Unterſchied zwiſchen der endlichen und der unendlichen Intelligenz beſteht vielmehr darin, daß erſtere, als ſecundär, nach oben und unten, nach innen und außen ihre Gränze haben muß, und daß ſie auch die Ungetrenntheit ihres Denkens und Erkennens oder Schauens nicht aus ſich ſelbſt zu erzeugen vermag, ſondern nur durch Theilnahme an der göttlichen Ungetrenntheit dieſelbe gewinnen kann. So muß denn die wahre Logik eine chriſtliche ſeyn, indem die Wahrheit nicht erkannt werden kann ohne die Vermittlung der Wahrheit d. h. des abſoluten Geiſtes ſelbſt. Der Logos oder der Sohn, iſt, wie Baader zeigt, der Vermittler für den ganzen Menſchen, nicht bloß für ſein Fühlen, Wollen und Handeln, ſondern auch für

sein Erkennen. Es bedarf der Mensch einer solchen Vermittlung zur Erkenntniß der Wahrheit um so mehr, da sein Erkenntnißvermögen durch seinen Abfall von Gott zerrüttet ist und aus dieser seiner Zerrüttung erst wiederhergestellt werden muß, — eine Wahrheit, welche, wie wir gesehen haben, unserm Baader schon in seinen Jünglingsjahren mit größter Entschiedenheit als philosophische Ueberzeugung sich ergab. —

Dieß der Grundcharakter der Baader'schen Erkenntnißlehre, wie wir sie in nachfolgenden Schriften und Aufsätzen, welche der erste Band der Gesammtausgabe in sich vereinigt, ausgeführt finden, nur daß allerdings auch seine sonstigen Erörterungen zu derselben noch gar manche wichtige Beyträge liefern. Die Reihe dieser Schriften wird eröffnet mit der 1796 verfaßten Abhandlung „über Kant's Deduction der praktischen Vernunft und die absolute Blindheit der letztern." Dann folgen die Aufsätze „über den Affect der Bewunderung und der Ehrfurcht" vom Jahre 1804 — „über die Behauptung, daß kein übler Gebrauch der Vernunft seyn könne" vom J. 1807 — „über die Analogie des Erkenntniß- und des Zeugungs-Triebes" 1808 — „Fragmente zu einer Theorie des Erkennens" 1809 — die „Vorrede zu Schubert's Uebersetzung von St. Martin's Schrift de l'Esprit des choses" 1811 — „über Katholicismus und Protestantismus" 1824 — „über das durch unsere Zeit herbeygeführte Bedürfniß einer innigern Verbindung der Wissenschaft und der Religion" 1824 — die „Recension der Schrift von Heinroth über die Wahrheit" 1824 — „über die Freyheit der Intelligenz, eine akademische Rede," 1826 — „Vorlesungen über religiöse Philosophie im Gegensatze der irreligiösen älterer und neuerer Zeit. I. Heft. Vom Erkennen überhaupt" 1827, nebst einem Anhang: „Ueber den Begriff der Logik als speculativer Wissenschaftslehre" — „über Religion und religiöse Philosophie im Gegensatz der Religionsunphilosophie und der irreligiösen Philosophie," 1831 — „über das Verhalten des Wissens zum Glauben auf Verlassung eines Programmes des Abbé Bautain," 1833 — „über den Zwiespalt des religiösen Glaubens und Wissens als die geistige Wurzel des Verfalles der religiösen und politischen Societät" 1833. — Endlich folgen noch einige „Vorreden zu der Sammlung von Baader's philosophischen Schriften nnd Aufsätzen" ꝛc. ꝛc.

Wüßte man es nicht schon längst, daß die Darstellung der Baader'schen Philosophie nichts weniger als eine systematische, sondern in hohem Grade fragmentare ist, so würde schon dieses Verzeichniß seiner zunächst die Erkenntnißlehre betreffenden Schriften und Abhandlungen auf diese Annahme hinleiten. Wie groß indessen die Schwierigkeiten seyn mögen, welche eben deßwegen das Studium dieser Philosophie, der von Professor Hoffmann so zweckmäßig angelegten Gesammtausgabe ungeachtet, immer noch darbieten mag, so wird man sich doch der Hoffnung hingeben dürfen, daß die hiezu Berufenen die Kraftanstrengung, welche die Ueberwindung dieser Schwierigkeiten in Anspruch nimmt, nicht scheuen, und die hier bereits gegebene Grundlage zu einem eigentlich religiösen d. i. christlichen philosophischen Lehrgebäude nicht unbeachtet, sowie die reichen Materialien zu dessen wirklichen Aufführung nicht unbenützt lassen werden. Keinem Kundigen kann es zweifelhaft seyn, daß ein der Höhe des christlichen Standpunktes wirklich entsprechendes System der Philosophie bis jetzt noch nicht existire, und kein Besonnener wird umhin können, eine solche Philosophie nicht bloß überhaupt für wünschenswerth, sondern vielmehr für dringend nothwendig, für geradezu unentbehrlich anzusehen.

Dr. J. Hamberger.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. December.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Etudes sur la langue et sur les textes Zends par E. Burnouf.

(Fortsetzung.)

Die erste unter diesen Abhandlungen betrifft die dogmatisch wichtigen Worte yavè, yavataitâ, welche von Anquetil gewöhnlich mit jusqu'à la resurrection übersetzt werden. Wir dürfen Hrn. B's Bemerkungen, nach welchen diese beyden Worte — mit welchen das persische جاوید zusammenhängt — diese Bedeutung nicht haben können, vielmehr bloß „immerfort" bedeuten, als vollkommen abschließend ansehen. Die Parsen haben auch in der That diese beyden Wörter nie so übersetzt, und es scheint bloß Anquetils eigenes Mißverständniß an dieser verfehlten Uebersetzung die Schuld zu tragen. Der Ausdruck hat dadurch seine Wichtigkeit, weil durch die richtige Uebersetzung dieser beyden Wörter ein Hauptgrund für die Annahme der Auferstehungslehre in den älteren Theilen des Avesta wegfällt. Eine zweyte kurze Bemerkung betrifft das altpersische yazata, das sich im Sanskrit ebenso unbedenklich mit dem vedischen yajata als im Neupersischen mit یزدان identificiren läßt. Das zuletzt genannte Wort ist, wie man sieht, ein Plural mit Singularbedeutung, der spätere einzige Gott des Islam wird gewissermassen als der Inbegriff der alten Yazatas gedacht.

Die dritte Abhandlung verbreitet sich über fshu und die davon abgeleiteten Wörter, darunter fshuyan'ç, das bekannte Beywort des dritten Standes. Ref. hat bereits früher an einem andern Orte nachgewiesen, daß dieses Wort höchst wahrscheinlich erst später eingeschoben sey, da sich dasselbe in der Uebersetzung nirgends vorfindet, eine einzige Stelle im achtzehnten Capitel des Vendidad ausgenommen, welche aber wie jenes ganze Capitel aus einer anderen Quelle stammen muß als der übrige gesetzgebende Theil des Buches. Die zweyte größere Hälfte des Buches enthält eine Analyse des neunten Capitels des Yaçna, welches ebenso wie das zehnte und eilfte auf den Cultus des Haoma Bezug hat. Diese Gottheit in ihrer Zwitterstellung theils als Pflanze, theils als Gottheit gedacht, findet sich auch bey den Indern, und der Zusammenhang des indischen Soma mit dem Haoma der Perser ist ein so inniger und bereits von Windischmann, Weber u. A. so offen dargelegt, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, den Gegenstand hier nochmals zu behandeln. Wir übergehen auch die einzelnen mythologisch wichtigen Anspielungen auf die Verehrer des Haoma, welche das vorliegende Capitel des Yaçna enthält und die mehrere eigene Abhandlungen, theils von R. Roth in Tübingen, zum Theil vom Ref. selbst hervorgerufen haben. Auch hinsichtlich der Worterklärung selbst hat Ref. bloß einzelne Zusätze zu machen. So ist

p. 133 die Bedeutung der Wurzel hu (extraire par la pression pour le sacrifice) gewiß zu enge gefaßt, da sie an einigen Stellen gewiß „kochen“ oder „sieden“ bedeuten muß. Man bleibt daher wohl am sichersten bey der schon von Neriosengh angegebenen Bedeutung „zubereiten.“ p. 141 halte ich es nicht für zulässig, mit Hrn. B. uç azayata statt uç zayata zu lesen, da die Handschriften letztere Lesart überwiegend beglaubigen. Auch scheint die Correctur kaum nöthig zu seyn, da das Imperfectum ohne Augment hinlänglich durch andere Stellen beglaubigt ist. p. 165. Ich habe selbst längere Zeit geschwankt, wie der schwierige Ausdruck kameredha zu übersetzen sey. Auf der einen Seite liegt es nahe genug, mit Anquetil an das neupersische kamar, Gürtel, zu denken, auf der anderen Seite spricht für die traditionelle Bedeutung (Gehirn) die Analogie des griechischen *καμάριον*. Ich glaube mich jetzt bestimmt für die letztere Erklärung entscheiden zu müssen, da ich einerseits das persische kamar im Vendidad unter der Form kamara (p. 141 meiner Ausg.) wiedergefunden habe, anderseits aber das Wort kamâr auch im Parsi in der Bedeutung Gehirn sich nachweisen läßt. p. 166. Wegen der Vorsetzsylbe ash, sehr, die mit asha Nichts zu thun hat, verweise ich auf meine Bemerkungen zu Vendidad XIX. 54. — p. 169. Die Ansicht, daß drukhs nicht eine bestimmte Classe von Dämonen bezeichne, sondern einfach la cruelle bedeute, hat Hr. B. wohl selbst aufgegeben, seitdem A. Kuhn diese Classe von Gottheiten auch in den Vedas nachgewiesen hat. — p. 182. Die Wurzel râz, neupersisch âràçtan, heißt zubereiten, râzô der Zubereitende, daher ist auch in Neriosenghs Uebersetzung raihayità zu lesen. — p. 185. Statt géus. uç. gadhavarô ist gaêçus gadhavarô zu lesen, wie die meisten Handschriften lesen und die Uebersetzungen bezeugen, welche das ihnen unverständliche Wort bloß umgeschrieben haben. Das seltne Wort gaêçus ist aber wahrscheinlich ein Fremdwort, nach dem Zusammenhange muß es eine Waffe bedeuten, und es ist gewiß mit *γαῖσον*, gaesum verwandt, welches Wort auch im Oriente bekannt war, wie man aus dem bey den Rabbinen vorkommenden גיסא ersieht. — p. 195. Die Worte fraṅs. ayag'hô. fraçparat überübersetze ich: „er sprang vom Kessel heraus“ und schließe die Wurzel çpar an das neup. سپردن — p. 215. vîberethwat dürfte mit „sich ausbreitend“ übersetzt werden, da vîbar auch am Ende des Cap. II. im Vendidad vom Ausbreiten des Gesetzes gebraucht wird. Daß âkhtuiri viermalig bedeute, ist schon früher in diesen Blättern bemerkt worden. — p. 230 ist zu lesen: yatha. qarenti. vahistô. urunaêcha. pâthmainyôtemô. Die Wurzel pâth (cf. sanskr. pathya) wird von den Uebersetzern immer mit „ansammeln“ übersetzt, die Worte würden also heißen: „wenn man ihn (sc. den Hecome) ißt, so ist er der beste und sammelt am meisten für die Seele an.“ Der Sinn dieser dunklen Ausdrücke ist, wie die Glosse besagt, der, daß dadurch Schätze für die Seele gesammelt werden und diese leichter in das Paradies gelangt. Ueber die Herstellung des Textes dieser Glosse s. unten. — p. 271. Der Text dieser Stelle bleibt auch nach Einsicht der Huzvâreschglosse schwierig und so lange nicht neue, von den bisher bekannten unabhängige Handschriften entdeckt werden, kann schwerlich ohne Beyhülfe von Conjecturen ein lesbarer Text hergestellt werden. Nachstehende Aenderungen sind mir nach mehrmaliger Vergleichung des Textes mit den Uebersetzungen wahrscheinlich geworden, doch bin ich weit entfernt, dieselben als unabänderliche Gewißheit geben zu wollen. Die Hauptschwierigkeit bilden die Worte hita. takhshenti; von diesen scheint hita in henti geändert werden zu müssen, die Huzvâresch-Ueber-

setzung liest אומנד, womit gewöhnlich henti gegeben wird, Neriosenghs Uebersetzung sahâyân beruht wohl auf dem Mißverständnisse, daß אומנד die Bildungssylbe مند im Neupersischen bezeichne. Für takhshenti steht הואשאק, dieß ist wohl falsch, es müßte thwakhshĕm heißen. Vielleicht ist takhshĕm zu lesen und auf erenâum zu beziehen. — p. 280. Ueber die Acc. khshaêtô. puthrîm und frazaintîm (so glaube ich lesen zu müssen) habe ich früher schon gesprochen und gezeigt, daß dieselben Abstracta auf i sind und sich die Construction auf diese Weise ganz leicht erklären läßt. — p. 292. Ich übersetze §. 22. mehr mit Anschluß an Neriosengh: „Haoma macht denen, die lange unverheirathete Mädchen waren, einen Gatten offenbar, der bald um sie anhält und wohlgesinnt ist.“ Hr. B. dagegen: „Homa donne, à celles qui sont restées longtemps filles sans être mariées, un homme sincère et actif, lui qui fait le bien aussi tôt qu'en l'implore.“ Der Unterschied zwischen den beyden Uebersetzungen ist vornehmlich dadurch hervorgerufen, daß Hr. B. (p. 301) Anstand nimmt, die Worte môshu jaidhyamnô als Apposition zu râdhem zu ziehen, da beyde Worte nicht in gleichem Casus stehen. Dieß hindert jedoch unsere Auffassung nicht, da es im Yasna und Vendidad durchgängige Regel ist, die Apposition im Nominativ beyzusetzen. — p. 302 ist kereçâni als ein Eigenname zu fassen, der neuerdings auch in vedischen Schriften als kriçanu in Verbindung mit dem Sonnendienste wieder gefunden worden ist. Das dabeystehende Beywort apakhshathra heißt „ohne Königreich,“ was auch Neriosengh durch aparâghyan (l. aparâjyân) ausdrücken wollte. — p. 366. Das Wort zantu übersetze ich mit Burg und berufe mich dabey hinsichtlich der Etymologie auf das neupersische زندان, Kerker, in welchem gleichfalls der Begriff des Befestigten liegt. Die Bedeutung Stadt, welche man dem Worte gewöhnlich gibt, scheint nicht an allen Stellen zu passen, auch läßt sich sehr bezweifeln, ob die Perser zur Zeit, als ihre Religionsbücher geschrieben wurden, bereits Städte hatten. Ueber Hrn. B's. Ansicht über den Ausdruck Zend, welche derselbe p. 370 ff. entwickelt, hat Ref. bereits an einem andern Orte Gelegenheit gehabt sich zu äußern und zu zeigen, daß Zend eigentlich den Commentar des Avesta bezeichnen solle. Hier möge nur hinsichtlich der Etymologie noch die Bemerkung Platz finden, daß Zend vielleicht von zan = skr. jñâ herkommen könnte. Es würde dann Zend wohl ursprünglich vermittelst der Bildungssylbe ti oder tu von dieser Wurzel abgeleitet seyn und ursprünglich das Wissen überhaupt bedeuten.

Wir wenden uns nun zur Verbesserung einiger Stellen in den Glossen Neriosenghs, deren genaues Verständniß nicht minder zu einem genauen Studium des Avesta gehört, als das Studium des Textes selbst. Nur ist eine durchgängige Verbesserung von Neriosenghs Glossen nach der Huzvâresch-Uebersetzung deßwegen nicht möglich, weil Neriosengh mit der Uebersetzung, wie sie im Copenhagener Codex Nr. 5. enthalten ist, nicht durchgängig übereinstimmt, bald mehr gibt als dieser, bald aber auch einzelne Glossen wegläßt, doch ist die Tradition im Ganzen dieselbe. Als eine Unmöglichkeit muß es aber in der That bezeichnet werden, durch bloße Vergleichung der Handschriften Neriosenghs einen richtigen Text herzustellen. Hr. B. hat hier allerdings das Mögliche geleistet, allein die durchgängige Fehlerhaftigkeit der Handschriften und wahrscheinlich auch des ursprünglichen Textes machen es oft unmöglich den Sinn zu erfassen, ohne daß man vorher weiß, was Neriosengh habe sagen wollen. Ref. hat bey seinen Arbeiten eine von H. nicht benützte

Copenhagener Handschrift (Nr. 6.) zur Seite gehabt, aber aus ihr nur in einigen wenigen Fällen bessere Lesarten schöpfen können, während sie im Allgemeinen die Fehler der Pariser Handschriften theilt und neue dazu gibt. Dagegen hat die Vergleichung des Huzvâresch-Textes allerdings an mehreren Stellen zu Resultaten geführt, von welchen hier einige angeführt werden sollen. So ist p. 131 zu lesen: asya dûramrityutâ iyam yat mrityum âtmano manushyânâm dûre gadhâti roçanaççha uvâcha yat akhshayatvam hûmena bhavati. d. i. „Seine Fernheit vom Tode ist die, daß er den Tod von den Seelen der Menschen fern hält. Rosan sagt, daß die Unsterblichkeit von Homa herkommt. Rosan ist eine von den Autoritäten, welche die Glossatoren öfter für ihre Ansichten anführen. Eben so ist auch p. 139. 143 Roçana statt Raçna zu lesen. — p. 149 ist asît zu lesen statt asût, wie auch die Copenhagener Handschrift hat. — p. 230 liest auch die Copenhagener Handschrift sumanjulataram, die Huzvâresch-Uebersetzung hat ניוק, gut, es ist also wohl sumañggalataru zu lesen. — p. 231 ist in einer Stelle, deren Wortlaut wir oben bereits zu erwähnen Gelegenheit hatten, auch der Text Neriosenghs sehr verderbt. Eine solche Uebersetzung Neriosenghs liegt vor in den Worten sañchayi amritamo, welche das Wort pâthmainyotemô wiedergeben sollen. Die Huzvâresch-Uebersetzung hat es richtig als ein Wort gefaßt, Neriosengh aber oder dessen Gewährsmann hat in der Bildungssylbe mainya das Wort mainyu, Himmel zu erkennen gemeint, daher stammt das unpassende amritatamo. In der darauf folgenden Glosse liest die Copenhagener Handschrift nidhim âno statt nidhim ato, beyde Lesarten sind falsch, es muß vielmehr nidhim âtmano gelesen werden. Statt garâthmânatvam ist richtiger garothmânatvam zu lesen. — p. 268. Statt çishyâma muß çishyâ me gelesen werden, wie aus der Huzvâresch-Uebersetzung hervorgeht, welche diese Worte durch אאושראן י ר (i. e. هاوشتان من) wiedergibt. — Ueber p. 271 ist oben bereits Einiges bemerkt worden, hier muß noch hinzugefügt werden, daß die Randglosse der Pariser Handschrift, welche in der Copenhagener fehlt und überhaupt durch Nichts beglaubigt ist, gestrichen werden muß. Statt varshanti liest die Copenhagener Handschrift richtig varshati. — p. 302 ist Neriosenghs Uebersetzung gleichfalls zum Theile schon berichtigt worden. In der Glosse muß mit der Copenhagener Handschrift gelesen werden: yeshâm prabodhah tarçâkadînah (statt tarçâkadîn), unter tarçâkadînah ist aber der christliche Glaube verstanden, denn Tarçâ ist der eigentlich persische Name für Christen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. December.

Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

Alfiyya, carmen didacticum grammaticum auctore Ibn Mâlik et in Alfiyyam commentarius quem conscripsit Ibn Akil. Ex libris impressis orientalibus et manu scriptis edidit Fr. Dieterici. Leipzig 1851. X und 407 p. 4.

Je mehr und je eifriger auf dem Gebiete der orientaliſchen Literaturen gearbeitet wird, je vollſtändiger wir in den Geiſt und die Sprache der aſiatiſchen Völker eindringen, um ſo mehr ſchwindet auch die Unſicherheit im Einzelnen, und es nähert ſich die orientaliſche Philologie mit raſchen Schritten der Sicherheit, deren die klaſſiſche Philologie ſchon lange ſich erfreut. Sind wir aber auch dem Ziele viel näher gerückt, als wir es noch vor einigen Jahrzehnden waren, ſo dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß es noch vieler und bedeutender Kräfte erheiſcht, wenn wir dasſelbe erreichen wollen. Die Zeiten ſind allerdings längſt vorüber, in welchen der ſchon als ein orientaliſcher Philologe galt, der zu conjugiren und zu decliniren verſtand; die Hauptſprachen Aſiens vor Allem ſind bereits Gegenſtand gründlicher Forſchungen geworden, die Grammatik derſelben iſt im Ganzen richtig gezeichnet und begriffen worden, noch aber fehlt die Ausbildung im Einzelnen, die Durchforſchung der ungeheuren Literaturen Aſiens hat aber erſt begonnen, und iſt noch ſehr entfernt von ihrem Abſchluße. Neben den eigenen Sammlungen aber, welche europäiſche Gelehrte für wiſſenſchaftliche Zwecke veranſtalten, dürfen auch die Arbeiten der Eingebornen nicht außer Acht gelaſſen werden. Schon für die Geſchichte der Grammatik iſt eine Kenntniß der arabiſchen Grammatiker wichtig genug, dabey verſteht es ſich aber noch von ſelbſt, daß Männer, welche ſich ſo gründlich mit der Grammatik beſchäftigt haben, wie dieß bey den arabiſchen Grammatikern während der Blüthezeit ihrer Literatur der Fall iſt, auch viel ſchätzbares auch für den neueren Forſcher noch brauchbares Material geſammelt haben, mag uns dasſelbe auch mit Unnützem vermiſcht und in einer wenig genießbaren Form geboten werden. Es verdient daher unſeren Dank, wenn Hr. D., deſſen frühere Arbeiten wir bereits in dieſen Blättern zu erwähnen Gelegenheit hatten, uns hier eine Ausgabe eines der im Oriente ſelbſt am meiſten geſchätzten Grammatiker bietet. Für den Werth des Buches ſelbſt bürgt der Umſtand, daß der größte Kenner der arabiſchen Literatur, der verſtorbene S. de Sacy, noch in den letzten Jahren ſeines Lebens eine Ausgabe der Alfiyya veranſtaltete. Die Alfiyya iſt ein kurzes Lehrbuch der Grammatik, nach der bey den Grammatikern

der verſchiedenſten Völker nicht unbeliebten Methode in Verſen und zwar, wie der Name beſagt, beſteht ſie aus tauſend ſolchen Verſen. Für eine ſo reichhaltige Sprache, wie die arabiſche, iſt dieß faſt zu wenig, kein Wunder daher, wenn das Gedicht an Dunkelheiten reich iſt, die ſelbſt einem Araber ohne Commentar nicht immer verſtändlich ſind. De Sacy's Ausgabe enthält den Text ohne Beygabe eines Commentares oder Ueberſetzung, ſie blieb daher ſelbſt für die meiſten Orientaliſten ein verſchloſſenes Buch, und iſt nur wenig ausgebeutet worden. Dieſem Mangel hilft nun die vorliegende Ausgabe ab, ſie umfaßt nicht bloß den kritiſch berichtigten Text der Alfiyya, ſondern auch den geſchätzteſten Commentar, der nicht nur das Lehrgedicht fortlaufend erläutert, ſondern auch die Meinungsverſchiedenheiten der grammatiſchen Schulen von Kufa und Basra hier für Europäer zum erſten Male klar und faßlich darlegt. Der Verfaſſer des Lehrgedichtes heißt: Abu Abdallah Muhammed Ibn Abdallah Taï Djayâni (d. i. aus Jaen gebürtig), gewöhnlich Ibn Mâlik genannt und ſtarb im J. der Hedſchra 672 (= 1273 n. Chr.); der Verfaſſer des hier mitabgedruckten Commentares, der gewöhnlich Ibn Akil genannt wird, ſtarb im Jahre der Hedſchra 729 (= 1367 n. Chr.), ſteht alſo der Zeit nach dem Verfaſſer des Buches noch ſehr nahe. Außer den handſchriftlichen Hülfsmitteln der Berliner und Pariſer Bibliothek ſtand dem Hrn. Herausgeber noch eine in Bulak bey Cairo gedruckte Ausgabe zu Gebote, eine vorzügliche Förderung erfuhr aber die vorliegende Ausgabe dadurch, daß es Hrn. D. vergönnt war, ſelbſt längere Zeit in Aegypten zu leben und die Anſichten von gelehrten Eingebornen über einzelne ſchwierige Stellen zu erholen. Namentlich rühmt Hr. D. die Hülfe ſeines Lehrers, des Scheich Ibrahim ed. Desuki, der gegenwärtig in Cairo für den größten Kenner der altarabiſchen Literatur gilt und deſſen Conjecturen und Erklärungen ſchwieriger Stellen den Beyfall der übrigen orientaliſchen Gelehrten erhielten. Durch dieſe Vortheile in Verbindung mit den anderweitigen Hülfsmitteln, welche Leipzig für eine Arbeit dieſer Art bietet, iſt es dem Hrn. Herausgeber möglich geworden dieſe neue Ausgabe zu veranſtalten, welche ſich durch eine muſterhafte Correctheit in jeder Hinſicht auszeichnet, welche um ſo mehr anerkannt werden muß, als der Text durchgängig, im Commentare wenigſtens, die ſchwierigeren Stellen vocaliſirt ſind. Die Brauchbarkeit des Werkes wird noch erhöht durch drey beygefügte Regiſter, nämlich 1) ein alphabetiſches Verzeichniß der in dem Werke vorkommenden Kunſtausdrücke, 2) der Eigennamen und Büchertitel, 3) der Anfangsworte aller im Commentare angeführten Verſe. Iſt auf dieſe Art für den ſprachgelehrten Leſer genügend geſorgt, ſo iſt doch noch zu bedenken, daß der Lernende, zumal wenn er mündlichen Unterricht entbehren muß, nur ſchwer ſich zurecht finden wird. Aus dieſem Grunde wäre zu wünſchen, daß Hr. D. ſeine p. IX angekündigte Ueberſetzung nebſt den Anmerkungen bald möglichſt an das Licht treten ließe. Erſt dadurch wird die Bearbeitung eines orientaliſchen Buches vollſtändig, die Ausgabe des Textes allein macht zwar das Studium möglich, fordert aber einen Zeit- und Kraftaufwand, der nicht viel geringer iſt als zur Herausgabe des Werkes ſelbſt erforderlich war. — Die äußere Ausſtattung läßt nichts zu wünſchen übrig.

Fr. Spiegel.

Etudes sur la langue et sur les textes Zends par E. Burnouf.

(Schluß.)

Man weiß, wie unbequem die Chriſten den ſaſanidiſchen Herrſchern und ihren Prieſtern waren, es iſt daher ſehr wohl erklärlich, wie man hier darauf kommen konnte, ſie als feindlich gegen den Parſendienſt zu bezeichnen, da man in dem Textworte kereçâni einen leichten Anklang an den Namen Chriſtus finden konnte. Die ſpätere Randgloſſe zu tarçâke; phirangi d. i. Franke, welche in der Copenhagener Handſchrift fehlt, erklärt ſich auch genügend dadurch, daß die ſpäteren Parſen keine anderen Chriſten mehr kannten, als die in Europa wohnten. Im Uebrigen ſcheint dem Ref. dieſe Stelle mit zu den Beweiſen zu gehören, welche dafür ſprechen, daß die Huzvâreſch-Ueberſetzung vor dem Auftreten des Islams angefertigt ſeyn müſſe, denn es läßt ſich nicht einſehen, wie in ſpäterer Zeit die Chriſten ein Gegenſtand des Haſſes für die Parſen werden konnten, da ſie nach dem Auftreten des Islam zu ohnmächtig waren, um den Parſen zu ſchaden, und ſich in einer nicht weniger gedrückten Stellung befanden als dieſe ſelbſt. Daß aber Neriosengh, der die Chriſten kaum dem Namen nach kennen konnte, dieſen Zuſatz ſollte eingeſchoben haben, iſt vollends unwahrſcheinlich.

Zum Schluße erlaubt ſich Ref. noch, mehrere Stellen des Vendidad zu beſprechen, welche gelegentlich beſonders im erſten Theile dieſer Abhandlungen angeführt und überſetzt werden. Ref. fühlt ſich hierzu um ſo mehr verpflichtet, als er in ſeiner Textausgabe dieſes Buches oft von dem Texte, wie ihn Hr. B. hier aufſtellt, abgewichen iſt und bisher noch nicht Gelegenheit gehabt hat, ſeine Auffaſſung zu rechtfertigen. Eine ſolche abweichende Stelle findet ſich p. 14 des vorliegenden Buches (cf. p. 107 m. Ausg.), die von mir vorgezogenen Lesarten ändern aber den Sinn nicht weſentlich: ich leſe: âtapaiti ſtatt âtapayêiti, in Uebereinſtimmung mit den Handſchriften mit Ueberſetzung. Das Relativum yâ vor hvare, das bloß ſtörend iſt und bloß von den Handſchriften Ebed geſchützt wird, habe ich weggelaſſen, es ſcheint aus der vorhergehenden Zeile in den Text gekommen zu ſeyn. Die Worte khshnâveyêiti. âtarem habe ich vor khshnâvayêiti. âpem geſetzt in Uebereinſtimmung mit den von mir benützten Handſchriften. — In der p. 10 gegebenen und p. 18 überſetzten Stelle weiche ich vornehmlich in der Ueberſetzung ab. Das Wörtchen tê, das überall, wo unſere Stelle vorkommt, in der Huzvâreſch-Ueberſetzung nicht wiedergegeben wird, iſt, wie ich glaube, zu ſtreichen, und die ganze Stelle mit der genannten Ueberſetzung folgendermaßen zu überſetzen: „Auf ihre Nägel (nämlich der Uebelthäter) ſpringt dieſe Drukhs Naçus und ſie ſind dann unrein für immer. (Hr. B.: La cruelle Naçu les envahit jusqu'au bout des ongles; ensuite ils sont impurs pour toujours et jamais). Da aus einigen Stellen des achten und neunten Fargard hervorgeht, daß Zehen und Nägel die letzten Zufluchtsſtätten der Drukhs ſind, welche ausgetrieben werden ſoll, ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß ſie auch von da ausgehend den Menſchen zu verunreinigen anfängt. — In einer Stelle des Farg. V., welche p. 23 mitgetheilt wird, weiche ich wieder nicht hinſichtlicht der Lesarten, wohl aber hinſichtlich der Ueberſetzung ab. Hr. B. überſetzt die Stelle (p. 24): „Ce chien, qui est l'Urupis ne souille, ne corrompt aucune des créatures de l'être intelligent qui est saint; bien différent de celui qui blesse et aboie, il s'attache à ceux-

ci et à ceux-la pour toujours et à jamais," während Ref. dieſelbe ſo überſetzen zu müſſen glaubt: „Der Hund Urupis verunreinigt keines der Geſchöpfe des Çpenta-mainyus weder mittelbar noch unmittelbar, ausgenommen den, der ihn ſchlüge und tödtet. An dieſen oder an dieſe hängt er ſich für immerdar." Dieſer Unterſchied in den beyden Ueberſetzungen rührt vornehmlich von der verſchiedenen Auffaſſung des anyô her, das ich mit „außer" wiedergebe (Benfey vergleicht paſſend ἄνευ), worin Hr. B. in einer ähnlichen Stelle, welche er p. 33 anführt, ſelbſt ziemlich nahe übereinſtimmt. — Eine andere Stelle des Vendidad, über die ich mit Hrn. B. nicht übereinſtimmen kann, findet ſich p. 98 angeführt. Es wird nöthig ſeyn, dieſe Stelle im Texte hier anzuführen; kat. tâ. géus. yaŏy dayañn. ag˜hen. ashâum. ahura. mazda. yâ. naçâum. frag˜uharât. çûnô. vâ. para. iristahê. mashyêhê. vâ. âat. mraŏt. ahurô. mazdâo. yaŏjdayañn. ag˜hen. ashâum. zarathustra. nôit. payô. fshutô. zaŏthrê. nôit. géus. zaŏthrê. bareçmainê. paiti. baraiti. añtarât. naêmât. yâre. drâjô. Hr. B. überſetzt: „Est-ce qu'elles sont pures, ô saint Ahura-Mazda, les vaches qui viendraient à toucher à un chien ou à un homme mort? Ahura Mazda dit alors: Elles ne peuvent plus être pures, ô saint Zoroastre, tant que dure l'année, ni pour l'offrande de lait caillê ni pour l'offrande de lait (faite) avec le Barsom élevé." Ich überſetze: „wenn wird das Vieh rein ſeyn, o reiner Ahura-Mazda: das den Leichnam eines todten Hundes oder Menſchen gefreſſen hat? Darauf entgegnete Ahura Mazda: Es iſt rein, o reiner Zarathuſtra, (nur) bringe man nicht die geronnene Milch oder das Fleiſch bey der Darbringung hin zum Bareçma." Die Hauptverſchiedenheit der beyden Ueberſetzungen liegt in dem Worte yaojdayañn, wofür Hr. B. mit einigen Handſchriften ayaojdayañn lieſt. Letztere Lesart ſcheint allerdings die leichtere und natürlichere, aber ſie iſt ſchlecht beglaubigt und doch wahrſcheinlich nur eine ſpätere erleichternde Correctur. Faßt man die Stelle, wie Ref. eben gethan hat, was grammatiſch ganz gut angeht, ſo iſt ein Grund zu dieſer Aenderung gewiß nicht vorhanden. Frag˜uharât iſt von der Wurzel qur, eſſen, abzuleiten; daß q in der Mitte des Wortes ſich in gu˜h verwandeln muß, läßt ſich leicht beweiſen. — Zum Schluße noch einige Berichtigungen zu der p. 50 aus dem Yehst Farvardîn angeführten Stelle: avat. avô. zishnâog˜hĕmanô heißt „dieſe Hülfe ſuchend" von avô Schutz, Hülfe. — paiti. zan iſt nicht auf pratihan, ſondern auf pratijnâ zurückzuführen, und heißt Jemand liebreich aufnehmen. Ueber den Cultus der Farvars ſtellt Hr. B. eine von der unſerigen abweichende Anſicht auf, auf welche Ref. ſich erlauben wird an einem anderen Orte zurückzukommen.

Fr. Spiegel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. December.

Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1851.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung).

Hartmann von Aue, Gregorius. Uebers. von S. O. Fister. Halle 1851.

W. Darlington, Memorials of John Bartram Humphry Marshall; with notices of their botanical contemporaries. Philadelphia 1849.

J. Aubrey, Letters written by eminent persons in the 17. and 18. centuries. Vol. 1. 2. London 1813.

C. de Laborde, La renaissance des arts a la cour de France. Etudes sur le seizième siècle. T. I. Peinture. Par. 1850.

C. A. Scheidler, Theoretisch-praktische Anleitung zum Studium der Harmonie. Marb. 1850.

M. T. J. Destriveaux, Traité de droit public. T. II. Bruxelles 1851.

F. Schützenberger, Les lois de l'ordre social. T. I. II. Strasb. 1850.

Th. Mundt, Macchiavelli und der Gang der europäischen Politik. Leipzig 1851.

W. v. Humboldt, Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen. Breslau 1850.

A. Guépin, Philosophie du Socialisme ou étude sur les transformations dans le monde et l'humanité. Par. 1850.

A. Du Teil, Coup d'oeil historique sur la décadence et sur la chûte des républiques, sur l'origine de quelques-unes des institutions de l'ancienne monarchie. Par. 1850.

Ph. Corbière, De la réorganisation de la société par le rétablissement des idées morales. Toulouse 1850.

A. Arnoud, Etudes historiques sur le communisme et les insurrections au XVI. siècle. Paris 1850.

J. J. Roßbach, Die Bundesverfassungen in historisch-politischer Entwickelung. Würzburg 1848.

E. Quinet, L'enseignement du peuple. 4. édition. Par. 1850.

Laurent de l'Ardèche, Du principe d'autorité en politique; des causes et de sa décadence et des moyens de relever. Par. 1844.

M. P. Rossi, Cours d'économie politique. Vol. III. Publié par ses fils. De la distribution de la richesse. Par. 1851.

Sophisms of free trade and popular political economy examined. 7. Edit. Lond. 1850.

Cam. Esménard du Mazet, Nouveaux principes d'économie politique. Par. 1849.

M. Chevalier, Cours d'économie politique fait au collège de France. T. III. La monnaie. Par. 1850.

W. P. Urquhart, Essays on subjects in political economy. Lond. 1850.

Em. de Brouwer, Essai sur la politique industrielle et commerciale. P. I. De la politique intérieure. Bruges 1850.

M. E. Bastiat, Mélanges d'économie politique. T. I. II. Bruxelles 1851.

L. M. Moreau-Christophe, Du problème de la misère et de sa solution chez les peuples anciens et modernes. T. I. II. Par. 1851.

W. F. Mooser, Die Pönitentiar-Anstalt St. Jakob bey St. Gallen. St. Gallen 1851.

G. H. Dufour, Cours de tactique. Bruxelles 1851.

Bericht über die Kriegsoperationen der Ruſſiſchen Truppen gegen die Ungariſchen Rebellen im Jahre 1849. Th. 1. 2. Berlin 1851.

Fr. J. A. Schneidawind, Der Feldzug des Herzogs Fr. Wilh. von Braunſchweig und ſeines ſchwarzen Corps im Jahre 1809. Darmſtadt 1851.

C. G. Jäger, Die Medico-Chirurgen (Wundärzte I. Claſſe) in der bisherigen Medizinal-Verfaſſung. Aachen 1850.

Dr. C. Schmidt, Charakteriſtik der epidemiſchen Cholera gegenüber verwandten Tranſudationsanomalien. Leipzig 1850.

Dr. E. Stromeyer, Ueber Atonie fibröſer Gewebe und deren Rückbildung. Würzburg 1840.

Dr. A. Förſter, Lehrbuch der pathologiſchen Anatomie. Jena 1850.

Dr. G. Valentin, Repertorium für Anatomie und Phyſiologie. Bd. 1 — 8. Berlin 1836 — 1843.

— —, Grundriß der Phyſiologie des Menſchen. 3. verm. Aufl. Braunſchweig 1850.

A. Spring, Mémoires sur les corpuscules de la rate. Liège 1842.

Dr. A. G. Otto, Monstrorum sexcentorum descriptio anatomica. Vratislaviae 1841.

Dr. H. Luſchka, Die Nerven des menſchlichen Wirbelkanals. Tübingen 1850.

Dr. F. Führer, Beyträge zur chirurg. Myologie. Berlin 1850.

Dr. Fr. Ravoth, Prolegomena zur rationellen mediziniſchen Diagnoſtik und Semiotik. Berlin 1851.

Dr. F. v. Bärenſprung, Ueber Volkskrankheiten. Halle 1851.

Dr. M. Strahl, Meine neueſten Erfahrungen im Gebiete der Unterleibskrankheiten. 9. Auflage. Berlin 1850.

J. L. Stäger, Die Cholera als Krankheit der Haut. Mitau 1850.

G. A. Schumann, Die entdeckte Urſache der Cholera-Epidemie. Quedlinb. 1850.

Dr. C. Roſenthal, Die Cholera-Epidemie. Braunſchw. 1850.

Dr. C. H. Roſenberg, Die Krankheiten der Reſpirations- und Circulations-Organe. Wien 1850.

Dr. Reimann, Die Vertilgung der Schwindſucht aus dem Menſchengeſchlecht. Berlin 1850.

Dr. H. H. Ploß, Hygiea. Leipzig 1851.

Dr. K. Kolinsky, Das Weſen der aſiatiſchen Cholera. Leipzig 1849.

J. Johnſon, Die krankhafte Empfindlichkeit des Magens und der Eingeweide. 4. Aufl. Quedlinb. 1850.

Dr. C. v. Hübbenet, Bericht über die im Kiew'ſchen Militärhoſpitale im J. 1848 beobachtete Cholera-Epidemie. Berlin 1850.

Dr. F. Heimann, Die Cholera-Epidemie in Köln im J. 1849. Köln 1850.

Die radikale Heilung der Hämorrhoiden nach Mackenzie's Syſtem. Magdeb. 1851.

Dr. C. H. Haſſenſtein, Sichere Heilung nervöſer gichtiſcher Krankheiten durch Electricität. 3. umgearb. Aufl. Leipzig 1851.

Dr. H. A. Hacker, Die ſicherſten Mittel, ſich vor veneriſchen Krankheiten zu ſchützen. Leipzig 1850.

W. Davidſon, Ueber den Typhus oder die Quellen und Verbreitungsweiſe der anhaltenden Fieber in Großbritannien und Irland. Ueberſ. von Roſenkranz. Gekrönte Preisſchrift. Caſſel 1843.

D. Blair, Some account of the last Yellow Fever epidemic of British Guiana. Lond. 1850.

Dr. Ed. Schmalz, Ueber Unterſuchung und Behandlung der Krankheiten des Ohres und Gehöres. Dresden 1851.

J. Hoppe, Claſſification der chirurgiſchen Krankheiten. Berlin 1850.

Dr. Stromeyer, Ueber die bey Schußwunden vorkommenden Knochen-Verletzungen. Freib. 1850.

Dr. E. Seidl, Die granulöſe Ophthalmie oder die ſogenannte ägyptiſche Augenentzündung. Wien 1850.

J. F. Malgaigne, Die Knochenbrüche. Deutſch bearb. von Dr. C. G. Burger. Lief. 1 — 5. Stuttgart 1850.

Dr. Jg. Meyr, Beyträge zur Augenheilkunde. Wien 1850.

Dr. H. Klencke, Die Verderbniß der Zähne. Gekrönte Preisſchrift. Leipzig 1850.

Ad. Teste, Le magnétisme animal expliqué ou leçons analytiques sur la nature essentielle du magnétisme. Par. 1845.

Dr. Waxmann, Das Bad Nieder-Langenau in der Grafſchaft Glaz. Breslau 1850.

Aub. Gauthier, Traité pratique du magnétisme et du somnambulisme. Par. 1845.

J. P. F. Deleuze, Instruction pratique sur le magnétisme animal. Par. 1850.

Alex. Bertrand, Du magnétisme animal en France. Par. 1826.

Dr. Wengler, Meine Heilung durch Teplitz. Dresden 1850.

Ed. Warren, Some account of the Lethéon. 3. Ed. Boston 1847.

Teod. Torosiewicza, Zrólda mineralne w królestwie Galicyi i na Bukowinie . . . Lwów 1849.

Dr. K. F. H. Straß, Pyrmont und deſſen Umgebungen. Pyrmont 1850.

Dr. C. A. Georgi, Die Verſorgung der Blinden im Königreiche Sachſen. Dresden 1851.

P. Cartellieri, Die Heilkräfte Kaiſer Franzensbads bey Eger in Böhmen. Prag 1846.

Gius. Capsoni, Ricerche statistiche sui pazzi in Europa. Milano 1844 — 48.

H. J. Bigelow, Ether and Chloroform. Boston 1848.

A. G. Baſtler, Die Heilquellen zu Deutſch-Altenburg bey Hamburg an der Donau. Wien 1850.

V. Auſt, Syſtematiſche Darſtellung der kaiſerl. öſterreich. Militär-Spitäler-Verfaſſung. 2. Aufl. Wien 1849.

F. Ubl, Plan zur Reform der Pharmazie im öſterreich. Kaiſerſtaate. Prag 1850.

J. C. Schwartz, Ueber Eclampſie der Kreiſenden. Riga 1851.

Dr. F. H. Arneth, Die geburtshilfliche Praxis erläutert durch Ergebniſſe der Gebärklinik zu Wien. Wien 1850.

Dr. Herzog, Die Körperverletzungen aus dem Geſichtspunkte der preuß. Geſetze für Gerichtsärzte und Richter. Berlin 1850.

P. Jeſſen, Mittheilungen aus dem Veterinärfache. Dorpat 1849.

Dr. B. W. Leiſt, Verſuch einer Geſchichte der römiſchen Rechtsſyſteme. Roſtock 1850.

C. Heyer, Abhandlungen aus verſchiedenen Theilen der Rechtswiſſenſchaft. Gießen 1841.

Const. Harmenopuli, Manuale legum sive Hexabiblos cum appendicibus et legibus agrariis. Ed. G. E. Heimbach. Lips. 1851.

Dr. B. Windſcheid, Die Lehre des römiſchen Rechts von der Vorausſetzung. Düſſeldorf 1850.

Dr. E. F. Haſe, Das Jus Postliminii und die Fictio legis Cornelliae. Eine rechtshiſtoriſche Abhandlung. Halle 1851.

Dr. G. L. Funke, Die Lehre von den Pertinenzen aus der Natur der Sache und dem römiſchen Rechte. Chemnitz 1850.

C. Riepen, Der Mühlenzwang, ſeine Entſtehung und Fortbildung, ſeine Wirkungen für Staatsbürger und deſſen endliche Beſeitigung. Kiel 1850.

F. Richard, Syſtematiſche Ueberſicht ſämmtlicher in der preußiſchen Geſetzgebung ſeit 1806 erſchienenen Geſetze, Verordnungen, Staatsverträge . . . Berlin 1850.

J. Koch, Die Agrar-Geſetze des preuß. Staates. Breslau 1850.

W. Mitlacher, Das gerichtliche Verfahren außer Streitſachen. Wien 1851.

M. v. Stubenrauch, Die neue Jurisdictionsnorm vom 18. Juni 1850.

Dr. J. Blaſchke, Die öſterreichiſche Jurisdictionsnorm in bürgerlichen Rechtsſachen vom 18. Juni 1850. Graß 1850.

Barthélemy St. Hilaire, Loi sur l'instruction publique. Par. 1850.

Rob. Phil. Tyrwhitt and Th. W. Tyndale, A digest of the public general statutes, from magna carta A. D. 1224 — 1225 to 1 et 2 geo. 4. A. D. 1821 inclusive. Vol. 1. 2. and Supplement. Lond. 1822 — 1826.

G. Romagnosi, Della condotta delle acque secondo le vecchie intermedie e vigenti legislazioni dei diversi paesi d'Italia. Mailand 1822 — 26.

J. Allen, Inquiry into the rise and growth of the royal Prerogative in England. Lond. 1849.

A. F. J. Thibaut, Beyträge zur Kritik der Feuerbachiſchen Theorie über die Grundbegriffe des peinlichen Rechts. Hamb. 1802.

Dr. J. Reiner, Die Staatsanwaltſchaft, die Nichtigkeiten und die Friſten nach der öſterreich. Strafprozeßordnung vom 17. Januar 1850.

Procès d'Estienne Dolet, imprimeur et libraire à Lyon. 1513 — 1546. Par. 1836.

Dr. E. Oſenbrüggen, Bericht über ein Practicum criminale. Dorpat 1848.

W. C. Townsend, Modern state trials revised and illustrated with Essays and Notes. Vol. 1. 2. Lond. 1850.

Dr. J. Kudler, Erklärung des Strafgeſetzes über ſchwere Polizey-Uebertretungen. 6. verm. Aufl. Wien 1850.

Dr. Groß, Ueber die künftige Geſtaltung des Strafverfahrens im Königreiche Sachſen. Leipzig 1851.

Raccolta di tutte le costituzioni antiche e moderne. Vol. 1. 2 oder fasc. 1 — 11. Torino 1848.

Dr. L. Pfeiffer, Das Princip des internationalen Privatrechts. Stuttgart 1850.

Vier Wochen auswärtiger Politik. Mit Urkunden. 2. Aufl. Berlin 1851.

Verhandlungen in der Meklenburgiſchen Verfaſſungs-An

gelegenheit bey der provisorischen Bundes-Central-Commission. Schwerin 1850.

Die churhessische Verfassungsurkunde vom 5. Januar 1831 nach den in den Jahren 1848 und 1849 erlittenen Aenderungen. Cassel 1850.

Dr. C. F. Rheinwald, Die Erbfolgeunfähigkeit der Mantelkinder aus Gründen der Oldenburg-Bentink'schen Familienstatuten und der Absicht des Fideicommißstifters dargestellt. Frankfurt 1850.

Die Berechtigung der preußischen Intervention in Kurhessen. Berlin 1850.

Dr. O. L. B. Wolff, Lehr- und Handbuch der gerichtlichen Beredsamkeit. Mit einer Einleitung von Dr. C. J. Guyet. Jena 1850.

A. Mayer, Vorträge über gemeines deutsches und badisches Gantverfahren. Frankf. 1850.

J. Owen, The Works. Ed. by W. H. Goold. Vol. I. Lond. 1850.

J. Halder, Ausgewählter Nachlaß. Tübingen 1850.

Oeuvres du Cardinal Giraud, évêque de Rodez et archevêque de Cambrai. Vol. 1—4. Par. 1850.

J. Bardelli, Daniel, copto-memphitice. Pisis 1849.

J. Kehrein, Zur Geschichte der deutschen Bibelüberseßung vor Luther. Stuttg. 1851.

Dr. L. Krapf, Evangelio za avioandika Lukas. The gospel according to St. Luke. Translated into Kinika. Bombay 1848.

— —, Evangelio ta yunaolete. Malkosi. The gospel according to St. Mark, translated into the Kikamba language. Tubing. 1850.

Salomonib okālagalāninget profeteniglo. The proverbs of Salomon, and the prophecies of Jeremiah, translated into the Esquimaux language. Lond. 1849.

Moses ib Aglangit. The five books of Moses translated into the Esquimaux language. Lond. 1841.

Th. Scott, The holy bible, containing the old and new testaments, according to the authorized version. 5. Edit. Vol. 1 — 5. Lond. 1822.

J. A. Cramer, Catena in epistolas catholicas. Oxonii 1840.

S. Aur. Augustinus, De civitate Dei denuo ed. J. Strange. Vol. I. Coloniae 1850.

Septem epistolae apocalypticae ad hodiernam ecclesiae evangelicae conditionem applicatae. Berol. 1850.

J. E. Cellérier, Etude et commentaire sur l'épitre de St. Jaques. Genf 1850.

E. Genzken, Das gute Recht unserer kirchlichen Symbole. Leipzig 1851.

R. Palmie, Der Confessionsstreit in der evangelischen Kirche. Stettin 1850.

M. Rollin, Vues sur la nécessité de la réorganisation de l'Eglise réformée. Par. 1850.

C. Pestalozzi, Ein Wort über Kirche und Sittlichkeit in ihrem gegenseitigen Verhältnisse mit Bezug auf Rich. Rothe's theologische Ethik. Zürich 1850.

W. Penn, Fruits of solitude in reflections and maxims relating to the conduct of human life. Lond. 1841.

Histoire de la naissance et du développement de la mission intérieure en Allemagne. Genf 1850.

A. Vinet, Theologie pastorale ou théorie du Ministère évangelique. Par. 1850.

Card. J. S. Maury, Essai sur l'éloquence de la chaire. Par. 1850.

J. X. Vetu, Les vrais principes sur la prédication ou manière d'annoncer avec fruit la parole de Dieu. T. 1 — 3. Par. 1841.

F. Uhlfeld, Heiden- und Christengräber. Magdeburg 1850.

P. Göß, Der Cultus und die Disciplin der kathol. Kirche und ihre Reform. Leipzig 1851.

Dr. E. Ranke, Kritische Zusammenstellung der innerhalb der evangelischen Kirche Deutschlands eingeführten neuen Pericopenkreise. Berlin 1850.

J. Bousquet, Histoire du clergé de France depuis l'introduction du christianisme dans les Gaules jusqu'à nos jours. T. III. IV. Ende des Werkes. Par. 1851.

J. Wetter, Geschichte und Beschreibung des Domes zu Mainz. Mainz 1835.

H. J. Schmitt, Geschichte der neugriechischen und der russischen Kirche. Mainz 1840.

J. Hepp, Geschichte der christlichen Kirche in Lebensbeschreibungen. Bd. 1. Mainz 1851.

F. Bodenstedt, Die Einführung des Christenthums in Armenien. Berlin 1850.

A. Auber, Histoire de la cathédrale de Poitiers. Vol. 1. 2. Poitiers 1850.

Dr. Th. F. X. Hunkler, Leo IX. und seine Zeit. Mainz 1850.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. December.

Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1851.

Uebersicht

der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek.

Drittes Quartal. Juli — Sept. 1851.

(Schluß.)

Mellet, Congrès scientifique d'Orleans. — Annal. archéol. T. XI. Livr. 5.

Forster (C.), The one primeval language, traced experimentally through ancient inscriptions in alphabetical characters of lost powers from the four continents. — Athenaeum 1851 Sept. 27.

Bopp (F.), A comparative grammar of the sanskrit, zend, greek, latin, lithuanian, gothic, german and sclavonic languages. Translated by Eastwick. Lond. 1845 — 50. Edinb. Review 1851 Oct.

Sprenger (A.), Observations on the physiology of the arabic language. — Journal of the asiat. Soc. of Bengal 1851 No. 2.

Robinson (Wm.), Notes on the Dophlas and the peculiarities of their language. — Ebendaſ.

History of latin lexicography. — Biblioth. sacra 1851 Oct.

Harrison (M.), The rise, progress and present structure of the english language. Philadelphia 1850. — Ebendaſ.

Fowler's english grammar. — North Amer. Rev. 1851 Oct.

The metamorphoses of Apulejus. Transl. from the latin by Sir George Head. Lond. 1851. — Edinb. Rev. 1851 Oct.

Lelewel (Joach.), Géographie du moyen-âge. (Cartes de géographes du moyen-âge, latins et arabes, copiées ou reconstruites et expliquées.) Paris 1851. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851. Juillet.

Beke (Ch. T.), A summary of recent Nilotic discovery. — Philos. Mag. 1851 Oct.

Sommerville (Mary), Physical geography. — North Amer. Rev. 1851 Oct.

Bayle Saint-John, Une excursion dans le grand désert de Libye et à l'oasis de Jupiter Ammon. (Second extr.) — Biblioth. univ. de Genève (Litt.) 1851 Sept.

Trémaux, Reponse à MM. Kovalevsky et Baer, au sujet d'une excursion dans le Soudan oriental. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Juillet.

Saulcy, Voyage autour de la mer morte. — Ebendaſelbſt.

Levantine rambles. (Neale, Eight years in Syria, Palestine and Asia Minor. 2 vols. Lond. 1851.) — Blackwood's Mag. 1851 Oct.

Castellane (P. de), Souvenirs de la vie militaire en Afrique. — Le Khamis des Beni-Ourach. — Revue des deux Mond. 1851 T. IV. Livr. 21.

Ride (Alphonse), L'eldorado, voyage aux mines d'or d'Opata en 1851. — Ebendaſ.

Poole (Reginald Stuart), Horae Aegyptiacae; or, the chronology of ancient Egypt, discovered from astronomical and hieroglyphic records upon its monuments. — Athenaeum 1851 Sept. 13.

Torrens (H.), Translation of some uncertain greek legends on coins of the Indo-Scythian princes of Cabul. — Journal of the Asiatic Soc. of Bengal 1851 No. II.

Bosanquet (J. W.), Assyrian antiquities (concerning the communications of Col. Rawlinson). — Athenaeum 1851 Sept. 13. 20.

Recent works on Asia Minor. — Biblioth. sacra 1851 Oct.

Fayet, Observations sur la statistique intellectuelle et morale de la France, pendant la période de vingt ans (1828 — 1847). (3. art.) — Correspond. T. 29. Livr. 2.

Delisle (Léop.), Etudes sur la condition de la classe agricole etc. en Normandie, au moyen-âge. (2. art.) — Journ. des Sav. 1851 Oct.

Dennistoun (James), Memoirs of the dukes of Urbino; illustrating the arms, arts and literature of Italy from 1440 to 1630. 3 vols. Lond. 1850. — Edinb. Rev. 1851 Oct. Rev. des deux Mond. 1851 T. IV. Livr. 21.

Neapolitan justice. — Edinb. Rev. 1851. Oct.

Sussex archaeological collections. Published by the Sussex Archaeological Society. Vol. IV. — Athenaeum 1851 Sept. 20.

Skene (Jam. Henry), The three eras of Ottoman history. — Ebendaſ. Sept. 13.

Leake's topography of Athens etc. (5. art. de Raoul-Rochette.) — Journ. des Sav. 1851 Oct.

Briggs (John), On the aboriginal tribes of India. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Oct.

Castelnau (F. de), Sur les Niam-Niams ou hommes à queue. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Juillet.

Le bassin du Mississipi au seizième siècle. — Bibl. univ. de Genève 1851 Sept. (Litt.)

Favre (Léon), Sur l'Amazone et ses affluents. — Bullet. de la Soc. de géogr. 1851 Juillet.

The Republic of Chile. — North Amer. Rev. 1851 Oct.

Slavery in the United States: its evils, alleviations and remedies. — Ebendaſ.

Hildreth's history of the United States. — Ebendaſelbſt.

Parkman (Francis), History of the conspiracy of Pontiac; and the war of the North American Tribes against the english colonies after the conquest of Canada. Boston 1851. — Ebendaſ.

Mignet, The history of Mary, Queen of Scots. Vol. 2. — Athenaeum 1851 Sept. 6.

Professor Oken. — Ebendaſ.

Correspondance entre le Comte Mirabeau et le Comte de La Marck. — Ebendaſ. Sept. 13. Edinb. Rev. 1851 Oct.

Robbins (R. D. C.), Life of Zuingli. (Cont.) — Bibliotheca sacra 1851 Oct.

Gautier (A.), Notice biographique sur M. le baron Maurice. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Oct.

Mémoires et correspondance de Mallet-Du Pan pour servir à l'histoire de la révolution française, recueillis par A. Sayous. Paris, 1851. 2 vols. 8. — Ebendaſ. (Litt.)

Leroux de Lincy, Notice nécrologique sur Madame de Noailles. — Bullet. du Bibliophile 1851 Sept.

Margerie (E. de), Louis Veuillot et ses derniers ouvrages; étude politique et littéraire. — Corresp. T. 29. Livr. 1.

Blignières (Aug. de), Essai sur Amyot et les traducteurs français au XVI. siècle. Par. 1851. — Ebendaſ. Livr. 2.

Lettres inédites de madame la duchesse de Longueville etc. (2. art.) — Journ. des Sav. 1851. Oct.

Le Nain de Tillemont, Vie de Saint Louis, Roi de France, publiée pour la Société de l'histoire de France . . . . par J. de Gaulle. T. 1 — 6. Par. 1847 — 51. — Ebendaſ.

Wordsworth (Christopher), Memoirs of William Wordsworth, Poet-Laureate. 2 vols. Boston 1851. — North Amer. Rev. 1851 Oct.

Mignet, Le procès de Marie Stuart. — Revue des deux Mondes 1851 T. IV. Livr. 21.

Cockle (James), On the solution of certain systems of equations. — Philoſ. Mag. 1851 Oct.

Didron, Notre-Dame de Trèves. — Annal. archéol. T. XI. Livr. 5.

Hakewill (Edward Charles), The Temple: an essay on the forms of the ark, the tabernacle and the temple of Jerusalem. — Athenaeum 1851 Sept. 27.

Sources of expression in architecture. (Ruskin's stones of Venice. Lond. 1851.) — Edinb. Rev. 1851 Oct.

Nasmyth (Jam.), On the structure of the lunar surface, and its relation to that of the earth. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Oct.

Good (J. W.), Total eclipse of the Sun, July 28, 1851. — Ebendaſ.

Adie (John), On the total eclipse of the Sun, observed at Göteburg in Sweden, 28. July 1851. — Ebendaſ.

Saint-Venant, Mémoire sur des formules nouvelles pour la solution des problèmes relatifs aux eaux courantes. — Annal. des Mines 1851 (Livr. IV.)

Wartmann (Elie), Note sur la polarisation de la chaleur atmosphérique. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Oct.

Buist (George), Floods in India for 1849. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal 1851 No. II.

Macgowan (D. J.), Remarks on showers of sand in the Chinese Plain. — Ebendaſ.

Piddington (Henry), A twentieth memoir on the law of storms in the Indian and China seas, being the April Cyclone of the Bay of Bengal 1850. — Ebendaſ.

Maury (M. F.), On the probable relation between magnetism and the circulation of the atmosphere, especially the trade winds. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Oct.

Olmsted (D.), On the late periodical visitation of the Aurora borealis in North America. — Ebendaſelbſt.

Miller (John Fletcher), Synopsis of meteorological observations made at the Observatory, Whitehaven, Cumberland, in the year 1850. — Ebendaſ.

Piazzi Smyth (C.), Meteorological and astronomical notices. — Ebendaſ.

Thomson (W.), Second note on the effect of fluid friction in drying steam which issues from a high-pressure boiler into the open air. — Philos. Mag. 1851 Oct.

Thacker (A.), On the motion of a free pendulum. — Ebendaſ.

Beer, On the deduction of Fresnel's construction from the formulae of Cauchy for the motion of light. — Ebendaſ.

Coombe (J. A.), On the motion of the apse-line in the pendulum oval. — Ebendaſ.

Joule (J. P.), Account of experiments demonstrating a limit to the magnetizability of iron. — Ebendaſelbſt.

Daubrée (A.), Recherche sur la présence de l'arsénic et de l'antimoine dans les combustibles minéraux, dans diverses roches et dans l'eau de la mer. — Annal. des Mines 1851 Livr. III.

Schoenbein (C. F.), Action de l'acide sulfureux sur les matières colorantes organiques. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Oct.

Smith (John), On the composition of the waters of the Dee and Don, at Aberdeen. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Oct.

Graves (Rob. Jam.), An inquiry into the cause which renders the water of the Dead Sea unfitted for the support of animal life. — Ebendaſ.

Claudet (Fred.), On a class of ammoniacal compounds of Cobalt. — Philos. Mag. 1851. Oct.

Woods (Thom.), On the heat of chemical combination. — Ebendaſ.

Muspratt (Sheridan), On carmufellic acid. — Ebendaſelbſt.

Thompson (W.), The natural history of Ireland. Birds. Vol. 1—3. — Athenaeum 1851 Sept. 13.

Geoffroy Saint-Hilaire (Isid.), Resumé d'un cours de zoologie. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Sept.

Blyth (E.), Report on the mammalia and more remarkable species of birds inhabiting Ceylon. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal 1851 No. II.

Silliman jun. (B.), On the mammoth cave of Kentucky. — Edinb. new philos. Journ. 1851. Oct.

Dalyell (John Graham), Exemples of exuviation, or the change of the integuments of animals in the crustacean tribes. — Ebendaſ.

Owen, Comparison of the modifications of the osseous structure of the Megatherium with that in other known existing and extinct species of the class Mammalia. — Ebendaſ.

Forbes (Edward), Report on the investigation of british marine zoology by means of the dredge. — Ebendaſ.

The theory of the successive geological development of plants, as deduced from palaeontological evidence. — Ebendaſ.

Seemann (Berthold), Sketch of the vegetation of the Isthmus of Panamà. — Hooker's Journ. of Bot. 1851 Oct.

Hooker (Sir W. J.), Catalogue of Mr. Geyer's collection of plants gathered in the Upper Missouri. — Ebendaſ.

— —, Description of two species of Boehmeria. — Ebendaſ.

Bentham (George), Florula Hongkongensis. — Ebendaſelbſt.

Cumenge, Analyse d'un minerai d'antimoine de la province de Constantine. — Annal. des Mines 1851 Livr. IV.

Langlois et Jacquot, Etudes minéralogiques et chimiques sur les minerais de fer du departement de la Moselle. — Ebendaſ.

Delesse, Mémoire sur la constitution des roches des Vosges, calcaire saccharoïde du gneiss. — Ebendaſelbſt.

La Rive (A. de), Essai d'explication de l'apparition et de la disparition successives de grands glaciers

sur la surface actuelle du globe terrestre. — Bibl. univ. de Genève. (Sc. phys.) 1851 Sept.

Piddington (Henry), On a series of Calderite rocks. — Journ. of the Asiat. Soc. of Bengal 1851 No. II.

Sedgwick, On the geological structure and relation of the frontier chain of Scotland. — Edinb. new philos. Journ. 1851 Oct.

Adams (C. B.), On the value of the shells of Mollusca, for the purpose of distinguishing species and higher groups. — Ebendaſ.

Martins (Ch.) and B. Gastaldi, Parallel between the superficial deposits ef the basin of Switzerland and those of the valley of the Po in Piedmont. — Ebendaſ.

Jackson (Ch. T.), On Eupyrchroite phosphorite of Crown Point, New York. — Ebendaſ.

Bailey (J. W.), Microscopic examination of Soundings. — Ebendaſ.

Lyell (Charl.), On fossil rain-marks of the recent triassic and carboniferous periods. — Ebendaſ.

Martin (P. J.), On the anticlinal line of the London and Hampshire Basins. (Cont.) — Philos. Mag. 1851 Oct.

Miller (Hugh), The old red sandstone, or new walks in an old field. Boston 1851. — North Amer. Rev. 1851 Oct.

Méhu, Description de la machine d'extraction établie à Anzin. — Annal. des Min. 1851 Livr. IV.

Lorieux, Notice sur les explosions d'appareils à vapeur survenus en France en 1849 et 1850. — Ebendaſ.

Millward's improvements in electro-magnetic and magneto-electric apparatus. — Repert. of Patent Inventions 1851 Oct.

Official catalogue of the great Exhibition of the works of industry of all nations, 1851. Fourth edition. Lond. 15. Sept. 1851. — Edinb. Rev. 1851 Oct.

Rivot, Description de la préparation mécanique des minérais de plomb dans le Ober-Harz. (Suite). — Ann. des Mines 1851 Livr. III.

Exportation de l'argent, du cuivre et de leurs minerais, provenant du Chili pendant l'année 1850. — Ebendaſ. Livr. IV.

Dubocq, Extrait du compte rendu du service des mines dans la province de Constantine. — Ebendaſelbſt.

Juvenile delinquency. — Edinb. Rev. 1851 Oct.

Godard-Faultrier et Didron, Drame liturgique. Vase de Cana. — Annal. archéol. T. XI. Livr. 5.

Texier, Histoire de la sculpture au moyen-âge. — Ebendaſ.

Planche (Gust.), Peintres et sculpteures modernes de la France. — Charles Gleyre. — Revue des deux Mondes 1851 T. IV. Livr. 21.

Clément (Felix), L'église et l'Opera. — Annal. archéol. T. XI. Livr. 5.

Mit dieſer Numer wird das Inhalts-Verzeichniß für den Bd. XXXIII. ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften,
in Commiſſion der Franz'ſchen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1851, Band XXXIII.

Die arabiſche Ziffer verweist auf die Seite des Bandes.

Alfyya, carmen didacticum grammaticum auctore *Ibn Mâlik* et in Alfiyyam commentarius quem conscripsit *Ibn Akil*. Ex libris impressis orientalibus et manu scriptis edidit Fr. *Dieterici*. Leipzig 1851. 825.

Arneth, Joſeph, Monumente des k. k. Münz- und Antiken-Cabinettes in Wien. Wien 1849. 433.

Bachmann, John, the doctrine of the unity of the human race examined on the principles of science. Charleston 1850. 673.

Baader's, Franz v., ſämmtliche Werke. Bd. XI. Herausgeg. von Dr. E. v. Schaden. Leipzig 1850. 785.

Baader's, Franz v., kleine Schriften, herausgeg. von Dr. Franz Hoffmann. Leipzig 1850. 785.

Bethmann-Hollweg, über die Germanen vor der Völkerwanderung. Bonn 1850. 113.

Bournouf, E., études sur la langue et sur les textes *Zends*. Paris 1850. 809.

Böckh, Aug., die Staatsverfaſſung der Athener. Bd. I. 1851. 537.

Bronn, H. G., u. Römer, F., Lethaea *geognostica* oder Abbildung und Beſchreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendſten Verſteinerungen. Stuttg. 1851. 233.

Chainbäus, Heinr. Moritz, Syſtem der ſpeculativen Ethik, oder Philoſophie der Familie, des Staates und der religiöſen Sitte. Bd. I. u. II. Leipz. 1850. 345.

Chmel, J., Bericht über eine in den Monaten April, Mai, Juni und Juli des Jahres 1850 unternommene literariſche Reiſe. 1851. 134.

Cicero's Brutus s. de claris oratoribus. Erklärt von Otto Jahn. Leipzig 1849. 385.

Cicero's Orator, erklärt von Otto Jahn. Leipz. 1851. 385.

Corti, Alphonse, recherches sur l'organe de l'ouie des *mammifères*. Partie I. Leips. 1851. 249.

Denkſchriften der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften zu Wien. Bd. I. Wien 1850. 593.

Dion Cassius, histoire Romaine de, traduite en français par E. *Gros*, inspecteur de l'académie de Paris. Tome I. u. II. Paris 1849. 37.

Fikentſcher, Dr. Ludwig, das Hyraceum in hiſtoriſcher, chemiſcher, pharmaceutiſcher und therapeutiſcher Beziehung. Erlangen 1851. 497.

Fragments d'une histoire des Arsacides, ouvrage posthume de M. J. *Saint-Martin*. Tome I. u, II. Paris 1850. 97.

Hannsch, Dr. J. J., **Vorlesungen** über die allgemeine **Culturgeschichte** der Menschheit, gehalten an der Universität zu Olmütz 1849. Brünn 1849. 49.

Hermanni, C. F., disputatio de partibus animae immortalibus secundum *Platonem*. Gotting. 1850. 577.

Hoffmann, Dr. Franz, Franz v. **Baader's** sämmtliche Werke. Bd. I. Leipzig 1851. 785.

Honigberger, Joh. Mart., Früchte aus dem **Morgenlande** oder Reise-Erlebnisse, nebst naturhistorisch-medizinischen Erfahrungen ꝛc. Wien 1851. 360.

Journal of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia. Vol. I. Philadelphia 1847 — 1850. 521.

Kelle, Johann Nep., Vollständiges Lehrbuch der deutschen **Sprache** mit Aufgaben. Regensburg 1851. 213.

Koch, Matth., kritische Beyträge zur Geschichte und Alterthumskunde **Tyrols**. Jahrg. 1850 845.

Küster, Dr. H. C., Systematisches **Conchilien-Cabinet**. Fortgesetzt von Hofrath Dr. v. Schubert u. Prof. Dr. Wagner. Nürnberg 1837—1851. 241.

Lachmanni, Caroli, in T. *Lucretii* Cari de rerum natura libros Commentarius. Berolini 1850. 761.

Lucreti, T. Cari, de rerum natura libri sex. Carolus *Lachmannus* recensuit et emendavit. Berolini 1850. 761.

Meißner, Otto, zur **Metrik**. Aus dem Philologus Bd. V, 1. S. 85—118. 1850. 80.

Mone, F. J., Zeitschrift für die Geschichte des **Oberrheins**. Karlsruhe 1850. 713.

Muchar, Dr. Albert von, Geschichte des Herzogthums **Steyermark**. Bd. I — V. Grätz 1844 — 1850. 120.

Oettinger, Dr. L., die Vorstellungen der alten Griechen und Römer über die **Erde** als Himmelskörper. Freiburg 1850. 207.

Otto, Jo. Carol. Theod., corpus *Apologetarum* Christianorum saeculi secundi. Jenae 1851. 357.

Pertz, G. H., **Archiv** der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters. Bd. IX. u. X. Hannover 1851. 201.

Pictet, F. J., Description de quelques *poissons fossiles* du Mont Liban. Genève 1850. 238.

Platonis Phaedo. Recensuit, prolegomenis et commentariis instruxit Godofredus *Stallbaum*. Gothae 1850. 577.

Platonis dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi. Ex recognitione Caroli Friderici *Hermanni*. Vol. I. Lipsiae 1851. 577.

Plato's Phädon, kritischer Commentar zu — von Dr. Herm. **Schmidt**. Halle 1850. 577.

Plauti, T Macci, comoediae. Ex recognitione Alfredi *Fleckeiseni*. Tomus I. Amphitruonem Captivos Militem gloriosum Rudentem Trinummum complectens. Praemissa est epistula critica ad Fredericum Ritschelium. Lipsiae, T. 1. 1850. T. 2. 1851. 720.

Plinii, C. Secundi, *Naturalis Historiae* libri XXXVII, recensuit et commentariis criticis indicibusque instruxit Julius *Sillig*. Vol. I. Hamb. et Gothae 1851. 473.

Plutarch über Isis und Osiris, herausgegeben von Gustav **Parthey**. Berlin 1850. 449.

Quenstedt, Friedr. Aug., Handbuch für **Petrefaktenkunde**. Tübingen 1851. 133.

Rolle, Friedr., vergleichende Uebersicht der **urweltlichen** Organismen. Stuttgart 1851. 233.

Rudhart, Dr. G. Th., Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Neue Folge. 1. Bd. München 1850, 1851. 185.

Schmidt, Dr. H, zur Geschichte der **Platonischen** Textes-Kritik mit besonderer Beziehung auf den Phädon. 1850. 587.

Schultze, Dr. Max Sigm., Beyträge zur Naturgeschichte der Turbellarien. Greifsw 1851. 505.

Sketches, pittoresque of Greece and Turkey. By *Aubrey de Vere*. 2 Bde. Lond. 1850. 73.

Smith, James, über **Schiffbau** und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Marburg 1851. 537.

Susemihl, über Zweck und Gliederung des **platonischen Phädon**. 577.

Temminck, J. C., coup d'oeil général sur les possessions Néerlandaises dans l'*Inde* Archipelagique. Leide 1849. 3 Vol. 329.

United States Exploring Expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Under the command of Charles Wilkes. Vol. IX. The races of man and their geographical distribution by Charles *Pickering*. Philadelphia 1848. 673.

Wachsmuth, Dr. W., allgemeine Culturgeschichte. Th. I. Leipzig 1850. 49.

Wieseler, Friedr., Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bey den Griechen und Römern. Göttingen 1851. 537.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung am 2. August 1851:

Krabinger, über den Verfall der kyrenäischen Pentapolis in den ersten Jahrhunderten n. Chr. 305.

Mathematisch-physikalische Klasse;

Sitzung am 10. Mai 1851:

Kobell, von, über den Gymnit aus Tyrol. 9.

Sitzung am 14. Juni 1851:

Wagner, über die in den Sammlungen des Hrn. Dr. Redenbacher in Pappenheim und des Hrn. Magistratsraths Graßegger in Neuburg befindlichen Exemplare von *Ornithocephalus*. 13.

Vogel, jun., über die Construction eines neuen Gasometers. 27.

Historische Classe;

Sitzung am 21. Juni 1851:

Rudhart, König Gustav Adolph und Friedrich V. von der Pfalz in München im Jahr 1632. 161.

Sitzung am 23. November 1850:

Koch-Sternfeld, v., die Nomenclatur oder Graphik auf den neuen Steuerkarten betr. 182.

Verzeichniß der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat April 1851 bis August 1851 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften. 15, 23, 31, 167, 175, 184, 312.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs im Jahre 1851,
S. 137, 144, 273, 417, 425 556, 561, 689, 833.

Uebersicht der ausländischen Journale auf der k. Hof- und Staatsbibliothek 1851,
S. 145, 281, 425, 569, 697, 841.

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Vierunddreyßigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1852.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1851 zur Vorfeyer des Allerhöchsten Geburtsfestes Sr. Majestät des Königs.

Herr Hofrath Dr. v. Martius eröffnete die Sitzung mit folgenden Worten.

Wenn an dem Tage, der Bayern seinen König gegeben hat, das Vaterland dankbarfrohe Blicke gegen den Thron wendet und für den Monarchen Segenswünsche ausruft, so stellt sich auch die Akademie der Wissenschaften, voll tiefer Empfindung, in den Kreis der freudig Bewegten und Glückwünschenden.

Der Cultus der Wahrheit, dem vor Allem sie huldiget, ist nahe verschwistert mit jener Pietät, welche in dem Monarchen die Verkörperung eines welthistorischen Bedürfnisses der Menschheit ehrt und jede Epoche in dem segensreichen Leben eines menschlich fühlenden, der Wissenschaft zugänglichen, für Wahrheit und Recht glühenden Fürsten werth und heilig achtet.

So möge denn auch von diesem Platze aus gestattet seyn, dem Könige Maximilian II., welchem die Akademie fortwährende Beweise von Huld, Theilnahme und Vertrauen verdankt, die reinsten Glückwünsche entgegen zu bringen.

Möge Er in rüstiger Gesundheit, umgeben von den Freuden königlicher Häuslichkeit, getragen von der Wonne des Wohlthuns, unterstützt von der Weisheit und Vaterlandsliebe Seiner treuen Räthe, noch lange zum Segen des Bayerlandes walten!

Möge Ihm die Vorsehung die Mühen Seines erhabenen Herrscherberufes durch das Glück und die Liebe Seines Volkes belohnen! —

Indem mir, als dem ältesten Classensecretäre in Function, bey der leider noch andauernden Unpäßlichkeit des verehrten Herrn Vorstandes, der ehrenvolle Auftrag geworden ist, diese feyerliche Sitzung zu eröffnen, — beschränke ich mich auf Kundgebung der wichtigsten Personal-Veränderungen, die sich im Schooße dieser gelehrten Körperschaft seit der letzten öffentlichen Sitzung an ihrem 92. Stiftungstage zugetragen haben.

Die Wirksamkeit der Akademie nach Innen und Außen in dem bezeichneten Zeitraume zu schildern, möge dem Hrn. Vorstande für nächste Gelegenheit vorbehalten bleiben.

Zunächst beehre ich mich daher, die Wahlen zu verkündigen, welche in der dazu bestimmten Wahlsitzung am 2. Aug. vollzogen, unter dem 27. Aug. die Allerhöchste Bestätigung Sr. K. Majestät erhalten haben.

Als außerordentliche Mitglieder für die mathematisch-physikalische Classe wurden bestätiget:

Hr. Dr. Ludwig Seidel, außerordentlicher Professor an der hiesigen Universität, und

Hr. Dr. Carl Kuhn, Professor der Mathematik und Physik am k. Cadettencorps.

Als auswärtige Mitglieder

a) für die philosophisch-philologische Classe:

Hr. Ritter Carl Bunsen, k. preußischer Gesandter in London,

Hr. Albrecht Weber, Professor an der Universität in Berlin,
Hr. Max Miller, Orientalist, zur Zeit in Oxford, und
Hr. Friedrich Heinrich von der Hagen, Professor an der Universität zu Berlin;

b) für die mathematisch-physikalische Classe:
Hr. Prof. Macedonius Melloni zu Neapel;

c) für die historische Classe:
Hr. Thom. Babington Macaulay in Edinburg, und

als correspondirendes Mitglied Hr. Seb. Mutzl, Rector des k. Gymnasiums zu Eichstädt.

Leider hat die Akademie seit dem Monate März zwey Mitglieder durch den Tod verloren, deren Ehrenerwähnung für heute mir noch durch Amt und akademisches Herkommen zur Pflicht gemacht wird.

Es sind diese Carl Friedrich v. Ledebour, k. russ. Staatsrath und Prof. Emeritus der Universität zu Dorpat, seit mehreren Jahren hier in München domicilirend und, als auswärtiges wirkliches Mitglied, Theilnehmer an den Arbeiten der mathematisch-physikalischen Classe, und Ludwig Oken, großherz. Sachsen-Weimar'scher Hofrath, von 1807 bis 1820 Professor der Philosophie und Naturgeschichte zu Jena, und von 1828 an in gleicher Art an der hiesigen Universität und als effectives Mitglied der philosophisch-philologischen Classe der k. Akademie wirksam, bis er im J. 1832 aus innerem Antrieb von hier nach Zürich übersiedelte.

Von Ledebour, aus einer alten vorpommerschen Familie abstammend, ward 1785 am 8. Juli zu Stralsund geboren, woselbst sein Vater, k. schwedischer Militär und Oberauditor in Garnison stand. Den Vater hat er nicht gekannt, denn er erblickte, der Letzte unter mehreren Geschwistern, einige Wochen nach dessen Tode das Licht der Welt. Frühzeitig auf eigene Kraft angewiesen, wendete sich der junge Mann zunächst auf die mathematischen Wissenschaften, und zwar mit solcher Begabung und solchem Erfolge, daß er schon im fünfzehnten Lebensjahre die Universität Greifswalde beziehen konnte. Hier ward ihm Carl Asmund Rudolphi, der berühmte Physiologe, väterlicher Lehrer und Leiter. Das auf äußere Anregung ergriffene Studium der Rechtswissenschaft trat alsbald vor dem inneren Berufe zur Mathematik und zu den Naturwissenschaften zurück.

Um sich einem Staatsexamen aus der Mathematik und praktischen Geometrie zu unterwerfen, begab sich v. Ledebour nach einigen Jahren in die Hauptstadt Schwedens. Der Umgang mit den beyden berühmten Schülern Linnés, mit Thunberg und Olav Swartz, und eine Reise in das nördliche norwegische Gränzgebirg, wohin er einen Bergbaubeamten begleitete, entschieden hier für immer die Wahl der künftigen Lebensbahn. Zwar kehrte er mit einem Offizierspatente und der Aussicht auf eine Anstellung als praktischer Geometer nach Greifswalde zurück; als ihn aber sein Gönner Rudolphi drängte, sich um die von ihm zu verlassende Lehrstelle bey der Universität zu bewerben, unterzog er sich am dritten Tage nach der Heimkehr dem Doctorexamen, schrieb seine Inauguralabhandlung: Dissertatio botanica, sistens Plantarum Domingensium Decadem, und schon im 20. Lebensjahre war er Demonstrator der Botanik und Director des botanischen Gartens zu Greifswalde.

Einem Ruf als Professor der Naturgeschichte im Allgemeinen und der Botanik im Besonderen an der Universität Dorpat folgend, begab er sich im Jahre 1811 für einige Zeit nach Berlin, wo der berühmte Systematiker Wildenow und Pallas, der größte Naturforscher, den Deutschland hatte nach Rußland ziehen sehen, ihn mit großartigen Entwürfen für die naturwissenschaftliche Aufhellung des ausgedehnten Reiches entflammten.

Nicht ohne persönliche Gefahren erreichte er den Ort seiner Bestimmung, denn in Preußen bereitete sich damals ein blutiger Kampf vor, und Ledebour mußte, den heranziehenden Kriegsvölkern auszuweichen, von Danzig nach Königsberg eine stürmische Seereise in einem offenen Fischernachen wagen.

In Dorpat begann unseres Collegen mannigfaltigste und fruchtreichste Thätigkeit als Lehrer, Forscher und Schriftsteller. Die Phytographie des weiten russischen Reiches machte er sich zur wissenschaftlichen Lebensaufgabe. Diesem Ziele hat er so einsichtsvoll und energisch zugestrebt, daß die Literargeschichte unserer Periode ihn rücksichtlich der Flora

des ruſſiſchen Reiches immerhin als den erſten Mann in dieſer Richtung anerkennen wird. Durch Ledebour und durch ſeinen Collegen am kaiſ. Garten zu St. Petersburg, Staatsrath v. Fiſcher, ſind die weſtlichen Botaniker zumeiſt mit den Pflanzen jener öſtlichen Gebiete bekannt gemacht worden. Der Garten in Dorpat wurde mit großem Fleiße und mit ernſter Kritik zu einer Niederlage der zerſtreuten Bürger der ruſſiſchen Flora erhoben. Von ihm wie von jenem zu Petersburg ſind zunächſt die früher unbekannten Geſtalten der kaukaſiſchen und ſibiriſchen Vegetation an die botaniſchen Gärten Europas vertheilt und dem Studium nahe gebracht worden.

Im Jahr 1826 unternahm v. Ledebour eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach dem Altai. Eine fünfwöchentliche Winterfahrt brachte ihn nach dem fernen Barnaul, der Hauptſtadt jenes großen ſibiriſchen Hüttenbezirkes, nach welchem der darin weit ausgeſäte Goldſchatz, wie neuerlich nach Kalifornien und Auſtralien, eine gewinnſüchtige Menſchenſtrömung lockt. Mit dem Frühlinge dehnte Ledebour von dort ſeine Forſchungen durch das Gebirge bis zur chineſiſchen Gränze aus, während ſeine fleißigen Schüler, der dermalige Staatsrath und Akademiker Karl Anton Meyer die Kirgiſenſteppe, weſtlich vom Altai, und v. Bunge, jetzt ſein Nachfolger auf dem Katheder zu Dorpat, die öſtlichen Gegenden durchforſchte.

Die Ausbeute dieſer Expedition und die iconographiſchen und deſcriptiven Werke, welche Ledebour zum Theil auf Koſten der kaiſ. ruſſ. Regierung herausgegeben hat *), machen Epoche auf dem Gebiete der deſcriptiven Syſtematik und der Pflanzengeographie der ruſſiſchen Flora, wozu Pallas, Steller, Georgi, die beyden Gmeline **), Meſſerſchmied, Marſchall von Bieberſtein, Fiſcher u. A. und die zahlreichen Schüler unſers Collegen die Bauſteine vorbereitet. Eine allgemeine, kritiſch geſichtete, nach pflanzengeographiſchen Provinzen zur Ueberſicht gebrachte Flora des ruſſiſchen Reiches iſt das letzte Werk ſeines umſichtigen Fleißes. Mit ſolcher Hingebung hatte er ſich der ſchwierigen Unternehmung gewidmet, daß das fliehende Leben nur auf ſo lange vom männlichen Geiſte zurückgehalten wurde, bis er die müde Feder über dem vollendeten Manuſcripte niederlegen konnte. Das Monument, was er ſich als Floriſt und Pflanzengeograph hier errichtet, ſichert ihm einen dankbaren Platz in der Geſchichte der Wiſſenſchaft.

Als er im Jahre 1836 die Emeritur erlangt hatte, ſuchte er ein milderes Klima zunächſt in Odeſſa, dann in Heidelberg auf, von wo er ſich vor acht Jahren nach München überſiedelte. Hier beſchloß er jene rühmlichen Arbeiten, wenige Tage vor ſeinem, am 4. Julius in Folge eines längeren Herzleidens erfolgten Tode.

Wie vielſeitig er übrigens gebildet war, wie glücklich und ſcharf ſeine Beobachtungsgabe, dieß bezeugt unter anderem auch die Beſchreibung ſeiner Reiſe nach dem Altai (Berlin 1829 2 Bde. 8.), eine Fundgrube ſchätzbarer Nachrichten für Geographie, Geognoſie, Botanik, Ethnographie und Statiſtik.

Ledebour gehörte rückſichtlich ſeiner botaniſchen Richtung der geläuterten Linnéiſchen Schule an, welche durch die Schärfe der ſyſtematiſchen Unterſuchung und die Präciſion der Beſchreibung der Naturobjecte gewiſſermaßen einen geometriſchen Charakter an ſich trägt. Um es in dieſer Art von Darſtellung zu klaſſiſcher Tüchtigkeit zu bringen, iſt eine unbedingte Hingebung an das Object in ſeinem ſyſtematiſchen Zuſammenhange nothwendig. Man muß es daher dieſem ausgezeichneten Syſtematiker zum Ruhme anrechnen, daß er in ſeiner Wiſſenſchaft, die neuerlich ſo mancherley Richtungen in ſich aufgenommen, ſich ſtets in der einmal gewählten mit Conſequenz erhalten hat. Es harmonirte dieß mit der klaren, beſonnenen und ſtetigen Auffaſſung, welche Ledebour in allen Lebensverhältniſſen geltend machte, und welche ihn bey der ſtrengſten Rechtſchaffenheit

*) Icones Plantarum novarum vel imperfecte cognitarum Floram Rossicam, imprimis Altaicam, illustrantes. 5 Bde. in Folio. Riga 1829 bis 34; dann Flora Altaica, Berlin 1829 bis 33. 4 Bde. 8., und endlich Flora Rossica sive Enumeratio Plantarum in totius imperii Rossici provinciis Europaeis, Asiaticis et Americanis hucusque observatarum. Stuttgart 1842 — 51.

**) Zu J. G. Gmelins Flora Sibirica hat Ledebour einen fleißigen Commentar geliefert im dritten Bande der Denkſchriften der k. bayer. botan. Geſellſchaft zu Regensburg 1841 S. 43 — 138.

des Charakters und bey der Anmuth ſeiner geſelligen Tugenden Allen unvergeßlich machte, die ihm nahe zu ſtehen das Glück hatten.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat November 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von der k. patriotiſch-ökonomiſchen Geſellſchaft in Prag:

Verhandlungen und Mittheilungen. II. Bd. Prag 1850. 8.

Neue Schriften. 10. Bd. I. u. II. Heft. Prag 1846. 47. 8.

Wochenblatt der Land-, Forſt- und Hauswirthſchaft für den Bürger und Landmann. No. 1 — 25. Jan. — Juni 1851. Prag 1851. 4.

Centralblatt der Land- und Forſtwirthſchaft in Böhmen. No. 1 — 25. Jan. — Juni 1851. Prag 1851. 4.

Von der deutſchen morgenländiſchen Geſellſchaft in Leipzig:

Zeitſchrift. V. Bd. III. u. IV. Heft. Leipzig 1851. 8.

Indiſche Studien. Beyträge für die Kunde des indiſchen Alterthums. II. Bd. 2. Heft. Berlin 1851. 8.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der k. Sternwarte in Prag:

Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. X. Jahrg. vom 1. Januar bis 31. Decbr. 1849. Prag 1851. 4.

Von Hrn. Karl Fritſch, Aſſiſtenten an der k. Sternwarte in Prag:

Grundzüge einer Meteorologie für den Horizont von Prag. Prag 1850. 4.

Von der fürſtlich Jablonowskiſchen Geſellſchaft zu Leipzig:

Preisſchriften. III. J. Zech, aſtronomiſche Unterſuchungen über die Mondsfinſterniſſe des Almageſt. Leipzig 1851. 8.

Von dem hiſtoriſchen Vereine von Mittelfranken in Ansbach:

Neunzehnter Jahresbericht 1850. Ansbach 1851. 4.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. Juin — Septbr. 1851. Par. 1851. 8.

Von dem Verein für vaterländiſche Geſchichte und Alterthumskunde Weſtfalens in Münſter:

Zeitſchrift. (Neue Folge.) II. Bd. Münſter 1851. 8.

Von der pfälziſchen Geſellſchaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXIII. Heft I. II. III. Landau 1851. 8.

Von der Accademia Pontificia de' Nuovi Lincei in Rom:

Atti. (Anno IV.) Sessione V. del 6 Aprile 1851. Roma 1851. 4.

Von der k. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1849. Berlin 1851. 4.

Monatsberichte. Juli, Auguſt 1851. Berlin 1851. 8.

Von Hrn. Filippo Parlatore, Prof. in Florenz:

Viaggio alla Catena del Monte Bianco e al gran San Bernardo. Firenze 1850. 8.

Von der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt in Wien:

Jahrbuch 1851. II. Jahrg. No. 1. Jan. Febr. März. Wien 1851. 4.

Von der Société Impériale des Naturalistes in Moskau:

Bulletin. No. III. IV. 1850. No. I. 1851. Mosk. 1850. 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Grunert in Greifswald:

Archiv der Mathematik und Phyſik. 16. Th. 4. Heft. Greifswald 1851. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein des Großherzogthums und Kurfürſtenthums Heſſen in Darmſtadt:

Periodiſche Blätter. No. 22. Darmſt. 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Roloff, Lehrer der Naturwiſſenſchaften:

Die Mechanik des Elektromagnetismus ihren Grundbegriffen nach entwickelt. Berlin 1851. 4.

Von Hrn. Emanuel Liais in Paris:

Théorie mathématique des oscillations du baromètre. Par. 1851. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 27. November 1851.

(Schluß.)

Ein ganz anderes Gemälde müßte ich aufrollen, wenn ich es versuchen wollte, dieser hochansehnlichen Versammlung das Lebensbild eines Mannes wie Oken zu entwerfen.

Wenn wir bey Ledebour mitten zwischen weithin ausgedehnten äußern Lebensbeziehungen ein abgeschlossenes Streben nach Einer Richtung wahrnehmen, so zeigt uns das Leben Okens (geb. am 2. Aug. 1779 zu Offenburg in der Ortenau, gestorben zu Zürich am 11. Aug. d. J.) in der Einfachheit und ich möchte sagen Einfalt seiner äußeren Geschicke die größte innere Mannichfaltigkeit, die rüstigste Bewegung des genialen Denkers nach allen Seiten, in allen Gebieten des Wissens, zur systematischen Beherrschung und Gliederung des großen ewigen Ganzen der Natur. Hier ein Mann, der sich zu beschränken verschmäht! Großer innerer Reichthum, gestaltende Kraft und gewaltiger Ernst brechen sich Bahn, auch unter dem Drucke mannichfacher Hemmnisse, und eine unstäte Erregbarkeit treibt den deutschen Professor, den kernhaften Mann auf die verschiedensten Gebiete.

Scharfsinnige, glückliche Special-Untersuchungen über Gegenstände der Natur, mit denen er seinen kräftigen und alsbald angestaunten Lauf eröffnete, werden aufgegeben, um ein philosophisches Natursystem auf allgemeinster Basis der entwickelnden Speculation zu entwerfen. Bezeichnend hat man seine naturwissenschaftliche Richtung die „genetisch-philosophische“ genannt. Sie war es auf dem Wege der Construction und Deduction. Sie ist der Vorläufer der universell genetischen Induction geworden, die jetzt die Geister beschäftiget. Diese Wendung aus der speculativen Naturphilosophie Schellings zu der gegenwärtigen Periode, die auf Erfahrungswege eine allseitige, nicht bloß morphologische, sondern auch hylologische und dynamische Entwicklung der Organe versucht und von ihr aus dem Gange der Bildungen im Einzelnen wie im großen Ganzen näher zu kommen strebt, — sie ist besonders auch durch Oken eingeleitet worden, der, wie einst Theophrastus Paracelsus, die unabsehliche Fülle der Natur zu umfassen beflissen war.

Okens Bestreben, das Ganze in Einem Guße gliedernd zu reproduciren, war unterstützt von stupender Gelehrsamkeit auf den mannichfachsten Gebieten, von einem stets bereiten Gedächtnisse. So verstand er auch, mit bibliothekarischem Fleiße und Umsicht das Verschiedenartigste zusammen zu tragen und seinem Gebäude einzufügen. Dabey ist er ein patriotischer Schriftsteller über das deutsche Heerwesen, oder er gibt sich der Untersuchung ethnographischer, historischer, linguistischer Monumente hin.

Was aber diesen Feuerkopf in allen Perioden seines geistigen Wirkens, voll innerlicher Wellenschläge und Strömungen, charakterisirt, ist das vorwaltende Bestreben nach Einheit, und sey es auch, — da die letzte und innerste Einheit sich unserer Natur als unerreichbar entzieht — nur die eines

mit Witz und Geist durchgeführten Schematismus, der es unternimmt, das große Ganze des Wissens wenigstens im Rahmen zu beherrschen.

Ueber die bedeutungsvolle Stelle, die Oken in dem Entwickelungsgange der deutschen Naturphilosophie fast von ihrem Beginne an eingenommen hat, ist bereits von Männern, die sein geistiges Wesen tief erfaßt und verfolgt haben, der Nation Rechenschaft im Allgemeinen gegeben worden.

Die Schilderung des Zusammenhangs, in welchem er zu der französischen Schule — deren Gründer Cuvier ihn hochachtete — und zu den Entfaltungen steht, die die deutsche Naturwissenschaft unter dem Einfluß jener Schule einerseits und der Schelling'schen Philosophie anderseits erfahren hat, wird ein wichtiges Kapitel in der Entwickelungsgeschichte des deutschen Geistes bilden.

Uns sey hier nur vergönnt, die Ueberzeugung auszusprechen, daß Oken, wenn schon in seinen späteren Epochen auf die universelle Bewältigung aller Zweige der Naturwissenschaften sich hinwendend, dennoch stets ein concreter Forscher war, daß er den Sinn für das muthige, entsagungsvolle Eindringen in die Mysterien des einzelnen Objectes nie verläugnet hat.

Der Reichthum und die Universalität dieses Geistes, die Tragweite seiner Wirkungen entziehen sich den Grenzen dieser kurzen Ehrenerwähnung, welche lediglich die innige Sympathie aussprechen soll, womit auch unsere Akademie dem kräftigen, herz- und sprachdeutschen Manne, wie ihn Jean Paul genannt hat, dem vielseitigen Forscher und Schriftsteller huldigt, der während seiner reifsten Mannesjahre auch in ihr rühmlich gewirkt hat.

Hierauf las der Hr. Adjunct des Reichsarchivs Dr. Wittmann die Festrede des Tages: „die Germanen und die Römer in ihrem Wechselverhältnisse vor dem Falle des Westreiches."

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. November 1851.

Hr. Hofrath v. Martius hielt zwey Vorträge:

1) Ueber die sogenannte Manna von Sidi Ghasi Batal in Kleinasien.

Der Hr. Collega Buchner sen. hat mir eine Probe von dem Körper mitgetheilt, welcher als eine Art Manna aus Kleinasien eingesendet worden, und verlangt weitere Aufschlüsse über diese Substanz, indem er darauf hinweist, daß Dr. Thirk in Brussa bereits im J. 1846 gemeldet habe, was in Dr. Buchner's Repertor. für die Pharmazie von 1846 Ser. II. Bd. 44. S. 56 bekannt gegeben worden, daß nämlich jene Substanz auf den steinigen, sehr stark mit Thymus vulgaris bewachsenen Höhen um Sidi Ghasi Batal, neun Stunden östlich von Eski Scheher, dem alten Dorylaeum, ausschließlich gefunden, dort im Ofen gedörrt, gemahlen und in kleinen Theilen dem Brodmehle beygemengt werde.

Die Untersuchung zeigt, daß es keine wahre Manna, sondern eine Flechte sey, welche vom Winde von ihrem Standorte weggerissen, emporgetragen und wieder herabfallend, nur in so ferne, als dieß letztere Verhältniß zu ihrer Beachtung Veranlassung gegeben hat, mit der Manna, welche vom Himmel herabfallen soll, übereinkommt.

Es ist dieß dieselbe Flechte, welche zuerst von Pallas, Reise im russ. Reich, Quart-Ausg. III. S. 760 beschrieben und in demselben Bande Tab. I. 1. f. 4. abgebildet wird. Pallas nannte sie Lichen esculentus. Von Acharius wird sie jetzt als Urceolaria esculenta aufgeführt. Das Vorkommen dieser mehlreichen Flechte erhält dadurch ein besonderes Interesse, daß sie in einem sehr ausgedehnten Gürtel der Wüsten wächst. Pallas sagt, sie erscheine in aridis calcareis gypsaceisque montibus deserti tartarici inter lapides crebra, vix a lapillis discernenda, nisi a gnaro. Der sel. Staatsrath v. Ledebour bemerkte mir, daß diese zur Nahrung verwendete Flechte auch noch viel weiter gegen Osten, auf den dürren Steinklippen des Altai erscheine. Ueberdieß aber hat sie Hr. Dr. Guyon auch bey

Titeri in der Wüſte Sahara geſammelt und uns eingeſendet, wovon ich Muſter hier vorzulegen mir die Ehre gebe.

Der Name Manna, welcher dieſer genießbaren Subſtanz ſo wie manchen andern, die herabfallen, ertheilt wird, dürfte ihnen allen nach der urſprünglichen Bedeutung des arabiſchen Wortes man, i. e. mellis aërei genus nur abusive ertheilt werden.

Man vergleiche u. A. Salmasius de Manna et Saccharo Comm. 1664. 8.

---

2. Ueber die Entdeckungen des Herrn Dr. Hofmeiſter bezüglich der Befruchtung der Kryptogamen.

Seit J. Hedwigs erfolgreichen Unterſuchungen haben die Botaniker nie aufgehört, den Geſchlechtsorganen und dem Befruchtungswerke der Kryptogamen nachzuſpüren. Die auf dieſem Felde nach und nach gewonnenen Reſultate ſtanden gewiſſermaßen ſtets in Bezug mit dem Standpunkte, auf welchen die Wiſſenſchaft rückſichtlich der Kenntniß von den Sexualfunctionen der Phanerogamen gekommen war.

Gleichwie nun die Lehre vom Vorgang der Embryobildung der Phanerogamen in neueſter Zeit ihrem Abſchluße viel näher gekommen, — wobey Hr. Hofmeiſter durch ſeine ſchätzbare Arbeit „über die Entſtehung des Embryo der Phanerogamen (Leipzig 1849. 4.)“ ſich in rühmlichſter Weiſe betheiliget hat, — ſo ſehen wir auch durch die oben angeführte Schrift die Frage: wie es bey der Samenbildung der höheren Kryptogamen zugehe, einer glücklichen Löſung entgegengeführt.

Hedwig hatte ſchon im J. 1778 in der „vorläufigen Anzeige ſeiner Beobachtungen von den wahren Geſchlechtstheilen der Mooſe und ihrer Fortpflanzung“ die Duplicität des Geſchlechts dieſer Kryptogamen behauptet, und ſchon 1798 konnte Bridel, den Principien Hedwigs anhangend, bey der Claſſification der Mooſe ſie nach der Vertheilung der Geſchlechtsorgane in Zwitter, Ein- und Zweygeſchlechtige abtheilen. Die von vielen Botanikern ſeit jener Zeit gemachten Beobachtungen, daß die Samenentwicklung in der Mooskapſel von der Gegenwart oder Nähe jener Organe abhänge, welche man ſeit Hedwig als männliche Blüthen angenommen hatte, ſchien die Richtigkeit der Hedwig'ſchen Theorie weſentlich zu beſtätigen.

Ein triftiger Zweifel tauchte auf, als Hugo v. Mohl nachwies, daß im frühſten Bildungsgange der Sporen oder Samen der Mooſe und vieler anderen Kryptogamen die größte Analogie herrſche, nicht mit jenem der Samen von Phanerogamen, ſondern mit jenem des Pollens, welcher ſich ſo wie jene in der Vierzahl in einer Mutterzelle zu entwickeln pflegt. Die Auffaſſung, daß die Sporen vieler Kryptogamen als Repräſentanten des männlichen Princips zu deuten ſeyen, verrückte den Geſichtspunkt, ſo daß viele an der Duplicität des Geſchlechts bey den Kryptogamen geradezu zweifelten, während Andere nur jene Vorgänge bey der Sporen- und Pollenbildung als gleichartige Proceſſe in der Zellbildung überhaupt betrachteten.

Inzwiſchen ermüdete die Forſchung andererſeits nicht und ſtrebte fortwährend der Aufhellung des Geheimniſſes nach, indem ſie die von Hedwig behauptete männliche Natur ſeiner Mooſanthere, die man Antheridie zu nennen vorſchlug, unter der Vorſtellung eines einzelnen, freyen Pollenkornes feſthielt.

Bey den Mooſen hatte man die beyderley Geſchlechtsorgane auf der Höhe und am Ende der entfalteten Pflanze, gleichſam als Ausgangspunkte des Vegetationsproceſſes, wahrgenommen. Ebenſo fand man bey den Charen auf der entwickelten Pflanze zweyerley Organe, denen man, gemäß der Analogie, einen geſchlechtlichen Gegenſatz zuſchreiben mußte (wie denn dieß der ſcharfſichtige Schmidel ſchon 1762 gethan hatte). Dieſes Verhältniß ward maßgebend für die weiteren Verſuche, die beyderley Geſchlechtsorgane der

Farn, der Rhizocarpeen, Equisetaceen und Lycopodiaceen aufzufinden; man suchte sie an der entwickelten Pflanze, und suchte sie hier vergebens. Verschiedenartige Organe, oft von sehr untergeordneter Bedeutung, wurden bisweilen für die männlichen Organe gehalten.

Inzwischen wies eine anfänglich scheinbar isolirte Entdeckung diesen Forschungen eine andere Richtung an, und gegenwärtig liegen die glücklichsten Resultate vor uns, wodurch die zweygeschlechtige Natur sehr vieler Kryptogamen dargethan ist, und nur die (von Link unter dem Namen der Cryptophyta begriffenen) Algen, Flechten und Pilze als ungeschlechtlich erscheinen. Allerdings aber sind diese Resultate scheinbar mit dem Gewohnten und Herkömmlichen, mit unserer gemeinen Auffassung von der Blüthen- und Fruchtbildung, als dem abschließenden, terminalen Acte im Drama des vegetativen Lebens, so im Widerspruche, daß man sich erst an das Neue gewöhnen muß. Dieß um so mehr, da sich das zunächst liegende Phänomen im Thierreiche, als der sogenannte „Generations-Wechsel," ebenfalls erst in neuester Zeit bey den Zoologen angekündigt hat und zur verdienten Geltung gekommen ist.

Im Jahre 1843 entdeckte Nägeli auf dem kleinen, einem Lebermoos ähnlichen Blättchen, das aus der keimenden Farnspore sich entwickelt (auf dem sogenannten Proembryo oder Prothallium), zellige Bläschen, worin sich anfänglich in Mutterzellen eingeschlossene Spiralfäden befinden, die eine eigenthümliche drehende Bewegung darstellen. Nägeli sprach auch sogleich (Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik I., 1. 1844. S. 183) die Ueberzeugung aus, daß die Antheridien der Kryptogamen (in welchen man theilweise, zumal bey den Moosen, eben solche spiralige Bildungen schon länger kannte) und die Spiralfadenorgane am Farnkeimblatte identisch seyen.

Den nächsten, sehr erfolgreichen Schritt machte die Forschung mit des Grafen Leszcyc Suminski Entdeckung. Ebenfalls auf dem Keimblatte, das sich aus einer Farnspore entwickelt, fand er Organe, die der Fruchtanlage (dem Archegonium Bischoffs) der Moose analog sind, und in und aus welchen sich der neue Farnwedel entwickelt, nachdem sie die Einwirkung der (in sie gekommenen und in ihrem Zellsafte aufgelösten) Spiralfäden, Samenfäden, Spermatozoiden (Spirilla: Unger) erfahren haben.

Nach und nach hat man die Samenfäden bey den meisten höheren Kryptogamen, stets in einer gleichen oder analogen Entwicklungsgeschichte, aufgefunden, und man beobachtete an ihnen, bald an dem dünneren Ende des spiral gewundenen Fädchens, bald über demselben verschiedenartig gereiht, zwey oder mehrere Wimpern (Cilia), ähnlich jenen, die man an den beweglichen Sporen so vieler Algen wahrgenommen hatte.

In der Chara wurden sie zuerst von Fritzsche in den Gliederzellen der confervenartigen Fäden gesehen, welche dem Scheitel einer großen Zelle in den Antheridien (Globulis nach Schmidel) jener seltsamen Pflanzen büschelförmig aufsitzen.

Auch die Lebermoose, deren Bau nicht selten gegenüber dem der Moose eigenthümliche Complicationen darstellt, haben Antheridien mit ihren Samenfäden. Sie finden sich auf den beyden Arten des Aufwuchses, auf dem, welcher Blätter und Stengelgebilde gesondert dargestellt, wie auf jenem, wo beyde Theile noch nicht gesondert ein Laub, Thallus, darstellen, und zwar bald in Blattachseln, bald frey am Stengel oder am Laube oder in die Substanz desselben versenkt. Dieses sogenannte männliche Organ gehört zumeist der ausgebildeten Pflanze an, wie bey den Moosen, welche letztere übrigens nicht selten auch mittelst sehr kleiner Knöspchen, die als erste Achsen aus dem Prothallium hervorgehen, schon zu einer andern Art der Multiplication durch Knollenbildung gelangen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

2. Ueber die Entdeckungen des Herrn Dr. Hofmeister bezüglich der Befruchtung der Kryptogamen.

(Schluß.)

Die Rhizocarpeen, eine Familie, in welcher, als wegen der Complication ihres Baues und der Eigenthümlichkeit ihrer Entwickelung höchst bedeutungsvoll, man vielfach nach dem Schlüssel zu dem Geheimniß der Befruchtung gesucht hatte, zeigen analoge Verhältnisse. Bey Pilularia hatte Nägeli die sehr zarten Samenfäden in den sogenannten kleineren Sporen gefunden, und bey Isoëtes Mettenius, also in beyden Fällen bey Pflanzen auf der Höhe ihrer Entwicklung.

Dagegen schließt sich Equisetum rücksichtlich des Fortpflanzungsprocesses an die Farn an, indem es seine Antheridien, nach Thurets Entdeckung, auf dem Prothallium entwickelt. Hofmeister hat sie hier bey Equisetum limosum fünf Wochen, bey Equisetum arvense dreyzehn Wochen nach der Aussaat der Sporen erscheinen sehen.

Wir führen diesen Umstand an, weil er Veranlassung gibt, die Schwierigkeiten derartiger Untersuchungen auch von dem Gesichtspunkte an zu würdigen, daß die Phasen der einzelnen Entwicklungen, die auch hier, wie überall bey den Pflanzen, unter bestimmter Periodicität eintreten, im rechten Momente ergriffen werden müssen. Wo derartige Verhältnisse leicht in die Sinne fallen, ist dem Forscher sein Geschäft minder schwierig, als da, wo er sie nur mit bewaffnetem Auge erkennen kann.

So hatten sich, um nur Eines anzuführen, besondere Schwierigkeiten bey den Versuchen ergeben, die aus den großen Sporen von Selaginella erwachsenen Prothallien durch die Samenfäden der kleinen Sporen zu befruchten, deren Verhalten nur bey Selaginella helvetica zur Befriedigung des Verfassers unzweifelhaft ermittelt werden konnte. Die Erzeugung dieser Samenfäden ist nämlich viel früher beendigt, als die volle Ausbildung des Prothallium. Bey Selaginella helvetica waren jene Samenfäden fünf Monate nach der Aussaat vorhanden; aber erst sechs Wochen später zeigten sich die ersten Archegonien an den Prothallien gleichzeitig ausgesäter großer Sporen. Alle Aussaaten, bei welchen die kleinen und großen Sporen vermengt unter einer Glasglocke gehalten wurden, mißlangen; dagegen zeigten sich binnen kurzer Zeit Embryonen in den Archegonien, wenn reichlich fruchttragende Exemplare zu den ausgesäten Sporen unter ein und dieselbe Glasglocke gebracht wurden. Selaginella helvetica ist also eine dichogamische Pflanze; und schon dieß Verhältniß allein läßt uns die Schwierigkeiten von derartigen Untersuchungen erkennen, die nur dann ein Resultat geben, wenn sie mit der unbedingtesten Hingebung gepflogen werden.

Wer die verschiedenen Auffassungen kennt, welche diese so lange räthselhaften und nach den verschiedensten Richtungen hin gedeuteten Bildungen erfahren haben, wird Hrn. Hofmeister um so mehr deshalb rühmen, daß er seine Forschungen mit eben so viel

richtigem Takte, kühlem Blicke, als Kenntniß des früher Geleisteten und seltener Geschicklichkeit geführt hat. Neben der geistigen Begabung zur inductiven Forschung gehören hiezu auch ganz besondere leibliche Eigenschaften: der feinen, stätigen Hand und des schärfsten mikroskopischen Auges, dessen nur wenige Botaniker sich zu erfreuen haben.

Daß er von dem Scheine nicht verlockt und von der Neigung, die Frage in ihrer Gesammtheit nach Analogien abzuthun nicht beherrscht sey, dafür spricht im Allgemeinen schon die Natur der von ihm gegebenen Zeichnungen, welche das Gepräge der Objectivität und keinen schematischen Charakter an sich tragen *).

Ueberdieß hat Hr. Hofmeister sich nicht bloß bemüht, die frühesten Entwicklungsstadien in den Fructificationstheilen zu belauschen, und von ihnen aus die späteren Zustände zu erläutern. Er geht vielmehr auch auf die Sproß- und Blattbildungs-Verhältnisse, auf die Zellenvermehrung im Stengel u. s. w. ein, um dem genetischen Gang seiner Untersuchung die größte Sicherheit zu verleihen.

Es wäre übrigens hier nicht der Ort, die Darstellung im Einzelnen zu verfolgen. Sobald andere Forscher nach und nach die hier beigebrachten Resultate an der Hand der Erfahrung zu den ihrigen gemacht haben, wird die ganze so bedeutungsvolle Lehre zu großen Erfolgen heranreifen. Für jetzt beschränke ich mich nur noch auf die Anführung des Wesentlichsten, was ich theilweise einer brieflichen Mittheilung des Hrn. Verfassers entnehmen kann.

Der Vorkeim, Proembryo, oder wohl richtiger mit Hofmeister Prothallium, jenes Gebilde, welches aus der ausgestreuten Spore eines Kryptogams der hier besprochenen Ordnungen der Moose, Lebermoose und der Farn in weitester Bedeutung, also der eigentlichen Farn, der Schafthalme und Rhizopteriden (Marsilaceae, Salviniaceae) hervorgeht, zeigt beträchtliche Verschiedenheiten in seiner Form.

Bey den Moosen ist es eine oft weit verzweigte Folge confervenartig gegliederter, oft beblätterter Sprossen von längerer Dauer, bey den Farn eine winzige Ausbreitung zarten homogenen Zellgewebes, bey den vollkommensten Pflanzen der Gruppe, den Rhizocarpeen und Lycopodiaceen dem bloßen Auge so gut als unsichtbar. Aber die Funktion der so abweichend gebildeten Sprossen ist völlig die gleiche. Sie erreichen das Ende ihrer Bestimmung durch die Hervorbringung von zweyerley Organen, in deren einem, den Antheridien, eine Anzahl mit eigener Bewegung begabter, spiralig gerollter Fäden, Spermatozoiden, gebildet werden, deren Einwirkung auf die Centralzelle der anderen, der Archegonien, mit den Antheridien gleichzeitig gebildeten Organe diese Zelle zur lebhaften Vermehrung, zur Bildung eines neuen, mit der Mutterpflanze nicht verwachsenen Individuum anregt.

Der Bau der Antheridien wie der Archegonien ist ziemlich mannichfaltig. Der wesentliche Theil des Archegonium ist eine einzige, von den übrigen Zellen der Pflanze durch Größe und reichen Gehalt an körnig-schleimigem Bildungsstoffe sich auszeichnende Zelle, auf welche zu von außen her ein offener Gang führt, der entweder durch die Verflüssigung der Querwände eines Stranges von Zellen entsteht (so bey den Moosen und dem größten Theile der Farn), oder der durch Auseinandertreten der Commissur von vier Zellenreihen oder Zellen sich bildet (so bey den übrigen Farn, den Rhizocarpeen und Selaginellen). Bey allen Moosen erscheint das Archegonium als nahezu flaschenförmige Zellenmasse, deren Hals aus einer einfachen, hohlcylindrischen Zellenlage besteht, und deren Bauchtheil jene größere Zelle einschließt. Die einzige Ausnahme zeigt Anthoceros: hier ist es ein einfacher, von der Oberseite der flachen Frons nach innen gerichteter Strang von Zellen, deren unterste anschwillt, welcher das Archegonium darstellt. — Die Archegonien der Polypodiaceen ähneln denen der Leber- und Laubmoose, doch erscheint hier die Basis des Organs dem Polster von Zellgewebe der Unterseite des Prothallium eingesenkt. Noch mehr verborgen im Gewebe des

*) Zu wünschen wäre nur im Interesse derer, die das wichtige Werk zu studieren wünschen, daß die Figuren der Reihe nach auf die Tafeln gebracht worden wären, denn man findet bei Vergleichung mit dem Texte die oft sehr kleinen Zahlen nur mit Mühe zusammen.

Prothallium iſt das Archegonium von Rhizocarpeen und Lycopodiaceen.

Die Antheridien der Mooſe ſind durchgängig keulen- oder kugelförmige, kürzer oder länger geſtielte Zellenmaſſen, deren peripheriſche Zellen zu einer Oberhaut werden, während die centralen ſich durch oft wiederholte Zweytheilungen zu einer Gruppe ſehr kleiner tafelförmiger Zellen umbilden, in deren jeder, innerhalb eines abgeplattet ellipſoidiſchen Bläschens ein Samenfaden entſteht. Bey der Reife des Organs werden die Samenfäden frey, indem auf deſſen Scheitel die Zellen der Hüllſchicht aus dem Zuſammenhange treten.

Noch bevor der auf die Centralzelle des Archegoniums zuführende Gang ſich völlig öffnet, entſteht in ihrem Inneren um den unveränderten, primären, centralen Zellenkern eine freye ſphäriſche Zelle, welche die Mutterzelle ziemlich ausfüllt. Es iſt dieſe Zelle, welche, nachdem Spermatozoiden auf die Mündung des Archegonium gelangten, durch eine Reihe von Zweytheilungen, die beſtimmten Regeln folgen, bey den Mooſen in die Fruchtanlage, bey den Farn in das Rudiment der blättertragenden Pflanze ſich umwandelt.

Dieſe bey den Lebermooſen keulige, bey den Laubmooſen ſpindelförmige, bey den Farn im Allgemeinen (in den früheſten Zuſtänden) kugelige Zellenmaſſe ſteht durchaus in keinem mechaniſchen Zuſammenhange mit der Mutterpflanze. In einigen Fällen ſchwimmt ſie völlig frey in einem von Flüſſigkeit erfüllten Hohlraume (der vergrößerten Centralzelle des Archegonium, deren Nachbarzellen ſich ſtark vermehrten). Erſt bey weiterer Entfaltung heftet ſich die Baſis der Mooſsfrucht feſter in das Gewebe des ſie tragenden beblätterten Sproſſes, das untere Ende der jungen Farnkrautpflanze an die dem Archegonium benachbarten Zellen des Prothallium.

Die höheren Kryptogamen bieten ſomit eines der ſchlagendſten Beyſpiele des vollkommenſten Wechſels zweyer, in ihrer Organiſation und Beſtimmung durchaus verſchiedener Generationen. In ganz anderem Grade, als bey Entſtehung neuer Sproſſen aus Arillar- oder Adventivknospen ſchon vorhandener paßt hier die Bezeichnung „Generationswechſel“ im Sinne der Forſcher, welche die Erſcheinung im Thierreiche vollſtändiger kennen lehrten. Sowie bey den Quallen, Salpen, Aphiden und vielen Eingeweidewürmern das Weſen einer Art erſt im Inbegriff zweyer cykliſch auseinander hervorgehenden Generationen erſchöpfend dargeſtellt wird, ſo auch bey dieſen Pflanzen, in welchen bekanntlich z. B. bey den Mooſen die erſte Generation, das aus der Spore hervorgegangene Prothallium längere Zeit auf dieſer Stufe beharren, ſcheinbar ein ſelbſtſtändiges Leben und ſich ſogar durch Brutkörner fortpflanzen kann. Dieſer Wechſel der Generationen tritt aber in verſchiedenen Familien in verſchiedener Folge ein. Mooſe und Farn ſtellen in dieſer Beziehung den entſchiedenſten Gegenſatz dar. Bey den Mooſen iſt der erſten, aus der Spore hervorſproſſenden Generation die ganze vegetative Thätigkeit zugewieſen; der zweyten, im Archegonium entſtandenen, liegt ausſchließlich die Frucht- und Sporenbildung ob. Umgekehrt bey Farn: hier hat die erſte, der Spore unmittelbar entſtammte Generation keine andere Function, als die Bildung von Antheridien und Archegonien; mit deren Hervorbringung endet ſie in der Regel ihre kurze Lebensdauer. Der zweyten, ein Alter von Jahrzehenden erreichenden Generation gehört das ganze vegetative Leben, wie die Sporenbildung. Mit andern Worten: die Farn befruchten ſich im Stadium der früheſten Jugend und ſetzen auf dieſe ſchnell vorübergehende, im Individuo nicht mehr wiederkehrende, Formation eine zweyte auf, die oft Jahre lang andauernd, ſich in Stengelwuchs, Aſt- und Laubbildung verjüngt, aus dieſen Verjüngungsgliedern aber ſtets nur Sporen (actu geſchlechtsloſe, potentia auf dem Prothallium zum Geſchlecht vorbereitete Keime) hervorbringt. Gerade im Widerſpiele entwickelt ſich das Moos. Aus ſeiner Spore geht ein geſchlechtsloſes Prothallium, mit zäherem Leben aber auch mit dem Vermögen, ſich für dieſe Stufe durch Brutkeime zu vermehren, hervor. Dieß Prothallium geht in die höher organiſirte Moospflanze über, welche auf der Höhe ihrer Vegetation geſchlechtliche Bildungen hervortreten läßt,

und aus der Sexualfunction Keime, welche inſoferne mehr als die Sporen der Farn ſind, weil ſie unmittelbar und directe (ohne ein dazwiſchenfallendes Befruchtungswerk ihrer nächſten Entwicklungs-Phaſe) bis zur Spitze der vegetativen Entfaltung ſich ausbilden.

Den ſchroffen Gegenſatz, in welchem die Phanerogamen auch zu den höchſten Kryptogamen ſtehen, mildern einigermaſſen die Coniferen. Die Entwicklungsgeſchichte des Ey und des Embryo derſelben, wie ſie Herr Hofmeiſter dargeſtellt hat, geſtattet füglich eine Vergleichung des Embryoſacks der Nadelhölzer mit der Spore (der großen Spore) der Rhizocarpeen, der Lycopodiaceen und den Vergleich des Eyweißkörpers der erſteren mit dem Prothallium der letzteren (deſſen Bildung bey den Lycopodiaceen beginnt, noch bevor die Sporen aus dem aufſpringenden Sporangium entlaſſen werden). Die durchgreifende Aehnlichkeit der Corpuscula der Coniferen mit den Archegonien von Salvinia und Selaginella muß dem erſten Blicke auffallen.

Die merkwürdigen Reſultate der Unterſuchungen von Rob. Brown, Mirbel, Spach u. A. über die Pluralität und die Entwicklungsgeſchichte der Embryonen im Eykern der Coniferen treten durch die des Hrn. Hofmeiſters aus ihrer Iſolirung hervor, und es mag hier noch als ein Beweis von dem tiefen Naturtakte Rob. Browns angeführt werden, daß er mir ſchon vor vielen Jahren mündlich äußerte, es würde ihn nicht wundern, wenn man bey gewiſſen Rhizocarpeen die Polyembryonie als Regel fände.

Daß übrigens die hier beſprochenen Forſchungen auch für die Lehre von dem Befruchtungswerke der Phanerogamen von größter Tragweite ſeyen, braucht wohl nicht erſt ausgeſprochen zu werden. Das Erſte, worauf ſich unſer ſtets an der Hand der Analogie weiter ſtrebende Forſchungsgeiſt hingedrängt ſieht, iſt die Frage: werden etwa die Phanerogamen auch durch Spermatozoiden oder Samenfäden befruchtet? Wäre dem ſo, ſo iſt nicht zu zweifeln, daß eine geſchickte Hand, ein wohlorganiſirtes Auge und ein Geiſt mit dem wahren Forſcherberufe auch hier noch den Schleier der Iſis zu lüften ſo glücklich ſeyn wird.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat November 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von dem hiſtoriſchen Vereine von und für Oberbayern hier:

Dreizehnter Jahresbericht für das Jahr 1850. Münch. 1851. 8.

Oberbayeriſches Archiv für vaterländiſche Geſchichte. 12. Bd. 1. Heft. Münch. 1851. 8.

Von dem Herrn Bürgermeiſter v. Hagen in Bayreuth:

Archiv für Geſchichte und Alterthumskunde von Oberfranken. 5. Bd. 1 Heft. Bayreuth 1851. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein der fünf Orte Luzern, Uri ꝛc. in Einſiedeln:

Der Geſchichtsfreund. Mittheilungen. 7. Bd. Einſiedeln 1851. 8.

Von der Royal Astronomical Society in London:

Memoirs. Vol. XIX. Lond. 1851. 4.

Monthly Notices containing Papers, Abstracts of Papers etc. Vol. X. London 1850. 8.

Von der Entomological Society in London.

Transactions. Vol. IV. Part. 2—4. 1845—1848. Vol. V. Part. 2. u. 3. 1847. 1848. New Series: Vol. I. Part. 5, 6. 1851. Lond. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Sigm. Schultze in Greifswald:

Beyträge zur Naturgeſchichte der Turbellarien. I. Abthl. Greifswald 1851. 4.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1851 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.
Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 15. November 1851.

Hr. Prof. Wagner legte die von Hrn. Obermedizinalrath Dr. G. Jäger schriftlich eingesendete Abhandlung vor:

Ueber die Fortpflanzungsweise des Ichthyosaurus.

Innerhalb des beynahe vollständigen Sceletts des Ichthyosaurus (I. tenuirostris), das ursprünglich der Sammlung des k. Gymnasiums zu Stuttgart angehörte*), befindet sich der Kopf mit einem Theile der Wirbelsäule eines kleineren Thieres, mit der Spitze der Schnauze so gegen die Beckenöffnung des größeren Thiers gerichtet, daß ich schon bey der 1842 stattgefundenen Versammlung der Naturforscher zu Mainz**) die Vermuthung äußerte, es dürfte das kleinere Exemplar in der Körperhöhle des größeren eingeschlossen und nach der Richtung des Körpers des kleineren Thieres nicht unwahrscheinlich seyn, daß dasselbe als reifer Fötus anzusehen sey, und der Ichthyosaurus somit unter die lebendig gebärenden Reptilien gehöre, und das Thier vielleicht in dem Geburtsacte selbst zu Grunde gegangen sey. Diese Vermuthung scheint sich zu bestätigen durch die folgende von Chaning Pearce mitgetheilte Notiz*). Beym Bloslegen eines ohngefähr $8\frac{1}{2}'$ langen Scelets des Ichthyosaurus (communis?) in dem braunblättrigen Lias von Sommersetshire, das sehr gut erhalten war, kamen nämlich bey Lüftung des Schiefers zwischen den Hinterflossen eine Reihe kleiner Wirbel zum Vorschein, welche unter den 3 oder 4 hinteren Rippen lagen; es waren auch die Kieferreste und die übrigen Theile des Kopfes sichtbar. Bey sorgfältiger Entblößung dieses zarten Scelets fand sich ein Ueberrest einer schwarzen, zart gerunzelten Hautbedeckung um dasselbe, welche unterhalb der untern Rippen und einiger andern Theile des größeren Thiers hindurchging. Der Kopf des kleineren Thiers liegt seiner ganzen Länge nach in der Höhle des Beckens des größeren Thiers und ist mit dem Kopfe nach dessen Hintertheil gerichtet; es hat eine Länge von $5\frac{1}{2}''$ ohngefähr. Die Kieferäste und eine der längsten Rippen sind ohngefähr $1''$ lang, und von 30 Wirbeln, welche gezählt werden konnten, beträgt der größte Durchmesser des größten $\frac{1}{8}''$. Buckland und Owen bemerken, daß

*) Vgl. meine Abhandlung de Ichthyosauri sive Proteosauri fossilis speciminibus in agro Bollensi repertis 1824. Fol. Tab. I. Fig. 4. A., welche Tafel in der 1828 erschienenen deutschen Abhandlung über die fossilen Reptilien Würtembergs, 4., wieder abgedruckt ist.

**) Amtlicher Bericht der Geschäftsführer pag. 118.

*) Notice of what appears to be the Embryo of an Ichthyosaurus in the Pelvis cavity of Ichthyosaurus (communis?). Annals and Magazine of natural history XVII. pag. 44 und daraus im Jahrbuch für Mineralogie 1849 pag. 383.

kein Grund zu der Annahme vorhanden ſey, der Ichthyoſaurus ſey nicht lebendig gebärend geweſen, indem ſie ſich auf die Gattung Zootoca *) und Vipera und den ſchwarzen und gelben Salamander berufen, der Junge zur Welt brächte, welche halb ſo lang als die Mutter wären. Van der Hoeven **) fand in dem von ihm unterſuchten Weibchen von Salamandra atra Laurenti nur 2 Junge im Leibe. Ihre Länge betrug ohngefähr 45 Millimeter, alſo mehr als den 3. Theil der Länge, welche dieſe Art erreicht und welche kaum 115 Mm. beträgt. Die Länge des Schwanzes betrug 52 Mm. bey einem von Van d. Hoeven unterſuchten Exemplar von 116 Mm. Länge des ganzen Körpers, bey einem anderen 48 Mm., bey 137 Mm. Länge des ganzen Körpers.

Die Länge des Körpers und des Schwanzes und ihr Verhältniß zu einander ſcheint alſo bey dieſen Thieren merklich zu variiren ***), was vielleicht auch bey den Ichthyoſauren der Fall iſt; ſo wie ſelbſt das Eyerlegen und Lebendiggebären bey manchen Reptilien nicht conſtant zu ſeyn ſcheint, und möglicher Weiſe auch bey den verſchiedenen Arten von Ichthyoſaurus ſich nicht gleich bleiben könte. Das von Chaning Pearce beobachtete Exemplar wird zweifelhaft als I. communis angenommen; das von mir dem I. intermedius zugeſchriebene Exemplar gehört nach Owen's Anſicht dem I. tenuirostris zu, wofür namentlich die Kopfform des jungen Thiers zu ſprechen ſcheint, indeß der Kopf des dasſelbe umſchließenden Thiers fehlt.

*) Vergl. Notice sur un genre peu commun de Lezards vivipares (Zootoca Wagler) et sur une nouvelle espèce de ce genre par Cocteau. Annales des Sciences naturelles. 2o. Série Tom. IV. pag. 310.

**) Mémoires de la Société d'hist. natur. de Strasbourg. Tom III. p. 4.

***) Hr. Prof. Czermack in Wien hatte die Güte, mir durch Ueberſendung einer Anzahl von Exemplaren der Salamandra atra Gelegenheit zu geben, die voranſtehenden Beobachtungen zu beſtätigen. Die Salamandra atra kommt zwar nach Angabe des Hrn. v. Marten's (Würtemb. naturwiſſenſchaftl. Jahreshefte III. Bd. 2. H. p. 203) in Würtemberg vor, jedoch in geringerer Zahl als an einzelnen Orten Tyrols, von woher Hr. Prof. Czermack die von ihm benützten Exemplare bezog, über welche er ſeine Beobachtungen in den Oeſterreichiſchen Jahrb. 1843. 10. Hft. p. 1—12 bekannt gemacht hat.

Philoſophiſch-philologiſche Claſſe.

In den monatlichen Sitzungen dieſer Claſſe ſind während des Sommerſemeſters 1851 folgende Gegenſtände allgemeinern wiſſenſchaftlichen Intereſſes zur Sprache gekommen *):

Mai (3.). Geſchichte des k. Antiquariums zu München, vorgetragen von Herrn Profeſſor von Hefner.

Juny (14.). Geologie der Griechen und Römer. Vortrag des Hrn. Prof. v. Laſaulx. (Abgedruckt im 6. Band der Abhandlung der 1. Claſſe.)

July (5.). Die älteſten in Koburg und Hildburghauſen geſchlagenen Münzen. Vortrag des Hrn. Prof. Streber. (Zum Abdruck unter den Abhandlungen der Claſſe beſtimmt.)

Auguſt (2.) Verfall der kyrenäiſchen Pentapolis in den erſten Jahrhunderten nach Chriſtus. Vortrag des Hrn. Hof- und Staats-Bibliothek-Cuſtos Krabinger. (Abgedruckt in dieſen Anzeigen Bd. 32. Nr. 38—40.)

*) Ueber die im Winterſemeſter $18\frac{5}{1}$ behandelten Gegenſtände vergl. Nr. 23. des Bulletin, Nr. 80 des 31. Bandes dieſer Anzeigen.

In der Sitzung vom 15. November 1851 legte Hr. Bibliothekar und Professor Dr. Schmeller die Handschrift eines Cimbrischen (d. h. die deutsche Sprache der VII. und XIII. Communi auf den Alpen von Vicenza und Verona betreffenden) Wörterbuchs vor. Ueber diesen Versuch und die darauf bezüglichen Arbeiten machte derselbe folgende Mittheilung.

Naturen kräftig an Leib und Seele mögen auch im siebenundsechzigsten Lebensjahre noch getrost und mit Aussicht auf Vollbringen und Gelingen daran gehen, Arbeiten längern Athems neu in Angriff zu nehmen. Wer das Gefühl hat, daß er unter diese Bevorzugten nicht gehöre, wird wohl thun, wenn er daran denkt, allmählich sein Haus zu bestellen und vor allem aufzuräumen mit dem, was er von etwa früher Unternommenem noch unvollendet vor sich liegen hat, damit die irgend aufgewendete Mühe nicht, wie so manche Erfahrung lehrt, eine rein verlorne sey und bleibe.

In diesem Falle bin ich mit Untersuchungen über die sogenannten Cimbern der VII und XIII Gemeinden auf den Alpen von Vicenza und Verona, insonderheit über die unter ihnen fortlebende deutsche Sprache, welche wegen ihrer unverkennbaren Beziehungen zu jenem süddeutschen Zweige, der mich von längerer Zeit her vorzugsweise beschäftigt, von mir durchaus nicht unbeachtet bleiben durfte.

Es sind 17 Jahre, daß ich die Ehre hatte, der Classe eine Art Bericht zu erstatten über eine Wanderung, die ich im Herbste 1833 nach jenen Bergen unternommen, und über das, was ich als Ertrag derselben zurückgebracht. Die Classe hat diesen Bericht der Aufnahme in ihre Denkschriften (v. 1838. S. 553—708) werth gehalten. Besprochen sind in demselben das Geographische dieser deutschen Sporaden im italischen Sprachgebiet, die verschiedenen Meinungen über den Ursprung derselben, und so denn auch meine Wanderung dahin im genannten Jahre. Einer Sammlung von cimbrischen Textstücken und dem Versuch einer grammatischen Darstellung dieser Dialekte sollte der eines Wörterbuches folgen. Dieser aber konnte, als damals noch gar zu mangelhaft, mehr nicht als für spätere Zeit in Aussicht gestellt werden.

Das Versprechen hat mir bis heute, in der That eine ziemlich späte Zeit, die Ansammlung solch eines cimbrischen Wörterbuchs eine unter allerley dringendern nie ganz vergessene Angelegenheit seyn lassen. Als zu diesem Zwecke alle mir zugänglich gewordenen, meist schriftlichen cimbrischen Texte, nebst dem, was ich mir im Jahre 1833 an Ort und Stelle selber vorgemerkt, möglichst benutzt waren, erhielt ich, durch die also gewonnene Ausbeute nicht sonderlich befriedigt, von einem Freunde in Asiago, dem Rektor von S. Rocco D. Giuseppe Bonomo die ermunternde Kunde, daß nun auch dort von einigen auf ihre so besondere Sprache einen Werth legenden Männern, namentlich von dem betagten aber noch rüstigen Angelo Costa, dem Neffen des in der Literatur rühmlich bekannten D. Giovanni Costa, eine ähnliche Arbeit in Angriff genommen, und daß man bereit sey, dieselbe nach dem Maaße ihres Fortschreitens mir zur Einsicht mitzutheilen.

Wohl wußte ich, wie derartige Bemühungen eines Eingebornen ganz anders ergibig sind, als bey aller Anstrengung der auf ein paar Wochen beschränkte Aufenthalt eines Fremden es je seyn könnte. Ich hatte Tropfen aufgesammelt, nun durfte ich einen Regen erwarten.

In der That wurde ich bald mit Sendungen aus den „Sieben Bergen“ erfreut. Sie bestunden aus ansehnlichen Heften, in welche der gute Costa die italienischen Ausdrücke eines vermuthlich italienisch-französischen oder deutschen Wörterbuchs, von Artikel zu Artikel desselben fortschreitend, in's Cimbrische zu übertragen angefangen hatte. Der Gedanke war praktisch genug. Aber bey der Ausführung trat ein Uebelstand ein, der nicht etwa darin lag, daß der Mann selber des eigentlich Deutschen wenig oder gar nicht mächtig war, denn dadurch wurden unbefugte Einmengungen von dieser Seite

her abgehalten, ſondern darin, daß er, wo er ſich etwa für ein italieniſches Wort eines wirklich gangbaren cimbriſchen nicht zu erinnern wußte, dann und wann durch eigene, zwar möglichſt nach cimbriſchen Analogien geformte Zuſammenſetzungen aushalf, ſo daß ſeine Angaben nicht alle für gleich unbedenklich gelten konnten.

Was ſo manche feineren Beziehungen betrifft, die einem Deutſchen, der auf die Geſchichte der allmählichen Geſtaltung und die Schickſale ſeiner Sprache ausgeht, jenes aus alter Zeit abgepfropft gebliebene cimbriſche Zweiglein derſelben anziehend und lehrreich machen können, ſo iſt von einem ausſchließlich italieniſch und dazu höchſtens lateiniſch gebildeten dortigen Eingebornen nicht zu erwarten, daß auch er den nöthigen Sinn für ſie habe. Darum und beſonders weil ich auf der Wanderung von 1833 eine Partie der VII und die XIII Communen überhaupt zu wenig kennen gelernt, hielt ich's für gerathen, eine abermalige Reiſe dahin vorzunehmen. Es wurden dazu die Herbſtferien von 1844 benutzt.

Von dieſer Reiſe, obſchon ſie mir als Perſon Erinnerungen genug, darunter auch unangenehme eingetragen, hier eben ſo viel Redens zu machen, als weiland von jener erſten, enthalte ich mich billig. Wanderungen in jene Berge gehören nun überhaupt nicht mehr zu den ſonderlich merkwürdigen. Aber einen flüchtigen Ueberblick derſelben halte ich für erlaubt, wär's auch nur, weil er Gelegenheit gibt, den Dank auszuſprechen, welchen ich ſo manchen Guten ſchuldig bin, von denen ich theils, was die Sache, theils was meine Perſon betrifft, auf dieſer Wegfahrt freundliche Aufnahme und Unterſtützung erfahren habe.

In Innsbruck fehlte dießmal der im J. 1833 ſo hülfbereite Präſident De Pauli (geſtorben 1839. Allgem. Zeitung vom 6. März deſſ. J.). Dagegen konnten in Botzen Dr. Streiter, in Meran Pfarrer Thaller von Kauns als freundliche Gönner und Förderer begrüßt werden, und in Trient lebte und wirkte, auch für dieſe kleine Sache, der ſeitdem ebenfalls zur Ruhe eingegangene Podeſta Graf Giovanelli. Mein

im J. 1833 mannichfaltig hülfreicher Begleiter Antiquar Alexand. Volpi hielt ſich nun nicht mehr in dieſer ſeiner Vaterſtadt auf. In Villa Lagarina bey Roveredo ward dem Wanderer von dem würdigen Neffen eines unſerer früheren akademiſchen Vorſtände, dem Freyherrn Joſeph v. Moll der freundlichſte Empfang, und was nicht weniger erwünſcht ſeyn mußte, gutes Wort für weitere Stationen, wo es darauf ankommen konnte, nicht mit Mistrauen angeſehen zu werden. So zunächſt an Pfr. Adami zu Terragnuolo, einem Seitenthal öſtlich von Roveredo, der aus dazu gehörigen Weilern (Contrade) noch immer ein paar Perſonen aufzutreiben wußte, die deutſch ſprachen, wie denn ſein betagter Caplan ſelbſt ſich noch erinnerte, hier weiland die Chriſtenlehre deutſch gehalten zu haben.

In Verona galt es, auf der Bibliothek und im Archiv des Domkapitels nachzufragen, ob über die „Teutonici in Montanis" nicht irgend eine ältere Notiz bereits vorgemerkt oder doch leicht zu finden ſey. Bey aller Bereitwilligkeit der Beamten war mein Suchen in den Regiſtern vergeblich. Für Weiteres konnt ich ſehr gut wiſſen, wie eitel die Hoffnung iſt, in derley Anſtalten über irgend etwas, das die mit ihrer Verzeichnung Betrauten unbeachtet gelaſſen, ſo im Fluge einen willkommenen Fund zu machen.

Gleich erfolglos war die Erkundigung nach einem handſchriftlichen Vocabolario Cimbro, von dem man mir geſagt, daß es ſich im Beſitze eines Conte Franco befinde. Der Herr Graf erklärte, es ſey dieſe Handſchrift nur die ſpäter zum Druck gelangte des Marco Pezzo geweſen; übrigens beſitze Graf Francesco Miniscalchi allerley die VII und XIII Communen betreffende Sachen, andere möchten in der Bibliothek des Seminars zu finden ſeyn. Conte Miniscalchi aber war nicht zu ſprechen, die Bibliothek des Seminars der Ferien wegen geſchloſſen. Weitere Schritte wurden daher für die etwa über Verona zu nehmende Rückreiſe vorbehalten.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Januar.
Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Dr. Schmeller über ein Cimbrisches Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Von Wichtigkeit war mirs, von hier aus für die abgelegenen Districte, die ich nun zu besuchen vorhatte, besonders an deren Behörden mit den keineswegs unnöthigen beglaubigenden Schreiben versehen zu werden. Der k. k. Hofrath v. Salvotti (dermalen, wenn ich nicht irre, Präsident des Oberlandesgerichts in Trient *), an den ich von Villa Lagarina aus empfohlen war, hatte die ausgezeichnete Güte, mir solche zu Theil werden zu lassen. Da empfahl mich denn, als ich in Tregnago, dem Hauptorte des Distrikts Badia Calavena angelangt war, der Commissario distrettuale weiter an den Arciprete D. Giuseppe Gugole zu Giazza, welches für diese Reise meine längste Station seyn sollte; denn über die deutschen Reste in den XIII. Communen hatte ich das meiste nachzuholen. Aus einem der amtlichen Register zu Tregnago war mir willkommen die Notiz: Comune di Selva di Progno e sue frazioni in *cui anche in presente si parla in cimbro*: Selva di Progno 398 anime, Campo fontana 656 a., Giazza 471 a., San Bartolomeo 748 a. = 2273 anime.

Herr Pfarrer D. G. Gugole zu Giazza (can Glietzen), ein junger lebhafter Mann, der, obschon aus Campo Fontana gebürtig, in Ala war erzogen worden und dem für seine Person das Cimbrische ziemlich abhanden gekommen ist, bewirthete mich so gut es gehen wollte in seiner noch stark in Bau begriffenen Canoniga.

Acht Tage lang wurde mit verschiedenen Glietzenern und Glietznerinnen, die der Herr Pfarrer hiezu einlud, erkleckliches Sprachverhör gehalten. Santa Gugole, Arcangela Cappelleti, Domenico Peloso, Beppo Marzari werden sichs schwerlich träumen lassen, daß ihr Name noch irgendwo über den Bergen genannt werde.

Auch der ehemalige hier in seinem eignen Hause, in welchem er anno 1760 geboren ist, in seiner Art noch immer rührige Pfarrer D. Domenico Gugole trug durch eine eigenhändige Uebersetzung der Parabel vom Verlornen Sohne ins Glietzer Cimbrische zu meiner Ausbeute bey. Vorzüglich aber förderte mich Beppo (Marzari), ein aufgeweckter Kopf, zu gleicher Zeit Zimmermann, Maurer und Dreher des Ortes, der als napoleonischer Soldat weiland auch Venedig gesehen hatte. Er begleitete mich, als ich Giazza verließ, über Campo Fontana und San Bartolomeo auf der mit Feuersteinen wie besäeten Höhe bis zu dem wieder mildern ansehnlichen Graspadoro. Der betagte Pfarrer in dem, trotz seines Namens und jener amtlichen Notiz zu Tregnago, nicht mehr deutsch sprechenden San Bartolomeo Tedesco, bey welchem auch ein Vocabolario Cimbro liegen sollte, hatte zum Bescheid gegeben, nichts mehr habe er von derley Dingen. Geholt habe sie alle ein Prete aus Asiago, D. Antonio Rigoni, der eigens nach solchen umhergewandert sey.

Einen Seitenausflug nach dem nahen Venedig durfte ich mir auf die in mehr als einer Hinsicht angreifenden Glietzener Tage wohl gönnen. Ein glücklicher Zufall gesellte mir gleich auf der überführenden Gondel einen so lieben als kundigen Begleiter durch die Lagunenstadt zu, in der Person eines jungen Hrn. Faller, der als Miteigner der großartigen Strohhutfabrik zu Valonara bei Marostica über die mir freylich nach einer ganz andern Seite interessanten VII Comuni allerlei Mittheilungen zu machen wußte. (Vgl.

*) Ist seit Jahresfrist Mitglied des Reichraths zu Wien.

Allg. Zeitung 1841 Beilage Nr. 261 S. 4171.) Auf der Marciana verzichtete ich im voraus auf alle meinen Gegenstand betreffenden Fragen, und neidlos begrüßte ich den eben anwesenden in Dingen von ganz anderer Bedeutung glücklichen Finder Angelo Mai.

Padua war für den Rückweg aus der Marcusstadt vorbehalten worden. Dieser alte Bischofssitz mit seinem Seminar und seiner Universität ist auch für die Sieben Gemeinden die Pflanzschule höherer Bildung jeder Art. Unter den hiesigen Beamten, Geistlichen, Lehrern selbst findet sich zu jeder Zeit eine verhältnißmäßig ansehnliche Zahl von gebornen Cimbern. Unter ihnen machte ich, wie zum Theil schon früher schriftliche, nun auch persönliche Bekanntschaft mit dem Commissario distrettuale Rigoni Stern, Herausgeber von Dal Pozzo's „Memorie," dem bereits erwähnten Priester D. Antonio Rigoni, einem übereifrigen, leider seitdem (im J. 1846) verstorbenen Sammler von Allem, was er auf seine „Siben Perghe" bezüglich erachtete, dem Abate D. Guerino Pertele aus Gallio, dem Professor zu Pavia Gianbattista Pertile, dem Bibliothekar des Seminars D. Domenico Barbaran. Nicht zu vergessen in anderer Hinsicht den Sekretär der dortigen Akademie der Wissenschaften und Künste, Professor der Geschichte, Menin.

Ein nicht unbedenklicher Krankheitsanfall, an dem ich in dem alten Patavium acht lange Tage darnieder liegen mußte, lehrte mich die hingebende Freundlichkeit des Hrn. Domenico Faccio, Assistenten der Universitätsbibliothek, und der liebenswürdigen Familie Ragazzoni wie auch der Med. DD. Festler u. Argenti kennen.

Trotz des leidigen Versäumnisses verließ ich Padua nicht ohne mancherley, besonders schriftlichen Gewinn für meine Aufgabe. Größern durfte ich freylich auf den Bergen selber hoffen, wohin ich, leidlich genesen, über Bassano auf dem Wege vom Brentathale aufwärts durch die Valstagna (eine wilde Schlucht, deren Gießbach im wasserreichen September des Jahres 1851 54 Häuser des an ihrem Ausgang liegenden, nach ihr benannten Ortes weggerissen) mit einer Caravane cimbrischer Muleteros gelangte.

In Asiago (Sleghe) waren es liebe alte Bekannte, die ich nach 14 Jahren wiedersah. Vor allen wurde begrüßt der in seinem Eifer für diese Angelegenheit seiner Sieben Berge sich ganz gleich gebliebene Rettore D. Giuseppe Bonomo. Ueberzeugt, daß bey Behandlung seiner mütterlichen Sprache die Einsicht und der Beyrath auch eines eigentlichen Deutschländers unentbehrlich sey, hatte er in der Zwischenzeit einen damals an Ort und Stelle wirkenden Forstbeamten, den k. k. Inspektor Joseph Kargl für die Sache gewonnen. Der feingebildete Wiener hatte die ihm in seinem Geschäftsbereich so vorzugsweise gebotene Gelegenheit nicht unbenutzt gelassen, auch das Eigenthümliche in Sitten und Sprache des Völkleins kennen zu lernen, dessen Tagewerk und Lebensunterhalt neben der Schafzucht hauptsächlich auf dem Holzsegen seiner Berge beruht.

Schon früher von ihm in besagter Angelegenheit mit Zuschriften beehrt, machte ich nun auch seine persönliche Bekanntschaft. Er sorgte, daß ich in Asiago selbst bequemer und vielleicht mit mehr Erfolg, als wenn ich nach Foza (Vütse) gienge, mich hinsichtlich dessen, was über einige auffallende Spracheigenheiten dieser Gemeinde nachzutragen war, Raths erholen konnte. Dieß geschah, indem ein alter Forstwart aus Foza, Caspare Cappellari (Huitar vumme Püwel), zu eigenen Sitzungen eingeladen wurde, in welchen er unter freundlicher Theilnahme mehrerer geistlichen Herren und Honoratiores des Orts auf eine methodische Reihe von Fragen die verlangte, und wie ich unter solcher Controle glauben durfte, verläßige Auskunft gab.

Manches wurde besprochen mit den Freunden zu Slege. Herr Rettore, selber unter die cimbrischen Poeten zu zählen, theilte die mir neuen cimbrischen Gedichte (Poemi sacri) des Paganin, so wie eine Sammlung von Sprichwörtern und von Ortsnamen mit, auch eine durch ihn besorgte, vom Bischof zu Padua approbirte, im Jahre 1842 daselbst gedruckte zweite Ausgabe des Catechismo vor de Siben Kamëün. Der greise Costa that desgleichen mit einer ferneren Reihe seiner lexicalen Hefte. Um auch meine freundlichen Wirthe von 1833 zu besuchen, wendete ich mich nun nach Rotzo. Ueber die tiefe Thalschlucht Valdassa wurde mit dem Forst-Inspektor, der mir bis zu ihr das Geleit gegeben, noch ein schallendes deutsches Lebewohl gewechselt.

Ich hatte die Freude in Roana Pfarrer Tondello, in Rozzo Arciprete D. Christiano, den ehrwürdigen ältern Bruder des oft belobten D. Giuseppe Bonomo und die Familie vom Brunnen (Dal Pozzo) in Castelletto (can Purk), alle in erwünschtem Wohlseyn wiederzusehen. Nur der inzwischen Priester gewordene Niccolo Antonio (s. obigen Bericht S. 595) war nicht mehr unter den Lebenden. Ich traf es gerade recht, in der Kirche, die man eben mit einem stattlichen Säulenportal zu schmücken beschäftigt war, auch einer vom Arciprete abwechselnd wälsch und cimbrisch gehaltenen Sonntags-Christenlehre anwohnen zu können.

Von Rotzo nahm ich, immer in lehrreicher Begleitung von Cimbern, meinen Weg durch die herrlichen Waldungen und über Vezena wieder hinab in das mildere Suganathal, wo dem Wanderer in des Hrn. v. Vettorazzi Hause zu Levico die wohlthuendste Aufnahme zu Theil ward. In Pergine wurde der greise, noch immer rüstige Decan Tecini (ſ. ob. Bericht S. 588) dankbar begrüßt. In Trient, wo in Folge vieler Regentage, die auch mich genug beläſtigt hatten, einige Straßen unter Waſſer ſtunden, war mir's vorzüglich darum zu thun, über das angeblich vom Präſidenten Mazzetti in Mailand beſeſſene Dal Pozzo'ſche Vocabular (ſ. ob. Bericht S. 606) Näheres zu erfahren, da nach deſſen Ableben (1841) ſein literärer Nachlaß durch Vermächtniß der Municipalität von Trient zugefallen ſeyn ſollte. So war's wirklich; aber, wie Graf Giovanelli mir ſagte, zur Stunde lagen die Kiſten noch unausgepackt.

Die weitere Reiſe heimwärts bot nichts auf meine Aufgabe weſentlich bezügliches dar, etwa die Einſicht des an trientiſchen Urkunden reichen Codex Wangianus zu Innsbruck ausgenommen, die mir durch Hrn. Prof. Albert Jägers Güte vergönnt war.

Seit dieſem zweyten Verſuch, an Ort und Stelle ſelbſt zu ſehen und zu hören, ſind abermals 7 Jahre vorubergegangen. Ein dritter iſt mir durch den Unfall, den ich im J. 1847 auf einer viel näheren Höhe der Alpen erlitten, zur Unmöglichkeit geworden.

Dafür hab ich den Troſt, Manches, was durch Andere auch von diesſeits der Alpen aus in der Sache geſchehen und zu meiner Kenntniß gekommen iſt, in Betracht ziehen zu können, obſchon freylich für meine eigentliche Aufgabe, die Sprache, weniger als für die ſonſtigen Verhältniſſe und Eigenheiten dieſer Gemeinden daraus zu lernen iſt.

In den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. CXX. und CXXI. (v. 1848) hat der k. k. Rath Cuſtos Joſeph Bergmann, zum Theil als Ergebniß eines eigenen Beſuches jener Berge, mitgetheilt:

„Hiſtoriſche Unterſuchungen über die heutigen ſogenannten Cimbern in den VII Comuni, und über Namen, Lage und Bevölkerung der XIII Comuni im Veroneſiſchen; ferner über die deutſchen Gemeinden Sappada und Sauris nebſt den ſlawiſchen Reſianern in Friaul.“ Dieſe Unterſuchungen hat derſelbe in dem von der kaiſerlichen Academie herausgegebenen Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen, Jahrg. 1849, S. 225 — 265 durch eine von zwey Kärtchen begleitete Topographie der VII und XIII Comuni vervollſtändigt.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß in einer Sache, die, wie ein deutſches überhaupt, ſo auch ein namentlich öſterreichiſches Intereſſe anzuſprechen gemacht iſt *), auch dort, wo ſo mancherley Hülfsmittel vorzugsweiſe leicht zu beſchaffen ſind, ſpruchbefugte Stimmen ſich erheben würden. Es ſind vornehmlich hiſtoriſche Notizen über das Verhältniß dieſer Orte zu frühern geiſtlichen und weltlichen Herren und Oberen, die der Hr. Verf. aus Documenten, die natürlich zunächſt dieſe Herren ſelber betreffen, zuſammengeſtellt hat. Dieſe Documente, zu welchen man auch die von R. Kink (Vorleſungen über die Geſch. Tirols I. 42 — 43) aus dem oben erwähnten Codex Wangianus citirten halten mag, reichen inzwiſchen noch immer nicht aus, ein beſtimmtes Urtheil über den Urſprung oder Anfang der fraglichen Bevölkerungen ſchöpfen zu laſſen. Daß dieſer für die aller Orte nicht ein und derſelbe ſeyn könne, iſt auch meine Meinung. Der Verf. iſt geneigt, die Bewohner der Berge im Süden des Suganathales oder der noch jungen Brenta zunächſt auf die im Norden desſelben Thales, auf die deutſchen Tyroler des ſonſt italieniſchen Gerichts Pergine zurückzuführen. (Schade, daß der topographiſchen Abhandlung zu den beyden Kärtchen über die in derſelben beſprochenen Bezirke nicht auch ein drittes über die freylich nur nebenbey in Frage genommenen innerhalb der Tyrolergrenze liegenden Orte beygefügt iſt; denn dieſe ſind ſo gut wie die andern, worauf es hier mehr als auf bloß Politi-

*) Im J. 1804 hatte Erzherzog Johann dieſe Berge beſtiegen. In einem Briefe Johannes Müllers (ſ Werke XVII. S. 329) heißt es: Je remercie V. A. I. bien affectueusement de ses renseignements sur les Communes allemandes en Italie.

ſches ankommt, im italieniſchen Sprachgebiet eingeſchloſſen.) Nach meiner eigenen im J. 1833 gewonnenen Erfahrung und nach der des Hrn. Prof. (jetzt Pfarrers) Gotthard, der im Herbſte 1845 dieſe noch deutſch ſprechenden ſüdtyroliſchen Orte, wie auch die VII Communen beſucht hat, weicht innerhalb gewiſſer Aehnlichkeiten, welche die deutſchen Dialekte aller dieſer ſowohl tyroliſchen als venediſchen Sprachinſeln miteinander gemein haben, gerade der der VII Comuni am weiteſten und weiter als der der XIII von den der tyroliſchen ab *).

*) Ein ſchlagendes Beyſpiel für die Zuläßigkeit eines Schluſſes aus der Gleichheit gewiſſer Dialekteigenheiten auf die Gleichheit der Abſtammung finde ich in dem, was im Archiv des Vereins für ſiebenbürgiſche Landeskunde (Hermanſtadt 1849 1. Bd. 3. H.) über die auffallende Zuſammenſtimmung des ſiebenbürgiſch-ſächſiſchen mit dem niederrheiniſchen, insbeſondere Kölniſchen beygebracht iſt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat November 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz:

Neues Lauſitziſches Magazin. 28 Bd. 1—3. Heft. Görl. 1851. 8.

Von der Geſellſchaft d. Wiſſenſchaften in Leipzig:

Berichte über die Verhandlungen. Mathematiſch-phyſiſche Claſſe. 1850. III. 1851. I. Leipz. 1851. 8.

Von der Société Impériale d'archéologie in St. Petersburg:

Mémoires. XIV. (Vol. V. No. 2.) St. Petersb. 1851. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. No. 26. Juin 1851. No. 1 — 11. Juillet — Septbr. 1851. Paris 1851. 4.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein hier:

Centralblatt. Oktober 1851. München. 8.

Von der Genootschap natura artis magistra in Amſterdam:

Bijdragen tot de dierkunde. II. u. III. livr. Amst. 1851. gr. 4.

Von dem Koninklijk-Nederlandsche Instituut van Wetenschappen, Letterkunde en schoone Kunsten in Amſterdam:

Verhandelingen der eerste Klasse. Derde Reeks. Vierde Del. Amst. 1851. 4.

Tijdschrift voor de Wis- en Natuurkundige Wetenschappen mitgegeven door de eerste Klasse. Vierde Deel. I—IV. Afleverind. Amsterd. 1851. 8.

Von dem böhmiſchen Muſeum in Prag:

Casopis Ceského Museum 1848—1850 (Zeitſchrift des böhmiſchen Muſeums die Jahrgänge 1848, 49, 50 in 16 Heften). Praze. 8.

J. Sw. Presla Počátkové rostlinoslowí (5. obrazy) (Anfangsgründe der Botanik von Sw. Preſtl ſammt den dazu gehörigen Abbildungen). Praze 1848. 8.

Fr. Piky klío štěpářsky (Anleitung zur Obſtbaumzucht von Franz Pika). Praze 1848. 8.

V. W. Tomka Děje university Prazké. Dil. I. (Geſchichte der Prager Univerſität von V. W. Tomek. 1. Thl.). Praze 1849. 8.

J. Am. Komenskeho Didaktika (Didaktik von J. Am. Commenius). Praze 1849. 8.

Jos. Jungmann a Historie Literatury cěské (Geſchichte d. böhmiſchen Literatur v. Joſ. Jungmann. 2. Aufl. 1. Lief.). Pr. 1848. 8.

J. Sl. Tomicka Děje země Anglické (Geſchichte von England von J. N. Tomicek). Praze 1849. 8.

Von dem naturhiſtoriſchen Verein der Preußiſchen Rheinlande und Weſtphalens in Bonn:

Verhandlungen. VIII. Jahrg. 1851. Heft 1 u. 2. Bonn 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.
Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Dr. Schmeller über ein Cimbrisches Wörterbuch.

(Schluß.)

Mochten allerdings einige solcher fremden Bevölkerungen von Zeit zu Zeit südwärts fortgerückt seyn, so bleibt immer noch die Frage, wie sie eben bis an die Brenta gelangt, einer mehr befriedigenden Antwort bedürftig.

In derley Fragen wird man sich eben mit Vermuthungen begnügen müssen, wie auch ich unlängst eine solche auf den Grund eines alten Verzeichnisses von Familien der Gegend von Benediktbeuern, die in den Hungerjahren 1053—1064 über die Alpen ausgewandert, in der Classe vorzubringen mir die Freyheit genommen (Gelehrte Anzeigen 1850 Nr. 4). Vergilbte Pergamente aus Archiven und Bibliotheken gewähren vielleicht sicherern Aufschluß, wenn einmal längst die letzte cimbrisch sprechende Mutter verblichen, und die ganze Frage ohne ferneres Interesse ist. Denn welch ein anderes besonderes könnten diese Orte, wenigstens für uns Deutsche, bieten, als eben ihre Sprache? Ohne diese würde unter uns von ihnen schwerlich mehr Redens seyn, als von jedem andern gleich viel oder wenig bedeutenden Striche des weiten Italiens.

Bisher hatte der Glaube an die Abstammung in gerader Linie von den weltstürmenden Cimbern (müßte man dieser nicht eine Art Adels zugestehen?) auch in sonst wenig unterrichteten Leuten dieser Orte beygetragen, auf dieses Adels lebendige Urkunde, die besondere Sprache, einen Werth zu legen. Seit jener Glaube ein wenig erschüttert ist, und der Stammbaum so schlechthin von Nachbarn Todeschi, nicht einmal von Daneſi, auslaufen soll, ist jene Werthhaltung in Gefahr, mehr und mehr zu verrauchen. Einer der achtungswürdigsten Männer, dem im J. 1833 „daz gaprecht“ seiner „siben perghe“ noch als ein auszeichnendes fleißig zu bewahrendes Erbstück gegolten, sagte im J. 1844 mit Bedeutung: **Si fueris Romae, romano vivito more!**

So hätte, wie in manchen andern Dingen, auch hier das unbefangene Forschen nach dem Grund der Sache dieser selber einen schlechten Dienst erwiesen. Wohl wird, was von anderer Seite Hr. Rath Bergmann, dieser so viel befugtere Fürsprecher, in Bezug auf Forterhaltung des absterbenden Elements andeutet, nach wie vor unter die frommen Wünsche gehören, die im großen Leben der Geschäfte so leicht überhört werden. Wenn aber Kohl, der bekannte geistreiche Reisende, der im July 1845 die Sieben Berge ebenfalls besucht hat (Monatblätter zur Allg. Zeitung 1845 S. 480—491), die Meinung ausspricht, es würden diese Gemeinden jetzt unter einem deutschen Regiment noch mehr entdeutscht als früher unter dem welschen, so liegt doch wohl ein Irrthum zu Grunde.

Lange vor ihm hatte der französische Touriſt F. Mercey, der mit Lamberti diese allerdings auch

für den Geologen und Naturforscher interessanten Berge *) bestieg, verstanden, in einem „Les Sette Comuni“ betitelten Aufsatz (Revue des deux mondes B. I. S. 467 — 489) Romantisches und Abenteuerliches genug über Land und Leute zusammenzutragen. Auf ihre Sprache freylich, die er für ein Gemenge von Deutschem, Slavischem und Italienischem hält, einzugehen, konnte nicht seine Sache seyn.

Leider traf meine zweyte Reise (1844) nicht in einen Zeitpunkt, der mir's vergönnt hätte, in Padua einer Sitzung der Academie beyzuwohnen, in welcher Abbate Modesto Bonato den zweyten Theil einer Geschichte seiner vaterländischen VII Comuni vortrug, von welcher er vor bereits vier Jahren den ersten gegeben hatte. So viel ich aus des beständigen Sekretärs der Akademie Conte Andrea Cittadella Vigodarzere „Relazioni dei lavori negli anni 1837—1847“ entnehme, verbreitete sich Bonato über die Sitten und Gebräuche, so wie über die in den J. 1487 und 1508 für Venedig und gegen die Deutschen entwickelte Tapferkeit und über die bis in die neuere Zeit freyrepublikanische Verfassung dieser Bevölkerung. Von ihrer Sprache, dieser „favella non compresa nè dai circostanti Italiani nè dai vicini Tirolesi, favella da tutte lingue vive tanto ò quanto diversa“ konnte vor solchem Auditorium nur sehr obenhin die Rede seyn.

Im J. 1847 war in Padua erschienen eine Ausgabe der in der dortigen Bibliothek aufbewahrten Handschrift des Marin Sanuto „Itinerario per la Terraferma Veneziana nell' anno 1483.“ Nicht anders als sehr begierig konnte ich seyn, zu wissen, ob der junge Nobile auf seiner Rundreise nicht auch die vielbesprochenen Berge besucht und einiges Nähere über sie vorgemerkt habe. Die Namen der Orte Marostega und Bassam im Register gaben große Hoffnung. Allein die ehrenfeste Gesellschaft hatte sich nicht die Mühe gegeben, aus der Ebene empor zu steigen, obschon sogar Riva, Roveredo und Trient, die zu jener Zeit ebenfalls noch zur Terraferma der Republik gehörten, nicht unbesucht geblieben.

So war denn aus diesen und ähnlichen Arbeiten Anderer, wie gesagt, gerade für meine Aufgabe, die eines Vocabulars, am wenigsten zu erbeuten. Aber auch was die Quelle, die in jenen Bergen selbst eröffnete, betrifft, so muß ich seit den letzten stürmevollen Jahren befürchten, daß sie für mich mehr oder minder versiegt sey. Der greise Costa ist im J. 1848 mit Tod abgegangen, Inspektor Kargl auf andere Posten, zur Zeit auf den von Treviso berufen, und Rettore Bonomo selbst aus seinen Bergen hinab zum Pfarrer von St. Angelo di Sala bey Mirano befördert worden. Einer seiner letzten Briefe von da schließt mit der cimbrischen Nachschrift: „'z gaschefede imme hause und auz hat miar ganummet de zait zu net möghen tünan vil umme 'z gaprecht un storia über dia main hoamond di Siben Perghe von Vicenz.“

Mußte ich unter solchen Umständen den Abschluß eines Werkes, welches etwa als das gemeinschaftliche Ergebniß dieß- und jenseitiger Bemühungen auftreten sollte, noch auf unbestimmbare Zeit hinausgesetzt sehen, so drängte sich mir andrerseits um so entscheidender der an die Spitze dieser Betrachtungen gestellte Gedanke auf:

Iam subeunt anni fragiles et inertior aetas,

und darum so gewisser

qui non est hodie, eras minus aptus erit.

Nicht länger hab ich also gezögert, das, was von dem nicht eben leicht zugänglichen Material durch Andrer wie durch eigene Bemühung bisher auch mir erreichbar geworden, so gut als möglich in Ordnung zu bringen; und so sehe ich mich endlich im Stande, zu der vor 17 Jahren von der Classe mit Nachsicht aufgenommenen Cimbrischen Grammatik nun auch das wesentliche Seiten- oder vielmehr Schlußstück zu legen, den Versuch eines Cimbrischen Wörterbuchs *).

Diesem Versuch auch eine italienische Ueberschrift **) zu geben, hat mir in doppelter Hinsicht

*) Auch Karl Ritter der Geograph hat sie im J. 1847 besucht.

*) Reinschrift 375 Seiten gr. 8.

**) Vocabolario Cimbro, ossia della lingua germanica quale si è conservata in diverse parti de' Sette

paſſend geſchienen. Einmal weil ſie Gelegenheit bietet, die jenſeitigen Männer zu nennen, denen er ſeine Angaben verdankt, dann weil dieſe italieniſch gefaßten Angaben in den Wort-Erklärungen faſt durchgängig mit aufgeführt werden, wodurch die Sammlung auch ſolchen Perſonen, die des neuern Hochdeutſch weniger mächtig ſind, was gerade bey den zu einem Urtheil befugteſten der Fall ſeyn kann, einigermaßen genießbar und ihrer Prüfung zugänglich wird. Zu einem Werke dieſes Inhalts aber, welches, wie ein ſolches von dort her in Ausſicht geſtellt wird, als ein gewiſſermaßen praktiſches auf die dortige Bevölkerung überhaupt berechnet wäre, und welches nothwendig in ganz italieniſchem Gewand auftreten müßte, kann ſich dieſer Verſuch nur verhalten wie eine Vorarbeit, die einer zweyten kundigern und ſicherern Hand gewärtig bleibt.

Begonnen und Jahre lang fortgeſetzt iſt dieſer Verſuch des Deutſchen mit dem Blick auf ſein eignes Vaterland und deſſen vielgeſtaltige Sprache. Von ſeinem Standpunkt aus fragte ſich's: Wie hat ſich im Munde einer ſo ganz vom Stammlande ab und zwiſchen Romanen eingeſchloſſenen deutſchen Bevölkerung im Laufe von Jahrhunderten ihre Sprache verhalten? Iſt ſie, und wie ferne iſt ſie ſtationär und einer frühern Geſtaltung der ſtammländiſchen treu geblieben, wie ferne und auf welche ihr eigenthümliche Weiſe aus derſelben entartet? Auf welchen Theil und welchen Hauptdialekt Deutſchlands iſt aus ihren in dieſer Hinſicht bezeichnendern Wörtern als auf den für ſie urſprünglichen zu ſchließen? Welches Licht endlich vermag ſie etwa im einzelnen auf Einzelnes in der alten oder in einem Zweige der neuern Sprache Deutſchlands zu werfen?

Erweist ſich die kleine Sammlung, indem ſie bey faſt jedem Worte auf deſſen Vorkommen und Form ſowohl in der alten deutſchen Sprache als im entſprechenden ihrer ſpätern Dialekte hindeutet, in ſo weit brauchbar, daß jeder deutſche Landsmann, der ſich auch um die kleinern Geſchicke ſeiner Sprache kümmert, ſich ſelber jene Fragen daraus beantworten kann, ſo wird ſie kein ganz zweckloſes, an ſich müßiges Vornehmen geweſen ſeyn.

Comuni Vicentini ed in alcune de' Tredici Veronesi sulle Alpi Venete — Saggio di G. A. Schm. fondato **massimamente** sopra gli scritti e le collezioni di D. Marco Pezzo, Girardo Slavieri, D. Agostino Dal Pozzo, D. Giuseppe Strazzabosco, Domenico Rigoni Stern, D. Giovanni Costa, Angelo Costa ed altri indigeni pregiatori dell' antica loro patria favella, secondato particolarmente dal Sr. Angelo Rigoni Stern e dai rev. fratelli D. Cristiano e D. Giuseppe Bonomo.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat November 1851 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von dem Dr. Joſ. Müller, Oberlehrer am Gymnaſium zu Aachen:

Monographie der Petrefakten der Aachener Kreideformation. Bonn 1851. 4.

Von Seite des Cowet of Directors of the East India Company:

The Sundhya or daily prayers of the Brahmins. gr. fol. 1851.

Von dem hiſtoriſchen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen II. Bd. 1. Heft. Landshut 1851. 8.

Von dem Hrn. Dompropſt Dr. v. Deutinger hier:

Beyträge zur Geſchichte, Topographie und Statiſtik des Erzbisthums München und Freyſing. II. Bds. 1. u. 2. Heft. München 1851. 8.

Von dem Herrn Geiſtl. Rath Prof. Dr. Buchner hier:

Geſchichte von Bayern während der Zeit des dreyßigjährigen Kriegs. München 1851. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein zu Bamberg:

Vierzehnter Bericht. Bamberg 1851. 8.

Von dem Herrn Archivar Dr. Höfler in Bamberg:

Der Epistolarcodex des Klosters Reinhardsbrunn saec. XII. Ein Beytrag zur Geschichte der Blüthezeit Babenbergischer Macht. 8.

Von dem Herrn Dr. Julius von Minutoli, K. Oberregierungsrath in Berlin:

Das Kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles. Kurfürstliche Periode von 1470 — 1486. Berlin 1850. 8.

Von dem Herrn Friedr. Ritschel, Professor in Bonn:

Legis Rubrie pars superstes. Bonn 1851. 4.

Von dem Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Historisch-topographische Beschreibung der wüsten Ortschaften im Kurfürstenthum Hessen und in der großherzogl. hess. Provinz Oberhessen von Dr. Landon. 3. Heft. Kassel 1851. 8.

Zeitschrift des Vereines. Bd. VI. Heft I. Kassel 1851. 8.

Von d. Commissione compilatrice del prodotti Toscani in Firenze:

Esposizione dei prodotti Toscani nel 1850. Firenze 1851. 8.

Von der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur in Breslau:

Achtundzwanzigster Jahresbericht. Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahre 1850. Breslau. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VI u. VII. No. 23—27. August; November 1850. Jan., May, Aug. 1851. Lond. 1851. 8.

Von dem Museum d'histoire naturelle in Paris:

Archives. Tom. V. I—III. liv. Paris. 4.

Catalogue de la collection entomologique. Classe des insectes, Ordre des Coléoptères I. u. II. livrait. Paris 1850. 8.

Catalogue methodique de la collection des Reptiles. I. livr. Paris 1851. 8.

Von d. Hrn. Jomard, membre de l'institut in Paris:

Voyage au Ouadey par le Cheykh Mohamed Ibn-Omar El-Tounsy. Paris 1851. 8.

Von dem Herrn A. T. Kupffer, Direktor d. k. Sternwarte in St. Petersburg:

Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1848. No. 1, 2, 3. St. Pétersburg 1851. gr. 4.

Comptes-rendu annuel adressé à M. le Comte Wrontchenke, Ministre des Finances. Année 1850. St. Pet. 1851. 4.

Von der Académie impériale de sciences in Saint-Pétersbourg:

Mémoires VI. Serie. Sciences mathématiques, physiques et naturelles Tom. sixième. St. Pétersb. 1850. gr. 4.

Mémoires par divers savants. Tom. VI. 5 u. 6 livr. St. P. 1851. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique. Tom. VIII. St. P. 1851. 4.

Von dem Hrn. Friedr. Mooger, Ritter ꝛc. in Minden:

F. Schierus Uebersicht der Auswanderungen der Normannen aus der Normandie nach Italien und der ersten Eroberungen derselben in Neapel u. Sizilien. Aus dem Dänischen übersetzt. Minden 1850. 4.

Von dem Herrn John Edward Gray, Vorstand der zoolog. petrefakt. und mineralog. Sammlung des britischen Museums in London:

Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley Hall. Vol. I. u. II. Knowsley 1846, 1851. gr. fol.

Illustrations of Indian Zoologie from the Collection of Major-General Hardwick. Vol. I. u. II. London. gr. fol.

Figures of Molluscous Animals selected from various authors. Vol. I — III. Lond. 1842 — 1850. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Chemie zur Erläuterung der Experimentalphysik. Von K. W. G. Kastner. Erlangen bey Ferdinand Enke 1850. 142 S. in gr. 8.

Schon zu wiederholten Malen haben wir Gelegenheit gehabt, von den größeren Werken des gelehrten Verfassers in diesen Blättern Nachricht zu geben. Jetzt ist es uns vergönnt, über eine neue Arbeit, welche, obgleich in Ausdehnung und Umfang den früher erschienenen Werken nachstehend, an Gediegenheit und Gründlichkeit dennoch mit jenen auf eine Linie gestellt zu werden verdient. Wir halten es deßhalb für angemessen, die Physiker und Chemiker auf dieselbe aufmerksam zu machen und nehmen keinen Anstand, die an Gelehrsamkeit und originellen Gedanken reichhaltige Schrift auch den Studirenden bestens zu empfehlen.

Wir beschränken uns darauf, einige Punkte aus derselben hervorzuheben und anzugeben, was den Verf. bestimmte, den Versuch zu machen, seinen Vorträgen über Experimentalchemie einen gedrängten Abriß jener Hauptgesetze der Chemie und der diese erläuternden wissenschaftlichen Erscheinungen voraus zu schicken.

Auf die Hauptmomente der Geschichte der Physik und der Chemie, so wie auf Erläuterung der einzelnen Hauptgesetze beyder Wissenschaften und deren Anwendungen, wie sie im Leben vorliegen, ist ganz vorzüglich Rücksicht genommen worden.

Der Verf. unterscheidet nähere und entferntere Bestandtheile, welche letztere als chemische Elemente bezeichnet werden; unter ersteren dagegen verstehen wir Verbindungen von Grundstoffen, die mittelst der chemischen Analyse aus einer mehr zusammengesetzten Verbindung als einfachere Verbindungen hervorgegangen waren. Durch den Fleiß der Chemiker ist indessen während der letzten 60 — 70 Jahre die Zahl der sogenannten Elemente beträchtlich erhöhet worden; so kannte man am Ende des vorigen Jahrhunderts nur 28 Elemente, zur Zeit sind hingegen 62 bekannt. Man theilt sie gewöhnlich in unmetallische (Metalloide) und in metallische (Metalle) ein. Erstere zerfallen in Gasolyta (Gasbeständige) und in Halogenia (Salzbildner oder Salzzeuger).

Alle unentzündliche Salzbildner wirken mehr oder weniger zerstörend ein auf lebende Wesen; so sind z. B. Brom und Jod schon in geringer Menge giftig.

Da mehrere Säuren weder sauer schmecken, noch Farbstoffe änderen, so beschränkt der Verf. die Begriffsbestimmung der Säuren nur auf ihr Vermögen mit Basen Salze zu bilden und in Begleitung von Wasser den Polen ausgesetzt am + E frey hervorzutreten. Die durch beyder chemische Vereinigung hervorgehenden Salze zerfallen in zwey Abtheilungen, in Haloid- und Amphidsalze. Erstere sind die einfacheren, indem sie zunächst nur aus einem Metall und einem unentzündlichen Salzbildner zusammengesetzt erscheinen. Die Amphidsalze zerfallen dagegen nach dem Verf. in zwey Classen, in Sauerstoffsalze und in Brennzündersalze, nämlich Schwefelsalze.

Bey Betrachtung der Salze erwähnt der Verf. eines Erregungsgesetzes, was er schon seit einer lan-

gen Reihe von Jahren als auch für den Chemismus gültig erkannt hat, und drückt ſich darüber folgendermaßen aus. Gerathen Säuren mit zuſammengeſetzten Stoffen in Berührung, die an ſich weder ſauer noch baſiſch ſind und auch keinen ſchon fertigen Salzgründer, wohl aber Grundſtoffe enthalten, welche mit einander vereint gegen Säuren als Salzgründer ſich chemiſch anziehend zu bethätigen vermögen, ſo werden ſolche Grundſtoffe zu einer dergleichen möglichen baſiſchen Vereinigung beſtimmt, in deren Folge dann der alſo neu entſtandene Salzgründer mit der erregenden Säure zu einem Salze ſich verbindet; kömmt umgekehrt eine hinreichend ſtarke Salzbaſis mit dergleichen, weder einen Salzgründer noch einen Salzzeuger (d. i. eine Säure) enthaltenden Grundſtoffverbindungen zuſammen, ſo erzeugt der Salzgründer aus ihnen das Hervorgehen einer ſeiner Gegenziehung entſprechenden Säure, wobey denn nicht ſelten aus den übrigen Grundſtoffen der organiſchen Verbindung ein anderer Salzgründer erzeugt wird. Wird z. B. Aetzkali mit trocknem Eyweiß, Blut, Käſe, Cochenille ꝛc. zuſammengerieben, ſo erzeugt das Kali zunächſt Zuſammentreten von Kohlenſtoff mit 2 At. Sauerſtoff zu Kohlenſäure, die das Kali bindet, wodurch dann zugleich Ammoniak entſteht und frey wird.

Die erſte Idee über Stöchiometrie wird in dieſen Erläuterungen Kunkel zugeſchrieben. Der Vf. zeigt, daß Kunkel (geboren in Holſtein 1603 und geſtorben 1702) mittelſt der Waage nachgewieſen habe, daß die Grundſtoffe unter ſich, zumal wenn ſie zu Salzbeſtandtheilen und dieſe zu Salzen ſich verbinden, nicht in allen beliebigen, ſondern nur in wenigen feſten Gewichtsverhältniſſen chemiſch vereinbar ſind, und daß hierauf geſtützt die Chemiker des 18. Jahrhunderts der von Kunkel ausgeſprochenen Anſicht beypflichteten und dieſelbe erweiterten *).

Gleichwie in allen Stoffen überall beſtimmtes Grundmaaß geſetzlich waltet, ſo auch in allen chemiſch zuſammengeſetzten Stoffen geſetzliches Grundgewicht, nämlich das ſtöchiometriſche Miſchungsgewicht, dem gemäß jeder einzelne Grundſtoff jeden zweyten Grundſtoff in Beziehung auf jeden dritten Grundſtoff zu vertreten vermag, dem zufolge daher auch ähnliche Grundſtoffverbindungen gegen dergleichen dritte Verbindungen erſetzt und vertreten zu werden vermögen, ein Geſammtverhalten, welches in den Stand ſetzt, die chemiſchen Wirkſamkeiten der Stoffe nach ihren Maſſengrößen beſtimmen, in Rechnung zu nehmen und ſo die Lehre von der Stöchiometrie als Theil der angewandten Mathematik wiſſenſchaftlich begründen und verfolgen zu können.

Die zuſammengeſetzten Grundſtoffe theilt der Verf. in Vertreter der Metalle, in Metallmittler und Metallgegner ab. Was die Begründung der hypothetiſchen Unterabtheilungen der Alkaloidgründer, der Alkaloidulgründer ꝛc. anbelangt, müſſen wir auf das Werk ſelbſt verweiſen.

Das Anthrathion oder Carbon-Sulfid $= CS_2$ verbindet ſich gleich anderen Metallgegnern mit den Metallen, Verbindungen, welche Berzelius ſeiner Zeit Sulfocarbonate nannte. Als Gas wird es durch glühende Metalle zerſetzt, wobey ſich mit Kohle gemengte Schwefelmetalle bilden; mit ſtarken O-Salzgründern bildet es dagegen neben kohlenſauren Salzen auch Carbonſulfid-Salze.

Es werden hierauf die meiſten organiſchen Gebilde, ſowohl die in der Natur vorkommenden, als auch die durch Kunſt dargeſtellten mit ihren vorzüglichſten Eigenſchaften aufgeführt, wobey eines der ſtärkſten künſtlichen Alkaloide, das Platinamydul, erwähnt wird, welches ſich durch Kochen des Platinchlorürs mit Ammoniak bildet, daher von Reiſet als eine ſogenannte metaleptiſche Verbindung betrachtet wird.

Bey vielen unorganiſchen und organiſchen Verbindungen ſo wie bey einigen chemiſchen Proceſſen werden geſchichtliche Berichtigungen mitgetheilt, welche dem Leſer nicht anders als ſehr willkommen und belehrend ſeyn können.

Schließlich müſſen wir noch bemerken, daß die vorliegenden Erläuterungen überhaupt eine große Fülle von chemiſchen Thatſachen enthalten und daß, obgleich ſie vom Verf. urſprünglich nur für die Zu-

*) S. Joh. Kunkel von Löwenſtern. Vollſtändiges Laboratorium chymicum. Hamburg 1716. Vierte Auflage.

hörer der Experimentalphysik bestimmt waren, sie außerdem noch vorzüglich den Besitzern des bey Becher in Stuttgart erschienenen Handbuches der angewandten Naturlehre, so wie ganz besonders den Lehrern der Physik und Chemie erwünschte Belehrung und einen außerordentlichen Nutzen gewähren dürften.

A. Vogel sen.

Bijdragen tot de Dierkunde. Uitgegeven door het Genootschap Natura artis magistra, te Amsterdam. Tweede en derde Aflevering. Amsterd. 1851. gr. 4.

Wir haben über die erste, im Jahr 1848 erschienene Lieferung dieser werthvollen zoologischen Beyträge bereits in unsern Blättern (Bd. XXVIII. S. 113) Bericht erstattet, und fahren fort, von der so eben uns zugekommenen zweyten und dritten Lieferung eine Anzeige vorzulegen.

In der zweyten Lieferung sind folgende 6 Aufsätze enthalten.

I. Recherches d'anatomie comparée sur le genre Stenops d'Illiger, par J. L. C. Schroeder van der Kolk et W. Vrolik (S. 29 — 52 mit 2 Tafeln). — Wer mit der therologischen Literatur näher vertraut ist, wird sich bey erster Ansicht dieser Ueberschrift verwundern, die Namen zweyer Männer vereinigt zu finden, welche früherhin über denselben Gegenstand sich entzweyt hatten und in eine öffentliche Fehde gerathen waren. Ueber den Grund ihrer Vereinigung sprechen sie sich selber gleich zu Anfang ihrer Abhandlung folgendermaßen aus.

„Die in den anatomischen Werken von Cuvier, Meckel und Tiedemann zerstreuten Beobachtungen (über Stenops) hatte vor einiger Zeit jeder von uns durch besonders publicirte Abhandlungen zu ergänzen gesucht, die indeß eine Polemik herbeyführten, deren Heftigkeit wir beklagen. Gewiß war es das beste Mittel, den Fehler, den wir begangen hatten, wieder gut zu machen, daß wir die nämliche Arbeit gemeinschaftlich wieder aufnahmen. Die Erlangung eines vor Kurzem in dem Thiergarten der zoologischen Gesellschaft zu Amsterdam gestorbenen Loris Kukang setzte uns in den Stand, unsere Controversen zu vergleichen, sie hierauf zu beseitigen und so zur Erforschung der Wahrheit zu kommen. Wir wünschen der Wissenschaft einen wahren Dienst zu erzeigen, indem wir jetzt unsere wechselseitigen Beobachtungen, die wir als eine neue, durchgesehene, vermehrte und verbesserte Auflage unserer frühern Abhandlungen betrachten, publiciren. Derjenige, der zu wissen wünschte, worin diese neue Arbeit sich von den früher durch uns publicirten unterscheidet, möge sie mit einander vergleichen. Es dürfte aber besser seyn, sie zu vergessen, und sich auf das gegenwärtige Resultat einer Vereinigung zweyer Anatomen zu beschränken, welche vom Wunsche beseelt nützlich zu werden, sich glücklich schätzen, daß sie sich über jede kindische Regung verletzter Eigenliebe hinweg zu setzen vermocht haben."

Bekanntlich sind die Gelehrten in den Ruf gekommen — wir wollen nicht untersuchen ob mit Recht oder Unrecht — leicht erregbar zum Streite, aber schwer bewegbar zur Versöhnlichkeit und Nachgiebigkeit zu seyn. Hier haben wir vom Gegentheil ein erfreuliches Beyspiel. Zwey Anatomen, die zu den Notabilitäten ihres Faches zählen und über die Untersuchung des innern Baues der Loris in Differenz gerathen waren, gestehen offen und unumwunden, daß sie sich der daraus hervorgegangenen Fehde schämen, und benützen die Gelegenheit, einen frischen Leichnam eines Loris untersuchen zu können, dazu, die Zerlegung gemeinschaftlich mit einander vorzunehmen und sich an dem Befunde gegenseitig zu verständigen. So handeln Männer, die von wahrer Ehre den rechten Begriff haben, und ihre Verständigung hat die ersprießliche Folge gehabt, daß sie nun gemeinsam eine Monographie zu Stande gebracht haben, die durch ihre klare, genaue, die früheren Differenzen in den Angaben ausgleichende Auseinandersetzung eine Zierde der zootomischen Literatur geworden ist.

Den Gegenstand der gemeinsamen Untersuchung gab ein Stenops javanicus ab, und da Vrolik schon früher auch den Stenops tardigradus und gracilis einer Zerlegung unterworfen hatte, so waren die beyden Verfasser dieser Abhandlung im Stande, ihre

Beſchreibung über die ganze Gattung, die nur aus dieſen 3 Arten beſteht, auszudehnen. In das Detail derſelben können wir hier nicht eingehen, ſondern begnügen uns, noch der ſchönen Darſtellungen auf den beyden Tafeln zu gedenken.

Die erſte Tafel enthält die Abbildung des Gehirns vom Stenops javanicus nach vier verſchiedenen Anſichten, dann die der Zunge und Speichelorgane, und ferner mikroſkopiſche Zeichnungen vom Tapetum des Stenops javanicus, der Felis minuta, des Procyon lotor, der Kuh (nach Sömmerring copirt) und des Straußes, ſo wie der Gefäße der Choroidea des Kondors, der kein Tapetum hat. Auf der zweyten Tafel iſt abgebildet Herz, Magen, Blinddarm und äußere weibliche Geſchlechtsorgane des Stenops tardigradus und javanicus.

II. Over een steenachtig concrement in het gedarmte van een paard, door A. T. d'Ailly (S. 17 — 20 mit einer Tafel). — Im Darmkanal eines Pferdes wurde ein ſteinartiges Concrement gefunden, das ein Gewicht von 0,83 Pfund und eine unregelmäßig runde Form hatte. Von Farbe war es außen dunkel olivenfarben, ins Schwarze ziehend; nach Innen zeigte es unregelmäßige concentriſche Lagen. In der Mitte der Maſſe fand ſich als Kern ein ſehr harter erbſengroßer Körper, der ein verroſteter Nagelkopf zu ſeyn ſchien. Die chemiſche Analyſe ergab für dieſes Concrement folgende Zuſammenſetzung.

Innere Theile.		Aeußere Lage.
Feine Sandkörner	11,45	7,25
Phosphorſaurer Kalk	4,95	4,35
Phosphorſaure Magneſia und Ammoniak	38,50	34,00
Extractivſtoff	6,80	7,50
Harziger Stoff	2,00	2,45
Leimſubſtanz	1,00	Spuren
Unverdaute Pflanzenüberreſte	25,30	36,45
Eiſenoxyd	Spuren	Spuren
Waſſer	9,00	7,00
Verluſt	1,00	1,00
	100,00	100,00

III. Over Colobus verus, door H. S. Pel (S. 7 — 8 mit einer Tafel). — Dieſen Affen kannte man bisher nur aus der kurzen Beſchreibung, die ohne Beyfügung einer Abbildung van Beneden nach einem Exemplare des Pariſer Muſeums publicirt hatte. Pel, Reſident an der Küſte von Guinea und mit der naturhiſtoriſchen Unterſuchung beauftragt, erhielt ein zweytes Exemplar, ein Weibchen, das bey Dabocrom geſchoſſen wurde und von dem er eine genaue Beſchreibung und eine ſchöne colorirte Abbildung gibt. Aus der Abbildung des Schädels erſieht man, daß dieſes Thier, wegen geringer Entwicklung ſeiner Eckzähne, noch nicht die volle Größe erreicht hatte. Pel iſt der Meinung, daß die Gattung Colobus nicht mehr als 4 oder höchſtens 5 Arten zähle, denen er die übrigen in folgender Weiſe zutheilt.

1) Colobus Guereza.
2) Colobus ursinus. Syn. Semnop. personatus, S. polycomos, S. vellerosus, S. bicolor, Col. leucomeros und vielleicht auch noch Col. satanas.
3) Colobus ferrugineus. Syn. Col. ferruginosus, Semn. fuliginosus, Semn. Temminckii, Semn. Pennanti.
4) Colobus verus.

Die erſte dieſer Arten iſt von Abyſſinien; die drey andern wurden von Pel an der Goldküſte gefunden, wo C. ursinus ſehr häufig vorkommt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Die Realien in der Iliade und Odyssee von J. B. Friedreich. Erlangen 1851. Verlag von Ferd. Enke.

Unter Realien versteht der gelehrte und sorgfältige Bearbeiter des hier behandelten Gegenstandes, Hr. Prof. Dr. J. B. Friedreich in Erlangen, was man sonst die Antiquitates Homericae weniger genau zu nennen pflegt, und behandelt abgesehen von Sprache, Dialekt, Metrik und Critik, alles was an sogenannten Sachen im Dichter vorkommt oder erwähnt wird. Warum, wenn man auch das Hesiodische hier nicht mit einbegreifen wollte, die homerischen Hymnen, welche unmittelbar zum Cyklus der homerischen Gesänge gehören, ausgeschlossen wurden, ist nicht wohl abzusehen.

Uebrigens ist Homer oder vielmehr der unter seinem Namen begriffene epische Gesang, wie er die ganze vorhistorische Zeit der Achäer, aus der die hellenische erwuchs, darstellt, ein für sich bestehendes Ganze, gleichsam eine Welt für sich, die bey allen Analogien zwischen ihr und der spätern Zeit doch vieles der letztern Dunkles oder Räthselhaftes enthält und eben deßwegen nicht nur bezüglich der Sprache und Struktur der Rede, sondern auch bezüglich des Lebens, des Staates, der Sitten und Gebräuche zu einer großen Fülle oft verfehlter, oft controverser Untersuchungen Anlaß gegeben hat. Die Schriften des Plutarch und des Athenäus besonders, der Lexikographen und der homerischen Scholiasten; dann für die Religionsalterthümer die Bücher des Pausanias und für Geographie die des Strabo sind voll von solchen homerischen Untersuchungen oder von Nachrichten derselben und Mittheilungen aus ihnen und eine bis in die letzten Gründe eingehende Behandlung der Sache würde füglich bey jedem bedeutenden Punkte von ihnen beginnen. Der Verf. nimmt selten auf diese Quellen Rücksicht; er hält sich zunächst an das in dem Dichter selbst gegebene und an die Werke der neueren, welche denselben Gegenstand behandeln. Und allerdings war eine umfassende Behandlung dieser Realien, wie sie hier unternommen wird, ein Bedürfniß für das genauere homerische Studium, sowohl der Jugendlehrer als der Jugend wegen, da die früheren Werke darüber von Feith an bis auf das von Terpstra dürftig und ungenügend sind, und die Uebrigen nur einzelne Gegenstände behandeln oder homerische Monographien sind, welche sich zum Theil über das Einzelnste verbreiten.

Der Verf. hat sowohl den Inhalt der homerischen Gesänge als auch jene Schriften ihrer Sacherklärer sorgfältig erwogen, alles mit vielem Fleiße geordnet und verbunden und so über den reichhaltigen Gegenstand ein umfassendes Werk von 703 großen und ziemlich eng gedruckten Oktavseiten geliefert, das sich besonders zum Nachschlagen und nach Bedürfniß zum Lesen einzelner Abschnitte empfiehlt. Es fällt auf, daß die griechisch angeführten Worte, deren freylich nicht viele sind, ohne Accent und selbst ohne Spiritus geschrieben werden.

Damit hängt wohl auch zusammen, daß er sich, da wo die Erklärung des sächlichen von der

Erklärung dunkeler Worte und Redensarten abhängt, auf diese nicht einläßt, sondern das dahin Gehörige übergeht oder sich begnügt, die Meinungen Anderer darüber anzugeben. Er verfährt ebenso bey umfassenderen Sacherklärungen und man muß sich zufrieden geben, das zum Gegenstand Gehörige vereiniget, auch nach Umständen ergänzt zu finden, was darüber in den zahlreichen Schriften der Neueren vorgetragen wird.

Eine selbstständige Entscheidung hat er sich selten erlaubt und läßt es an Wiederholung der Gründe für und wider genügen. Dagegen führt er mit großer Vollständigkeit die Schriften an, in welchen man sich über den Gegenstand des weiteren belehren kann. Dieses sein Verfahren zeigt sich gleich zu Anfange, wo die Welt- und Erdkunde des Dichters kurz behandelt wird. Er bemerkt, die meisten alten Schriftsteller neigten sich zu der Ansicht, daß Homer genaue Kenntniß in der Welt- und Erdkunde gehabt habe, d. h. in dem was man zu ihren Zeiten davon wußte, wie Strabo und zum Theil Hipparch. Ihnen entgegen nähmen Andere eine Fiktion an, wie Eratosthenes, der behauptet habe, der Dichter brauche nur zu ergötzen nicht zu belehren, und könne daher erdichten, was und wie er wolle, was auch Homer gethan habe. Zwischen beyden hätten die Neueren einen Mittelweg eingeschlagen, indem sie weder bloße Erdichtung bey ihm angenommen, noch alles auf die jetzige (soll wohl heißen: später griechische) Welt- und Erdkunde zurückführten, und seyen von der Ansicht ausgegangen, Homer habe den Volksglauben seiner Zeit wiedergegeben und uns über die Art belehrt, „wie nach der Unvollkommenheit der jenesmaligen Kenntnisse sein Zeitalter sich eine Welt- und Erdkunde bildete.“ Hier wäre wohl das Richtigere, daß in den homerischen Gesängen überhaupt eine einigermassen abgeschlossene Welt- oder Erdkunde nicht gefunden wird; der Dichter aber keineswegs sich in irgend einer Weise dem „Volksglauben“ accommodirt, sondern einfach berichtet, was er selbst gesehen oder als Sage vernommen hat. Auch in der Sage sind oft die Keime historischer Ueberlieferung obgleich im mythischen Gewande wohl zu erkennen. So in der vom Lande der Cyklopen, vom Polyphemus mit Einem Auge auf der Stirn und von den Felsen, die er dem Odysseus nach dem Schiffe geschleudert hat. Der Aetna, dessen Auge mitten in der Nacht noch jetzo glüht und die Felsen, welche ihm gegenüber an der Küste von Catanea nach Taormine noch jetzo als hineingeschleuderte Brocken in dem Meere liegen, zeugen von der vulkanischen Natur des dem Homer überlieferten Mythus und von dem Lande, das er betrifft.

Hr. F. schließt den kurzen Abschnitt mit den Worten: „ohne uns weiter in eine Auseinandersetzung der verschiedenen Ansichten (über die man sich in den unten bezeichneten Schriften hinlänglich belehren kann) einzulassen, gehen wir sogleich zur Darstellung des hieher Gehörigen über,“ und führt in der Anmerkung die Schriften der Neueren, von Schönemann und Schlegel bis auf Grotefend (in den allgemeinen geographischen Ephemeriden, 48. Bd.) über die homerische Geographie an, und da er gleich darauf zu dem Einzelnen übergeht, und von Himmel- und Lufterscheinungen, Winden, von Tag, Monat und Jahr handelt, so ist allerdings die Aussicht für den Leser abgeschnitten, sich nach der Andeutung des Verf. einen deutlichen Begriff von der homerischen Anschauungsweise, so weit sie das Ganze betrifft, machen zu können. Wie bekannt, hat Voß vorzüglich die Ansicht bey Ansehen zu erhalten gesucht, daß Homer die Erde sich als eine Scheibe gedacht, mit dem Meere vom Hellespont an bis gegen den westlichen Einfluß des Oceanes in der Mitte, den Himmel als eine Halbkugel darüber und den Ocean selbst als Fluß und Gränze dieser Scheibe. Hr. Professor Friedreich folgt später §. 13 noch den von Voß dafür geltend gemachten Gründen dieser Ansicht, ohne, was ihm selten begegnet, daß er nämlich die Anführung einer bedeutenden Autorität übergehe, zu erwähnen, daß Gottfried Hermann diesen Hypothesen in seiner Einleitung zur Ausgabe der homerischen Hymnen einen sehr entschiedenen Widerspruch entgegengesetzt hat, wo er in der Epistola ad Ilgenium p. CXXI nach Aufzählung einer Reihe schlimmer Irrthümer von Heinrich Voß fortfährt: „Sed haec ablegemus ad Homericos illos et Hesiodeos terrarum orbes, ad amussim in tabula descriptos et angusto cinctos

amne oceani. Mihi quidem non tam mirum videtur, ab uno talia excogitari, quam miserandum, a multis credi. Allerdings liegt es sehr nahe, da der Ocean in Westen und in Osten erwähnt wird, ihn um die Erde herum gehend sich zu denken, wie es später gedacht wurde, wiewohl auch dann noch die Vorstellung eines verhältnißmäßig schmalen, den Erdrand umgebenden Flusses etwas Barockes und Undenkbares hat, und man über die Vorstellung einer in das Unbestimmbare hinausgedehnten Fluth (ῥοός) nicht hinwegkommt; aber der homerischen Anschauung liegt die vossische Vorstellung offenbar fern. Er kennt die von dem Helios beleuchteten Länder und als Gränze derselben den βαθύῤῥοος Ὠκεανός, aber Odysseus bekommt von der Circe die Weisung, durch den Okeanos zu segeln (Od. K. 508) ἀλλ' ὁπότ' ἂν δὴ νηὶ δι' Ὠκεανοῖο περήσῃς; dort werde er die flache Küste der Persephonia finden. Das Schiff soll er dort an den tiefstrudelnden Okeanos befestigen und in das Haus des Aides hineingehen. Odysseus vollzieht den Befehl, kommt dort zu den Gränzen des Okeanos und findet da nicht nur die Küsten der Persephone und das Haus des Aides, sondern auch Land und Volk der Kimmerischen Männer, denen die Sonne nicht scheint, weder wenn sie aufgeht noch wenn sie untergeht.

(Schluß folgt.)

Bijdragen tot de Dierkunde.

(Schluß.)

IV. Over eene nieuwe soort van Polynemus. Polynemus macronemus, door H. S. Pel (S. 9 — 10 mit einer Tafel). — Der Abtheilung der Fingerfische mit freyen Bruststrahlen, die länger als der Körper sind, fügt hier Pel 2 neue Arten bey, von denen er aber nur die eine durch eine ausführliche Beschreibung und eine Abbildung erläutert. Von Cuvier's Polynemus longifilis unterscheidet er sie folgendermaßen:

1. P. longifilis, radiis pectoralibus liberis 7.
2. P. macronemus n. sp. radiis pectoralibus liberis 5.
3. P. quatuordecemfilis n. sp. radiis pectoralibus liberis 14.

V. Beschrijving van eenen nieuwen roofvogel, Machaeramphus alcinus. Door G. F. Westerman (S. 29 — 30 mit einer col. Tafel). — Dieser von Malakka stammende Vogel unterscheidet sich durch den Schnabelbau von allen andern Untergattungen, in welche man die Linneische Gattung der Falken in neuerer Zeit vertheilt hat. Der Oberkiefer nämlich ist sehr hoch, ungewöhnlich zusammengedrückt und stark herabgekrümmt, mit ganzen, ungezahnten Rändern. Sonst kommt dieser Vogel im Habitus am nächsten den Untergattungen Pernis und Avicida, auch sind die Zügel wie bey diesen befiedert, die Zehen jedoch bey ihm weit länger. Die Federn des Hinterkopfs sind in einen Schopf verlängert.

VI. Beschrijving van eene nieuwe soort van Gaai, Garrulus Lidthii. Door G. F. Westerman (S. 31 — 32 mit einer col. Tafel). — Dieser Häher ist aus Indien gebracht worden, und ist dem Garrulus lanceolatus ähnlich, aber größer und von einer sehr verschiedenen Färbung.

Die dritte Lieferung enthält die nachstehenden Artikel.

I. Nieuw voorbeld van twee uitgegroeide stoottanten, aan denzelfden Narwal-Schedel, door G. Vrolik (S. 21 — 28 mit einer Tafel). — Zu den großen Seltenheiten in den Sammlungen gehören solche Narwall-Schädel, bey denen aus der Oberkinnlade zwey Stoßzähne hervorragen, während in der Regel nur der linke Zahn entwickelt ist, der rechte aber im Kiefer verborgen bleibt. Obwohl nun aus Scoresby's Beobachtungen bekannt ist, daß wirklich zuweilen Narwalle mit zwei vorragenden Stoßzähnen gesehen werden, so haben doch viele Naturforscher die Aechtheit des zweyten Zahnes an den in den Sammlungen aufbewahrten zweyzähnigen Schädeln bezweifelt, und Owen erklärt in einem solchen Falle den zweyten Zahn geradezu für künst-

lich eingesetzt, weil seine Windungen nicht gegen die des andern, sondern in gleicher Richtung mit ihnen laufen. Vrolik führt nun aus seiner eigenen Sammlung ein neues Beyspiel an, wo an einem Narwallschädel zwey lange Stoßzähne vorragen und sieht beyde für ächt und ursprünglich an, obwohl ihre Windungen ebenfalls in gleicher Richtung miteinander verlaufen. Beyde Zähne sind noch durch vertrocknetes Zahnfleisch an den Oberkiefer geheftet und ihre Spitzen sind abgebrochen; der rechte ragt um 1,8 und der linke um 1,6 Metre vor. Der Schädel scheint von einem Weibchen herzurühren und es ist bemerkenswerth, daß an ihm die Asymmetrie der Seiten auffallend geringer ist, als an den Schädeln, bey denen sich nur der eine Zahn entwickelt hat.

II. **Description d'une nouvelle espèce du genre Eryx, Eryx Reinhardtii, par H. Schlegel** (S. 1 — 3 mit einer schwarzen Tafel). — Der ausführlichen Beschreibung dieser neuen, von der Goldküste kommenden Art fügt der Verf. weitere Bemerkungen bey, indem er zeigt, daß die durch Dumeril und Bibron vorgenommene Trennung der Gattung Eryx in 2 : Eryx und Platygaster, nicht haltbar ist, weil die neue Art Merkmale beyder an sich trägt.

III. **Descriptions de plusieurs espèces nouvelles du genre Lophyrus par H. Schlegel** (S. 4 bis 6 mit 2 col. und schwarzer Tafel). — Schon Kuhl hatte darauf aufmerksam gemacht, daß auf Java außer dem großen Lophyrus tigrinus noch eine andere kleinere Art vorkomme. Boie gab ihr den Namen L. Kuhlii, ohne daß jedoch seine Beschreibung publicirt wurde. Die reichen Sendungen, die von den sundaischen Inseln nach Leyden gelangten, boten Schlegel, einem unserer tüchtigsten Herpetologen, die Gelegenheit dar, neue Untersuchungen über diese Thiere anzustellen, als deren Resultat es sich ergab, daß nicht bloß die zweyte Art vollkommen begründet ist, sondern daß sie auch auf Sumatra gefunden wird; ferner daß auf dieser Insel noch eine andere Art, von ihm L. sumatranus benannt, sich aufhält, und daß Borneo ebenfalls eine eigenthümliche Species, die er als L. Bornensis bezeichnet, zu besitzen scheint.

IV. **Beschrijving van eene nieuwe soort van Marter, Mustela (Martes) Henrici. Door G. F. Westerman** (S. 13 — 14 mit einer color. Tafel). — Auf Java, Sumatra und Borneo kommt ein Marder vor, der in seiner Färbung viele Aehnlichkeit mit der in Vorderindien lebenden Mustela flavigula s. Hardwicki hat, so daß er auch von S. Müller zu einer Art mit dieser letzteren gerechnet wurde. Temminck war dagegen anderer Meinung und trennte den Marder der sundaischen Inseln specifisch vom festländischen, indem er ihn im Leydner Museum als Mustela Henrici bezeichnete. Westerman tritt dieser Ansicht bey und gibt folgende unterscheidende Merkmale an. Bey M. flavigula ist der Kopf oben, Wangen, Ohren, ganzer Nacken bis zu den Schultern dunkelschwarz, was bis unter die Ohren und an den Halsseiten sich ausbreitet. Bey M. Henrici dagegen ist der Kopf oben und an den Seiten, Ohren und Nacken lichtbraun, was sich an den Seiten des Halses und Kopfes nur zu einer Linie ausbreitet, die ein wenig über den untersten Winkel des Ohres hinläuft und längs der Halsseiten durch einen schwarzbraunen Streifen von dem großen gelben Kehlfleck getrennt wird, der bey M. flavigula viel kleiner ist. Ferner ist bey M. Henrici der Vordertheil des Rumpfes stets mehr oder minder kastanienbraun, während er bey M. flavigula meist weißlichgelb ist oder bisweilen ins Schwärzliche zieht. Ref. will hiebey bemerklich machen, daß er dieselben Unterschiede auch bey den Exemplaren der hiesigen Sammlung wahrgenommen hat.

V. **Beschrijving van twee nieuwe soorten van Meezen, door G. F. Westerman** (S. 15 bis 16 mit einer col. Tafel). — Die beyden neuen Arten von Meisen sind in Mexico gefunden worden. Die erste hat vom Prinzen L. Bonaparte den Namen Parus (Lophophanes) Wollweberi und die andere den Namen Pysaltriparus personatus erhalten; Westerman zeigt jedoch, daß letztere zu Psaltria gestellt werden müsse.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. ***De republica Alamannorum commentarios*** **scripsit** ***Johannes Merkel***, **J. U. D. Illustrandis legum Alamannicarum libris. Prostat Berolini apud Wilhelmum Hertz 1849.**

II. ***Monumenta Germaniae historica.*** **Edidit** ***G. H. Pertz.*** **Legum tom. III. fascic. I.** ***Lex Alamannorum*** **edente** ***Johanne Merkel.*** **Hannoverae 1851.**

Die hiſtoriſche Erkenntniß des ältern deutſchen Rechtes und die Kritik der alten Volksgeſetze iſt in neuerer Zeit durch mehrere Schriften von Merkel, deſſen umfaſſende und gediegene Gelehrſamkeit in der That an den Wiſſensreichthum Jakob Grimms erinnert, in ſehr erheblichem Maaße gefördert worden. Die beyden oben benannten Werke über das öffentliche Leben der Alamannen und das Alamanniſche Volksgeſetz zeugen wieder von dem eminenten Fleiße und dem durchdringenden Scharfſinne dieſes noch jugendlichen Gelehrten und ſind ſchwer beladen mit fruchtbaren Bemerkungen und reich an neuen Aufſchlüſſen. Der Geſchichtsforſcher — für dieſen haben ſie natürlich einen höhern Werth noch als für den Juriſten — wird in denſelben mannichfaltige Belehrung und Anregung finden, der Rechtshiſtoriker insbeſondere darin einen vollen Schatz intereſſanter Notizen und Wahrnehmungen erkennen. Wir ſind zwar lebhaft von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die national-deutſche Rechtswiſſenſchaft mehr als es bisher geſchehen iſt, ſich dem modernen praktiſchen Leben und der Rechtsbildung unſerer Tage zuwenden muß, wenn ſie ihre Aufgabe erfüllen und als lebendige Wiſſenſchaft den Rang und Einfluß erwerben und ſichern will, auf welche ſie neben der romaniſtiſchen Jurisprudenz Anſpruch macht. Wir haben die Meinung, daß das Hängenbleiben in den Vorhallen der altgermaniſchen und der mittelalterlichen Rechtsgeſchichte vom Uebel ſey. Dieſe Ueberzeugung aber darf uns nicht hindern, Arbeiten wie die vorliegenden für ſehr verdienſtlich zu halten und mit aufrichtigem Dank zu empfangen.

Die erſte Schrift war beſtimmt, als Einleitung zu dem alamanniſchen Volksgeſetze in den Pertziſchen Monumenta zu dienen, und iſt daher ebenfalls in lateiniſcher Sprache geſchrieben, was zumal bey dem gedrungenen Styl des Verfaſſers die Benutzung immerhin erſchweren wird. Sie verfolgt das Schickſal des alamanniſchen Volksſtammes von dem Eintritte desſelben in die Geſchichte an, bis gegen Ende des XIII. Jahrhunderts, theilweiſe noch in das XIV. Jahrhundert hinein, zeichnet die öffentlichen Rechtsverhältniſſe in ſcharfen Umriſſen und beſpricht die auf einander folgenden alamanniſchen Rechtsquellen.

Es werden folgende Perioden unterſchieden:

1) Aelteſte Geſchichte von 213, als die Alamannen zuerſt am Maine mit dem römiſchen Kaiſer Caracalla zuſammenſtießen, bis 371. Die Zeit der erſten Kämpfe mit den Römern und der theilweiſen Beſitznahme der alamanniſchen Länder, am Rhein und Main. Merkel nimmt an, daß die älteſten Gaue (pagi) der Alamannen bloße Zenten (centenae) und die alamanniſchen Fürſten,

Herzoge, Könige nur Zentgrafen gewesen seyen. Die höhere Gauverfassung, in welcher die Zenten eine untergeordnete Stellung haben, schreibt er erst der Anordnung der fränkischen Könige zu. Diese Auffassung hat aber weder eine innere Wahrscheinlichkeit für sich, noch ist sie durch Zeugnisse begründet. Die Ausbildung der Zentverfassung und die Neigung zu großer Selbstständigkeit der Zenten scheint auch mir ein charakteristischer Zug des alamannischen Wesens, der im XIII. Jahrhundert und später noch fortwirkt. In meiner Zürcherischen Rechtsgeschichte habe ich von diesem Punkte aus die mittelalterliche Vogteygerichtsbarkeit, und in der Geschichte des schweizerischen Bundesrechtes die Entstehung der Urkantone zu erklären versucht, und kann mich nur darüber freuen, für jene Grundansicht in den Forschungen Merkels neue Bestätigung zu finden. Aber meines Erachtens geht Merkel in dieser Richtung zu weit, wenn er das alamannische Gemeinwesen schon in der ältesten Zeit in eine Menge verhältnißmäßig kleiner und doch von einander ganz unabhängiger Zenten zerbröckelt. Die Römer haben wohl Gaue und Zenten pagi genannt, auch wohl beyde gelegentlich verwechselt; aber die Eintheilung in Gaue und Zenten ist offenbar nicht eine specifisch fränkische, sondern eine gemeinsam germanische und beruht theils auf der typischen Vorstellung der Germanen von der Gliederung des Stammes und dem Organismus des Heeres, theils auf den praktischen Interessen der Einigung des Volkes und Landes. In der Realität hat freylich die Verfassung sich nicht genau und nicht vollständig an jene typische Vorstellung angeschlossen. Diese ist aber überall erkennbar als politischer Grundgedanke, nach welchem der ganze Volksstamm in 10 Gaue, und jeder Gau hinwieder in 10 Zenten zerfällt. Wie diese unter Zenthäuptlingen, so stehen die Gaue unter den Gaugrafen und der ganze Stamm erhält seine sichtbare Einheit der Leitung in dem Volkskönige. Auch die letztern sind selbst da in der Verfassungsanlage als Entwicklung der Zukunft indicirt, wo anfangs noch keine Könige bestanden. Phillips und Waitz haben das überzeugend näher nachgewiesen. Wenn aber Cäsar (Bell. gall. IV. 1) den Suevischen Völkern 100 pagi zuschreibt, so hatte er nicht Zenten sondern wirkliche Gaue im Sinn, denn er berichtet, daß jeder Gau 1000 Mann in's Feld stelle; und darüber hatte der große römische Feldherr sicherlich gute Nachrichten, denn für ihn war die Stärke des Heeres die wichtigste Frage. Tacitus dagegen dachte, wenn er von pagi sprach, meist an die Zenten, indem er (Germ. 6) von diesen nur 100 Krieger zum Heere stellen läßt, eine Zahl, die im Mittelalter noch für die Vogteyen von Bedeutung ist. Daher schrieb denn auch Tacitus dem Volksstamme der Semnonen, welche nur einen Theil der Suevischen Völkermasse ausmachen, 100 pagi zu. Seine pagi sind daher nur Zehntel der pagi des Cäsar, d. h. Zente der Gauen.

Ueber die alte ständische Gliederung der Alamannen, welche ebenfalls in dieser Periode von Merkel zur Sprache gebracht wird, werden später noch einige Bemerkungen folgen.

2) Zweite Periode von 371 bis 452. Vordringen der Alamannen über den Rhein und Nachrücken der mit ihnen verbundenen und nahe verwandten Schwaben. Das Verhältniß der beyden Stämme, die bald unter dem gemeinsamen Namen zuweilen der Alamannen, zuweilen der Schwaben (Suevi) zusammengefaßt, bald wieder unterschieden werden, ist noch nicht genau ermittelt. Die sicherste Auskunft ist vielleicht in der Mundart und den eigenthümlichen Sitten und Gebräuchen des Volks zu finden, welche trotz Jahrhunderte langer Durchkreuzung der politischen Landestheilung sich noch bestimmt sondern. In dieser Beziehung gehören die deutsche Schweiz größtentheils, der Schwarzwald und das Elsaß als eigentlich alamannisches Land zusammen, und sind von dem nördlich und östlich angrenzenden eigentlichen Schwaben wohl zu unterscheiden.

3) Dritte Periode von 452 bis 511. Besiegung der Alamannen durch die Franken, und Unterwerfung des nördlichen Theils von Alamannien unter die Frankenherrschaft, freywillige Unterordnung des südlichen Theils unter die Ostgothen.

4) Vierte Periode von 511 bis 638. Vereinigung der Alamannen unter der Oberherrschaft des ostfränkischen Königthums, Einführung des Chri-

ſtenthums und der fränkiſchen Staatskultur in ganz Alamannien.

In dieſe Zeit gehört das älteſte alamanniſche Volksgeſetz, deſſen drey noch vorhandene Fragmente Merkel in einer Pariſerhandſchrift des IX. Jahrhunderts entdeckt und in den Documenten mit genauer Bezeichnung ihrer Eigenthümlichkeit als „Pactus legis Alamannorum“ herausgegeben hat. Er verlegt dieſen erſten alamanniſchen „Pacht“ (ein Ausdruck, der bekanntlich zur Zeit des Schwabenſpiegels noch gebräuchlich war) in die Regierung des Königs Chlotar I. (555—561).

In dieſem Stück findet ſich die wichtige Stelle über das Wergeld der alamanniſchen Stände II. 37 ff. Es werden unterſchieden

a) *barones de mino fledis*, die ein Wergeld von 160, die Frauen von 320 Schillingen haben,

b) *mediani Alamanni*, mit einem Wergeld von 200, die Frauen von 400 Schillingen,

c) *primi Alamanni*, mit einem Wergeld von 240, die Frauen von 480 Schillingen.

Ueber dieſe Ordnung der Stände nun trägt Merkel durchaus neue Anſichten vor, und gründet auf dieſelben eine Reihe von gewagten Vermuthungen, deren Wahrſcheinlichkeit wir indeſſen entſchieden verneinen müſſen. Er vergleicht dieſe Stelle mit dem neuen alamanniſchen Geſetz Chlotars II.

c. LXIX. worin 1) das Wergeld des Freyen (liber) auf „zweymal 80“ Schillinge,
2) das des „*medius Alamannus*“ auf 200 und
c. XVII. 3) das des Freygelaſſenen auf 80 Schillinge geſetzt wird.

Es liegt ſicher ganz nahe, in beyden Stellen die nämliche Ordnung und Werthſchätzung der Stände zu erkennen. Sie ergänzen, beſtätigen und erklären ſich wechſelſeitig, ſobald wir nur die auch ſonſt wahrſcheinliche germaniſche Volkseintheilung der drey Stände: Adel (primi), Freye (liberi = barones de mino-fledis) und Halbfreye (Liti) zu Grunde legen, deren Wergeld ſich verhält wie 3 : 2 : 1, und zwiſchen welche dann die durch Amt oder Vaſallennexus ausgezeichneten Mittelfreyen *medii mediani* im Verhältniß von $2\frac{1}{2}$ hineingeſchoben worden. Ich habe bey Gelegenheit des alamanniſchen Formelbuchs (Gel. Anz. 1850 No. 50) in dieſen Blättern weitere Gründe für dieſe Anſicht vorgetragen. Neuerdings iſt durch Karl Simrock „die Edda,“ ein ſehr wichtiges und entſcheidendes Zeugniß für jene drey Urſtände bekannt geworden, welches ganz geeignet iſt, den Streit in der Hauptſache endlich abzuſchließen. In der älteren Edda nämlich findet ſich ein Lied, welches die Entſtehung der drey Stände unmittelbar an die alte Götterlehre und den religiöſen Mythus der Germanen anknüpft. Das aber iſt ſicher ein unverwerflicher Beweis, daß die ſtändiſche Gliederung von dem Volke als eine urſprüngliche, von den Göttern ſelbſt geordnete betrachtet wurde. Dann aber iſt es ſicher nicht befremdend, woran Merkel Anſtoß genommen hat (Pactus I. No. 64), daß die Einheit des Wergelds bey dem unterſten Stande angenommen und mit den höhern Stufen vervielfältigt wird. Urſprünglich hat man ſich dieſen unterſten Stand nur nicht als Freygelaſſene zu denken, ſondern als einen in ſich begründeten erblichen niedern Volksſtand, in den die Freygelaſſenen ſpäter eintraten, wie bey den Römern die libertini in den Stand der *clientes*.

(Fortſetzung folgt.)

Die Realien in der Iliade und Odyſſee von J. B. Friedreich.

(Schluß.)

Man hat gleichwohl gegen die ausdrücklichen Worte des Dichters die Kimmerier dieſſeits des Okeanos geſetzt. Wie wäre das möglich, da dann die Kimmerier gerade dahin gebracht werden, wo die Sonne untergeht? Mit Bergen, die Voß nach Muthmaßung der Spätern dahin ſtellt, iſt auch nichts geholfen; die können wohl das Land beſchatten, aber nicht

bewirken, daß es fortwährend in Nacht und Dunkelheit eingehüllt ist. Es bleibt also nichts übrig, als die Worte des Dichters zu verstehen, wie sie vorliegen und anzunehmen, daß nach homerischer Vorstellung Odysseus, nachdem sein Schiff das Meer verlassen, über den Okeanos hinwegsegelt und wie er an die Gränzen desselben (ἐς πείρατα) gelangt, sich ausserhalb des Sonnenreiches in einer andern Welt, in einem novus orbis, dem Reiche der Nacht befindet, in welchem die Kimmerier wohnen, das Haus des Hades ist und was außerdem davon berichtet wird.

Der Verf. folgt dann den weiteren Stoffen, welche Welt- und Erdkunde ihm an die Hand geben und handelt vom Erdkörper, von den Meeren, Flüssen, Quellen, den Bergen, den einzelnen Ländern und ihrer Geographie und vom Aufenthalte der Abgeschiedenen. Dann folgt mit vieler Sorgfalt und großer Vollständigkeit aufgeführt, was über Mineralien, Pflanzen und Thiere beym Dichter vorkommt. Doch ist vergessen anzuführen, aus welchen pflanzlichen Stoffen (Il. σ, 595 und anderwärts) τῶν δ' αἱ μὲν λεπτὰς ὀθονας ἔχον οἱ δὲ χιτῶνας die ὀθόναι λεπταὶ bestanden haben. Die Frage wurde neulich von dem großen Geographen Karl Ritter in seiner in der Berliner Akademie gelesenen Abhandlung über die Verbreitung der Baumwolle aufgenommen und behandelt. Hierauf folgt die Lehre von dem Menschen, seinen physischen Beschaffenheiten und einzelnen Theilen; dann dem Psychischen mit den Grundbegriffen der homerischen Psychologie, den Krankheiten, dem Tode.

Zu wünschen wäre gewesen, daß von der Darstellung der psychischen Zustände der Verfasser, ehe er zu den Grundzügen des Charakters kam, bestimmter auf die geistigen Funktionen, auf das, was dem Dichter Denken, Entschließen und Handeln ist, auf das Oertliche und die Mittel dieser Thätigkeiten eingegangen wäre, von dem Psychischen also das eigentlich Logische, soweit es in den Homer gehört, bestimmter geschieden hätte. Denn hängt auch nach den Vorstellungen des Dichters empfinden und denken, wahrnehmen und urtheilen innerlich zusammen, und verfließt auch nicht selten die eine Vorstellung

mit der andern, so tritt doch das Denken als die höhere Potenz, das νόημα an mehreren Stellen bestimmt hervor und ist außer Verkehr mit φρένες, θυμὸς oder ἦτορ, obgleich in dem Gebiet der Organe von diesen mit eingeschlossen, da eine Betheiligung des Hauptes und des Gehirnes an den geistigen Verrichtungen beym Dichter nicht gedacht oder erwähnt wird. Der Verf. legt dann mit gleicher Vollständigkeit die Verhältnisse der Geschlechter, der Eheleute, der Familienglieder dar, die der Sclaven, der Freunde, der Gastfreunde und der Fremdlinge, und geht dann zur Bekleidung und zur gymnastischen Pflege, zu Speisen und Getränken über; hierauf folgen die Beschäftigung, Thierzucht, Landbau Handel und Gewerbe, Baukunst und Herstellung der Geräthe, Unterhaltung durch Gesang, Musik, Tanz, Gymnastik und Spiele; dann das Kriegswesen. Die Staatsform, die Verhältnisse des Volkes zu den Mächtigen und Königen, Recht und Rechtspflege reihen sich an und diesem, was über Kultus, Priester und Mantik zu sagen war. Der Verf. geht dann noch auf das Einzelne, auf die Heroen und ihre Persönlichkeiten über und schließt mit der Lehre von den Göttern, von ihrer Natur, ihrem Aufenthalte, ihrer Herrschaft und dem, was über Einzelne und ihren Einfluß zu sagen war. Es würde die Gränzen dieser Anzeige überschreiten, wenn wir in die einzelnen Abschnitte eines eben so reichhaltigen als wohlgeordneten Werkes folgen wollten. Es erübrigt nur noch, daß wir das Verdienst anerkennen, welches er sich um die Verbreitung der Kunde der homerischen Realien oder Alterthümer erworben hat und sein Buch der ihm gebührenden Beachtung, besonders Seitens der Schulmänner empfehlen.

Fr. Th.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. *De republica Alamannorum commentarios etc.*

II. *Monumenta Germaniae historica.*

(Fortsetzung.)

Der Mythus der Edda, der für die älteste Rechtsgeschichte der Germanen sehr wichtig ist, erzählt die Begründung der Stände folgendermassen: Der Ase Heimdall zog unter dem Namen Rigr über das Land. Da traf er zuerst ein Haus mit offener Thüre und ging hinein. Darin saß in schlechtem Gewand ein Ehepaar, Ai und Edda (Urgroßvater und Urgroßmutter). Er setzte sich zu ihrem Tische, aß mit ihnen schweres Brod und Fleisch vom Kalb, und schlief während drey Nächten in ihrer Mitte. Nach neun Monaten wurde dann von der Edda ein Knabe geboren von dunkler und rauher Haut, knotigen Gliedern und unschönem Gesicht, Thräl (der Knecht), der die Magd Thyr heirathete und der Stammvater der Knechte wurde, welche Aecker misten, Schweine mästen, Geißen hüten und Torf graben. Auf der weiten Fahrt kam Rigr an ein anderes Haus, zu Ati und Amma (Großvater und Großmutter), beyde von besserem Wuchs, der Mann mit Weben, die Frau mit Spinnen beschäftigt. Auch da verweilte er drey Nächte; und wieder nach neun Monaten wurde ein Knabe geboren, Karl mit Namen, mit rothen Wangen und funkelnden Augen. Als er heranwuchs, zähmte er Stiere, zimmerte Wagen, baute Häuser und Scheunen und bestellte das Feld. Dann heirathete er die Snör und zeugte mit ihr das Geschlecht der freyen Bauern. Endlich kam Rigr zu einem höheren Hause, in dessen Saale Vater und Mutter saßen, in weiten Gewändern, der Mann Bogen und Pfeile versuchend, die Frau im Schleier, Geschmeide an der Brust. Auch bey ihnen verblieb er drey Nächte: und neun Monate nachher ward ein Knabe geboren, Jarl genannt, mit lichten Locken, leuchtender Wange, scharfen Augen. Als der Knabe aufwuchs, lernte er Linden schälen, Sehnen winden, den Bogen spannen, Pfeile schäften, Spieße werfen, Lanzen schwingen, Hengste reiten, Hunde hetzen, Schwerter ziehen, den Sund durchschwimmen. Rigr selbst nahm sich der Erziehung an und lehrte ihn die Wissenschaft der Runen, und gab ihm Erb und Eigen und Ahnenschlösser in reichem Maße. Dann vermählte sich Jarl mit der adelichen Erna und ward der Stammvater der Edlen, der Fürsten. Die Sage enthält noch manche feine Züge über das Wesen der drey Urstände. Das Hervorgehobene aber genügt, um die ursprüngliche Anschauung des Volks über die verschiedenen Stände, die alle drey gewissermassen zu seinem Leibe gehören, klar zu machen. Die eigentlichen Sclaven gehören keineswegs dazu. Diese sind, das weiß Volk und Sage gar wohl, kein Urstand, sondern erst durch Krieg und Gewalt in die Eigenschaft gerathen.

Kehren wir zu Merkels Auffassung zurück. Statt die beyden Stellen des alten Pacht und der Chlotharischen Gesetzgebung in Uebereinstimmung zu finden, glaubt er dieselben widersprechen sich. Die *primi* Alamanni der ersten Stelle hält er wieder mit Eichhorn und Wilda nicht für den alamannischen Adel, sondern für einfache Freye und erklärt sie für gleichbedeutend mit den *liberi* der zweyten Stelle.

Um deßwillen nimmt er an, die 240 Schillinge Wergeld jener primi und die 160 Schillinge dieſer liberi ſeyen die gleiche Summe, folglich dort ältere (leichtere) Schillinge von 2 Tremiſſes, hier neuere durch die Franken eingeführte ſchwerere Schillinge von 3 Tremiſſes gemeint. Allein es iſt an ſich nicht wahrſcheinlich, daß die einfachen Freyen als „*primi*“ oder „*meliorissimi*“ bezeichnet werden. Was bliebe dann für den Adel für ein Ausdruck übrig? Ueberdem wäre bey jener Annahme von dem Wergelde des Adels gar keine Rede in dem Geſetz. Die, welche einen alten Volksadel leugnen, werden ſich freylich leicht über dieſe Bedenken hinweg ſetzen. Dafür gerathen ſie denn aber auf anderer Seite in neue Verwicklung, denn ſowohl die Zeugniſſe der Geſchichte als die Analogie der übrigen germaniſchen Völker ſowie die ganze Anlage der alt-germaniſchen Verfaſſung weiſen ſo beſtimmt auf die Exiſtenz auch eines alamanniſchen Adels hin, daß ſie ſich mit dieſen unmöglich zurecht finden können, ohne die ganz moderne Vorſtellung von ich weiß nicht welcher germaniſchen Urdemokratie aufgeben zu müſſen. Es iſt neuerlich häufig nicht mehr beachtet worden und liegt doch dem unbefangenen hiſtoriſchen Sinne ſo klar vor, daß ſchon von Anfang an alle politiſchen Zuſtände aller germaniſchen Völker aus monarchiſchen ariſtokratiſchen und demokratiſchen Elementen zugleich zuſammengefügt ſind. Auch die alamanniſchen Häuptlinge waren ſicher alter Volksadel.

Die *mediani Alamanni* und die *medii Alamanni* der beyden Stellen hält er ſodann trotz ihres Namens nicht für Alamannen, ſondern für Franken, die in Alamannien wohnen. Es iſt dieſe Auslegung ſo unglaublich, daß ich erſt nach mehrmals wiederholter Lektüre mich habe überzeugen laſſen, daß Merkel wirklich dieſe Meinung gewagt habe. Zum Beweiſe will ich ſeine Worte herſchreiben. Comment. III Note 39. „Deinde *Francos* c. a. 536 imperio id assecutos esse, ut *ipsi* viri gildum lege sua introductum tamquam *medii* inter Alamannos haberent.“ Lex Alam. Part II. Note 64.: „tum Francorum dominatione evanuisse antiquum libertini jus civile, et ordines statuliberorum ita aestimari coepisse — medium Alamannum *sive Francum* 200 solid.“ Die Sonderbarkeit dieſer Interpretation wird noch befremdlicher, wenn man bedenkt, daß nach ihr die mittleren Alamannen d. h. Franken in dem Pactus ein Wergeld von 240 leichten und einige Jahre ſpäter in dem Chlotharischen Geſetz von 240 ſchweren Schillingen hätten, ferner, daß jene in dem Pactus niedriger geſchätzt waren, als Alamanniſche Freye, ungeachtet ſie zu dem mächtigeren Volke gehören, und in dem Geſetze Chotars höher als die Erſten der Alamannen, obwohl ſie noch die „Mittlern“ heißen. So häufen ſich, bloß um der willkührlichen Annahme willen, daß die Solidi der beyden Geſetze nicht dasſelbe bedeuten, und daß die primi einfache Freye ſeyen, die Unwahrſcheinlichkeiten. Wie einfach ſtellt ſich dagegen Alles, wenn wir die mediani Alamanni für gehobene mittelfreye Alamannen halten, die zwiſchen Freye und Adel in die Mitte treten, und in beyden Geſetzen das nämliche Wehrgeld haben, das der mächtige Stamm der freyen Franken beſitzt?

Die *barones de mino fledis* endlich, in denen wir die einfachen, durch Nichts ausgezeichneten freyen Alamannen erkennen, die Bauern von minderm Geſchlecht hält Merkel für die Alamannen, welche eine Zeit lang unter römiſcher Herrſchaft geſtanden und deßhalb nach der Wiedervereinigung mit ihren ſiegreichen Volksgenoſſen eine Stufe tiefer als dieſe geſtellt worden ſeyen. Er behauptet überdem, dieſe barones de mino fledis oder Leti ſeyen bald nach dem Pactus zum zweyten Male geniedert und den Liten, beziehungsweiſe Freygelaſſenen gleichgeſtellt worden, und dieſe zweyte Herabſetzung ſey durch den Einfluß der fränkiſchen Könige geſchehen. Auch hier häufen ſich die Unwahrſcheinlichkeiten. Es iſt nicht glaublich, daß in Folge der Wiedervereinigung der frey gebliebenen und der unter Römerherrſchaft geweſenen Alamannen ein neuer Stand geſchaffen und zwiſchen die beyden nach Merkel urſprünglich allein berückſichtigten Stände der ingenui (240 Sol.) und libertini (80 Sol.) hineingeſchoben worden ſey. Schon dieſe Zahlen deuten auf eine ältere Abſtufung von 80, 160, 240. Vielmehr ſind auch die römiſchen Alamannen

wohl nun wieder eingereiht worden in die bestehenden Stände, und da mag es wohl seyn, daß nur ein Theil derselben ihre alten Standesrechte noch behaupten konnte, ein anderer Theil aber, der unter den Römern den Colonen ähnlich behandelt worden war, trotz des freyen Blutes nur noch den Liten und Freygelassenen gleiches Recht erlangte, und sich mit dem geringen Wergeld von 80 Solidi begnügen mußte. Aber wie diese Verhältnisse auch damals geordnet worden seyn mochten, so scheint eine zweyte Herabsetzung der vormaligen Leten durch die Franken mitten im Frieden durchaus unnatürlich. Ständische Verhältnisse sind überhaupt von Natur sehr zähe. Sie waren es ganz besonders in der ältern Zeit, welche auf die Ueberlieferung des Blutes einen viel größeren Werth legte, als es in unserer Zeit vernünftig scheint. Da ließ sich nicht durch Gesetze mit den Ständen so beliebig umspringen und bald so bald anders bestimmen.

In die nemliche IV. Periode um das Jahr 620 versetzt Merkel die alamannische Gesetzgebung Chlothars II. in 75 §§. durch welche vornämlich für die neue christliche Kirche gesorgt wurde. Er weist nach, daß unter dem Chlotar, der 33 Bischöfe, 34 Herzöge und 65 Grafen zur Seite hatte, nicht der erste, sondern der zweyte zu verstehen sey. Unter dem Titel: *Lex Alamannorum a Klothario constituta* theilt er dieses Gesetz aus den Codices A. und B. mit.

In diesem Gesetz kommt auch VIII. B. die Erwähnung der „freyen Gotteshausleute“ vor, mit denen die „Königsleute“ (coloni regis) XXIII. 1. verglichen und welche den übrigen Alamannen gleichgestellt werden, ein neuer Beleg für unsere Annahme, daß die barones de mino fledis die Masse der einfachen und minderen Bauern umfaßt habe, ob sie nun auf eigenem oder grundherrlichen Boden gesessen waren.

Ebenso das dritte Stück im Jahr 630, das Merkel als *leges Chlothariano codici adjunctae sive legum liber secundus* bekannt macht. §§. 76 — 97. und das vierte von ungewissem Jahr: „*Additamenta sive legum liber tertius* §§. 98 — 104.

Erst von dieser Chlotharischen Gesetzgebung an, will Merkel die politische Organisation von Alamannien datiren, nach welcher ein Herzog an der Spitze des ganzen Stammes stand, unmittelbar unter dem ostfränkischen Königthum, und Gau- und Zentgrafen als Richter in die Gaue und Zente gesetzt wurden. Möglich ist es, und sogar wahrscheinlich, daß diese Einrichtung durch die Franken wieder fester geordnet und namentlich auch die Aemter in größere Abhängigkeit je zu den obern Würden und Gewalten gebracht wurden. Der Hauptsache nach aber sehen wir auch in diesen Aemtern nur das alte Recht in seiner der damaligen Zeit gemäßen Form, nicht aber eine ganz neue Staatsordnung.

5) Fünfte Periode von 638 — 749. Während das alte merovingische Königshaus sich dem Untergange zuneigte und die karolingischen Hausmeyer mehr und mehr die königliche Macht an sich zogen, suchten auch die alamannischen Herzoge größere Selbstständigkeit für sich und ihr Volk zu erlangen, und es glückte ihnen in dem Maße, daß der alamannische Herzog Landfrid († 730) es wagen konnte, auf einem großen alamannischen Volksding die Gesetzgebung des Königs Chlotar aus eigener Machtvollkommenheit zu revidiren. Aus den Handschriftenfamilien C und D theilt Merkel dieses revidirte Gesetz in 98 §§. mit: als *Lex Alamannorum Lantfridana.* Die Abweichungen von dem früheren Gesetze sind indessen nicht bedeutend.

In dem Kampfe mit fränkischen Herzogen aber erlagen die Alamannen endlich und mit Landfrid II. (747 — 749) schließen die sicheren Nachrichten über das einheimische Herzogsgeschlecht ab.

6) Sechste Periode von 749—887. Von da an werden die alamannischen Länder von denen das Elsaß früher unter besondern den Merovingern treu gebliebenen Herzogen getrennt worden, als fränkische Provinz behandelt, und durch königliche Kammerboten verwaltet. Der Untergang der herzoglichen Dynastie hatte die Erhebung der übrigen geistlichen und weltlichen Herren der Bischöfe und Grafen zur nothwendigen Folge. Zur Zeit des Königs Karls des Großen im Jahr 771 wurden die

Grenzen der Provinz Alamannien, die nun wieder das Elsaß umfaßt, so bezeichnet: gegen die Oſtfranken ſind die Klöſter Ellenwang und Feuchtenwang allemanniſche Gränzorte, ebenſo Condiſtat und Hirſau fränkiſche. Von den Bayern ſcheidet der Lech und der Karlsgraben, von den Burgundern die Aar und das Uechtland des Jura. Im Süden wird das Land von den Alpen begränzt, wo ſich deutſche und wälſche Sprache ſcheiden. Das Land Rhätien wird nun ebenfalls zu Alemannien geſchlagen.

Durch Karl den Großen wurde denn auch das alamanniſche Geſetz Landfrids einer neuen Recenſion unterworfen und ſo entſtand die *lex Alamannorum Karolina reformata*, welche Merkel als VI. Stück aus den handſchriftlichen Familien C. E. F. G. H. u. I. herſtellt. Dieſe neueſte Recenſion des Geſetzes um 802 iſt mit XCV. Titelüberſchriften verſehen und zeichnet ſich von den alten durch eine correctere Sprache aus. Auch hat ſie einige neue Beſtimmungen, die in den Handſchriften vor dem Jahre 800 nicht vorkommen.

Ueberall iſt der berichtigte Text theils von Varianten der zahlreichen Handſchriften begleitet, theils durch erklärende Anmerkungen ausgeſtattet, welche auch auf die ſpätern mittelalterlichen Rechtsquellen fortwährend ſorgfältige Rückſicht nehmen, und in denen von Neuem der bewundernswürdige Fleiß des Autors ſich kund gibt. Wir können nur wünſchen, daß möglichſt bald die übrigen Leges in ähnlich gediegener Weiſe bearbeitet werden, aber zugleich das Bedenken nicht unterdrücken, daß eben die ungewöhnliche Sorgfalt und Ausdehnung der ganzen Anlage des Werkes die Erfüllung dieſes Wunſches bey unſern Lebzeiten zu verhindern droht.

7) Siebente Periode von 888 — 920. Trennung von Deutſchland und Frankreich, ſteigende auch weltliche Macht der Biſchöfe und Aebte. (In den Noten 20 §. XI. der Comment. theilt Merkel eine große Zahl von Immunitätsprivilegien mit.) Verbindung mehrerer Grafſchaften in Einer Hand entgegen den früheren Reichsgeſetzen. Beginnende Erblichkeit der Herrſchaften.

8) Achte Periode von 920 — 1096. Erneuerung des alamanniſchen Herzogthums, welches freylich nie geſetzlich abgeſchafft aber faktiſch eine Zeit lang beſeitigt war. Burkard I. ward 920 als Herzog beſtätigt, die Würde aber in der Folge oft noch von den deutſchen Königen ohne Rückſicht auf das Erbrecht verliehen. Die mächtigen Herzoge der Alamannen waren bald als Freunde des Königs die wichtigſten Stützen ſeiner Herrſchaft, als Gegner deſſen gefährliche Rivalen, beſonders damals als Burgund mit Alamannien verbunden war. Spaltung der Alamannen nach Rudolphs Tode (1090) unter die Häuſer Zähringer und Staufen, welche die Trennung des Herzogthums Zähringen und Schwaben zur Folge hatte (1096).

9) Neunte Periode von 1096 — 1250. In Schwaben regierte nun die Dynaſtie der Hohenſtaufen, welche in der Folge die Herrlichkeit des deutſch-römiſchen Reiches als Kaiſer erneuerten. Kräftigung des neuen Bürgerſtandes in den Städten, welche in großer Zahl gegründet wurden. Auch viele Klöſter wurden neu geſtiftet, ältere mit neuen Rechten begabt. In den Noten iſt wieder ein langes Verzeichniß ſolcher Stiftungen und Vergabungen zu leſen. Der Weltkampf der Päpſte mit den Kaiſern hatte auch in Schwaben erhöhte Selbſtſtändigkeit der geiſtlichen und weltlichen Herren, und zuletzt den Fall des Kaiſerthums zur Folge. Umbildung der Stände, wie ſie nun im Schwabenſpiegel bezeichnet werden: 1) Semperfreye d. h. Sendbarfreye *viri synodales*, die Fürſten und Herrn, zu denen indeſſen in weiterm Sinne nach Reichsrecht, nicht nach Lehensrecht auch die übrigen nicht mit Hoheitsrechten ausgerüſteten aber der Verleihung ſolcher fähigen Glieder ihrer Geſchlechter zu zählen ſind.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Januar.

Nro. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley Hall. I. Knowsley. 1846. 10 S. mit **17** Tafeln in groß. Folio. — **II. Hoofed Quadrupeds. 1850. 76 S.** mit **59** Tafeln in groß Folio.

In dieſen Tagen haben wir durch die Vermittelung des Herrn J. E. Gray, Curators der zoologiſchen Sammlung des brittiſchen Muſeums, ein überaus koſtbares und prachtvolles Werk, die **Gleanings from the Menagerie and Aviary at Knowsley Hall**, zum Geſchenk erhalten. Es enthält dasſelbe Abbildungen von Thieren, hauptſächlich von ſolchen, die in der berühmten Menagerie des Earl of Derby in Knowsley Hall gelebt haben, und dieſer iſt es auch, der auf ſeine Koſten das genannte Kupferwerk hat erſcheinen laſſen. Der Name des erlauchten Grafen iſt allen Zoologen wohl bekannt, ſowohl wegen der reichen Menagerie, die er in Knowsley Hall unterhalten, als wegen der Liberalität, mit der er den einheimiſchen Zoologen Gelegenheit gegeben hat, die dort aufgeſtellten Thiere zu ſtudiren. Noch weiter hat ſich aber ſeine Wirkſamkeit und ſein Verdienſt um Förderung der Kenntniß der Thierwelt verbreitet durch die Herausgabe des eben genannten Werkes, das er nicht in den Buchhandel gegeben, ſondern lediglich zum Geſchenk für zoologiſche Sammlungen und Geſellſchaften, ſo wie für andere Freunde der Naturwiſſenſchaften beſtimmt hat.

Die Herausgabe dieſes Kupferwerkes muß dem Grafen eine enorme Summe gekoſtet haben, da es mit der größten Pracht ausgeſtattet worden iſt, ſowohl was Größe des Formats und Schönheit des Papiers, als Zeichnung und Behandlung des Kolorits betrifft. Es fallen aber dieſe Bilder nicht bloß herrlich in das Auge, ſondern der Kenner erfreut ſich auch noch insbeſondere an der naturgetreuen Auffaſſung ihrer Gegenſtände, die freylich nicht in ausgeſtopften Exemplaren, ſondern in lebenden Thieren beſtanden, ſo daß der Künſtler wie der Zoolog in gleichem Grade von dieſen Darſtellungen befriedigt wird. Die Säugthier-Abbildungen, welche die übergroße Mehrzahl ausmachen, behaupten offenbar den erſten Platz unter den künſtleriſchen Leiſtungen auf dieſem Gebiete, und wir ziehen ſie ſelbſt noch den Abbildungen in dem mit Recht berühmten Werke von Geoffroy und Fr. Cuvier vor. Leider iſt der Graf vor einiger Zeit geſtorben und damit ſcheint auch die Fortſetzung dieſes Prachtwerkes beſchloſſen zu ſeyn; indeß iſt doch bereits ſo viel davon erſchienen, daß der Name des Earl of Derby in der Geſchichte der Zoologie ein bleibendes Gedächtniß ſich geſichert hat.

Der Graf begnügte ſich indeß nicht damit, die Koſten zur Unterhaltung und Abbildung ſeltener Thiere herzugeben, ſondern er ſtudierte ſie ſelbſt in ihren Lebensverhältniſſen, und gab ſich beſondere Mühe ſie zur Fortpflanzung zu bringen und ſtellte namentlich eine Reihe höchſt intereſſanter Verſuche über Baſtardbildungen und über die Grenzen der Fruchtbarkeit der Baſtarde an; Beobachtungen, die in zoologiſcher und phyſiologiſcher Beziehung von großem Werthe ſind. Seine nach dieſer Richtung hin gemachten Erfahrungen hat der Graf in dieſem

Werke niedergelegt, als Anhang zu den kurzen Beſchreibungen, welche J. E. Gray den Abbildungen beyfügte.

Die erſte im Jahre 1846 erſchienene Abtheilung der Gleanings iſt dem Umfange nach die ſchwächſte, denn ſie enthält nur 17 Tafeln, auf deren jeder eine Thierart abgebildet iſt, und zwar ſind folgende Species dargeſtellt.

Nyctipithecus felinus, Pithecia rufiventer, Lemur rufus, Felis Yaguarondi, Sciurus javensis, Arctomys empetra.

Penelope superciliaris, pileata, pipile und purpurascens; Rhea americana; Grus (Balearica) regulorum; Ardea (Scops) paradisea; Anas (Chenalopex) jubata; Rollulus superciliosus.
Tyrse (Trionyx) Argus.

Die zweyte Abtheilung iſt erſt im vorigen Jahre erſchienen und an Umfang viel ſtärker als die vorige, indem ſie 59 Tafeln enthält, die lediglich Säugthiere, und unter dieſen bloß Hufthiere abbilden, darunter ſehr ſeltene, und öfters die verſchiedenen Alter und Geſchlechter in Gruppen zuſammengeſtellt. Die Gattungen, die hier zur Darſtellung kommen, ſind die Antilopen, Moſchusthiere, Hirſche, Lamas und Pferde und zwar in folgender Vertheilung.

Tab. 1 — 30. Antilopen, nämlich

Cephalolophus Grimmia, Campbelliae, coronatus, rufilatus, dorsalis, niger, silvicultrix, Ogilbyi, melanorhaeus, punctulatus, Whitfieldii, Maxwellii.
Gazella Dorcas, rufifrons.
Scopophorus montanus.
Eleotragus capreolus, reduncus.
Adenota Kob.
Oryx leucoryx, gazella.
Addax nasomaculatus.
Catoblepas Gnu, Gorgon.
Boselaphus Bubalis, Caama.
Damalis pygarga, senegalensis, albifrons.
Tragelaphus euryceros, scriptus.
Strepsiceros Kudu.

Oreas Derbianus, Canna.
Portax Tragocamelus.
Anoa depressicornis.

Tab. 31 — 35. Moſchusthiere:

Hyemoschus aquaticus.
Meminna indica.
Tragulus Stanleyanus, pygmaeus, javanicus.

Tab. 36 — 48. Hirſche:

Cervus canadensis, barbarus, Wallichii.
Rucervus Duvaucelii.
Hyelaphus porcinus.
Rusa equina.
Cariacus Lewisii, virginianus.
Coassus rufus, nemorivagus.

Tab. 49 — 52. Lama's:

Lama Vicugna, Huanaco, Glama, Pacos.

Tab. 53 — 56. Einhufer:
Asinus Hemionus (unrichtig beſtimmt, iſt A. Onager).
Quagga, Burchelli, Zebra.

Tab. 57 — 59. Baſtarde von dieſen wilden Pferdearten.

Im Texte hat ſich Gray nicht bloß auf Erläuterung der hier abgebildeten Hufthiere beſchränkt, ſondern eine ſyſtematiſche Ueberſicht über alle Arten von Wiederkäuern und Einhufern gegeben, dieſelben durch eine kurze Diagnoſe charakteriſirt und die wichtigere Synonymik beyfügt. Es iſt dieß das reichhaltigſte Verzeichniß von Wiederkäuern, das bisher erſchienen iſt.

I. *De republica Alamannorum commentarios etc.*

II. *Monumenta Germaniae historica.*

(Schluß.)

Es iſt das indeſſen nicht ein neuer Stand ſondern wieder nur der alte des alamanniſchen Nationaladels, der wohl inzwiſchen durch neue Familien vermehrt worden, aber auch durch Ausſterben anderer vermindert worden war. Merkel hält ſelbſt die Semperfreyen für bloße Freye, die ihre Freyheit erblich und unverſehrt bewahrt haben. Die Beyſpiele die er anführt, beweiſen aber höchſtens einen wechſelnden Sprachgebrauch, wie er auch ſonſt in allen Rechtsverhältniſſen des Mittelalters ſehr oft ein ſicheres Verſtändniß erſchwert und gerade hier aus der Gerichtsverfaſſung (Send der Biſchöfe u. Vögte) leicht erklärlich iſt. 2) Die Mittelfreyen, die doch auch wieder an die alten mediani, wie jene an die primi erinnern. Ich wiederhole, das Leben der Stände iſt zähe und läßt wohl ein Wachsthum und ſelbſt eine allmähliche Umbildung, nur ſelten aber totalen Untergang und völlige Neugeſtaltung zu. Die damaligen Mittelfreyen beſtehen großen Theils, aber nicht ausſchließlich aus der freyen Ritterſchaft. Die bloßen Miniſterialen aber, die nur Hofrecht beſitzen, nicht Lehensrecht, ſind nur ganz ausnahmsweiſe zu dieſer Zeit an die Seite jener getreten. Daß dieſe zum Theil aus freyen Gotteshausleuten zum Theil aus königl. Gotteshausleuten vorzüglich erhoben worden ſind, erkennt auch Merkel an. 3) Die freyen Landſaſſen, außerhalb der Städte nun überall faſt in die Lage der Vogteileute niedergedrückt, auch da wo ſich das Andenken an ihr Eigenthum am Boden unter den freyen Bauern erhalten hatte. Eher erhielt ſich die alte (einfache) Freyheit in den Städten.

10) Zehnte Periode von 1250 — 1268. Nach dem Ausſterben der Zähringer und mit dem Untergang der Hohenſtaufen geht die politiſche Einheit des Herzogthums Alamannien für immer unter. Es theilen ſich in die große Verlaſſenſchaft die einzelnen Fürſten, Herren, Städte. Den Zähringern folgten die Markgrafen von Baden, die Herzoge von Teck, die Grafen von Kyburg und die Grafen von Urach; dem Geſchlecht der Lenzburger, ebenfalls von altherzoglichem Geblüte, die Grafen von Bregenz, Buchhorn und Kyburg, denen wieder die Grafen von Dillingen, Tübingen und die vordem ſchon gewaltigen Welfen folgten. Mehr mit den Staufen verwandt waren die Grafen von Grüningen und von Wirtemberg. Dieſe alle aber wurden bald überragt von dem jüngeren Geſchlechte der alamanniſchen Habsburger.

11) Das letzte Capitel XII iſt den Rechtsquellen gewidmet, welche um dieſe Zeit und bald nachher auf alamanniſchem und ſchwäbiſchem Boden entſtehen. Das wichtigſte iſt der Schwabenſpiegel, über deſſen Entſtehung und Geſchichte Merkel manche neue und treffende Bemerkung macht. Schon früher ſtand es feſt, was auch ſonſt alle Wahrſcheinlichkeit für ſich hat, daß das Buch zur Zeit König Rudolphs von Habsburg verfaßt wurde. Merkel weiſt nach, daß es zwiſchen 1276 und 1281 vollendet und wahrſcheinlich von einem Augsburger bearbeitet worden ſey. Für dieſe Annahme führt Merkel hauptſächlich folgende Gründe an: a) In dem Schwabenſpiegel ſind Decretale Gregors IX. v. 1234 und Geſetze Friedrichs II. von 1235 erwähnt und wird Rückſicht genommen auf ein Ereigniß v. 1257. b) die Befeſtigung des Wahlrechts der ſieben Kurfürſten, die nicht vor 1240 gehört. c) Hindeutungen des Schwabenſpiegels, daß es damals keinen Herzog von Schwaben gegeben habe, woraus folgt, daß derſelbe nach 1268 geſchrieben worden. d) Hindeutung auf die Regierung des Königs Rudolph ſelbſt bey Cap. 6. c. 137: „Der kunc giht, er ſul in allen ſteten da bistum inne ſind hof gebieten. Da criegten etwenne die pfaffen furſten wider, die hant ir criec nu geläzen.“ e) Der vierte weltliche Kurfürſt, des Reiches Schenke, wird in den beſten Handſchriften als Herzog von Bayern oder ausnahmsweiſe gar nicht genannt. Während des XIII. Jahrhunderts wird häufig der König von Böhmen erwähnt, als Schenke des Reiches und bey der Kur betheiligt, ſo 1211 (für Friedrich II.), 1237 (für

Konrad), 1250 (von den Dichtern Reinmar von Zweter u. Frauenlob), 1257 (für Alfons v. Caſtilien), 1273 (durch Geſandte vertreten bey der Wahl Rudolphs v. Habsburg; ebenſo ſpäter wieder 1291 (nach Rudolphs Tode) 1298 (für Albert u. ſ. f.). Nur im Jahre 1275 war der König von Böhmen durch Reichsurtheil zu Augsburg von ſeinen Reichsrechten entſetzt worden und wird erſt wieder 1278 neben den andern Kurfürſten erwähnt. Es kann daher nur damals die Stelle verfaßt worden ſeyn. Der Herzog von Bayern wird wie der König von Böhmen unter den Wahlfürſten erwähnt, welche 1199 für Philipp und 1237 für Konrad waren. Seitdem aber der Herzog von Bayern 1227 auch Pfalzgraf zu Rhein wurde, wird er in dieſer Eigenſchaft als Kurfürſt erwähnt. Im Jahr 1255 aber theilte ſich die Bayeriſche Dynaſtie wieder und da werden 1257 beyde Brüder, der Pfalzgraf zu Rhein und der Herzog von Bayern, als Wahlfürſten für Richard genannt. An der Wahl Rudolphs nahm aber nur der Erſtere Theil und damals nun erhob ſich der Streit über das Wahlrecht der Herzoge von Bayern, welcher 1275 dahin entſchieden wurde, daß „voces ducum Bavariae comitum palatini Rheni ratione Ducatus pro una in septem Principum jus in electione regis romani habentium numero gerechnet wurden. Möglich, daß damals Herzog Ludwig von Bayern die günſtigen Momente der Aechtung Ottokars benutzen wollte, um auch deſſen Schenkenamt und Kurrecht an Bayern zu bringen. Eine ſolche immerhin irrige Auffaſſung ging nun auch in den Schwabenſpiegel über. Später indeſſen wurden doch immer nur ſolche Bayeriſche Fürſten als Kurfürſten erwähnt, welche zugleich Pfalzgrafen bey Rhein waren, bis denn im XVII. Jahrhundert der frühere Gedanke neue Verwirklichung fand. f) Die Wahrſcheinlichkeit, daß das Augsburger Stadtrecht von 1275 in dem Schwabenſpiegel benutzt worden ſey, und nicht umgekehrt dieſer in jenem. g) Dagegen iſt derſelbe vor 1281 entſtanden, indem der Verfaſſer die in dieſem Jahre erlaſſenen Reichsgeſetze nicht kennt, die dann erſt in den ſpätern Handſchriften auch benutzt worden ſind.

Auf den Schwabenſpiegel bezieht Merkel den Bericht Gotfrieds von Ensmingen über einen großen Reichstag, den König Albert 1198 zu Nürnberg hielt, auf dem 50 Biſchöfe, 300 Herzoge und Grafen und 5000 Ritter ſich einfanden: „De ipsorum consensu multa *bona statuta* statuit, *per Alsatiam, Sueviam et totam terram Alamanniae publicari jussit*, que omnia utilia et necessaria fuerunt," und den noch beſtimmteren Bericht des Augsburger Chroniſten Gaſſar: „*Terrae Sueviae privatas leges* quas vulgo provinciale jus (d. h. Landrecht) vocant, ad quod infringendum nec ipsum papam posse leges ferre expressis verbis cautum est, non tam de novo tulit quam *multis jam saeculis receptas* confirmavit." Dafür ſprechen auch einige Handſchriften des Schwabenſpiegels, voraus die Baſeler, wo es heißt: „Dis buch wart gemacht und vollenbracht zu Nüremberg in eym berufnem hofe da man zalt von gottes gebürt zweyhundert und acht und achzig jar." (zu leſen 1298.) In Erwägung dieſer von Merkel meines Wiſſens zuerſt beygebrachten Stellen kann es nicht mehr zweifelhaft ſeyn, daß wirklich dem Könige das Rechtsbuch zur Sanction vorgelegt und von demſelben gutgeheißen worden iſt. Nur darf man deßhalb nicht die Vorſtellung einer Geſetzgebung im römiſchen oder modernen Sinne dieſer Beſtätigung unterſchieben.

Ueber die Verbreitung des Schwabenſpiegels in Schwaben, der Schweiz, in Bayern, Oeſterreich und über die Dauer ſeiner Autorität in den Gerichten theilt Merkel manche bemerkenswerthe Angabe mit. Ein treffendes Zeugniß liegt in dem Daſeyn der Handſchriften und dem alten Drucke des Buches, durch welchen erſt weitere Abſchriften überflüſſig gemacht werden.

Dem lehrreichen Büchlein über die Geſchichte Alamanniens wünſchen wir fleißige Leſer, und der ausgezeichneten Bearbeitung des alamanniſchen Volksgeſetzes eine baldige Nachfolge ähnlicher Werke.

Dr. Bluntſchli.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher mit besonderer Beziehung auf den von der Recordkommission in den ancient laws and Institutes of England herausgegebenen „liber poenitentialis Theodori a. C. e.“ von Dr. Karl Hildenbrand, Professor der Rechte an der königl. Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg. Würzburg, Stahelsche Buchhandlung 1851. 8. Seiten 132.

Schon vor einigen Jahren hat der Verfasser der vorliegenden Untersuchungen in Schneiders neuen kritischen Jahrbüchern für deutsche Rechtswissenschaft (Bd. VII. S. 515. Leipzig 1845) auf eine selbstständige Schrift verwiesen, in welcher er seine damals nur angedeuteten Ansichten über das Pönitentialbuch des Erzbischofes Theodor von Canterbury († 690) und einige andere Pönitentialbücher genauer ausführen wolle.

Er war damals noch der Ansicht, daß das von der Recordkommission unter dem Namen Theodor's herausgegebene Pönitentialbuch Theodor auch wirklich zum Verfasser habe und nahm dieses Werk als Ausgangspunkt für seine Forschungen über die kleineren Pönitentialbücher an. In den jetzt vorliegenden Untersuchungen dagegen hat er diese Ansicht geändert und, wie er in der Vorrede sagt, es sich zur einen Hauptaufgabe derselben gemacht, die Gründe darzulegen, nach welchen das genannte Pönitentialbuch dem Theodor von Canterbury nicht zugeschrieben werden könne, sondern von weit jüngerem Datum sey. Dieses negative Ergebniß aber konnte ihn nicht befriedigen, sondern er wollte auch ein Rechtsbuch nachweisen, welches als das ächte Werk Theodor's anerkannt werden müsse. Dieses letztere will er in einem kleinen von ihm zum erstenmale (S. 83 — 125) herausgegebenen Pönitentialbuche erkannt haben, um damit auch die andere Hauptaufgabe seiner Untersuchung gelöst zu haben.

Seine Untersuchungen zerfallen nach einer Einleitung über die Bedeutung der germanischen Pönitentialbucher, welche sich auf zwey Paragraphen höchst allgemeinen Inhalts beschränkt, in drey Abschnitte. In dem ersten handelt er von den Bußsatzungen des Theodor von Canterbury (S. 5—65), in dem zweyten liefert er Bemerkungen zu dem Beda-Ecgbertischen Cyclus von Bußbüchern (S. 65 bis 72), in dem dritten gibt er Bemerkungen über das Poenitentiale romanum und das dem Cumean zugeschriebene Bußbuch (S. 72 — 83).

Die Ausdehnung der Untersuchung auf die in den beyden letzten Abschnitten genannten Werke rechtfertigt sich, wie der Verfasser richtig bemerkt, durch ihr Verhältniß zu Theodor's Pönitentialbuch, keineswegs rechtfertigt sich aber hieraus auch der von ihm gewählte Titel, den er aus demselben Grunde vertheidigen will. Sollte der Titel der vorliegenden Schrift ihrem Inhalte entsprechen, so mußte sie als das, was ihre Hauptaufgabe ist und den größeren Theil derselben einnimmt, auch überschrieben werden, nämlich als Untersuchungen über das Pönitentialbuch Theodor's, die in den zwey letzten Abschnitten

aber folgenden Bemerkungen konnten nur als das, als was ſie wirklich erſcheinen, nämlich als Nebenſache behandelt werden.

Im erſten Abſchnitte gibt der Verfaſſer zuerſt (§. 3) die Literärgeſchichte der Bußſatzungen Theodor's, dann verſucht er einen Nachweis zu liefern, daß das in den ancient laws aus der Cambridger Handſchrift O herausgegebene Bußbuch nicht dem Theodor zugeſchrieben werden könne (§. 4 — 13), an dieſen Nachweis reiht er Bemerkungen über den Inhalt der beyden von der Recordkommiſſion mit N und Q bezeichneten Handſchriften, und ſchließt damit, in den fünf letzten Paragraphen (§. 14—18) ſeine Anſichten über die ächten Bußſatzungen Theodor's mitzutheilen.

Bey der Wichtigkeit des Gegenſtandes hält es Referent für nothwendig, ſowohl das negative wie das poſitive Ergebniß dieſes Abſchnittes einer genauen Prüfung zu unterwerfen.

Hinſichtlich des erſteren verſichert der Verfaſſer S. 13, eine genauere Unterſuchung, gegründet auf ſorgfältige Vergleichung der übrigen uns bekannten Stücke des Quellencyclus, zu welchem Theodor's Pönitentialbuch gehöre *), habe ihm die beſtimmteſte Ueberzeugung gegeben, daß Theodor unmöglich als der Autor dieſes Werkes angeſehen werden könne, dasſelbe vielmehr die Bußregiſter Theodor's und ſpätere Verfaſſer zur Quelle habe. Er geht hierauf zur Darlegung ſeiner Gründe über, denen er eine Bemerkung über das Zeugniß des liber pontificalis, welches ſich bey Paul dem Diakon wieder findet, vorausſchickt.

Der liber pontificalis handelt nämlich im Leben des Papſtes Vitalian zuerſt von der Sendung Theodor's und Adrians zu den Angelſachſen und erwähnt dann des Pönitentialbuches Theodor's ausdrücklich. Der Verfaſſer will das Gewicht dieſes Zeugniſſes aufheben, indem er bemerkt, die ganze Stelle paſſe ihrem Style nach (?) nicht zu der vita des Papſtes Vitalian, fehle in den älteſten Handſchriften des liber pontificalis, ſey erſt ſpäter beygefügt worden, und könne mit Sicherheit nur dahin gedeutet werden, daß man im 8. Jahrhunderte die Anſicht hegte, Theodor habe ſehr ausführliche (?) Bußſatzungen verfaßt. Die Stelle fehlt allerdings in den älteſten Handſchriften, welche Muratori vor ſich hatte, deßhalb aber keineswegs in allen andern, denn Fabrot hat ſie in einer Handſchrift gefunden, welche er aus der Bibliothek des Kanzlers de Thou erhielt und in der Vorrede als codex antiquissimus bezeichnet *). Würde ſie aber auch wirklich im liber pontificalis fehlen, ſo würde doch das Zeugniß Paul des Diakon's, der Theodor's Zeit nicht ſo ferne ſtand, dafür genügen, daß Letzterer peccantium judicia mirabili et discreta consideratione geſchrieben habe, was der Verfaſſer ohne allen Grund auf ſehr ausführliche Bußſatzungen gedeutet hat. Unter den Gründen, welche den Verfaſſer überzeugt haben, daß der engliſche Text Theodor's von weit jüngerem Datum ſey, führt er zuerſt den an, die Handſchrift O enthalte Stellen, welche entſchieden nicht von Theodor herrühren (S. 16). Als ſolche bezeichnet er cap. XVI. §. 34, cap. XXXVIII. §. 8, endlich cap. XX. §. 1 — 10 und §. 20. Die erſte Stelle lautet: si quis laicus cum pecude peccaverit vel jumento quidam X. annos, quidam VII annos, id est sueti, quidam III, quidam C. diebus. Oportet discretionem esse inter qualitatem pecudum vel hominum sicut *supra diximus*. Die beyden letzten Worte, ſagt der Verfaſſer S. 16, weiſen offenbar darauf hin, daß an einer früheren Stelle das Poſtulat ausgeſprochen wurde, es müſſe bey dieſen Vergehen auf die Qualität der Subjekte und Objekte Rückſicht genommen werden, ein ſolches Poſtulat finde ſich aber in dem Pönitentialbuche, das der Cod. O. gebe, nicht, auch ſey die ganze Stelle einem ſpätern Bußbuche entnommen. Ref. ſieht das von dem Verfaſſer nicht gefundene Poſtulat in dem vorhergehenden §. 19, in welchem es heißt: si quis cum uxore sua retro nupserit, poeniteat *quomodo de animali* id est annum. Ganz

*) Bey der Aufzählung der einzelnen Stücke dieſes Cyclus vermißt man die von Muratori antiq. T. V. herausgegebenen Pönitentialbücher.

*) Man vgl. Anastasii bibliothecarii historia ecclesiastica cura Fabroti Venetiis 1729 fol. pag. 149 und die Ausgabe des liber pontificalis von Bianchini. Romae 1718. Tom. I. pag. 153.

in derſelben Beziehung finden ſich die beyden Stellen in Beda's Pönitentialbuch wieder, wenn auch in cap. 8 und cap. 12 getrennt.

Die zweyte Stelle in cap. 38 §. 8 ſoll nach S. 19 aus dem cap. 80 des Capitulare Carl des Großen vom Jahre 789 in die Handſchrift O übergegangen ſeyn. Bey näherer Prüfung aber findet man, daß ſie, die Richtigkeit dieſer Anſicht vorausgeſetzt, nicht bloß aus cap. 80, ſondern auch aus dem vorhergehenden cap. 15 zuſammengeſtellt in den Text der erwähnten Handſchrift aufgenommen worden wäre.

Der Verfaſſer will in der Vergleichung dieſer beyden Stellen nicht nur einen Beweis finden, daß das Pönitentialbuch des Cod. O. von Theodor nicht herrühre, ſondern auch einen poſitiven Anhaltspunkt für die Beſtimmung der Entſtehungszeit desſelben entdecken. Er glaubt, es müſſe hienach wahrſcheinlich nach 789 geſetzt werden, bemerkt jedoch dabey, es wäre auch möglich, daß das angeführte Capitulare nur eine wörtliche Wiederholung des in ihm erwähnten Synodaledikts Pipins gäbe und ſchon letzteres unmittelbar die Quelle des Cod. O. gebildet hätte. Dann, fügt er hinzu, könnte es nicht vor 752 geſetzt werden, jedenfalls aber ſey es nicht früher als in der 2. Hälfte des 8. Jahrhunderts entſtanden.

Das Synodaledict Pipins, auf welches ſich Carl der Große bezieht, hätte der Verf. leicht auffinden können. Es iſt nämlich, wie ſich aus dem Inhalte ergibt, das cap. 14 der Nationalſynode zu Verneuil an der Oiſe, das aber keineswegs mit dem angeführten Capitulare wörtlich übereinſtimmt.

Eine ſolche Uebereinſtimmung findet indeſſen auch nicht zwiſchen den beyden Stellen des Capitulare und der Handſchrift O ſtatt, wäre ſie aber auch vorhanden, ſo hätte doch der Verf., um zu den von ihm gezogenen Reſultaten gelangen zu können, vor Allem den Beweis liefern müſſen, daß die Stelle über die Sonntagsfeyer im Cap. 38 §. 8 aus dem Capitulare in die Handſchrift O übergegangen ſey und nicht das umgekehrte Verhältniß ſtattgefunden habe, oder beyde aus einer gemeinſchaftlichen Quelle geſchöpft hätten. Ref. hält auch letztere Annahme für möglich, weil ſich in einer dem Auguſtin beygelegten Homilie de dominica (opera ed. Antwerpiae 1700 T. V. pag. 330), welche aber dem Cäſarius von Arles angehören ſoll, und im Canon 28 des dritten Concils von Orleans (538) faſt dieſelben Beſtimmungen finden. Wahrſcheinlicher aber iſt es, daß die Capitularien die Stelle aus Theodor durch Vermittlung einer dritten Sammlung aufnahmen, als das Gegentheil anzunehmen, da die Capitularien Carl's des Großen im achten Jahrhunderte wohl ſchwerlich in England im Umlaufe waren, was den Verf. ſelbſt an einer andern Stelle bewogen hat, an der engliſchen Abſtammung der Handſchrift O zu zweifeln, wogegen es keineswegs an Sammlungen fehlte, welche Auszüge aus Theodor enthielten.

Die 3. Stelle iſt in cap. XX. §. 1—10 und 20 enthalten. Referent hatte in ſeiner Schrift über die lateiniſchen Pönitentialbücher der Angelſachſen S. 27 dieſe Stelle als eine Interpolation aus den Canonen der 721 zu Rom gehaltnen Synode Gregor's II. erklärt, welcher im §. 20 ſogar namentlich erwähnt werde. Der Verf. erklärt ſich dagegen wider alle ſpätere Einſchiebungen durch Interpolation aus dem Grunde, weil ſich das in der Handſchrift O enthaltene Werk bey genauerer Vergleichung als eine Compilation erweiſe, in welcher die vorzüglichſten uns bekannten Pönitentialbücher benützt und ſyſtematiſch verarbeitet ſeyen.

Dieſen compilatoriſch ſyſtematiſchen Charakter der Handſchrift O will er beſonders durch ſorgfältige Beobachtung derjenigen Punkte erkennen, in welchen dieſelbe von andern Pönitentialbüchern ſich unterſcheidet und dadurch darthun, daß der Cod. O. aus den übrigen Pönitentialbüchern entſtanden ſey.

Bey der Vergleichung ſolcher Differenzpunkte glaubt er gefunden zu haben, daß der Verf. der Handſchrift O die Bußſätze der übrigen Pönitentialbücher mit ſeinen Fundamentalſätzen durch Aenderungen in Einklang brachte; oder auch ohne ſolche in ſeinem Syſteme liegende Gründe verſchärft, ge-

mildert oder berichtigt habe, daß er durch Ungenauigkeit die richtige Wortfaſſung der in den übrigen Pönitentialien vorkommenden Sätze verdorben, oder falſche Leſearten ſtatt der richtigen angenommen und über ein und daſſelbe Delict mehrere von einander abweichende Sätze der übrigen Pönitentialbücher neben einander aufgenommen habe.

Ref. hält ſchon den Standpunkt, von dem der Verf. ausgegangen iſt, für unrichtig, denn er iſt der Meinung, daß man den Differenzpunkten jenes Gewicht nicht beylegen könne, welches hier für ſie in Anſpruch genommen wird. Solche Differenzpunkte mußten ſchon deßhalb entſtehen, weil es in der Willkühr der Beichtväter lag, die Buße zu beſtimmen. Welchen Einfluß dieſe Willkühr auf die Pönitentialbücher hatte, zeigt am Beſten das S. 58 angeführte Zeugniß des Erzbiſchofes Ebbo in ſeiner Beſchwerde an Halitgar: ita confusa sunt judicia in *presbyterorum nostrorum opusculis*, atque ita diversa et inter se *discrepantia* et nullius auctoritate suffulta, ut vix propter dissonantiam possint discerni.

Alles was der Verf. von dieſem Standpunkt aus als Beweis für die ſpätere Abfaſſung der Handſchrift O beygebracht hat, erklärt ſich ohne auf eine ſolche Annahme hinzuweiſen weit einfacher daraus, daß wir in der Handſchrift O einen von Abſchreibern vielfach verdorbenen und interpolirten Text vor uns haben, ſowie daraus, daß Theodor aus älteren Pönitentialbüchern namentlich aus Cumin geſchöpft habe, an denen er Manches änderte. Letzteres hat der Verf. zwar widerſprochen aber keineswegs widerlegt. *)

*) Manchmal iſt das Verfahren des Verf. ein ſehr mangelhaftes. So führt er Seite 33 als Beweis, daß der Verf. der Handſchrift O die richtige Wortfaſſung der in den übrigen Pönitentialbüchern vorkommenden Sätze verdorben habe, folgende Stelle aus derſelben an: Si quis dederit alicui liquorem in quo mus vel mustela inveniuntur, *saeculares* VII. dies poeniteant, clerici CCC psalmos cantent. In anderen Pönitentialbüchern dagegen lautet dieſe Stelle: Si quis dederit alicui liquorem in quo mus vel mustela mortua inveniantur, si *secularis* VII. dies p. in *coenobiis* CCC psalmos cantet. Offenbar hat Theodor den Gegenſatz, in welchem er die Weltlichen, die er als saeculares und gleich darauf als laici bezeichnet, den Geiſtlichen gegenüberſtellt, richtiger gefaßt als die andere Stelle, welche Weltliche und Kloſterleute einander gegenüberſtellt. Ganz anders aber urtheilt der Verf. über dieſe Stelle, er findet, daß der Codex O die übrigen Stellen bedeutend interpolirt habe, wobey aus Verſehen das Wort saeculares ſtehen geblieben ſey. In den andern Pönitentialbüchern, ſagt der Verf., bilden nämlich die in coenobiis die Perſonenklaſſe, welche den saeculares entgegengeſetzt wird und hiedurch rechtfertigt ſich letzterer Ausdruck, nicht aber im Cod. O. Der Autor des letzteren beſtimmt nämlich die CCC psalmos als Buße der clerici, den Gegenſatz ſollten alſo die laici bilden u. ſ. w. Es ſcheint hier dem Verf. entgangen zu ſeyn, daß die Ausdrücke laici und saeculares von Theodor als gleichbedeutend genommen werden.

Wie der Verf. der Handſchrift O eine neue Zeitbeſtimmung anweiſen will, gemäß welcher ſie in die zweyte Hälfte des 8. oder den Anfang des 9. Jahrhunderts zu ſetzen wäre, ſo will er ſie auch in ein anderes Vaterland verpflanzen und dem fränkiſchen Reiche zuweiſen. Dafür ſpricht nach S. 41 die Einſchaltung des Capitulare über die Sonntagsfeyer, ferner der Gebrauch des poenitentiale romanum Halitgarii, von dem ſich in England keine Spur finden ſoll, ferner ein kleines Fragment über deutſche Bußpraxis in der Handſchrift O, welches die Ueberſchrift trägt: Qualiter apud orientales provincias Germaniae atque Saxoniae pro diversis criminibus poenitentiae observatur modus.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Untersuchungen über die germanischen Pönitentialbücher.

(Fortsetzung.)

Ref. muß hiezu bemerken, daß diese Beweisantretung durchaus mißlungen ist. Für die Einschaltung des Capitulare ist, wie bereits oben bemerkt wurde, der Verf. jeden Beweis schuldig geblieben und ebensowenig hat er es versucht, einen Nachweis dafür zu liefern, daß sich von dem poenitentiale romanum Halitgarii in England keine Spur finde. Letztere Behauptung ist auch unrichtig, wie die aus diesem poenitentiale entnommene Einleitung zeigt, welche sowohl in Beda's Pönitentialbuch, wie in ein altes pontificale anglicanum übergegangen ist, welches Martene im Kloster Jumièges fand (de antiquis ecclesiae ritibus Rotomagi 1700 4. P. II. p. 43).

Hinsichtlich des Fragmentes über deutsche Bußpraxis hat Ref. schon früher bemerkt, daß es nicht dem Theodor sondern gewiß einem späteren englischen Missionär angehöre, zu dessen Zeit die Strenge der Buße in Deutschland bereits nachgelassen hatte, dabey auch ausgeführt, daß dieses wie die folgenden Capitel bis zum siebenten einschlüßig dem Theodor nicht zugeschrieben werden könne. Der Verf. hat diese Ansicht mit Ausnahme des 7ten Capitels früher wiederholt, ohne später irgend einen Grund anzugeben, warum er diese Ansicht geändert habe, für die Ref. Belege beygebracht hatte. *)

Nach diesen Erörterungen über das negative Resultat der vorliegenden Untersuchung geht Ref. zu dem positiven Ergebniß derselben über.

Die Frage, ob Theodor überhaupt Bußsatzungen geschrieben habe, wird von dem Verf. bejahend beantwortet. Er nimmt aber an, daß diese Bußsatzungen nicht in einem Gesammtwerke niedergelegt, sondern nach Umständen in kleineren Sammlungen bekannt gemacht worden seyen, oder Theodor nur bey einzelnen Veranlassungen das Bußmaß festgestellt habe.

Diese Annahme führt ihn zu der ferneren, schon früher vorgebrachten Vermuthung, es liege am nächsten hier an die bey den Germanen gebräuchliche Art der Rechtsbelehrung und Rechtsüberlieferung durch Weisthümer zu denken, aus welchen bekanntlich ein Theil der geschriebenen Volksrechte der Germanen entstanden sey. (S. 2 u. S. 51).

Als Hauptprodukt der literarischen Thätigkeit Theodors betrachtet der Verf. den von ihm als Beylage gegebenen Inhalt einer Wiener Handschrift. Er führt zur Begründung seiner Vermuthung, daß Theodor durch Anfragen zu Weisthümern über die Arten und Grade der Buße veranlaßt worden sey, den Schluß des Werkes in der Wiener Handschrift: haec consiliante venerabili Theodoro archiepiscopo Anglorum nostri scripserunt, dann die

*) Man vergleiche meine Schrift über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 26 und neue krit. Jahrbücher für deutsche Rechtswissenschaft Bd. VII., S. 515.

Schlußverſe einer engliſchen Handſchrift an den Biſchof Haeddi von Wincheſter (676—705), *) endlich die mit den Volksrechten übereinſtimmenden Ausdrücke mit welchen Theodor angeführt wird, nämlich judicavit, interpretatus est, an.

Ref. glaubt, daß der Verf. in nicht geringe Verlegenheit kommen würde, wenn er die Geſetze der Angelſachſen, von welchen zum Theil bemerkt iſt, daß ſie durch Beyrath der Vornehmen des Landes (consilio et doctrina seniorum) zu Stande gekommen ſeyen, aus Weisthümern herleiten und dafür die erforderlichen Belege beybringen müßte. Wollte man auch zugeben, Theodor, welchem gemäß ſeiner griechiſchen Herkunft dieſe Art von Rechtsbelehrung fremd ſeyn mußte, habe ſich hier nach der Landesſitte gerichtet, ſo müßte doch vorher der Satz feſtſtehen, daß damals bey den Angelſachſen Weisthümer herkömmlich waren, wovon ſich bisher wenigſtens in der angelſächſiſchen Literatur jener Zeit noch kein Beyſpiel gefunden hat.

Was der Verf. für ſeine Vermuthung anführt, dient nicht dazu, ſie auch nur wahrſcheinlich zu machen, denn die Schlußverſe an Biſchof Haeddi enthalten nichts Anderes, als eine Zueignung des Werkes von Seite Theodors, die Schlußworte in der Wiener Handſchrift aber und die Ausdrücke judicavit interpretatus est, ſind ſo allgemein gehalten, daß ſich aus ihnen Alles folgern läßt. Wollte man aus dem Umſtande, daß einzelne Abhandlungen über die Buße aus Anfragen und Mittheilungen entſtanden ſeyen, immer die Natur eines Weisthumes ermitteln, ſo müßte man auch die kanoniſchen Schreiben der Väter und ſämmtliche Pönitentialbücher Hraban's als Weisthümer erklären.

Der vorliegende Text, in welchem der Verf. das Hauptprodukt der literariſchen Thätigkeit Theodors erblickt, und von welchem er annimmt, daß Alles, was man das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueſte Zeit von letzterer zu erzählen und anzuführen wußte, auf jenen Quellenſtoff reducirt werden müſſe (S. 62), iſt in 28 Capitel eingetheilt, bey deren Rubriken gleich von vorne herein auffällt, daß die Ueberſchrift de fornicatione ſich dreymal (cap. 2, 9 u. 10), die de uxoribus dimissis ſich zweymal wiederholt (cap. 15 u. 26). Sie enthält einen verdorbenen und vielfach interpolirten Text, was der Verf. gleichfalls zugegeben hat (S. 50 und 85).

Nichts deſto weniger folgert er aus dem höchſt unverſtändlichen Eingang, welcher einer Würzburger Handſchrift entnommen iſt, daß der Autor die Satzungen Theodors ſammeln und vor Interpolation und Verderbniß bewahren wollte (S. 49). Er giebt zu, daß der Sammler Correcturen und Limitationen gemacht habe, daß er die Satzungen Theodor's nicht wörtlich gebe, ſondern manchmal bloß ihren Inhalt referire, daß er Theodor's Ausſprüche aus verſchiedenen Quellen zuſammengetragen habe, es bedenklich finde, manche Stellen dem Theodor zuzuſchreiben, daß die Sammlung erſt einige Zeit nach dem Tode Theodor's veranſtaltet worden (S. 49 und folgd.) und erſt durch dritte Hand uns überliefert worden ſey (S. 62); dennoch zieht er nach allen dieſen für das Gegentheil ſprechenden Zugeſtändniſſen die merkwürdige Schlußfolge (S. 52), man dürfe dieſes Werk das Rechtsbuch des Theodor von Canterbury nennen, da der unbekannte Compilator dem Werke nur die Form gegeben, den Inhalt aber oft gegen ſeine Ueberzeugung unverändert gelaſſen habe.

Auf zwey bey der Herſtellung dieſes Textes gebrauchte Handſchriften hatte ſchon Bickell in den oben erwähnten Jahrbüchern für deutſche Rechtswiſſenſchaft aufmerkſam gemacht. *)

Die eine derſelben, eine Würzburger Handſchrift, enthält zwar im Capitelverzeichniß die Ueberſchriften der ſämmtlichen 28 Capitel, der Text ſelbſt aber geht nur bis zum 12. Capitel.

*) Dieſe Schlußverſe lauten:

Te nunc sancte speculator,
Verbi Dei digne dator,
Haeddi, pie praesul, precor,
Pontificum ditum decor
Pro me tuo peregrino
Preces funde Theodoro.

*) Dritter Jahrg., Bd. V. S. 387, Leipzig 1839.

Die zweyte, eine Wiener Handschrift, enthält den Text der 28 Capitel und einen Epilog, es fehlt ihr aber die Vorrede, welche in der Würzburger Handschrift enthalten ist, so daß letztere zur Ergänzung der ersteren dient. Der Verf. hat noch eine Windberger Handschrift verglichen, in welcher sich der Text der Capitel 17 — 28 findet. Bickell hat über diese Sammlung folgendes Urtheil gefällt: „es geht aus dem Epiloge hervor, daß wir in dieser Sammlung von 28 Capiteln nicht eben ein von Theodor selbst in lateinischer Sprache aufgesetztes, regelmäßiges Beichtbuch haben, vielmehr scheinen die Andeutungen in der Vorrede und in dem Epilog auf eine rohe Zusammenstellung verschiedener von Theodor in Gemeinschaft mit andern englischen Bischöfen auf Synoden festgestellter, nicht gerade sämmtlich auf das Beichtwesen bezüglicher kirchlicher Normen zu seyn, welche vielleicht ursprünglich in angelsächsischer Sprache abgefaßt waren."

Ref. tritt diesem der Beschaffenheit der Sammlung ganz entsprechenden Urtheile vollkommen bey und bemerkt, daß die von dem Verf. gemachten Anstrengungen, in dieser Sammlung das ächte Rechtsbuch Theodor's nachzuweisen, sich als vergeblich gezeigt haben.

Bickell hat ferner bemerkt, daß der discipulus Umbrensium, der in der Vorrede genannt wird, ein höchst unwissender Mensch gewesen zu seyn scheine, und Prolog und Epilog in barbarischer Schreibart abgefaßt seyen. Der Verf. glaubt gegen die letztere Ansicht bey genauerer Betrachtung ein gewichtiges Bedenken hegen zu müssen. Er meint (S. 62.), man könne sowohl aus dem Prologe als aus dem Epiloge soviel entnehmen, daß der Verf. derselben Theodor's Schriften möglichst correct überliefern wolle. Den Widerspruch, daß er selbst in den wenigen Sätzen, die er beyfügt, aller Correctheit Hohn spricht, sucht Professor Hildebrand dadurch zu lösen, daß er eine Geheimhaltung des Verständnisses, eine arcana latinitas, annimmt, indem es nur den Priestern gestattet worden sey, die Pönitentialien zu lesen, wogegen man den übrigen Clerikern den Gebrauch derselben untersagt habe. Er stützt sich hiebey auf eine bey Theodor und in andern Pönitentialbüchern vorkommende Stelle, in welcher allerdings zuerst gesagt ist, nicht alle Cleriker, sondern nur Priester sollten die Pönitentialbücher lesen, dann aber auch als Grund beygefügt wird, es werde dieß deßhalb verboten, damit sich die übrigen Cleriker nicht die Ausübung des Bußsakramentes anmassen. *)

Von einem Verbote einer nicht zuständigen Jurisdiction ist also in dieser Stelle die Rede, nicht von einer Geheimhaltung der Pönitentialbücher. Unbegreiflich ist auch, wie der Verf. eine solche annehmen konnte, da er selbst S. 74 erzählt, Ecgbert habe sein Confessionale zum leichteren Verständnisse der Unwissenden aus dem Lateinischen übersetzt. Wollte man aber wirklich eine solche arcana latinitas zugeben, so bliebe es doch wieder unerklärlich, warum nur Prolog und Epilog des Pönitentiale, welche nur Nebensachen sind, in eine solche mysteriöse Sprache verschleiert wurden, zu der man eines eigenen Schlüssels bedurfte, der Inhalt desselben aber, der gerade die Hauptsache bildet, in der gewöhnlichen, auch für Nichteingeweihte verständlichen Sprache gegeben ist.

Der Verf. hat dieses Räthsel auf eine Weise zu lösen gesucht, welche nach der Ansicht des Referenten ihrer Eigenthümlichkeit wegen selten seyn dürfte. Er schreibt nämlich S. 64 Folgendes: „davon, daß der discipulus Umbrensium den Anfang und das Ende in so dunkle Phrasen hüllte, konnte er sich den Erfolg versprechen, daß mancher Unberufene, dem das Buch in die Hände fiel, nach dem ersten Blicke in dasselbe keine Neigung fühlte, weiter zu lesen." Wäre nun der erste Blick eines solchen Neugierigen zufällig auf die Mitte

*) Dieß zeigt der Zusammenhang der Stelle, von welcher der Verf. nur die erste Hälfte giebt; die ganze Stelle lautet: Non enim omnes clerici hanc scripturam usurpare aut legere debent, qui inveniunt eam, nisi soli illi, quibus necesse est, hoc est presbyteri. Sicut enim sacrificium offerre non debent nisi episcopi et presbyteri, quibus claves regni coelestis traditae sunt, sic nec judicia ista alii usurpare debent.

gefallen, so hätte der discipulus Umbrensium den angeblichen Zweck ganz verfehlt.

In den Bemerkungen zu dem Beda-Ecgbertischen Cyclus von Bußbüchern, welche der Verf. im zweyten Abschnitte gibt, hat er die neue Ansicht aufgestellt, daß die beyden Pönitentialien, deren eines man dem Erzbischofe Ecgbert von York († 767), das andere Beda dem Ehrwürdigen († 735) beygelegt hat, eigentlich zwey auf verschiedene Art zusammengesetzte Beda-Ecgbert'sche Bußbücher seyen, daß dagegen das vielbesprochene Bußbuch des Beda in seiner ächten Gestalt nur einen kurzen Inbegriff von Bußfragmenten bilde, welcher von den Ecgbertischen an Ausführlichkeit übertroffen werde.

Den ächten Text für beyde Bußbücher will der Verf. in dem bey Mansi T. XII. p. 489 unter dem Namen Ecgbert's abgedruckten Pönitentialbuche in der Weise gefunden haben, daß die kleinere Vorrede und die 3 Capitel de fornicatione, de occisione und de immunda carne dem Beda, Alles Uebrige aber dem Ecgbert angehören solle. Zum Belege des Gesagten beruft sich der Verf. auf drey Handschriften, in welchen die Texte auf diese Art gesondert vorkommen, von welchen zwey außerdem die beyden erwähnten Schriftsteller namentlich als Verf. dieser Pönitentialbücher bezeichnen.

Von diesen letzteren Handschriften (Cod. Fris. 111 und Cod. Ransch. 73) hat der Verf. durchaus keine nähere Beschreibung gegeben. Für den Zweck des Ref. mag es genügen, zu bemerken, daß beyde Fragmente von Pönitentialbüchern enthalten und dem Schlusse des eilften oder Beginne des zwölften Jahrhunderts angehören, somit gegen das Zeugniß Regino's nicht in Betracht kommen können, der von Beda's Beichtordnung eine Stelle anführt, welche sich gerade so wieder in dem Texte findet, welchen Ref. aus zwey Augsburger Handschriften abdrucken ließ.

Zum besseren Verständnisse des Ganzen hätte der Verf. nothwendig auf die Beantwortung der Frage eingehen sollen, welche Pönitentialbücher Ecgbert verfaßt habe.

Mansi, auf den sich der Verf. beruft, hat ihm ein Pönitentialbuch zugeschrieben, welches er in sehr verworrener Ordnung herausgegeben hat, obgleich ihn die über seinem dritten Buche befindliche Aufschrift: incipit liber secundus hätte überzeugen können, daß der Theil, welchen er als erstes Buch betrachtete, ein eigenes selbstständiges Werk sey.

Die Herausgeber der ancient laws haben diesen Fehler verbessert und dem ersteren Werke den Titel confessionale, dem letzteren den Titel poenitentiale gegeben, während im angelsächsischen Texte beyde Werke als scriftbock bezeichnet werden, was sowohl confessionale als poenitentiale bedeuten kann.

Das erstere Werk ist nicht eine wörtliche Uebersetzung aus dem Lateinischen, wie man nach der Ueberschrift annehmen sollte, sondern mehr eine freye Nachbildung meist theodorischer Bußsätze. Das zweyte Werk hat in den ersten drey Büchern eine Eintheilung, welche wir bey Halitgar in seinem dritten bis fünften Buche und in Halitgar's Quelle, als welche Ref. früher den Text einer Augsburger Handschrift bezeichnete, wieder finden. Wahrscheinlich hat sie Ecgbert aus letzterer genommen. *)

*) Man vergl. über Halitgar's Quelle meine Schrift über die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen S. 32 und folgende. Ecgbert fand in derselben die von ihm beobachtete Eintheilung wahrscheinlich schon mit denselben Zusätzen, die sie bey Halitgar hat. Im allgemeinen Kirchenlexikon von Aschbach Band IV. S. 605. heißt es aus Versehen, Ecgbert habe sich nach dem 3ten und 5ten Buche von Halitgar gerichtet, wofür es heißen sollte: nach dem 1 — 3ten Buche von Halitgar's Quelle.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Februar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu. Paris 1851, 400 S. klein Octavformat.

Der Gedanke an eine Reise nach dem Orient war dem Grafen von Pardieu so plötzlich gekommen und die Ausführung zur That folgte dem Gedanken so eilig nach, daß er nicht einmal die Zeit dazu gefunden hatte, seiner Schwester, die einige Stunden Weges von Palisse wohnte, es zu melden, daß er in den nächsten Tagen auf seinem Wege nach Syrien in ihrer Nachbarschaft vorbeykommen werde. Nur auf eine Visitenkarte schrieb er deßhalb, während in dem kleinen Städtchen Palisse die Postpferde gewechselt wurden, die eiligen Worte: „ich reise nach Syrien," und übergab die Karte dem Postmeister zur weitern Beförderung.

Und welchem Leser, der das Wesen und das Leben der vornehmen Welt in der großen Stadt an der Seine kennt, sollte das plötzliche Aufsteigen eines solchen Reiseplanes, wie der dießmalige war, in dem Kopf und Herzen eines Mannes, dem eine solche vielseitige Bildung mit solch äußern Mitteln und Kräften zu Gebote stand, und die Eile, in welcher der Plan fort über Nacht zur That reifte, in Verwunderung setzen? Ist es nicht, nach seiner Aeußerung hierüber, eine wahre Schande, wenn man, während in einem Salon von Paris der eine der Anwesenden von seiner Reise nach dem Orient, ein anderer von Indien, ein dritter sogar von China so erzählt, wie man sonst von einer Partie nach Rouen oder nach Orleans sprach, nur als stummer Zuhörer dastehen muß, oder höchstens von den Ufern des Rheines oder von der Schweiz wie von selbstgesehenen Sachen reden kann? Eine Schande in einer Zeit, wo man in einer Woche von Paris nach Constantinopel oder nach Alexandria kommen und in der Zeit von wenig geschäftsfreyen Monaten, so wie mit wenig tausend Franken den Weltkreis (l'univers) durchlaufen kann? In der That, so urtheilt unser Reisender, die Erde ist jetzt zu klein für die Touristen, man muß ihrem Lauf noch eine andere Welt eröffnen.

H. Pardieu reiste in Gesellschaft seines Cousins und Freundes, des Charles de C . . ., der sich um den bleibenden Genuß dieser Reise dadurch sehr verdient machte, daß er mit seiner großen Geschicklichkeit als Zeichner und Landschaftsmaler die wörtlichen Beschreibungen der Tagebücher auch für das Auge anschaulich machte. Die beyden Freunde verließen den Bahnhof von Paris des Morgens 8 Uhr am 31. July (1849), waren schon um 5 Uhr des Nachmittags in Nerondes, wo die Eisenbahn an die Diligencenroute sich anschließt, die über den steilen Tarare nach Lyon führt. Hier traten sie aus den lang anhaltenden Regengüssen, welche damals die Umgegend der alten Lutetia an der Seine heimsuchten, unter den heitern südlichen Himmel ein, welcher von jetzt an fast ihre ganze Reise, mit äußerst wenigen Unterbrechungen, mit dem besten Wetter begünstigte. Theils im Dampfboot, theils im Dampfwagen, läßt sich die Strecke von Lyon bis Marseille in

etwa 6 Stunden zurücklegen, und obgleich die Unterbrechung der Eisenbahn durch den Tararepaß und der Aufenthalt in Lyon bis zum Abgang des Dampfbootes, der Eile einigen Einhalt gethan hatten, konnten die Reisenden dennoch schon am 2. August in Marseille zu Abend speisen, am 3. dort ausruhen und am 4. den Bord des Dampfschiffes „Cairo" von 220facher Pferdekraft besteigen, welches sie in 3 Tagen nach Malta und von da nach eintägigem Aufenthalt in abermals 3 Tagen in den Hafen von Alexandria brachte.

Die Ankunft unserer Reisenden in Aegypten traf mit einem für die Geschichte des Landes sehr bedeutenden Zeitpunkt zusammen. Man hatte so eben den Leichnam des Mehemed Ali, der vor einigen Tagen gestorben war, auf dem Mahmudkanal und dem Nil hinaufgeführt nach Kairo und in seiner Familiengrabstätte beygesetzt. Dieses Ereigniß hatte auf die Bewohner von Alexandria, wie es schien, nur wenig Eindruck gemacht, obgleich der Vortheil, den ein Theil derselben von dem alljährlichen, längeren Aufenthalt des alten Vicekönigs und seines Hofstaates in ihrer Stadt zog, kein unbedeutender gewesen war. Hatte doch auch schon seit zwey Jahren der geistesschwache Greis nur noch dem Namen nach die Zügel des Regimentes geführt, obwohl unter diesem Schatten seiner vormaligen Herrscherwürde der Zustand der Dinge, der Einfluß und das Ansehen seiner Günstlinge großentheils noch derselbe geblieben war.

Schon am vierten Tage nach ihrer Ankunft in Alexandria schifften sich die Reisenden auf dem Fahrzeuge ein, welches monatlich zweymal die Route nach Kairo macht. Ein kleines Dampfboot, zuweilen auch Pferde, dienen dem Fahrzeug als Vorspann und bugsiren dasselbe stromaufwärts. Es hatte sich eine große Zahl von Passagieren zu der dießmaligen Fahrt eingefunden, was dieselbe bey der großen ägyptischen Hitze in der Mitte des August höchst beschwerlich machte. Zum Glück war die Beschwerde nur von kurzer Dauer; schon am Nachmittag 5 Uhr hatte man das Ende des Kanals bey Abfieh erreicht, sah vor sich den Nil, welcher hochangelaufen und mächtig wogend in seinem breiten Bette ging, und von hier an wurden die Reisenden aus dem Kanalboot in ein geräumiges, sehr gut eingerichtetes Dampfboot versetzt. Nur zu schnell und zum Theil bey Nacht eilte dieses an den interessanten Gegenden, die an dem Ufer des mächtigen Stromes sich ausbreiten, vorüber. Schon am andern Tage bey guter Zeit landete man in Boulacq, dem Hafenplatz von Groß-Kairo.

Eilf Tage nach der Abfahrt aus Marseille, sechzehn nach der Abreise aus Paris sahen sich die beyden Reisenden, selbst den Aufenthalt in Malta und Alexandria mit eingerechnet, aus dem Glanzpunkt und Herrschersitz der europäischen Cultur an der Seine auf einen alten so wie neuen Glanzpunkt der orientalischen Gesittung und Volksthümlichkeit versetzt. Es ist eine neue Welt der Anschauungen, die sich dem Reisenden schon bey dem ersten Anblicke der großen Stadt der Khalifen durch die fast unübersehliche Menge der Minarets, durch die Kuppeln der Moscheen, die Zinnen der hohen Mauern verkündigt. Die beyden Franzosen suchten zunächst den Wohnsitz auf, der ihnen für die Tage ihres Verweilens bereits genannt und empfohlen war: das Hotel d'Orient, dessen Besitzer und Begründer ein Franzose, H. Coulomb, Bruder des Oberküchenmeisters Sr. K. Hoh. des Vicekönigs ist. Dieses Gasthaus bildet einen Ort des Begegnens für europäische (namentlich französische) Reisende, welche aus der westlichen Heimath oder aus Indien, Nubien und Syrien kommen. Die vornehmere Welt aus Frankreich hat aber noch einen andern Ort ihrer gewöhnlichen geselligen Zusammenkünfte, die ärmere eine Zufluchtsstätte bey allerhand Anliegenheiten im Hause eines alten französischen Officiers, eines gebornen Corsen, Namens Mari, der den Achmet Pascha als Adjutant auf dem Feldzuge nach Hedjaz begleitete, und von dem Vicekönig zu der Stelle eines höheren Polizeybeamten erhoben wurde, dessen Geschäftskreis vorzugsweise die Angelegenheiten der Europäer umfassen sollte. Abbas Pascha hat dem alten Manne die Würde eines Beg's beygelegt und nach wie vor ihm die polizeyliche Vertretung der Angelegenheiten der Europäer belassen. In der Wohnung dieses

Mari Beg kommt die Colonie der in Kairo wohnhaften Franzoſen an den Abenden zuſammen, um da ihren Schibuck zu rauchen und Kaffe zu trinken.

Mehr als in Alexandrien machte ſich in Kairo die vierzigtägige Trauer um Mohamed-Ali, freylich zunächſt nur dadurch bemerkbar, daß die gewöhnlichen Volksfeſte eingeſtellt waren, die das Steigen des Nils bis zu jener Höhe begleiten, bey welcher man den Schutzdamm zwiſchen Kairo und Foſtat durchſticht, um dem Waſſer einen Zutritt zu den nördlicher gelegenen Pflanzungen und Gärten der Stadt ſowie zur Füllung der Ciſternen zu eröffnen.

In Alt-Kairo (Foſtat) fanden unſere Reiſenden einen Landsmann von noch höherer Auszeichnung als den Mari Beg, einen Herrn Selves, der ſich als Soliman Paſcha in Aegypten vollkommen nationaliſirt hat. Dieſer, aus der Gegend von Lyon gebürtig, hatte unter Napoleon mehrere Feldzüge in ſo rühmlicher Weiſe mitgemacht, daß er vom gemeinen Soldaten bis zum Rang eines Hauptmannes geſtiegen war. Zur Zeit der Reſtauration wollte ihm die friedſame Stille ſeines Vaterlandes nicht mehr zuſagen; er ging nach Aegypten, bot dem Mehemed Ali ſeine Dienſte an und dieſer ſchenkte ihm ſein Vertrauen in ſo hohem Maaße, daß er ihm das Geſchäft auftrug, ihm ein Heer nach europäiſcher Form und Taktik zu geſtalten. Selves begann die Löſung dieſer ſchweren Aufgabe damit, daß er die in Nubien zerſtreuten Reſte der Mameluken unter ſein Panier verſammelte und dieſelben auf europäiſche Weiſe in den Waffen einübte. Dieſe bildeten den Kern des nachmaligen ägyptiſchen Heeres, das durch ſeine Siege in den Hedjas wie durch die Eroberungszüge in Nubien und in dem ferneren Süden ſich auszeichnete und gegen Norden hin, bis nach Kleinaſien den Heeren der Pforte ſich ſo furchtbar machte, daß, wenn nicht die chriſtlichen Mächte mit den Türken in Bund getreten wären, das Reich des Vicekönigs eine bedeutende Macht, ſeinen Nachbarn gegenüber, geworden wäre. Soliman Paſcha, der franzöſiſche Muſelmann hat ſich demnach von der Stellung eines Müllerburſchen (ſein Vater war ein Müller) in ſeinem chriſtlichen Vaterland, zu der eines Generalmajors in ſeiner neuen moslemitiſchen Heimath emporgeſchwungen, hat jedoch als er das höhere geiſtige Band mit dem alten Vaterlande zerriß, wenigſtens das kleinere, minder bedeutende noch feſtgehalten: er iſt nach all ſeinen Kräften Franzos geblieben, hat auch ſeinen Sohn, den „Skander-Beg“ in Paris erziehen laſſen.

Da das vor uns liegende Reiſewerk mit ganz beſonderer Liebe jene Parthieen der Begegniſſe und Anſchauungen hervorhebt, auf welche ein Strahl der franzöſiſchen Tüchtigkeit und Politeſſe fällt, wollen wir auch hier das Zuſammentreffen unſerer Reiſenden mit dem vormals ſo hoch gefeierten Soliman Paſcha in Foſtat in einigen Zügen ſchildern. Der General empfing ſeine ihm von Paris aus empfohlenen Landsleute unter einem Pavillon, dem er ſo eben eine neue Auszierung zu geben im Begriffe ſtand. Er ſchimpfte in moslemitiſch ketzeriſcher Weiſe auf den Ramadan, der ihn verhindere ſeine Gäſte ſo zu empfangen, wie es ſeine Pflicht und ſein Wunſch ſey. Man konnte ſchon bey dieſer Gelegenheit bemerken, daß es ihm mit dem Bekenntniß zum Islam eben ſo wenig Ernſt ſey, als es ihm vorher mit dem Bekenntniß des Chriſtenglaubens geweſen.

(Fortſetzung folgt.)

Unterſuchungen über die germaniſchen Pönitentialbücher.

(Schluß.)

Außer dieſer beyden Werke, für welche wir gleichfalls der Deutlichkeit wegen die Benennungen **confessionale** und **poenitentiale** beybehalten wollen, hat Manſi noch dem Ecgbert ein drittes Pönitentialbuch beygelegt. Dieſes iſt es, welches nach des Verf. Meinung den vollſtändigen Text ſowohl von Beda's wie von Ecgbert's Pönitentialbuch enthalten ſoll. Manſi erſt gab dieſem Werke den Titel **Ecgberti canones de remediis peccatorum**, während noch ſein Vorgänger Labbé es dem Beda zuge-

eignet hatte. (Conc. t. VIII. p. 359 ed. Venetiis 1729.)

Manſi ſtützte ſich hiebey auf die Autorität der Ballerini und auf das Zeugniß Hraban's, welcher in dem Briefe an Heribald cap. 18 eine Stelle citirt, die ſich in dieſen canones de remediis peccatorum cap. 9 wieder findet. Er überſah aber dabey, daß dieſes Citat mit Ausnahme der Ziffern für die Bußſätze, welche ſich ſo leicht in den Handſchriften ändern, auch auf das cap. 34 des confessionale paßt, auf welches es auch zu beziehen iſt.

Hätte Manſi die canones de remediis peccatorum, welche er für ein Werk Ecgberts ausgibt, mit dem Inhalte des erſten Pönitentialbuches von Angers verglichen, ſo würde er bald gefunden haben, daß der Text dieſer canones nichts Anderes enthalte, als eine Wiederholung des erſten Pönitentialbuches von Angers, jedoch aus einer Handſchrift in welcher viele Capitelsüberſchriften ganz weggelaſſen und Aenderungen, Auslaſſungen und Zuſätze ſowohl an den Rubriken wie am Texte ſelbſt angebracht wurden *).

Man könnte nun zwar auch das umgekehrte Verhältniß annehmen und behaupten wollen, das Pönitentialbuch von Angers ſey aus dem ſogenannten Ecgbert entſtanden, allein einer ſolchen Annahme widerſpricht das Zeugniß des Morinus, nach welchem dieſes Werk, wenn es überhaupt mit der in derſelben Handſchrift enthaltenen Canonenſammlung gleichzeitig iſt und nicht einer früheren Zeit angehört, ſpäteſtens in die Regierungszeit Gregors III. fallen kann.

9) Man vergl. Morinus de disciplina in administratione sacramenti poenitentiae Antwerpiae 1682 folg. pag. 31 sq. Aus den ſechs erſten Capiteln ſind im ſogenannten Ecgbert zwey Capitel gemacht, die Cap. 9 u. 10, 12 u. 13, 17 u. 18 aber ſind in 3 Capitel zuſammengezogen, Cap. 14 und der größere Theil des Cap. 13 aus dem Pönitentialbuche von Angers fehlen ganz, dafür aber ſind einige Capitel 9, 6 und 15 aus einer andern Quelle eingeſchaltet.

Mit der Anſicht Manſi's fällt aber auch die des Verf. über Ecgbert, und es übrigt nur noch auf jene Meinung einzugehen, nach welcher das vielbeſprochene Bußbuch des Beda in ſeiner ächten Geſtalt nur einen kurzen Inbegriff von Bußfragmenten bilden ſoll, weßhalb ihm der Verf. auch nur drey Capitel zugewieſen hat. Dieſe Anſicht widerlegt ſich ſchon durch eine Vergleichung von Beda's Bußbuche mit ſeiner Quelle, dem genannten erſten Pönitentialbuche von Angers, aus welcher, wie Ref. ſchon im Aſchbach'ſchen Kirchenlexicon bemerkte, hervorgeht, daß Beda die einzelnen dort unter unpaſſenden Ueberſchriften und in verworrener Reihenfolge enthaltenen Beſtimmungen in ſyſtematiſcher Weiſe zu verarbeiten getrachtet habe.

Aus dieſem Reſultate erklärt ſich auch die Aehnlichkeit zwiſchen Beda und dem ſogenannten Ecgbert weit einfacher als ſie der Verf. durch die Annahme eines in einander verarbeiteten Beda-Ecgbertiſchen Bußbuches erklären konnte.

Im dritten Abſchnitte gibt der Verf. über das poenitentiale romanum und zwey Handſchriften des Pönitentialbuches von Cumin nur einige wenige Bemerkungen.

Ref. verkennt keineswegs den Fleiß, welchen der Verf. in ſechsjährigen Bemühungen auf die Herſtellung eines neuen Textes von Theodor's Rechtsbuche, wie auf die kritiſche Unterſuchung der vorhandenen Sammlungen verwendet hat, kann aber nicht umhin zu bemerken, daß aus der dabey beobachteten bloß negativen, nicht von Beweiſen, ſondern nur von vorgefaßten Meinungen ausgehenden Methode kein wahrhaft wiſſenſchaftlicher Gewinn erwartet werden könne.

Friedrich Kunſtmann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu.

(Fortsetzung.)

In der türkischen Uniform des höchsten Ranges, mit dem diamantbesetzten Nischam, als dem Ehrenzeichen seiner Würde am Halse, zugleich aber auch mit dem Ordensband der französischen Ehrenlegion im Knopfloch, dabey mit einer Haltung und mit Mienen, darin sich die lebendigste Beweglichkeit mit orientalischer Ruhe vermischte, erschien er doch nur wie ein Franzos, der sich bey einem Maskenball in türkische Kleidung geworfen hatte. In seinem Hause, das am Nil, der Insel Rhoda mit ihren Gärten und prächtigen Landhäusern gegenüber liegt, hat der europäische Geschmack sich überall, auch in der Form der orientalischen Prunklust geltend gemacht. Der Harem, welchen der vornehme und moslemitische Franzmann gleich andern Bekennern des Islams von gleichem Vermögensstand sich angelegt hat, nimmt ein eigenes Haus ein, welches durch seine Lage, jenseits der Straße, dem Auge der besuchenden Fremden sich entzieht und die Freyheit der geselligen Unterhaltung mit den männlichen Gästen im eigentlichen Wohnhaus nirgends beschränkt. Unsere Reisenden wurden deßhalb von dem Generalmajor in allen Räumen der schönen Wohnung herumgeführt und wie mit dieser waren sie auch bald mit dem Besitzer bekannt und vertraut, denn Soliman Pascha hat sich noch die ganze Munterkeit und gute Laune eines französischen Husaren erhalten, in dessen Uniform er einst im Vaterland seine militärische Laufbahn begann. Der Mann hatte an Mehemed Ali einen Freund und Gönner verloren, den er in Abbas Pascha keineswegs wiederfand. Vielmehr mußte er es sehen, wie der neue Regent die Organisation des Heeres nach französischem Fuße, die des Soliman Pascha vieljährige Aufgabe gewesen war, wieder aufzulösen und auf den früheren Zustand zurückzusetzen suchte. Doch diese sehr veränderte Gesinnung des Hofes gegen ihn konnte die heitere Stimmung des Franzosen nicht stören. Mit sehr gutem Humor zeigte und erläuterte er seinen Gästen den Sinn der neuen Malereien, die er soeben in einer Gallerie seiner Wohnung ausführen ließ. Man sah da eine Mühle zur Erinnerung an den Stand, aus dem der gewesene mächtige ägyptische Günstling hervorgegangen war, dann die Erinnerungszeichen an die Marine, an den Waffendienst bey der leichten Reiterey und an die Würden eines ägyptischen Generalmajors. Es war eine Art von kurzer biographischer Skizze, statt der Worte in Bildern, wie man dergleichen auch nicht selten in den altägyptischen Gräbern findet.

Wie sein vornehmer Landsmann in Fostat, so hält auch der Beschreiber der vor uns liegenden Reise die Züge seines Nationalcharakters fest: das Bewußtseyn der großen Nation anzugehören, welche das Bild ihrer Größe überall, wohin sie kommt, wie in einem Spiegel erblickt. Bey dem Besuch von Heliopolis ergötzen den flüchtig vorübereilenden Wanderer die vormaligen Siege der französischen Waffen unter Kleber, bey den Gräbern der Kha-

lisen findet sich in einer der verlassenen Moscheen ein Aufseher, der schon in den Zeiten der französischen Expedition Hüter dieses Gemäuers war. Von ihm hätte der Reisende wahrscheinlich das Feuer zum Anzünden seiner Cigarre ohne Widerrede erhalten, welches ihm ein Bewohner des arabischen Dorfes, das unter den Grabstätten sich angebaut hat, strenge verweigerte, weil jetzt das Anzünden des Feuers gegen die Ordnung des Ramadan war.

Doch diese Zeit der großen moslemitischen Feste ging so eben (am 19. August) zu Ende und die Reisenden waren Zeugen des Bairamfestes, welches von den Lebenden bey den Gräbern ihrer Anverwandten gefeyert wird, als wollten sie wie die alten Aegypter, wenn sie die Mumien der Verstorbenen als Zeugen ihrer Gastmähler dahin stellten, auch die Seelen der Abgeschiedenen an ihren Freuden Theil nehmen lassen. Auch den festlichen Auszug der großen Karawane der Pilgrime hatten unsere Reisenden Gelegenheit zu sehen.

Ueber Kairo, sowie über die Pyramiden von Ghizeh, auf deren größester sie die Sonne aufgehen sahen, erfahren wir von ihnen Nichts, was nicht aus vielen andern Reisebeschreibungen schon bekannt wäre, dasselbe gilt auch von den praktischen Regeln für Reisende in Aegypten und im Orient überhaupt, welche hin und wieder in dem Werke vorkommen.

Schon am 28. August schifften sich Hr. Pardieu und sein Begleiter auf einem sehr bequem eingerichteten, für alle Bedürfnisse des Haushaltes wohl versorgten Fahrzeuge nach Oberägypten ein und erreichten, vom Winde begünstigt, nach 9 Tagen die Stätte des vielbewunderten und noch jetzt in seinen Trümmern bewundernswerthen Theben. Die Reise auf dem weltberühmten Strome und der Eindruck, den die Herrlichkeiten von Dendera, Theben und Luxor auf den Beschauer derselben machen, sind in sehr anziehender Weise beschrieben, doch enthält diese Beschreibung für andere mit Aegypten bekannte Leser nichts Eigenthümliches und Neues, obgleich selbst die Schilderung der persönlichen Erlebnisse und der Mühen sowie der Erquickungen der einzelnen Tage für den Kreis der Freunde des Verfassers, dem sein Buch zunächst bestimmt ist, ein großes Interesse haben mag.

Fast vier Wochen hatte die Fahrt nach Oberägypten und das (verhältnißmäßig sehr kurze) Verweilen bey seinen Sehenswürdigkeiten gedauert. Bey Fostat verließen die Reisenden ihr Fahrzeug und ihr erster Gang am Lande war der zu Soliman Pascha. Bey diesem fanden sie eine Menge der neueingelaufenen französischen Zeitungen; aus der alten Geschichte der oberägyptischen Dynastien und ihrer Kämpfe konnte man sich hier in die neueste Geschichte des Tages und ihrer unseligen Kämpfe versenken. Unter anderen brachten die französischen Blätter die Nachricht, daß Venedig „nach heldenmüthigem Widerstand von Oesterreich wieder genommen, Ungarn von den Heeren zweyer Großmächte überwältigt worden sey.“

In Kairo, im Gasthofe des Hrn. Coulomb in Esbekieh gab es eine andere Neuigkeit, nicht zu lesen, sondern auf eine für die Ohren ganz betäubende Weise zu hören. Abbas Pascha hatte für das Fest der Beschneidung seines eilfjährigen Sohnes eine 14tägige Feyer angeordnet, bey welcher das Kanoniren eine Hauptbelustigung zu bilden schien. Drey Batterien, davon die eine in der Nähe von Esbekieh aufgestellt war, gaben von Sonnenaufgang bis Mitternacht alle halbe Stunden 20 Salven; von einem Mal zum andern hatte man kaum Zeit zu ruhiger Besinnung zu kommen. Zwey Drittheile der Tage, die zu dieser allzu lebhaften Freudenbezeugung bestimmt waren, gingen bey der Rückkehr unserer Reisenden so eben zu Ende, das letzte Drittel mußte noch überstanden werden. Doch waren diese Tage für die Einheimischen wie für die Fremden, wenn sie für solche Festlichkeiten Sinn hatten, wenigstens eben so unterhaltend als lästig, denn das Auge wurde für die Leiden des Ohres in sehr reichlichem Maaße schadlos gehalten. Ueberall in den Hauptstraßen und auf den freyen Plätzen der Stadt bis hinaus vor die Thore sah man Buden, in denen eine Fülle von Erfrischungen, andere, in denen auserlesene Waaren anderer Art verkäuflich waren, man sahe Tänze, Spiele, und Kunststücke aller Art, hörte

Muſik und Geſang, die ganze Stadt bot die Scene eines großen Jahrmarktes dar, auf welchem ſich ein Gewimmel des Volkes durcheinander bewegte. Der Mittelpunkt dieſes regen Volkslebens war die Reſidenz des Vicekönigs, in welcher es vom Morgen bis zum Abend Vergnügungen der Gaſtfreundſchaft gab. Hier wurden in dem Harem täglich 2000 Frauen, aus den verſchiedenſten Klaſſen der Bewohner der Stadt und ihrer nächſten Umgegend freygebig bewirthet; Sr. königliche Hoheit der Vicekönig hielt während der ganzen Dauer der Feſtzeit täglich offene Tafel, zu welcher Gäſte vom verſchiedenſten Stand und Rang, ohne Unterſchied der Religionen und Nationen geladen wurden. So unter andern hatte er einmal die Prieſterſchaft von ganz Kairo zuſammen als Gäſte geladen. Man ſah da katholiſche und griechiſche Prieſter und Ordensleute, neben Kopten und Anglikanern von gleichem Stande, Derwiſche und Mullahs neben jüdiſchen Rabbinern. Es war ein Vereinigungsverſuch der verſchiedenen Religionen, der ohne große Schwierigkeit durchzuführen war, um ſo mehr da der Miniſter des Innern, Scheriff Paſcha, die Stelle des Wirthes bey der Tafel vertrat, ein Mann, der den Werth eines guten Glaſes Wein zu ſchätzen weiß.

Noch einmal führt uns, durch noch ausführlichere Schilderungen ſeiner Perſonalitäten, der Verf. des Reiſewerkes in den Kreis der franzöſiſchen Kolonie ein, die er zu Kairo fand. Außer dem einen Verſammlungspunkt dieſer Landsleute, unter denen der Titel eines Begs ebenſo gewöhnlich und verbreitet war, wie bey uns der Titel eines Doctors, bey dem vorhin erwähnten Herrn Mari Beg, lernt uns Pardieu in dem Hauſe des Hrn. Benedetti noch einen zweyten kennen. Einen vorzüglichen Werth legt derſelbe mit Recht auf die Bekanntſchaft des geiſtvollen kenntnißreichen Hrn. Linand; in einem gewiſſen Hrn. Lambert erblickt er gleichſam den Repräſentanten der geſammten Gelehrſamkeit, einen „Meiſter Derer, welche wiſſen.“ Es iſt derſelbe Lambert, der zu ſeiner Zeit als eines der Häupter unter den St. Simoniſten genannt wurde.

Zu den vielen Franzoſen, welche zum großen Theil ſeit längerer Zeit in Aegypten anſäßig, hier in Kairo ein Paris im Kleinen bildeten, waren in der letzten Zeit des Aufenthaltes des Grafen Pardieu noch mehrere Reiſende ſeiner Nation gekommen, die mit ihm in dem gleichen Gaſthauſe wohnten und ſpeiſten. Unter den Fremden aus andern Nationen befand ſich auch ein Preuße (?) mit langem fuchsrothen Barte, ein Mann von geſtandenen Jahren, dabey aber von ſehr jungen Phantaſien. Er war im Begriff geweſen die wahren Quellen des Nils aufzuſuchen und hatte ſeinen Weg durch Zanzibar nehmen wollen; auf die Verſicherung jedoch des engliſchen Conſuls, daß er auf dieſem Wege keine Stunde weit vorwärts kommen würde ohne den Händen der mordſüchtigen Eingebornen zu unterliegen, war er wieder nach Kairo zurückgekehrt. Hier ſprach man damals allgemein von der Abſicht der ägyptiſchen Regierung, eine Expedition in die noch undurchforſchten Gegenden, aus denen der weiße Nil kommt, zu ſenden und der reiſeluſtige Mann hätte die Verwendung der europäiſchen Conſuln zu einer Anſtellung für ſich bey jener Expedition nachgeſucht. Da man jedoch auf ſeinen Wunſch nicht eingehen konnte, wollte er jetzt eine Wanderung zu Lande durch Syrien, Meſopotamien, Perſien nach Indien antreten, um ſeinen Enkel, der ſich in Bombay aufhielt, zu beſuchen. Unſer Reiſender hörte ſpäter nichts mehr von dieſem unternehmenden Mann, der nach ſeinem Urtheil mit all ſeinen Excentricitäten im Ganzen ein wackerer, ſehr artiger Menſch war, nur etwas zu „naiv.“

Der glänzendſte Tag der dießmaligen kahiriniſchen Feſtlichkeiten war der letzte, an welchem der junge Prinz nach den Geboten des Islam in die Gemeinſchaft der Gläubigen aufgenommen wurde. Schon am Abend vorher hatte man bey der Illumination und dem Feuerwerk, deren Anordnung vielen Geſchmack verrieth, Alles aufgeboten, was das Auge ergötzen und überraſchen konnte, am Haupttage des Feſtes ſelber war es vor Allem der prachtvolle Aufzug des Militärs und der moslemitiſch geiſtlichen wie weltlichen Behörden, der das unüberſehliche Gedränge des Volkes nach dem Schloßplatze hingelockt hatte. Während der junge Prinz nach überſtandener Ceremonie die Glückwünſche des Harems und nach dieſen die Aufwartung der ange-

seheneren Bewohner der Stadt empfing, wurde auf dem freyen Platze am Fuße des Schloßberges ein Mahl für die Fellahs vorbereitet. Dieses arme Volk aber, das die Mächtigen des Landes nur mit Angst und Furcht betrachten kann, mußte mit Stockschlägen zu den Freuden des Mahles herbeygetrieben und zu Lustigkeit gezwungen werden.

Der Abschied aus Kairo, vor Antritt der Reise nach dem Sinai, war von ähnlichen Gefühlen begleitet als der aus dem Vaterland, denn man hatte hier ein Vaterland im Kleinen gefunden. Unsere Reisenden zogen mit Recht es vor schon den Weg nach Suez auf Kamelen, statt in den hölzernen Käfigen der Postkutschen zu machen, welche jetzt zwischen Kairo und Suez die beständige Route einhalten, um die aus Indien kommenden oder dahin gehenden Fremden in möglichster Eile weiter zu fördern. Eine hinlängliche Menge von Lastkameelen zur Fortschaffung des Gepäckes, und mehrerer Reitkameele (Dromedare) zur persönlichen Benutzung der Reisenden, dazu der Diener und arabische Koch und eine Schaar von dienstfertigen Beduinen gewährten alle für eine Tour durch die Wüste erwünschten Bequemlichkeiten. Man brach gewöhnlich bey der ersten Morgendämmerung auf, ging zu Fuß bis die Sonne sich erhob, setzte sich dann in den Sattel und gewann durch die größere Schnelligkeit der Dromedare einen solchen Vorsprung vor den anderen, mit dem Gepäck beladenen Kameelen, daß man vor Mittag eine Ausruhestunde zum Frühstück gewann und auch am Abend den Lagerplatz früher erreichte.

Der Eindruck, welchen die hehre Stille der Wüste, der klare Himmel mit seinen hell funkelnden Gestirnen und mit dem Wechsel seiner Lichter und Schatten vor Aufgang und nach Untergang der Sonne auf den äußern wie innern Sinn der Reisenden macht, gab sich auch an dem empfänglichen Gemüth des unsrigen kund, und der Leser begleitet ihn durch diesen Theil seines Werkes mit einer besondern Theilnahme nach dem Sinai und durch Palästina. Mit großer Entschiedenheit spricht er sich für die Ansicht aus, nach welcher die Heere Israels nicht bey Suez, sondern südlich vom Attakagebirge durch das Thal der Verirrung ihren Weg zum rothen Meere nahmen und dieses den Brunnen Mosis gegenüber erreichten, wo kein andrer Ausweg für sie war als der durch das Meer, während sie bey Suez sein äußerstes Ende, auch wenn dieses von weitrer Ausdehnung gewesen wäre als jetzt, zu Lande umgehen konnten. Der gerade Weg nach Suez war auch damals seiner Natur nach der gewöhnlichere, wären sie diesen gezogen, dann hätte Pharao sie nicht für verirrt in der Wüste gehalten, ihre Rettung sollte ein außerordentliches Denkzeichen der Allmacht für alle Zeiten und Völker seyn.

Von Suez aus nahmen unsere Reisenden den gewöhnlichen Weg, vorüber an den Mosesbrunnen durch das Wardanthal nach Howara (Mara), dann durch das Thal Gharandel, das sich durch den ganzen nördlicheren Theil des Isthmus nach Westen bis über El Arisch an die Küstengegend des Mittelmeeres hinzieht. Aus dem Thal Usaite (Elim) traten sie jenseits der sandigen Ebene in das Taibe-Engthal ein, dessen Ende noch einmal an den westlichen Busen des rothen Meeres zurückführt, an eine Stelle seiner Küste, von welcher aus man jenseits in Westen die ägyptischen Küstengebirge, die Wohnsitze der Anachoreten erblickt. Es war dieses für die nachmalige Erinnerung unsers Reisenden einer der liebsten Haltpunkte, die er auf seinem Weg durch die Wüste hatte kennen gelernt.

Die weitere Marschroute führt von hier aus zuerst durch eine Küstengegend, deren Boden sich durch das buntfarbige Gerölle der Steine eben so auszeichnet als durch die majestätisch schöne Fernsicht, die sich von Zeit zu Zeit nach dem Gebirge des Mokkateb und des Serbal eröffnet. Nicht als bloßer Dilettant, sondern wie man wohl bemerken kann, als ein guter Kenner des Steinreiches und seiner Felsarten spricht unser Reisender über das, was sein Auge in dieser Gebirgsgegend sah.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.

Nro. 16. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu.

(Fortsetzung.)

Von der Nähe der Meeresküste wendete man sich in das Wadi Pharan, dieses Paradies der Sinaitischen Halbinsel. Unsren Reisenden wurde die Annehmlichkeit des kurzen Aufenthaltes in diesem Thal noch dadurch erhöht, daß sie sich hier unter Freunden befanden, welche sie mit einer Liebe aufnahmen, die sich an eigenen Blutsverwandten nicht kräftiger zu erweisen vermocht hätte. Dem Araber von alter Sitte ist der Gastfreund so nahe verbrüdert als der Abkömmling aus dem gemeinsamen Vaterhaus; es ist, wenn auch nicht das Fleisch und Blut, so doch die Religion und Sitte der Väter, die zwischen ihm und dem Fremden, der sich voll Vertrauen in seinen Schutz begab, dieses Band knüpfet. Die Beduinen, deren Führung und Schutz die Reisenden sich übergeben hatten, gehörten zu einem jener drey Zweige des großen Stammes der Towarah, der Abkömmlinge der alten Midianiter, welche das Geschäft der Begleitung der Reisenden von Kairo nach dem Sinai unter sich getheilt haben. Unter diesen drey Zweigen: den Uled Szaid, den Harmics und den Alleghis ist der zuerst genannte, mächtigste von allen, seit der Zeit seiner Väter der Besitzer des fruchtbaren Thales Pharan und seiner reichen Pflanzungen. Die Beduinen, welche dießmal das Geleite der Fremden übernommen hatten, gehörten zu dem Zweige der Uled Szaid und kamen hier in ihr Eigenthum, dessen natürliches Vermögen sie, so gut sie es nur vermochten, mit ihren Schützlingen und Gastfreunden zu theilen suchten.

Daß man hier an der Stätte einer vormals bedeutenden, weit ausgedehnten Niederlassung eines bauverständigen Volkes sey, das bezeugten die Reste der Mauern, aus deren abgelöstem Gestein die Araber ihre Hütten, wie die Schwalben ihre Nester aus dem abgefallenen Mörtel eines alten Ritterschlosses gebaut haben. Es war hier die Stätte des alten Pharan und nicht weit von da sieht man die Spuren eines vormaligen Kupferbergbaues, der schon in den Zeiten der Pharaonen betrieben ward. Dieser Quell des vormaligen Wohlstandes der Gegend ist jetzt verschlossen und verschüttet, andere, nicht minder ergiebige und gesegnete Quellen sind ihr noch geblieben: das sind die des frischen Wassers, die sich aus den hoch ansteigenden Felsenwänden des Granites unten an der Sohle des Thales ergießen. Wo in diesem Lande Wasser ist, da giebt es auch ein Gedeihen der Gewächse, eine wohnliche Heimath für den Menschen und für die Thiere seines Haushaltes. Kräftiger noch und hochwipfeliger als selbst in den meisten Gegenden des Nilthales ist hier der Wuchs der Dattelpalmen, welche, so weit der Segen der Quellen reicht, mehr fast eine grünende Wildniß, als Gärten bilden. Hier ist, wie das Wasser, auch die Luft so frisch und rein, wie die Brust kaum anderswo sie athmete, dabey so mild, so geschützt gegen den Wechsel der Stürme und Windstillen, daß der hier durchwandernde Fremde, der leiblich leidende Freunde in der Heimath zurückließ, sie alle

mit Seilen der Liebe hieher ziehen möchte, damit ſie ſtatt des Balſams der Apotheken den Balſam des Athems der Natur und mit ihm Kräfte des Lebens und der Geneſung einathmen möchten. Es iſt allerdings eine Selbſttäuſchung des Wanderers, wenn er das, was nirgends auf Erden iſt, auf Erden zu finden meint, aber ſein Wahn iſt verzeihlich, wenn er ſich im Wadi Pharan in die Stätte eines beſtändigen Sabbathes verſetzt glaubt.

Wer möchte nicht gern in jedem Jahr auf mehrere Monate im Wadi Pharan wohnen, wie dieß die Abſicht eines edlen wohlbekannten Landsmanns unſres Reiſenden, des Hrn. Linant in Kairo zu ſeyn ſcheint, der ſich hier ein Landhaus gebaut hat, deſſen Grund und Boden er ſich von den Uled Szaid erkaufte, mit deren Stamm er ſeit Jahren in ſehr freundſchaftlichem Vernehmen ſteht.

In der Zeit, da unſere Reiſenden das ſchöne Thal beſuchten, ſtanden die meiſten Hütten leer. Ihre Bewohner kommen großentheils in der Zeit der Dattelernte hieher, und dann iſt das ganze Dorf bevölkert; wann das Geſchäft des Einſammelns der Datteln vorüber iſt, dann wird ihnen der Raum ihrer Hütten zu eng, ſie treten mit ihrer Familie ſo wie mit den Heerden ihrer Kameele und Ziegen das Wanderleben von einem Weideplatz zum andern an, wohnen unter ihren tragbaren Zelten bald in den Schluchten, bald auf den Höhen der Gebirge. Das ganze Land, ſo weit nach dem Vertrag mit den Nachbarſtämmen ihr Gebiet reicht, ſteht ihnen offen, ſie können ruhen oder weiter ziehen, wann und wo ſie wollen. Einige Familien bleiben indeß im Dorfe zurück; in ihrem Dienſte beſorgt eine kleine Zahl der Fellahs die Pflege der Pflanzung und im Frühling (Februar) die Vermählung der beyden Geſchlechter der edlen Palme durch das Aufhängen der Blüthenſtaub tragenden Kolben am Wipfel der fruchttragenden Bäume. Dieſe lohnen dann auch hier in dieſer günſtigen Lage, ſo reich als nur irgendwo anders, alle auf ſie verwendete Sorgfalt. Das Fleiſch der edlen Früchte wird vom Kerne gelöst, maſſenweiſe zuſammengepreßt in Säcken von Ziegenleder, darin es lange ſich genießbar erhält, theils zum Verbrauch im Haushalt benutzt, theils aber von den Männern nach Kairo zu Markte geführt, und außer dieſem Erwerb haben, wie bereits erwähnt, die Uled Szaid noch jenen, den ihnen das Geleite der Reiſenden ſo wie der Verkauf der Kohlen und des Gummis ihrer Mimoſenbäume gewährt. Der Gelderlös aus dieſen Geſchäften wird ſorgfältig aufgeſpart und nur etwa zum Ankauf ſchöner Kamele verwendet. Für ſich ſelber und ſeinen Haushalt bedarf der Araber nur wenig. Außer dem Mehl, den Linſen und Bohnen, davon er die nöthigen Vorräthe mit ſich aus Kairo nach Hauſe bringt, geben ihm ſein Land und ſeine Heerde Alles, was er zur Nahrung, der Fleiß der Hände ſeiner Frauen Alles, was er zur Bekleidung ſeines Leibes und zur Decke ſeiner Zelte bedarf. Das iſt der Grund jener wahren Freyheit, in deren Genuß er ſich ſo glücklich fühlt, daß er ſein wanderndes Leben mit keinem Loos der reichſten Städtebewohner vertauſchen möchte, ſelbſt jetzt noch, wo die Herrſcher von Aegypten den gegenſeitigen Verkehr der Stämme und ihr ſelbſtſtändiges Treiben auf mannichfache Weiſe beſchränkt und auch die Beduinen zur Theilnahme am Tragen der Laſten ihres Volkes genöthigt haben.

Von dem Wadi Pharan zogen unſre Reiſenden durch den Wadi Salef, dann über den Engpaß Nakh-Badera nach dem Sinai. Die Ausſicht von der Höhe, am Ende des Paſſes, hinab nach der Fläche von Raha, auf welcher der Horeb mit ſeinen zackigen Felſenſpitzen und über ihm der Berg der Geſetzgebung ſich erhebt, auf welchem Gottes Herrlichkeit in ihrer ganzen Macht ſich kund gab, iſt, abgeſehen von den mächtigen Erinnerungen, welche ſie weckt, ſchon ihrer Natur nach von ſo außerordentlicher Art, daß kaum eine andre auf Erden ſich mit ihr vergleichen läßt. Pardieu genoß dieſelbe mit der ganzen Lebendigkeit ſeines für hiſtoriſche Erinnerungen dieſer Art ſo wie für die hohe Schönheit einer ſolchen Natur ſehr empfänglichen Gemüthes.

Die untergehende Sonne beleuchtete noch die Felſenſpitzen des Horeb und des gegenüber liegenden Epiſtemi, als man vor den Mauern des Kloſters ankam. Durch ein Seil wurden die Empfehlungsbriefe aus Kairo hinangezogen, auf demſelben Wege wurde etwas Holz und Trinkwaſſer ſo wie Brod heruntergelaſſen. Die Reiſenden übernachteten in ihrem Zelte, und ließen ſich von dieſer für ſie beque-

meren Ordnung auch an den nächſten beyden Tagen, die ſie hier zubrachten, nicht abwendig machen, obgleich man ſie dringend einlud, ihre Wohnung in einem der Fremdenzimmer des Kloſters zu nehmen. Man hatte indeß dafür geſorgt, daß die Fremden, ſo oft ſie wollten, einen Zutritt in den Hof und in das Gebäude des Kloſters finden konnten, indem ihnen auf ein gegebenes Zeichen eine kleine Thür am Flügel des mit Eiſen beſchlagenen äußeren Thorweges geöffnet wurde, die man erſt nach Anbruch der Nacht verſchloß.

Sie ſahen im Innern des Kloſters und in ſeinen Kirchen dasſelbe, was andre Reiſende der neueren Zeit vor ihnen hier geſehen und beſchrieben haben, beſtiegen hierauf den Horeb und den Sinai, deſſen Fernſicht weit über die beyden Meeresarme in Oſt und Weſt bis in das ſteinige Arabien und bis in die ägyptiſchen Küſtengegenden reicht, ſtiegen nach dem Ledſcha Thal zum Kloſter Erbain hinab, und machten ſpäter noch faſt die ganze Runde um den Sinai Horeb durch die Eintiefung der Thäler, welche dieſe Felſenmaſſen von den andern Gebirgen der Halbinſel abſondert. Das Thal Sebaye unmittelbar unter dem Fuß des eigentlichen Sinaigipfels und für ſeinen Anblick das günſtigſt gelegene, war ohnfehlbar der Hauptſtandpunkt, den die Heere Israels bey der Geſetzgebung einnahmen, wenn auch ihre Lager nach allen Richtungen um die Seiten des Gebirges ſich ausbreiteten.

Der Weg, den die Reiſenden vom Sinai nach Paläſtina nahmen, war jener nächſte und gewöhnlichſte durch das Scheikhthal über die Hochebene Thyeh nach dem Wadi el Ariſch, dann über das Plateau Nakhel und vorbey an der gleichnamigen Gränzfeſtung, bey welcher die Beduinen vom Uled Szaid-Stamme ihre weitere Begleitug aufgeben und dieſelbe an die Karawane von Thyas abtreten mußten. Vorübergangspunkte von beſonderem Intereſſe bildeten die Ruinen von Oboda, von Eluſa und vor Allem die altehrwürdige Stätte von Berſaba. Die Freude über den Anblick der Gebirge von Judäa wurde dadurch ſehr herabgeſtimmt, daß den Reiſenden nicht nur die Ankündigung einer ſiebentägigen Quarantäne, die ſie vor Eintritt in das Innere des Landes zu halten hätten, ſondern auch bald hernach eine Sanitätswache entgegen kam. Doch lag in dem lang entbehrten Anblick der grünenden Fluren und der waldbewachsnen Höhen, in dem Gefühl, daß nun endlich nach ſo mancher glücklich überſtandenen Gefahr das Endziel der Reiſe ſo nahe gerückt war, etwas ſo Tröſtliches, daß man ſich die Sorge für die Unbequemlichkeit der nächſten Tage aus dem Sinne ſchlug. Weniger zum Aerger als zum Lachen reizend war in dieſer Zwiſchenzeit öfters das Benehmen der Quarantänewache, deren Aufgabe es ſeyn ſollte, eben ſo ſehr ſich ſelber als Alle, die in die Nähe der verdächtigen Fremden kamen, ſowohl Menſchen als Vieh, vor der Berührung von dieſen zu verwahren. Bey jeder Gelegenheit, wo ſich ihr irgend etwas Uebriggebliebenes von den Mahlzeiten der Reiſenden darbot, ſo wie in andern Fällen, bey denen ihre Luſt nach einem kleinen Gewinn gereizt ward, vergaß dieſelbe gern die ihr auferlegte Scheu vor der Berührung; dem begegnenden Volke des Landes aber ließ ſie ihre Beamtenpflicht und Würde in ſehr eindringlicher Weiſe bemerken und fühlen.

Allerdings aber war der Ausbruch des Unwillens, den unſer Reiſender bey dem Eintritt in das Lazaret von Hebron nicht unterdrücken konnte, etwas ſehr Natürliches. Noch in Aegypten hatte er mit großem Vergnügen in den franzöſiſchen Blättern die Nachricht geleſen, daß in Marſeille die Quarantäne aufgehoben ſey für alle jene Fälle, wo die Reiſenden nicht aus einer von der Peſt ergriffenen Gegend kämen. Er kam aus einem Lande, darin ſo eben keine Spur von der Peſt ſich gezeigt hatte, war jetzt drey Wochen lang (vom 1. bis 21. October) ſeit ſeinem Abgang aus Kairo durch eine Gegend gereist, die man bis dahin immer mit Recht als eine der geſündeſten, für die Peſt unzugänglichſten gehalten hatte, und nun, wo er in ein Land trat, in welchem man viel eher von einer Seuche angeſteckt werden als Anſteckung verbreiten konnte, ſollte er Quarantäne halten! Die Türken ſuchen auf einmal mit verſtärktem Eifer das nachzuholen, was ſie bisher in dieſer Art der Sanitätspolizey verſäumt haben. Das Quarantänegebäude zu Hebron ſchien

ſo eben erſt zu ſeiner jetzigen Beſtimmung eingerichtet zu ſeyn, die ſogenannten Zimmer, die wie die Kajüten auf dem Verdeck eines Schiffes, auf der Platform des Hauſes errichtet waren, trugen an Boden und Wänden alle Spuren der Neuheit. Mit ziemlicher Heftigkeit ſprach ſich unſer Reiſender gegen den Director des Lazarets, einen halb europäiſch gekleideten Türken, über den Unſinn ſeiner Regierung aus, welche in einem Fall wie der ſeinige war, eine Quarantäne anordne, ſchimpfte über die ſchlechten Kammern, in die man ihn einquatieren wollte, und erklärte, daß er um keinen Preis in eine derſelben einziehen, ſondern lieber in ſeinem Reiſezelt im Hofe bleiben werde; der Türk, dem freylich der Dragoman nicht den ganzen Fluß dieſer Rede mitgetheilt haben mochte, veränderte keine Miene; er entfernte ſich ganz gravitätiſch, ließ, nachdem er das Thor hinter ſich verſchloßen, die Reiſenden ſammt den Beduinen und ihren Kamelen, mit denen ſie gekommen waren, im Hofraum zuſammengeſperrt zurück, und erſt am andern Morgen durften dieſe Begleiter, bewacht bis zur Gränze von einem Quarantänediener, ihres Weges ziehen.

Mit einer den fremden Einrichtungen nachgeäfften Förmlichkeit, welche dem türkiſchen Naturell eben ſo ſchlecht anpaßte als die europäiſche Uniform, ließ man die Reiſenden ihre Gefangenſchaft antreten und aushalten. Und ſchon hatten ſie ſich mit einiger Reſignation in die Ertragung dieſes Looſes gefunden, als zu der aufgebürdeten Laſt eine neue hinzukam, welche die franzöſiſche Lebhaftigkeit unſers Reiſenden vollends ganz in Feuer und Flammen ſetzte.

(Schluß folgt.)

Anleitung zur qualitativen und quantitativen zoochemiſchen Analyſe. Von F. von Gorup-Beſanez. Nürnberg 1850.

Dieſes Werk wird Jeder, der ſich mit chemiſchen Unterſuchungen für die Zwecke der Phyſiologie und Pathologie befaßt, mit Freuden begrüßt haben, in der ſichern Erwartung, daß darin enthalten ſeyn würde, was der Titel beſagt, wofür der rühmlich bekannte Name des Verfaſſers gewiß Jedem hinlängliche Bürgſchaft war. Um ſo angenehmer fühlt ſich derjenige, welcher das Buch gebraucht, noch dadurch belohnt, daß er in demſelben noch etwas mehr findet, als der Titel beſagt. Es iſt ein Buch lediglich in der Abſicht verfaßt, eine ſehr fühlbar gewordene Lücke in der Literatur auszufüllen, wirklich nützliche Kenntniſſe zu verbreiten, und unterſcheidet ſich deßhalb ſehr von jenen Büchern, welche zu Autoren ſolche haben, die damit Geld machen wollen. Ein glückliches und durch vielfache Praxis geübtes Augenmaaß hat den Verfaſſer bey der Anordnung des Stoffes und des ihm zu gebenden Umfanges geleitet, und hat ihn ſo glücklich als möglich zwiſchen dem oft unverſtändlichen Aphorismus eines Leitfadens und der oft unüberwindlichen Breite eines Compendiums hindurch ſegeln laſſen. Es würde mich gar nicht Wunder nehmen, wenn deßhalb irgend ein Weltverbeſſerer behauptete, daß das Buch von Gorup weder ein Leitfaden noch ein Compendium für zoochemiſche Analyſe iſt, und auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig ſagt. Glücklicher Weiſe fragt unſere Zeit nicht mehr ſo ängſtlich nach formellen Rückſichten, und erfreut ſich mehr an der Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit eines Objektes, an deſſen Zuſammenhang mit dem Allgemeinen, als an der Discuſſion über die fragliche Stellung in einem willkührlichen und künſtlichen Syſteme. Der Erfolg, den dieſes Buch ſeit ſeinem Erſcheinen bereits gehabt hat, iſt der ſicherſte Beweis für die Brauchbarkeit desſelben, und jeder phyſiologiſche Chemiker ſo wie jeder Arzt, der ſich desſelben aufrichtig bedient, wird es in hohem Grade lieb gewinnen.

Dr. M. Pettenkofer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Februar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde ꝛc., herausgegeben von G. H. Pertz. IX. Bd. Hannover 1847. X. Bd. Heft 1—4. Ebendaselbst 1849—1851.

Zweyter Artikel.

(Vgl. B. XXXIII. Nr. 25—28.)

Vom zehnten Bande an tritt in der äußern Form dieser Zeitschrift die Veränderung ein, daß sie wieder, wie ursprünglich, nämlich von ihrer Begründung bis zum sechsten Bande einschließlich, in einzelnen zwanglosen Heften erscheint, deren jedoch nicht mehr sechs, wie damals, sondern nur vier einen Band bilden. Es ist dieß gewiß eine sehr zweckmäßige und allgemein willkommene Einrichtung, indem sowohl die schnellere Verbreitung des Inhalts der auf die Gesellschaftszwecke Bezug habenden Untersuchungen und Abhandlungen, als die leichtere Anschaffung der Zeitschrift auf Seite des literarischen Publikums dadurch ermöglicht wird.

Der Bestand des vorliegenden zehnten Bandes ist folgender.

Erstes Heft.

I. Inhaltsverzeichnisse der zehn ersten Bände der Monumenta Germaniae. S. 1—74.

Einem allseitig gefühlten Bedürfnisse, welchem Ref. durch die Bd. XXVII. Nro. 189 und 190 dieser Blätter mitgetheilte „alphabetische Uebersicht des Inhalts der bis dahin erschienenen sieben Scriptoren-Bände“ vorläufig zu begegnen versucht hat, ist hier durch die vorliegenden von Seite der Redaction der Monumenta selbst ausgearbeiteten Register in erschöpfendster Weise abgeholfen. Dieselben enthalten

1) ein chronologisches Verzeichniß der Geschichtsschreiber (Scriptorum T. I. — VIII.) d. h. eine nach der Zeitfolge geordnete Aufzählung der in den ersten acht Scriptoren-Bänden enthaltenen Geschichtsdenkmäler und Quellenschriften, wodurch der bey einem Unternehmen der Art unvermeidliche Mißstand, daß eine streng chronologische Ordnung der Denkmäler im Drucke der einzelnen Bände selbst nicht eingehalten werden konnte, wieder ausgeglichen wird;

2) in gleicher Weise ein chronologisches Verzeichniß der Gesetze (Legum T. I. II. Gesammtreihe der Monumentenbände T. 3. 4.);

3) ein alphabetisches Register über sämmtliche Bände der Geschichtschreiber und Gesetze, welches jede gedenkbare Beziehung, unter der nach einer in den Monumenten abgedruckten Quellenschrift gesucht werden kann, zweckmäßig berücksichtigt, so daß in der Regel jeder Titel unter drey verschiedenen Schlagwörtern auffindbar gemacht ist, z. B. Vita Burchardi episcopi Wormatiensis unter Burchard, Worms und Vita; Enhardi annales Fuldenses unter jedem dieser drey Worte.

II. Ueber das Heldengedicht von König Heinrichs IV. Sachsenkriegen, vom Herausgeber [1]). S. 75—86.

1) Gelesen in der historisch-philosophischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin den 13. März 1848.

Unter den für den Wiederabdruck in den Monum. Germ. beſtimmten Schriften befand ſich anfänglich auch obiges kleine, von den deutſchen Geſchichtsforſchern bisher häufig benützte Epos, das zuerſt von Gervaſius Souypher unter dem Titel: „Henrici Quarti imperatoris bellum contra Saxones heroico carmine descriptum“ im J. 1508 zu Straßburg in 4., dann im I. Bande von Reubers Scriptores 1584 und 1726, ſowie auch in Goldaſts Apologia pro Heinrico IV. (1611) herausgegeben wurde [2]).

Das Gedicht umfaßt die Jahre 1073 — 1075, nämlich nur den erſten Aufſtand der Sachſen, und ſchließt mit deſſen vollſtändig ſcheinender Beſiegung im October 1076; von der Fortſetzung des Kampfes in den folgenden Jahren ſowie von den kirchlichen Verwickelungen Heinrichs verlautet in dem Gedichte keine Sylbe. Der Dichter nannte ſich nicht. Soupher bemerkte bezüglich des Verfaſſers in ſeinem Vorworte bloß: „auctor propter maiorum incuriam quos litterarum modicos amatores constat extitisse et proinde nomen abolere permiserunt, ignoratur. Quisquis fuerit certe latii eloquii cernimus non fuisse expertem“ etc. Die ſpätern Herausgeber und Benutzer begnügten ſich mit der Annahme, daß der Verfaſſer aller Wahrſcheinlichkeit nach ein gleichzeitiger Geiſtlicher geweſen ſey. Wer ſollte auch jemanden andern als einen Zeitgenoſſen ſich als Verfaſſer denken, wenn man z. B. die nachſtehenden, unmittelbar an den Kaiſer gerichteten Schlußverſe des Gedichtes lieſt:

Ecce tenes solitum tu rex inuicte triumphum,
Cum tua frena pati gentem effrenem docuisti.
Vt virtute geris sic et pietate parentes
Rex auguste gere. tu substratis miserere! etc.

Nichts deſto weniger führte den Hrn. Herausgeber der Monum. eine genauere Unterſuchung des Gedichts zu dem Ausſpruche, daß daſſelbe, von einigen weſentlichen Auslaſſungen und geſchichtswidrigen Einſchiebſeln abgeſehen, nichts weiter als eine hexametriſche Paraphraſe des von Lambertus Hersfeldensis über die erſte Bekämpfung der Sachſen Erzählten und ſohin — ein Werk des Betruges iſt. „Stellen ſich,“ ſo bemerkt Hr. P. in Motivirung dieſes ſeines Urtheiles, „die einzelnen Züge, welche die Abfaſſung des Gedichts im October 1075 glaubhaft machen ſollen, ſchon durch die Thatſache der Benutzung Lamberts [3]) als abſichtliche Täuſchung dar, und nöthigen uns, das Werk in eine ſpätere Zeit zu ſetzen, ſo wird man ihm auch ſchwerlich Unrecht thun, wenn man zunächſt die Zeit der Verbreitung als die Zeit des Entſtehens anſieht. Dieſer Vermuthung ſteht zuerſt zur Seite, daß keine ihr widerſprechende Thatſache bekannt iſt. Es giebt nämlich keine Handſchrift des Gedichts wie keine Ausgabe desſelben, welche älter wäre als der Anfang des 16. Jahrhunderts, und es wird von keinem Schriftſteller vor dieſer Zeit erwähnt.“ Die ſorgfältigſten Nachforſchungen nach der etwaigen Originalhandſchrift, die Hr. P. bereits im J. 1841 auf ſeiner Reiſe nach dem Elſaß anſtellte [4]), und die ausgedehnteſten Erkundigungen in ſo vielen Bibliotheken des mittleren Europa haben nur eine einzige Papierhandſchrift des 16. Jahrhunderts zu Tage gebracht, welche Lappenberg in der Hamburger Stadtbibliothek auffand und wovon dem vorliegenden Aufſatz ein Facſimile beygefügt iſt.

(Fortſetzung folgt.)

2) Die in Hambergers Directorium erwähnte Ausgabe vom J. 1583, über deren Daſeyn der Hr. Herausgeber Gewißheit zu erlangen wünſcht, findet ſich auch weder in der k. Hof- und Staatsbibliothek, noch in der k. Univerſitätsbibliothek zu München vor; die deßfallſige Angabe beruht wohl nur auf einer Verwechslung mit der ed. princeps oder mit der erſten Reuber'ſchen Ausgabe. Von der princeps ſelbſt hingegen, welche in Norddeutſchland ſo ſelten iſt, daß ſie Hr. Pertz von Göttingen nach Berlin entleihen mußte, beſitzt die k. Hof. und Staatsbibliothek dahier mehrere Exemplare.

3) geſt. nach 1077, da mit dieſem Jahre die Chronik endet.

4) Vgl. Archiv 8, 255.

Excursion en Orient, l'Egypte, le mont Sinai, l'Arabie, la Palestine, la Syrie, le Liban, par le Comte de Pardieu.

(Schluß.)

Man hatte ihm gleich bey seinem Eintritt über die Gränze eine siebentägige Quarantäne angekündigt, und noch bey der Ankunft in Hebron war nur von sieben Tagen der Gefangenschaft die Rede gewesen. Als er jedoch kurz vor Ablauf dieser Zeit Auftrag ertheilte, ihm die Pferde zur Abreise nach Jerusalem zu bestellen, da ließ ihm der Director des Lazareths sagen, er möge sich damit nicht übereilen, denn seine Quarantänezeit werde nicht sieben, sondern zwölf Tage dauern. Vergeblich berief sich der so hart Getäuschte auf die ausdrückliche frühere Zusicherung der Quarantäne-Officianten. Allerdings, so war die Antwort, bestand noch im vorigen Monat eine nur siebentägige Abschließung, aber nach einem seitdem eingetroffenen Befehl der Regierung ist die Zeit um fünf Tage verlängert worden.

Was half es jetzt dem reizbaren Franzosen, daß er in der Aufwallung seines Zorns die Türken insgemein rohe Bestien, den Sultan einen Cretinen, die plötzliche Verlängerung der Quarantäne einen Schimpf nannte, den man seiner ganzen Nation angethan habe, und welcher von der Seite seiner Regierung eine ernstliche Zurechtweisung nach sich ziehen werde. Der Pförtner des Lazareths hörte die freye Uebersetzung der lebhaften Declamation, welche Machmud, der Dollmetscher ihm gab, mit wahrhaft moslemitischer Resignation an und sprach nur noch einmal es aus, daß die neue Anordnung unabänderlich sey, denn sie komme aus dem Divan.

Dennoch wollten die Reisenden sich noch immer nicht in diese Unabänderlichkeit ergeben. Der Graf Pardieu schrieb sogleich an den französischen Consul in Jerusalem, beklagte sich bey diesem bitter über das ihm widerfahrene Unrecht und verlangte Abhülfe desselben. Sein Brief wurde vor seinen Augen vielfach durchstochen und durchräuchert, dann einem Expressen übergeben, der ihn alsbald nach Jerusalem und von dort aus schon am andern Tag die Antwort zurückbrachte. Diese war in Abwesenheit des Consuls Botta von seinem Stellvertreter ausgefertigt, voller Bezeugung von Höflichkeit und Versicherung der unbegränzten Dienstfertigkeit, zugleich aber voller Ausdrücke des Bedauerns darüber, daß eine Abänderung der großherrlichen Verordnung außer der Macht des Consulats liege, doch habe man dem Arzt des Quarantänehauses, der so eben von einem Krankenbesuch in Gaza nach Hebron zurückkehren würde, die Angelegenheit des Herrn Grafen auf das Lebhafteste empfohlen.

Der bittre Beygeschmack, den der Inhalt dieses höflichen Briefes hatte, wurde dadurch versüßt, daß er unter seinem Couvert mehrere Briefe aus der Heimath mit sich brachte, welche in der letzten Zeit bey dem Consulat in Jerusalem für unsre Reisenden eingelaufen waren. Auch blieb diesen ja noch immer die Hoffnung, daß der Quarantänearzt eine Verkürzung ihrer Gefangenschaft bewirken könne.

Dieser Arzt kam. Ein kleines Männchen von steifer Haltung; eine Art von Italiener mit einer erträglichen Fertigkeit, sich im Französischen verständlich zu machen. Von der Terrasse herunter, denn eine weitre Annäherung an die Pestverdächtigen war gegen die strenge Ordnung, begann er die Conversation mit den Reisenden. Seine Erklärung war bündig genug; er könne — dieß war ihr Inhalt — ihre Quarantäne nicht um eine Stunde abkürzen, auch keine Erleichterung derselben eintreten lassen, denn die Anordnung bestünde nun einmal so. Auf seine Frage, warum man unten im Zelte geblieben und nicht lieber die schönen Räume in dem ganz neu erbauten Lazareth bezogen habe, antwortete ihm der Graf, daß sein Lazareth zur Wohnung allenfalls für Galeeren-Sträflinge, nicht aber für honette Leute geeignet, dazu sehr ungesund gelegen sey, so daß es eher zum Erzeugen einer Krankheit als zur Abwehr derselben geeignet scheine. Nach dieser offnen Erklärung kehrte der Graf dem Doctor den Rücken

zu und ging in ſein Zelt. Vergeblich rief jener den Reiſenden nach, ſie ſollten ihm ihre Namen und Vornamen, Alter, Profeſſion und Vaterland angeben, denn die Verordnung geböte das ſo; man wollte mit ihm und ſeiner Verordnung nichts zu ſchaffen haben und Machmud, den man darum befragte, wußte von den Fremden nichts zu ſagen, als daß es vornehme Herren wären, ein Beſcheid, den der Doctor befriedigend finden mußte, da ihm die kräftige Sprache, welche die Reiſenden mit ihm geführt hatten, als ein vollkommen gültiger Beweis für ihren hohen Stand erſchien.

Dieſelbe Meinung hegten dann bald auch noch Andre von ihnen. Selbſt die Soldaten in der an das Lazareth angebauten Kaſerne ſtellten am kleinen Bairamsfeſte ihr Schießen ein, als der Graf es ihnen unterſagte, und im Falle ihrer Weigerung mit einer Klage bey dem Paſcha in Jeruſalem drohte. Der Quarantänearzt hörte, als er ſeinen Gefangenen am 31. Oct. das Ende ihrer Haft für den nächſten Tag ankündigte, ruhig ihre Forderung an, daß man ſie gleich mit dem Beginn des 1. Nov. um Mitternacht entlaſſen ſolle, erinnerte zwar daran, daß in ſolchen Fällen der Tag vom Morgen an gerechnet werde, überließ aber die Entſcheidung dem Pförtner.

Wirklich um Mitternacht am 31. Oct., mit dem aſtronomiſchen Anfang des 1. Nov. öffneten ſich den Reiſenden die Thore des Quarantänehauſes, die Pferde ſtanden bereit, ſie machten ſich auf den Weg über Bethlehem nach Jeruſalem. Sie hatten Hebron nur von ihrer Altane aus geſehen; das Nächſte, was ihnen auf dieſem Standpunkt vor Augen lag, war der Begräbnißplatz der Stadt, an welchen das Lazareth ſo unmittelbar angebaut iſt, daß die Reiſenden allmählig jeden Grabſtein desſelben hatten kennen gelernt.

Die aufgehende Sonne beleuchtete ſo eben das hoch auf ſeinem Felſenhügel gelegene Bethlehem, als ſie in die Nähe der Stadt kamen. Mit einem erhöhten Gefühle der Andacht wohnten ſie dem Frühgottesdienſte des heutigen Allerheiligenfeſtes bey, deſſen Abend ſie ſchon zu Jeruſalem im lateiniſchen Kloſter zubrachten. Mit Aufmerkſamkeit und ernſter Theilnahme betrachteten die Reiſenden während ihres dreytägigen Aufenthaltes in der heiligen Stadt alle die Oertlichkeiten, an welche die ſpätere Zeit mit mehr oder minder großer Sicherheit die Erinnerungen an die bedeutungsvollſten Momente der Geſchichte unſers Geſchlechtes geknüpft hat, beſuchten am 5. November den Jordan und das todte Meer, beſahen ſich dann die Stätte des alten Jericho, betrachteten die Quelle des Eliſa und kamen am 6. nach Jeruſalem zurück, wo ſie einen Raſttag hielten, dann die angebliche Geburtsſtätte Johannes des Täufers und das Terebinthenthal beſuchten. Sie hatten in möglichſter Kürze Alles geſehen, was den Pilgrimen nach Paläſtina in und um Jeruſalem als das Sehenswürdigſte angeprieſen wird; ſchon am 8. Nov. waren ſie wieder auf dem Wege zuerſt nach Nablus (Sichem), dann nach Nazareth, dem Carmel und dem Tabor, ſowie nach Tiberias, von wo aus ſie abermals zurück nach Nazareth und von hier nach der Seeküſte ſich wendeten. Ein beſondres Intereſſe hat unſer Reiſender noch in die Beſchreibung ſeiner Küſtenfahrt von Acre nach Beyruth und des kurzen Beſuches zu legen gewußt, den er im Vorüberreiſen bey den Reſten der alten phöniciſchen Städte, Tyrus und Sidon machte. Von Beyruth aus beſuchte er einige der ſchönſten Stellen des Libanon und die Ruinen von Baalbeck, ſchiffte dann am 5. Decbr. auf einem franzöſiſchen Paquetboot von Beyruth nach Alexandria, am 8. von da auf dem Dampfſchiff nach Marſeille ſich ein, in deſſen Hafen er ſchon am 18. einlief. Vier und einen halben Monat hatte die Reiſe an Zeit, viertauſend und etliche hundert Franken an Geld gekoſtet, und welchen Schatz von Erinnerungen für das ganze Leben hatte ſie ihrem Unternehmer eingetragen!

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach geliefertem Nachweise, daß dieses Epos für die Geschichte ohne allen Werth sey, und aus dem Verzeichnisse der deutschen Geschichtsquellen gestrichen werden müsse, möchte es nur noch in literarhistorischer Beziehung von einigem Interesse seyn, den wirklichen Verfasser zu ermitteln. Hr. P. vermuthet, daß Conrad Celtes damit ein Seitenstück zu seinem Ligurinus habe geben wollen, den er im J. 1507 durch Conrad Peutinger, ohne Zweifel im Einverständnisse mit letzterem, unter Günther's Namen erscheinen ließ. Diese Vermuthung mag allerdings begründet seyn, nur hat sie die weitere Annahme im Gefolge, daß auch der erste Herausgeber Gerv. Soupher bey der literarischen Betrügerey in eigener Person mitwirkte, und daß seine Angabe: „Transactis diebus in codicem vetustissimum: nobilissimorum etiam auctorum monumenta continentem: incidi: quo hoc elegans opusculum excerpsi“ eine pure Lüge sey. Bey einer Handschrift aus der Lebenszeit von Conrad Celtes, der kaum wenige Wochen vor beendigtem Drucke des Gedichtes in einem Alter von 49 Jahren gestorben (4. Februar 1508), und dessen poetische Productivität kaum drey Jahrzehnte umfaßte, konnte Soupher doch auf keinem Fall von einem „Codex vetustissimus“ und von einer maiorum incuria reden. Auch das Nichtbenennen des Ortes, wo ihm der angebliche Codex in die Hände gerathen, deutet auf trügerische Absicht.

III. Ueber die Quellen der Gesta Roberti Wiscardi des Guillermus Apuliensis, von Dr. Roger Wilmans. S. 87 — 121.

Auch diesem versificirten Geschichtswerke drohte die Gefahr, für eine bloße Schulübung aus späterer Zeit gehalten und aus der Reihe geschichtlicher Quellen fortgewiesen zu werden. Hr. Dr. Wilmans vindicirte ihm jedoch Aechtheit und Gleichzeitigkeit der Abfassung (1099 — 1110), vorzugsweise auf den Grund der zu Avranches liegenden, von Hrn. Dr. Bethmann eingesehenen Handschrift des Werkes aus dem XII. Jahrhundert [5]), welche übrigens die einzige bekannte Handschrift dieses Gedichtes ist, nachdem das der ersten von J. Tiremaeus besorgten Ausgabe desselben zu Grunde liegende Manuscript aus dem Kloster Le Bec seither mit der Ausgabe selbst verschollen ist [6]).

5) Vgl. Archiv 8, 71. 381.

6) Der Titel dieser ersten Ausgabe lautete: Guilelmi Apuliensis rerum in Italia ac regno Neapolitano Normannicarum libri quinque. Rothomagi apud Rich. Petit et Rich. Lollemant anno 1582. 4. Sie war schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts aus dem französischen Buchhandel verschwunden, und konnte bisher in keiner Bibliothek des Festlandes aufgetrieben werden. Hr. Dr. Wilmanns läßt S. 88 an alle Bibliotheken und Bücherfreunde den Aufruf ergehen, von dem Vorhandenseyn dieser Ausgabe Anzeige machen zu wollen.

Die auffallende Uebereinſtimmung vieler Stellen, welche ſich zwiſchen Wilhelm von Apulien und der Alexias der Anna Comnena (1143 — 1180) herausſtellt, erklärt ſich Wilken (in ſeiner Schrift über die Comnenen) durch die Annahme, daß die griechiſche Geſchichtſchreiberin Wilhelms Gedicht benutzt habe. Dieſe Annahme wird jedoch von Hrn. Dr. Wilmans als unſtatthaft nachgewieſen, und vielmehr wahrſcheinlich gemacht, daß ihnen beyden eine jetzt verlorne dritte Quelle vorgelegen habe. Dieſen von ihnen gemeinſchaftlich benutzten Geſchichtſchreiber glaubt Hr. Dr. Wilmans in dem von Anna Comnena öfter erwähnten „Latinus“ gefunden zu haben, und knüpft an die fernere Annahme, daß Anna damit keinen Eigennamen, ſondern nur einen lateiniſch ſchreibenden Chroniſten habe bezeichnen wollen, die weitere Vermuthung, daß dieſer letztere identiſch ſey mit dem Archidiacon Johannes von Bari, dem Verfaſſer der hist. invent. S. Sabini, einem Augenzeugen der erzählten Vorgänge.

Als weitere von Wilhelm benutzte Quelle wird dann noch die historia Normannorum des Caſſinenſer Mönchs und nachmaligen Biſchofs von Rusco Amatus nachgewieſen, welchem letzteren ſofort in Bezug auf eine anderweitige in neueſter Zeit ihm angeſonnene Autorſchaft die nachfolgende ausführlichere Erörterung gewidmet wird.

IV. Iſt Amatus von Monte Caſſino der Verfaſſer der Chronica Roberti Biscardi? Von Dr. R. Wilmans. (S. 122 — 130.)

Nach der ausdrücklichen Angabe des Petrus Diaconus ſowohl in ſeiner Fortſetzung der Chronik des Leo Ostiensis (lib. 3. cap. 35. Mon. 9, 728) als in ſeinem Werke de viris illustribus Casinensibus Cap. 20. ſchrieb der Caſſinenſer Mönch und nachmalige Biſchof von Rusco im Erzbisthum Salerno [7]) Amatus († 1093) eine historia Normannorum, deren lateiniſche Urſchrift noch im 17. Jahrhundert in der Bibliothek des Kloſters Monte Caſſino vorhanden geweſen zu ſeyn ſcheint [8]), die aber nachher verſchwunden iſt und für völlig verloren galt, ohne daß ſich auch irgend eine anderweitige Spur dieſes Geſchichtswerkes vorgefunden, bis im Jahre 1835 durch den Pariſer Bibliothekar Champollion-Figeac auf Koſten der Société de l'histoire de France eine altfranzöſiſche Ueberſetzung dieſes Werkes aus einer in der Pariſer Bibliothek befindlichen Handſchrift des 13. Jahrhunderts herausgegeben wurde, und für das verlorene lateiniſche Original Erſatz bot. Unmittelbar auf dieſes der Literatur nun wieder gewonnene Werk des Amatus folgt aber in der erwähnten Pariſer Handſchrift die altfranzöſiſche Ueberſetzung desjenigen lateiniſchen Geſchichtswerkes, welches von Caruſio (Biblioth. hist. regni Sic. T. II.) unter dem Titel Anonymi historia Sicula und in Muratori's Rerum ital. SS. T. VIII. unter dem Titel: Anonymi Vaticani historia Sicula aus zwey Handſchriften der Vaticana herausgegeben worden. In zwey Pariſer Handſchriften von dem lateiniſchen Original dieſes letzteren Geſchichtswerkes iſt dasſelbe als „Cronica Roberti Biscardi et fratrum“ betitelt, und auch in der altfranzöſiſchen Ueberſetzung desſelben beginnt das zweyte Buch mit der Ueberſchrift: „Ci se commence le secont (livre) de l'amirable duc Viscard.“ Hr. Champollion-Figeac konnte daher mit Fug der von ihm herausgegebenen franzöſiſchen Ueberſetzung den Titel „Chronique de Robert Viscart“ vorſetzen. Er ging aber noch weiter, indem er die Behauptung geltend zu machen ſuchte, daß Amatus auch als Verfaſſer dieſer Chronik Robert Guiscard's, oder wenigſtens des erſten bis zu Roberts Tode (1085) reichenden Theiles derſelben zu halten ſey, indem ſolches aus einer Aeußerung des franzöſiſchen Ueberſetzers hervorgehe. Gegen dieſe Behauptung Champollion's nun weiſt Hr. Dr. Wilmans mit überzeugenden Gründen nach,

In den Catalogen der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München ſowie auch der k. Univerſitätsbibliothek dahier findet ſich davon keine Spur.

7) Nicht von Bordeaux, wie Mabillon und die Histoire litt. de la France T. IX. irrthümlich vermuthen.

8) „Historiam Nortmannorum dicavit Desiderio abbati . . ., illamque hodie non extare nisi m. s. in Casin. bibliotheca affirmant aliqui.“ Petr. Diac. de vir. ill. Cas. ed. Mari p. 40. not.

daß jener an ſich ohnehin ſehr unbeſtimmten Aeußerung des Ueberſetzers kein Gewicht beyzulegen ſey, daß vielmehr Amatus der Verfaſſer der historia Sicula oder Chronica Roberti Guiscardi nicht ſeyn könne, da ſie in mehreren Stellen mit Amats unzweifelhaftem Werke in Widerſpruch ſtehe, oder doch einige Ereigniſſe völlig anders berichte, als Amatus, und daß dieſes ganze anonyme Geſchichtswerk, wie bereits Wilken (Hist. Comn. praef. p. XXVII) nachgewieſen und Hr. Champollion ſelbſt bezüglich des Schlußtheiles desſelben (von Robert Guiscard's Tod angefangen) ohnehin ſchon zugeſtanden hat, als ein höchſt magerer Auszug aus Gaufredus Malaterra (lib. IV de gestis Roberti Guiscardi) ſey.

Am Schluße berichtiget Hr. Dr. Wilmans zwey arge, Herrn Champollion entgangene Verſehen, welche dem Abſchreiber von Amats ystoire de li Normant bezüglich des Namens der Stadt Tien (Teanum, Tiano im K. Neapel) begegneten, indem letztere zweymal mit dem unmittelbar vorhergehenden Worte zuſammengezogen und in einen Perſonennamen umgewandelt wurde. B. III. 5. p. 73 heißt es nämlich: la malice de Pandulfe avoit afilit le comte Détien anſtatt de Tien, und B. IV. p. 108: Coment vit Ardretyen etc. anſtatt ardre Tyen.

Zehnter Band. Zweytes und drittes Heft.

IV. b. Ueber die Chronik Otto's von Freyſingen von Hrn. Dr. Wilmans. S. 131 – 173.

Es verſchafft eigenthümlichen Genuß, einen intereſſanten geſchichtlichen Gegenſtand von mehreren geiſtig begabten Verfaſſern völlig unabhängig von einander behandelt zu ſehen. Einen ſolchen Genuß gewährt uns denn auch die Lectüre des vorliegenden trefflichen Aufſatzes über einen der hervorragendſten und uns Bayern noch überdieß näher berührenden Geſchichtſchreiber des deutſchen Mittelalters, verbunden mit jener der im J. 1847 aus unſerer Stadt hervorgegangenen zwey Preisſchriften über denſelben Schriftſteller von Dr. Huber und Dr. Wiedemann [9]). Hr. Dr. Wilmans kannte nur die Huber'ſche Abhandlung, bemerkt aber bezüglich derſelben (S. 132 Anm. 1), daß dieſes „ſchätzbare Buch im Ganzen von dem ſeinigen zu verſchiedenartige Geſichtspunkte verfolge, als daß er es hätte häufig benutzen können.“ Dr. Wiedemann's Schrift hingegen blieb Herrn Dr. Wilmans unbekannt; gerade ſie zeichnet ſich aber durch Reichhaltigkeit von Literatur-Allegaten, namentlich durch ſorgfältigſten Nachweis der von Otto benutzten Quellen vortheilhaft aus, und hätte Herrn Dr. Wilmans manche erwünſchte Notiz an die Hand gegeben, manche eigene Recherche erſparen helfen.

In um ſo ſelbſtſtändigerem Gange der Unterſuchung und Betrachtung erörterte denn Hr. Dr. Wilmans nach Vorausſendung von Otto's Lebensverhältniſſen deſſen geſchichtlichen Standpunkt, geht

9) Otto von Freiſing, ſein Charakter, ſeine Weltanſchauung, ſein Verhältniß zu ſeiner und ſeinen Zeitgenoſſen als ihr Geſchichtſchreiber, aus ihm ſelber dargeſtellt von Bonifacius Huber, Benedictiner der Abtey St. Stephan in Augsburg, und Diacon München 1847. — Otto von Freyſingen nach ſeinem Leben und Wirken. Ein hiſtoriſcher Verſuch von Theodor Wiedemann, Convictor im erzbiſch. Clerical-Seminar zu Freyſing. Mit einer Vorrede von Carlmann Flor. Freyſing 1848. 8. — Die Abhandlung des Hrn. Dr. Huber, nunmehrigen Cooperators zu Berchtesgaden (im Jg. 1848 Bd. 26. No. 127 ꝛc. dieſer Blätter einer ausführlichen Beurtheilung unterworfen), erhielt neben einer gleichzeitig eingelaufenen aber ungedruckt gebliebenen von Euſ. Grimm (jetzt Commendiſt an der St. Peterskirche dahier) den wirklichen Preis. Die Abhandlung des Hrn. Dr. Wiedemann (zur Zeit Curat bey St. Johann dahier) erhielt von Seite der hieſigen Univerſität nur das Acceſſit. Der Hr. Verf. ward aber nachträglich (1850) von der philoſ. Facultät der Univerſität Freiburg zur Anerkennung der Verdienſtlichkeit dieſes literariſchen Erſtlingsverſuches durch Verleihung des Doctorgrades geehrt. Vgl. auch Reuters allgem. Repert. f. d. theol. Lit. 1851. Bd. 74. H. 2. S. 159 — 162. Das Verlagsrecht auf dieſe Abh. ging im J. 1849 auf Elſäßer und Waldbauer in Paſſau über.

dann auf die verſchiedenen Redactionen der Chronik über (deren er drey annimmt), leitet den Nachweis der Quellen, welche Otto für ſeine Arbeit benutzte, durch Hervorhebung von Otto's klaſſiſcher Gelehrſamkeit ein, und beſpricht ſchließlich die für die neue Ausgabe in den Monumentis vorhandenen Hülfsmittel bezüglich der eigentlichen Chronik ſowohl, als hinſichtlich der Gesta Friderici mit der Fortſetzung Radevic's. Da Hr. Dr. Wilmans zur Zeit der Abfaſſung des vorliegenden Aufſatzes dieſe Hülfsmittel vollſtändig zu überſchauen und gegenſeitig zu prüfen noch nicht Gelegenheit, namentlich die Handſchriften der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München für die Zwecke der Monumenta noch nicht ſämmtlich verglichen hatte, ſo konnte die Bekanntgabe der deßfallſigen Ergebniſſe füglich dem Vorworte zur neuen Ausgabe vorbehalten bleiben.

V. Ueber die Chronik Alberich's von Dr. Wilmans. S. 174 — 246.

Den Gegenſtand vorliegender Abhandlung bildet die Ausmittelung des wahren Verfaſſers der unter dem Namen Alberich's, angeblichen Mönchs von Trois-Fontaines, bekannten Weltchronik, die Feſtſtellung der Zeit, wann ſie geſchrieben worden, dann die Darlegung des Planes und der Quellen dieſer Chronik.

In erſterer Beziehung ſucht Hr. Dr. W. nachzuweiſen, daß die Bezeichnung, unter der man bisher den Verfaſſer als einen Mönch von Trois-Fontaines (monachus Trium Fontium) anführte, aller Begründung entbehre, indem die Chronik ſelbſt nirgends eine deßfallſige Andeutung enthalte, ſondern nur im Titel einiger Handſchriften jene Bezeichnung vorkomme, ſolche daher wohl nur auf bloßer Vermuthung beruhe, daß vielmehr der wirkliche Verfaſſer der Chronik ein Mönch des Auguſtiner-Kloſters Neuf-Mouſtier bey Huy in der Diöceſe Lüttich (Novi Monasterii Hoyensis) Namens Alberich geweſen, ſo wie auch daß die Chronik von dieſem allein, nicht, wie einige andere Literarhiſtoriker, namentlich Ernſt und Petit-Radel angenommen, von mehreren Verfaſſern oder Fortſetzern herrühre, daß ſie ferner innerhalb der Jahre 1239 — 1251 und zwar in einer, wie es ſcheint, dem Verfaſſer eigens aufgetragenen Form verfaßt worden ſey. Dieſe dem Werke gegebene Form beſteht nämlich darin, daß es durchaus nicht den Charakter eines zu einem innerlich zuſammenhängenden Ganzen verarbeiteten Geſchichtswerkes an ſich trägt, ſondern lediglich nur eine chronologiſche Aneinanderreihung annaliſtiſcher Notizen unter jedesmaliger Voranſtellung des Namens der betreffenden Quellenſchriftſteller enthält, welchen Auszügen ſodann der Compilator ſeine eigenen Bemerkungen, Ergänzungen und Berichtigungen unter Vorausſetzung theils der Bezeichnung: „autor," theils des Namens „Albericus" beyfügte. Petit-Radel nimmt an, daß mit „autor" bezeichnete Stellen von einem ungenannten Mönch von Neuf-Mouſtier herrühren, während er unter Alberich einen Mönch von Val S. Lambert, dem einzigen Ciſterzienſerkloſter der Lütticher Diöceſe erkennen will. Bezüglich einer Stelle der Chronik zum J. 1100 geſteht Hr. Dr. Wilmans aufrichtig, obige Annahme Petit-Radels nicht ganz entkräften zu können, indem hier unmittelbar auf eine mit „autor" überſchriebene Stelle die mit „Auctor Albericus" eingeführte Notiz folgt: „Insuper et de principio nostri Cisterciensis ordinis idem Urbanus memorabile perpetuum semper habebit." Hr. W. möchte annehmen, die Wendung „nostri Cist. ord." wäre nur der Ausdruck der Verehrung, die wohl auch ein Auguſtiner für einen durch ſeine Frömmigkeit ſo bekannten Orden gebraucht haben könnte, und hegt die Hoffnung, daß die Lesarten anderer noch nicht benutzter Handſchriften dieſe Frage entſcheiden werden. Durch den Nachweis, daß das doppelte „autor" hintereinander in der erwähnten Stelle auf einer ſpätern Interpolation beruhe, wäre allerdings die Controverſe am einfachſten gelöst.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Durch die von Hrn. Dr. W. anerkannte ausdrückliche Erklärung des Verf. vorliegender Chronik, daß er die von ihm gesammelten Excerpte „secundum praescriptam formulam“ geordnet habe, dürfte sich übrigens das in formeller Beziehung über diese Chronik ausgesprochene ungünstige Urtheil wesentlich mildern, wie denn Hr. Dr. W. ohnehin dem Schlußtheile der Chronik, vom Jahre 1220 ungefähr an, das Anerkenntniß der Selbstständigkeit ertheilt, indem man deutlich sehe, daß der Verf. von diesem Zeitpunkte ab seine Berichte aus eigenen Anschauungen und Erkundigungen, aus Actenstücken und fliegenden Blättern niedergeschrieben habe, obschon diese Aufzeichnungen mehr die Eigenthümlichkeit eines Tagebuches als die einer Chronik an sich trügen. [10])

Die nachfolgende umständliche Erforschung und Würdigung der von Alberich benutzten Quellen ist um so dankenswerther, als dieser mehrere theils jetzt nicht mehr vorhandene, theils gar nicht oder doch nicht vollständig herausgegebene Geschichtswerke vor sich hatte, wie z. B. die Chroniken des Hugo Floriacensis und Hugo a S. Victore, die Gesta romanorum pontificum etc. Die zahlreichen Notizen zur Literargeschichte, welche Alberich in sehr verdienstlicher Weise unter verschiedenen Jahren seiner Chronik beybringt, hat Hr. Dr. Wilmans am Schluße der Abhandlung (S. 240—245) in einem eigenen Anhange zusammengestellt.

VI. Paulus Diaconus Leben und Schriften von Hrn. Dr. Bethmann. S. 247 — 334.

Hr. Dr. B. hat die Redaction der historia Langobardorum des Paulus Diaconus für die Monumenta übernommen. Von seinen umfassenden Vorarbeiten für diesen Zweck zeugte bereits vor 12 Jahren der ausführliche Aufsatz über die Handschriften des Werkes im VII. Bande des Archivs. (S. 274 — 358.)

Damals hatte er bereits 25 Handschriften näher untersucht, und zur Bekanntgabe der Beschaffenheit und des Vorhandenseyns anderer durch die dort mitgetheilten, den Probe-Collationen zu Grunde zu legenden Textesstellen Anlaß gegeben. Die Anzahl der bis jetzt ihm bekannt gewordenen und von ihm mittelbar oder unmittelbar benutzten Handschriften stieg inzwischen auf zweyhundert. Während so die kritische Herstellung und Beleuchtung des Textes auf das vollständigste angebahnt worden, verfehlte Hr. Dr. B. nicht, zum Behufe einer der Ausgabe voranzusendenden biographisch-literarhistorischen Charakteristik des Autors durch die sorgfältigste Prüfung sämmtlicher über Paulus vorhandenen Nachrichten sowohl, als durch das genaueste Studium seiner sämmtlichen Schriften in das geistige Verständniß desselben einzudringen. Das Ergebniß dieser Untersuchungen ist denn in dem vorliegenden Artikel mitgetheilt, und zwar in so gediegener, die ausgebreitete Gelehrsamkeit des Hrn.

10) Vgl. Böhmer, Regesta imperii von 1198—1354. Einleitung S. LXVIII.

Dr. B. beurkundender Ausführung, daß wir diese kleine Abhandlung unbedenklich zu dem Beßten zählen, was die deutsche Literatur auf diesem Gebiete besitzt.

Die sparsamen Nachrichten über Paulus Leben, die zunächst in dessen eignen Schriften, namentlich seinen Briefen und Gedichten, und in den mittelalterlichen Chronisten zerstreut vorkommen, sind hier zum gelungensten Gesammtbild verwoben. Die vorhandenen Vorarbeiten leisteten Hrn. Dr. B. wenig Genüge. „Unter den Neueren," so äußert er sich S. 252 in dieser Beziehung, „haben über Paulus Leben nur Mabillon und Lebeuf Neues und Eigenes gegeben; über seine Werke außer ihnen noch Vossius, Marus, der fleißige Fabricius, Champollion-Figeac und Papencordt; alle Uebrigen sind nur Nachtreter, so groß ihre Zahl und zum Theil ihr Name auch klingt." Eine Menge von Einzelnheiten und Daten in der Lebensgeschichte Paulus, von seinem Geburts- bis zu seinem Todesjahr, von seinem Namen [11]) bis zu der kleinsten seiner schriftstellerischen Leistungen findet hier theils Berichtigung theils zum erstenmal Ausmittelung und Begründung.

Paulus Schriften werden zuerst nach der Zeitfolge ihres Entstehens, und dann nach ihrem Inhalte geordnet aufgeführt: Gedichte, Briefe, theologische Schriften, historische Schriften, welchen sodann die zweifelhaften und die Paulus mit Unrecht beygelegten folgen, überall mit den umständlichsten Nachweisungen der Handschriften und Druckwerke, in welchen sie vorkommen, und mit einer Vollständigkeit der Aufzählung, welche bisher auch nicht annäherungsweise erreicht war.

Einen höchst belehrenden Excurs flicht Hr. Dr. B. bey Erörterung der historischen Schriften des Paulus ein, indem er die Richtungen und den Zustand der Geschichtschreibnng schildert, in welchem Paulus diese vorfand. Die Uranfänge und allmählige Ausbildung jeder dieser Richtungen: compendiarische Zusammenziehung der Geschichtswerke der Alten, Consularfasten, Ostertafeln, Annalen, historische Abrisse nach den sechs Weltaltern, Völkergeschichten, Lebensbeschreibungen, — werden bey dieser Gelegenheit kurz aber trefflichst charakterisirt. Paulus hat bekanntlich nur die erste und die beyden letzten jener Richtungen eingeschlagen, ohne sich, trotz seiner umfassenden Bildung, „dem Geiste oder vielmehr dem Geistesmangel seiner Zeit ganz entziehen zu können."

In einem Anhange ist u. a. Paulus schönes Gedicht über den hl. Benedict in seiner ursprünglichen und vollständigen, bisher nicht bekannt gewesenen Form mitgetheilt.

VII. Die Geschichtschreibung der Langobarden. Von Dr. Bethmann. S. 335 — 414.

Der vorausgehenden trefflichen Abhandlung würdig zur Seite stehend, werden hier die beyden Hauptrichtungen, in denen sich die Aufzeichnung der Geschichte bey den Langobarden entwickelt hat, die Volksgeschichte nämlich und die Königsverzeichnisse gründlichst und ausführlich in ihren einzelnen Spuren und Schriftdenkmälern dargelegt.

Eine höchst interessante Untersuchung ist den Uranfängen der langobardischen wie jeder Volksgeschichte, — der Sage, — gewidmet, welche „reich und in großer Ursprünglichkeit erhalten, bey den Langobarden auch noch in die historischen Zeiten viel tiefer herabzieht als bey den meisten andern Völkern, selbst bey dem Untergange des Reichs sich zu neuer Blüthe erhob, ebenso frisch, wie die erste älteste war, und so um den Weg des Volkes von seiner Wiege bis zu seinem Grabe ihren nirgends abgerissenen Kranz flicht."

Hieran reihet sich die Aufzählung und Erörterung der einzelnen langobardischen Geschichtsschreiber und Schriftdenkmäler: Secundus von Trident, der Langobarden Herkunft („origo gentis Langobardorum," älteste Quelle des Paulus Diaconus,) des Paulus Langobardengeschichte selbst, Auszüge aus Paulus, Paulus Fortsetzer, (Andreas Bergomas, Continuator Casinensis, Erchempertus, Monachus Salernitanus, Continuator Romanus, Barberinianus, Audomarensis, Florentinus, Venetus, Traiectensis); der langobardische Chronist; Benedict von St. An-

11) „Der Name Paul Warnefried und gar Paul Winfried, den einige Neuere aufgebracht haben, entbehrt jeglicher Begründung." S. 254. Anm. 1.

drea; Ariprand; die Einzelgeschichten (1. Translatio S. Mercurii. 2. Transl. S. Heliani. 3. Vita Paldonis etc. 4. Vita S. Barbati. 5. Vita S. Anselmi. 6. Chronica minor Casinensis. 7. Ridolfus notarius.)

Einer eben so genauen Untersuchung und kritischen Sichtung wird hierauf die zweyte Gattung der einheimischen Geschichtsschreibung der Langobarden, jene der Königsverzeichnisse unterworfen. Neun und zwanzig Handschriften und beziehungsweise Geschichtswerke, in welchen derley Cataloge der langobardischen Herrscher-Reihen vorkommen, werden umständlich beschrieben, und unter Erörterung ihres Abstammungs- und Verwandtschaftsverhältnisses auf zwölf selbstständige Aufzeichnungen zurückgeführt.

Zehnter Band. Viertes Heft.

VIII. Ueber eine der ältesten Handschriften des Schwabenspiegels, vom Herausgeber. S. 415 bis 425.

Von den bis jetzt bekannten Handschriften des Schwabenspiegels gehören die meisten dem 15. Jahrhunderte, eine kleinere Zahl dem 14., und unzweifelhaft nur zwey, die Laßbergische Handschrift vom Jahre 1287 und die ehemals Ebner'sche, jetzt gleichfalls in der Frhr. von Laßbergischen Bibliothek befindliche, dem 13. Jahrhunderte an. Die Bruchstücke einer dem Alter der letzteren gleichkommenden Handschrift gelang es dem Hrn. Herausgeber in den Bandfalzen eines Inkunabeldruckes [12]) der k. Bibliothek in Berlin zu entdecken. Die Beschreibung dieser Fragmente und die Feststellung des Verhältnisses, worin die Handschrift, der sie angehörten, zu ihren Altersgenossinnen stand, wählte derselbe zum Gegenstande eines am 4. Febr. 1850 in der historisch-philosophischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Vortrages, der nun hier, mit einem Facsimile der Bruchstücke begleitet, zum Abdrucke gelangt.

Aus dem Inhalte der Fragmente geht hervor, daß dem Schwabenspiegel in der verlornen Handschrift, wie dieß auch in mehreren andern Handschriften der Fall ist, das „Buch der Könige" vorausging, dessen erste Aufzeichnung folglich nicht wie bisher geschehen, ins 14., sondern bereits ins 13. Jahrhundert zu setzen ist. Die Bruchstücke des Schwabenspiegels selbst entsprechen den Capiteln 5. 7 — 15. 209 - 213. 301 -- 307 der Laßbergischen Ausgabe, und weisen bezüglich der Eintheilung und Capitelfolge eine verwandtschaftliche Uebereinstimmung mit der Laßbergischen, Ebnerschen und Züricher Handschrift gegen die Ambraser nach, hinsichtlich der Wortfassung aber theilweise wenigstens ein näheres Anschließen an den Sachsenspiegel, als dieses in den Texten der Laßbergischen und Wackernagelschen Ausgabe der Fall ist. Die Sprache der Bruchstücke ist die hochdeutsche der zweyten Hälfte des 13. Jahrhunderts, wie wir sie in den Reichsgesetzen jener Zeit finden. Der Hr. Verf. macht auf die Wichtigkeit derjenigen Handschriften aufmerksam, welche den Schwabenspiegel mit dem Buche der Könige verbunden enthalten.

Die Verwirklichung der Hoffnung, noch andere Bruchstücke der verlornen Handschrift zu finden, muß dem Zufall anheim gestellt werden. Durch Ausmittelung des Ortes, wo das Berliner Exemplar von Hemmerlin's Opuscula gebunden worden, wäre der Sache am ehesten auf die Spur zu kommen. Da hiezu die Anhaltspunkte fehlen, der Einband jenes Buches aber gleichzeitig mit dem Erscheinen des Werkes ist, so könnte auch der Vermuthung Raum gegeben werden, daß mehrere Exemplare schon gleich von dem Drucker und Verleger, Nik. Keßler in Basel, gebunden versendet wurden, sohin in allen vorhandenen Exemplaren dieser Ausgabe nach ähnlichen Falzstreifen gefahndet werden sollte. Die Untersuchung von vier in Berliner Privatbibliotheken befindlichen Exemplaren blieb erfolglos; ein gleiches Ergebniß hatte die vom Ref. an den zwanzig Exemplaren, welche die hiesige Hof-

12) Felicis Hemmerlin variae oblectationis opuscula et tractatus. S. l. s. a. Mit dem Datum hinter dem das Vorwort bildenden episodion elegiacum Sebastiani Brant: „Ex Basilea Idibus Augusti M. CCCC. XCVII. 4. Hain. Repert. n. 8424.

und Staatsbibliothek in ihrer Inkunabel- und Doubletten-Sammlung von diesem in Norddeutschland seltenen Buche besitzt, deßfalls veranlaßte Recherche. [13])

IX. Reise nach Oesterreich in den Jahren 1847, 1848, 1849 vom Herrn Dr. Wattenbach. S. 426 — 693.

Herrn Dr. W. wurde, wie bereits oben (Nr. 27. S. 219) bemerkt worden, die ehrenvolle Aufgabe zu Theil, die von dem Hrn. G. R. R. Pertz in den Jahren 1820, 1821 und 1843 begonnenen Arbeiten hinsichtlich der Benutzung und Verzeichnung des in österreichischen Bibliotheken und Archiven für die Zwecke der Monumenta vorhandenen Materials fortzuführen, namentlich aber für den Bedarf des damals zum Drucke vorbereiteten eilften Bandes derselben die sämmtlichen österreichischen Kloster-Chroniken zu untersuchen, ferner alle für die fränkische und einen Theil der Hohenstaufischen Periode nöthigen Arbeiten vorzunehmen, insbesondere auch bezüglich der zahlreichen Briefsammlungen, und die übrigen Handschriften geschichtlichen Inhalts für spätere Benutzung vorläufig näher zu bestimmen.

Hr. Dr. W. trat seine Reise am 27. August 1847 an und beendigte sie im November 1849. Den größten Theil derselben brachte er begreiflicherweise in Wien zu, und machte von da aus, unter Benutzung der geeigneten Umstände, literarische Ausflüge in die einzelnen Provinzen des Kaiserstaates. Eine ungeahnte Unterbrechung erlitten seine Bestrebungen durch die politischen Stürme des Jahres 1848, die ihn nöthigten am 18. May Wien zu verlassen und erst am 14. September von Berlin aus wieder dahin zurückzukehren.

13) Diese Recherche hatte übrigens die Auffindung von Bruchstücken einer hochdeutschen Uebersetzung des Evangeliums Johannes (IV. 17 — 21. 26 — 29. V. 18 — 20. 25 — 28.) aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts zur Ausbeute, welche sich auf einem zum Falz-Vorsetzblatte des Exemplares Inc. c. a. 3505. verwendeten Pergamentstreifen vorfanden, jedoch der zu dem Berliner Exemplar verwendeten Handschrift weder der Schrift noch dem Formate nach angehört haben kann.

Dem sehr anziehend geschriebenen Reiseberichte (S. 426 — 447) folgt das Verzeichniß der von Hrn. Dr. W. untersuchten Handschriften nachstehender Orte: Wien, Hofbibliothek S. 447 — 584. Haus-, Hof- und Staatsarchiv 584 — 592. Schottenstift 592. Klosterneuburg 593. Heiligenkreuz 594. Göttweih 600. Melk 601. Zwettl 608. Linz 611. Salzburg 614. Matsee 619. Graetz 621. Rein 625. Vorau 626. Admunt 631. Prag 657. Hohenfurt 671. Olmüz 671. Brünn 685. Raygern 689. Nikolsburg 692.

Die Untersuchung der Urkunden- und Handschriften-Sammlungen in den Provinzen, welche Hrn. Dr. W. allenthalben mit der größten Bereitwilligkeit geöffnet wurden [14]), führte zur Entdeckung mancher bisher verborgen gelegener Perle der geschichtlichen Literatur; die umfassendste Ausbeute aber lieferten, wie sich erwarten ließ, die Hofbibliothek und das kais. Archiv zu Wien. Aus den von Hrn. Dr. W. sorgfältigst gearbeiteten Handschriften-Verzeichnissen auch nur das Wichtigste hervorheben zu wollen, würde übrigens die Gränzen dieser Anzeige weit überschreiten.

(Schluß folgt.)

14) Dem deßfallsigen Gesuche des Hrn. Dr. W. entsprach der Cultus- und Unterrichts-Minister Graf Thun aufs bereitwilligste; die Aufträge an die Verwaltungsbehörden der von dem Reisenden besuchten Archive und Bibliotheken waren allenthalben seiner Ankunft vorausgeeilt. Ueber die von Seite der Klöster ihm bewiesene Liberalität äußert sich Hr. Dr. W. u. a. (S. 432.) „Die Gastlichkeit aller dieser Stifter ist zu wohl bekannt, als daß es nöthig seyn sollte, sie in jedem einzelnen Falle zu rühmen; eine Ausnahme ist mir nicht vorgekommen, und an alle Klöster, welche ich besucht habe, knüpft sich in dieser Hinsicht für mich die dankbarste Erinnerung."

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16 Februar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Regesta pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad annum post Christum natum MCXCVII. Edidit Philippus Jaffé. Berolini Veit et socius. 1851. 4. S. X u. 951.

Die Geschichtsquellen und unter diesen namentlich die Urkunden sind in solcher Fülle vorhanden und dazu in so vielen und den verschiedenartigsten Druckwerken zerstreut, daß es dringend nothwendig geworden ist, sie zusammen zu fassen und übersichtlich darzustellen. Dieses Bedürfniß wurde längst gefühlt und demselben auch abzuhelfen gesucht, so besonders und zuerst von Georgisch, dessen Werk, ungeachtet seitdem einzelne Parthien viel vollständiger bearbeitet wurden, im Allgemeinen noch immer nicht übertroffen ist, da es das gesammte urkundliche Material umfaßt. Freylich sind seitdem so viele Documente publicirt worden, daß ein ähnliches Werk von dreyfach größerem Umfange sie kaum zu fassen vermöchte. Eben darum aber ist es nothwendig geworden, das urkundliche Material einzelner Theile der Geschichte in dieser Weise besonders zu bearbeiten, da Einer nicht im Stande wäre, das Ganze zu bewältigen. In dieser Beziehung wurde in neuester Zeit Vieles und Ausgezeichnetes geleistet, so von dem Ritter H. v. Lang, welcher zuerst begonnen hat, auch die ungedruckten Urkunden in Auszügen zu veröffentlichen, von Dümge, von Meiller, dessen Werk in diesen Blättern die verdiente Würdigung gefunden, und dann ganz besonders von Böhmer und theilweise von Chmel, von welchem bereits ein großer Theil der von deutschen Königen und Kaisern ausgefertigten Urkunden in Auszügen zusammengestellt wurde, und die noch fortwährend damit beschäftiget sind. Da man leicht den großen Gewinn erkannte, welcher daraus für die deutsche Geschichtschreibung erwuchs, indem die Urkunden im Wechsel der Dinge entstanden, diesen aufs Treueste uns vergegenwärtigen, so fühlte man um so lebhafter das Bedürfniß eines Werkes, in welchem die Wirksamkeit eines anderen auf den Gang der Geschichte und die gesammte Entwicklung der neueuropäischen Staaten so außerordentlich einflußreichen Factors, nämlich des Pabstthumes, so weit sie aus den Publicationen desselben erkannt werden kann, in gleicher Weise übersichtlich dargestellt wäre; denn je einflußreicher die Stellung, je größer und tief eingreifender die Macht dessen ist, der Urkunden ausstellt, um so größere Beachtung verdienen sie, und um so mehr als dieselben überhaupt die lautersten und unverfälschten Quellen der Geschichte sind.

Diesem allgemein gefühlten Bedürfniß hat der Hr. Verf., der schon als Geschichtschreiber rühmlichst bekannt ist, in dem vorliegenden Werk abgeholfen, das neuerdings Zeugniß ablegt, was deutscher Fleiß zu leisten vermag. Er kann so als Wiederhersteller der päpstlichen Regesten, welche verloren gegangen sind, angesehen werden. Denn zufolge mehrfacher Nachrichten ist es kaum einem Zweifel unterworfen, daß von den Päpsten schon im vierten Jahrhundert die von ihnen erlassenen Verfügungen in eigene Bücher, Regesta genannt, eingetragen wurden. Darauf waren sie von selbst hingewiesen, da sie wissen mußten, was bereits in vorkommenden

Fällen verfügt wurde, damit ſie nicht in ihren neuen Erlaſſen mit den älteren in Widerſpruch geriethen. Dieſer Regeſten wird ſchon aus der Zeit des Papſtes Bonifacius I. (418 — 422) gedacht, noch deutlicher aber, wie ſchon Pertz (Archiv Bd. V. S. 27. 28 ff.) nachgewieſen hat, jener Gregor I. und mehrerer ſeiner Nachfolger. Leider aber haben wir von dieſer ſo höchſt wichtigen Regeſten-Sammlung, welche einen Zeitraum von ſechs Jahrhunderten umfaßt, bloß jene des Papſtes Honorius I. (625 — 638) und nur Fragmente der Regeſten des Papſtes Johann VIII. (872 — 882), die des Papſtes Gregor VII. nicht mehr in ihrer urſprünglichen Geſtalt, ſondern nur Auszüge aus ihnen. Vom Papſt Innocenz (1198 — 1216) an aber beginnt eine neue Reihe von 2016 Regeſtenbänden, welche den geſammten Zeitraum bis zu Papſt Pius V. (1198 — 1565) umfaſſen. Dadurch hat ſich der Verf. beſtimmen laſſen, ſein Werk mit dem Jahre, in welchem jene Regeſten-Sammlung beginnt, abzubrechen, was ſehr zu bedauern iſt, da jene wohl ſchwerlich nach ihrem ganzen Umfange bekannt gemacht wird, auch ſo leicht nicht zugänglich iſt. Und ſollten auch die dort zuſammengeſtellten Bullen ſeiner Zeit in Auszügen publicirt werden, ſo bleibt doch immer ſehr wünſchenswerth, den Hinweis auf jene Druckwerke vor ſich zu haben, in welchen dieſelben bereits bekannt gemacht ſind.

Freuen wir uns indeſſen, daß nun doch wenigſtens die päpſtlichen Ausfertigungen, welche der älteſten Periode (c. 60 — 1198) angehören, in dem vorliegenden Werke überſichtlich zuſammengeſtellt ſind. Es finden ſich darunter jedoch auch namhaft viele ungedruckte, welche dem Verf. von Pertz, aus deſſen reichhaltigen Sammlungen, von Stälin, dem berühmten Geſchichtſchreiber Wirtembergs, von W. Giſebrecht, welcher auf ſeiner Reiſe durch Italien viel Hiehergehöriges zuſammengetragen hat, von L. Bekhmann, Sudendorf u. a. bereitwillig mitgetheilt wurden. Um Vieles würde die Ausbeute an ungedruckten Bullen reicher ausgefallen ſeyn, wenn ſich der Verf. mit den Archiven, wenigſtens den deutſchen, in Verbindung geſetzt hätte, da nicht zu bezweifeln iſt, daß er die erforderliche Unterſtützung gefunden haben würde. Es iſt daher zu hoffen und zu wünſchen, daß ſeiner Zeit nachgetragen werde, was hier verſäumt wurde.

Die Zahl der Druckwerke, aus denen der Verf. diejenigen Documente, welche hieher gehören, zuſammentragen mußte, iſt begreiflicher Weiſe außerordentlich groß, und es möchte ihm kaum zum Vorwurfe gemacht werden können, wenn ihm ein oder das andere entgangen ſeyn ſollte, zumal derley Urkunden nicht ſelten in Schriften, wo man ſie zu ſuchen ſich kaum veranlaßt fühlen kann, bekannt gemacht ſind, wie z. B. die wiederholten Nachträge beweiſen, welche Böhmer zu ſeinen Regeſtenwerken zu machen ſich genöthiget ſah. Hier iſt eine völlige Erſchöpfung des Stoffes, wenn auch nicht geradezu unmöglich, doch außerordentlich ſchwierig, ſo daß es nicht an Veranlaſſung fehlen kann, von Zeit zu Zeit Ergänzungen nachzubringen, ſchon darum, weil immer wieder von Neuem Urkunden bekannt gemacht werden. So enthält z. B. folgendes neue Werk: codice diplomatico Longobardo dal DLXVIII al DCCLXX. Neapel 1850 eine namhafte Zahl hieher gehöriger Documente. Ref. glaubt nicht unbemerkt laſſen zu dürfen, daß der Verf. nach Ausweis des Verzeichniſſes, welches er ſeinem Werke beygefügt hat, das in demſelben niedergelegte Material aus 553 Druckwerken, größtentheils ſehr voluminöſen, zuſammengetragen hat. Viel größer iſt wahrſcheinlich die Zahl jener Druckſchriften, welche der Verf. durchſucht hat, ohne jedoch darin eine Ausbeute zu machen, wie jeder weiß, welcher ſich mit ähnlichen Arbeiten beſchäftiget hat.

Was die Ordnung des von dem Verf. geſammelten Stoffes betrifft, ſo ſtanden ihm zweyerley Methoden zu Gebote. Er konnte die Regeſten unter beſondere Rubriken ſtellen, oder ſie ohne ſolche nach der chronologiſchen Folge aneinander reihen. Erſtere Methode hat allerdings viel für ſich, indem man z. B. unter der Rubrik: „Maynz Erzſtift“ alle Urkunden vereiniget fände, welche ſich auf dasſelbe beziehen. Doch aber muß das Beſondere dem Allgemeinen untergeordnet werden, weil, wie hier, der innere Zuſammenhang der päpſtlichen Erlaſſe und Briefe nur erkannt werden kann, wenn ſie in derſelben chronologiſchen Ordnung auf einander folgen, in welcher

sie publicirt wurden. Es kann daher nur gebilliget werden, daß der Verf. nach Böhmers Vorantritt, die letztere Methode gewählt hat, und wie dieser die Namen der Kaiser, so jener die Namen der Päpste an den treffenden Stellen, welche ebenfalls die Chronologie bestimmte, eingesetzt hat. Da es übrigens ein sehr zeitraubendes Geschäft ist, aus der Masse des hier aufgehäuften Materiales die Urkunden, welche sich auf irgend ein bestimmtes Bisthum, Stift, Kloster ꝛc. beziehen, zusammen zu finden, so ist freylich ein sachgemäßes Register dringendes Bedürfniß, leider aber ist ein solches zur Zeit noch nicht geliefert, auch von Seite des Verf. nicht in Aussicht gestellt.

Was Fassung der Extracte betrifft, ist er ebenfalls Böhmers Beyspiele gefolgt, d. h. er hat den wesentlichen Inhalt der Bullen ꝛc. in den möglich kürzesten Ausdruck gebracht, und es ist kein Zweifel, daß in den meisten Fällen die mitgetheilten Auszüge genügen. Sollte ein Geschichtschreiber sich aber mit denselben nicht zufrieden stellen, so sind ihm die Werke, in der Regel mehrere, gewiesen, in welchen er den vollständigen Abdruck der Urkunden finden kann. Die zur Zeit noch ungedruckten päpstlichen Erlasse, welche der Verf. in Auszügen mitgetheilt hat, sind ohnehin ausführlicher regestirt, so daß die Einsicht der Urkunden selbst nicht als nothwendig erscheint.

(Schluß folgt.)

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Schluß.)

Was insbesondere den Handschriften-Schatz der Wiener Hofbibliothek anbelangt, (mit dem sich in Deutschland wohl nur die k. Hof- und Staatsbibliothek zu München messen darf, (so kann man annehmen, daß die Catalogirung des geschichtlichen Theils desselben unter Hinzunahme der Vorarbeiten von Lambeck, Kollar, Denis, Pertz [15]), Chmel [16]), Hoffmann [17]), durch die vorliegende Arbeit des Hrn. Dr. Wattenbach im Allgemeinen zum Abschluß gebracht sey. Da jedoch jene älteren Catalog-Werke nur einen Theil des älteren Bibliothekbestandes umfassen, die von Pertz gefertigten Auszüge auf früheren, nicht sehr verlässigen Bibliothekcatalogen beruhen und theils nach den Verfasser-Namen theils nach Sachbetreffen alphabetisch geordnet sind, Chmel nur die Aufstellungsreihe der Profangeschichte und zunächst nur vom Standpunkte der österreichischen Geschichtsforschung behandelte [18]), Hr. Dr. Wattenbach endlich sein Verzeichniß nach den verschiedenen Abtheilungen der Handschriften [19]) ordnete, und überdieß nicht bloß auf solche Werke beschränken konnte, welche geradezu und unzweifelbar den Hauptzweck der Monumenta Germaniae berühren, sondern

15) Archiv Bd. II. Heft 5. 6. S. 398 — 637. Bd. III. H. 4 — 6. S. 391 — 413.

16) Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek in Wien im Interesse der Geschichte, besonders der österreichischen verzeichnet und excerpirt. Wien 1840—41. Bd. 1. 2.

17) Verzeichniß der altdeutschen Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, Leipzig 1841.

18) Dieses verdienstliche Werk war zufolge der Vorrede auf 4 bis 6 Bände berechnet. Es wäre höchlich zu bedauern, wenn die Fortsetzung wegen mangelnder Theilnahme des Publicums unterblieben seyn sollte. Die erschienenen zwey Bände umfassen 448 Codices, mit Ausnahme von dreyen sämmtlich aus dem Fache der hist. prof. Nr. 1 — 1031 ausgewählt.

19) In alphabetischer Folge der Signaturen: Eugen. Hist. eccl. Hist. prof. Hohendorf. Jus can. Jus civ. Lun. Med. Novi. Philolog. Philos. Rec. Salisb. Schwandtner. Suppl. Theol. Univ.

S. 579 — 584 liefert Hr. Dr. W. hinsichtlich der von ihm untersuchten Handschriften eine Vergleichung der eingeführten durchlaufenden Nummer der codices mit den ältern Bezeichnungen, indem von jener auf diese verwiesen wird.

auch solche in den Kreis der Untersuchung und resp. Vormerkung zog, welche nur in entfernterer Beziehung Sachdienlichscheinendes enthalten und erst noch einer näheren Würdigung unterstellt werden müssen, so bleibt der literarischen Thätigkeit in Sichtung des gewonnenen Materials, in Zusammenstellung desselben nach Forschungsgebieten, Zeiträumen, Behandlungsformen noch immerhin ein großes Feld offen. Ein ziemlicher Theil der Wiener Handschriften ist übrigens bereits für die früheren Bände der Monumenta schon benutzt, die Ergebnisse der eben besprochenen Wattenbachischen Untersuchungen aber, namentlich die Bearbeitung der österreichischen Kloster-Chroniken, die sich gewissermassen als Fortsetzung und Ueberarbeitungen an die ältern Melker- und Salzburger-Annalen (Mon. T. I. 87. III. 122.) anreihen, in dem (seit der Beendigung des ersten Artikels dieser Anzeige bereits erschienenen) eilften Bande schon verwendet.

Einige Funde von besonderem Interesse veranlaßten Hrn. Dr. Wattenbach noch außerdem zu monographischer Bearbeitung der betreffenden Gegenstände. In einer auch sonst wichtigen Handschrift des Stiftes Heiligenkreuz entdeckte er z. B. eine ungedruckte Verordnung Herzog Boleslaw's von Böhmen zu Gunsten Bischofs Adalbert von Prag v. J. 992, und einen gleichfalls bis dahin unbekannt gebliebenen Brief des Pabstes Stephan V. an den König Swatopluck von Mähren. Er nahm davon Veranlaßung die bisherigen Nachrichten über die Slawen-Apostel Constantin und Methodius einer neuen Prüfung zu unterwerfen, und so entstanden die während seines Aufenthaltes zu Wien im Winter 1849 von ihm herausgegebenen „Beyträge zur Geschichte der christlichen Kirche in Mähren und Böhmen."

Als eine Frucht seiner Untersuchungen der zahlreichen ihm zu Handen gekommenen, auf die Urgeschichte des Erzbisthums Salzburg bezüglichen Manuscripte ist in ähnlicher Weise die schätzbare Abhandlung „über das Zeitalter des hl. Rupert" zu betrachten, durch die Hr. Dr. W. unter Anwendung der unbefangensten und gründlichsten Kritik, und durch Beybringung mehrerer neuer Anhaltspunkte die anderthalbhundertjährige Streitfrage zum Abschluß zu bringen, und die Unhaltbarkeit der Petriner Tradition noch umständlicher und schlagender nachzuweisen suchte, als es von einer langen Reihe achtungswürdiger Geschichtsschreiber bereits geschehen.

Somit am Schluße der vorliegenden Anzeige angelangt, können wir nicht umhin, den anderwärts bereits angeregten und gewiß allgemein getheilten Wunsch auszusprechen, daß es der hochverehrlichen Redaction dieser nunmehr seit 32 Jahren bestehenden Zeitschrift gefallen möge, ein möglichst erschöpfendes Orts-, Personen- und Sachen-Register über die zehn ersten Bände herstellen zu lassen. Wir kennen allerdings die Schwierigkeit und Mühseligkeit eines solchen Unternehmens, aber überflüßig wäre es wohl, auf den unberechenbaren Gewinn aufmerksam machen zu wollen, der dadurch für erhöhte Brauchbarkeit der Zeitschrift selbst, für die Sache der Monumenta, für die Literatur- und Geschichtsquellenkunde des Mittelalters unfehlbar erzielt würde. Schon die einfache Verschmelzung der jedem einzelnen Bande bereits beygegebenen Register in ein gemeinschaftliches würde mit dem lebhaftesten Danke entgegengenommen werden. Da indessen namentlich jene der früheren Bände in Bezug auf Vollständigkeit und Verläßigkeit Manches vermissen lassen, und überdieß jetzt, nachdem ein großer Theil der im Archive vorbereitend erörterten Quellenschriften in der Zwischenzeit in den Monumentis zum Abdrucke gelangt ist, eine Bezugnahme auf letztere nicht wohl von der Hand gewiesen werden könnte, so dürfte die Herstellung des fraglichen Gesammtregisters aus völlig neuem Guße wohl das Gerathenste seyn.

Der Name Pertz bürgt dafür, daß jedenfalls nur Gediegenes, Befriedigendes, der wissenschaftlichen und nationalen Bedeutsamkeit des Gesammtunternehmens Würdiges geleistet würde.

H. K. F.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursions in Southern Africa, including a history of the Cape Colony, an account of the native tribes etc. by Lt. Colonel E. Elers Napier. In two volumes. London 1849.

Englands Kämpfe mit den Kaffern, sowie mit andern seiner Herrschermacht widerstrebenden Elementen in der sehr gemischten Bevölkerung von Südafrika, haben seit mehreren Jahren eine vielseitige Theilnahme und Aufmerksamkeit erregt. Was man in den öffentlichen Blättern von jenen mißlichen Verhältnissen erfuhr, das konnte bloß dazu dienen die äußeren Symptome eines Uebels anschaulich zu machen, dessen inneren Sitz und Ursprung es großentheils unberührt ließ, oder in partheyischer Verblendung, nicht in seiner wahren Gestalt erscheinen ließ. Der Verf. des hier vor uns liegenden Werkes verfuhr hierin anders. Die hohe Achtung, welche er vor dem Charakter und der politischen Bedeutung seiner Nation hatte, machte ihn keineswegs blind gegen die Fehler, welche sich die Vertreter der englischen Macht in der Behandlung ihrer außereuropäischen Angelegenheiten zu Schulden kommen ließen; eben darum, weil ihm der Ruhm und das Wohlseyn seines Volkes so sehr am Herzen lag, eiferte er mit einer Wahrheitsliebe, die allerdings Vielen sehr lästig fiel, gegen die Gebrechen, welche jenem Ruhm und Wohlseyn schaden konnten.

Napier war längere Zeit in seiner militärischen Stellung ein Augenzeuge der Ereignisse, ein Mitbetheiligter bey den bald günstigeren bald ungünstigeren Wendungen des Waffenglückes gewesen, welche die Engländer in Südafrika betroffen hatten. Was er beschreibt, das hat er theils selber erlebt, theils aus dem Munde derer vernommen, die es erlebten. Bey seiner Betrachtung der jetzigen Verhältnisse der Colonie geht er bis auf die Wurzel derselben zurück, indem er in wohlgelungenen Zügen uns den frühesten, historisch bekannten Zustand des Landes und seiner Urbewohner, so wie den verändernden Einfluß schildert, den die Europäer, seitdem sie sich zu Besitzern dieses schönen Erdtheils machten, auf seine äußeren und inneren Verhältnisse hatten.

Ehe er in die früheren Zeiten der Capcolonie zurückgeht, mit welchen wir in unserer Anzeige seines Werkes ausschließend uns beschäftigen werden, verweilt er zuerst im Vorübergehen bey einigen Hauptmomenten der neueren und neuesten, wodurch gleich Anfangs die Beweggründe, welche den Verf. zum Schreiben seines Werkes veranlaßten, in das rechte Licht gesetzt werden.

Napier war schon im Jahre 1835, kurz vor dem Ausbruche des Kaffernkrieges in Capstadt gewesen. Damals machte dieselbe auf ihn gleich bey seinem ersten Eintritt den Eindruck einer wohlhabenden, gutbevölkerten, glücklichen Stadt. Das Gouvernementshaus in seiner äußeren wie inneren Pracht war der Wohnsitz der Gastfreundschaft und der geselligen Vergnügungen, seine wohlunterhaltenen Gärten und Promenaden waren von einem Gedränge der Spaziergänger belebt, die sich hier an der Schönheit der südafrikanischen Natur und an den vaterländischen Harmonieen erfreuten, welche ein gutbestelltes militärisches Musikchor täglich mehrere

Male vernehmen ließ. Der Handel war blühend, die Börse von fremden wie einheimischen Kaufleuten erfüllt, auf den Straßen sah man ein buntes Gedränge der Nationen aus den verschiedensten Erdgegenden; in den Häusern herrschte überall eine rege Geschäftigkeit.

Wie so verschieden von jenem ersten Eindruck war der zweyte, den der Besuch der Capstadt im Jahre 1846 auf Napier machte. Das Gouvernementshaus zeigte sich im äußersten Verfall; die Gärten und Promenadeplätze waren zu einer Wildniß geworden, durch deren erstorbene Gebüsche und menschenleere Räume der Sturm aus Südost, wenn er durch die Schluchten und Klüfte des Tafelberges hereintobte, ungehemmt seine Sandmassen ergoß. Die ganze Stadt, im Vergleich mit früher, glich einem von der Pest oder von den Feinden verheerten Orte. Dieß Alles war eine nothwendige Folge des unseligen Kaffernkrieges. Denn der größeste Theil der männlichen Bewohner der Stadt hatte sich eilig bewaffnen müssen und war nach den östlichen Gränzen des Caplandes eingeschifft worden. Dieses Loos hatte die zum Kampfe fähigen Männer aus allen Ständen und Klassen der Bewohner, sowohl der Stadt als des umliegenden Landes betroffen, den reichen Gutsbesitzer und Kaufmann nicht minder als den Handwerker und Taglöhner; den holländischen Weinbauer wie den Fischer am Strande, den Hottentotten wie den Freyneger aus Guinea und Angola. Die Kaufläden wie die Werkstätten waren deßhalb großentheils geschlossen, auf den früher so belebten Straßen sah man nur Frauen und Kinder, Krüppel und gebückte Greise, das Fort war von Invaliden besetzt.

So hatte schon eine Zeit von 11 Jahren den Zustand der Dinge hier in dieser weit von den europäischen Stammländern abgeschiedenen Colonie verändert. Im Kleinen gab diese Veränderung ein Abbild der großen Wechsel, welche jener äußerste Zweig des europäischen Mutterstammes, bald wie es schien seinem Absterben nahe, bald wieder frisch auflebend im Verlauf der letzten Menschenalter erlitten hat.

Die Natur selber hat die südliche Spitze des afrikanischen Festlandes zu einem Anhalt- und Ausruhepunkt für die Fremdlinge zubereitet, welche auf dem Wege der Meere an ihr vorüberkommen. Gerade hier, wo der Seemann mit den stärksten, am öftesten wiederkehrenden Stürmen zu kämpfen hat, ein sicherer Hafen, zu dessen Besuch in dem majestätischen Lapidarstyl der Gestaltensprache der Tafelberg einlädt. Den Gefahren des Gewässers entronnen, fand hier der Schiffer Alles, was zur Stärkung der ermatteten Kräfte, zur Wiedererstattung des Abganges nöthig war, den der Proviant seiner Fahrzeuge auf der langen Seereise erlitten hatte. Wo konnten die Jagd und der Fischfang ergiebiger seyn, als hier, wo die Thierwelt kaum die Furcht vor dem Menschen kannte; wo war das Trinkwasser frischer und reiner als da? Dennoch, bey all diesen Vorzügen, durch welche das Cap zu einer Niederlassung für längere Zeit einlud, war dasselbe gegen anderthalb Jahrhunderte lang, namentlich seit den mörderischen Auftritten, die sich daselbst in den Jahren 1510 und 1513 zwischen den Eingebornen und Portugiesen ereignet hatten, nur ein Landungsplatz für wenig Stunden zur Aufnahme von Trinkwasser geblieben. Auch die Besitznahme des Caps für England durch Humpfey Fitzher im J. 1620 erschien als eine Formalität, welche in Europa, wenn die Kunde davon zu andern Nationen kam, keine weitere Beachtung fand. Gegen ihren Willen wurden endlich im Jahre 1648 vorüberfahrende Europäer nicht auf etliche Stunden oder Tage, sondern mehrere Monate lang an der Stätte festgehalten, die im Verlauf der Zeit durch ihren Antrieb zu einem punctum saliens werden sollte, von welchem, wie von dem Herzen eines Küchleins im Ey, die Kraft und Wärme eines geistigen Lebens ausgehen konnte in die Gesammtmasse der südafrikanischen Völker.

Es war im Jahre 1648, als ein ansehnliches niederländisches Schiff, der Haarlem genannt, welches im Dienst der holländisch-ostindischen Compagnie in der Tafelbay stand, strandete. Die Mannschaft rettete sich ans Land, wo sie mehrere Monate verweilen mußte, bis einige Schiffe der Compagnie auf ihrer Rückkehr aus Ostindien vorbeykamen, in denen sie Aufnahme fand. Unter den Schiffbrüchigen des Haarlem befand sich ein gewisser Leenhart Jansz,

ein Mann von Einsicht, welcher die Vortheile, die das Anlegen einer Colonie in der Gegend von Capstadt seiner Schiffahrt-treibenden Nation, namentlich der ostindischen Compagnie derselben bringen könnte, in ihrem ganzen Umfang erkannte, und in einer gedruckten Vorstellung an die Generalstaaten diesen zur Beherzigung anempfahl. Einflußreicher vielleicht noch als diese Vorstellung, die im J. 1651 noch einmal wiederholt wurde, war der Bericht, den ein damaliger sehr wohlunterrichteter Wundarzt, van Riebeck, der holländischen Regierung von den Beobachtungen mittheilte, die er über die günstige Beschaffenheit des Caplandes für Colonisation gemacht hatte. Der Mann war allerdings im Stande über diesen Gegenstand ein richtiges Urtheil zu fällen; auf seinen vielen Reisen nach Grönland, nach Westindien, nach Siam, Batavia, China und Japan hatte er gesehen, was die Lage und Beschaffenheit des Bodens, was das Klima und was von beyden begünstigt oder im Kampfe mit ihnen der Fleiß der Menschenhand für die Cultur und den Ertrag der einzelnen Landstriche zu leisten vermöge. Er war überdieß ein Naturforscher im weitesten Sinne des Wortes, ausgerüstet mit allen chemischen und physikalischen Kenntnissen, welche seiner Zeit zu Gebote stunden, Kenner des Stein- und des Thierreiches, vor allem aber des Gewächsreiches, ein, wie ihn Napier mit Recht nennt „Sir Joseph Banks seiner Zeit."

Im Dienste der holländisch-ostindischen Compagnie hatte er auch im Jahre 1648 eine Fahrt nach Batavia gemacht; er befand sich auf einem jener Schiffe, die bey ihrer Rückkehr aus Indien der schiffbrüchigen Mannschaft des Haarlem Hülfe brachten, und da man nicht nur die Mannschaft, sondern auch so viel als nur möglich die Güter jenes reich beladenen Dreymasters aus dem Wracke retten und mit in die Heimath nehmen wollte, war man genöthigt mehrere Wochen lang in der Tafelbay zu verweilen. Diese Zeit benützte Riebeck mit außerordentlichem Fleiße zur Beobachtung der Natur des Landes und seiner Bewohner. Namentlich in Beziehung auf die Letzteren ist er, der vielerfahrene Kenner der Menschennatur in ihrem verwilderten Zustand, anderer Ansicht als Jansz, der sie als Leute betrachtet, von deren dumpfer Thatlosigkeit nichts zu fürchten sey, er räth aufs Entschiedenste zur Anlegung eines Forts, darin man gegen die Angriffe der Wilden Sicherheit finden könne, denen, wenn ihre Leidenschaften durch irgend einen, gar nicht beachteten Zufall zur Wuth gesteigert würden, ebenso wenig zu trauen sey als wilden, im Futter der Menschen stehenden Thieren. Uebrigens setzt er in seinem Bericht auf sehr einleuchtende Weise die Vortheile auseinander, welche Holland für die Zukunft von dem Anbau eines Landes ziehen werde, das der Cultur so günstig als irgend ein Land der Erde zu seyn verspräche und überdieß die bequemste Lage für eine Zwischenstation habe, zwischen Holland und seinen ihm so wichtigen ostindischen Besitzungen.

(Fortsetzung folgt.)

Regesta pontificum Romanorum etc.

(Schluß.)

Mit großen Schwierigkeiten hatte der Verf. zu kämpfen, um das Jahr, in welchem die Bullen ausgefertigt wurden, zu ermitteln, was seinen Grund hat in der eigenthümlichen Art, durch welche in den päpstlichen Ausfertigungen die Jahre bezeichnet zu werden pflegten. Dieß geschah auf dreyerley Weise: 1) durch Beyfügung der Namen und der Regierungsjahre der höchsten Reichswürdenträger, der griechischen und deutschen Kaiser, und endlich der Päpste selbst. In den Jahren von 385 — 546 finden wir in den päpstlichen Briefen die Namen der Consuln, so daß um das richtige Jahr zu ermitteln vorerst die Zeit, in welcher dieselben ihr Amt bekleidet haben, aufgesucht werden muß; v. J. 550 — 772 die Namen der griechischen Kaiser, v. J. 802 bis zum J. 1048, die der deutschen Könige und Kaiser und von da an die Namen und Regierungsjahre der Päpste. Diese haben jedoch schon im Laufe der letzten Periode angefangen, den Namen der Kaiser auch die ihrigen beyzusetzen, vom J. 1049 an aber setzten

ſie in Folge ihrer feindlichen Stellung gegenüber den Kaiſern bloß ihren Namen, ſowie die Zeit ihrer Regierung bey. 2) Durch Angabe der Indictionen, deren es dreyerley Arten gab, die conſtantinopolitaniſche, welche mit dem 1. Sept., die conſtantiniſche, welche mit dem 25. Sept., und die römiſche oder päpſtliche, welche mit dem 1. Jänner begann. 3) Durch Angabe der Jahre, welche man von Chriſti Geburt an zählte. Doch war der Jahresanfang auf drey verſchiedene Zeiten geſetzt. Früherhin nämlich ließ man das Jahr mit dem 25. Decbr. beginnen, nach der florentiniſchen Zeitrechnung fiel der Jahres-Anfang auf den 25. März, nach der piſaniſchen aber auf den 25. April. Es iſt ſehr ſchwer, die Rechnungsart zu ermitteln, welche in Datirung der Bullen angewendet wurde, um ſo ſchwerer, als nicht ſelten ein und derſelbe Papſt wechſelsweiſe nach den drey verſchiedenen Arten datirt hat. Iſt aber auch die beſondere Art ermittelt, ſo ſtößt man oft noch auf eine andere Schwierigkeit, die darin ihren Grund hat, daß der eine Papſt die Jahre ſeiner Regierung vom Tage ſeiner Wahl an, ein anderer aber von ſeiner Krönung an zählte, welch letzteres gewöhnlich geſchah. Man kann aus dieſen Andeutungen erſehen, wie ſchwer es dem Verf. oft werden mußte, das richtige Jahr zu ermitteln.

Mit nicht geringeren Schwierigkeiten hat die Unterſuchung über die Aechtheit oder Unächtheit der Urkunden zu kämpfen. Sie konnte hier nicht umgangen werden, da im Mittelalter ſehr häufig falſche Urkunden geſchmiedet und ächte verfälſcht wurden, eine Unſitte, welche beſonders im XII. und XIII. Jahrhundert der Art um ſich gegriffen hat, daß förmliche Werkſtätten beſtanden haben, in denen Documente theils nachgemacht, theils gefälſcht wurden. Beydes geſchah beſonders in Bezug auf die päpſtlichen und kaiſerlichen Urkunden, ſo daß Papſt Innocenz III., als dieſer Mißbrauch allzuſehr um ſich griff, unter Androhung des Bannes die Vertilgung ſolcher falſchen Bullen anordnete, zugleich aber auch die Kennzeichen angab, wodurch ſich die ächten von den unächten unterſcheiden ließen. Doch gelang es erſt der Diplomatik, durch Vergleichung der Bullen aus den verſchiedenen Perioden genauere Regeln zur Ermittlung der Aechtheit oder Unächtheit ausfindig zu machen, namentlich den Maurinern, welche das berühmte Werk nouveau traité de diplomatique herausgegeben haben. Indeſſen bedürfen dieſe Regeln noch größere Feſtigung und ſchärfere Begränzung. Wenn es z. B. dort heißt, daß Bullen, deren Datum nach den Regierungsjahren der Kaiſer ſeit 1100 beſtimmt iſt, als falſch anzuſehen ſeyen, ſo iſt dieß nicht richtig, denn auch ſpätere ächte Urkunden, namentlich aus dem Jahre 1111 enthalten aus leicht begreiflichen Gründen dieſe Zeitbeſtimmung. Ebenſo verhält es ſich in Bezug auf die Behauptung, daß Bullen, die nach dem J. 1100 ausgefertigt wurden, im höchſten Grade verdächtig ſeyen, wenn darin die Ortsangabe fehlt. Denn es finden ſich allerdings auch über dieſe Zeit hinaus ächte Urkunden, in denen der Ort nicht beygeſetzt iſt, ſehr viele aber, in welchen ſowohl der Ort als auch das Datum fehlt. Der Verf. hat die, welche er als unächt befunden, in einem eigenen Anhange zuſammengeſtellt. Es ſind nicht weniger als 422 Stücke. Die Zahl der ächten hier in Auszügen mitgetheilten beläuft ſich auf 10749. Außerdem hat der Verf. nach Böhmers Vorgang viele Notizen, die jedoch in jener Zahl nicht eingerechnet ſind, aus Chroniſten mitgetheilt, jene nämlich, welche den Nachweis über den Aufenthalt der Päpſte geben, und den Tag der Wahl, Krönung und des Todes eines jeden Papſtes aus zuverläßigen Quellen nachgewieſen, überdieß ein alphabetiſch geordnetes Verzeichniß der Päpſte, welche in dieſem Werke vorkommen, dieſem vorangeſtellt. Nur Eines wird ſtark vermißt werden — der Index.

Papier, Druck und Correctheit laſſen nichts zu wünſchen übrig.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung.)

Die Vorschläge eines Mannes wie Riebeck fanden Gehör, schon im Jahre 1651 gewährte man ihm zur Ausführung derselben, freylich mit ziemlicher Sparsamkeit die nöthigsten Mittel durch Ausrüstung einer Expedition von 3 Schiffen, die unter seiner Führung im December desselben Jahres von dem Texel ausliefen und am 6. April 1652 in der Tafelbay vor Anker giengen. Die Mannschaft der Schiffe hatte auf der fast fünfmonatlichen Seereise nicht wenig gelitten, namentlich durch den Scorbut, der mit den Kräften des Leibes zugleich alle Freudigkeit, allen Muth zum Leben hinwegnimmt. Das erste, was der einsichtsvolle Commandant gleich bey seiner Landung anordnete, war das Herbeyschaffen eines hinlänglichen Vorrathes von genießbaren Vegetabilien und von frischem Fleisch, das der Fang der Süßwasserfische in einem Bache, der in die Tafelbay mündet, reichlich darbot. Von den damaligen Bewohnern des Caps, (Cäpmanns) den armseligen Ottentus, wie die Holländer sie nannten, konnte man nicht einmal ein Schaf erhandeln; sie besaßen keine Heerden, nährten sich nur von Zwiebeln der Liliengewächse, sowie von den Muscheln und Schnecken, die sie am Strand des Meeres oder am Ufer der Bäche und Flüße fanden, weßhalb ein Theil von ihnen auch in ihrer Sprache sich Strandläufer oder Wassermänner nannte. Sie wußten von keiner Bekleidung des Leibes, wohl aber trugen die Männer Waffen, Hassagayen und Bogen, die durch die vergifteten Pfeile, welche sie abschossen, den Feinden furchtbar wurden.

In dieser Hinsicht standen die damaligen Eingebornen des Caps auf einer viel tieferen Stufe der Cultur und des äußeren Wohlstandes, als ihre Nachbarn, die Bewohner der Saldanhabay. Diese beschreibt uns van Riebeck als einen besser und kräftiger gestalteten Menschenschlag; sie waren mit einer Stierhaut bekleidet, die sie mit einer Art von Eleganz wie einen Mantel zu handhaben wußten, hatten bessere Waffen, waren Besitzer von Viehheerden. Ja selbst die damaligen Vischmänner (Buschmänner) standen als Inhaber kleiner Heerden noch um etwas höher als die ärmlichen Ottentus, die als ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheues von jenen beyden Nachbarn hieher an die Südspitze des Festlandes zurückgedrängt und fortwährend feindseligen Ueberfällen von jenen ausgesetzt waren.

Ein solcher Ueberfall von den Saldanhern fand schon an einem der ersten Tage nach der Landung der Holländer statt. Vielleicht hatten diese selber, ohne ihre Absicht, dazu den anlockenden Grund gegeben. Denn, wie ein späterer Schriftsteller, Kolb, berichtet, hatten die Holländer so reiche Geschenke für die Inhaber des Caps mit sich gebracht, daß der Werth derselben einer Kaufsumme glich, für die man selbst im europäischen Vaterland ein ansehnliches Stück Landes kaufen konnte. (Kolb redet von 50,000 fl.). Vielleicht hatten die kriegslustigen Nachbarn von dem plötzlich erworbenen Reichthum der nackten Strandläufer gehört, und

waren gekommen, um mit ihnen die Beute zu theilen. Die Cäpmanns aber, muthig gemacht durch die Anwesenheit ihrer Gäste, setzten sich mit ihren vergifteten Pfeilen und Wurfspießen so grimmig zur Wehre, daß der Kampf nicht ohne Blutvergießen abgegangen seyn würde, wenn nicht die mächtigen Fremden den streitenden Partheyen durch ihre Dazwischenkunft Ruhe geboten hätten.

Nicht nur bey diesem Geschäft, sondern in ihrem ganzen Benehmen gegen die Eingebornen bewiesen die Holländer unter der Leitung ihres wohlwollenden, einsichtsvollen Führers die höchste Nachsicht gegen die neuen Nachbarn und die lebhafteste Liebe zum Frieden. Es ist kein geringes Verdienst, das sich Napier um die Geschichte der holländischen Niederlassung am Cap erwirbt, wenn er die ungerechten Beschuldigungen von Grausamkeit und Ungerechtigkeit, durch welche sich die Colonisten gegen die „harmlosen“ Eingebornen sollten vergangen haben, aufs Gründlichste widerlegt. Von den damaligen Eingebornen galt, wie sich bey vielen Gelegenheiten zeigte, im Ganzen das, was der ehrwürdige Dr. Philipps von allen in den Zustand der Verwilderung herabgesunkenen Völkern sagt: „Unmenschlichkeit und Grausamkeit bildeten einen wesentlichen Zug ihres Charakters.“ Auf der andern Seite that Riebeck alles, was in seiner Macht stand, um seine Leute in einer gemäßigten, nachsichtsvollen Stimmung gegen das zuchtlose Volk des Landes zu erhalten. Die Nachsicht, die man gegen die Diebereyen und die vielfachen Belästigungen dieser Leute übte, ging so weit, daß sie dieselben öfters nur noch in ihrem zuchtlosen Benehmen bestärkte, weil sie die Geduld der Fremden als ein Zeichen ihrer Furcht und Schwäche betrachteten.

Einer der Eingebornen an der Tafelbay, dessen eigentlicher Name Autschumao war, hatte einmal der Mannschaft eines englischen Fahrzeuges, das in der Tafelbay landete, allerhand Dienste geleistet und mit ihr die Reise nach Bantam gemacht. Bey dieser Gelegenheit hatte er ein wenig englisch gelernt und bot sich jetzt auch den Holländern, von deren Sprache er, während die Mannschaft des Haarlem hier verweilte, auch einige Worte aufgefaßt hatte, zum Dolmetscher an. So gering auch die Dienste waren, welche Harry — diesen Namen hatten die Engländer ihm gegeben — der Colonie leistete, und so zweydeutig, ja treulos er sich bald hernach gegen seine Wohlthäter erwies, mußte man dennoch für den Anfang froh seyn ein solches Organ zu haben, durch welches man mit den Eingebornen sich über den friedlichen Zweck der Niederlassungen und über die Bedürfnisse derselben verständigen konnte. Auch mit den Saldanhern war man durch Harry in Unterhandlung getreten und diese hatten, als sie in Frieden und durch manche Geschenke erfreut in ihre Heimath zurückkehrten, versprochen, daß sie Schafe und Kühe zum Verkauf an die Fremden hersenden wollten.

Man wartete vergeblich auf die Erfüllung dieser Zusage. Die Saldanher blieben weg und nur die armseligen Strandbewohner, welche nichts mit sich brachten als ihre nackten Glieder und die unersättlich hungrigen Bäuche, kamen täglich zu den Zelten.

So lange die Vorräthe an Mehl, an Brod und manchen andern Lebensmitteln dauerten, welche die Schiffe mit sich gebracht hatten, war der Zustand der Mannschaft noch ein erträglicher. In dem klaren Gewässer der benachbarten Flüße und Bäche fand sich eine Fülle der besten Fische; die Nachbargegend hinter dem Tafelberg war damals noch mit einer Waldung bedeckt, in welcher es eine große Menge von jagdbaren Thieren, namentlich jene größern Gazellenarten gab, welche die Holländer als Steinböcke, Hirsche und Elends benannten. Selbst ein Hippopotamus wurde erlegt, dessen wohlschmeckendes Fleisch den Colonisten für mehrere Tage einen reichlichen Unterhalt gab. Dazu hatte der pflanzenkundige Commandant eine Menge von Gewächsen aufgefunden, deren Kraut, Wurzeln oder Zwiebeln sich als Gemüse zurichten ließen. Riebeck war von diesem Reichthum der Natur so entzückt, daß er in seiner Schilderung desselben sagt: Dieser Gegend kommt keine andere an Fruchtbarkeit gleich, weder Formosa, welches ich gesehen, noch Neu-Niederland, von welchem ich gehört habe. Und wenn hier in unserer Tafelbay tausend Chinesen oder andere Pächter wohnten, sie würden nicht im Stande seyn den zehnten Theil des Bodens zu bebauen.

Dieser in gewissem Maaße glückliche Zustand war indeß nur von kurzer Dauer. Der Winter der südlichen Halbkugel nahte und zwar dießmal in solcher Strenge, daß man im Juni Eis am Fuß des Tafelberges fand; Orkane in so furchtbarer Stärke, daß sie die meist aus Brettern errichteten Hütten zusammenbrachen und die jungen Pflanzungen entwurzelten, tobten aus Südost, während der Wind aus Norden dichte Wolken von Heuschrecken herbeyführte, die Alles Grün des Bodens und der Bäume verzehrten. Dazu kam, daß der Aufbau eines Forts, der als ein unabweisbares Bedürfniß erschien, die Kräfte der Mannschaft, die noch von den Folgen der langen Seereise erschöpft waren, ohne Aufhören in Anspruch nahm. Die mitgebrachten Vorräthe giengen zu Ende, das Boot, welches, so lange es bey ruhigem Meer die benachbarten kleinen Inseln und Sandbänke besuchen konnte, niemals ohne einen Vorrath an getödteten Seehunden und Pinguinen, sowie an Eyern der Seevögel zurückgekehrt war, durfte in der stürmischen Jahreszeit nicht auslaufen, die Fischernetze waren unbrauchbar geworden. Das Caplaud gilt in unsern Tagen mit Recht als eine der gesündesten Gegenden der Erde; für seine ersten europäischen Ansiedler erwies es sich, wenigstens im Anfang, nicht so; Ruhr und bösartige Fieber brachen unter ihnen aus, mehrere starben, viele lagen auf dem Krankenbett, nur etwa 50 konnten noch zu den Arbeiten des Baues verwendet werden und kein einziger war unter diesen, der sich vollkommen gesund und kräftig gefühlt hätte.

Mehr noch als der Tag war die Nacht eine Zeit der Schrecknisse für die viel geplagten Fremdlinge. Das Brausen der Orkane und der Brandung des Meeres, so laut sie auch waren, konnten das Brüllen der Löwen, das kläglich tönende Geschrey der Hyänen und das gellende Geheul der Schakals nicht übertäuben. Diese fleischfressenden Thiere waren damals noch so häufig in der Gegend, daß einst in einer Nacht eine ganze Bande von Löwen einen förmlichen Sturm auf die kleine Festung lief, die jedoch durch die Höhe ihrer Mauern vor dem Angriff bewahrt blieb. Die Löwen waren durch die Witterung einiger Schafe angelockt worden, welche man innerhalb der Mauern in Sicherheit gebracht

hatte; die Hyänen giengen einer andern Beute nach. Wenn in einer der bretternen Hütten des Lagers ein gefährlich Kranker oder ein Sterbender lag, da kamen sie so nahe an die Außenwand heran, daß man ihren warmen Odem, der nicht selten durch den Geruch der so eben verschlungenen Mahlzeit des Aases sich verrieth, durch die Spalten und Klunsen der Bretterwand hereinstreichen fühlte.

Obgleich diese thierische Gesellschaft für Wanderungen in das Innere des Landes nichts Anlockendes haben konnte, fanden sich dennoch unter der Mannschaft einige kühne Bursche, welche den Versuch wagen wollten, durch das Innere von Afrika hindurch von der Tafelbay nach den Küstengegenden an der Ostseite des Welttheiles vorzudringen. Riebeck mußte nämlich dieselbe Erfahrung machen, welche Columbus, Bartholomäus Diaz und andere kühne Führer zu großen verwandten Unternehmungen gemacht hatten; auch unter seiner Mannschaft regten die Mühe und Noth eine Unzufriedenheit und ein leidenschaftliches Verlangen nach der Heimath ins Vaterland auf, daraus Meutereyen hervorgiengen. Ein gewisser Jan Blank hatte noch drey andre seiner heimwehkranken Kameraden zur Theilnahme an einem Fluchtversuch verführt, welcher, nach seiner Meinung, wenn auch mit großem Umwege, zurück nach dem Vaterland führen sollte. Die vier Abentheurer wollten nämlich zuerst nach der portugiesischen Besitzung Mozambique vordringen, dort würde es, so meinte Blank, gewiß Schiffsgelegenheit nach Europa geben, mittelst welcher man wieder zum heimathlichen Herd gelangen könnte.

Es war gegen Ende des Septembers, in der Zeit, darin der Frühling der südlichen Erdhälfte beginnt, als Blank an einem Abend, wo man auf ihn und seine Gefährten nicht achtete, mit diesen seine Wanderung antrat. Die kleine Gesellschaft hatte nichts mit sich genommen als 4 Schiffszwiebacke, einen kleinen Vorrath von Fischen, 4 Schwerter, 2 Pistolen und einen treuen Hund. Sie nahm zuerst die Richtung, welche nach der Ansicht des Jan Blank die geradeste nach dem Ziele war, landeinwärts gegen N.O.; als jedoch schon am andern Abend 2 Rhinozeros durch ihren wilden Anlauf die Wanderer so in Schrecken setzten, daß der eine von

ihnen seinen Hut und sein Schwert im Gebüsch verlor, als zu gleicher Zeit der Hund bey dem Angriff auf ein Stachelschwein sich so stark verletzte, daß man ihn für verloren hielt, beschloß man das Dickicht zu verlassen und den Weg längs der Seeküste hin einzuschlagen. Die Kost, die man da fand, war schmal, die Mühe groß, vier junge Vögel und drey Eyer, die man in einem Neste fand, an dem einem Tage, an dem andern Muscheln, welche man am Strande auflas, konnten den lebhaften Hunger nur täuschen, nicht befriedigen. Eine solche strenge Diät machte sich in ihren Folgen gar bald fühlbar, als die Gesellschaft jetzt über ein steiles, unwegsames Gebirge hinüber sollte, das sich bis an die Meeresküste hinzog, und welches hier einen so gähen Abfall bildete, daß es keinen Raum selbst für einen schmalen Fußpfad übrig ließ. Zwey von den Gefährten dachten schon am 6. Tag an die Umkehr nach der Colonie, am Nachmittag des 7. fühlte sich auch der dritte von der Anstrengung so übernommen, daß er lieber auf dem kürzesten Wege nach dem Lager zurückschleichen, als noch länger in der Wüste herumirren wollte. „Da ich nun," so beschließt der Anführer der kleinen Expedition Jan Blank das kurze Tagebuch, das man mit Röthel geschrieben bey ihm fand, „den Tanz nicht allein fortsetzen konnte, entschloß ich mich in Gottes Namen und in Hoffnung auf Gnade und Erbarmen, nach dem Fort wieder umzulenken."

Der kühne Abentheurer, den Napier mit Recht den ersten europäischen Reisenden in das Innere des südlichsten Afrikas nennt, kehrte dann reuig wieder zu seinem verlassenen Posten zurück. Als Anstifter der Desertion seiner Gefährten hätte er nach dem damaligen Kriegsrecht die Todesstrafe verdient, diese wurde jedoch in zweyjährige Strafarbeit am Bau der Festung mit Tragen der Ketten verwandelt. Zum Willkomm erhielt er noch vor den andern voraus 150 Peitschenhiebe, eine Strafe, welche, wie Napier bemerkt, eben so gut als Jan Blank manche neuere Reisende in das Innere von Südafrika verdient hätten, wenn sie in ihren weit gedehnten, beschreibenden Berichten weiter von der Wahrheit sich verliefen als Blank, der Bürgerssohn aus Mecheln, von seinem Posten im Fort sich verlaufen hatte.

Endlich in der Mitte des Octobers, welche auf der südlichen Halbkugel der Mitte des Aprils der unsrigen enspricht, trat einige Erleichterung der Noth für die Colonie ein. Einige Vorläufer ihrer Schaaren kündigten die nahe Ankunft der Hirten und Heerden aus der Saldanhabay an. Bald waren alle Abhänge der benachbarten Berge, alle Schluchten und freyen Plätze von weidenden Kühen und Schafen erfüllt, welche an dem frischen Grün des Bodens ein reichliches Futter fanden. Es war die Zeit, in der alljährlich die Hirtenvölker an der Saldanhabay (die Cochoquas) ihre Viehheerden hier nach der Tafelbay auf die Weide führten; dann nach einigen Monaten gegen Nordost sich wendend in einem weiten Bogen wieder zurück nach der Heimath kehrten. Jetzt gab es nun Gelegenheit genug Schlachtvieh, so wie Stiere und Kühe sammt Schafen zur Zucht einzuhandeln, denn jene Hirten waren ebenso begierig die Kupferplatten, von denen man eine große oder zwey kleine für eine Kuh bezahlte, und den Kupferdrath oder die Tabaksrollen zu erhalten, davon man so viel für ein Schaf gab, als das Thier, mit Einschluß des Schwanzes, seiner Länge nach maß, als ihrerseits die Colonisten Verlangen nach dem verkäuflichen Vieh trugen, das bey dem jetzigen guten Frühlingsfutter wohlbeleibt und im besten Stande war.

In musterhafter Weise sorgte der wackere Riebeck davor, daß es bey jenem Verkehr seiner Colonie mit den Eingebornen recht friedlich und ordentlich zugieng; jede beleidigende Handlung oder jede Unehrlichkeit, die sich ein Colonist gegen die Saldanher zu Schulden kommen ließ, wurde vor den Augen von diesen durch strenge Züchtigung geahndet. Während er jedoch die Unredlichkeit an seinen Landsleuten mit solchem Ernst bestrafte, blieb der Unredlichste von Allen, die in seinem Dienste waren, unbestraft.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Februar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung.)

Dieses war der vorhin erwähnte Dolmetscher und Mäkler Harry, der nicht nur vor den Augen der Colonisten ganz schnell in den Besitz einer großen Viehheerde und allmählig eines solchen Reichthums kam, daß er im Ansehen eines kleinen Fürsten unter den Seinigen dastand und von den Colonisten halb scherzhaft der König Harry genannt wurde, sondern der überdieß durch seine verläumderischen Ränke und seine Gewinnsucht den Fremden manchen Verdruß mit den Eingebornen, so wie Verlust zuzog. Denn er ließ zunächst nur solche Verkäufer zu, die ihm ein Geschenk für seine Vermittlung machten oder die auf andere Weise mit ihm befreundet waren, andere wies er unter Vorwänden hinweg, welche auf die Colonisten ein falsches Licht warfen, so daß er diesen einen Theil der friedliebendsten Nachbarn entfremdete. Indeß fanden sich bald andere seiner Landsleute, welche sich im Verstehen und Sprechen der holländischen Mundart einige Fertigkeit erwarben, und ihrerseits bequemten sich auch die Holländer zum Erlernen der Sprache ihrer Nachbarn, so daß man der Vermittlung des treulosen Harry beym Verkehr mit den Eingebornen entbehren konnte.

Es that noth, daß dieses geschah. Denn durch die Mißverständnisse, welche der Dragoman erregt hatte, so wie durch andere zufällige Anlässe war die Stimmung der Saldanher nach einigen Monaten so feindselig geworden, daß die Colonisten nicht mehr allein, sondern nur in größerer Gesellschaft und bewaffnet den Kraals (Hottentotten-Dörfern) sich nahen konnten, wenn sie dort ein Geschäft hatten. Dennoch zogen die Hirtenvölker im Februar auf ihrem gewöhnlichen Umweg gegen Osten und Norden wieder ab, ohne daß es zu einem Ausbruch von Feindseligkeiten kam. Im Ganzen hatte man von ihnen 130 Stück Rindvieh und 350 Schafe erhandelt, ein Vorrath, welcher der Colonie zur Einleitung eines andern, nicht minder vortheilhaften Tauschhandels als der mit den Eingebornen gewesen war, sehr gut zu statten kam. Denn am 1. März 1653, kurz nach dem Abzug der nomadisirenden Hirten, ließ sich die längst mit Sehnsucht erwartete holländische Flotte auf ihrer Rückkehr von Batavia auf der Rhede sehen und gieng gleich nachher im Hafen der Tafelbay vor Anker. Diese konnte denn zu ihrer großen Befriedigung nicht nur 6 Wochen lang von der Colonie verpflegt und bewirthet werden, sondern sie empfieng auch für die Weiterreise einen hinreichenden Vorrath von Fleisch, von Gemüse, das aus holländischen Saamen bereits reichen Ertrag gegeben hatte und von andern Landesproducten, wogegen die Flotte Brod, Mehl und viele andere im Haushalt nothwendige und wünschenswerthe Gegenstände an die Colonie abgab.

Der gute van Riebeck hatte um diese Zeit in einer Anwandlung von Ungeduld das beschwerliche Geschäft eines Commandanten und Colonienbegründers schon so satt, daß er mit der damaligen Schiffsgelegenheit eine Bittschrift an die vaterländische Regierung abgehen ließ, darin er dieselbe

erſuchte, „daß ſie ihn doch in Betracht der Dienſte, welche er bereits zehn Jahre lang der Compagnie geleiſtet, bald an eine andre Stelle, nach Indien verſetzen möge, an welcher er ſeine Kenntniſſe und Gaben zum größeren Vortheil ſeines Vaterlandes verwenden könnte als hier bey dieſem ſtumpfſinnig dummen, trägen, ſchmierig-ſtinkigen Volke, mit dem es nichts zu handeln gebe als Vieh und höchſtens zuweilen etliche Straußenfedern. Das, was er hier zu thun habe, könne jeder beliebige Nachfolger verrichten, während zum Verkehr mit den liſtigen, gewandten Chineſen und Japaneſen ein feiner Kopf und eine gewiſſe Uebung gehöre, die man nicht bey Jedem vorausſetzen dürfe.“

Nicht nur dieſe Bitte des wackren Commandanten, dem man übrigens nur den Titel, nicht die Beſoldung gegeben hatte, welche anderwärts mit dem Titel verbunden war, blieb unbeachtet, ſondern auch ſeine oft wiederholten, dringenden Geſuche um Verſtärkung der Beſatzung, um Pferde, Proviſionen, Kleidungsſtücke und Geräthſchaften fanden bey der holländiſch-oſtindiſchen Compagnie kein Gehör, weil dieſe löbliche Behörde das Intereſſe, das ſie an irgend einen gemeinnützigem Werke nahm, nach den Intereſſen abmaß, welche ein darauf angelegtes Capital ertrug. Nun war zwar das Capital, das man auf die Coloniſation des Caps gelegt hatte, verhältnißmäßig ein nur geringes, aber die Intereſſen, welche es abwarf, waren auch kaum der Rede werth, darum ließ man den guten Riebeck als Commandanten auf halbem Sold und mit vierfacher Arbeitslaſt und Sorge noch zehn lange Jahre auf ſeinem Poſten ſitzen, den er mit einer gewiſſenhaften Treue und mit ſolchem Glück und Geſchick verſah, daß ihm hierin nur wenig andre Begründer einer außereuropäiſchen Colonie an die Seite geſetzt werden können.

Das, was Riebeck in ſeiner Bittſchrift von ſeinen nächſten Nachbarn ausgeſagt hatte, das war zum Theil wörtlich wahr. Beſchmiert von flüſſigem Talg und Fett war ihr meiſt nackter Körper und ihr wolliges Haar, dieß konnte der neue Rock des Commandanten bezeugen, welcher durch die Umarmung eines Chefs der wandernden Horden auf einmal zu dem Ausſehen eines alten Rockes gelangt war; der Geruch, den ſie von ſich gaben, war jener des natürlichen Düngers einer Viehweide, vermiſcht mit dem des ranzigen Talges, denn beydes, das, was den Wieſen ſeinen Dünger giebt und was zum ranzigen Schmalz werden kann, fand ſich reichlich auf ihrer Haut. Der Vorwurf der Trägheit, den der Commandant den Eingebornen des Caplandes machte, war auch kein unverdienter, doch galt er nicht allen mit ihnen verwandten Stämmen, davon mehrere auf ihren Nomadenzügen hunderte von Meilen durchwandern und ohne Aufhören, im Schutz ihrer Heerden, ein wachſames Auge haben mußten. Er galt ſelbſt nicht dem verkümmerten Nebenzweig der andern Stämme, den Strandbewohnern und Caepmanns, in deren Mitte die Colonie angelegt war und von denen man, als den angeblichen Beſitzern des Landes, den Grund und Boden für die Niederlaſſung in ganz ehrlicher, redlicher Weiſe gekauft hatte. Denn dieſe Quaiquä's (dieß war der allgemeine Name der verwandten Stämme), welche vor Ankunft der Holländer nur einen Theil des Jahres hindurch, wenn die Hirtenſtämme aus Norden nicht da waren, frey an der Küſte und im Flachland herumzuſtreifen wagten, bey Ankunft der Saldanhers aber ſich feige verkrochen: dieſe Quaiquä's, die vorher nie gewohnt waren ein Eigenthum zu beſitzen, das ihnen die kräftigen Nachbarſtämme ſogleich wieder genommen hätten, waren zwar, wo es ernſtliche Arbeit galt, zu nichts aufgelegt und unausſtehlich faul, ſobald es jedoch galt Andre, namentlich die in ihren Augen unermeßlich reichen Ankömmlinge aus Holland zu betrügen und zu übervortheilen, da waren ſie gewandt und thätig genug, ſo daß zum Verkehr mit ihnen ein eben ſo „feiner Kopf“ gehörte als zum Verkehr mit den „Chineſen und Japaneſen.“

Der Kopf und das Herz unſers Altvaters der Capcolonien verbanden aber mit der Klugheit und dem ſittlichen Ernſt ſo wie mit dem ſeltnen Zartgefühl noch andre Eigenſchaften, durch welche Riebeck ein Muſterbild für Alle geworden iſt, denen eine ähnliche Aufgabe im bürgerlichen Leben oblag. Man könnte die redliche Ausdauer, die unwandelbare Beharrlichkeit bey ſeinem Geſchäft für eine Naturgabe halten, die ihm als Charakterzug ſeiner Nation angeboren geweſen ſey; ſie war aber mehr als

dieſes: ſeine Geduld, ſeine Genügſamkeit war auf eine Hoffnung gegründet, die nicht zu Schanden werden läſſet. Wie ſo manche Niederlaſſung andrer Nationen iſt mit einer Fülle von Hülfsmitteln und einem verſchwenderiſchen Aufwand von Menſchenkräften und Menſchenleben begründet worden und war nach einigen Jahren wieder aufgelöst; von wie manchem, mit großen Koſten erbauten Fort der Anſiedler fand man nach wenig Jahren nichts mehr als die leeren Gemäuer, von der Beſatzung nur noch die Grabſtätten oder verſtreuten Gebeine; jene hatten groß angefangen und klein geendet, Riebecks Colonie war aus einem kleinen Anfang in ſtillem, allmähligem Wachsthum groß und ſtark geworden. Wie die Samen der Gewächſe, die Pflänzlinge der Bäume und Reben, die man mit aus Europa gebracht hatte, durch fleißige Pflege bald zu großen Gemüſefeldern, Gärten und Weinbergen wurden, wie aus einem Paar von Pferden allmählig eine ganze Zucht dieſer nützlichen Thiere hervorgieng, ſo ergab ſich durch weisliches Zuſammenſparen der geringen Mittel aus dem ſchwachen Anfang ein kräftiger Fortgang der Colonie.

Wir haben bereits im Vorhergehenden aufmerkſam gemacht auf das Verdienſt, das ſich der Verfaſſer des vor uns liegenden Werkes dadurch um die gerechte Würdigung der europäiſchen Coloniſation des Caplandes erworben hat, daß er bey jeder Gelegenheit das Verhältniß der damaligen Eingebornen zu den Anſiedlern in ſein rechtes, wahres Licht zu ſetzen ſuchte. Er macht ſich ein beſondres Geſchäft daraus, durch augenfällige Thatſachen die Anſichten der philanthropiſtiſchen Partey der Exeterhalle zu widerlegen, welche den beklagenswerthen Zuſtand der Buſchmänner und die Verarmung eines großen Theiles jener Hottentotten, welche die Südſpitze des Continents — die Gegend der Capſtadt — bewohnten, der barbariſchen Gewaltthätigkeit der holländiſchen Coloniſten zuſchrieben. Die Buſchmänner oder Soaquas waren im J. 1652, als die Holländer an das Cap kamen, bereits ganz in demſelben Zuſtand der äußern und innern Verſunkenheit, in dem ſie noch jetzt ſich befinden; gleich Raubthieren in Höhlen und Felſenklüften oder im Dickicht der Wälder verſteckt, bis ſich ihnen die Gelegenheit zum Raub und zum mörderiſchen Ueberfall darbot; von allen ihren Nachbarn gefürchtet und verabſcheut, aus der Gemeinſchaft derſelben verſtoßen. Jene Raſſe der Quaiquä's oder Hottentotten, welche die nächſte Umgegend der jetzigen Capſtadt bewohnte, war, als die Holländer hieher kamen, in einem ungleich übleren Zuſtand als in der neueren Zeit. Auch ſie waren ein armſeliges, verachtetes Geſindel, das den beſtändigen Angriffen und Beraubungen der nördlicher wohnenden, ſtreitbar kräftigeren Nachbarn ausgeſetzt, kein Eigenthum beſaß und nahe daran ſtand, ganz von ſeinen Feinden vertilgt zu werden. Seit der Niederlaſſung der Holländer, die mit dieſen unmittelbaren Nachbarn zunächſt in Verkehr traten und ihnen Schutz angedeihen ließen, hatten dieſelben einen feſteren Halt gewonnen; ohne die Dazwiſchenkunft dieſer mächtigen Bundesgenoſſen würden ſie, von zwey Seiten her, von den Buſchmännern und Saldanhern ohne Aufhören befehdet, ganz oder großentheils ausgerottet worden ſeyn. Die Buſchmänner hält Napier nicht ſowohl, wie einige frühere Schriftſteller, für den Reſt der älteſten Urbewohner des Landes, als für die Parias, die Auswürflinge verſchiedener Stämme; die Caphottentotten, dieß bezeugte die gemeinſame Sprache, waren von gleichem Stamm mit den Saldanhers; unter dieſem Namen aber waren gewiß mehrere verwandte Stämme, deren Nachkommen noch jetzt die nördlicheren Gegenden vom Cap und vielleicht ſelbſt vom Orangefluß bewohnen, zuſammengefaßt. Obgleich dieſe Stämme öfters zu gemeinſamen Raubzügen und verheerenden Ueberfällen andrer Landſtriche, wie noch jetzt die Matabelen und Matattis ſich verbündeten, auch zuweilen bey dem Aufſuchen der entlegenen Weideplätze friedlich ſich zuſammengeſellten, waren ſie doch faſt ohne Aufhören in Fehde mit einander, und ihre Kriege wurden in ſo ſchonungsloſer, mörderiſcher Weiſe geführt, daß ſie die Ausrottung und Vertilgung der Bewohner ganzer großer Landſtriche zur Folge hatten, oder wenigſtens eine ſolche Entkräftung und Verarmung derſelben wie die der vormaligen Caphottentotten war. „Um es kurz zu ſagen“ (ſo äußert ſich Napier hierüber), „dieſe Erdgegend, welche von der Natur ſo hoch begünſtigt iſt, war in jenen alten

Zeiten ein Schauplatz der blutigen Gräuel und Schreckniſſe, der beſtändig ſich erneuernden Verwüſtungen und Verheerungen."

Ein Vorwurf, welchen man den europäiſchen Coloniſten, die in fremde Welttheile unter verwilderte Stämme kamen, mit Recht oft gemacht hat, daß ſie durch die Einführung geiſtiger Getränke die Entſittlichung und den Untergang der Völker befördert und beſchleunigt haben, läßt ſich wenigſtens den holländiſchen Begründern der Capcolonie nicht machen. Sie fanden, als ſie hieher kamen, das Laſter der Trunkenheit in unnatürlicherer und zerſtörenderer Weiſe unter den Eingebornen verbreitet, als es dieß nur irgendwo unter den entartetſten Branntweintrinkern ſeyn kann. Die Hottentotten pflegten ſich vor Alters ſehr oft durch das Einhauchen der Dämpfe eines narkotiſchen Gewächſes (Dacha genannt) in einen Tollrauſch zu verſetzen, der zuerſt eine übermäßige Aufregung und Luſtigkeit bewirkte, zuletzt aber in dumpfer Bewußtloſigkeit endigte. Außer dieſem waren ſie leidenſchaftliche Freunde von einem gegornen Getränk, welches, wie das Haferbier mit Honig vermiſcht bey unſren Urahnen, eine berauſchende Wirkung hatte, und das aus Honig und aus dem ſcharfen Safte der Zwiebel eines Liliengewächſes bereitet war.

Allerdings wurden jene Gewohnheiten, wenigſtens die der Berauſchung durch Dachadämpfe, bald nachdem die Quaiquä's den europäiſchen Branntwein gekoſtet und ſeine Wirkung empfunden hatten, ſehr zurückgedrängt und ſogar vernichtet, aber dieſe Veränderung der Sitten war gewiß nicht von einem ſo großen Nachtheil für den ſittlichen und leiblichen Zuſtand der Eingebornen, als man dieß vorauszuſetzen pflegte. Und was wir von dieſem einen Laſter ſagten, das gilt noch vielmehr von andern rohen Ausbrüchen der durch kein inneres wie äußeres Sittengeſetz in Zucht gehaltenen Menſchennatur.

„Alle Schwarze, die ich habe kennen gelernt," ſagt Arbouſſet, „ſind Atheiſten." Auch bey den Eingebornen des ſüdlichen Afrikas, ſo behauptet Napier, fanden die älteſten Anſiedler aus dem chriſtlichen Europa keine deutliche Spur von der Erkenntniß und Verehrung eines höchſtens Weſens, dabey aber freylich, wie noch jetzt, ein abergläubiges Feſthalten an dem Wahn der Verzauberungen und des Einfluſſes geſpenſtiſcher Kräfte.

Unter den Coloniſten ſo wie freywilligen Theilnehmern an den Gefahren und Vortheilen der Niederlaſſung fanden ſich Mehrere, welche in Mungo Parks und Bruces Weiſe dem Drange nach Erforſchung des unbekannten Innern des ſüdlichen Afrikas ſich hingaben, namentlich Peter Meerhoff und Lieutenant Cruſe. Sie drangen ohne große Schwierigkeit eine ſo weite Strecke nach Oſten vor, daß, wenn damals ſchon die Kaffern die Gränzen ihres Landes ſo weit nach Weſten ausgedehnt hätten, ihnen die Bekanntſchaft mit dieſer Nation nicht entgangen ſeyn würde; man ſieht ſich deßhalb zu der Annahme genöthigt, daß die Kaffern bis auf ein Jahrhundert nach der holländiſchen Anſiedlung noch keine ſo ausgedehnte Macht in der Nachbarſchaft des Caplandes bildeten als in unſern Tagen. Vielmehr iſt es wahrſcheinlich, daß jener Völkerſtamm, zu welchem die Hottentotten gehören, noch in dieſer hiſtoriſch bekannteren Zeit den ſüdlichſten Theil des afrikaniſchen Feſtlandes auf der Weſtſeite bis zum Wendekreis des Steinbockes und nach Oſten hin weit über den Kryefluß hinaus, ja nordöſtlich bis zum Natale-Diſtrikt inne hatten. Die Bechuanen ſowohl als die Kaffern erſcheinen als eine Mittelform zwiſchen dem Neger und dem Abyſſinier; ſie ſind in ihrer Sprache, ſo wie in der Bildung des Schädels und der ganzen leiblichen Geſtaltung, vollkommen verſchieden von den Hottentotten, in denen Einige die Abſtammung von den alten Aegyptern, Andre die von den Chineſen erkennen wollten. Auch die Kaffern und Bechuanen ſind im Allgemeinen, wie die Hottentotten, ein Nomaden- und Hirtenvolk, das zunächſt vom Ertrag ſeiner Heerden lebt, doch finden ſich bey Beyden Spuren von einer Bekanntſchaft mit dem Feld- und Ackerbau, der in Abyſſinien ſo wie bey den Völkern des gegenüber gelegenen Feſtlandes von Aſien niemals außer Uebung kam.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Excursions in Southern Africa etc.

(Fortsetzung).

Wahrscheinlich sind die Kaffern lange Zeit hindurch mit den Matabelen, Zulahs und andern ihnen stammverwandten Völkerhorden, so wie zum Theil noch jetzt, in engerer politischer Verbindung und Genossenschaft der Eroberungs- so wie Raubzüge gewesen, durch welche jene gleich tausendfach furchtbareren Heuschreckenschwärmen den Bewohnern des fruchtbareren Südlandes zum Verderben wurden. Sie waren und sind noch von stärkerem Bau und waffengeübter als die Hottentotten; seit den Zeiten ihrer Väter, die in den Wüsten der Wendekreise wohnend, öfters nur durch Noth und Mangel, in Folge der Uebervölkerung ihrer Flußgebiete, den Lebensunterhalt in andern Gegenden suchen mußten, waren sie im Geschäft des Raubkrieges geboren und erzogen, so wie in ihm verwildert. Es mußte ihnen, als sie zu einer Völkermasse vereint, vielleicht den stärkeren Nachbarn ausweichend, nach Süden zogen, sehr leicht werden, die ungleich schwächeren, unkriegerischen Hottentotten aus ihren Wohnsitzen zu vertreiben und sich an ihre Stelle zu setzen. Zuerst waren es die den Kaffern nahe verwandten Bechuanen, welche ostwärts vom Keyefluß festen Fuß faßten. Sie zogen gegen Westen tiefer landeinwärts, besetzten den Landstrich nordwärts vom Orangefluß, und die Kaffern in engerem Sinn, bestehend aus den Stämmen der Amaponden, Amatomben und Amakelen drängten sich allmählig immer stärker an Volkszahl gegen die Gränze der Colonie hin, in deren Innern es beständig für sie etwas zu rauben und zu erbeuten gab. So lange sie in den östlicheren fruchtbaren Landstrichen, welche die Hottentotten und die Bechuanen ihnen geräumt hatten, ihr Wesen trieben, belästigten sie die Colonisten nur durch einzelne Ueberfälle, als aber die Colonie allmählig ihre Gränzen auch über jene verlassenen Landstriche ausdehnte, welche den Raubnestern der Kaffern in der Mitte ihrer Gebirgsthäler und Waldungen näher lagen, da hatten sie täglich Veranlassung, mit den Waffen in der Hand auf ihrer Hut zu seyn. Schon in der Nachbarschaft der Buschhottentotten durfte der Colonist niemals ohne sein geladenes Gewehr sich auf das Ackerfeld oder in seinen Garten wagen, er hatte von diesen Räubern mehr zu fürchten als von den Löwen und Leoparden; jene aber, welche in der Nähe der niemals genau bestimmbaren Gränze des Kafferngebietes wohnten, lebten in einem beständigen Kriegszustand, bey Tage wie bey Nacht niemals ihres Eigenthums und ihres Lebens recht sicher und froh.

Im Jahre 1752 hatte die Compagnie die Gränzen ihrer Besitzungen am Zwartkops Fluße festgestellt, im Jahre 1775 wurde der Buschmanns Fluß als die Gränze zwischen den Swellendams und Stellenbosch Distrikten angenommen, und 1778 suchte der damalige Gouverneur van Plattenberg die Sicherheit der östlichen Landestheile bis zum Keyefluß durch einen Vertrag mit den Kaffern zu befestigen.

Doch, wie schon erwähnt, mit den ersten holländischen Ansiedlern am Cap, unter van Riebecks Verwaltung, standen diese später so mächtig gewor-

kämpfen. Jene Stämme der Letzteren, welche Viehheerden beſaßen, hielten ſich durch den immer zunehmenden Culturſtand des Landes in der Ausdehnung ihrer Weideplätze beeinträchtigt, obgleich ein großer Theil des Bodens erſt durch die künſtliche Bewäſſerung des Anbaues fähig, früher nicht einmal als Grasplatz tauglich geweſen war. Die nächſten Nachbarn unter den Quaiquäs, das arme Volk der Strandbewohner und der Cäpmanns, welche ſich fortwährend als die urſprünglichen Beſitzer des Caps betrachteten, obgleich man ſie mit Wohlthun und Freundlichkeit zu gewinnen geſucht und alle ihre Anforderungen ſo weit als möglich befriedigt hatte, ſahen den ſteigenden Wohlſtand der Colonie mit neidiſchen Augen und wurden durch ihre Feindſeligkeiten den Anſiedlern ſo gefährlich, daß ſich für ein Stück Landes von 100 Morgen, das zum Feldbau überaus gut geeignet ſchien, kein Pächter finden wollte, weil dasſelbe zwar noch im Geſichtskreis eines Wachthauſes, nicht aber in der Nähe des Forts lag.

Dieſe lang verhaltenen Feindſeligkeiten kamen im Jahre 1659 zum offenen Ausbruch. Abſichtlich hatten die Quaiquäs gerade dieſen Zeitpunkt zur Ausführung eines Angriffes auf die Colonie gewählt, der nichts weniger als die Vertilgung ihrer Anpflanzungen zu ſeinem Zwecke hatte. Es herrſchte eben um dieſe Zeit eine ſehr bösartige epidemiſche Seuche unter den Coloniſten, an welcher viele ſtarben, während auch die geſund gebliebenen in ſehr muthloſer Stimmung ſich befanden. Da überfielen die Cäpmanns in großer Zahl die Wohnung eines Pächters, raubten ihm ſein ganzes Vieh, und ermordeten zwey ſeiner Leute, davon der eine ſich zur Wehr geſetzt hatte. Riebeck ordnete nach ſeiner frommen Weiſe einen Faſt- und Bettag an; er hatte mit ſeinen Officieren ſich berathen, die Nothwendigkeit eines kräftigen, bewaffneten Widerſtandes leuchtete Allen ein, Alle ſtimmten jedoch auch darin mit dem Commandanten überein, daß man das Leben der verblendeten Nachbarn, mit denen man früher ſo lange in gutem, friedlichen Vernehmen geſtanden war, nach Möglichkeit ſchonen ſolle. Man ſtellte jetzt den Hottentotten eine kleine bewaffnete Macht entgegen, unter denen auch einige Reiter waren, vor welchen die Eingebornen die meiſte Scheu hatten. Obgleich der Widerſtand, den die Feinde leiſteten, ein unerwartet hartnäckiger und verzweifelter war, wurden ſie dennoch bald ſo gedemüthigt, daß ſie um Frieden baten. Der ganze Krieg hatte den Hottentotten nur 6, den Coloniſten wie ſchon erwähnt, 2 Todte gekoſtet.

Bey dieſer Veranlaſſung hatten übrigens die Letzteren außer dem Siege über die feindſeligen Nachbarn noch etwas Anderes gewonnen: das volle Vertrauen und die Bundesgenoſſenſchaft mit jenen nordweſtlich wohnenden Stämmen, derer wir mehrmal unter dem Namen der Saldanhers erwähnten. Dieſe, welche in beſtändiger Fehde mit den Cäpmanns-Hottentoten lebten, hatten bis dahin die Coloniſten, als Bundesgenoſſen dieſer Feinde, immer nur mit einer Art von Mißtrauen betrachtet, während ſie jetzt ohne Rückhalt ſich an dieſelben anſchloſſen. Es waren für den äußeren Vortheil der Anſiedler ungleich wichtigere und einflußreichere Freunde als die Bewohner des Caps und der Tafelbay.

Doch wurde auch das gute Vernehmen mit dieſen keineswegs vernachläßigt. Ohnehin hatte ſich dasſelbe ſchon dadurch in dauerhafterer Weiſe begründet, daß die Anſiedler Kinder der Eingebornen, namentlich Mädchen, in ihr Haus nahmen, ſie in chriſtlicher Weiſe und europäiſcher Sitte erzogen und längere Zeit in ihren Dienſten behielten. Dieſe Kinder erlernten das Holländiſche wie ihre Mutterſprache und dienten hiedurch dem Geſchäft der Verſtändigung mit den Eingebornen ungleich beſſer als der zweydeutige unzuverläſſige Harry. Uebrigens war es eine Nichte von dieſem, welche in der Familie des Commandanten wie ein eigenes Kind erzogen und ſeinem Hauſe treu ergeben das Amt eines Dragomans mit dem beſten Erfolg verſah. Sie und andere Kinder aus ihrem Volksſtamm wurden dann auch Muſterbilder und Lehrerinnen ihrer Landsleute durch Wort und Wandel, und gaben hiedurch den Anſiedlern Gelegenheit zu einer geiſtigen Ausſaat in dieſem Lande, welche freylich nicht ſo ſchnell und augenfällig emporwuchs und Früchte trug als die äußeren der Felder und Gärten.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Journal of the American Oriental Society. Second Volume. New York and London, George P. Putnam. 1851. XLII u. 342 S.

Die amerikanische morgenländische Gesellschaft hat kürzlich den zweyten Theil ihrer Zeitschrift nach Europa gesendet, einen schön ausgestatteten Band werthvollen Inhaltes. Man sieht sowohl aus den Abhandlungen selbst, als aus dem vorangeschickten Berichte über die Angelegenheiten der Gesellschaft (Proceedings of the A. Oriental Soc. prepared from the records 1849 — 50), mit welchem regen Eifer die orientalischen Studien aufgenommen und ihnen allmählig ein Boden gemacht wird. Amerika hat über dem Treiben des täglichen Lebens und Verkehres und neben den ihm dienenden Kunstfertigkeiten und Wissenszweigen lange nicht Zeit gefunden, sich dem philologischen und geschichtlichen Wissen, den Grundlagen der europäischen Wissenschaft, zuzuwenden. Das Beyspiel dieser Gesellschaft zeigt aber, daß die neue Welt im Begriffe steht, die wissenschaftlichen Wege der alten nunmehr auch zu betreten.

Diese Gesellschaft zählte für 1850 85 ordentliche, 35 correspondirende und 32 Ehrenmitglieder; die letzteren sind beynahe zur Hälfte deutsche Namen. Ihr Präsident ist der durch seine palästinensische Reise rühmlich bekannte Dr. E. Robinson in New York, ihr correspondirender Secretär und zugleich eines ihrer thätigsten Mitglieder Professor E. E. Salisbury in New Haven. Derselbe bildet mit den Professoren J. W. Gibbs ebendaselbst und Ch. Beck in Cambridge die Commission für die Redaction des Journals. Die Versammlungen wurden in Boston und in den eben genannten beyden Städten gehalten. Die sich rasch vermehrende Büchersammlung der Gesellschaft ist in Boston aufgestellt.

Der vorliegende Band des Journales enthält folgende Abhandlungen.

I. **Shabbathai Zevi and his followers.** By Rev. W. G. Schauffler, Missionary of the American Board in Turkey. p. 3 — 26. Enthält außer einem Lebensabriß dieses jüdischen Messias, welcher, 1625 in Smyrna geboren, eine wunderbare Bewegung der Geister unter den Juden Vorderasiens und Europas hervorzubringen wußte, und 1676 als Muhamedaner höchst wahrscheinlich eines gewaltsamen Todes starb, das Glaubensbekenntniß eines jetzt lebenden Anhängers von Shabbathais Lehren. Das kabbalistische Buch Zohar gilt dieser Sekte für die höchste Wahrheit. Von den Juden ist sie als eine häretische verabscheut und schon in so fern nicht mit Unrecht, als ihre Anhänger, wo sie unter Türken leben, sich äußerlich vollständig zum Islam bekennen. Ihr sittlicher Wandel aber soll alles Lobes werth seyn.

II. **Account of a Japanese Romance, with an introduction by William W. Turner.** S. 27 flgg. Analyse von Pfitzmeiers, Sechs Wandschirme u. s. w. Wien 1847; vorangeht eine kurze Uebersicht des Verkehrs der Europäer und Amerikaner mit Japan; im Anhange folgt: Note on Japanese Syllabaries. By S. W. Williams.

III. **Contribution to the Geography of Central Koordistan, in a letter to the corresponding**

Secretary, with a map. By Azariah Smith, Missionary of the American Board in Turkey. S. 63 bis 68, und IV. Journal of a tour from Oroomiah to Mossul through the Koordish mountains and a visit to the ruins of Nineveh. By Rev. Justin Perkins, Missionary of the American Board in Persia. S. 71 bis 119. Die erste Mittheilung betrifft die Route von Mossul nach Dschulamerk und bestimmt die Lage des letzten Platzes ungleich nördlicher als Ainsworth, fast übereinstimmend mit Grant, dessen Angaben auch hinsichtlich des Laufes der Flüsse Hab und Khabor gegen Ainsworth bestätigt werden. Ebenso liefert die Reise des Dr. Perkins werthvolle Beyträge zur Kenntniß Kurdistans. Sein Weg führte ihn durch Gegenden, welche zum Theil von Europäern noch nicht betreten wurden. Er nahm von Urunaia den Umweg über Saouj Boolak (nach seiner Schreibung), eine kurdische Stadt von zwölf bis fünfzehntausend Einwohnern mit nicht unbeträchtlichem Handel. Von da wandte er sich westlich nach dem durch Muhammed Pascha oder Koor Meer „den einäugigen Häuptling" berüchtigt gewordenen Ravandooz. Koor Meer, der zwanzigtausend Kurden ins Feld stellen konnte und weit und breit Raub und Unterdrückung übte, wurde durch gemeinschaftliche Anstrengung türkischer und persischer Truppen überwunden, Ravandooz im Jahre 1836 eingenommen. Sein Sitz war das dortige Felsenschloß, von dessen Höhe er nach der Sage der Kurden einst sein Kind, als es ihn durch Schreyen im Schlafe störte, in den in einer Tiefe von 150 Fuß unten vorüberbrausenden Fluß, der ebenfalls Ravandooz heißt, geschleudert haben soll. Dasselbe Grab fanden nicht selten mißliebige Diener. Die Kurden selbst segnen die jetzige türkische Herrschaft. Auch die Reise von hier das Flußthal abwärts und in demjenigen des Zab weiter bis in die Nähe von Arbil (Arbela) liefert der Geographie neue Aufschlüsse. Weniger bedeutend ist, was von den ninivitischen Resten gesagt wird, da wir darüber vollständigere Belehrung haben.

V. Characteristics of the Peshito Syriac Version of the New Testament. By J. W. Gibbs. S. 127 — 134. Kurze Zusammenstellung einiger Eigenthümlichkeiten dieser Uebersetzung, mit Beyspielen.

VI. Syllabus of the Siva-Gnâna-Potham, one of the sacred books of the Hindus. By Rev. H. R. Hoisington, Missionary of the American Board in Ceylon. S. 137 bis 154. Bericht über ein philosophisches Werk in Tamil, das im südlichen Indien in hoher Achtung steht. Dasselbe faßt Çiva als das Absolute, ist übrigens ganz mit dem Materiale älterer indischer Philosophie componirt.

VII. Specimens of the Naga language of Asam. By Rev. Nathan Brown, Missionary of the American Baptist Union in Asam. S. 157 bis 165. Ein Beytrag zur Kenntniß der hinterindischen Sprachen; die Nagastämme bewohnen die Gebirge östlich von Asam.

VIII. Chinese Culture: or Remarks on the causes of the peculiarities of the Chinese. By Rev. S. R. Brown, late Principal of the Morrison School at Hong Kong. S. 169 bis 206. Diese nicht eben auf ein gelehrtes Publikum berechnete Abhandlung erstreckt sich auf Sprache, Schrift, Religion, öffentlichen Unterricht (nach Biot), Staats- und Familienleben der Chinesen. Sie ist sehr lesbar und an denjenigen Stellen belehrend, wo der Verfasser aus eigener Anschauung sprechen kann. Als Beleg dafür kann die Beschreibung des Eindruckes dienen, welchen die chinesische Sprache macht. „Der Fremde bemerkt, sagt Hr. Brown, eine eigenthümliche Undeutlichkeit der Artikulation, wie wenn die Consonanten ziemlich unwesentlich wären, und eine ungewöhnlich häufige Wiederholung desselben Lautes, scheinbar desselben Wortes — ein Eindruck, welcher nicht allein seiner Unkenntniß der Sprache zuzuschreiben ist. Er hört eine starke Erhebung der Stimme am Ende des Satzes und glaubt, damit sey eine Frage bezeichnet. Aber man sagt ihm, daß keineswegs gefragt werde; es ist ein Ton, der zu dem Worte selbst gehört, wie oft und in welcher Verbindung es auch auftrete. Wiederum glaubt er eine Versicherung zu hören, wird aber von seinem Dolmetscher berichtet, daß es sich vom Ausdrucke eines Zweifels handle. Die Modulationen der Stimme, welche er für den Ausdruck von Affecten des Sprechers nimmt, haben damit nicht das Geringste zu thun. Im Gegentheil muß er sich der instinktmä-

ßigen Anlagen seiner Natur entschlagen, und wenn er einem Chinesen zuhört, dessen Stimmbiegungen von jedweder Gefühlsbewegung des Sprechers losztrennen. Diese sind nur ein Mittel, die Zahl der Worte zu vermehren. Es folgt hieraus, sagt der Verfasser weiterhin, daß das Chinesische höchst unbedeutende Mittel hat, um durch die Stimme Strenge oder Zärtlichkeit, Freude oder Trauer ausdrücken — kurz daß in der Sprache kein Raum für das Pathos ist. Daher ist auch die Redekunst etwas in China unbekanntes."

(Schluß folgt.)

Excursions in Southern Africa etc.

(Schluß.)

Seitdem sich den Ansiedlern dieser bessere Weg zum Verkehr mit den Eingebornen aufgethan hatte, war es ihnen auch möglich etwas Ausführlicheres über die Sitten und Gebräuche bey den Stämmen der Quaiquäs zu erfahren, sowie über die inneren Verhältnisse dieser Stämme zu einander. Einige jener Gebräuche, durch uralte Gewohnheit und Ueberlieferung geheiligt, schildert ein späterer deutscher Schriftsteller über das Capland und seine Bewohner: Kolbe, und wenn man sich auch nicht geneigt fühlen kann die Folgerungen zuzugeben, welche er daraus gezogen hat, muß man sie dennoch der Beachtung werth finden. Der Genuß des Schweinfleisches, sowie der Fische, welche keine Schuppen haben, war für die Hottentotten im Allgemeinen verboten; Hasen und Kaninchen durften nur die Weiber, nicht die Männer essen, das Blut und das Fleisch der wilden Thiere durften nur Männer, nicht Weiber genießen, während das frische warme Blut der Thiere ihrer Heerden, denen man, um dasselbe zu gewinnen, in grausamer Weise beym Schlachten zuerst den Leib aufschnitt, wahrscheinlich von beyden Geschlechtern getrunken wurde. Ehen unter nahen Verwandten waren bey den Hottentotten, wie noch jetzt bey den Kaffern streng untersagt und verabscheut. Man hatte den Hottentotten eine abgöttische Verehrung des Mondes zugeschrieben, weil sie in der Zeit des Vollmondes Tänze hielten und festlichen Vergnügungen sich überließen. Aus den hierüber eingezogenen Erkundigungen mußte man schließen, daß in diesen Gebräuchen keine religiöse Bedeutung lag, sondern daß sie nur die Aeußerungen eines natürlichen Frohsinnes waren, den der wohlbehagliche Einfluß einer mondhellen Nacht auf die Sinne hervorrief.

Uebrigens fanden sich bey den Hottentotten keine, oder nur wenige Spuren von jenem inneren Einverständniß, von jenem Mitgefühl der Menschenseele mit der äußeren Natur, die man bey so vielen andern Völkern wahrgenommen hat, welche der europäischen Cultur fern standen. Nirgends zeigte sich bey ihnen jene zärtliche Zuneigung und jenes Wohlwollen gegen die Hausthiere und selbst gegen die leicht zähmbaren Thiere der Wildniß, das unter den Eingebornen von Amerika so häufig gefunden wird. Nur den Stier hatten sie einer Zähmung unterworfen, durch welche er zum Tragen der Lasten, und wie der Elephant in Indien sogar als Kampfgenosse in Schlachten benützt werden konnte und solche Kampfstiere, die sogenannten Backelayers, dienen noch jetzt bey mehreren Stämmen der Südafrikaner zu kräftigen, für die fremden Reisenden furchtbaren Vertheidigern und Wächtern der Kraals, welche, wenn mehrere von ihnen beysammen sind, selbst den Kampf mit dem Löwen aufnehmen. Die Kenntniß des Pflanzenreiches und die auf Erfahrung gegründete Benutzung seiner Kräfte, war bey den Hottentotten überaus beschränkt. Sie bauten kein Gewächs an außer dem Docha (Hanf), aus dessen jungen Blättern sie, mit Beyfügung einiger wildwachsenden Kräuter das oben erwähnte berauschende Mittel bereiteten. Die am Cap überaus häufigen Zwiebeln einiger Liliengewächse hatten sie aus der Erfahrung als zur Nahrung tauglich, den Saft anderer Gewächse, namentlich der Euphorbien als Gifte kennen gelernt, deren sie sich zum Vergiften wilder Thiere, sowie im Kriege als einer tödtlichen Waffe gegen ihre Feinde bedienten.

Neben dem Bemühen um die genauere Erkenntniß des eigentlichen Kaplandes und seiner Bewohner lag dem trefflichen Gouverneur und seinen Freunden die Erforschung auch des tieferen Innern an, zu

welchem sich von den Besitzungen der Colonie aus der Weg bahnen ließ. Linschotens Karte, damals noch ziemlich neu, war die einzige, welche über die Länder und Gewässer des südlichen Afrikas einige Auskunft zu geben schien. Aber wie ganz anders war dieser Erdtheil in der Wirklichkeit beschaffen als jene Karte ihn darstellte. Linschoten hatte seine Ansichten über das unbekannte Innere nach Berichten, wahrscheinlich der Portugiesen, gebildet, die sich auch nur auf Hörensagen gründeten. Da gab es Flüsse und Seen, wo keine sind, Berge waren hingezeichnet, wo ebenes Land ist, große Städte, wo keine Nomadenhütten zu finden waren. Riebeck beachtete zwar, ehe er eines Besseren belehrt war, die Andeutungen dieses Gewährsmannes, er nahm jedoch überall nur das als sicher und gewiß an, was er selber, oder was zuverlässige Männer aus der Mitte der Seinen mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Füßen durchwandelt hatten. Diesen letzteren machte er es zur unerläßlichen Aufgabe, daß sie, sobald sie den nächsten Fluß gegen Osten oder Norden hin passirt hätten, die Richtung ihres Weges, wie auf dem Meere, nach dem Compaß bestimmen und sich notiren sollten, wie viele Stunden oder Theile einer Stunde sie diese Richtung einhielten. Sie sollten ein aufmerksames Auge auf die Gesteine, namentlich auf die erzhaltigen, auf die Gewächse sowie nutzbaren Wurzeln und auf die Erzeugnisse des Thierreiches haben, die ihnen unterwegs aufstießen, und wenn sie an die Meeresküste kämen alle Buchten derselben, sowie die hineinmündenden Flüße beachten, am Strande sich umsehen, ob es da Austern, Perlmuscheln, Schildkröten gäbe. Sollten zusehen, ob die Gegend, durch die sie kämen, mit Wagen befahren werden könne, ob und wo sich Wasser und Futter für die Ochsen fände, sollten sich nach den Namen der Volksstämme und ihrer Oberhäupter erkundigen, ihre Kleidung, Lebensweise, Religion, Bau der Wohnungen und festen Plätze ins Auge fassen, sollten zu erforschen suchen, welche Tauschartikel bey ihnen die gesuchtesten wären und ob sie dagegen zu geben hätten Honig, Wachs, Straußenfedern, Elfenbein, Gold, Silber, Perlen, Zibeth, Ambra, gute Felle u. s. w. Ob diese Stämme in Frieden oder Krieg mit ihren Nachbarn lebten, wie sie gegen die Fremden gesinnt seyen?

In Folge solcher guter Anweisungen, welche von den Leuten des wackeren Gouverneurs mit lobenswerther Pünktlichkeit befolgt wurden, konnte es nicht fehlen, daß, wie Napier sagt, schon in Riebecks Berichten und in jenen Aufzeichnungen, die er seinem Nachfolger zu seiner Belehrung hinterließ, eine Kenntniß der Südspitze von Afrika und der Volksstämme, welche sie bewohnten, kund gab, an welcher die Forschungen der späteren Zeit nur wenig zu berichtigen oder hinzuzufügen fanden. Eine seiner letzten Bekanntschaften während seiner Amtsführung war die mit den Namaguas und, wenigstens mittelbar die mit den Bechuanen gewesen, so wie die vorläufige mit dem Landstriche, der an den Orangefluß gränzt, welchen er übrigens nach Linschotens Karte den vigiti magna Fluß nennt.

Nicht ohne warme Theilnahme und Gefühle der hohen Achtung gegen den Geist und das Gemüth des Mannes kann man die beyden nur unvollständig erhaltenen Berichte aus Riebecks Tagebuch und seinen Nachlaß an den Nachfolger im Amte lesen. Er wird mit Recht ein Vater der Capcolonie genannt, denn mit wahrhaft väterlicher Liebe und mit seltener Geduld und Ausdauer hat er das Beste seiner Leute, das Beste der Einwohner des Landes umfaßt und getragen. Er war ein Mann des Friedens, weil in ihm selber ein Frieden wohnte, der nicht durch Siege über äußere Feinde, nicht durch den Besitz erwünschter Glücksgüter erlangt wird; ein Herrscher, dem Alle gerne gehorchten, weil er, ehe er das Geschäft an Andern übte, zuerst sich selber zu beherrschen gelernt hatte.

Soweit der Abriß der Geschichte der ersten europäischen Ansiedlung am Cap, welcher, wie oben erwähnt, der ausschließende Gegenstand unserer dießmaligen Anzeige seyn sollte, während die Schilderung der brittischen Feldzüge gegen die Kaffern außer dem Kreise unsrer wissenschaftlichen Beurtheilung liegt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Le Tcheou-Li ou Rites des Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot. Paris 1850. 3 vol. 8.

Ein chinesisches Hof- und Staatshandbuch vorgeblich aus den Zeiten des Saul und David, übersetzt von einem jungen französischen Ingenieur in den letzten Jahren der Julius-Monarchie, und dem Drucke übergeben von einem hochbejahrten berühmten Naturforscher, dem Vater des Uebersetzers, in den ersten Zeiten der Februar-Republik, wäre schon allein des wunderlichen Gegensatzes wegen von Personen und Zeiten geeignet, unsere Aufmerksamkeit zu erregen. Wenn praktische Männer, wie die beyden Biot, in solchen drangvollen Zeiten ihre Aufmerksamkeit einem chinesischen Hof- und Staatshandbuch zuwenden konnten, so muß auch in den scheinbar gleichgültigen Formen ein anziehender und zum Theil für alle Zeiten brauchbarer Inhalt zu finden seyn. Und so ist es in der That. China ist der älteste, ist der conservativste Staat auf Erden. Die Regierungsformen der Jahrtausende von unserer Zeitrechnung werden heutigen Tags noch im Mittelreiche aufrecht erhalten. Diese Dauer der chinesischen Staatseinrichtungen, die es vermögen, eine Bevölkerung von 400 Millionen, — so hoch schätzen wir die Bewohner des Mittelreichs —, zusammenzuhalten, das ist nicht bloß eine höchst anziehende, sondern in gewisser Hinsicht eine unerklärbare Erscheinung. Unsere westliche Staatskunst hat wenigstens solch eine Aufgabe noch nicht gelöst und wird sie schwerlich jemals lösen können. Die Chinesen sind auch keineswegs so stumpfe Leute, daß sie sich bloß nach den gewichtigen Streichen des Bambus drehen und wenden; sie sind im Gegentheile, vorzüglich in den südlichen Kreisen, ein widerspenstiges, aufrührerisch gesinntes Volk, und dem Räuberwesen zu Wasser wie zu Land eifrig ergeben. Nicht die Tugend des Gehorsams, nicht die maaßlose Geduld allein ist es, die alle diese Menschen und Völker zusammenhält, sondern den Institutionen wohnt ein Segen inne, welcher die größere Einwohnerzahl befriedigt und den Staatsformen befreundet. Die Revolutionen Chinas seit dem Beginne seiner Geschichte betrafen bloß die regierenden Häuser; die Staatsverfassung und Verwaltung ist von diesem Personenwechsel nur wenig berührt worden. „Sind wir doch," wie Biot der Vater sich ausdrückt, „sind wir Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts doch in mancher Beziehung weit hinter den Chinesen des Sittenspiegels der Tschéu zurück! Hier ist von der Hofhaltung bis zum Ackerbauer, von dem Gewerbsmann, dem Kohlenbrenner bis zum Schweinhirten herab die Rede, hier wird für Alle und für Alles gesorgt. Arbeit ist das Princip des Landes, des Staates. Die Bauern geben ihre Abgaben in Naturalien. Dagegen sorgt die Regierung für den Unterricht in der Landwirthschaft; sie lehrt wann die Zeit ist für pflügen, säen, bewässern und erndten für die verschiedenen Landeserzeugnisse. Für den Landbau jeglicher Art, namentlich für die Bewässerung war tausend Jahre vor unserer Zeitrechnung in China schon mehr gesorgt als jetzt in unsern modernen Staaten. Es gab damals schon eigene Schulen für Landwirthschaft. Würde man bey uns in

Frankreich mit ähnlicher Sorgfalt und Beharrlichkeit verfahren, so würden sich unsere Landeserzeugnisse in einigen Jahren verzehnfachen."

Ist aber der Sittenspiegel der Tschéu in der That das Erzeugniß eines so hohen Alterthums? Konnte solch ein Werk dem auf Regierungsbefehl angeordneten Bücherbrande im dritten Jahrhundert v. u. Z. entgehen? Der Sittenspiegel, welcher die ins Einzelne eingehende Darstellung des Lebens im Staate und der Religion, des Benehmens in allen bürgerlichen und häuslichen Verhältnissen enthält, mußte natürlich den Widerwillen des Fürsten Tsinschi, welcher die chinesische Welt erneuern oder nach seinem Sinne umgestalten wollte, in hohem Grade erregen. Und in der That hatte man auf die Vernichtung aller der Sittensammlungen mit einem solchen Erfolg hingearbeitet, daß es bereits zu den Zeiten des Han unmöglich war, auch nur einige ächte Abschnitte dieser umfangreichen Werke zu erhalten. Kongtse selbst erklärt, er habe wohl einen Begriff von den Einrichtungen und Sitten der Hia und Schang, könne aber das Einzelne aus Mangel schriftlicher Zeugnisse nicht nachweisen [1]). Tschéukong, der angebliche Verfasser des Tschéuli, hatte aus den Sittenspiegeln der früheren Herrscherhäuser nur dasjenige beybehalten, welches zu den neuen Verhältnissen paßte. Er behandelte in dreytausend Vorschriften, die in 300 Abschnitte zerfielen, alle Einrichtungen und Pflichten des staatlichen und bürgerlichen Lebens; das gegenseitige Verhalten der Fürsten und Unterthanen, der Eltern und Kinder, der Ehegatten, Blutsverwandten, Freunde und Bürger, überhaupt Alles, was, wie die Verfasser der ältesten Literaturgeschichte des chinesischen Reiches in dem Zeitbuche der Han sich ausdrücken, Vortheil gewährt und Nachtheil bringt auf Erden. Als in den folgenden Jahrhunderten die kaiserliche Macht immer mehr schwand, als die Hausmeier und Großen sich Rechte anmaßten, welche den alten Reichssatzungen geradezu entgegen waren, suchte man diese dadurch in Vergessenheit zu bringen, daß die betreffenden Satzungen bey den neuen Redactionen des Gesetzbuches und des Sittenspiegels weggelassen wurden. Bereits zu den Zeiten des Kongtse war es unmöglich, ächte vollständige Ausgaben zu erhalten [2]). Man ersieht hieraus, daß das Werk, welches heutigen Tages unter dem Namen Sittenspiegel der Tschéu (Tschéuli) umläuft und von Hrn. Biot der europäischen Lesewelt in französischer Uebersetzung mitgetheilt wurde, ein späteres unterschobenes Werk ist. Dieß wird übrigens von den Chinesen selbst ausdrücklich bemerkt. Tschéukong spielt in der chinesischen Literatur die Rolle eines Orpheus und Hermes. Gleichwie diesen halbmythischen Personen, so wurde auch ihm in der Folgezeit von den verschiedensten Religionsparteyen, von den Anhängern des reinen Naturcultus, der Geistesjünger und Buddhaisten eine Menge geschichtlicher und religiöser Werke zugeschrieben. Man suchte durch seinen ehrwürdigen Namen allen Einfällen und Neuerungen späterer Jahrhunderte Eingang zu verschaffen. Dieß half aber den Fälschern nichts. Die unbefangenen Forscher des Mittelreiches haben nämlich von ihrem Standpunkte aus ein sicheres Mittel, die Unächtheit aller dieser und anderer Erzeugnisse zu beweisen. Die fünf Grundwerke oder canonischen Schriften (King) sind von den Chinesen immerdar als die Norm der wahren Lehre und des Alterthums betrachtet worden. Was nicht hiemit übereinstimmt, ist unterschoben, ist verfälscht. Nun sind im Annalenbuche (Schuking) die Einrichtungen der Tschéu in ganz anderer Weise dargestellt, wie hier in den vorliegenden Satzungen der Tschéu, weßhalb das Tschéuli unmöglich als ein ächtes Erzeugniß betrachtet werden könne. Das Buch war aber bereits im Beginne der Han-Dynastie vorhanden, es gilt als ein ehrwürdiges Erzeugniß des Alterthums und wird von Auslegern der King vielfach benutzt. Uns kann es gleichviel seyn, ob dieser oder jener der Verfasser, ob es einige Jahrhunderte älter oder jünger ist; das Tschéuli, wie die übrigen Sittenspiegel der Blume der Mitte, geben uns das entsprechendste Bild des Chinesenthums zu allen Zeiten.

1) Mit diesem Satze aus den Unterhaltungen des Kongtse beginnt Matuanlin die allgemeine Vorrede zu seinem großen Werke.

2) Matuanlin Buch 180 am A.

Die Familie Tschéu, welche nach der mythischen Genealogie der Chinesen auf Hoangti zurückgeführt wird, — Héutsi, ihr Stammvater, sey unter Jao Minister des Ackerbaues gewesen —, saß ursprünglich in der Grafschaft Pin, des heutigen Kreises Schensi. Der Großvater des Wenwang, Kukong, später Taiwang, der große König geheißen, verließ (1327 v. u. Z.) den Ort seiner Väter, zog gen Osten und erbaute am Fuße des Berges Kischan einen neuen Ort, den er Tschéutsching, die Stadt des Ueberflußes, hieß, wonach dann alle seine Nachkommen und später das ganze chinesische Reich Tschéu genannt wurde [3]). Kukong war seinen Unterthanen ein väterlicher Fürst; sie folgten ihm mit Freuden nach der neuen Heimath, und im dritten Jahr hatte die Stadt bereits fünfmal mehr Einwohner als im ersten [4]). Die Nachkommen blieben der Weise des Ahnen getreu und erhoben sich dadurch zu großem Ansehen im ganzen Reiche der Mitte. Kukong hielt seinen dritten Sohn Kili oder Wangki für den würdigsten und erhob ihn zum Nachfolger in der Lehensherrschaft. Die zwey älteren, Taipe und Tschongjong, gingen hierauf noch weiter gen Südosten, nahmen die Trachten und Sitten der barbarischen Bewohner dieser Länder an und gründeten aus den südöstlichen Theilen des jetzigen Kreises Kiangnan und den nordwestlichen von Tschekiang die später so mächtige Lehensherrschaft Wu, welche sich Jahrhunderte lang vom Vater auf den Sohn forterbte und ihre Herrschaft über den größten Theil der südöstlichen Uferlandschaften des Mittelreiches ausdehnte [5]).

Wenwang, der Sohn und Nachfolger des Kili, welcher auch Fürst des Westens genannt wird (1180), ward dem grausamen und schwelgerischen Oberkönig Tscheusin verdächtig und ins Gefängniß geworfen. Da beschäftigte sich der Fürst der Tschéu in seiner Gefangenschaft mit der Auslegung der aus ganzen und gebrochenen Linien bestehenden acht Bilder des Fohi; er brachte sie vermittelst verschiedener Zusammensetzungen auf vier und sechzig, deutete sie auf den Staat und fügte Worte der Auslegung hinzu, welche den traurigen Zustand des Reiches beklagen und lehren sollten, in welcher Weise ihm aufgeholfen werden könne. Diese Worte des Wenwang sind der Grund des ersten canonischen Werkes, Iking, Buch der Wandlungen, genannt.

Im Frühling des Jahres 1122 zog Wuwang, der Sohn und Nachfolger des Wenwang [6]), mit einem großen Heere nach Osten gegen die königliche Herrschaft der In. Auf dem Wege dahin opferte er dem Himmel und der Erde, den berühmten Bergen und den großen Flüssen und verkündete ihnen allen die Verbrechen des Oberkönigs. Zu Mongtsin, unfern der Stadt Honan, in dem Kreise gleichen Namens, hielt Wuwang eine große Reichsversammlung, und als er auf dem Weideplatz außerhalb der Hauptstadt der Schang angekommen war, hielt er vor dem Beginne der Schlacht eine zweyte Heerschau.

(Fortsetzung folgt.)

3) Tschéutsching lag bey Kischan, ein Ort dritten Ranges in der Nähe der Bezirksstadt Fongtsiang (30° 25′ 12″ n. Br., 8° 58′ 55″ w. L. von Peking) des Kreises Schensi.

4) So wörtlich nach dem Wujun Tschuntsieu, im Isse XVIII, 47. Mailla sagt: Tschéu hatte 300,000 Einwohner.

5) Sseki IV, 22.

6) Wenwang, der Vater des Wuwang, starb 1135. Beyde Namen sind, wie so viele andere Königsnamen, bloß Titel; der eine bedeutet: Fürst der Wissenschaft, und der andere Fürst der Krieger oder des Krieges. Des Letztern Eigenname war Fa, und so nennt er sich im ersten Abschnitte der vierten Abtheilung des Schuking: Ju siaotze Fa, d. h. meine Wenigkeit Fa. Auch Tschingtang, der Gründer des Reiches der Schang, führte den Titel Wuwang.

Journal of the American Oriental Society. Second. Volume.

(Schluß.)

IX. Et Tabary's conquest of Persia by the Arabs (continued from volume first) and Death and character of Omar. Translated from the Turkish by J. P. Brown, Dragoman of the United States Legation at Constantinople. S. 209 bis 234.

X. Notes of a Tour in mount Lebanon and to the eastern side of lake Hûleh. By H. A. de Forest, Missionary of the American Board in Syria. S. 237 bis 247. Beſchreibt die Reiſe von Sidon über Belfort, Hasbeija, Pannas bis an die Brücke der Töchter Jakobs, von da weſtlich zurück über Kades, Hunin, Dſchezzin.

XI. The forms of the Greek substantive Verb. By Prof. J. Hadley. S. 251 bis 256. Ein ſprachvergleichender Verſuch, der für den Stand der Kenntniſſe in Europa nichts von Belang darbietet.

XII. Translation of two unpublished Arabic documents, relating to the doctrines of the Ismailis and other Batinian Sects, with an Introduction and Notes. By E. E. Salisbury. S. 259 bis 324. Beytrag zur Kenntniß einiger ſchiitiſchen Sekten. Das erſte der beyden überſetzten Schriftſtücke, eine Controversſchrift, glaubt der Ueberſetzer der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts zuweiſen zu müſſen. Das zweyte derſelben, eine dogmatiſche Schrift, die keinen Titel führt, hält derſelbe für eine Unterweiſungsrede, wie ſie zu beſtimmten Zeiten in Hauptverſammlungen der Ismailijas von Miſſionären oder Werbern an diejenigen gehalten wurden, welche man in die Glaubensſätze einweihen wollte. Das Nähere über das Verhältniß der Ismailija, insbeſondere zum Islam, findet man bey Haarbrücker Anmerkungen zum Schahraſtâni II. S. 414 flgg.

Den Band ſchließen verſchiedene kürzere Notizen, darunter auch ein von fünf amerikaniſchen Miſſionären der Geſellſchaft vorgelegter Plan über die Herbeyführung einer gleichförmigen Schreibung für die ſüdafrikaniſchen Dialekte. Auch an die deutſche morgenländiſche Geſellſchaft iſt ſchon vor mehreren Jahren ein ähnliches Anſinnen gebracht worden, welches übrigens viel weiter greifen würde. Die Miſſionäre haben überall, wo ſie nicht Literatur, mindeſtens Alphabete vorfinden, doppelte Schwierigkeiten zu überwinden, und können unmöglich allen Fehlern ausweichen. Wie ſchwer es aber hält, trotz aller Akademieen und Geſellſchaften auch nur eine gleiche Schreibung herzuſtellen, zeigt das Beyſpiel der europäiſchen Gelehrten, die noch nicht einmal über die Transſcription der hauptſächlichſten morgenländiſchen Sprachen ſich geeinigt haben..

Aus dem vorliegenden Bande wird man mit Anerkennung wahrnehmen, daß die amerikaniſchen Miſſionen wiſſenſchaftliche Wege ernſtlich verfolgen; und dennoch kann man ihnen ſicherlich nicht vorwerfen, daß ihr Eifer für ihre nächſte Aufgabe Noth litte. Mögen die europäiſchen Glaubensboten immer allgemeiner ihrem Beyſpiele folgen!

Rudolph Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. März.

Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Le Tcheou-Li ou Rites de Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot.

(Fortsetzung.)

Der König der Schang ließ nicht lange auf sich warten. Schon am folgenden Tage, und zwar vor Sonnenaufgang, sammelte er seine wie die Bäume des Waldes zahlreichen Schaaren auf dem Weideplatze vor der Stadt und zog den Tschéu muthig entgegen. Es lauerte aber Verrath in seinem Heere. Sobald das Treffen beginnen sollte, wendeten sich die eigenen vorderen Reihen der Schang gegen die Hintern, wo dann solche Ströme Blutes vergossen wurden, daß Holzstücke und Blöcke in ihnen schwimmen konnten. Das Schicksal der Dynastie war in wenigen Stunden entschieden; der König der Schang floh nach der Hauptstadt und zog sich in seinen Pallast zurück, zum Hirschthurm genannt. Hier ließ er die kostbarsten Gewänder und Edelsteine herbeybringen und schmückte sich damit; er zündete dann mit eigener Hand die Kleider an und hat, gleichwie Sardanapal, in den Flammen seinen Tod gefunden. Seine Buhlerin Tanki hatte den Muth nicht; sie ward gefangen genommen und auf Befehl des Siegers öffentlich hingerichtet. Wuwang suchte nun mit großer Einsicht sich alle Stände geneigt zu machen. Die Kostbarkeiten und großen Vorräthe in den Lustschlößern und Speichern der Schang wurden theils den Kriegern, theils dem andern Volke preisgegeben; die Lehensträger wurden in ihren Herrschaften bestätigt und allen Bewohnern des Reiches verkündet, daß an den herkömmlichen Gewohnheiten nichts geändert und Jeder in seinen erworbenen Rechten und Besitzungen geschützt werde. Mit Freuden gehorchte deßhalb alles Volk dem neuen Fürsten der Tschéu, es ward selbst befohlen, daß der Titel Ti, Herrscher, abgeschafft, daß man ihn und seinen Nachfolger bloß Wang, Könige, nennen solle.[7]) Auch gegen die Sprossen des gestürzten Hauses der Schang ward mit Menschlichkeit und Großmuth verfahren; sie behielten die eigenen Güter und wurden überdieß in ihren Lehensherrschaften bestätigt.

Taikong, der zehnte der Nachfolger des Tscheusin, welchen die Herrschaft Song verliehen wurde, (799—765), sammelte die zu seiner Zeit in Bruchstücken vorhandenen alten Opfergesänge der Ahnen, wovon Kongtsé nur noch fünf auffinden konnte und sie seinem jetzt nur noch aus 305 Gedichten bestehenden Schiking oder Liederbuche, — das zweyte canonische Grundbuch der Chinesen —, hinzufügte.

Nach der eigenthümlichen Naturlehre des Mittelreiches sind die fünf Elemente: Das Holz und Feuer, die Erde, das Metall und Wasser die Begründer alles Daseyns. Die fünf Geister dieser Urkräfte stehen den fünf Theilen, den vier Enden

7) Schuking IV. 3. Wutsching. Sseki III. 67. Der Abschnitt Wutsching, d. h. des Krieges Ende, ist verschieden in den verschiedenen Ausgaben des Annalenbuches und enthält auch mancherlei Widersprüche. Eine Stelle sagt: Wuwang habe die fünf Klassen der Feudalaristokratie angeordnet, was sicherlich ungegründet ist.

und der Mitte des Himmels vor und erheben im Laufe der Jahrhunderte alle die Dynastien, welche das Reich, im östlichen Sinne des Wortes die Welt, beherrschen. Jedem dieser Elemente oder Elementargeister werden besondere Kräfte oder Tugenden zugeschrieben; so dem Holze, welches einem großen Theil der Bedürfnisse abhilft, die Wohlthätigkeit; dem Feuer, bey den Opfergebräuchen unumgänglich nothwendig, die heiligen Sitten; der festen Erde die Beständigkeit und der Glaube; dem Metall das zum Strafen dient, die Gerechtigkeit, und dem Wasser, welches die Natur abspiegelt, die Einsicht und der Verstand. Man wird nun wissen, was es bedeutet, wenn man in den Geschichtswerken des Mittelreiches liest: diese Dynastie regierte durch die Kraft oder die Tugend des Holzes, jene durch die des Feuers. Diese Genien stehen überdieß je nach ihrem Platze im Himmel auch den Jahreszeiten vor und werden demgemäß mit einer entsprechenden Farbe bezeichnet. Der Geist des Holzes regiert den Frühling und ist grün, der des Feuers den Sommer und ist roth; der der Erde regiert die mittlere Jahreszeit, gegen Ende des Sommers, wo bereits die Ernte beginnt, und ist gelb; der Geist des Metalls schaltet über den Herbst und ist weiß, und endlich der des Wassers über den Winter und ist schwärzlicher Farbe. Wie in der Herrschaft der Jahreszeiten, so lösen sie sich auch in der Herrschaft des Reiches ab; sie folgen nach bestimmten Zeiträumen regelmäßig aufeinander, weßhalb alle erblichen Fürsten und Usurpatoren, sobald sie den Thron bestiegen, ihrem Elementargeist, Schangti oder der erhabene Richter genannt, Opfer darbringen und in den Ausschreiben sich gewöhnlich der Formel bedienen: Ich, welchem der Himmel in seinen Wandlungen das Reich gegeben hat.“ Die grübelnden Weisen oder Thoren des Mittelalters gingen selbst so weit, die Dauer dieser Zeitabschnitte bestimmen zu wollen.

Die alte Hauptstadt des Fürstenthums Tschéu ward jetzt zu klein befunden und war überdieß von dem Mittelpunkte des Reiches zu weit entfernt; man verlegte sie weiter gen Osten, nach Hao, in der Nähe der heutigen Kreisstadt Singan in Schensi [8]).

„Erziehung und Bildung waren von jeher die Grundsäulen des Tugendstaates und wurden es noch mehr unter der Herrschaft der Tschéu.“ Wuwang ließ in der neuen Hauptstadt auf Kosten des Staates Erziehungsanstalten errichten, worin alle Knaben, ohne Unterschied des Standes und Ansehens, die Söhne der Armen, wie die der Reichen, unentgeldlichen Unterricht erhielten; auch die Prinzen wurden, um sie mit der heranwachsenden Jugend zu befreunden, in denselben öffentlichen Anstalten erzogen. Der junge Herrscher begnügte sich nicht damit, die vorhandenen Lehen zu bestätigen, sondern er errichtete überdieß, um seine Freunde und Anhänger zu vermehren, eine Anzahl neue, was später, wie bey den Karolingern, das Verderben und den Untergang seines Hauses beschleunigte. Es waren dieß im Ganzen nicht weniger als einundsiebzig Lehensherrschaften verschiedenen Ranges, wovon fünfundfünfzig nähern oder entferntern Verwandten der herrschenden Familie verliehen wurden. An die Spitze aller dieser Feudalfürsten, deren Anzahl sich auf tausend belaufen mochte, ward ein Vorsteher, Pa genannt, gestellt, welcher im Reiche der Tschéu dieselbe Macht hatte und bald dieselbe Stellung einnimmt, wie die Hausmaier in dem der Merowinger. Der Pa berief anfänglich bloß auf besondern Befehl des Königs, bald aber nach eigenem Ermessen die andern großen und kleinen Lehensbesitzer zu einer Versammlung, wobey er den Vorsitz führte und deren Geschäfte leitete. In diesen Versammlungen wurde über das Gemeinwesen berathen und allgemeine Satzungen festgestellt, dann die Trefflichen der Lehensleute belohnt und die Nachlässigen bestraft. Zu manchen Zeiten gab es im Mittelreiche, gleichwie im Hause des Chlodwig zwey Pa, einen für den Osten, und den andern für den Westen des Landes. Unter den schwachen Königen der Folgezeit schwang sich nicht selten bald dieser bald jener Lehensfürst, ohne das Oberhaupt des Reiches darum zu begrüßen, zur Würde eines Pa empor und suchte sich, wenn der Oberkönig widersprach, durch Waffengewalt in dieser einflußreichen Stellung zu behaupten.

Nachdem alle diese Anordnungen getroffen waren, versammelte der Oberkönig die Beamten und Barone des Reiches, fragte, ob vielleicht irgendwo Vorschriften vorhanden seyen, nach denen er

8) Kienlong's Geographie XXI a. A.

sich in seiner Regierung richten könne? Der Lehrer[9]) des Königs bejaht dieß, und las nach vorgängiger religiöser Vorbereitung dem König aus dem „rothen Buche“ oder dem Werke „über den Stein der Weisen“ treffliche Lehren vor, welche der König auf sein Hausgeräth und selbst auf Kleidungsstücke schreiben ließ. Die Annalen der Schucking, oder das Buch der Chroniken, — das dritte canonische oder Grundwerk —, sowie das Liederbuch, dann alle Weisen und Gelehrten der folgenden Zeiten sind denn auch voll seines Lobes.

(Schluß folgt.)

ΡΑΓΓΟΥ-ΒΑΝΣΑ *ἢ γενεαλογία τοῦ Ῥάγγου μεταφρασθεῖσα ἐκ τοῦ βραχμανικοῦ παρὰ Δημητρίου Γαλάνου Ἀθηναίου. Νῦν πρῶτον ἑλληνιστὶ ἐκδοθεῖσα καὶ μετὰ προλεγομένων καὶ παρατηρήσεων αὐξηθεῖσα, δαπάνῃ μὲν καὶ μελέτῃ Γεωργίου Κ. Τυπάλδου, ἐφόρου τῆς δημοσίου καὶ πανεπιστημιακῆς βιβλιοθήκης, ἐπιστασίᾳ δὲ καὶ διορθώσει Γ. Αποστολίδου Κοσμήτου, βιβλιοφύλακος. Ἐν Ἀθήναις. Ἐκ τῆς τυπογραφίας Γ. Χαρτοφύλακος.* 1850. πξ′ und 275 S. 8. (8 Drachmen).

ΙΤΙΧΑΣ ΑΣΑΜΟΥΤΣΑΙΑ *τουτέστιν ἀρχαιολογίας συλλογὴ ἢ περὶ διαλόγων τε καὶ μύθων φιλοσοφικῶν, νομίμων τε καὶ ἐθίμων ἰνδικῶν, συλλεχθέντων κατ' ἐκλογὴν ἐκ τῆς Μαχαβαράτας, συγγραφείσης ὑπὸ τοῦ φιλοσόφου Βεάσα.* Wie oben. Ἐν Ἀθήναις 1851. ρλς′ und 288 S. 8 (8 Drachmen).

Diese beyden Werke bilden den vierten und fünften Band der aus dem Nachlaß des Griechen Galanos herausgegebenen Uebersetzungen indischer Werke. Der erste Theil *Πρόδρομος* 1845 enthält die Sprüche Bartriaris und ähnliches Ethische, die zweyte *Βαλαβάρατα* 1847 ein Compendium des großen Epos Mahâbharata, der dritte *Γιτά* die bekannte Bhagavat Gita. Man ist in Deutschland überrascht gewesen, solche Dinge aus Hellas kommen zu sehen, und erstaunte noch mehr, als man in dem Lebensabrisse des Galanos, welchen der *Πρόδρομος* mittheilt, zu lesen bekam, wie er als fünfundzwanzigjähriger Jüngling nach Indien sich einschiffte (1786), dort etwa 6 Jahre in Calcutta lebte und ein Vermögen sich erwarb, dann aber vom Durste nach brahmanaischer Weisheit getrieben dem gegenwärtigen Sitze derselben Benares sich zuwandte, und daselbst in Tracht und Sitten ein Brahmane geachtet als *ἀνὴρ θεῖος καὶ σοφώτατος* unter Brahmanen lebte und lernte volle vierzig Jahre, bis er im Jahre 1833 sein Leben beschloß. Galanos ist ohne Zweifel der Grieche, welchen Bischof Heber auf seiner Reise durch Indien in den Jahren 1824 und 1825 kennen lernte. In Benares, sagt Heber (Ausgabe von 1844 Bd. I. S. 186), lebe ein Grieche, ein wohlunterrichteter und wohlgearteter Mann, um das Sanskrit zu studiren. Von demselben habe er nachmals in Allahabed viel gehört und sey über die Eigenthümlichkeit seines Charakters und seiner Lage erstaunt gewesen. Dieser Grieche habe schöne Kenntnisse im Altgriechischen, spreche gut Englisch, Französisch, Italienisch, seine Sitten seyen die eines gebildeten Mannes und er lebe in Wohlstand. Mit Engländern habe er wenig Umgang, dagegen stehe er sehr vertraut mit den bedeutendsten Hindu-Familien. Die Regierung habe ihn einmal für eine verdächtige Person gehalten, aber nach langer Ueberwachung seines Benehmens ihren Verdacht wieder aufgeben müssen. Ja der Mann habe sogar während eines Krieges, welchen Lord Hastings gegen die Pindari führte, freywillig der Regierung sehr wichtige Aufschlüsse gegeben. Dennoch kann der Bischof von seinem Erstaunen nicht ganz zurückkommen; denn er setzt hinzu: Es leben so wenige Europäer freywillig in Indien, daß es auffällt, wie ein Mann dieses Land zum Aufenthalte wählen mag, ohne triftigeren Beweggrund als aus Liebhaberei für die Sanskrit-

9) Schangfu, der Name mit welchem er genannt wird, ist bloß ein Titel und heißt: der welcher als Vater geachtet wird.

Literatur, besonders da er nicht mit einem bestimmten Werke aus diesem Gebiete umzugehen scheint.

Heber würde, wenn er noch lebte, sich überzeugen müssen, daß jene Literatur dennoch eine solche Anziehungskraft in sich trägt: die fünf Bände, welche vor uns liegen, zeigen was jener mysteriöse Grieche in Benares gelernt und gesucht hat.

Allerdings können wir nicht sagen, daß diese Uebersetzungen, die Früchte jenes wunderlichen in den Augen des Engländers freudenlosen Lebens, der europäischen Wissenschaft eine merkliche Förderung gebracht hätten. Sie steht schon zu fest auf eigenen Füßen, um geradezu von Allem was von indischen Gelehrten kommt, lernen zu müssen. Aber wir müssen die Arbeiten immerhin für gewissenhafte erklären. Und für sein Vaterland hat Galanos auf alle Fälle etwas geleistet, denn Uebersetzungen aus dem Sanskrit in das Griechische werden, wenn überhaupt, nur sehr spärlich vorhanden seyn.

Der erste der beyden oben näher bezeichneten Bände enthält eine Uebersetzung des in Europa schon seit langer Zeit näher bekannten Raghuvança, des Gedichtes vom Stamme Raghus. Der Text desselben sammt Sanskrit-Commentar ist in Calcutta gedruckt worden und im Jahre 1832 erschienen; in demselben Jahre erschien in London die Ausgabe und lateinische Uebersetzung von Stenzler.

Dagegen gibt der zweyte jener Bände die Uebersetzung eines bisher unedirten Buches des Itihâsasamuccaja d. h. gesammelte Erzählungen oder Sagen. In der Einleitung zu diesem Bande gibt Herr Typaldos eine ausführliche Analyse der einzelnen Stücke — es sind deren dreyundreyßig — und handelt von dem Verhältnisse der Sammlung zum Mahabharata. Er hat sich wegen des letzteren Punktes auch an Wilson und Lassen gewendet, und von jenem erfahren, daß die Stücke meist aus dem zwölften Buche des Mahabharata, dem Çanti Parva genommen seyen. Der Sammler selbst erklärt in seinem Vorworte auf das Bestimmteste, daß er den Inhalt seiner Sammlung da und dort aus dem großen Gedichte genommen habe, ohne ihren Wortlaut oder Sinn zu ändern (v. 21.). Und es ist sicher, daß wir hier eine Art von Anthologie, ethischen und dogmatischen Inhaltes vor uns haben, welche aus dem nicht Jedermann zugänglichen voluminösen Werke gezogen, eine Anzahl besonders beachtenswerther und in abgeschlossener Form auszuhebender Stücke vor einen größeren Leserkreis bringen sollte. Zur Charakteristik dieser Sammlung folgen die Ueberschriften der einzelnen Stücke: *περὶ παραμυθίας, πεπρωμένου, ἐγκρατείας, δόσεως, σωτηρίας πάσης ψυχῆς κινδυνευούσης, ἁγιότητος τοῦ Γάγγου, πολυδωρίας, φιλοξενίας, ἔργων ἐξ ὧν πορεύεσθαι τὸν ἄνθρωπον εἰς τὸν ἅδην ἢ εἰς τὸν οὐρανόν, καταφυγῆς, ἀπαλλαγῆς τῶν τοῦ κόσμου δεινῶν, αὐταρκείας, πλεονεξίας, ἱλαρότητος ἢ ταλεινοφροσύνης, ἀρετῆς, ἀποστροφῆς τῶν τοῦ Κόσμου, μιμήσεως ἀγαθῶν ἔργων, φρονήσεως, ματαιότητος τῶν τοῦ κόσμου, συμβουλῆς, γεωδοσίας, βιοδοσίας, τροφοδοσίας, σησαμοδοσίας, δόσεως οἰκείου κτήματος, οἰκήσεως μετ' ἀγαθῶν ἀνδρῶν, νοερῶν ἁγιασμάτων. βραχμανοκτονίας, ἀποχῆς κρεωφαγίας, τιμῆς πρὸς βραχμᾶνας, ἀληθείας, διαφυλάξεως βραχμᾶνος, θεοσεβείας.* Einzig das Capitel über die Wahrheit ist nach dem Schlußverse der Sammlung und der Anmerkung dazu nicht dem Mahabharata, sondern dem Vrindâvana-Mâhâtmja (*βρινδαβαναμαχάτμα*) entnommen, einem dem Referenten sonst nicht weiter bekannten Werke, es müßte denn darunter die von Colebrooke erwähnte Vrindâvana campû seyn (Essays II, 136, Note).

Es ist sehr zu bezweifeln, daß die Texteskritik des großen Epos aus dem von Galanos übersetzten Werke Vortheil ziehen könne, da nicht nur diese Sammlung selbst eine sehr moderne zu seyn scheint, sondern auch schwer sich unterscheiden lassen wird, welche Abweichungen vom Texte des Epos, wie wir ihn haben, auf Rechnung des Sammlers kommen, und welche andere vielleicht in seinem Originale sich vorfanden.

Rudolf Roth.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Khlesl's des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes des Kaisers Matthias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall. Vierter Band. Wien 1851.

Ueber die Vorzüge und Mängel des benannten Werkes, welches mit dem vierten Bande beendigt ist, haben wir uns in den Anzeigen der drey vorausgehenden Bände ausgesprochen und unser Urtheil, wie wir zu hoffen wagen, im Einzelnen sattsam begründet. Indem wir uns darauf beziehen, können wir die Versicherung geben, daß Beyde, Vorzüge und Mängel, in dem gleichen Maaße auch dem vorliegenden Bande zukommen. Zu jenen haben wir das reiche Urkundenmateriale gerechnet und nur die Ungenauigkeit des Abdruckes beklagt. Auch diesem Bande sind wieder 293 Nummern beygegeben, alle von größerer oder geringerer Wichtigkeit. Wir müssen es ebenfalls wieder sehr beklagen, daß manche Stücke bis zur Unverständlichkeit entstellt sind. Die Nummer 830 erscheint abermals unter Nr. 840, 836 unter Nr. 858.

Dieser letzte Band behandelt die Geschichte Khlesl's vom Jahre 1618 bis zu seinem Tode. So wenig wir die frühern Bände als eine wirkliche Geschichte dieses merkwürdigen Mannes anzuerkennen vermochten; wie wir dem Verfasser in den vorausgegangenen Bänden Flüchtigkeit, Ungenauigkeit und vollkommen ungenügende Benützung des historischen Stoffes vorwerfen mußten, so finden wir alle diese Gebrechen in reichem Maße hier wieder aufgehäuft. Am willkührlichsten und ungerechtesten ist auch dießmal Khlesl selbst behandelt, und ganz insbesondere in dieser Beziehung gilt, was wir schon früher als das Ergebniß unserer genauen und aufmerksamen Durchlesung des Urkundenschatzes ausgesprochen haben. Eine quellengemäße Geschichte Khlesl's, seines Charakters und Wirkens wird man auch in diesem letzten Theile vergebens suchen.

Nach des Herrn Verfassers Darstellung war die Herrschsucht des K. Ferdinand, welcher den Kaiser entthronen wollte, wie dieser der Kronen seines Bruders sich bemächtigt hatte, dem sich aber Khlesl mit allen Waffen einer schlauen, machiavellistischen Politik entgegen setzte, weil er befürchten mußte, mit dem Sturze des Kaisers gleichfalls Macht und Einfluß zu verlieren, die wahre und eigentliche Ursache seines Sturzes. Die Triebfeder aller seiner Handlungen war „unbegrenzte Herrschsucht und Eitelkeit," der sich „Heucheley, Habsucht, *) Falschheit und Lügenhaftigkeit" beygesellten. Das ist die vorgefaßte Ansicht des Hrn. Verfassers, die sich stets geltend macht und keiner ruhigen Erwägung Raum gestattet. In den vorliegenden Documenten suchen wir vergebens die Beweise.

(Fortsetzung folgt.)

*) S. 233. 251. 257. 259 und sonst noch oft.

Le Tcheou-Li ou Rites des Tcheou traduit pour la première fois du chinois par feu Edouard Biot.

(Schluß.)

Unter der zahlreichen Verwandtſchaft des Königs ragte ſein jüngerer Bruder Tan ſowohl durch ungemeine Kenntniſſe wie durch Einſicht und Trefflichkeit weit hervor; es iſt dieß der bereits erwähnte Prinz, gewöhnlich bloß unter der Ehrenbenennung Tſchéukong, Graf Tſchéu, bekannt. Man preist ſeine Kunde in allen religiöſen und heiligen Dingen, in den Opfergebräuchen, im Looswerfen und Horoſkopſtellen, ſeine Einſicht in die Verwaltung der Staatsgeſchäfte, ſeine Menſchlichkeit und Gerechtigkeit. Ihm wird auch, wie man weiß, die Abfaſſung des in der Ueberſetzung vorliegenden Sittenſpiegels der neuen Dynaſtie zugeſchrieben. Es ward dem Grafen bald Gelegenheit gegeben, ſeine Einſicht in Betreff der Götterverehrung zu erproben; die Anordnungen, welche auf ſein Geheiß getroffen wurden, ſind uns in einem Abſchnitte des Buches der Chroniken erhalten worden [10]), wodurch wir ein getreues Bild von der Urweisheit des Reiches der Mitte erhalten.

Wuwang hinterließ das Mittelland ſeinem Sohne Tſchingwang, welcher damals kaum dreyzehn Jahre alt war; zum Vormünder des jungen Königs und zum Reichsverweſer ward Graf Tſchéu erhoben. Da begann aber bald das Intriguenweſen an dem jungen Hofe. Die Brüder des Grafen waren eiferſüchtig auf ſeine Macht; ſie verläumdeten ihn, und Tſchéukong mußte ſich aus der Hauptſtadt entfernen. Vergebens ſuchte die Parthey des gefallenen Herrſcherhauſes der Schang dieſen Zwieſpalt zu ihrem Vortheile auszubeuten; die Unſchuld des Reichsverweſers kam bald an den Tag; Tſchéu kehrte an den Hof zurück und war in kurzer Zeit im Stande, durch Hülfe der Haustruppen und der Lehensmannſchaft allen Widerſtand der Legitimiſten niederzuſchlagen. Wukang, der älteſte Sohn des letzten Königs der Schang, ward enthauptet und ſeine Anhänger, worunter auch die Brüder des Tſchéukong, mehr oder weniger mit Strafen belegt [11]). Auf dieſe Weiſe wurde nach wenigen Jahren der Friede wieder hergeſtellt im Reiche; man bekam Muße, die Aufmerkſamkeit auf innere Einrichtungen zu wenden und Vorkehrungen zu treffen, damit in Zukunft keine Aufſtände mehr möglich wären.

Die Sitten und religiöſen Gebräuche, die Geſetze und die Staatseinrichtungen der beyden erſten Dynaſtien des Mittelreiches ſind aus den Bruchſtücken ihrer Geſchichte nur höchſt unvollkommen bekannt. Einen klaren Blick geſtatten hingegen die zahlreichen Monumente aus den Jahrhunderten der Tſchéu, wenn wir nun auch den Sittenſpiegel dieſes Herrſcherhauſes als eine ächte Quelle beſeitigen oder uns bloß mit den vom Tſchéuli verſchiedenen Angaben im Annalenbuche begnügen. Jao und Schun, heißt es in dieſem Grundbuche, haben die alten Gebräuche erforſcht und dann hundert Beamte eingeſetzt; während der Regierung der Hia und Schang bedurfte es aber der doppelten Zahl, um den Bedürfniſſen des Landes abzuhelfen und es zu verwalten. Zu den Zeiten der Tſchéu wurden drey Grafen an die Spitze dieſer Beamten geſetzt; ihnen lag es ob, den andern Bedienſteten den rechten Weg zu zeigen, Ruhe und Ordnung im Staate und demnach eine vollkommene Harmonie zwiſchen den beyden bildenden Mächten der Natur, der männlichen und weiblichen Kraft, aufrecht zu erhalten. Dieſen drey Grafen wurden drey Beyſitzer beygegeben, welche den beſonderen Auftrag hatten, das Volk zu unterrichten, Alles zu erklären, was ſich auf die drey Urſtoffe, auf den Himmel, die Erde und den Menſchen bezieht, und dem Könige bey allen Vorfällen in der Verwaltung des Reiches Hülfe zu leiſten. Der Staatskanzler [12]) ſteht an

10) IV. 5, Kinteng oder der goldene Kaſten genannt.

11) Schuking a. a. O. Sſeki IV. 6.

12) Tſchongtſai.

der Spitze der Verwaltung des Reiches, ihm sind alle Beamten untergeordnet, und er sehe zu, daß der Friede innerhalb der vier Meere aufrecht erhalten werde. Der Staatskanzler steht an der Spitze der sechs Ministerien, welche die verschiedenen Verwaltungszweige überwachen, und ist zu gleicher Zeit selbst Präsident des Hauses und des Innern, unter den Tschéu deßhalb Ministerium des Himmels genannt, weil von ihm alle Verwaltungsbeamten angestellt wurden und abhingen [13]). Die Finanzen des Staates, die Bestimmung der Abgaben, die richtige Vertheilung der Einnahmen und Ausgaben und die Besorgung der statistischen Aufnahmen gehörten zum Geschäftskreise des Ministeriums der Erde [14]). Alles was die Religion und den Kultus, die Sitten, den Unterricht und die äußerlichen Anordnungen des Staates betraf, war dem Ministerium des Frühlings [15]) zugetheilt. Das Kriegswesen stand unter dem Ministerium des Sommers [16]), die Handhabung der Gerechtigkeit hingegen, die Bestrafung der Vergehen und Verbrechen lag dem Ministerium des Herbstes [17]) ob, und die öffentlichen Bauten wurden von dem Ministerium des Winters besorgt [18]). Die Vorsteher dieser verschiedenen Verwaltungszweige hatten besondere Ehrenbenennungen, welche sämmtlich in einem Abschnitte des Buches der Chroniken aufgezählt werden und sich auf ihre besonderen Geschäfte beziehen [19]). Die Regierung des Reiches sollte, wie aus dem Ganzen hervorgeht, ein getreues Abbild des Alls seyn; sie sollte im Kleinen die Gesetze der Natur im Großen, das Entstehen und Zunehmen, das Abnehmen und Vergehen im Laufe eines jährlichen Kreises symbolisch ausdrücken. Aus diesem Grunde wurden auch einem jeden Ministerium sechzig Beamte untergeordnet, die zusammen mit ihren Präsidenten das Sonnenjahr von dreyhundert sechsundsechzig Tagen darstellten [20]). Wir sehen, um den Inhalt mit wenigen Worten zusammenzufassen, in den Satzungen der Tschéu die unumschränkte Gewalt eines Fürsten, welcher bloß den Geboten der menschlichen Moral gehorcht; Ehrfurcht gegen Eltern und Vorgesetzte, Verehrung des Himmels und der unsichtbaren Geister, unabläßige Arbeit und Beachtung der Himmelskörper in Betreff ihres Einflusses auf die Erde, — dieß Alles wird in den verschiedenen Sittenspiegeln des Mittelreiches als allgemeine Pflicht verkündet. Wir finden hier bereits eine streng umgränzte bürgerliche und Militär-Verwaltung, ein geordnetes Abgabensystem und einen geregelten Staatshaushalt; wir sehen eine bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit und ein bis in die geringsten Einzelnheiten ausgebildetes auf zünftige Einrichtungen beruhendes Gewerbswesen.

Nachdem alle diese Einrichtungen getroffen waren, wurden die Beamten auf einen Tag zusammengerufen, um die schönen Lehren zu vernehmen, nach welchen sie sich zu richten hätten.

Ungeachtet aller dieser weisen Vorkehrungen und Reden herrschte doch immer noch eine dumpfe Gährung im Lande; namentlich war dieß in der Hauptstadt des früheren Herrscherhauses und auf dem benachbarten Lande der Fall, wo man am meisten durch die Umwälzung verloren haben mochte. Graf

13) Heutigen Tags Lipu: Ministerium der Beamten.
14) Heutigen Tags Hupu: Ministerium der Finanzen.
15) Heutigen Tags Tipu: Ministerium der Sitten.
16) Heutigen Tags Bupu: Ministerium des Krieges.
17) Heutigen Tags Hingpu: Ministerium der Strafen.
18) Heutigen Tags Kongpu: Ministerium der Bauten.
19) Schuking IV 12. Tschéukuan oder die Beamten der Dynastie Tschéu, mit den ausführlichen Erläuterungen von Kongingta. Dann Isse XXII und XXIII, wo alle Stellen des Sittenspiegels der Tschéu, der Grundwerke (King) und der Annalisten in Betreff des Beamtenwesens gesammelt sind.

20) Dieß ist das alte chinesische Jahr, welches bereits zu den Zeiten des Jao bekannt war. Schuking a. A. Gaubil, Chouking 365. Der Missionär, welcher zugleich ein großer Astronom war, schreibt den Chinesen dieser Urzeiten eine genaue Kenntniß des Sonnenjahres zu; die dreyhundertsechsundsechzig Tage u. s. w. hätten sich bloß auf das Schaltjahr bezogen.

Tschéu suchte dem Uebelstande, nach östlicher Weise, durch Uebersiedlung der Unzufriedenen in eine andere Gegend abzuhelfen. Zu diesem Endzwecke ward an dem Flusse Lo eine neue Stadt gegründet, nach dem Flusse Lo später auch Lojang, d. h. rechts des Lo genannt, in der Nähe der heutigen Stadt Honan in dem Kreise gleichen Namens [21]); es lag dieser Ort ungefähr im Mittelpunkte des Staates, weßhalb er auch Mittelreich genannt wurde [22]). Es wurden jetzt vermittelst der großen Schildkröte die Zeichen erforscht und die Stadt auf dem Platze erbaut, wo die Augurien glücklich ausfielen. Graf Tschéu, als Obervogt [23]) des Reiches, kam selbst herbey, brachte dem Genius der neuen Stadt [24]) einen Ochsen, ein Schaf und ein Schwein zum Opfer dar und nahm die Polhöhe der neuen Niederlassung vermittelst eines Gnomons; die Resultate dieser Beobachtungen zu Lojang und an einem andern Orte in Honan finden sich heutigen Tags noch in den älteren astronomischen Werken des Mittelreichs aufbewahrt, und auf sie wird auch eine Stelle im Sittenspiegel der Tschéu bezogen [25]). Jetzt ward ein Ausschreiben an das Volk der Dynastie In erlassen, damit sie Frohnarbeiten bey dem Aufbau der Stadt leisten und sich hier niederlassen möchten. Als Beyde, Beamte und Unterthanen des ehemaligen Herrscherhauses, laute Klagen erhoben und sich diesem despotischen Befehle widersetzten, erging ein neues Ausschreiben, worin der Himmel zum Vorwande der Unterdrückung mißbraucht wurde.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung der religiösen Ceremonien und Opfer gibt der Sittenspiegel folgende lehrreiche Nachrichten. Die alten Herrscher haben die religiösen Gebräuche angeordnet, damit die Menschen nach der Weise des Himmels leben und die Leidenschaften beherrschen könnten. Wer sie befolgt wird leben, wer sie mißachtet wird zu Grunde gehen. Alle mannigfaltigen religiösen Gebräuche hienieden wurzeln im Himmel. Die Leichenbegängnisse, das Opfer Tsi, die Kunst mit dem Spieße zu werfen und den Wagen zu lenken, das Aufsetzen der männlichen Kappe, die Heirathsgebräuche, der Könige Macht und die Normen der Gesandtschaften, — Alles dieß haben jene sowohl durch Einsicht als Tugend berühmte Männer deßhalb angeordnet, damit das ganze Reich, die einzelnen Königthümer und Familien eine Norm hätten, nach welcher sie sich richten und bey welcher sie trefflich emporblühen könnten. Die religiösen Gebräuche haben überdieß den Zweck, damit der Staat sich immer seines Prinzips erinnere, daß ihm die Verehrung der Geister, die Eintracht unter den Menschen, ein Ebenmaß in allen Dingen und guten Sitten immer vorschwebe. Wer diese Normen in der Regierung des Staates ohne Unterlaß anwendet, wenn es auch dann noch einige Widerspenstige und schlechte Menschen gibt, wenige werden es sicherlich seyn [26]).

Neumann.

---

21) Sie liegt 34° 43′ 15″ n. Br. 4° 0′ 50″ w. L. von Peking. Honan heißt: südlich des (gelben) Flußes. Lo war zuerst eine offene Stadt; Tschingwang machte eine Festung daraus; Pingwang verlegte hierhin die Hauptstadt des Reiches und gab dadurch Veranlassung zur Abtheilung der Dynastie Tschéu in die westliche und östliche Linie. Geographie des Kienlong XIX. a. A.

22) Doch ward China sicherlich nicht deßhalb Mittelreich genannt wie Mailla und des Hautesnayes (Histoire générale de la Chine I 326) vermuthen.

23) Taipan.

24) Die Uebersetzung Gaubil's, Chouking 208, ist hier ganz unverständlich.

25) Gaubil zum Chouking 214, und in Souciet, Observations mathématiques etc. III. 37. Mailla I. 318. Man findet den Gnomon und das Observatorium des Tschéukong in modernen chinesischen Werken abgebildet; sie sind aber sicherlich unterschoben.

26) Sittenspiegel Bd. 4. c. 9 Ly jun. 8. c. 24 Tsi i.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabinetes des Kaisers Matthias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall.

(Fortsetzung.)

Erzherzog Maximilian betrieb, wie bekannt, seit mehreren Jahren mit unermüdlichem Eifer die Sicherstellung der Nachfolge des Erzherzogs Ferdinand in Ungarn, in Böhmen und im deutschen Reiche. Es war Niemand ein Geheimniß, daß bey einem plötzlichen Ableben des Kaisers ohne vorgängige Richtigstellung dieser Nachfolge das Haus Oesterreich in der deutschen Linie in der augenscheinlichsten Gefahr stand, alle seine Länder zu verlieren*). Die Sache hatte indessen große Schwierigkeiten, zu deren Beseitigung Khlesl nicht mit dem Ernste Hand anlegte, welchen der Erzherzog in seinem Eifer voraussetzen zu dürfen glaubte. Wir wollen hier nicht untersuchen, wer weiter sah; Khlesl, welcher umsichtig alle Hindernisse beseitigen wollte, oder der Erzherzog, welcher aus allen Kräften vorwärts drängte. Läugnen läßt sich nicht, daß Khlesl's Gründe, wie er sie in umständlichen Gutachten darlegte, nicht ohne erhebliches Gewicht waren.

Nachdem die Krönung zum Könige von Böhmen erfolgt war (im J. 1617), wurden Anstalten getroffen, dieselbe auch in Ungarn durchzusetzen, wornach dann auf einem Kurfürstentage in Regensburg durch den Kaiser selbst die Wahl zum römischen Könige vermittelt werden sollte.

Es gelang zwar auch, dem K. Ferdinand die Krone des heil. Stephan zu verschaffen; doch konnten die Geschäfte nicht so schnell abgethan werden, als die Ungeduld des Erzherzogs voraussetzte. Er maß den geheimen Umtrieben Khlesl's die Schuld der Verzögerung bey, was seinen tödtlichen Haß gegen denselben nur noch mehr steigerte. Auch der Reise des Kaisers nach Regensburg stellten sich Hindernisse in den Weg. Das vorzüglichste war Geldmangel. Auch diese Hindernisse schob der Erzherzog dem Minister seines Bruders in das Gewissen. Ja selbst, als endlich die böhmische Rebellion losbrach, nahm er keinen Anstand, auch dieses Ereigniß für eine Machination Khlesl's zu halten.

Hammer stimmt im Ganzen diesen Verdächtigungen bey und meint, K. Ferdinand habe um so lieber seine Hand zur Entfernung des Cardinals geboten, weil er, von Herrschsucht beseelt, den Augenblick, um dem alten schwachen Kaiser den Scepter zu entwinden, nur mit Ungeduld habe erwarten können. Khlesl, welcher die Plane Maximilians und Ferdinands durchschaute, habe ihnen im Geheimen aus allen Kräften entgegengearbeitet, um das Ansehen seines Herrn und vorzüglich seine Macht zu behaupten.

Ein stichhaltiger Beweis für diese Ansicht liegt durchaus nicht vor, vielmehr scheint

*) S. das merkwürdige Schreiben des Kaisers an Erzherzog Maximilian Nro. 421. Von den Absichten und Anschlägen der Union hatte man ebenfalls hinlängliche Kenntniß.

uns Khlesl aus der Untersuchung auch in diesem Falle völlig gerechtfertigt hervorzugehen. Er fiel als ein Opfer der Verhältnisse und der trostlosen Zustände, in welchen sich die österreichischen Länder befanden.

Wir wollen es in Kürze versuchen, unsere Ansicht, wie sie sich bey Durchlesung der Documente gebildet hat, darzulegen. Khlesl war nichts weniger als diplomatisch geschmeidig, sondern rasch, entschieden und gerade. Das machte vielfach böses Blut und beleidigte. Namentlich scheint es bey manchen hochadelichen Hofleuten und Reichsfürsten Unwillen erregt zu haben, daß sie „den Bäckerssohn" als ersten und vertrautesten Minister des Kaisers über sich erblickten. Es hatte sich eine große Hofpartey *) gebildet, welche sich der Unzufriedenheit des Erzherzogs Maximilian bemächtigte, durch Geklatsche und Ohrenbläsereyen den Haß anfachte, um den ihnen verhaßten Günstling zu stürzen. Wie bitter der Haß des Erzherzogs schon im Jahre 1616 war, ergibt sich aus einem Schreiben des Priors von Mauerbach **), welcher versichert, daß derselbe „geklagt wider den Vitriolum (Khlesl), was er salvo honore für ein verlogener Mann seye und nehme ihn Wunder, daß der Teufel ihn nicht vorlängst genommen und habe ihm seine Geheimnisse bey den Ketzern alle entdeckt; er seye pestis domus Austriacae und habe bey 7000 Kronen von den Venedigern genommen. Und wenn er ihme nicht halte, was er ihm zugesagt, so wolle er ihn extreme verfolgen und frage nichts nach seinem Rock; es müsse tandem seyn." —

Unter einen Brief Khlesl's schrieb er 1618: „aber den Galgen gar wol" hat er verdient. Daß derley Hetzer und Angeber auch den K. Ferdinand umlagerten, erhellt aus Lamormain *). Der spanische Botschafter Graf Ognate war ebenfalls ein persönlicher Gegner Khlesl's **). Die Fürsten der Liga und zumal die bayerischen Fürsten waren ihm aus leicht begreiflichen Gründen nicht gewogen.

In Nro. 849 dieses Bandes behauptet Khlesl, daß die Kammer es vernachläßigt habe, für das zur Reise des Kaisers nach Regensburg nöthige Geld zu sorgen, und macht ihr darüber um so ernstlichere Vorwürfe, als das Heil des Hauses an dieser Reise gelegen sey. Die Kammer soll entgegnet haben, wie Maximilian Nro. 855 an K. Ferdinand berichtet, daß ihr Khlesl den Auftrag gegeben habe, „es nur recht schwer zu machen" — was eine handgreifliche Unwahrheit ist. Das wäre ja ganz gemeine Dummheit, welche man Khlesl'n doch nicht zutrauen wird. Eine andere Zuträgerey entdeckt sich auch Nro. 854 S. 63 Z. 15, wo wieder Maximilian an K. Ferdinand berichtet: Sunsten hab ich auch gestrigen Tags von dem kais. Hofkammerpräsidenten von Polheimb verstanden, daß der Cardinal Khlesel zwahr seinen anzaigen nach dem Khaiser geschrieben, aber solcher gestalt, wann der Pabst vndt Khönig von Hispanien werden helffen, so wolle er auch Etwas thuen." Das heißt also, die Sache auf die lange Bank hinausschieben. In Khlesl's Brief selbst aber Nro. 849 steht ganz anders und unbedingt: Ich bin zwar schlechtes vermögens, aber was Ich vermag, offerier Ich E. M, zu dißem Werkch . . .

Bey diesen Umständen war Maximilian der entschiedensten Ueberzeugung, daß der so brennend nöthigen Sicherheit der Nachfolge Ferdinands nur Khlesl's böser Wille im Wege stehe. Er hielt ihn jeder Schlechtigkeit fähig ***) und war überzeugt, daß das Heil des österreichischen Hauses und die Erhaltung der katholischen Religion †) auf seiner

*) Holler Specimen etc. 124. Doluerat aemulis jam dudum felix Melchioris sors et ingens apud Caesarem auctoritas. Quare illi in omnem occasionem imminere deturbandi e tam sublimi loco Cardinalis. Obtrudunt Archiducibus, quae ad accendendos illorum adversus Kleselium animos facere viderent.

**) Wolf, Geschichte Maximilian I. IV. 140.

*) Virtutes Ferdinandi c. IX.

**) Bericht des venetianischen Gesandten Nro. 886.

***) S. Nro. 855.

†) S. Nro. 901.

Entfernung beruhe. Es ist darum nicht ganz unwarscheinlich, wenn Lamormain am angeführten Orte schreibt: . . . non ante voluisse (Ferdinandum sec.) assentiri, ut . . Cleselius Viennâ abduceretur, quam vidit aliam nullam superesse viam, quâ ab imminente nece posset eripi. Dasselbe bestätigt auch der venetianische Gesandte am kaiserlichen Hofe Nro. 889: „et quei del Rè dicon haverla Maestá sua consentita di mala voglia et per evitar maggior mal, che gli (sic) soprastava et per non contra venir a Massimiliano et haverlo fatto col parer dei Theologi.

Wir zweifeln nicht, daß dem genauen und gründlichen Geschichtschreiber K. Ferdinand II. gelingen werde, uns hierüber, wie über so vieles Andere, was hier einschlägt, gründliche Nachrichten mitzutheilen.

Diese Darstellung weicht allerdings ganz von der Anschauung des Herrn Verfassers ab. Nach ihm war es Khlesl's Absicht, um jeden Preis — auch wenn Alles verloren gehen sollte — seinen Platz an der Seite des Kaisers zu behaupten; die Absicht der Erzherzoge aber bestand darin, den Kaiser, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch wenige Tage zu leben hatte, zu beseitigen und sollte es kosten, was es wolle. — Wir gestehen, an solche Schlechtigkeit, für deren Vermuthung durchaus kein Beweis vorliegt, nimmermehr glauben zu können. Die Beschuldigung gegen die Erzherzoge wird auf einen Brief des Erzherzogs Albrecht dd. Brüssel am 27. April 1618 (Nr. 854 S. 63) gegründet, worin er seinem Bruder schreibt, daß er dessen Considerationen über die Einstellung der Uebergabe des Erzherzogthums Oesterreich erheblich gefunden, mit ihm ganz einerley Meinung sey, und ohne sein Wissen und Gutachten nichts thun wolle. S. 39. Was sollte die Brüder Maximilian und Albrecht bewogen haben, den Kaiser zu entthronen? Ein wahnsinnigeres Unternehmen unter den damals obwaltenden Umständen, wo selbst bey dem innigsten Zusammenstehen Alles auf dem Spiele stand, ließe sich kaum denken. Es war wohl ebenfalls die Rede wegen Huldigung in Oesterreich in eventum, wie das ja in Böhmen und Ungarn statt gefunden hatte, aus Veranlassung und im Einvernehmen mit dem Kaiser.

Was Hammer von Khlesl rühmend öfter erwähnt, daß er nämlich den böhmischen Aufruhr „kühl“ genommen, ist eben so unrichtig, als daß K. Ferdinand mit dem zu Preßburg durch die geheimen Räthe unter Khlesl's Einfluß gefaßten Beschluße unzufrieden gewesen. Der Beschluß erging vielmehr dahin, es sey kein Augenblick zu verlieren, sondern mit allem Eifer zu rüsten, wie K. Ferdinand dem Kaiser unter dem 7. Juni und noch öfter meldet. (S. 48. 62.)

Wie entschieden Khlesl in der böhmischen Angelegenheit schnelles, energisches und entschlossenes Vorgehen wünschte und wollte, wie er weit entfernt von jenem leichtfertigen Spiele, das ihn Hammer spielen läßt, den ganzen Ernst und die ungeheuere Bedeutung des Augenblicks erkannte, spricht er sehr schön und bündig Nro. 873 aus. Allein Khlesl war zu besonnen, um sich ohne weiteres in einen Krieg zu stürzen, zu dem alle Mittel fehlten. Spanien, an welches man sich um Geld und Volk gewendet hatte, wollte zu keinem Entschluße kommen. Khlesl hat in dem merkwürdigen Schreiben an Maximilian von Bayern die Gründe, welche ihm friedliche Mittel anriethen, angegeben, deren Gewicht eine ruhige Erwägung wird anerkennen müssen. Hammer will die Falschheit Khlesl's darin erkennen, daß er dem Könige und dem Erzherzoge die Unterdrückung des Aufstandes mit aller Macht und allen Mitteln empfohlen habe, und „auf

der andern Seite durch die in's Reich geschickten Gesandten die Aufrechthaltung des Majestätsbriefes im Namen des Kaisers verhieß und zugleich unter der Hand durch Khuen, den Schwager Thurns, den Ausbruch des böhmischen Krieges abwenden zu können hoffte.“ Dagegen müssen wir bemerken, daß die Denkschrift, welche Hr. v. Hammer dem Cardinal zuschreibt, nach Khevenhillers Behauptung *) von K. Ferdinand selbst herrührt. Wenn es ferner zum Kriegführen an Geld und Mannschaft, wenn es an allen Mitteln gebrach, wie kaum in Abrede gestellt werden kann, so blieb vor der Hand kein anderer Weg als der Versuch einer gütlichen Beylegung übrig. Als Mittler wurden die Reichsfürsten, insbesondere Sachsen und Bayern, in Anspruch genommen. Ohne das Anerbieten der Anerkennung des Majestätsbriefes würde Sachsen **) sich nimmermehr zur Vermittlung, noch auch würden die Böhmen sich zu einer Friedenshandlung herbeygelassen haben. Schwerlich war König Ferdinand, wie sein Benehmen nach dem Sturze Khlesl's bezeugt, mit dieser Maßregel unzufrieden, obgleich er allerdings keinen Erfolg erwarten mochte. Daß indessen auch die Rüstungen nicht vernachläßigt wurden, beweist die Meldung Khlesl's an Khevenhiller Nro. 880 vom 19. Juli 1618, wornach 12—14 Tausend Mann marschfertig waren.

Der Verfasser des Gutachtens Nro. 874, welches Hammer dem Freunde Khlesl's, Freyherrn Khuen, über den er allerhand Ungegründetes vorbringt, zuschreiben möchte ***), und worin er des Cardinals Gedanken niedergelegt sehen will, ist bey Khevenhiller IX. 294 größtentheils, und in Meusels Beyträgen zur Erweiterung der Geschichtskunde I. 86 vollständig abgedruckt. Sein Verfasser ist der berüchtigte Erzwühler Georg Erasmus v. Tschernembl, wie Khevenhiller ausdrücklich angibt. Wären die in diesem Gutachten enthaltenen Grundsätze auch nur ein mittelbares Eigenthum Khlesl's, dann wäre er als treuloser Verräther des österreichischen Hauses mit Recht dem Galgen verfallen.

Ueber die Gefangennehmung und die gewaltsame Abführung des Cardinals erfahren wir aus den beygebrachten Quellen manches Neue. Wichtig ist, was uns dieselben über „die ungeheuren Reichthümer“ Khlesl's berichten. Auch Hammer nimmt hier sich desselben an und es ist ein wesentliches Verdienst dieses Buches, eine mehr als zweyhundertjährige Geschichtslüge beseitigt zu haben. Man fand im Ganzen, in baarem Gelde, in Schuldverschreibungen und Kleinodien eine nur ziemlich mäßige Summe. S. 90. Der venetianische Gesandte berichtet: hora ciascuno conosce la falsità di quello, s'era creduto et sparso in tal particolare, come anco resta con ciò purgato il concetto, in che era appresso tutti di gran avarizia et venalità . . . questa è una picolissima somma . . nämlich 200,000 Scudi. Ein Vermögen von 200,000 Scudi, wenn es sich auch auf diesen Betrag belaufen hätte, bey einem Manne, welcher durch sechs Jahre der erste und einflußreichste Minister des Kaisers von Deutschland gewesen, welcher früher durch eine lange Reihe von Jahren bedeutende Aemter bekleidet, dabey aber immer sparsam und haushälterisch gelebt hatte, ist wirklich nichts außerordentliches.

(Schluß folgt.)

*) Annal. IX. 78.

**) S. Antwort des Kurfürsten von Sachsen S. 62.

***) S. 50.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. März.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Khlesl's, des Cardinals, Directors des geheimen Cabines des Kaisers Matthias, Leben. Beschrieben von Hammer-Purgstall.

(Schluß)

Dabey kömmt noch zu erwägen, daß ihm die Stände der Länder in dankbarer Anerkennung seiner erfolgreichen Bemühungen bedeutende Summen öffentlich zum Geschenke machten, wie die Böhmen für die Abschließung des Friedens mit den Türken 20,000 Schock Prager Pfenninge (S. 55 u. 56); daß ihm K. Ferdinand wegen der ungarischen Krönung 20,000 fl. schenkte *). Wozu er sein Vermögen zu verwenden suchte und weßhalb er genaue Wirthschaft führte, spricht er in einem Schreiben an K. Ferdinand aus (Nro. 902): zur Erbauung des Bischofhofes in Wien: zur Vermehrung der Dotation des Bisthums, zur Gründung eines Seminars und eines Armenhauses, und zur Stiftung des Klosters Himmelpforten. Wie sehr ihm damit Ernst war, hat er in seinem Testamente bewiesen und durch die sofortige Ueberlassung der ihm von K. Ferdinand geschenkten Summe an das Convict der Jesuiten zum Unterhalt für 6 Zöglinge der Bisthümer Wien und Neustadt. Khlesl war ein sparsamer Mann, allein der Vorwurf der „Geldgier," der „Habsucht," welcher in diesem Buche ihm so oft und so bitter gemacht wird, ist, soweit die vorliegenden Quellen ausweisen, ein durchaus ungerechter. Der Vorwurf der Bestechlichkeit und der Käuflichkeit, welchen ihm Erzherzog Maximilian gemacht hat, so wie alle Uebrigen, welche nach seiner gewaltsamen Entfernung erhoben wurden, entbehren jeder Begründung, wie auch Hammer bekennt *). Merkwürdig in dieser Beziehung ist der Umstand, daß Kaiser Matthias dem Bischofe von Wien die Incorporation des Stiftes Kloster Neuburg in das sehr gering ausgestattete Bisthum anbot und der apostolische Nuntius ihn zu diesem Schritte ermunterte, er aber es standhaft ausschlug. (Nro. 993.)

S. 112 wird der dreyßigjährige Krieg als Feuerwerk dargestellt; Wallenstein und Gustav Adolf als Leuchtkugeln, Mansfeld und Tilly als Brandraketen.

Wir wollen uns nur noch darauf beschränken, einige Proben der Ungenauigkeit und Leichtfertigkeit, deren auch dieser Band voll ist, aus der Menge herauszuheben. Standhaft wird auch hier wieder K. Ferdinand, sowie seine Brüder Neffen des

*) Höller Specimen Hist. Cancellar. Vniversitatis Viennensis. 123.

*) Soranzo, welcher venetianischer Gesandter in Wien war, als Khlesl die Bestechungssummen von Venedig soll bezogen haben, sagt in einem Berichte an den Doggen: che . . havesse havetto della . . Republica de richi presenti et che io potevo esser testimonio della sua innocenza. nro. 972.

Kaisers und der Erzherzoge Maximilian und Albrecht genannt.

S. 135 wird dem Cardinal der empörende Grundsatz in den Busen geschoben, daß es erlaubt sey Böses zu thun, um dadurch Gutes zu bewirken, während er doch sagt: nebens befünden, quod Deus solus ex malis causis bonos effectus producere possit (nro. 823). Man sieht hieraus, wie leichtfertig es der Herr Verfasser nimmt, wenn es auch Dinge gilt, die einem ehrlichen Mann und insbesondere einem Bischofe und Cardinal einen unaustilgbaren Schandfleck anhängen würden.

S. 187: Der Kaiser „habe aus dem Munde seines geheimen Rathes ... des Fürsten v. Eggenberg vernommen, was in Zollerns Conferenz mit dem Cardinal Borzia und Albuquerque wegen völliger Erledigung des Cardinals Khlesl für dem spanischen Botschafter dem Herzoge von vernünftige Bedenken vorgefallen.“ Dagegen heißt es Nr. 969. Der Kaiser hat durch Eggenberg vernommen, was in der mit dem Cardinal Borzias und dem spanischen Botschafter, dem Herzoge v. Albuquerque, wegen völliger Erledigung des Cardinals Khlesl für vernünftige Bedenken vorgekommen sind.

Die Stelle Soranzos Nr. 972, worin er den Cardinal sagen läßt ... modo di parlar più liberamente della .. Republica et predicherà ad ognuno la sua longa patienza et tolleranza in particolare nel negotio d'Uschochi überträgt, Hammer S. 195: könne er nun um so freyer von der Republik sprechen und seine lange in den Sachen der Uskoken bewährte Geduld predigen.

S. 206 heißt es: Wir beleuchten Khlesl'n also aus seinen eigenen Schreiben als Ordinarius Leiter des .. Klosters, geistlicher Direktor und väterlicher Freund der von ihm eingekleideten und mit ihrem Haarzopf beschenkten Tochter seines Todfeindes.“ Es ist die Rede von einer Nonne im Kloster Himmelpforten Elisabeth Agnes v. Breuner, an die Khlesl mehrere Briefe während seines Aufenthaltes in Rom geschrieben, die eine wahre Zierde dieser Documentensammlung sind und uns den vielgeprüften Mann in einem schönen Lichte darstellen. *)

Auf derselben Seite schreibt Hammer ganz unverständlich: „um Eingang von Fremden ins Kloster soviel möglich zu erschweren, habe er (Khlesl) dem Official 100 fl. angeordnet, hoffe aber, daß es soviel nicht kosten werde.“ Im Original heißt es: Um das Hineingehen in das Kloster mehr abzuschneiden, habe er zur Herstellung eines Sprachzimmers 100 fl. angewiesen ꝛc.“

Ein Zeugniß von der Vertrautheit mit der katholischen Lehre legt er S. 207 ab: „nach dem Hochamte für (sic) die hl. Dreyfaltigkeit das Te Deum laudamus gesungen ...“ Es ist die Rede von der Votivmesse „de S. S. Trinitate“ und Khlesl sagt: und nach dem Hochamte, so vor (von) der hl. Dreyfaltigkeit gesungen wird, könnet ihr das Te Deum etc. Daß für die hl. Dreyfaltigkeit kein Hochamt gesungen werden kann, weiß jeder katholische Schulknabe.

S. 215: „Khlesl ereifert sich darin (in einem Schreiben an den Kurfürsten Maximilian von Bayern) ungemein wider die Calvinische Union, deren Mittelpunct die Anhalt. Kanzlei.“ Der Geschichtsschreiber Khlesls scheint zu glauben, daß hier wirklich von einer Kanzlei mit Ober- und Unterschreibern die Rede sey und bisher von dem Buche dieses Titels nichts zu wissen. Das Studium desselben dürfte ihm dringend zu empfehlen seyn.

S. 25 wird gesagt, daß K. Ferdinand am 16. May zum Könige von Ungarn gewählt worden sey, „die Krönung aber erfolgte erst nach einigen

*) Wie die Spinne aus jeder Blume Gift zu saugen versteht, so weiß auch H. die schönsten und edelsten Züge zu entstellen, wie sein Commentar zu dem wirklich schönen Briefe (Nr. 1021) an die Nonne beweist. Es ist nichts als eine gemeine Klatscherey.

Wochen wegen Khlesels Umtrieben.“ Hierüber wurde er beym Papste verklagt und erhielt von daher ein scharfes Breve. Allein dieses Breve ist datirt vom 10. Februar und besagt kein Wort von der ungarischen Krönung. Aber schon S. 43 heißt es wieder: „zwey Tage nach diesem Schreiben fiel die von Khlesl dem Kaiser angekündigte Königswahl auf Ferdinand und zwey Tage darnach hatte die Krönung statt.“

Das Schreiben der Stände o. d. Ens, welches Nr. 862 abgedruckt ist, kann unmöglich vom 1. Juni ausgefertigt seyn, weil darin vom Einbruche der Böhmen in Oesterreich, welcher am 27. November statt fand, die Rede ist: es ist auch nicht an die Stände unter der Ens, sondern an die von Mähren gerichtet, wie aus der Titulatur unzweifelhaft erhellt.

Eine Stelle in der oben angeführten Denkschrift Tschernembl's an den Kaiser wollen wir zum Belege anführen, mit welcher Genauigkeit und Treue Herr v. Hammer seine Urkunden wieder gebe. S. 51. schreibt er: „Selbst Karl V. habe dem Vicekönig Neapels Don Pedro die Toledo, wie gerne er denselben auch gehalten hätte, den seines Geizes wegen verhaßten Ferdinand, dem Gonzaga den Consalvi an die Seite gesetzt.“

Tschernembl sagt: Kaiser Karl . . wollte den Don Pietro de Toledo Vicere auf der Neapolitaner vielfältige Beschwerden . . nicht . . nach Hispanien abfordern . ., als aber ihre Majestät vermerkt, daß sich die Stände wegen ihrer Beschwerung an Frankreich wollten hängen, haben sie lieber den Vicere nach Hispanien abfordern lassen . . . Dergleich hat Kaiser Karl mit Ferdinando Gonzaga . . .; als die Mailänder und Italiener über seinen großen Geiz geklagt, haben ihre Majestät, ungeachtet Fernando in dem höchsten Dienst schon veraltet wäre, doch den Consalvum (Gonsalvo) ꝛc.

Wenn Herr v. Hammer S. 115 erzählt, daß dem gefangenen Cardinal nach Tyrol auch seine Köchin sey nachgeschickt worden, so kann er sich der Bemerkung nicht enthalten: „zweifelsohne zu keinem andern Zwecke als zu kochen.“

Dieser Beysatz erscheint uns eines Mannes von dem Rufe und dem Alter Hammers völlig unwürdig, von Khlesl gar nichts zu sagen, da er ja selbst das Zeugniß abzulegen gezwungen ist *), daß in Rücksicht der sittlichen Unbescholtenheit in diesem Punkte Khlesl über jeden Verdacht erhaben sey. Solche Frivolität in einem ernsten Geschichtswerke verdient ernste Rüge.

In diese Classe gehört auch der Nachsatz zu der Stelle S. 116, wo gesagt wird, daß Khlesl den Jesuiten zu beichten pflegte, worauf wörtlich fortgefahren wird: „Ein Beweis des Vertrauens gegen den Orden, dem er wohl auch durch die Beicht nicht mehr vertraut haben mag, als was ihm zweckmäßig schien und das der Orden nicht überschätzt haben wird.“ Wir enthalten uns jeder Anmerkung hierüber.

Wie ungerecht ist ferner, was bey Gelegenheit des Verzeichnisses der Kleidungsstücke bemerkt wird, welche ihm nach Tyrol zugeschickt wurden: „Das Verzeichniß seiner Kleidungsstücke, ein lehrreicher Beytrag zur Vestiarie der Kirchenfürsten jener Zeit, beleuchtet den Luxus, auf welchen Khlesl aus Eitelkeit und Hochmuth hielt.“ Und dann ist die Rede von einer rothsammtenen Haube mit Zobel gefüttert, langen Prälatröcken von veichelblauem, geblümten Atlas u. dgl. m.

Auf den Vorwurf, daß die Jesuiten den Grundsatz aufgestellt haben, daß den Ketzern nicht Wort zu halten sey, erlauben wir uns Herrn von Hammer auf das aufmerksam zu machen, was Karl Adolph Menzel **) hierüber äußert und das mit den Worten beginnt: Die noch jetzt zuweilen gedankenlos ausgesprochene Anklage u. s. w.

Sehr übel nimmt es Hammer dem Cardinal, daß er in seinem Testamente in den Domkirchen zu

*) S. 258. und 254.

**) Neuere Geschichte VI. 396.

Wien und Neuſtadt mit je 50,000 fl. einen Jahrtag geſtiftet habe. Das wird ihm in den verſchiedenſten Wendungen wiederholt zum Vorwurfe gemacht. Indeſſen liegt es auf der Hand, daß er die Abſicht hatte die elend dotirten Capitel beſſer auszuſtatten. So beſtand die Dotation des Capitels zu St. Stephan in 1200 fl. jährlich, wie aus Nr. (1038 cf. 1025) erhellt. Viel beſſer mag es auch mit Neuſtadt nicht beſtellt geweſen ſeyn. Das ſcheint uns denn doch eines Biſchofes in einer Zeit, wo anderweitige Hilfe nicht zu erwarten war, ſo ganz unwürdig nicht zu ſeyn. Die Spitäler, deren jedem er 100 fl. legirte, und nicht, wie Hammer verſteht, allen insgeſammt, waren ſchon fundirt. Wenn er ſeine Verwandten nicht ſehr bedachte, ſo dürfte das einem Biſchofe kaum zum Vorwurfe gemacht werden können.

Zum Schluße hält Herr v. Hammer dem Cardinal eine glänzende Lobrede und ſchließt mit dem Satze: „Er glänzt in der Geſchichte Oeſterreichs unter deſſen Staatsmännern, wenn nicht der erſte derſelben, doch gewiß unter denen ſeiner Zeit der größte Geiſt und größte Charakter.“

Wir ſtimmen dießmal vollkommen bey, finden aber dieſes Urtheil in der bisherigen Darſtellung durchaus nicht motivirt. Vielmehr erſcheint er nach derſelben als ſchlauer, intriganter aber grundſatz- und charakterloſer Mann, welcher kein höheres Ziel kannte, als die Befriedigung ſeines Ehrgeizes, ſeiner Herrſchſucht und Habſucht und dem zur Erreichung desſelben jedes Mittel auch das ehrloſeſte und verwerflichſte, wie Lüge, Heucheley und Gleißnerey völlig gleichgiltig war und der ſelbſt den Beſtand des öſterreichiſchen Hauſes der offenbarſten Gefahr auszuſetzen keinen Anſtand nahm, bloß um einige Tage länger das Vergnügen des Herrſchens genießen zu können. Noch immer gehören die Gleichzeitigen: Graf Schwarzenberg, Tilly und Khleſl zu den am beſten Verleumdeten und es wird ungeachtet alles beſſeren Wiſſens noch lange dabey bleiben.

Wir waren in der unerfreulichen Lage dem Herren von Hammer manches Unangenehme ſagen zu müßen. Derſelbe hat uns in ſeiner Schlußrede S. 268 eine Empfangsbeſtätigung zukommen laſſen, deren weitere Verbreitung namentlich in dieſem Blatte ihm ohne Zweifel erwünſcht ſeyn wird. Mit Vergnügen ſetzen wir dieſelbe wörtlich hieher ohne irgend eine Anmerkung:

„Von kritiſch-gründlichen Anzeigen dieſes Werkes ſind bisher nur zwey erſchienen, die eine in den Heidelberger Jahrbüchern, die andere in den Münchener Gelehrten Anzeigen, beyde nur über die beyden erſten Theile des Werkes, jene von einem gründlichen Kenner der öſterreichiſchen Geſchichte, dieſe von einem ungenannten Parteygänger der Pfaffheit (dieſes urſprünglich gut gemeinte deutſche Wort iſt auch in dem von Herzog Wilhelm im J. 1399 der Geiſtlichkeit in Kärnthen gegebenen Privilegium noch im alten Sinne als ehrſame Pfaffheit gebraucht), von einem ſtockblinden Schnapphahn der Pfaffheit überhaupt und der römiſchen Curie insbeſonders; dieſer iſt mit ſeinem nach den beyden erſten Theilen über Khleſls politiſchen Charakter zu voreilig abgegebenen Urtheile auf die beyden letzten und beſonders auf die Urkunden derſelben zu verweiſen. Wenn die Lebensbeſchreibung Khleſls, wie jener übertriebene Eiferer es glauben machen möchte, ganz werthlos wäre, ſo würde man dennoch der Veröffentlichung von eilfhundert Urkunden, von denen über tauſend hier zum erſtenmal gedruckt ſind, ihr geſchichtliches Verdienſt nicht abſprechen können.“

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.
Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung vom 20. December 1851 wurden vorgetragen:

Kritische Bemerkungen, die neueste Bearbeitung der Geschichte des Herzogthums Steyermark betreffend, von Hrn. Legationsrath Ritter v. Koch-Sternfeld, M. d. A.

Ueber die beyden ersten Bände der Geschichte des Herzogthums Steyermark von Dr. Albert von Muchar, Grätz 1844 und 1845, hatten wir, zugleich mit Rücksicht auf das gleichzeitige Handbuch einer Geschichte von Kärnthen vom Frhrn. v. Ankershofen, im Jahre 1846 in diesen Blättern, Nr. 226 – 233, und zwar von uns namentlich unterzeichnet, ausführlichen Bericht erstattet. Eben im J. 1845 hatten wir auf einer mehrmaligen wissenschaftlichen Reise durch Oesterreich und Innerösterreich, den Sömering hinüber, auch die Steyermark noch einmal besucht, und uns im Lande und Volke wohl umgesehen. Wir kannten den Hrn. Prof. v. Muchar seit lange, unter andern aus seinem altceltischen und römischen Noricum als einen mit der klassischen, d. h. mit der griechischen und römischen Literatur vertrauten Forscher, während wir nun von mehreren Seiten veranlaßt wurden, uns über dessen neues Geschichtswerk auszusprechen. Denn auch seit langen Jahren pflegten wir die Geschichte und Literatur dieser Nachbarländer, welchen wir von Jugend auf nahe gestanden, wahrzunehmen. Ehe man aber an eine solche Arbeit geht, besinnt man sich wohl zweymal, indem es hiebey mit einer oberflächlichen Kritik oder Phraseologie eben so wenig gethan wäre, als mit Machtsprüchen. Nach einer Seite hin schien man von dem neuen Werke viel zu erwarten; der gelehrte Verfasser sollte eine ganz neue Bahn eingeschlagen haben, um seine Vorgänger weit hinter sich zu lassen; das hatte er im Vorwort selbst zu verstehen gegeben. War doch die Geschichte der Steyermark aus ältester Zeit, und im Mittelalter insbesondere, mit der Geschichte von Bayern enge verflochten, gleich den beyderseitigen Bevölkerungen; denn von der obern, von der bayerischen Donau, und gerade durch Steyermark und Kärnthen an das Weltmeer, hatte von jeher und bis zu einer kurzen Unterbrechung in der Neuzeit, ein beyderseits gesegneter und blutsverwandter Verkehr statt gefunden, — wofür die nächste Zukunft wieder Ersatz zu bringen verspricht.

Als wir nun all dessen eingedenk die 2 Bände des neuen Geschichtswerkes aufmerksam durchlesen hatten, und hiebey den Standpunkt der heutigen Geschichtsforschung überhaupt, und den von Bayern aus in die stammverwandte Nachbarschaft erwogen, so fühlten wir uns veranlaßt und sogar berufen, unsert Urtheil über das neue Geschichtswerk, aber gehörig motivirt und substanzirt, und mit aller Achtung vor dem gelehrten Verfasser, wie geschehen, in den gel. Anzeigen niederzulegen. Der Leitungssatz, daß in der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung Bayerns und Oesterreichs sowohl die Benützung der Quellen, als die Errungenschaft aus denselben als

ein gemeinſchaftliches, als ein ſolidariſches Verhältniß feſtgehalten werden müſſe, waltet durch die ganze Erörterung, gegen welche irgend eine Einſprache bisher uns nicht bekannt geworden iſt, vor.

Als uns aber nun in den letzten Tagen des abgelaufenen Monats October der 33. Band der akadem. gel. Anzeigen zukam, fanden wir darin in zwey Blättern vom 28. Juli und 1. Aug. d. J. das neue Geſchichtswerk der Steyermark von Dr. Muchar, und zwar ſeither bis zum fünften Bande fortgerückt, abermals kritiſch beſprochen. An ſich, und den Umſtänden nach, läßt ſich gegen eine mehrmalige Beurtheilung ein- und desſelben Werkes, auch in ein- und denſelben Blättern, nichts einwenden. Die Wiſſenſchaft, wie die hiſtoriſchen Thatſachen ſind für männiglich gewahrt. Inzwiſchen mußten wir uns ſchon nach einem flüchtigen Ueberblick dieſer zweyten Anzeige überzeugen, daß es ſich hier nicht darum handle. Drey Bedenklichkeiten drangen ſich uns hiebey auf. Denn 1) ward von der ſonſt ſo wachbaren Redaction, wie wohl üblich, auf die frühere Anzeige vom J. 1846 nicht hingewieſen; 2) war dieſe formell in der zweyten Anzeige ganz und gar ignorirt worden; 3) hatte ſich der Verf. der letztern, obgleich ſie gegen das Ende ſehr geharniſcht auftritt, auch nicht genannt.

Jedenfalls liegt nun in dieſem Vorgange unverkennbar an die loyalen und intelligenten Leſer die Aufforderung, beyde Anzeigen recht bedachtſam mit einander zu vergleichen. Was nun den erſten Umſtand anbelangt, ſo ſind wir über „das bedauerliche Verſehen“ vollkommen beruhigt, denn es fand der Abdruck der zweyten Anzeige während der Abweſenheit des Hrn. Hauptredacteurs ſtatt. Den andern Umſtand anbelangend, ſo würden wir dem ſich nicht nennenden Verfaſſer Unrecht thun, zu ſagen, er hätte unſere Expoſition vom J. 1846 über die zwey erſten Bände nicht geleſen; vielmehr hat er ſich, wiewohl nur ſo hinſtreifend, an unſern Anſichten ſo ziemlich betheiligt, während er ſich, wie geſagt, über den letzten Grund oder über den Hintergedanken erſt am Ende kategoriſch, rund, „irgend einen Nachweis für überflüſſig erklärend,“ ausſpricht. In Fällen der Art die Perſönlichkeit eines Autors zu kennen, wäre aber ſehr wünſchenswerth, um zu ermeſſen, in wie fern ſeine Auctorität die gehörige Sach-, Fach- und Localkunde verbürgt, ſeinen Willen, der Wahrheit Zeugniß zu geben, vorausgeſetzt. Sind es doch eben die akad. gelehrten Anzeigen, welche die löbliche Sitte der Mitarbeiter, ſich zu nennen, in den meiſten, und insbeſondere in den wichtigern Artikeln, bewähren. So hat ſich z. B. in den unmittelbar vorangehenden Nrn. 14 und 15 „die Feſtgabe des Hrn. v. Bethmann-Hollweg an Savigny in Berlin über die Germanen vor der Völkerwanderung“ betreffend — es wurde da dieſer Verſuch, die thatſächlich vorhandenen Gegenſätze zu vereinigen, als verunglückt, und in mancher Hinſicht als gänzlich unrichtig bezeichnet, — der Verfaſſer unbedenklich genannt: „Wittmann.“ Es iſt wohl, wenn wir nicht irren, der ſach- und fachkundige Hr. Reichsarchivsadjunkt und Akademiker dieſes Namens, der zugleich über denſelben Gegenſtand „eine bereits vollendete Abhandlung“ ankündigt, was nur willkommen ſeyn kann.

Uebrigens wäre es auch nicht immer verläßlich, aus der mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucksweiſe eines Referenten, deren man ſich wohl öfter zu erinnern wähnt, auf ſeine Perſon zu ſchließen; und ſo wollen wir es gleichwohl hier mit einem Ungenannten zu thun haben, indem auch wir zu 3) das vom Verf. der zweyten Anzeige beliebte Incognito nicht ſtören.

Unter den obwaltenden Verhältniſſen würde es nun aber wohl im Intereſſe der Wiſſenſchaft und der Pragmatik der Geſchichtſchreibung liegen, auf die erſte Anzeige von Muchars Geſchichtswerk wieder umſtändlicher zurückzukommen, um wenigſtens in der Quinteſſenz dasſelbe und das Urtheil darüber wiederzugeben. Aber auch dazu würde in dieſen Blättern nicht Raum ſeyn. Darum wollen wir uns darauf beſchränken, beyſpielsweiſe nur an ein paar negative Größen dieſes Geſchichtswerkes zu erinnern, die nimmer gerechtfertigt werden können.

Eine Bemerkung dürfen wir vorausſchicken. Indem Dr. Muchar im Eingang ſeiner Geſchichte ſeine Vorgänger mancherley Irrthümer beſchuldigt, hätte er uns jene, es ſind auch verdiente und gelehrte Männer, namentlich bezeichnen und dieſe ſpe-

*) Sie iſt als eine in der Feſtſitzung im Nov. 1851 gehaltene Rede erſchienen. A. d. Red.

ciell nachweisen, er hätte überhaupt die Literatur, die von ihm benützten Quellen und Hülfsmittel anführen sollen.

Ferner, die Form des Werkes anbelangend, so liegt schon hierin das völlige Mißgeschick, daß der gelehrte Autor des Stoffes, insbesondere „in der erstrebten Fülle“ nicht Meister werden, und allenthalben nicht festen Boden und klare Begriffe gewinnen konnte.

Indem er, ohne einen historischen Faden festzuhalten, in dem einen Band das Materiale in dreyßig Rubriken vertheilte, und dasselbe in dem andern in fünfzehn Abschnitten, jeden wieder in 8 — 10 und mehr Unterabtheilungen gespalten, zersplitterte, und so den angehäuften Stoff gleichsam atomistisch an- und auffaßte, konnte das nur zu unzähligen Wiederholungen, Abschweifungen, Einschaltungen und Verwirrungen, selbst den Begriffen nach, führen; und dazu der weitere Mißgriff, einen Zeitraum von 800 Jahren, von 493 — 1300 nach Chr., an den Epochen und Phasen des frühern Mittelalters so ganz unter sich verschieden, „um das innere Leben im Steyerlande darzustellen“ — gleichsam in einen Topf zu werfen. Allzuoft führt uns der gelehrte Verf. zu seinem Tacitus, de moribus Germanorum, und zu Cäsar's bellum gallicum zurück, und zur nordischen Mythologie und zu den Druiden; während sich aus Noricum selbst, dann aus der Lombardey, aus Sarmatien, von Aquileia, Venedig und Tergestene (Triest) her, ganz andere Dinge und Anschauungen über Bergbau, Handel und Wandel, und so über „das innere Leben“ der Steyermark geboten hätten. Ein anderes ist, die Vorgeschichte, die antike Zeit eines Volkes zu schildern; ein anderes, dessen Mittelalter getreu und lebendig aufzufassen.

Indem es nun nicht länger zu verkennen ist, daß sich den Gränzen Carentaniens, sohin der Steyermark, zuvörderst das sarmatische oder slavische Volkselement viel früher als das germanische genähert, und dann rasch im Lande selbst sich nicht nur ausgebreitet, sondern auch dießseits der Alpen festen Fuß gefaßt hat: so kann zwar Prof. Muchar, fast ein halbes Jahrhundert in der Mitte der Steyermark weilend und lehrend, einige hunderttausend „Slovenen,“ den Rest dieses Volkes, nicht hinauswerfen, aber Aug und Ohr vor denselben, vor ihrer Sprache und Industrie, vor ihrem Cultus, ihren Wohnstätten, Urkunden und Geschichtschreibern verschließend, behandelt er sie rücksichtsloser als ein habgieriger Stiefvater; für nichts gilt ihm, was selbst die tüchtigsten einheimischen Forscher, ein Jordan, Linhart, Suppanschitz, Richter — über die Slaven, über Samo, über die windische Mark nachgewiesen haben. Ja, während sich Muchar als Philolog und Etymolog Behufs der Sprachen und Orts- und Familiennamen der Steyermark in mannigfaltigen Analogien, bis zum Spanischen und Sanskrit, ergeht, erklärt er die Ableitung aus dem Slavischen als ein „müssiges Spielwerk;“ und wirklich, aber unbegreiflich! ist er hierin sehr unglücklich. Gewiß gegen seinen Willen, aber auf Kosten seines wissenschaftlichen Rufes hat Prof. Muchar damit einer modernen Idee, einem vermeintlichen Fortschritt ein schweres Opfer gebracht; ein gleiches brachte er in seinem allzugespannten Patriotismus jenem durch zwey Decennien gebotenen Particularismus.

Thatsache ist es, daß die Steyermark einen großen Theil ihrer Bevölkerung unter dynastischer Führung im Laufe des 9. und 10. Jahrhunderts über die Berge, von Norden und Westen her und zumeist aus Bayern erhalten habe *). Dennoch will M. über bayerische, fränkische und sächsische Einwanderung „keine nähern Anhaltspunkte“ kennen; er hielt sich die Codices von Freysing, Säben, Regensburg, selbst die Monum. boica, woraus für die Genealogie und Topographie der Steyermark so viel zu schöpfen wäre, fern; auch den diplomatischen Codex der Juvavia, und zunächst die Codd. tradit. der Erzb. Adalbert II. **) und Friedrich I.

*) M. s. vor der Hand in den neuesten hist. Denkschriften der Akademie die „culturgeschichtlichen Forschungen über die Alpen ꝛc.“

**) In eben diesem 33. Bande der gel. Anzeigen wird in Nr. 23 S. 191 unter Nr. IX. zur Zeit K. Friedrich I. auch von einem Erzbischofe Adalbert II. von Salzburg gesprochen. Man möge es ja nicht als eine unberufene Kriteley ansehen, wenn man sich hiegegen Folgendes zu bemerken erlaubt. Die salzburgische Geschichte weiset drey Erzbischöfe Namens Adalbert nach: 873, 923 und 1168

von 927 ꝛc. und 973, ſo reich an Belegen, ſind da allzukurz gehandhabt worden. Und der Urkundenſchatz des Joanneums in Grätz? Wir hegen billigen Zweifel, daß M. ihn in den erſten Bänden gehörig benützt habe.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von Hrn. Prof. v. Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 34. Th. Neuer Folge 14. Bd. Wien 1851. 4.

Von dem Ferdinandeum in Innsbruck:

Vier und zwanzigſter combinirter Jahresbericht des Verwaltungs-Ausſchuſſes für die Jahre 1847 — 1850. Innsbr. 1851. 8.

Von der Académie royale des sciences, des lettres et de beaux-arts de Belgique in Brüſſel:

Bulletins. Tom. XVII. II. Part. 1850. Tom. XVIII. I. Part. 1851. Brux. 1851. 8.

Mémoires. Tom. XXV. Brux. 1850. 4.

Annuaire. 1851. Dix-septième année. Brux. 1851. 8.

Climat de la Belgique. (Extrait du rapport décennal sur la situation administrative.) Brux. 4.

Sur la Statistique criminelle du Royaume-Unie de la Grande-Bretagne. (Bulletin de la commission centrale de statistique. Extrait du tome IV.) Brux. 4.

Opuscules philosophiques par L. A. Gruger. Bruxelles 1851. 8.

Annales de l'observatoire royale de Bruxelles. Publiées A. Quetelet. Tom. VIII. première partie. Bruxelles 1851. 4.

Von Hrn. A. Quetelet, Secret. perpet. de l'acad. roy. in Brüſſel:

Sur le climat de la Belgique. Brux. 1851. 4.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Baſel:

Bericht über die Verhandlungen von Auguſt 1848 bis Juni 1850. IX. Baſel 1851. 8.

Von dem Smithsonian Institut in Washington:

Smithsonian contributions to knowledge. Vol. II. Washington 1851. gr. 4.

Annual Message and Accomp's Docs 1849 — 1850. Part I. II. III. Wash. 1849. 8.

History condition and prospects of the Indian Tribes of the United States by H. R. Schoolgraft. L. L. D. — Illustrated by S. Eastman U. S. A. — Published under the direction of the commissioner of Indian Affairs. Philad. gr. 4.

Von Hrn. Joſeph Leidy, M. D. in Philadelphia:

Special Anatomy of the gasteropoda of the United States. Ph. 8.

Von der American Academy of arts and sciences in Cambridge:

Memoires. New series. Vol. IV. Part II. Cambridge 1850. 4.

Proceedings. Vol. V. No. VI. VII. VIII. Philad. 1851. 8.

(Fortſetzung folgt.)

(1185 erſcheint derſelbe abermals). Zwar führen die ältern ſalzburgiſchen Geſchichtſchreiber, wie Hund, Metzger, Dyker, Hanſiz nach Udalbert I. einen Udalbert, und dann erſt einen Udalbert II. auf; mißkennen aber nicht, daß bey Udalbert dieſelbe Identität und Analogie des Namens obwalte, wie bey Adalbert und Odalbert, und wie es die Urkunden nachweiſen. Insbeſondere kömmt hier der Erzbiſchof Odalbert (II.), der von 923 — 935 auf dem Stuhl zu Salzburg ſaß, von dem und von deſſen höchſt merkwürdigem „Codex traditionum" auch in dieſen Blättern ſchon öfter geſprochen worden iſt, zu berückſichtigen. Die neuern Geſchichtſchreiber von Salzburg, Zauner, Hübner, Winkelhofer, führen ihn als Adalbert II. und den Zeitgenoſſen K. Friedrich I. als Adalbert III. auf. Die entſcheidendſte Autorität in der Sache und die weiteren Verwechslungen vorbeugt, iſt Hr. v. Kleinmayrn ſelbſt, der in ſeiner Juvavia, wie im diplomatiſchen Codex, den Erzbiſchof Adalbert von 923 ꝛc. als Adalbert II. anerkennt und einreiht.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.
Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Kritische Bemerkungen, die neueste Bearbeitung der Geschichte des Herzogthums Steiermark betreffend.

(Schluß.)

Der Ungenannte erklärt aber nun, daß die Geschichtschreibung der Steyermark nicht leicht in bessere Hände hätte kommen können. Das vorliegende Werk sey durchweg aus den Quellen gearbeitet, auch aus ungedruckten, so weit ihm diese zugänglich gewesen. — Der Verf. hätte das Mögliche in vorzüglicher Weise geleistet. Der Name Noricum habe sich nach der Ansicht des Ungenannten über die rhätischen Lande bis Alemannien ausgedehnt; (niemals: die Abmarkung zwischen Noricum und Rhätien war immer festgehalten worden;) und habe auch ganz Bayern begriffen, wozu auch die mittelnorische Steyermark gehörte. (Wo bliebe denn Vindelicien, das allbekannt das heutige nordwestliche Bayern begriff, und schon bey Passau an der vom Inn und der Donau gebildeten Landspitze begann?)

Sehr verdienstlich sey die Beschreibung der einzelnen Gaue, (die in der Zahl und in der Begränzung wesentlich berechtigt werden mußte). Da die Lande, deren Geschichte er (v. M.) beschreibt, langehin ein Bestandtheil Bayerns waren, so seyen die Quellen, welche dem Verf. das Materiale geliefert, im Wesentlichen die nämlichen, aus denen auch die Geschichte Bayerns geschöpft werde. (Es ist eben nur die Frage, ob und wie diese Quellen unbefangen und redlich benützt wurden?) Unter diesen (Quellen) sey natürlich in Bezug auf die Darstellung der inneren Verhältnisse das bajuvarische Volksrecht das vornehmste. (Allerdings, aber auch davon hatte v. Muchar keine klare Idee; wie sie z. B. in einer trefflichen Monographie: „die Bajoarier und ihr Volksrecht, von Dr. L. M. Wittmann, München 1837," durchgeführt worden ist. Leider scheint dem neuen Geschichtschreiber der uns so nah verwandten Steyermark auch dieser wichtige Behelf unbekannt geblieben und von ihm nicht beachtet worden zu seyn. Hätte er sich doch daraus über eine genaue und präcise Anordnung des Stoffes, und über so manche historisch feststehende Thatsache, z. B. auch über Samo und sein Reich, als einen integrirenden Theil der Steyermark, besser belehren können.*)

*) Wir können uns nicht versagen, aus dieser sehr schäzbaren und in die Geschichte tief eingehenden Erörterung, mit der wir von dem Hrn. Verf. selbst beschenkt worden sind, einige zur Sache gehörige Stellen hier anzuführen.

S. 77, Note 172: „Was das chron. Mell. chremis. Arenpeck, Arentin u. a. von bayerischen Herzogen oder Königen vor Garibald erzählen, beruht allerdings nur auf Tradition; allein nicht leicht ist sie ohne allen historischen Kern: zudem ist wohl auch anzunehmen, daß die Bayern früherhin nicht ohne eigene Fürsten gewesen. S. 78.: „Mehr Wahrscheinlichkeit hat jedoch die Annahme, daß die Agilolfinger Abkömmlinge der einheimischen Fürstengeschlechter sind."

Indem v. Muchar die Reihe der bayeriſchen Herzoge mit einem Agilulf beginnt, ſtimmt ihm der Ungenannte bey, bringt aber ein paar Stellen in Erinnerung, die auf eine fränkiſche Abſtammung

---

S. 94.: „Die Slaven ſind der Bayern Nachbarn geworden, auf der öſtlichen Seite. Den Griechen und Römern waren ſie bekannt unter dem Namen Sarmaten.“ S. 86. „Gerade um dieſe Zeit (von Taſſilo I. und Garibald II.) befand ſich bey ihnen (den Slaven) ein gewiſſer Samo, angeblich ein Franke, wahrſcheinlicher aber, wie ſein Name kund gibt, vom ſlaviſchen Stamme.“ S. 87. „Nicht bloß beugte er die Avaren durch mehrere Niederlagen, ſondern erweiterte auch die Gränzen ſeiner Herrſchaft, beſonders nach Südweſt hin; wo ſich die Slaven zum Theil zwiſchen den Bayern und Longobarden einſchoben. Der Centralpunkt von Samo's Macht war aber Karantanien.“ (?) S. 90. „Ohne die Hagiographen würde es in der bayeriſchen Geſchichte eine Lücke von beynahe einem Jahrhunderte (von zwey) geben. Das Daſeyn dieſes Herzogs (Theodo a. 648) erfahren wir (auch) nicht bey den fränkiſchen Chroniſten, ſondern durch die Biographen des hl. Emmeram ꝛc.“ S. 96. §. 15. Der hl. Rupert. Note. (Der Hr. Verf. hofft auf die Entdeckung neuer Quellen; es genügen die bisherigen, gehörig aufgefaßt, und in Zeit und Raum orientirt, vollſtändig.) S. 97. „Die pia tertia für St. Rupert in Reichenhall.“ (Odilo und Taſſilo gaben dort an Salzburg nichts neueres; ſie beſtätigten nur die viel früheren Schankungen.) S. 98. „Durch Noricum und Rhätien ging er (St. Rupert von Niederpannonien her) wieder zurück und baute ſich in den Wildniſſen des Wallerſees, wohin er auf ſeiner Wanderung gekommen, am Fuße des Heiden- oder Georgenberges, wo man die Grabſtätte des hl. Maximilian entdeckt hatte, eine Wohnung und ein Kirchlein, welches der Herzog Theodo reichlich beſchenkte.“ Hier ſtoſſen wir leider auf einen mehrfachen, und ſehr ſtörenden Irrthum in der Geographie und Topographie, welche beyde Factoren die Documente doch ſo klar nachweiſen. Wie käme St. Rupert durch den Traun- und Arnegau in den Salzachgau heraufwandernd, nach Rhätien? Die Gegend um den Wallerſee war, was ſchon der Name wallarium andeutet, vorzüglich von römiſchen Inſaſſen bewohnt und bebaut, und keineswegs eine Wildniß. Dieſe begann damals an der Salzach hinein, erſt 6 Meilen hinter Salzburg; um „Pongo“ wovon die Pongau, (eigentlich Pongogau) heute 6 Landgerichte umfaſſend und unmittelbar an die Steyermark gränzend, ſeinen Namen hat. Hier, zu Pongo, am Heidenberg, heute Biſchofshofen, hatte a. 600 St. Rupert die cella St. Maximiliani erbaut; und durch ſeine Mönche Waſchgold gewonnen und die Umgegend coloniſirt, was dann durch die Slaven unter Samo a. 630 alles wieder zur Wüſte geworden. S. 105. „Odilo und Bonifazius“ und S. 136. „die Klöſter, von Odilo gegründet.“ Hier hätte ſich dem Verf. wohl Gelegenheit geboten, noch einmal auf die Abtey St. Maximilian im Pongau, denn eine Abtey war ſie vermöge ihrer reichen und erneuerten Ausſtattung, zurückzukommen, und mit Zuhülfnahme der klaren Urkunden die Thatſache aufzufaſſen, daß zwiſchen H. Odilo und der erſten Gründung der Zelle vier bis fünf Generationen abgelaufen waren. S. 149. „Die Salzwerke in Reichenhall.“ „Es könne nicht überraſchen, wenn ſie, wie der hl. Rupert und Theodo, ſchon dem VI. Jahrhundert angehören“ u. ſ. w. unter Beruf auf unſere „Geſchichte der deutſchen, und insbeſondere der bayeriſchen und öſterreichiſchen Salzwerke, München, 1836. Dieſes Werk verbreitet ein Licht über die Geſchichte dieſer Saline, das man vordem kaum ahnen mochte.“ So über das wahre Zeitalter des hl. Rupert, — dürfen wir mit gutem Gewiſſen beyfügen.

In dieſer Beziehung fühlt ſich Hr. Dr. Wittmann ſowohl hier, als oben S. 96. 97. und im Laufe ſeiner ernſten Forſchung durch das Concrete der Geſchichte zu Anerkennung deſſen, was ſchon M. Filz 1831 hervorgeſtellt hat, hingedrängt. Nur der urkundliche Nachlaß von Arno erſcheint ihm damit im Widerſpruch, der aber, nach dem nun gereinigten Text der breves notitiae und des Congestum Arnonis, und nach der dreyfachen Analyſe beyder Documente nicht beſteht, nie beſtanden hat, und nur behufs eines „liebgewonnenen Syſtems“ herausdemonſtrirt werden wollte. Freylich, das hiebey ſo wichtige Subſtrat, das hiſtoriſch-topographiſche Element, liegt, wie eben wieder vorgekommen, und wie es uns ſeit dem Bekanntwerden unſerer neueſten Erörterung in dem hiſt. Archive der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften aus dem Munde haarſcharfer Skeptiker entgegentritt, ganz und gar im Argen. All' die geographiſchen, ethnologiſchen und topographi-

der Agilulfinger ſchließen laſſen könnten. Jedenfalls reicht alſo die Reihe dieſer Herzoge, und die der Theodonen insbeſondere, wovon uns die Neologen in der bayeriſchen Geſchichte nur zwey zugeſtehen wollen, viel weiter hinauf.

Die Schilderung der inneren Verhältniſſe, welche den erſten und zweyten Band einnimmt, ziehe ſich auch noch in den dritten und vierten Band hinüber, (ohne Zweifel in derſelben formellen und materiellen Rathloſigkeit, und es werden den vorliegenden fünf Bänden noch drey weitere folgen, durch die Bearbeitung eines Hrn. Pachner, dem v. Muchar dieſes Geſchäft übertragen habe. (Ein kaum beneidenswerthes Vermächtniß!) Zu einer vollſtändigen, bündigen und klaren Geſchichte der Steyermark würden, unter Ausſcheidung des Materiale in die Monographie der Ortſchaften, Klöſter, Herrſchaften, vier Bände genügen. Ausführlich verbreite ſich der Verf. (ſo fährt der Ungenannte fort) über die, namentlich für dieſe Geſchichte wichtige, aber ſehr beſtrittene Frage: wo das von Samo gegründete Reich zu ſuchen ſey? Die meiſten Hiſtoriker fänden es in den Landen ſüdlich der Donau (ſ. oben

ſchen Verhältniſſe, welche die Urkunden im Leben und Wirken des hl. Rupert, die Donau hinab, und im Innern des Landes von Gau zu Gau herauf nachweiſen, werden entweder gar nicht beachtet, oder mit einer kraſſen Ignoranz beſprochen.

Sie ſehen die windiſche Mark, Steyermark, Lungau, Pongau und die Maximilians-Zelle, ohne Zuſammenhang und Bedeutung, und eben vor den Thoren von Salzburg.

Eine wortgetreue Ueberſetzung der beyden Urkunden in ihrem einfachen unbeirrten Verſtändniſſe, wozu, in topographiſcher Beziehung, mit einigen nachzuholenden Berichtigungen, der Schlüſſel in der topographiſchen Matrikel, München im akad. Verlage 1841, bereits vorliegt, verbunden mit einer anſchaulichen Karte; — nur dieſe beyden Zugaben dürften zur Beleuchtung des wahren Zeitalters des hl. Rupert noch erübrigen. Zugaben, die als Monumenta Germaniae eben ſowohl dem Bedarfe der deutſchen Profan- und Kirchengeſchichte entſprechen, als im Berufe der bayeriſchen und öſterreichiſchen Akademie der Wiſſenſchaften liegen.

in der Note zum bajoariſchen Volksrecht, auch Hr. Dr. Wittmann, eine competente Autorität). Der Verf. weiſe jedoch überzeugend (einer und welcher Gattung von Leſern?) nach, daß es ſich nördlich der Donau, zwiſchen dieſer, zwiſchen Thüringen und den Sarben ſich ausbreitete, daß Böhmen der Mittelpunkt desſelben geweſen, und Karentanien, das man nicht ſelten als den Hauptſitz betrachtet, nicht einmal ein Beſtandtheil dieſes Reiches geweſen ſey. (Alſo dieſe Ueberzeugung theilt nun auch der Ungenannte: es gehört mehr als Freymuth, weit mehr dazu, eine der lauteſten und entſcheidendſten Quellen der Geſchichte, die da beginnt: „temporibus gloriosi regis Francorum Dagoberti, Samo nomine quidam Sclavus manens in Quarantanis fuit dux gentis illius etc.“ (Cod. juv. N. IV. p. 10) zu überſehen, oder wieder zu vergeſſen.) Die Ankunft des hl. Rupert in Bayern, (fährt der Ungenannte fort) ſetzte der Verf. unbedenklich in das Ende des VII. Jahrhunderts, und wohl mit Recht; er laſſe ſich jedoch auf eine Beweisführung nicht ein, die auch in der That überflüſſig wäre, da dieſelbe durch die zahlreichen Schriften, welche dieſen Gegenſtand behandelt haben, längſt erſchöpft ſey.“

Der Streit, welcher deßhalb unter den Gelehrten ſchon in früherer Zeit ausgebrochen ſey, jedoch beygelegt ſchiene, nachdem die gewichtigſten Stimmen ſich für die ſpätere Ankunft des hl. Rupert ausgeſprochen hatten, ſey, wie bekannt, von Michael Filz, in der neueren Zeit abermals angefacht worden; und eben wieder, nachdem auch in dieſen Blättern ſich gewichtige Stimmen in beyderley Richtung hatten vernehmen laſſen, zwey Abhandlungen über dieſen alten Kampfpunkt angekündiget, welche den Streit zu verlängern drohen, da in ihnen beyde ſich entgegenſtehende Anſichten verfochten würden. *)

*) Darunter ſind ohne Zweifel auch die zu Anfang dieſes Jahres im hiſtoriſchen Archive der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien, und in ihrem Notizenblatt erſchienenen Abhandlungen und Repliken über das wahre Zeitalter des hl. Rupert

Damit, und beyher auf eine in der That geringſchätzende Weiſe, und der ſelbſt von der Mehrheit der eben in den hiſtoriſchen Blättern zu Gericht ſitzenden Notabilitäten kaum beygeſtimmt werden möchte, da ſie jede fernere Beſprechung des Gegenſtandes geradezu unmöglich macht, ſchließt der Ungenannte die zweyte Anzeige dieſes zur Zeit fünfbändigen Geſchichtswerkes.

Wer möchte noch zweifeln, daß eben in dieſem emphatiſchen Finale der Kern und der eigentliche Zweck der wiederholten Anzeige ſelbſt ſtecke, die wiſſenſchaftlich und weſentlich nichts neues bringt.

Der dahingegangene gelehrte Verfaſſer dieſer neuen Geſchichte, nicht eine ſolche, nur einen Theil des Apparates dazu hat er unter ſo vielen Mühen geliefert, der ſich, wie er ſelbſt zu verſtehen gibt, hiebey großen modernen Vorbildern hingegeben, um vermeintlich, eine neue, wiewohl ſchwierige Bahn zu brechen, und um ſo Anſichten geltend zu machen, von denen ſeinen Vorgängern nichts geahnt hätte, hat ſofort nicht nur Samo und ſein Reich, er hat die Steyermark ſelbſt herzhaft über Bord geworfen.

Ein Prof. v. Muchar war verſtändig genug, klar einzuſehen, daß es mit dem analogen hl. Rupert und ſeinen Conſequenzen geſchehen ſey, wenn er in Beziehung auf die Slaven und ihrem Führer Samo nach den lautern Quellen und anerkannt einheimiſchen Autoritäten erzähle, weil eben die Geſchichte der Steyermark in ihrer unmittelbaren Angränzung an das Pongau und an die dort vom hl. Rupert gegründete und von den Slaven zerſtörte Cella St. Maximiliani der unvermeidliche Eckſtein iſt, und ſohin auch der Prüfſtein, der übel gehandhabt, gleich dem Talisman in Tauſend und einer Nacht, unfehlbar in das eigene Fleiſch ſchneidet.

Nicht minder wichtig iſt für alle Fälle eine andere Lehre der Geſchichte, daß nämlich der Umſchwung der Dinge im Weltleben, wie auch die Gegenwart davon Zeuge iſt, naturgemäß ankämpfend, wieder Erſatz bringe; und daß ſohin jeder Verſuch, die Geſchichte und das innere Leben der Steyermark von jenem Bayerns zu iſoliren, mißglücken werde, mißglücken müſſe.

zu verſtehen. Was tiefer und umfaſſender als bisher aufgefaßt worden iſt, wird auch in der Art gewürdigt werden müſſen.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der K. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von der k. preußiſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Monatsbericht. Sept. Oct. Berlin. 8.

Von der naturforſchenden Geſellſchaft in Görlitz:

Abhandlungen. 6. Bd. 1. Heft. Görlitz 1851. 8.

Von der Oberlauſitziſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Görlitz:

Scriptores rerum lusaticarum. Sammlung Ober- und Niederlauſitziſcher Geſchichtsſchreiber. Neue Folge. 3. Bd. 1. Lief. Görlitz 1850. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein von Unterfranken und Aſchaffenburg in Würzburg:

Archiv, 11. Bd., 2. u. 3. Heft. Würzburg 1851. 8.

Von der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien:

Denkſchriften. Mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche Claſſe. II. Bd. 1. 2. u. 3. Lief. 1850 u. 1851. Wien gr. Fol.

Denkſchriften. Philoſophiſch-hiſtoriſche Claſſe. 2. Bd. 2. Abth. Wien 1851. gr. Fol.

Sitzungsberichte. Philoſ. hiſtor. Claſſe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 1—5. Heft No. 1—5. Wien 1851. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. März.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts, besonders seit Lessing, bis auf die Gegenwart, historisch und ästhetisch-kritisch dargestellt von Dr. Joseph Hillebrand. Zweyte verbesserte und mehrfach umgearbeitete Ausgabe. I. u. II. Band. Hamburg u. Gotha bey Perthes 1850 u. 1851.

Wenn das Leben wahren Gehalt haben soll, muß es auf Liebe und Wohlwollen beruhen, und wenn Einer sein Volk durch die Geschichte der Nationallitteratur fördern und zur Selbsterkenntniß führen will, muß er in ihm das liebevolle Verständniß der Vergangenheit erwecken. Nur so wird die Geschichte zur Wohlthat und zu einem Förderungsmittel des Wahrheitssinnes; denn darin zeigt sich, wie Göthe gesagt hat, die Wahrheitsliebe am meisten, daß sie überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.

Eine solche auf liebevollem Verständnisse beruhende Geschichte unserer Litteratur entbehren wir noch. Zwar hat uns Göthe in Dichtung und Wahrheit ein Muster lebendiger Darstellung und inniger Theilnahme an der geschichtlichen Entwickelung des Volkes gegeben, ebenso anziehend durch anspruchslose Einfalt, als bewunderungswürdig durch tiefen Ernst und männliche Weisheit, aber indem er mit innerster Aufrichtigkeit dargestellt, wie er selbst durch die fremden Einflüsse bestimmt und gebildet wurde, hat er es unterlassen, einen vollständigen Ueberblick über alle Erscheinungen zu geben und diese auf ihre innern Grundlagen zurückzuführen. Nach Göthe bemächtigte sich die Kritik der Geschichte; ist diese neue Anschauung einerseits historisch, weil die Gesichtspunkte des ästhetischen Urtheils aus den Litteraturkreisen, die besprochen werden, entnommen sind, für die frühere Zeit aus Lessing und Winkelmann, für die spätere aus Göthe, Schiller und Humboldt, so ist sie andrerseits kritisch, indem an die Stelle geschichtlicher Thaten Kategorien der ästhetischen Beurtheilung traten. Der Urheber dieser eigenthümlichen Verbindung der Geschichte mit der Kritik ist Gervinus, der tüchtigste unter den Männern gleichen Strebens, nicht nur als der Vorgänger in dieser Richtung, sondern auch durch seinen billigen Sinn, der in allen Dingen ein mittleres Maaß sucht und alle Kräfte des Volksgeistes in gleichmäßiger Entwickelung begriffen und in gleicher Geltung anerkannt sehen will. Störender für den unbefangenen Genuß wirkt diese vorherrschend kritische Richtung, wo sich Tendenzen zu ihr gesellen, oder wo Tendenzen unter ihr sich verbergen, wie von dem Mittelpunkte, den Gervinus einzunehmen bestrebt ist, nach der einen Seite Vilmar, nach der andern Hillebrand abweicht. Bey Vilmar stört die Absichtlichkeit der conservativen Tendenzen, bey Hillebrand die Ueberschätzung des formellen Freyheitsbegriffes; wenn Vilmar beklagt, daß Klopstock die Anfänge der Revolution mit Jubel begrüßt, bedauert Hillebrand, daß er ihren Fortgang nicht verstanden; wenn Jener von Friedrich II. besonders hervorhebt, was im Urtheil der Deutschen zu seinem Nachtheil gereicht, sieht Dieser in dem philosophischen Könige den eigentlichen Reformator des deutschen Geistes; wenn Jener ungeachtet aller Lobpreisungen mit Lessing zu sympathisiren unfähig

ist, will es ungeachtet des reinsten Willens Diesem nicht gelingen, Jacobi's Eigenthümlichkeit zu begreifen. Indessen bey aller dieser Verschiedenheit haben beyde Schriftsteller denselben schriftstellerischen Charakter, beyde sind, wie Gervinus, kritische, nicht darstellende Geschichtschreiber; nur daß Hillebrand dieses Verfahrens sich bewußt ist und es von der Geschichte fordert, Vilmar aber eben dasselbe befolgt, ohne es sich zu gestehen.

Doch ist bey Hillebrand zwischen den beyden vorliegenden Theilen ein großer Unterschied; der zweyte Theil, Göthe, Schiller und die verwandten Geister umfassend, ist mit hingebender Liebe geschrieben, der erste Theil entbehrt der Fülle geschichtlicher Anschauung und Lebendigkeit. Unmöglich, daß durch solche abstracte Geschichtsbehandlung das Volk seine Geschichte lieben und sich selbst verstehen lernt; unmöglich, daß es von dieser theoretischen Art einen Uebergang zum geschichtlichen Leben findet. Der Verfasser will die allgemeine Bildung mit seinem Buche fördern und doch herrscht im ersten Theile seines Buches diese unfruchtbare Methode, die den Gehalt schöpferischer Litteraturepochen durch formelle Kategorien zu erschöpfen glaubt. Anstatt der ethischen Principien, die allein Leben und Wahrheit in die Geschichte bringen, legt der Verfasser den Begriff formeller Entwicklung als höchsten Maaßstab an jede Erscheinung und gruppirt die Perioden der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts bis auf Göthe also, daß er im ersten Buch den Zustand der deutschen Nationallitteratur bis auf Lessing als den vorreformatorischen, im zweyten Buche Lessing als den Reformator, im dritten die Sturm- und Drangperiode darstellt.

Bey Schriftstellern, wie Gottsched, ist dieser Maaßstab mit Recht anzuwenden, denn Gottscheds Streben ist selbst ein formelles, und der gehaltlosen Regelrichtigkeit gegenüber ist die Befreyung vom falschen Regelzwang ein gehaltvolles Princip. Ueber die Gottsched'sche Litteraturepoche steht das Urtheil des Volkes fest, und wenn auch der Aesthetiker Danzel über dieselbe ein neues Licht zu verbreiten suchte, so hat er das alte Urtheil nur bestätigt: wenn Gottsched auch in einem Paragraphen vom Dichter Einbildungskraft verlangt, so folgt daraus nicht, daß er selbst sie besessen. — Aber was wird unter diesem Gesichtpunkte aus Klopstock? Nichts wäre für die allgemeine Bildung förderlicher als ein tiefes Eingehen auf den innern Gehalt dieses Dichters, eine Wiedererweckung der Gefühlsempfänglichkeit und des geistig frommen Sinnes, die Klopstock aus der Fülle seines Herzens dem Volke mittheilte; wir fordern für die Zwecke unserer Zeit dieselbe Hoheit und Innigkeit, die Klopstock und seine Verehrer für die ihrige forderten.

Wie charakterisirt nun der Verfasser diesen Dichter? Sein Hauptgesichtspunkt ist der, daß Klopstock, wie Wieland die litterarische Reformation d. i., die Selbstständigkeit in Geist und Sprache bey größerer Wahrheit der Empfindung und Lebensauffassung, „zwar vorbereitet, aber nicht selbst begonnen, daß beyde durch Werke höherer Originalität als die bisherigen, die nationale Verallgemeinerung des Interesses an der Litteratur unseres Vaterlandes bewirkten und so die eigentliche nationallitterarische Reformation productiv unmittelbar einleiteten.“ Sie bilden insofern „die klassische Vertretung der höchsten Stufe des regenerativen Litteraturbewußtseyns vor Lessing, hiemit des Ueberganges in die folgende Epoche.“ Diese Grundanschauung scheint uns eine doppelt verfehlte. Denn erstlich gehört Klopstock nicht den vorbereitend regenerativen, sondern der wirklich reformatorischen Periode an, und zweytens ist diese formelle Stellung nicht der wahre Charakter der Klopstockischen Dichtung. Zwar aus jenem formellen Gesichtspunkt fällt er mit Wieland in eine Kategorie zusammen, sein wahres Wesen aber ist nicht das, worin er mit Wieland Eins, sondern gerade das, worin er von diesem unterschieden ist. Der Verf. fährt fort, Klopstocks Wesen und Wirken von diesem beschränkten Gesichtspunkte aus zu betrachten, seine Werke nach der Seite ihrer Mängel und Einseitigkeiten darzustellen, und faßt schließlich also sein Urtheil zusammen: „Nimmt man nun die ganze Art dieses Dichters noch einmal zusammen: die abstracte Erhebung über die Wirklichkeit und Gegenwart, den Mangel an Wirklichkeit in rein menschlichen Verhältnissen, so wie an philosophischer Auffassung der Dinge, die Einförmigkeit in den Gegenständen und ihrer Behandlung, so erklärt sich wohl, warum er

trotz allen Kampfes mit den veralteten Standpunkten und Weisen, trotz aller Kühnheit, womit er der antiken Welt ihre Grundsätze und Formen, dem Orient seine Psalmentöne, dem Norden seine Ossian'schen Wehmuthsklänge abgewinnen wollte, doch weder eine eigentliche reformatorische Wirkung in der Nationallitteratur haben mochte, noch sich weit über die Grenzen seiner Zeit im Interesse der Nation hinausbewegen konnte. — Und so mußte es denn wohl kommen, daß sein Name gefeyert wird, während seine Werke im Ganzen ungelesen bleiben."

Wen soll nun dieß Urtheil fördern? Soll es den Mann befriedigen, der in glücklicher Jugend den Messias mit Herzensandacht und mit Entzücken die heiligen Oden gelesen? Oder soll es die jüngern Generationen, die dieses Glückes entbehrten, anreizen, diese ungelesenen Werke gelegentlich doch noch zur Hand zu nehmen? Ref. ist überzeugt, daß gleich ihm selbst viele Mitlebende einen Theil ihres Jugendglückes dem begeisterten Sänger verdanken und er will noch daran erinnern, wie ganz anders die großen Kritiker der productiven Kunstepoche Klopstock beurtheilt, als der Kaltsinn und der Kleinlichkeitsgeist eines Epigonengeschlechtes. Daß in Klopstocks Werken große Mängel sind, daß der Mangel an sinnlicher Wahrheit und körperlicher Anschaulichkeit viele Stellen im Messias und auch einzelne Oden uns ungenießbar macht, haben auch Lessing und Göthe und Schiller gewußt, aber sie haben doch nicht über diesen Fehlern die wunderbare Geistesgröße des Dichters vergessen. Lessing hat den großen Dichter, den ebenbürtigen Geist, den heiligen Sänger des Messias in ihm anerkannt; Schiller, der am schärfsten den einseitigen Idealismus Klopstocks hervorgehoben, hat dieß doch nur gethan, um diese Gattung der Poesie im Begriffe von der realistischen Dichtung zu scheiden, und wenn er der naiven Dichtkunst den Vorzug vor der sentimentalen insoferne einräumt, als sie ihr endliches Ziel vollkommen erreicht, hat er doch der sentimentalen Poesie, weil sie nach Unendlichkeit strebt, in seinem Herzen den höhern Werth zugeschrieben. Und wie herrlich preiset ihn Göthe! Er liebt im Sänger des Messias den reinen, hochgestimmten Jüngling, den Mann von selbstständiger Würde, den Stellvertreter der Religion, Sittlichkeit und Freyheit, der durch die Erhabenheit seines Gegenstandes selbst eine geheiligte Persönlichkeit und berufen ist, im Genuße des himmlischen Friedens dereinst im Kreise der Seligen an der Seite seiner Meta das Angesicht Gottes zu schauen.

Natürlich kennt der Hr. Verf. diese klassischen Urtheile auch, natürlich führt er sie zum Theile an; aber er gedenkt der Gottesliebe, der Jünglingsthräne, des Vaterlandsgefühles, als seyen es Nebendinge. Und doch sind diese sittlichen Kräfte der wahre Dichtergehalt und die Frage, ob dieser Dichter die regenerative Periode beschließt, oder die reformatorische beginnt, oder vielleicht den Uebergang bildet zwischen jenem Schluß und diesem Anfange, solche Fragen sind Nebensache. So gibt der Hr. Verf. zu, wo bey Klopstock das Herz rede, da sey Klopstock, wie Schiller gezeigt, ein wahrer Dichter; dann werden die bekannten Oden angeführt, in denen die tiefste Empfindung sich ergossen. Aber das Herz hat in Klopstock immer geredet; die Größe seines Geistes ruht auf der Stärke seines Gefühles. Nicht nur im Zürchersee, in den Oden an Cidli, in der Sommernacht und in den frühen Gräbern, sondern auch in den durch ihre Form für uns ungenießbarsten Oden ist wahres und echtes Gefühl.

Mit Wieland beginnt der Verf. den Ton gerechter Anerkennung anzustimmen. Er ist frey von jener Unbesonnenheit, die den Freund der Herzogin Amalie und Knebels, den Freund Göthes und des Herzogs Carl August als einen Wüstling vorstellen, ja er scheint ihn Anfangs zu überschätzen, indem er in Wieland die nothwendige Ergänzung, das „litterarische Correctiv" Klopstocks, den Wieland'schen Standpunkt der gebildeten Sinnlichkeit als den wesentlichen Gegensatz gegen Klopstocks spiritualistische Metaphysik bezeichnet. Dieß scheint aber der Vf. nur aus Vorliebe zu theoretischen Formeln zu thun, um die beyden Männer, welche den Schluß der regenerativen Periode bilden, in systematischer Gruppirung darzustellen. Im Uebrigen ist seine Darstellung umsichtig und gerecht. Was die Geschichtschreiber der Litteratur bey Wieland am meisten interessirt und beschäftigt, ist die völlige Umstimmung, welche in Wielands Leben und Schriftstellerey, wie in keinem andern Auctor statt gefunden haben soll. Der

Verf. löst dieſe Schwierigkeit auf das Glücklichſte; wie ſchon Leſſing geneigt war, die eingetretene Veränderung dem „eigenen Mechanismus“ in Wielands Seele zuzuſchreiben, ſo zeigt der Verf. ausführlich, daß in Wieland keine eigentliche Sinnesänderung vorgegangen, alſo auch keine berechnete Inconſequenz in der Umwandlung ſeiner Lebensanſichten und poetiſchen Standpunkte obgewaltet, vielmehr dieſe Umwandlung nur die „Selbſtbefreyung ſeines widernatürlich in eine ihm nicht entſprechende Bahn getriebenen urſprünglichen Charakters iſt.“ — Wenn wir uns heute ſchwer lebendig vorſtellen können, wie Göthe und der ganze Weimar'ſche Dichterkreis, wie die beſten ſeiner Zeitgenoſſen Wieland ſo ſehr hochgeſchätzt, ſo verdanken wir unſer höher geſtimmtes Gefühl dem Ernſte der Weltereigniſſe, die uns über das Bedürfniß ſelbſtſüchtigen Culturgenußes emporgehoben. Aber auch für uns bleibt die Vielſeitigkeit ſeines Talentes und ſeiner ſchöpferiſchen Kraft ein Gegenſtand gerechter Bewunderung; und wohl mag von allen ſeinen Werken gelten, was Jacobs von ſeiner Bearbeitung des Horatius geſagt, nie könne er in dieſe blicken, ohne ſich an ihr zu ärgern, und nie, ohne von ihr zu lernen.

Auf Klopſtock und Wieland folgt ein Abſchnitt über den nationallitterariſchen Charakter der Wiſſenſchaft um die Zeit der Leſſing'ſchen Reformation nur im raſchen Ueberblick, was in dieſer Hinſicht, d. h. aus dem Geſichtspunkte der Geiſtesbefreyung und vom Standpunkte des vorreformatoriſchen Geiſtes und Bewußtſeyns aus geleiſtet worden iſt. In der Philoſophie ſey in jener Zeit die pſychologiſche Popularphiloſophie und der geſunde Menſchenverſtand, und in der Theologie die rationaliſtiſche Richtung vorherrſchend geweſen. So kurz dieſer Abſchnitt iſt, ſo iſt unverkennbar, daß er aus eigenem Quellenſtudium geſchöpft iſt: man muß im Ganzen die Anſchauung des Verf. gelten laſſen. Doch kann es nicht fehlen, daß mancher Leſer im Einzelnen die Sympathien, die er mitbringt, nicht befriedigt findet. Ref. hätte namentlich Iſelin mehr hervorgehoben gewünſcht, aus deſſen Schriften uns nicht nur „friedlich freundliche Geſinnungen für das Wohl der Menſchheit mit unverſtellter Wahrheit entgegengetreten und eine gewiſſe Kunſt der Darſtellung,“ ſondern ein in Wahrheit männlich ſchöner Stil, philoſophiſcher Geiſt und umfaſſender Tiefſinn.

Indeſſen, was will das Alles heißen? Der rechte Standpunkt für die wahre nationallitterariſche Reformation iſt noch keineswegs erreicht. Wie wir geſehen (!), blieben ſelbſt Klopſtock und Wieland hinter ihm zurück. Noch fehlte „der objektiv nationale Gehalt,“ noch fehlte „der ächte Geiſt unſerer Volksthümlichkeit.“ Nun endlich beginnt die wahre Reformation; den Gehalt gibt Friedrich II., die rechten Principien Leſſing.

Von Friedrich II. hatte Göthe mit Recht geſagt, daß durch ihn der erſte wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt in die deutſche Poeſie gekommen; dieß in Beziehung auf die Dichtkunſt wahre Wort erſtreckt der Verf. auf die geſammte Nationallitteratur, indem er behauptet, Friedrich II. bilde den eigentlichen Mittelpunkt, um den ſich die nationale Wiederbelebung Deutſchlands während des 18. Jahrhunderts dreht.

Auch dieſe Behauptung ſtammt, wie uns ſcheint, aus des Verf. rückſichtsloſem Eifer für theoretiſche Abſtractionen; in dieſem Eifer nimmt er die geſchichtlichen Perſönlichkeiten, wie ſie ſeiner Anſchauung ſich fügen, ſeine Theorie zu beſtätigen ſcheinen. Deſto mehr erfreuten wir uns an ſeiner Liebe für Leſſing. Der Verf. preist Leſſings Geiſtesfreyheit, Wahrheitsliebe und Gerechtigkeit, als ein Mann, der dieſe höchſten Tugenden zu üben ſelbſt im Stande iſt; er ſympathiſirt auf das Innigſte mit Leſſing, wo dieſer den Geiſt freyer Forſchung über Alles ſchätzt, oder einer verfolgten Lehre ſich annimmt, um den Geiſt der Unterſuchung gegen jede Unduldſamkeit und Verkennung zu ſchützen.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Die deutsche Nationallitteratur seit dem Anfange des 18. Jahrhunderts ꝛc.

(Fortsetzung.)

Als das eigentliche Werk Lessings bezeichnet der Verf. die „ästhetische Selbstständigkeit der Principien“ und „die nationale Substanz unseres Volkes.“ Es ist aber nicht bloß die ästhetische, sondern es ist die metaphysische Selbstständigkeit der Principien, die Lessing angestrebt hat; in allen Sphären des Geistes hat Lessing die innere Wahrheit der Dinge und ihren innern vom Wechsel der geschichtlichen Erscheinung unabhängigen Werth zu erkennen gesucht. Wenn der einseitig Orthodoxe von seinem Standpunkte aus behauptet, daß der charakteristische Unterschied zwischen dem Christenthume und den andern Religionen weder ewige Wahrheiten und Lehrmeinungen, noch Ceremonial- und Sittengesetze, sondern lediglich zeitliche Geschichtswahrheiten betrifft, so hat Lessing in der Ueberzeugung, daß alle Wahrheit auf ihrem innern Grunde beruht, und daß die geoffenbarte Wahrheit zur Vernunftwahrheit nothwendig müsse fortgebildet werden, für alle Zukunft der Kirchengeschichte als nothwendiges Axiom den Begriff der innern Wahrheit der Religion ausgesprochen. „Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.“

Indessen weder jene subjectiven Eigenschaften, noch dieser objective Gehalt bezeichnen die wahre Größe des Lessing'schen Geistes, und die eigenthümliche Schönheit des Lessing'schen Styles. Diese Eigenthümlichkeit Lessings scheint uns die mit der Freyheit des Geistes verbundene Anerkennung der Menschen und Dinge zu seyn. Es ist ein bloßes Vorurtheil, daß kritischer Verstand Lessings wahres Wesen bezeichnet; wir erkennen in ihm eben so sehr eine Fülle schöpferischen Lebens, wir glauben, daß bey seinen Werken innige Liebe nicht minder gewirkt als scharfer Verstand. Selbst die theologischen Streitschriften sind durch und durch von einer tiefen Rührung, von echter Empfindung erfüllt. Gerade durch diese Vereinigung geistiger Freyheit und inniger Empfindung war Lessing, was Viele ihm absprechen wollen, ein wahrer Philosoph und ein wahrer Dichter. Als philosophischer Schriftsteller hat er neue Principien entdeckt, und neue Kategorien in die Wissenschaft und Bildung seiner Zeit eingeführt; er hat als ein echter Dichter den tragischen Ernst in Emilia Galotti und im Nathan die sittliche Schönheit dargestellt. Auch die Erziehung des Menschengeschlechtes, auch Ernst und Falk sind eben so wohl Werke des philosophischen Geistes, als Schöpfungen dichterischer Einbildungskraft. Nur wer so liebt, kann so frey denken, nur wer frey denkt, so vortrefflich schreiben, wie Lessing gethan.

Auf Lessing folgen dann die Männer, die das Gefühl der Menschenwürde in dem Leben der Völker geltend gemacht haben. Die Göthe'schen Urtheile bilden hier, wie das kaum anders zu erwarten, immer den Grundton. Der Verf. modificirt diese Urtheile vom Standpunkt unserer Zeit; unser Gesichtskreis ist erweitert, indem wir mit dem Gebiete der

Litteratur und Kunſt zugleich die Gebiete der Kirche und des Staates überblicken. Gut charakteriſirt der Verf. Moſer und Möſer, beyde charaktervolle Männer ſind beſtrebt für die Verbeſſerung des Volkslebens; jener fordert, daß Reform von oben herab beginne, dieſer erwartet ſie vom Volke ſelbſt.

Geringeres Mitgefühl als für dieſe Perſönlichkeiten zeigt der Verf. für Winkelmann; daß er in Winkelmann den Ausgangspunkt einer neuen Epoche erkennt, erwartet der Leſer ohnehin, daß er ihn den erſten wahren Interpreten des griechiſchen Geiſtes nennt, kann auch nicht fehlen. Wenn er aber rühmt, daß Winkelmann den geſammten productiven und hiſtoriſchen Organismus jenes ſchaffenden und bildenden Geiſtes gezeichnet, ſo ſind dieß dem Weſen Winkelmanns ganz fremde Formen; ihm war es bey ſeiner Geſchichte der Kunſt ganz anders zu Muthe, es war ihm, als träte er in dem olympiſchen Stadio auf, als ſähe er junge, männliche Helden und Wagen von Erz mit der Geſtalt des Siegers und tauſend Wunderwerke der Kunſt.

Bey der Betrachtung Winkelmanns muß die Norm gelten, die er ſelbſt für Betrachtung der Kunſtwerke des Alterthums aufgeſtellt: „Gib Achtung, ob der Meiſter des Werkes, welches du betrachtet, ſelbſt gedacht oder nur nachgeahmt, ob er als ein Mann gearbeitet, oder als ein Kind geſpielt hat. Es können Bücher und Werke der Kunſt gemacht werden, ohne viel zu denken; ein Maler kann auf dieſe mechaniſche Art eine Madonna bilden, die ſich ſehen läßt, und ein Profeſſor ſogar eine Metaphyſik ſchreiben, die tauſend jungen Leuten gefällt.“

Des Verf. formelles Eintheilungsprincip macht ſich im dritten Buche des erſten Bandes wieder über die Maßen geltend in der „Sturm- und Drangperiode, bey der kraftgenialiſchen Dichtung.“ Da gilt es „die Emancipation des Individuums in geiſtiger und geſelliger Beziehung,“ da bricht gegen die alte Zeit das neue Princip hervor in Form der Aufklärung, der religiöſen Gemüthlichkeit, des philoſophiſchen Selbſtbewußtſeyns. Natur iſt Alles, Originalität und Genie. In dieſe Emancipationsperiode fallen nicht nur Klinger, Heinſe und Lenz, ſondern auch Hamann und Herder; es iſt aber ein unendlicher Unterſchied, ob dieſe Befreyungstendenz den Hauptinhalt bildet, wie vielleicht bey Klinger und Lenz, oder nur die Form für höhern Gehalt, wie gewiß bey Hamann und Herder, wie ſelbſt bey Heinſe der Fall war.

Ueber Hamann vernehmen wir die Ausſprüche Göthe's, Jacobi's, Herders, Merks, Jean Paul's, Hegel's; was der Verf. ſelbſt hinzufügt, trägt nichts dazu bey, dieſe räthſelvolle Erſcheinung zu erklären, oder jene Zeugniſſe anerkennender Bewunderung zu rechtfertigen. Hamanns Schriften wirkten ſo mächtig durch ihren prophetiſchen Charakter; der Geſammtinhalt ſeiner prophetiſchen Ausſprüche war die Verkündung eines Realismus, der ſich der ſinnlichen Wirklichkeit nicht ſchämt. Gegen den einſeitigen Idealismus kämpfen die empiriſchen Wiſſenſchaften gegenwärtig einen ebenſo gewaltigen, als durch die Art, wie ſie ihn führen, für jegliche Wiſſenſchaft gefährlichen Kampf; für ſie ſelbſt droht der Sieg durch Selbſtüberhebung zur Niederlage zu werden. Hamann hat die Anerkennung der ſinnlichen Realität im allein wahren Sinne, er hat die leibliche Realität als Ergänzung des Geiſtes gefordert. Aber indem er einerſeits mit Recht den Begriff einer von unſrer Erkenntniß unabhängigen Wirklichkeit und über jeden Menſchengedanken erhabenen Wahrheit behauptet, hat er andrerſeits verkannt, daß auch die Organe, durch welche wir dieſer göttlichen Wahrheit inne werden, daß Vernunft und Gewiſſen göttliche Zeugniſſe ſind; wenn es ihm daher gelang, durch Hinweiſung auf eine höhere Welt den menſchlichen Geiſt über ſich ſelbſt zu erheben, ſo war es doch eine vergebliche Anſtrengung, mit großem Aufwand von Geiſt den Geiſt vor ſich ſelbſt herabzuſetzen. Dieß iſt der wirkliche Widerſpruch in ſeinen Werken, nicht aber, wie der Verf. glaubt, jenes Schuldbewußtſeyn, deſſen Stärke vielmehr die eigenthümliche Kraft ſeines Geiſtes iſt. „Gott, ruft Hamann aus, wir ſind ſolche armſelige Geſchöpfe, daß ſelbſt ein geringerer Grad unſerer Bosheit ein Grund unſerer Dankbarkeit gegen dich werden muß; wir ſind ſolche unwürdige Geſchöpfe, daß nichts als unſer Unglaube deinen Arm verkürzen und deiner Frey-

gebigkeit, zu segnen, Grenzen setzen und sie wider ihren Willen einschränken kann."

Ueber Herder redet der Verf., wie es herkömmlich geworden ist, ohne tiefere Erfassung seines Wesens. Seitdem Göthe, um den Einfluß Herders auf seine eigene persönliche Entwicklung klar zu machen, neben den herrlichen Eigenschaften auch der ungleichen Stimmung in Herders Wesen gedenkt, beschäftiget die kritischen Geschichtschreiber diese Launenhaftigkeit des großen Mannes ganz außerordentlich. Aber es wird ihm dieser Fehler doch wieder vergeben, es ist ja „der Zwiespalt seines Wesens, die eigenthümliche Paarung reizbarer Empfindlichkeit und moralischer Energie, liebevoller Sanftmuth und rechthaberischen Trotzes," — all dieser Zwiespalt ist nur „ein Erbtheil seiner Geburt," und so ist der kalte Ernst seines Vaters und die milde Gemüthsstimmung seiner Mutter der Grund seiner Fehler, und es können Herders Werke unter diesen Umständen freylich nicht besser ausgefallen seyn, als sie sind. In der ganzen Darstellung des Verfassers durchaus keine Anerkennung der neuen und großen Principien für die Wissenschaft der Logik und Metaphysik, für Ethik und Aesthetik, welche auch für unsere Zeit noch anregend und belebend sind. Von den Ideen zur Philosophie der Geschichte sagt der Verf., daß die darin dargelegten Aus- und Ansichten von dem Gipfel beobachtet, welchen die Gegenwart in den Naturstudien, in der Geschichte und Völkerkunde erstiegen hat, unzureichend, beschränkt und vielfach umdunkelt erscheinen; doch bliebe dieses Werk immer ein Ehrendenkmal des deutschen Geistes. Den höchsten Gipfel aber hat die Gegenwart erstiegen in der Kunst, Forderungen zu machen; es dünkt der Kritik unserer Tage eine Kleinigkeit, den ganzen „Organismus des Völkerlebens" darzustellen, und es versteht sich heut zu Tage von selbst, daß man Alles mit Allem verbinden müsse, daß man von der Kunst eines Volkes nicht reden kann, ohne von der Religion, nicht von der Religion, ohne zugleich auch von Recht und Sitte, von der Staatsverfassung und dem häuslichen Leben und von der Wissenschaft und Litteratur eines Volkes zu reden. Aber wo ist denn eine Kraft, die Alles ergründet und Alles erschöpft und Alles zusammenfaßt? Eine Philosophie der Geschichte scheint dem Ref. gegenwärtig das eigentliche Ziel unserer philosophischen Wissenschaft zu seyn, denn nur sie führt zu der wahrhaften Vereinigung des Idealismus mit dem Realismus, welche wir so lange vergebens gesucht. Aber um ein so hohes Ziel zu erreichen, muß man frühere Leistungen liebevoll und dankbar anerkennen. Hätten Herders Ideen weiter keinen Vorzug als das lebendige Mitgefühl für die Eigenthümlichkeiten aller Völker, so wäre dieß allein hinreichend, ihnen nicht nur einen geschichtlichen, sondern für alle Zeit dauernden Werth zu sichern.

Sodann schildert der Verf. die Periode der kraftgenialischen Dichtung. „Kaum hatte Lessing durch seinen Laokoon und seine Dramaturgie die Grundsätze der litterarischen Reformation entwickelt und verkündigt, und kaum waren dann von Königsberg her die ersten Signale zu der neuen Bewegung gegeben worden, als sofort der Wettlauf der jungen Genialitäten begann." Der Wettlauf also beginnt: und wir sind bereit, diesem Schauspiele zuzusehen. Von Jedem wird Etwas gesagt und an Jedem Etwas getadelt, an Voßens Poesie die forcirte Natürlichkeit, an Heinse's Werken die karrikirte Sinnlichkeit u. s. f. Dieß alles zusammen macht aber gar keinen geschichtlichen Eindruck. So sagt der Verf. zum Beyspiel von Bürger, daß seine Gedichte aus der Ferne gesehen durch eine gewisse Belebung der Kunst und des Colorits Interesse erregen, und „dem ästhetischen Urtheil sich vortheilhaft darstellen;" in der Nähe bemerke man aber alsbald „allerley, wodurch die poetische Einheit entweder in ihrer ursprünglichen Reinheit getrübt erscheint oder in ihrem freyen Fortschritt gehemmt wird." Unter diesem „allerley" versteht der Verf. „Oberflächlichkeit der Auffassung, durchgreifenden Zwiespalt in Composition und Darstellung, selbstgefällige Coquetterie" u. s. w. Der Verf. hätte es an dem kritischen Urtheile Schillers sollen genug seyn lassen; diese Kritik wird dem Leser nicht den Jugendeindruck verwischen, den das Lied vom braven Manne mit Orgelton und Glockenklang in seiner Seele zurückließ. Ebenso wenig erwartet Claudius erst von der Kritik seinen Platz in

der Litteratur, er lebt im Herzen des Volkes fort; dieß iſt ſeine geſchichtliche Bedeutung.

Ueber die der kraftgenialiſchen Dichtung entſprechende Periode der Wiſſenſchaft enthalten wir uns, Einzelnes mitzutheilen. Nach allem Früheren überraſcht es uns nicht, wenn der Verf. in Jacobi einen Mangel wiſſenſchaftlicher Energie und denkkräftiger Ueberzeugung findet und wenn es ihm durchaus nicht gelingen will, über Lavaters eigenthümliches Weſen ins Klare zu kommen.

Ein ganz anderer Geiſt herrſcht im zweyten Theile des Buches; von dem warmen Hauche einer innigeren Liebe iſt der kritiſche Froſt weggethaut. Aus Göthes unendlich mannichfaltigen Selbſtgeſtändniſſen hat der Verf. die innigſten und erhabenſten Aeußerungen in der allgemeinen Charakteriſtik des Dichters geſammelt. Er ſey mehr als irgend Einer ein Geweihter im Dienſte der Wahrheit, der ſchon im jugendlichen Alter wünſchte, „daß die Idee des Reinen bis auf den Biſſen, den er in den Mund nimmt, immer lichter in ihm werden möge,“ und deſſen Ziel es geweſen, „den Menſchen das Herrliche eines wahren und edeln Daſeyns zum Gefühle zu bringen.“ Als „Genie mit Herz“ hatte ſchon Lavater ihn charakteriſirt; und im Wilhelm Meiſter faßte der Dichter ſein ganzes Streben zuſammen, ſich, wie er ſey, ganz auszubilden. — Dann rühmt der Verf. den Göthe'ſchen Realismus, der die Dinge nahm, wie ſie ſind, ſo daß ſein Anſchauen Denken, und ſein Denken Anſchauen war. Die Natur gehöre dem Menſchen an wie der Menſch der Natur, und Göthe ſelbſt ſage von ſich, „mit allen liebenden, verehrenden, frommen Kräften ſuche er in das heilige Weſen der Natur zu dringen, ihre Krone aber ſey die Liebe;“ und „das Große iſt dem Dichter der höchſte und reinſte Punkt der Wahrheit, die Wahrheitsliebe das erſte und letzte, was vom Genie gefordert wird.“ Mit dieſer Wahrheitsliebe verbunden zeige ſich die Treue, „das Hauptkapital unſers Reichthums, das dem vorübergehenden Menſchenleben himmliſche Gewißheit gibt.“ Und mit der Treue die Uneigennützigkeit und die hingebende Liebe, die der Dichter von ſich ſelbſt bezeugt, wenn er ſagt: „Uneigennützig in Allem zu ſeyn, war meine höchſte Luſt, meine Maxime, meine Ausübung: — man weiß erſt, daß man iſt, wenn man ſich in Anderen wiederfindet: — bis in mein ſpätes Alter war es mein Bemühen, den Menſchen etwas zu Liebe zu thun: — Gott anerkennen, wo und wie er ſich offenbart, iſt die Seligkeit auf Erden.“ — Vorzugsweiſe hebt der Verf. des Dichters raſtloſe Thätigkeit hervor, und in der Thätigkeit die Selbſtbeſchränkung und die Selbſtbeherrſchung; denn das iſt, ſagt Göthe, der edelſte Vorzug des Edeln, daß er ſich ſelbſt bindet; in der Beſchränkung zeigt ſich erſt der Meiſter; — und Alles iſt verderblich, was unſern Geiſt befreyt, ohne uns die Herrſchaft über uns ſelbſt zu geben.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern . 22. März.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. Revue Archéologique. 8 Année. Sixième Livraison. Septembre. Paris 1851. 8.
2. The Museum of the Classical Antiquities: a Quarterly Journal of Architecture and the sister Branches of Classical Art. Nr. I. II. III. London 1851. 8.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest von Eduard Gerhard. Nebst Einer Abbildung. Berlin in Commission bey W. Hertz 1850. 4.
4. Ueber das Metroon zu Athen und über die Göttermutter der griechischen Mythologie von Ed. Gerhard, gelesen in der k. Akademie der Wissenschaften. Berlin 1851. Nebst 4 Kupfertafeln. 4.
5. Denkmäler und Forschungen. Archäologische Zeitung. Jahrgang IX. Berlin 1851. 4.
6. Archäologischer Anzeiger. Zur archäologischen Zeitung, Jahrgang IX. Berlin 1851. 8.

Bey den in diesen Gelehrten Anzeigen vorgeschriebenen Gränzen habe ich absichtlich die vorstehenden neuesten Stücke archäologischer Zeitschriften ausgewählt, weil sie uns in der Kürze mehr oder minder einen Ueberblick geben über ein Gebiet, das wir jetzt als das der vergleichenden Archäologie am füglichsten bezeichnen. — Bevor ich jedoch aus vorliegenden Schriften einige Proben ausshebe und einige Hauptmomente bezeichne, — was hier allein beabsichtigt werden kann —, muß ich zuvörderst auf die ungemeine monumentale Bereicherung aufmerksam machen, die diese Wissenschaft hauptsächlich seit den letzten zwanzig Jahren gewonnen, und wodurch sie, so zu sagen, eine ganz andere geworden ist. Ich erinnere zu dem Ende mit wenig Worten an die Erwerbungen, die uns vor und nach dieser Periode aus Aegypten und Nordafrika, aus den vorder-, mittel- und oberasiatischen Ländern, aus den griechischen Küsten und Inseln, aus den italischen Gestaden und dem Festlande, großentheils ganz unerwartet zugekommen sind, und in der Archäologie große Bewegungen und Veränderungen hervorgebracht haben. Um den ganzen Kreis der Forschungen und bildlichen Darstellungen der daraus hervorgegangenen Comparativ-Archäologie anschaulich zu machen, müßte ich bis zu den Jahren 1816 — 1828 zurückkehren, in welchen Friedrich Münter und Ottfried Müller mit ihren Schriften über die Religionen der Karthager und der Babylonier, sowie über die Etrusker hervortraten; jedoch, da die größesten und wichtigsten monumentalen Entdeckungen erst später gemacht worden, und der Standpunkt dieser Männer auf den meisten Stellen bereits überschritten ist, so beschränke ich mich billig auf die Angabe einiger der neuesten Bücher dieses Faches, die zugleich mit Bildertafeln versehen sind, und ordne sie nach der Jahresfolge:

a) Ueber die Kunst der Phönicier von Ed. Gerhard; in den Abhandlungen der königl.

Preußischen Akademie der Wissenschaften; mit sieben Kupfertafeln, Berlin 1846. 4. [1])

b) **Mémoires D'Archéologie comparée Asiatique, Grecque et Etrusque par M. Raoul-Rochette. — Premier Mémoire. Sur L'Hercule Assyrien et Phénicien considéré dans ses rapports avec l'Hercule Grec à l'aide des Monuments figurés. Paris, Imprimerie Nationale 1848. 4. T. 404 und 9 Kupfertafeln.** [2])

c) **Recherches sur Venus par M. Felix Lajard. Recherches sur Mithras par M. Felix Lajard. Beyde Werke mit Introductions, Planches und Explications des Planches. Paris 1846 — 1850. fol.** [3])

---

1) In dieser inhaltsreichen Vorlesung ist so ziemlich Alles zusammengestellt, was neuerlich von Movers über die Religion der Phönicier, von Hitzig über die Philistäer, von **della Marmora Serradifalco** und Roß (um nur die neuesten Forscher zu nennen) über phönicische Baudenkmäler, Tempel, Gräber, die sogenannten Nuraghen, Pfeiler, konische Steine, Gottheiten und Götteridole aus den vorderasiatischen Küstenländern, Cypern und andern griechischen Inseln, Sardinien, Sicilien ausgemittelt worden. Bey dem Cherubim ist jetzt nachzutragen was Thenius zu I B. der Könige VI. 23 bemerkt, der sie als menschlich gestaltete Schirmer des Heiligthums und als Führer des Jehovah-Heeres darstellt. — Es folgen Bemerkungen über geschnittene Steine, Münzen und Malereyen; bey der letzteren erklärt sich Gerhard gegen einige französische Archäologen, und schließt (S. 617 f.) mit dem Ausspruch: „Wenn nun die Verfechter einer vermeintlich phönicischen Gefäßmalerey sich gegenwärtig bequemen, sie wegen ihrer sichtlichen Verwandtschaft mit der in Phönicien nur vorausgesetzten, aus Assyrien aber vielfach belegten Bildnerey eine phönicisch-babylonische zu nennen, so wäre ihrer Neigung zu zwitterhaftem Ausdruck eher die Benennung einer indisch-babylonischen anzuempfehlen; einfacher aber und zugleich richtiger dürfte es seyn, bey der Thatsache **korinthischer** Vasen zu beharren, und ihre vom Orient stark betheiligte Zeichnung mit einem möglichst allgemeinen Ausdruck als **asiatischen Vasenstyl** im Gegensatze sowohl des reingriechischen als des ägyptischen zu benennen.

2) Unter diesem von mir selbst als passend bezeichneten Titel der **vergleichenden Archäologie** hat der gelehrte und erfahrne Akademiker hiermit ein Werk geliefert, das in zwanzig großen Paragraphen fast den ganzen Kreis der vorweltlichen und classischen Cultur und Bildnerey unter Einer göttlich-heroischen Personification berührt, und dessen Inhalt zur genügenden Würdigung allein eine ausführliche Kritik erfordern würde. Es können also hier nur einige Momente ausgehoben werden. Und da sey es denn gleich zu Anfang erlaubt, bey der sonst so freyen und umfassenden Richtung dieser Denkschrift doch eine Einseitigkeit bemerklich zu machen, indem es mir nämlich scheinen will, daß der Verfasser den Einfluß der ägyptischen Religion und Bildnerey auf die der übrigen Völker nicht genug in Anschlag bringe, und im Gegentheil manche ägyptische Figuren, Attribute und Ornamente von asiatischen namentlich assyrischen abzuleiten, zu sehr geneigt sey. Irre ich nicht, so liefern z. B. die Erörterungen p. 110 sq. p. 118 und p. 347 Belege dazu. Ein zweyter Punkt ist, daß mir Hr. R.-R. in der kritischen Behandlung griechischer Texte nicht so glücklich zu seyn scheint, als in andern Strebungen und Combinationen. Eine Stelle des Dio Chrysostomus mag hier zum Beleg dienen. Ich gebe sie nach dem berichtigten Texte des Emperius, Orat. IV. p. 79. *οὐκ ἐννενόηκας τὴν τῶν Σακῶν ἑορτήν, ἣν Πέρσαι ἄγουσιν. — — λαβόντες — τῶν δεσμωτῶν ἕνα τῶν ἐπὶ θανάτῳ καθιζόντων εἰς τὸν θρόνον τὸν τοῦ βασιλέως, καὶ τὴν ἐσθῆτα διδόασιν αὐτῷ τὴν βασιλικήν, καὶ προστάττειν ἐῶσι καὶ πίνειν καὶ τρυφᾶν καὶ ταῖς παλλακαῖς χρῆσθαι τὰς ἡμέρας ἐκείνας ταῖς βασιλέως. — μετὰ δὲ ταῦτα ἀποδύσαντες καὶ μαστιγώσαντες ἐκρέμασαν.* Hier ändert R.-R.: *Σακαίων*, allein obschon das Fest der Sakäen (*τὰ Σάκαια*) gemeint ist, so ist doch zur Aenderung kein Grund; sodann versucht er weitere Aenderungen, weil er die Lücke übersah, die erst jetzt ausgefüllt ist; endlich schlägt er vor *ἐνέπρησαν*, statt *ἐκρέμασαν* (p. 235 Not. 3. vergl. p. 237 Not. 1). Allein, obschon die Sakäen sonst ein Verbrennungsfest waren, hätte ihn doch die Erwähnung der **Perser** von dieser Conjectur abhalten sollen (s. **Herodot.** I. cap. 140 mit den Auslegern).

3) Der berühmte Verfasser, der selbst die Morgenländer besucht, und von dort schätzbare archäologische Denkmäler mitgebracht, hat in diesen Werken seine Untersuchungen über antike Culte an die Verehrung und bildliche Darstellung zweyer anderer

d) **Religions de l'Antiquité, considérées principalement dans leur formes symboliques et mythologiques; ouvrage traduit de l'Allemand du Dr. Frédéric Creuzer, refondu en partie, completé et developpé par J. D. Guigniaut. Paris 1825—1851. 8.** [4])

Nach dieſer einleitenden Hinweiſung auf die neueſten größeren Forſchungen und bildlichen Darſtellungen auf dem Felde der vergleichenden Archäologie kehre ich zu den Sammlungen und Abhandlungen zurück, deren Titel zu Anfang unter ſechs Nummern verzeichnet ſind, und gebe kurze kritiſche Notizen von ihrem Inhalt [5]).

1. (Revue Archéologique etc.) Hieraus hebe ich aus: P. 383: Verlängerung des Termins der Preisaufgabe bis 1851: „Restituer d'après les monuments, l'histoire des monarchies fondées par les Grecs à l'orient de la Perse, à la suite de l'expédition d'Alexandre et du démembrement de l'empire de Seleucides.“ — Hierbey werden hervorgehoben: die Entdeckungen der Denkmäler in Aſſyrien, Vorderaſien, beſonders Lycien, in Cypern, in Mycenä und in andern Oertlichkeiten Griechenlands, die in den Sammlungen von London, Paris, Turin, Leyden, Berlin [und München [6])] vorliegenden Monumente der griechiſchen oder zweyſprachlichen (numi bilingues) Münzen aus Indien und Baktriana [7]), der Entdeckungen und Forſchungen von Prinſep, Laſſen u. A. — Es werden darauf mit Lob erwähnt die Numismata biblica [8]) ed. Cavedoni, wie auch deſſen Ausgabe

Gottheiten angeknüpft, und wie Raoul-Rochette die Metamorphoſen des Hercules, ſo hat er die des Mithras und der Venus in einer großen Gallerie von Bildertafeln anſchaulich gemacht.

4) Dieſe franzöſiſche Bearbeitung der Symbolik und Mythologie der alten Völker wird ſo eben, unter Mitwirkung der Herren A. Maury und E. Vinet, in 10 Bänden, worunter 3 die Kupfertafeln mit nahe an 1000 Abbildungen enthalten, abgeſchloſſen.

5) Inhaltsangaben der Briefe aus dem brittiſchen Muſeum von Dr. Chr. Walz, Profeſſor in Tübingen, in den Beylagen zu den October-Heften der allgemeinen Augsb. Zeitung habe ich nicht mit aufgenommen, weil der gelehrte Verf. dieſer archäologiſchen Sendſchreiben ſie vermehrt und verbeſſert als eine beſondere Schrift herausgeben wird.

6) Die eingeklammerten Worte habe ich hinzugefügt, um darauf aufmerkſam zu machen, daß Raoul-Rochette in ſeinem oben beſprochenen Mémoire d'Archéologie comparée der Münchner Pinakothek mehrmals gedenkt, und was leicht überſehen werden könnte, in den Additions p. 403 ein auf des Herakles Apotheoſe bezügliches Vaſenbild dieſer Sammlung epikritiſch erläutert hat.

7) Ueber dieſe indiſch-baktriſch-griechiſchen Münzen hat derſelbe Gelehrte gehaltreiche Notices mit Supplements geliefert. Aus Nr. II. derſelben habe ich im erſten Band der Symbolik und Mythologie eine Silbermünze des griechiſch-baktriſchen Königs Agathokles, welche die Vermiſchung perſiſch-griechiſcher Religionen bezeugt, (S. I. S. 348 mit Taf. V. Nr. 15 drit. Ausg.) gegeben. — Da hier von Münzen der Nachfolger Alexanders d. Gr. die Rede iſt, ſo trage ich zu meiner Recenſion von Arneth's Monumenten des k. k. Antiken-Cabinettes (in dieſen Gel. Anzeig. 1851 Nr. 55. S. 146) über die in Siebenbürgen gefundenen goldenen Lyſimacheer zuerſt aus v. Steinbüchel Abriß der Alterthumskunde S. 117 Not. 4 nach: — „ſie haben ein Ausſehen, als wenn ſie bloß gegoſſen wären; doch gibt es Stücke dieſer Art, die von erſter Schönheit, nur ſehr ſelten ſind.“ Sodann bemerke ich: Hieraus erklärt ſich die Behauptung des Prof. Beireis bey Göthe (Werke B. XXXI. S. 225), „ſie ſeyen alle falſch.“ Nämlich der Siebenbürger Fund war damals noch nicht geſchehen. Jetzt würde er von jenen Lyſimacheern ſagen: „ſie gehören zur plagia barbarorum,“ d. h. ſie gehören den von rohen Donau-Völkern nachgeprägten an, wie man von ganz gleichen Philippeern ſagt. Von beyderley Goldmünzen liegen 3 Stücke vor mir. — Dieſe Bemerkungen mögen zugleich als Nachtrag zu dem ſchönen Artikel Lysimachus (Real-Encyclop. IV. S. 1311) dienen.

8) Vergl. J. Cullimore, on the Jewish Shekel in Akerman's Numismatic Journal 1836. II. p. 53 — 68.

von Franscisci Carellii numorum veteris Italiae. — Zuletzt p. 393 wird einer neuen auf Koſten der franzöſiſchen Regierung an den Tigris auszuſendenden archäologiſchen Geſellſchaft gedacht mit der die Eiferſucht auf England verrathenden Schlußbemerkung: „Elle (nämlich cette expédition) doit faire suite aux découvertes et à la brillante exploration de M. Botta, dont nos voisins d'au delà de la Manche on profité à leur tour, et obtenu un succès plus materiel que scientifique.“

(Forſetzung folgt.)

Die deutſche Nationallitteratur ſeit dem Anfange des 18. Jahrhunderts ꝛc.

(Schluß.)

Minder glücklich iſt der Verf. in ſeiner Zuſammenſtellung Göthe'ſcher Selbſtbekenntniſſe über ſein Verhältniß zum Chriſtenthum. Das Chriſtenthum war dem Dichter ein beſonderer Verſuch, das ewige Problem der Religion zu löſen, nicht die letzte, nicht die allumfaſſende Entſcheidung; ſo erklärt er ſich einfach die ſcheinbar widerſprechenden Aeußerungen Göthe's über die chriſtliche Religion. Ebenſo iſt es mit der Geſchichte ſeiner Zeit; es iſt ein fruchtloſes Bemühen, dieſe zerſtreuten Bemerkungen in ein bedeutendes Urtheil zuſammenzufaſſen. Die Richtung nach der innern Selbſtausbildung war in jener Periode der Weimar'ſchen Kunſtepoche bis zur Ueberſchätzung der formellen Geiſtescultur entwickelt; der Begriff von der Bedeutſamkeit ſittlicher Gemeinſchaften ſchien jener Zeit verloren gegangen zu ſeyn. Daß ein Jeder nur als Glied einer Staats- und Kirchengemeinſchaft wahre Selbſtſtändigkeit gewinnen könne, hatten die Vertreter jener Epoche der Litteratur völlig vergeſſen; die auffallendſten Zeugniſſe dieſer ſich auf ſich ſelbſt beſchränkenden Bildung ſind der Briefwechſel Göthe's mit Reinhard und Wilhelm v. Humboldt's Abhandlung über die Grenzen der Wirkſamkeit des Staates.

Der Menſch iſt aber nicht nur berufen, Wahrheit zu erkennen, ſondern auch die Wahrheit zu thun; wir bedürfen nicht nur der Erkenntniß der Natur, ſondern wir ſind auch zur Theilnahme an der Geſchichte verpflichtet. Die Natur, ſagt Göthe, mannichfaltig ins Unendliche, iſt ſchön und häßlich, gut und bös, alles mit gleichem Recht; wenn er dann aber behauptet, das Widerſpiel in der Natur ſey in dieſer Beziehung die Kunſt, ſo müſſen wir vielmehr ſagen: die Geſchichte iſt dieſes Widerſpiel der Natur.

Innigeres Mitgefühl mit den geſchichtlichen Entwicklungen der Menſchheit ſehen wir in Schiller. Auch er will den unbeſchränkten Genuß ſeines Herzens, und hält die Ausbildung des Einzelnen für den höchſten Lebenszweck, aber er zeigt zugleich ein tiefes Gefühl für die Menſchheit als Gattung, für das ſittliche Ideal, für die heroiſche und geſchichtliche Tugend.

Auch der Verf. erkennt, daß auf dieſer Idealität der Geſinnung Schillers ganzes Weſen ruht, daß der ſittliche Sinn der Kern ſeiner Perſönlichkeit, der Inhalt ſeiner Poeſie iſt. „Es iſt ihm Ernſt damit, den Menſchen nicht bloß in einen Traum der Freyheit zu verſetzen, ſondern ihn wirklich und in der That frey zu machen.“

Endlich enthält dieſer zweyte Band die Darſtellung der mit Göthe und Schiller gleichzeitigen ſchöngeiſtigen Litteratur. Indem der Raum dieſer Blätter nicht geſtattet, auf dieſelbe näher einzugehen, heben wir ſchließlich hervor, daß es der Verf. nicht unterließ, in dieſem Abſchnitt auch Georg Forſter und dem Grafen Schlaberndorf ein Denkmal der Liebe zu ſetzen.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. März.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1. Revue archéologique.
2. The Museum of the Classical Antiquities.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forschungen.
6. Archäologischer Anzeiger.

(Fortsetzung).

2. The Museum etc. Aus Nr. I. hebe ich aus: eine Abhandlung des Professors Schönborn in Posen über ein in Lycien von ihm entdecktes Denkmal; aus Nr. II. — von B. Gibson — über das von Fellows entdeckte jonische Monument zu Xanthos und von Ed. Falkener über das Mausoleum oder Grabmal des Mausolus in Halikarnassus. Nr. III. Bemerkungen über die Sammlungen antiker Denkmäler in den Museen Italiens, in der Glyptothek zu München und im brittischen Museum von Charles Newton; endlich aus derselben Nr. über das jonische Heroum zu Xanthos [9]), jetzt im brittischen Museum, von Ed. Falkener.

Fassen wir nun diese neuesten und nächst vorhergehenden Entdeckungen und Aufklärungen von Denkmälern in den vorderasiatischen Ländern, in Phönicien und Griechenland zusammen, und vergleichen damit, was seit dem älteren Niebuhr in Mittelasien, am Tigris und Orontes, in Medien

9) Xanthos, die größte Stadt in Lycien, wurde zweymal zerstört; das erstemal durch die Perser unter Harpagos (Herodot I. 176 vergl. W. W. LLoyd Xanthian Marbles; Harpagus the Mede, London 1845 p. 95 sqq.); das zweytemal durch die Römer unter Brutus (Dio Cass. XLVII. 34. Appian. B. C. IV. 77). Unter den Tempeln werden ebendaselbst (IV. 78) genannt τὸ Σαρπεδόνειον; wie denn auch eben dort ein Sarpedonischer Apollo verehrt wurde, ingleichen in einem uralten Tempel ein Lykischer, daneben Latona im Ἀητῷον, mit Cultussagen, denen von Delos ähnlich (K. O. Müller, Dorier I. S. 216 ff.). Die merkwürdigsten und großartigsten Ruinen dieser Stadt liegen beym heutigen Koonik (s. Forbiger in Pauly Real-Encycl. VI. S. 2776 mit den Anmerkk.); vergleiche Loyd Xanthian Marbles; the Harpy Monument. Lond. 1844; the Nereid Monument. Lond. 1845. Die dort abgebildeten vogelartigen und in ihren Klauen Kinder tragenden Frauen war man anfangs geneigt, aus der heiligen Ornithologie der Perser als Schutzgenien des Lebens zu erklären, jetzt vergleicht man sie mit den homerischen Ἅρπυιαι (Odyss. α. 241, υ. 76. vgl. Commentatt. Herodott. p. 346 sqq.) und sucht ihnen eine funeräre Bedeutung beyzulegen (vergl. Raoul-Rochette Mémoires d'Archéol. comp. I. p. 77). — Ueber das Mausoleum in Halikarnaß, dem heutigen Budrun, das zur Zeit Gregors von Nazianz noch bestand, hatte ich schon zu dessen Erklärer Nonnus viele Zeugnisse der Alten zusammengestellt (s. meine Meletemata I. p. 95 sqq.), und jetzt hat Chr. Walz in seiner und Pauly's Real-Encyclop. (IV. S. 1670 f.), was von den neuern Archäologen und Künstlern darüber geforscht und praktisch versucht worden ist, nachgetragen. — Näheres werden wir wohl demnächst in seiner Schrift über das brittische Museum zu erwarten haben, nachdem er die Sculptur-Fragmente selbst hat betrachten können, die von diesem Denkmal daselbst aufbewahrt werden.

und Persien bis nach Baktriana und Nordindien hin entdeckt worden ist, so müssen wir zwar Eugène Bournouf's Entdeckung des Verständnisses der Zend-Sprache als die Basis aller Fortschritte, welche die Studien der Keilschriften in den letzten Jahren gemacht haben, so wie die großen Leistungen Lassen's auf diesem und nahe liegenden Feldern bewundern, wir müssen die damit zusammenhängenden Entzifferungen der assyrischen, medischen und persischen Monumente durch Rawlinson und das daraus gewonnene Licht für profane und heilige Geschichte, so wie für die religiösen Vorstellungen der Assyrer sowohl als die biblischen in den Propheten und in der Apokalypse, wie sie Etienne Quatremère u. A. nachgewiesen haben, dankbar anerkennen; aber so lange noch hunderte von Inschriften aus Niniveh [10]) u. a. O. unenträthselt in den europäischen Sammlungen ruhen, müssen wir auch bekennen, daß das, was wir gewonnen, größtentheils noch verschlossene Schätze sind. Indem ich diesen Ausspruch eines großen Orientalisten mir aneigne, erlaube ich mir die Schlußbemerkung, daß wir Archäologen noch vorerst durch philologische Anwendung der griechischen Schriftsteller aus den vorderasiatischen und hellenischen Bau- und Sculpturwerken für Kunst und Wissenschaft einen erfreulichen Gewinn zu ziehen haben.

Nr. 3. Diese Schrift hat zum Haupttitel: Mykenische Alterthümer mit dem Zusatz: Io die Mondkuh und das Löwenthor zu Mykenae. — Ueber die erste Gruppe auf der beygefügten Kupfertafel sagt der Verfasser (S. 3 f.): „Es ist die Rede von einer ansehnlichen, aus den sicilischen Gräbern von Centorbi herrührenden und mit der Sammlung des Baron Pisani zu Palermo durch Herrn Maler's Eifer in die Antikensammlung zu Karlsruhe versetzten Thonfigur, in deren wundersamer halbthierischer Bildung die hauptsächlich aus Aeschylos allbekannte Jungfrau Io uns unverkennbar entgegentritt.“ [11]) — Ueber die zweyte Abbildung spricht sich derselbe weiterhin und namentlich in zwey Anmerkungen (Nr. 40 und 53) aus, wovon ich die zweyte hierher setzen muß: „Die Bildwerke des Löwenthores wurden von Gell, Hirt und Creuzer Symb. I. 267 ff. (vergl. die Abbildung nach Gell daselbst Taf. III. Nr. 10) aus persischem Feuerdienst gedeutet, dagegen Göttling (N. Rhein. Museum I. 161 ff. Arch. Museum zu Jena Nr. 31) zugleich mit Berichtigung der Zeichnung vielmehr Löwen als Symbole irdischen Schutzes und eine Säule als Symbol des göttlich schützenden Thiergottes Hermes darin sieht.“ [12])

Da der hier vorgezeichnete Raum uns verbietet, den ganzen Gang solcher Untersuchungen zu verfolgen, so bietet sich uns der Schluß der vorliegenden sehr willkommen dar, wo der Verfasser selbst die Ergebnisse in folgenden Sätzen mittheilt: „1. Das Dunkel vorgeschichtlicher Zeiträume zu lichten, geben die Symbole alten Götterwesens, in Sagen

10) Vergl. jetzt: Ninive und sein Gebiet, mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigristhale von H. J. C. Weissenborn. Erfurt 1851.

11) Hiermit muß man jetzt verbinden den Aufsatz in der archäologischen Zeitung Jahrgang IX. Nr. 32 S. 370 mit Taf. XXXII. Das unteritalische Thongefäß nach einem Kupferstich von Tischbein: Gehörnte Io oder Kora, wobey E. Gerhard auf diese seine Abhandlung über die Karlsruher Thonfigur zurückweist.

12) Was Göttling's Berichtigung der Zeichnung betrifft, so lasse ich sie auf sich beruhen, eben so wie den Werth seiner Deutung, die aber durch eine uralte äginetische Vasenmalerey korinthischer Fabrik im Museum Blacas nicht begünstigt wird. Da ich mich wundern muß, daß der sonst so umsichtige Hr. E. Gerhard dieses Bildes nicht gedenkt, so muß ich wenigstens die Hauptworte Raoul-Rochette's, der es in seinem Mémoire sur l'Hercule Assyrien, pl. VIII. auf einer colorirten Tafel geliefert hat, hierhersetzen. Nachdem er den Styl des Vasenbildes als assyro-phönicisch bezeichnet hat, fügt er bey (p. 76 sq.): Le sujet de la peinture offre, de chaque côté d'un objet qui à la forme générale d'une colonne, avec des divisions et details qui peuvent tenir à une intention mystique, deux Lions, opposés l'un à l'autre, comme ils le sont sur la porte de Mycènes“ (vergl. denselben im Journal des Savants 1841 p. 361). — Uebrigens hatte ich, außer Gell's Kupfertafel, durch gütige Mittheilung des Herrn Oberbau-Directors Hübsch noch eine größere Zeichnung von Hrn. Fauvell zur Einsicht, und jetzt liegt der Siegel-Abdruck eines Gemmenbildes desselben Löwenthores vor mir, in dessen Vertiefung das Wort ΚΥΚΛΟΠΩΝ eingegraben ist.

und Denkmälern überliefert, uns einen Anhalt. Dieser Satz bewährt sich in Argos durch die Symbole von Rind, Wolf und Löwe. 2. In der pelasgischen Urzeit von Argos wird eine Mondgöttin verehrt, deren Symbol die Kuh ist; ihr Name verliert sich im spätern Namen der Hera, und ist in dem ihrer angeblichen Priesterin Jo vielleicht erhalten. Ein ihr beygesellter Dienst des männlich gedachten Feuers ist in Argos dem Sternenhimmel, im Feuerbringer Phoroneus, Jo's Bruder, vielleicht auch im Dienst des Apollo Agyieus zu finden. 3. In eben jener Urzeit — einer Zeit, die den Pelasgerkönig des Landes Gelanor einem Stier, den Ansiedler Danaos einem Wolf verglich, — gründete Danaos neben dem Dienste der Mondgöttin die Verehrung des lykischen Licht- und Wolfgottes, [13]) Apollo Lykeios, in dessen Heiligthum der Feuerdienst des Phoroneus erhalten blieb. 4. Mit Pelops dem Tantaliden wandert in Argos der Dienst der lydischen Göttermutter ein und gründet, dem frühern Dienst der Mondgöttin vermischt, den spätern Hera-Dienst. Symbol dieser Göttin ist der Löwe; des Löwen Sieg über die Rinderheerden spricht Unterwerfung des ältern Dienstes der Mondkuh unter die Löwendiener aus. 5. Diesem großen Ereigniß griechischer Religionsgeschichte hat die Sage von Jo's Verstoßung, die bildende Kunst im Löwenthor von Mykenä ein Denkmal errichtet. 6. Die pelasgischen Sagen von Jo der Mondkuh erinnern an die phönicische Astarte sowohl als an ägyptische Gottheiten Joh und Isis; im Apollo des Danaos und im Heradienste der Tantaliden ist lykischer, lydischer, oberasiatischer Einfluß unverkennbar; erst mit der so begonnenen Heroenzeit tritt der dardanische Zeus und die heilige Götterehe achäischer Sage ein."

Nr. 4. Ueber das Metroon zu Athen u. s. w. — Auch aus dieser Abhandlung desselben Archäologen kann ich hier nur Weniges hervorheben. — Im Eingang (S. 3) sagt Hr. E. Gerhard: „Als Tempel der phrygischen Göttin wird das Metroon ausdrücklich bezeugt, und je befremdender dieses Zeugniß für ein Gebäude uns ist, welches in Mitten des atheniſchen Marktes [14]), dem Buleuterion eng verbunden die Staatsurkunden Athens an seinen Wänden enthielt, neben Tholos sowohl als Apollo-Patroos-Tempel den Heiligthümern des Staates angehörte, und ein gefeyertes Götterbild von Phidias, dem größten Bildner Athens, gefertigt erhielt, so sind die späten Aussagen doch unverwerflich, nach denen ein phrygischer Priester, von den Athenern verunglimpft und getödtet, von seiner Göttin aber gerächt, einen ihrem Dienst günstigen delphischen Orakelspruch und demnach die Gründung jenes atheniſchen Metroon's veranlaßte. Hierauf bezieht sich in seiner Lobrede der Göttermutter Julian, hierauf die im Einzelnen mehr oder weniger glaubhafte Erzählung der Lexicographen.

Weiterhin (S. 5) stellt sich der Verfasser seine Aufgabe so: „Ueber die Einwanderung des phrygischen Götterdienstes nach Athen und zwar im blühendsten Zeitpunkt seiner Geschichte, im Zeitalter des Perikles kann nach diesem Allen kein Zweifel seyn (wobey auch im Verfolg an die Verpflanzung der phrygischen Göttin nach Rom erinnert wird). Allerdings aber bleibt bey dem engen Zusammenhang des Metroon mit den angesehensten Staatsgebäuden und Heiligthümern, mit Buleuterion, Tholos und Apollo-Patroos-Tempel, eine solche Einsetzung der phrygischen Göttin zur vornehmsten Göttin des atheniſchen Staatslebens ohne erklä-

13) Hier hätte unter den Denkmälern argivischer Thiersymbolik doch auch der Silberdenare gedacht werden sollen, die auf der Vorderseite das Vordertheil eines Wolfs, auf der Kehrseite den Buchstaben *A* mit der Mondsichel zeigen (Eckhel D. N. V. II. p. 286 sqq. Mionnet II. pl. 46. nr. 4).

14) Diese und weiter folgende Stellen über die Oertlichkeiten des atheniſchen Metroon haben seitdem eine Epikrise hervorgerufen, nämlich Raoul-Rochette's im Journal des Savants 1851 pag. 555, deren Einleitungsworte ich hier beyfüge: — par Suidas; et dèslors nous connaissons avec toute certitude l'emplacement du Metroon, puisqu'il se trouvait ainsi voisin de l'extrémité orientale d'Aréopage etc. — Ueber das *Μητρῷον* als Staatsarchiv beruft sich Gerhard auf die Stellen der Alten, und bringt die Erörterungen zweyer Neuern in Erinnerung, nämlich Leake's Topograph. S. 96 und Böckh's Staatshaushaltung I. 435. (Man vergleiche jetzt die zweyte Ausgabe dieses Werkes S. 532.)

rende Eigenthümlichkeiten ihres Wesens und Dienstes nichts desto weniger uns unbegreiflich, dergestalt daß — die Aufgabe uns obliegt, jenes vielleicht nur scheinbare Phänomen hellenisirten Barbarenthums, nachdem es als Thatsache außer Zweifel steht, nach Möglichkeit zu erklären." — Endlich das Ergebniß der ganzen Untersuchung lautet in den Schlußworten so (S. 19): „Das heilige Feuer fand nun auch in Mitten des Marktes einen neuen erweiterten Staatsheerd, der schlangengestaltete Burghüter und der ihm entsprechende Poseidon Erechtheus [15]) fanden ihr Gegenbild im Zeus Bulaios und im *Λαίμων ἀγαθὸς* des Agathe-Tyche-Tempels, die phallische Kraft des Hephästos und Hermes, ihre entsprechende Darstellung theils im Hephästostempel, theils in dem des Apollo Patroos: zu genügendem Beweis, daß die Muttergöttin, die neben diesem letztern ihr staatliches Heiligthum hatte, daß die im Metroon verehrte und von uns hiemit gedeutete Göttin keine phrygische Göttermutter, sondern wiederum, aber als Mutter gedacht, nur die athenische Stamm-Mutter und Burggöttin war."

Endlich berühre ich noch den Schluß dieser Abhandlung über das Metroon in Athen. S. 34 heißt es: „Tafel IV. Göttermutter als Grabesgöttin. Das Relief von gebrannter Erde Nr. 1. — rührt aus Gnatia (Fasano) her, und ward von Hrn. Panofka im Jahr 1847 zu Neapel für das Berliner k. Museum erworben. Den Untersuchungen über die Göttermutter wird es als ein, den Gräberidolen der Athene Polias (Anm. 46.) vergleichbares, augenfälliges Zeugniß hier angereiht, wie ein als Demeter oder als sonstige chthonische Göttin gemeintes Sitzbild in Gestalt und Verehrung der ihr ursprünglich gleichnamigen und gleichgeltenden (Anm. 26.) Göttermutter entspricht." — Hierbey erinnere ich an ein anderes Thonrelief aus Locri in dem Museo regio zu Neapel, und ergänze damit meine Bemerkungen über von Arneths Beschreibung eines goldenen Todtenkranzes in der Sammlung des Königs von Bayern in München. [16]).

(Fortsetzung folgt.)

15) Manche dieser Beziehungen sind jetzt weiter entwickelt in der späteren Schrift desselben Verfassers: Ueber Ursprung, Wesen und Geltung des Poseidon. Berlin 1851 vgl. besonders S. 179 und S. 198 mit den Anmerkk. 123 — 128; wie hinwieder bildliche Darstellungen vorliegender Abhandlung und ihre Deutungen mit der vorhergehenden über Mykenische Alterthümer einigemal zusammengestellt werden, z. B. Tafel I. Nr. 16 das Löwenthor; vgl. S. 31 Nr. 16 daselbst.

16) Münchner gel. Anzeigen 1851 Nr. 56 S. 454, wo ich über den Namen des Donatar's dieses Kranzes: *Κρειθώνιος* bemerkte: „Bey der nachlässigen Schreibart dieser Inschrift wird man wohl *Κριθώνιος* schreiben und lesen dürfen. Wie nun, wenn es ein bloß für den Ceres-Dienst angenommener Cultusname wäre, analog gebildet mit *Τροφώνιος* (*Τρεφώνιος*), der ernährende Gott des Ackerbaues, der geliebte Säugling der Demeter, d. i. der Göttin, welche den Athenern und andern Hellenen die Frucht der Gerste aus dem Schooße der Erde hervorgebracht, worin sie die Todten (*Δημήτριοι*) zu ihrer Tochter Kora = Praserpina auch wieder aufnahm." — Zuletzt erinnerte ich an den analogen römischen Namen Hordeonius. — Jetzt theilt in der Originalgröße mit und erläutert obiges Thonrelief aus Locri ein italienischer Archäolog, in einem Briefe betitelt: Sopra un antico basso rilievi di argilla, Lettera indiritta al Ch. Sig. Duca di Serradifalco da Filippo Gargallo-Grimaldi. Dieses Basrelief zeigt neben Hades auf einem Throne sitzend die verschleierte Persephone in der rechten Hand einen Hahn, in der linken einen großen Büschel von Gerstenähren haltend; daneben Mohn, Blumen, Gans und andere Attribute der unterweltlichen Gottheiten, wobey der Herausgeber an Trophonios u. s. w. nach dem Zeugnisse der Alten erinnert. — Wie hier der italische Archäolog dieses schöne griechische Basrelief erläutert hat, so gibt jetzt der deutsche in der so eben erschienenen Schrift: Atalante und Atlas. Antikenkranz zum eilften Berliner Winckelmannsfest geweiht von Theodor Panofka. Nebst bildlichen Darstellungen, Berlin 1851. Nr. 6 S. 14 ff. unter dem Titel: Hades und Pherephassa, grüner Jaspis in eiserner Ringfassung, treffliche Aufschlüsse über ein Bildwerk aus demselben Cult- und Mythenkreis.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

Essai historique sur la Collégiale de S. Pierre à Lille. Lille 1850.

Il duomo ossia cenni storici e descrittivi della cattedrale di Modena. Modena 1845.

Dr. M. W. Hefftter, Die Geschichte des Klosters Lehnin. Nach meist unbekannten urkundlichen Quellen zusammengestellt. Brandenb. 1851.

A. Fahne, Das fürstliche Stift Elten. Köln 1851.

Tracts illustrating the history, doctrine and discipline of the society of friends. Lond. 1848.

Will. Sewell, The history of the rise, increase and progress of the christian people called Quakers. 6. ed. Vol. 1. 2. Lond. 1834.

Rules of discipline of the religious society of friends with advices. Lond. 1834.

W. Penn, A brief account of the rise and progress of the people called Quakers. Manchester 1834.

Dr. K. Gützlaff, Bericht seiner Reise von China nach England. Cassel 1851.

G. de Felice, Histoire des protestants de France, depuis l'origine de la réformation jusqu'au temps présent. Par. 1850.

J. Bryce, Ten years of the church of Scotland 1833 to 1843. Vol. 1. 2. Edinb. 1850.

R. Wallace, Antitrinitarian Biograpraphy. Vol. 1—3. Lond. 1850.

G. Schweder, Die Bedeutung der evangelischen Kirchenfrage in Preußen. Berlin 1850.

Dr. Ch. G. Neudecker, Die handschriftliche Geschichte Ratzeberger's über Luther und seine Zeit. Jena 1850.

Denkschrift über die Lage der Katholiken in den Niederlanden seit ihrer Emancipation im J. 1798. Köln 1850.

A. Crottet, Correspondance française de Calvin avec Louis du Tillet, sur les questions de l'église et du ministère évangélique 1537 — 1538. Genève 1850.

J. Beecham, An essay on the constitution of Wesleyan Methodism. Lond. 1850.

Buchez Santez Nonn ou vie de Sainte Nonne et de son fils Saint Devy (David), publié par l'abbé Sionnet. Par. 1837.

F. C. Husenbeth, Emblems of Saints. Lond. 1850.

Dr. H. Rückert, Das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen in Thüringen, Gemahls der heiligen Elisabeth. Nach der letzten Urschrift übersetzt von Fr. Ködiz von Salfeld. Leipzig 1851.

Dr. G. F. G. Goltz, Clemens von Rom. Berlin 1850.

A. Destrombes, Histoire de S. Amand et du christianisme chez les Francs du Nord au 7. siècle. Par. 1850.

A. D. Bouix, Du concile Provincial. Par. 1850.

Coleccion de los Concordatos y demas convenios celebrados despues del Concilio Tridentino entre los reyes de España y la Santa Sede, ilustrada con notas y observaciones. Madrid 1848.

I. Davis, A digest of legislative enactments relating to the society of friends commonly called Quakers in England. Lond. 1849.

Aktenstücke aus der Verwaltung des evangelischen Kirchenrathes. Heft 1. Berlin 1851.

C. E. Tauberth, Die Abschaffung der Stolgebühren im Königreich Sachsen. Grimma 1851.

W. E. Gladstone, Remarks on the royal Supremacy. Lond. 1850.

J. Gaupp, Ueber das Verhältniß der protestantischen Kirche zum Staate. Glogau 1820.

R. P. Fr. Magin-Ferrer, Compendio de la historia del direcho de la iglesia en España en orden á su libertad é independencia del poder temporal. Barcelona 1849.

Die evangelischen Domkapitel in der Provinz Sachsen. Halle 1850.

E. Buschbeck und G. Steinacker, Verfassungsentwurf für die evangelische Kirche Oesterreichs. Triest 1850.

W. J. E. Bennett, The church, the crown and the state: their junction or their separation. London 1850.

Aktenstücke aus der Verwaltung der Abtheilung des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten für die innern evangelischen Kirchensachen vom 2. Januar 1849 — 11. Juli 1850. Berlin 1850.

Viertes Quartal. October – December 1851.

Manuscripte.

Augsburger Rechtbuch, zusammengetragen von Heinrich Herwartt. fol. Cod. chartac.

Druckwerke.

A. Cappi, Biblioteca Classense illustrata ne' principali suoi Codici e nelle più pregevoli sue edizioni del secolo XV. Rimini 1847.

K. W. Krüger, Ueber Plagiate; eine Deuterologie. Berlin 1851.

L. J. Grotto. Della Universitá di Padova. Padova 1841.

Ph. Chasles, Etudes sur la littérature et les moeurs des Anglo-Américains au XIX. siècle. Par. 1851.

Ch. Durot, De l'organisation de l'enseignement dans l'université de Paris au moyen-âge. Par. 1850.

H. G. Moke, Histoire de la littérature française. T. 1 — 4. Bruxelles 1849.

J. Schnell und C. F. Schönbein, Die Universität von Basel. Basel 1851.

Die Universität Göttingen. Leipzig 1842.

Dreux-Duradier, Bibliothèque historique et critique du Poitou. Histoire littéraire du Poitou. T. I — III. Niort 1842 — 49.

Memorie della reale accademia delle scienze di Torino. Serie seconda. T. IX. X. Torino 1849.

Précis analytique des travaux de l'académie des sciences, belles lettres et arts de Rouen pendant l'année 1849. Rouen 1849.

Denkschriften der k. k. Akademie der Wissenschaften. Philosoph. historische Classe. Bd. I. II. 1. Wien 1850 —51. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Bd. I. mit Atlas in Fol. Wien 1850.

Arsberättelse om framstegen i Kemi under år 1848 afgifven till Kongl. Vetenskaps-Akademien af L. F. Svanberg. Stockholm 1850.

Annales de la société Linnéenne de Lyon. Années 1847 — 1849. Lyon 1850.

Report of the 20. meeting of the British Association for the advancement of science, held at Edinburgh in July and August 1850. Lond. 1851.

Ch. Bartholmess, Histoire philosophique de l'académie de Prusse depuis Leibnitz jusqu'à Schelling, particulièrement sous Frédéric-le Grand. Par. 1850.

G. Filangieri, Oeuvres, traduites de l'Italien. Nouvelle édition . . . par M. B. Constant. T. I. II. Par. 1822.

Franz v. Baader, Sämmtliche Werke. Bd. I. oder I. Hauptabtheilung. Bd. 1. Gesammelte Schriften zur philosophischen Erkenntnißwissenschaft aus speculativer Logik. Herausgegeb. von Dr. Fr. Hoffmann. Leipzig 1851.

Fr. List, Gesammelte Schriften, herausg. von Prof. L. Häusser. Th. 3. Stuttg. 1851.

Delle prose e poesie liriche di Dante Allighieri, prima edizione per cura del Dottore Aless. Torri. Vol. 4. Della lingua volgare. Livorno 1850.

Dr. J. L. Krapf, Vocabulary of six east-African languages. (Kisúahelli, Kinika, Kikámba, Kipokómo, Kihiau, Kigálla). Tubing. 1850.

J. H. Dessauer, Leschon Rabbanan oder aramäisch-chaldäisch-rabbinisch-deutsches Wörterbuch. Erlangen 1849.

Dr. Fr. G. Otto, Grammatici incerti de generibus nominum sive de dubio genere opusculum. Gissae 1850.

Fr. L. Stamm, Vorschule zum Ulfila oder Grammatik der gothischen Sprache. Paderborn 1851.

Dictionary of the Amharic language. By Ch. W. Isenberg. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

G. Seulesskul, Abezedarju Romjanesky. Jássy 1833.

— — Grammatica Romjanéské. Vol. 1. 2. Jassy 1833.

H. N. Riis. Kaňhuma ni mmofra de sua kăn. Basel 1850.

J. Chappé, Histoire de la télégraphie. Par. 1824.

Brachet, Dictionnaire chiffré. Par. 1851.

J. F. Lobeck, Quaestionum Jonicarum liber, quo novam Hippocratis editionem indicit auctor. Fasc. 1. Königsberg 1851.

Dom. Scinà, Storia letteraria di Sicilia ne' tempi greci. Napoli 1840.

Dr. Fr. Lübker, Die Sophokleiſche Theologie und Ethik. 1. Hälfte. Kiel 1850.

Rig-Véda ou livre des hymnes, traduit du Sanscrit par M. Langlois. T. II. III. Par. 1850.

Publications of the Hakluyt Society.

Rich. Hawkins, The observations in his voyage into the South Sea in the year 1593. London 1847.

Christ. Columbus, Select letters, relating to his four voyages to the New World. Transl. and ed. by R. H. Major. Lond. 1847.

W. Ralegh, The discovery of the large, rich and beautiful empire of Guiana: Ed. by Rob. Schomburgk. Lond. 1848.

Th. Meynarde, Sir Francis Drake his voyage by Cooley. Lond. 1849.

Th. Rundall, Narratives of voyages towards the North-West . . in search of a passage to Cathay and India 1496 to 1631. Lond. 1849.

W. Strachey, The histoire of travaile into Virginia Britannia: Ed. by Major. Lond. 1849.

Th. Rundall, Memorials of the empire of Japan in the 16 and 17 centuries. Lond. 1850.

R. Hakluyt, Divers voyages touching the discovery of America and the Islands adjacent. Ed. by John Winter. Lond. 1850.

Ferd. de Soto, The discovery and conquest of Terra Florida, transl. out of Portuguese by Rich. Hakluyt. Lond. 1851.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima à Perou: exécutée par Fr. de Castelnau. Histoire du voyage. T. 2 — 4. Par. 1851.

Brosset, Rapports sur un voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, exécuté en 1847 — 1848. Livr. 3 et dernière, avec Atlas. Petersb. 1851.

A. Schultze, Neueſtes über Auswanderung und von Ausgewanderten für das Jahr 1851. Leipzig 1851.

O. Hübner, Statiſtiſche Tafel aller Länder der Erde. Leipzig 1851.

Od. Braconnier, La geographia applicata alla storia . . . ed. Lazari. Vol. I. fasc. 1. Venezia 1851.

A. Guyot, Grundzüge der vergleichenden phyſikal. Erdkunde in ihrer Beziehung zur Geſchichte des Menſchen. Leipzig 1851.

J. Holzapfel, Der deutſche Ritterorden in ſeinem Wirken für Kirche und Reich. Wien 1850.

Fr. v. Raumer, Antiquariſche Briefe von A. Böckh u. ſ. w. Leipzig 1851.

Annali dell' instituto di correspondenza archeologica. Vol. 21. Roma 1850.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1850. Roma 1850.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1850. Fasc. 1. 2. Roma 1850.

Dr. H. Brugſch, Sammlung demotiſch-griechiſcher Eigennamen ägyptiſcher Privatleute aus Inſchriften und Papyrusrollen zuſammengeſtellt. Berlin 1851.

Dr. H. Brugsch, Inscriptio Rosettana hieroglyphica etc. Berl. 1851.

Dr. H. W. Schulz, Die Amazonen-Vaſe von Ruvo erklärt u. ſ. w. Leipzig 1851.

Dr. J. L. Saalſchütz, Zur Kritik Manetho's u. ſ. w. Königsberg 1851.

A. J. Layard, Inscriptions in the cuneiform character from Assyrian monuments. Lond. 1851.

Rich. Lawrence, Elgin marbles from the Parthenon at Athens. Lond. 1818.

E. Getty, Notices of Chinese Seals found in Ireland. Dublin 1850.

V. Langlois, Essai sur les monnaies des rois arméniens de la dynastie de Roupène. Par. 1850.

Alex. Moreau de Jonnès, Statistique des peuples de l'antiquité. T. 1. 2. Par. 1851.

A. Flegler, Das Königreich der Longobarden in Italien. Leipzig 1851.

E. Gauttier d'Arc, Histoires des conquêtes des Normands en Italie, en Sicile et en Grèce. Première époque 1016 — 1085. Avec Atlas. Paris 1830.

Dr. J. Fehr, Geſchichte der europäiſchen Revolutionen ſeit der Reformation. Bd. 2 Tübingen 1851.

M. Sempéré, Considerations sur les causes de la grandeur et de la décadence de la monarchie Espagnole. T. 1. 2. Par. 1826.

Ferd. Ranalli, Storia degli avvenimenti d'Italia. Fasc. 20 — 27. ed ultimo. Firenze 1851.

A. Frizzi, Memorie per la storia di Ferrara. 2. ediz. Fasc. 7 — 14. Ferrara 1849.

Vinc. Lazari, Scrittura di Jacopo Sansovino etc. Venezia 1850.

Salvat. de Renzi, Topografia e statistica medica della città di Napoli. 4. ediz. Napoli 1845.

G. La Masa, Documenti della rivoluzione Siciliana del 1847 — 1849 in rapporto all' Italia. Torino 1850.

Alph. Balleydier, Histoire de la révolution de Rome. Vol. 1. 2. Par. 1851.

L. G. J. de Brequigny, Table chronologique de diplomes . . . concernant de l'histoire de France. T. VI. Par. 1851.

Diplomes et chartes de l'époque mérovingienne . . . par M. Létronne. Livr. 5. Par. 1851.

Les Mérovingiens et les Carlovingiens et la France sous ces deux dynasties. T. I — III. Par. 1816.

M. Thiers, Histoire du Consulat et de l'émpire. Vol. 9. 10. Par. 1851.

Almanach national; annuaire de la république française pour 1851. Par. 1851.

E. Behſe, Geſchichte der deutſchen Höfe ſeit der Reformation. I. Abtheilung. Preußen Th. 1. 2. Hamburg 1851.

Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. Inscriptiones Germaniae primae et Germaniae secundae. Th. 1. Seligenſtadt 1851.

J. W. Appell, Kurheſſen in einer geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſchen Ueberſicht. Darmſtadt 1851.

G. A. Ackermann, Syſtemat. Zuſammenſtellung der im Königreiche Sachſen beſtehenden frommen und milden Stiftungen. Leipzig 1851.

Fontes rerum Austriacarum. II. Abtheilung. Diplomataria et acta. Bd. 3. Das Stiftungen-Buch des Ciſtercienſer-Kloſters Zwettl. Herausg. von J. von Fraſt. Wien 1851.

Ueberſichts-Tafeln zur Statiſtik der öſterreich. Monarchie, zuſammengeſtellt von der k. k. Direction der adminiſtrativen Statiſtik. Wien 1850.

F. Palacky, Dějiny národu českého. Dilu III. Částka 1 od roku 1403 Do 1424. W Praze 1850.

Archiv des ungariſchen Miniſteriums und Landes-Vertheidigungs-Ausſchuſſes. Redig. von J. Janotykh v. Adlerſtein. Bd. 1. Altenb. 1851.

F. v. Pillersdorf, Die öſterreich. Finanzen beleuchtet. 2. Aufl. Wien 1851.

Al. Fenyes, Ungarn im Vormärz. Nach Grundkräften, Verfaſſung, Verwaltung und Kultur dargeſtellt. A. d. Ungar. Leipzig 1851.

W. Hahn, Friedrich der Erſte König von Preußen. Im Jahre 1851 dem 150jährigen Königreich. Berlin 1851.

A. v. Witzleben, Aus alten Parolebüchern der Berliner Garniſon zur Zeit Friedrichs des Großen. Berlin 1851.

A. Trendelenburg, Zum Gedächtniß Friedrichs des Großen. Berlin 1851.

A. F. Riedel, Zehn Jahre aus der Geſchichte der Ahnherrn des preuß. Königshauſes. Berlin 1851.

Fr. X. Mühlbauer, Das Militär-Medizinal-Weſen Bayerns. Erlangen 1849.

Ed. Devrient, Das Paſſionsſpiel im Dorfe Ober-Ammergau in Oberbayern und ſeine Bedeutung für die neue Zeit. Leipzig 1850.

G. M. L. Pillot, Histoire du parlement de Flandres. Vol. 1. 2. Douai 1849 — 50.

Edw. Jones, Index to records, called the originalia and memoranda on the Lord treasurer's Remembrancer's Side of the Exchequer. Vol. 1. 2. London 1793 — 1795.

W. Johnston, England as it is, political, social and industrial in the Middle of the nineteenth century. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

M. Villemain, Histoire de Cromwell. Brux. 1851.

Bibliotheca Gloucestrensis: a collection of scarce and curious tracts relating to the county and city of Gloucester. Part I — III. Gloucester 1823 — 1825.

M. Guizot, Monk. Chûte de la république et rétablissement de la Monarchie en Angleterre en 1660. Etude historique. Brussel 1850.

Grafton's chronicle or history of England. From the year 1189 to 1558. Vol. I. II. Lond. 1809.

C. F. Wegener, Aktenmäßige Beyträge zur Geſchichte Dänemarks im 19. Jahrhundert. Th. I. Lief. 1. 2. Copenhagen 1851.

A. Erismann, Armee und Militärſanitätsweſen der Herzogth. Schleswig-Holſtein. Bern 1851.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. Revue Archéologique.
2. The Museum of the Classical Antiquities.
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfest.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forschungen.
6. Archäologischer Anzeiger.

(Fortsetzung.)

Nr. 5. Denkmäler und Forschungen. Ich hebe aus Nr. 26 und 27 des Jahrgangs 1851 der archäologischen Zeitung aus: a. „Herakles und die Winter-Hora; Fragmente eines Zuges zur Peleushochzeit. Hierzu die Abbildung Tafel XXVI. von C. B. Stark. — b. Kyzikos und Herakles. Hiezu die Abbildung Taf. XXVII. von Theodor Panofka."

Ehe ich von diesen neuesten Abhandlungen über Herakles spreche, erinnere ich, daß von alten und neuern Schriftstellern kein Gott oder Heros mehr und vielseitiger behandelt worden ist, als eben dieser [17]), in artistischer Hinsicht, besonders seit dem großen Zuwachs an Vasenbildern und seit der Entdeckung der Sculpturen von Olympia. — Jetzt begrüßen wir in dem Verfasser der ersten Abhandlung (a) einen jungen Archäologen, der nach gründlichen philologischen Studien in Deutschland die Früchte seiner italienischen Reise schon in einer Anzahl kleiner Schriften [18]) niedergelegt hat, in welchen sich ein reger Forschungsgeist, lebendiger Sinn für alte und neue Kunst mit einer schönen Darstellungsgabe vereinigen. Diese guten Eigenschaften beurkunden sich auch durch obige Abhandlung, woraus ich mehrere Hauptsätze hier aushebe (S. 290 ff.). „Ein im Katalog von Göttling [Auflage II. unter Nr. 135 [19])] beschriebenes Relief im Gypsabguß zeigt uns augenscheinlich das Stück eines größeren Frie-

---

17) Eine Uebersicht gibt K. O. Müller im Handbuch der Archäologie der K. §. 110. 1 — 9 u. 411. 1 — 6, wozu noch einige neuere vor den obigen kommen, wie z. B. Hercule tuant l'Hydre de Lerne par M. Roulez; Étude du Mythe Géryon par J. de Witte à Paris 1841. Conjectures archéologiques sur le torse de Belvedere à Paris 1842; Minervini über Hercules und Dole, und meine eigene Abhandlung: De vasculo Herculem Buzygen Minoemque exhibente (in den Annali dell' Instituto archeologico di Roma Tom. VII. (vgl. Symbolik I. S. 98 und IV. S. 417 dritte Ausgabe.)

18) De Tellure Dea deque eius imagine a Manuele Phile descripta Commentatio. Scripsit Carolus Bernhardus Stark. Jenae 1848 mit einem Kupferstich, eine Florentiner Gemme darstellend. Quaestiones Anacreonticae; Kunst und Schule; Rom und Köln; endlich: Albrecht Dürer und seine Zeit.

19) Nämlich des archäologischen Museum zu Jena, wohin dieser Gypsabguß nebst mehrern andern durch Mittheilung des Cavaliere Campana gekommen. S. hiezu den Kupferstich auf Taf. XXVI. 1 und 2 mit der Unterschrift: „Herakles und die winterliche Hore. Thonreliefs vom Götterzuge zur Hochzeit des Peleus."

ſes, den ein Eyerſtab bekrönt. — Wir erblicken auf ihnen zwey Geſtalten nach der rechten Seite für den Beſchauer vorwärts ſchreitend. Voran tritt eine jugendliche, männliche, nackte Geſtalt, die einen auf den Rücken geworfenen Stier auf der linken Schulter trägt. — Die gewaltige, die Laſt aufwiegende Kraft erfüllt den ganzen Körperbau, und beſonders äußert ſie ſich in dem ſtarken, ſtierähnlichen Nacken und dem kurzen Haupthaar. Das Geſicht iſt bartlos, und ſtimmt ganz mit dem überhaupt ſich ausſprechenden Ephebenalter überein. Ein Löwenfell fällt von der linken, nicht ſichtbaren Schulter herab. — Es folgt eine jugendliche weibliche mädchenhafte Geſtalt in derſelben Richtung ruhig mit dem linken Fuße vorangehend. Sie iſt reich bekleidet in ſtarkwolligem, die Jagdſtiefel an den Füſſen zeigenden Chiton, der zu einem *κόλπος* aufgeſchürzt iſt; eine über beyde Schultern gelegte, beſonders faltig über den rechten Arm aufbauſchende *ἀμπεχόνη* fällt auf den Rücken länger herab. Sie trägt über der linken Schulter einen Knotenſtock, an dem ein paar todte Waſſerhühner und ein Haſe als Jagdgewinn hängen, während die Rechte eine todte Sau [20]) an den Hinterfüſſen nachſchleift. Wir ſehen, beyde Geſtalten eilen Gaben bringend als zu einem Opfer oder Schmauſe nach derſelben Seite. Der Styl iſt ein ächt griechiſcher von einem wunderbaren Schwung der Linien, und erinnert ſehr an die Auffaſſung jener tanzenden Chariten, wie ſie auf dem Reliefſtück im Museo Chiaramonti erſcheinen.“ — Nachdem darauf der Verfaſſer einige andere Deutungen beſeitigt und die dargeſtellte Handlung näher beſprochen hat, fährt er fort: „Die weibliche Geſtalt, welche Gegenſtände der Jagd trägt, iſt offenbar die Hora des Winters, wie ſie ganz in der nämlichen Auffaſſung auf zwey Basreliefs erſcheint; — daß die Horen vor Allem bey dem hochzeitlichen Zuge und der darauf folgenden *εὐνομία* der Götter einen Platz haben, liegt in der tieferen Beziehung des nach dem Wechſel der Zeiten geregelten ſchaffenden ehelichen wie telluriſchen Lebens; ſie bereiten ja (nach Mosch. Idyll. II, 166 ed. Herm.) Zeus und Europa das eheliche Lager. Zugleich ſind ſie recht eigentlich die Geberinnen der nothwendigſten Gaben des Lebens. Alſo erſcheinen ſie bey den zwey Hauptdarſtellungen von feyerlichen *γάμοι* der Götter, dem des Peleus und der Thetis (Apoll. III. 13). — Nun fragt ſich aber dreyerley: in welcher Beziehung ſteht Herakles zu den Horen, daß er als ihr *ἀρχηγὸς* gleichſam erſcheint? wie kommt er dazu, Stierträger zu ſeyn? haben wir ſonſt Spuren von ſeinem Erſcheinen bey jenem Hochzeitszuge?

In dem Mythus des Herakles geht neben der rein ethiſchen helleniſchen Grundidee immer die phyſiſche, in der ſyriſch-phönikiſchen Auffaſſung wurzelnde durch. Dort iſt er das durch die 12 Zeichen ſich durchkämpfende Sonnenjahr, dort der Chronos, der die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten erhält [21]). — Die Beantwortung der zweyten Frage wird ſo eröffnet: „Aber er trägt einen Stier und einen getödteten auf der Schulter. Gehört der Stier zu jedem Opferſchmaus, alſo beſonders zum hochzeitlichen, wird der Götterſchmaus auch als ein irdiſcher dargeſtellt, ſo kann Niemand ihn dazu als Gabe bringen, als eben Herakles. Er iſt ja der *ταυροφόρος* (Theocr. Id. 17, 20), der *βουφάγος, βούλιμος, βουθύτης* [22]).“ — „Es fragt ſich endlich,

20) Ich erinnere hierbey an einen von Raoul-Rochette (Mémoires d'Archéolog. comp. p. 363. mit pl. V. nr. 7.) beſchriebenen etruskiſchen Scarabäus, worauf der phöniciſche Hercules mit einem Löwen auf der Schulter und mit einem Wildſchwein, das er kopfunterwärts am Schweife hält, mit der Bemerkung: „Le sanglier, symbole de la saison froide de l'année, par opposition au lion, symbole des chaleurs dévorantes de l'été.“

21) Mit Recht führt der Verfaſſer hierbey Movers Phönic. I. S. 445 an. Er hätte auch die Symbolik, beſonders in der dritten Ausgabe, anführen können, wo in einer ganzen Reihe von Erörterungen die Ideen von Herakles als dem die zwölf Zeichen des Thierkreiſes durchkämpfenden Jahresgott, als Wanderer, als Natur- und Ehe-Gott (namentlich II. S. 604 — 659) durchgeführt ſind.

22) Auch hier enthalte ich mich weiterer Auszüge, weil Jedermann das Weitere bey mir nachleſen kann; ſowohl in der oben angeführten lateiniſchen Abhandlung über ein Erbachiſches Vaſenbildchen, worauf Herakles als Ochſenſpanner (*βουζύγης*) erſcheint,

erscheint Herakles sonst bey jenem Hochzeitszuge? Unter den von Ptolemäus (Hephäst. VI. p. 196 ed. Westerm.) als Geschenke bringend angeführten Göttern ist er allerdings nicht aufgeführt, aber auch nicht die Horen. Auf dem Relief von Zoega (Bassirilievi di R. tab. 52) ist überhaupt kein größerer Zug dargestellt. Dagegen auf der François-Vase können wir in dem fünften, leider fast ganz zerstörten Viergespann ziemlich mit Bestimmtheit Athena und Herakles voraussetzen. — Also werden wir auf unserm Relief kein Hinderniß finden, den Herakles mit Horen als zum γάμος des Peleus und der Thetis schreitend zu erkennen" [23]).

Die zweyte Abhandlung (b), die ich aus demselben Hefte ausbebe (Nr. 27), überschrieben Kyzikos und Herakles, eröffnet der geniale Th. Panofka mit folgendem Vorwort. „Die bildende Kunst hat uns zumal auf Vasen mit Thaten des Herakles, nicht bloß mit der bekannten Zwölfzahl, sondern auch den Kämpfen mit Antäos, Alkyoneus, Eryx, Geryones, Kyknos [24]) u. a. so reichlich gesegnet, ohne daß für die Religionsforschung oder Symbolik erheblicher Gewinn daraus erwuchs, daß man fürwahr keinem den Fortschritt seiner Wissenschaft wahrhaft liebenden Archäologen verdenken kann, wenn er sich offenherzig der Herakleen müde bekennt, und die Kunde einer in einem Grabe von Chiusi neu entdeckten gelbfigurigen Amphora, auf welcher wiederum ein Zweykampf des Herakles zum Vorschein kömmt, ohne besondern Enthusiasmus, ja selbst ohne gespannte Neugierde empfängt. Die vorliegende Vase aber, deren Kenntniß wir dem Herausgeber dieser Zeitschrift (E. Gerhard) verdanken, verdient auf keine Weise eine so kalte und gleichgültige Aufnahme, da sie nicht nur unter den sämmtlichen auf Herakles bezüglichen Bildwerken eine der ersten Stellen beansprucht, sondern auch in der Gattung der Vasen überhaupt als eine der lehrreichsten zu gründlicher Prüfung auffordert [25]). —"

Die auf der Hauptseite gemalte Scene macht uns zum erstenmal mit einem Mythos bekannt, der bisher übersehen fast zu den „verlegenen" (worüber Panofka eine gelehrte von mir anderwärts besprochene Schrift bekannt gemacht hat) sich zählen darf. Er bildet einen der wichtigern Momente des Argonautenzuges, an dessen Spitze die Traditionen einerseits den Herakles, andrerseits den Jason setzen, und lautet also:

„Kyzikos, König der Dolionen zu Kyzikos an der Propontis, hatte einem Orakel gemäß die bey ihm landenden Argonauten freundlich aufgenom-

---

und wo ich die Zeugnisse der Griechen und Lateiner über die thessalischen und rhodischen Sagen, worin Herkules auch als Ochsenschmauser (βουφοίνας) erscheint, zusammengestellt habe. (S. Instituto archeologico di Roma, Annali VII. pag. 108 sqq.) — Jetzt kann man das Wesentliche in der dritten Ausgabe der Symbolik I. S. 98 und IV. S. 417 finden.

23) Zur Unterstützung dieser Deutung verweiset E. Gerhard auf Tafel XXIII. XXIV. ebendaselbst, woselbst die François-Vase abgebildet ist, und bringt auf Tafel XXVI. Nr. 2 aus Campana's Opere diplastica tav. 64. die hierher gehörigen Thonplatten mit den Figuren der übrigen Horen und mit Peleus und Thetis bey. — Hiermit, füge ich hinzu, reihen sich also diese Thonreliefs den zahlreichen andern hochzeitlichen Darstellungen an, die wir auf antiken Denkmälern antreffen, und wovon K. O. Müller im Hdb. d. Arch. d. K. §. 99. und besonders §. 429. eine Uebersicht liefert, wozu ich jetzt noch beyfüge: De Witte, Cabinet Durand p. 217 — 224 und Roulez, Notice sur deux peintures de Vases à Sujets Nuptiaux (im Bulletin de l'Acad. de Bruxelles, Tom. VIII. nr. 6.)

24) Dieser, bemerke ich hierzu, schon am Amykläischen Thron (Pausan. III. 18. 7) und vielleicht auch am Theseion zu Athen dargestellt; vergl. O. Müller's Handb. §. 99. 6. §. 410. 4. auf etruskischen Gemmen §. 175. No. 2. — Ueber Geryones habe ich de Witte's Mémoire schon oben angeführt, wo auch andere herakleische Kämpfe genannt sind.

25) Der Verfasser gibt darauf eine kritische Recension dieses Mythus, wozu ich noch Hyginus fab. XVI. hinzufüge und bemerke, daß schon Muncker und Staveren p. 60 die Variationen in dieser Sage nachgewiesen.

men. Doch als dieſelben nach ihrer Abfahrt vom Sturm zurückgetrieben in der Nacht abermals landeten, wurden ſie von den Dolionen für die feindlichen Makrier angeſehen und bekämpft, wobey Kyzikos durch Jaſon oder Herakles ums Leben kam. Am Morgen erkannte man den Irrthum, weßhalb die Argonauten drey Tage mit den Dolionen um Kyzikos trauerten und ihm zu Ehren Leichenſpiele einſetzten.“ (Darauf ſucht der Verfaſſer durch kritiſche Prüfung der Zeugniſſe und der einzelnen Züge der Malerey in Geſtalten, Waffen und Attributen die Entſcheidung zu begründen, daß in dieſem Vaſenbilde nicht Jaſon, ſondern Herakles vorgeſtellt ſey, und fährt dann fort:) „Durch Löwenfell und ſcythiſchen Bogen in der Linken hat der Maler den unbärtigen Herakles hinreichend charakteriſirt, zugleich aber durch die Beinſchienen, die er ihm beylegt, den Krieger und Anführer bey der Argonautenexpedition, ſo wie durch den erhobenen Anker, deſſen ſich ſeine Rechte gleich einer Streitaxt zur Gegenwehr bedient, den ſich die Landung erſtreitenden Heros ſinnreich und klar bezeichnet.

In dem Krieger, der in vollſtändiger Rüſtung mit ſeiner Lanze herbeyeilt, um den Herakles anzugreifen, läßt ſich Kyzikos um ſo weniger verkennen, als ſeine Kopfbedeckung den Sohn des Aeneas und der Aenete [26]), den Dolionen verräth, wie wir ſie auf Münzen von Ainos [27]) auf dem Haupt des Hermes Dolios finden. Nicht minder ſtimmt ſein jugendliches Geſicht wie ſeine Geſtalt mit des Apollonius (Arg. I. 962. o. Schol.) Schilderung des noch flaumbärtigen und kinderloſen Fürſten wohl überein. Es wird ſodann die herbeyeilende und ihre Rechte auf die Schulter des bedroheten Herakles legende beflügelte Athene hier als Athene Jaſonia, Athene die Helferin bezeichnet, und zuletzt mit der Bemerkung geſchloſſen: „Die Aehnlichkeit, welche Kyzikos auf unſerer Vaſe in ſeiner Stellung mit dem behelmten Krieger in raſchem Lauf, einen Thunfiſch hinter ſich, auf einer Goldmünze von Kyzikos (Mionnet Deser. II. 527. 77.) verräth, berechtigt wohl, dieſem Krieger den Namen Kyzikos beyzulegen.“

(Schluß folgt.)

---

26) Obſchon Aeneas in der Note wiederholt wird, muß es doch Aeneus heißen (*Αἰνεὺς — Αἰνήτη*); ſ. Apollon. Rhod. I. 950. Orph. Argon. vs. 605 sq., vergl. Muncker ad Hygin. fab. 16 pag. 59 und Parthen. Narratt. amatorr. 28. p. 177 mit Westermann.

27) Der Verf. verweiſet auf Mionnet Pl. XL. 3. u. A. Das Lob, das Heinr. Meyer Geſch. der Kunſt II. S. 247 dieſen Großſilbermünzen ertheilt, finde ich durch ein vor mir liegendes Exemplar beſtätigt. Die im Verfolg angeführte Cyzikener Goldmünze erinnert mich an einen ebenfalls vor mir liegenden Gold-Stater (*Κυζικηνὸς στατήρ*, abgebildet bey Sestini degli Stateri antichi p. 49 tav. IV. mit dem Löwenkopf), gehörig zu den gangbarſten Goldmünzen in den Handelsplätzen der alten Welt, ohne daß man den venetianiſchen Zecchino von ſolchen Cyzicenis herleiten darf, wie noch in der Real-Encycl. von Pauly II. S. 835 wiederholt wird (ſ. meine deutſch. Schriften zur Archäol. I. S. 335). — Wenn Niebuhr in den Vorträgen über alte Geſchichte I. S. 103 Recht hätte, daß es lydiſche Münzen ſeyen, ſo dürfte man vielleicht an Herakles, als Sonnengott und Schutzherrn ihrer Hauptſtadt Sardes im Zeichen des Löwen (Symbolik II. S. 632 f. dritte Ausg.) denken.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung).

Al. v. Reutz, Versuch über die geschichtliche Ausbildung der russ. Staats- und Reichs-Verfassung. Mitau 1829.

Dr. G. Weil, Geschichte der Chalifen. Bd. 3. Mannheim 1851.

Ch. Texier, Description de l'Arménie, la Perse et la Mésopotamie. Livr. 19 — 29. Paris 1850.

L. Glöckler, Venezuela und die deutsche Auswanderung dorthin. Hamburg 1851.

Memoirs of a life chiefly passed in Pennsylvania with in the last sixty years. Edinb. 1822.

J. Bigelow, Jamaica in 1850. New York 1851.

L. G. Vischer, Chronologische Tafel voor de Geschiedenis der Israeliten in Nederland. Utrecht 1850.

Dr. G. Brecher, Das Transcendentale, Magie und magische Heilarten im Talmud. Wien 1850.

A. Oehlenschläger, Meine Lebenserinnerungen. Ein Nachlaß. Bd. 2 — 4. Leipzig 1851.

H. Ch. Heimbürger, Urbanus Rhegius. Nach gedruckten und ungedruckten Quellen dargestellt. Gotha 1851.

Dr. A. M. Schulze, Christian Ferdinand Schulze nach seinem Leben und Wirken. Gotha 1851.

Ch. Lenormant, M. de Chateaubriand et les mémoires d'outre-tombe. Par. 1850.

J. Döllinger, Luther, eine Skizze. Freib. 1851.

M. A. Charma, Lanfranc, notice biographique, littéraire et philosophique. Par. 1849.

Abbé C. Carton, Biographie de M. Pierre Simons, évêque d'Ypres. Bruges 1844.

Biographie des hommes remarquables des Basses-Alpes. Digne 1850.

A. J. Binterim, Hermann II. Erzbischof von Köln aus authentischen Urkunden dargestellt. Düsseldorf 1851.

M. Bermann, Oesterreichisches biographisches Lexikon. Heft 1. Wien 1851.

J. Woolman, A journal of the life, gospel labours and christian experiences of that faithful minister of Jesus Christ. Lond. 1847.

Ed. Texier, Histoire des journaux. Biographie des journalistes. Par. 1851.

S. Tuke, Memoirs of the life of Stephen Crisp. York 1824.

C. Fr. v. Schrautenbach, Der Graf von Zinzendorf und die Brüdergemeinde seiner Zeit. Gnadau 1851.

A memoir of the life, travels and gospel labours of George Fox. Lond. 1850.

Dr. E. J. Diest-Lorgion, Balthasar Bekker in Amsterdam. Een portret uit de zeventiende eeuw. Deel. I. Groning. 1851.

Th. Chalkley, A journal of the life, travels and christian experiences. Lond. 1850.

Lord Holland, Foreign Reminiscences. Ed. by his son H. Edw. Lord Holland. Lond. 1850.

L. Baur, Urkundenbuch des Klosters Arnsburg in der Wetterau. Heft 2. Die ungedruckten Urkunden vom Jahre 1300 — 1355. Darmstadt 1850.

Dr. Ad. Peters, Die symmetrischen Gleichungen mit 2 Unbekannten. Dresden 1851.

Dr. Jos. Salomon, Die Kegelschnitts-Linien oder die

Elemente der analytiſchen Geometrie in der Ebene. Wien 1851.

B. Tortolini, Sopra alcune superficie curve derivate da una data superficie. Roma 1847.

A. A. Cournot, Elementarbuch der Theorie der Functionen, oder der Infinitesimalanalyſis. Deutſch von Dr. C. H. Schnuſe. Darmſtadt 1845.

L. A. Sohnke, Analytiſche Vorleſungen. Bd. I. Abth. 1. Analytiſche Geometrie. Halle 1851.

J. Weisbach, Verſuche über die Leiſtungen eines einfachen Reactionsrades. Freiberg 1851.

Fr. Bashforth, Praktiſche Anweiſung zu der Conſtruction ſchiefer Brücken mit Spiral- und mit abgewogenen Schichten. Weimar 1851.

J. B. Eppenauer, Ueber den Wandelſtern Saturn, den Ringträger und ſeine Monde. Bamberg 1851.

Dr. C. H. Schultz-Schultzenſtein, Der organiſirende Geiſt der Schöpfung als Vorbild organiſcher Naturſtudien. Berlin 1851.

M. Dellingshauſen, Verſuch einer ſpeculativen Phyſik. Leipzig 1851.

O. L. Erdmann, Lehrbuch der Chemie. 4. vollſt. umgearb. Aufl. Lief. 2 und letzte. Leipzig 1851.

C. W. G. Kaſtner, Chemie zur Erläuterung der Experimentalphyſik. Erlangen 1850.

Dr. F. C. Schneider, Grundzüge der allg. Chemie mit beſ. Rückſicht auf die Bedürfniſſe des ärztlichen Studiums. Wien 1851.

C. Vogt, Zoologiſche Briefe. Bd. 1. Lief. 3 — 6. Frankf. 1851.

E. Du Bois-Reymond, Ueber thieriſche Bewegung. Berlin 1851.

J. P. C. F. Stein, Die lebenden Schnecken und Muſcheln der Umgegend Berlins. Berlin 1850.

El. Fries, Summa vegetabilium Scandinaviae. Sectio posterior. Holmiae 1850.

J. G. Agardh, Species, genera et ordines algarum. Vol. II. 1. Algas florideas complectens. Lundae 1851.

Dr. H. Hoffmann, Unterſuchungen über den Pflanzenſchlaf. Gießen 1851.

Dr. A. Braun, Betrachtungen über die Erſcheinung der Verjüngung in der Natur, insbeſondere in der Lebens- und Bildungsgeſchichte der Pflanze. Leipzig 1851.

L. E. Schaerer, Enumeratio critica Lichenum europaeorum quos ex nova methodo digerit. Bernae 1851.

L. Pilla, Trattato di Geologia. Vol. II. Pisa 1851.

Dr. F. A. Walchner, Handbuch der Geognoſie. 2. Aufl. Lief. 5 — 7. Karlsruhe 1851.

Herm. und Ad. Schlagintweit, Unterſuchungen über die phyſikaliſche Geographie der Alpen. Leipzig 1850.

A. Riviere, Notice relative a certains gites métallifères de la partie des Alpes etc. Par. 1850.

Dr. C. C. v. Leonhard, Mineralogie und Geognoſie. 3. verb. Aufl. Stuttg. 1851.

M. H. Landrin, De l'or, de son état dans la nature etc. Par. 1851.

Dr. J. G. Kurr, Grundzüge der ökonomiſch-techniſchen Mineralogie. 3. verm. Aufl. Leipzig 1851.

A. Catullo, Osservazioni sopra i terreni Postdiluviani nelle provincie Austro-Venete. Padova 1834.

Ueberſicht der Arbeiten und Veränderungen der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur im J. 1849. Breslau 1850.

C. Chr. Fr. Göbel, Agriculturchemie. Erlangen 1850.

C. Stumpf, Waldbau. Aſchaffenburg 1849.

R. S. Burn, Praktiſches Handbuch der Ventilation oder Lüftung von Gebäuden. A. d. Engl. bearb. von Dr. C. Hartmann. Leipzig 1851.

L. v. Babo, Die Erzeugung und Behandlung des Traubenweines. Frankf. 1851.

H. W. v. Pabſt, Anleitung zur Rindviehzucht. Stuttgart 1851.

F. Fr. Eſchke, Ueber Meſſung und Cubirung der runden Nutzhölzer. Chemnitz 1851.

Dr. C. Herzberg, Vollſt. Handbuch der chemiſchen Fabrikenkunde. Weimar 1851.

M. Vogelgeſang, Lehrbuch der Eiſen-Emaillirkunſt. Braunſchweig 1851.

A. Grüßner, Die Auguſtin'ſche Silberextraction in ihrer Anwendung auf Hüttenprodukte und Erze. Braunſchweig 1851.

Dr. C. Zerrenner, Anleitung zum Gold-, Platin- u. Diamanten-Waſchen aus Seifengebirge, Ufer- und Flußbett-Sand. Leipzig 1851.

A. Burat, Angewandte Geognoſie. Berlin 1844.

Dr. C. v. Kaltenborn, Grundſätze des prakt. europäiſchen Seerechts. Bd. 1. Berlin 1850.

Dr. F. H. Ungewitter, Geſchichte des Handels, der Induſtrie und Schifffahrt. 2. verm. Aufl. Leipzig 1851.

Rechtliche Entſcheidungen und Gutachten der württembergiſchen Handelsſchiedsgerichte und Privathandelskammern. Lief. 1. 1843 — 1850. Stuttg. 1851.

Fr. Bohn, Handlungswiſſenſchaft. 5. Aufl. Leipz. 1851.

W. Benecke, Syſtem des See-Aſſekuranz- und Bod-

merei-Weſens. Umgearb. von B. Nolte. Bd. 1. Hamburg 1851.

Auswahl handelsgerichtlicher Streitfälle verhandelt vor dem bremiſchen Handelsgericht. Heft 1. Bremen 1851.

B. Golß, Des Menſchen Daſeyn in ſeinen weltewigen Zügen und Zeichen. Bd. 2. Erlangen 1850.

Dr. J. E. Löbiſch, Entwicklungsgeſchichte der Seele des Kindes. Wien 1851.

A. Heinzel, Ein Wort über den Stand der Volksſchulen in Oeſterreich. Steyr 1850.

L. Kellner, Die Pädagogik der Volksſchule in Arborismen. 2. verm. Aufl. Eſſen 1851.

C. E. Hager, Die neueſte Aufgabe der Volksſchule. Eine Preisſchrift. Leipzig 1851.

Dr. Fr. Zeller, Peſtalozzi und Rouſſeau. Frankf. 1851.

Mic. Nicolas, Introduction a l'étude de l'histoire de la philosophie. Vol. 1. 2. Par. 1849—50.

G. M. Schulzky, Theorie der Gegenſätze oder Entwurf des Normalprincips. Königsb. 1851.

Vinc. Gioberti, Del bello. Capolago 1849.

— —, Del buono. Capolago 1851.

— —, Lettre sur les doctrines philosophiques et politiques de M. de Lamennais. Capolago 1850.

Dr. G. Widenmann, Gedanken über die Unſterblichkeit als Wiederholung des Erdenlebens. Gekrönte Preisſchrift. Wien 1851.

Dr. E. Bauer, Symbolik des Kosmos. Weimar 1851.

Publications of the Percy Society.

Fr. W. Fairholt, Poems and songs relating to George Villiers, Duke of Buckingham. London 1850.

C. Hardwick, An anglo - saxon passion of St. George. Lond. 1850.

J. O. Halliwell, The loyal Garland: a collection of songs of the seventeenth century. Lond. 1850.

J. Payne Collier, Old ballads. Lond. 1840.

Ch. Mackay, A collection of songs and ballads relative to the London prentices and trades. London 1841.

C. T. Croker, The historical songs of Ireland. Lond. 1841.

The pain and sorrow of Evil marriage. Lond. 1840.

J. O. Halliwell, The early naval ballads of England. Lond. 1841.

W. Rowley, A search for money. Lond. 1840.

J. Payne Collier, The mad pranks and merry jests of Robin Goodfellow. Lond. 1841.

Th. Wright, Political Ballads published in England during the commonwealth. Lond. 1841.

Th. Deloney, Strange histories. Lond. 1841.

Th. Wright, Specimens of lyric poetry. London 1842.

Specimens of old Christmas Carols. Lond. 1841.

J. Orch. Halliwell, The Nursery rhymes of England. Lond. 1842.

C. Troya, Del veltro allegorico di Dante. Firenze 1826.

F. Wolf, Ueber eine Sammlung ſpaniſcher Romanzen in fliegenden Blättern auf der Univerſitäts-Bibliothek zu Prag. Wien 1850.

Colleccion de obras poeticas Españolas. La publica Don Miguel Del Riego. P. I. Londres 1843.

E. Talbot, Essai sur la légende d'Alexandre-le Grand dans les romans français du XII siecle. Par. 1850.

M. de Seravalle, Charles d'Autriche. Brux. 1848.

Jules de Saint-Genois, Le chateau de Wildenborg (1601). Vol. 1. 2. Bruxelles 1846.

M. Holland und A. Keller, Lieder Heinrichs Grafen von Wirtenberg. Tübingen 1849.

Germania. Jahrbuch deutſcher Belletriſtik. Jahrg. 1851. Bremen 1850.

G. Scherer, Deutſche Volkslieder. Leipzig 1851.

F. A. Pischon, Denkmäler der deutſchen Sprache von den früheſten Zeiten bis jetzt. Bd. 6. Abth. 2., welche die Proſaiker vom Jahre 1750 bis jetzt umfaßt. Berlin 1851.

H. von Pfeifer, Ueber den Sängerkrieg auf Wartburg nebſt einem Beytrage zur Literatur des Räthſels. Weimar 1851.

Ruſſiſches Leben und Dichten. Leipzig 1851.

Franz Dingelſtedt, Nacht und Morgen. Stuttgart 1851.

Ed. Boas, Schiller und Göthe im Xenienkampfe. Bd. 1. 2. Stuttg. 1851.

Dr. O. L. B. Wolff, Die deutſchen Dichter von Gottſched bis zu Göthes Tode. Weimar 1849.

J. J. Nyssen, Examen critique et litteraire de la Tunisiade de Jean-Ladislas Pyrker. St. Trond 1844.

Milutinowitsch, Volkslieder der Montenegriner und Herzegowaner Serben. Kaſchau 1837.

Van Hembyse, Anna, historisch tafereel uit de Vlaemsche geschiedenis, tydens Maria van Bourgonje (1477). Deel 1. 2. Gent 1844.

E. Tegnér, Neuere Schriften. A. d. Schwed. übertragen von V. A. Alten. Heft 1. Leipzig 1851.

Die Edda, die ältere und jüngere, von K. Simrock. Stuttg. 1851.

Lettere varie inedite di Veronesi. Pisa 1850.

F. Z. Collombet, Lettres inédites de Leibniz à l'Abbé Nicaise (1693 — 1699) et de Galileo Galilei au P. Clavius et à Cassiano dal Pozzo. Lyon 1850.

Sam. Tuke, Selections from the epistles of George Fox. Lond. 1848.

Galleria dell' J. e Reale Accademia delle belle arti di Firenze. Fasc. 15 et ultimo. Firenze 1851.

Toiles peintes et tapisseries de la ville de Reims . . . par L. Paris. T. 1. 2. avec planches. Par. 1843.

L. Dorst, Grabdenkmäler. Ein Beytrag zur Kunstgeschichte des Mittelalters. Bd. 2. Görlitz 1849.

Dr. F. Piper, Ueber die Gründung der christl. archäologischen Kunstsammlung bey der Universität zu Berlin. Berlin 1851.

Febus, System der Tonlehre. Wien 1850.

J. Pharaon et Th. Dulau, Etudes sur les législations anciens et modernes. Classe I. Legislations orientales. I. partie. Droit Musulman. Livr. 1—5. Par. 1839.

Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche. 4. verm. Aufl. Stuttg. 1851.

Annuaire de l'économie politique et de la statistique. 2 — 8. Année. Paris 1844 — 1851.

M. E. F. von Thielau, Gemeinschaftliche Productionssteuer von Salz und Rübenzucker in Deutschland. Braunschweig 1851.

Em. de Brouwer, Des richesses créées par l'industrie et les arts. Bruges 1850.

R. Uppert, Die Gefängnisse, Spitäler, Schulen, Civil- und Militär-Anstalten in Oesterreich, Bayern, Preußen, Sachsen, Belgien. Bd. 1. Wien 1850.

C. Maconochie, Verbrechen und Strafe. Das Marken-System. A. d. Engl. von H. Wulsten. Frankfurt 1851.

E. v. Höpfner, Der Krieg von 1806 und 1807. Th. 2. Der Feldzug von 1807. Bd. 3. Berlin 1851.

v. Hofmann, Zur Geschichte des Feldzugs von 1815 bis nach der Schlacht von Belle-Alliance. 2. verm. Aufl. Berlin 1851.

Grundzüge einer Anleitung zum Studium der Kriegsgeschichte. Stuttg. 1851.

Der Feldzug in Ungarn und Siebenbürgen im Sommer des Jahres 1849. Herausg. vom k. k. Generalstabe des 3. Armeecommandos. Pesth 1850.

Le Vasseur, Commentaires de Napoléon, suivie d'un resumé des principes de stratégie du prince Charles. P. I. Par. 1851.

Bava, Relazione delle operazioni militari in Lombardia nel 1848. Torino 1848.

Streffleur, Die Dienstesvorschriften sämmtlicher Waffengattungen und Branchen der k. k. österreichischen Armee. Abth. 10. Die Armee im Felde. Wien 1851.

N. Pirogoff, Anatomie pathologique du choléra morbus. Avec Atlas. Pétersb. 1849.

Dr. Fr. Arnold, Handbuch der Anatomie des Menschen mit bes. Rücksicht auf Physiologie. Bd. 2. Abth. 4. Freib. 1851.

Dr. J. Engel, Untersuchungen über Schädelformen. Prag 1851.

M. A. Höfle, Chemie und Mikroskop am Krankenbette. Erlangen 1850.

C. Fr. Heusinger, Die Milzkrankheiten der Thiere und der Menschen. Erlangen 1850.

A. A. Frari, Sulle presenti questioni risguardanti il contagio. Venezia 1847.

W. Reichel, Ueber das Wesen der Gicht. Erlangen 1850.

M. Wittich, Die acute Pneumonie und ihre sichere Heilung. Erlangen 1850.

Dr. A. Pauli, Unfehlbare Heilung der nervösen, rheumatischen und gichtischen Uebel durch Magneto-Electricität. Berlin 1850.

R. Melzer, Studien über die asiatische Brechruhr. Erlangen 1850.

J. Moleschott, Lehre der Nahrungsmittel. Erlangen 1850.

Dr. W. Arnold, Das rationell-spezifische oder idiopathische Heilverfahren. Heidelberg 1851.

Dr. Stanelli, Was ist der Chloroformtod oder wie ist er zu verhüten? Berlin 1850.

Dr. C. H. Pfaff, Die asiatische Choleraepidemie im Herzogthum Holstein in dem Jahre 1850. Kiel 1851.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Annals of India for the year 1848. By George Buist. Bombay 1849.

Liest man das Vorwort des Hrn. Buist zu seinen Jahrbüchern der indischen Geschichte, so könnte man glauben, die häufig ausgesprochene Behauptung, die Weltgeschichte sey bloß ein für wahr gehaltenes Mährchen, wäre in der That vollkommen begründet. Meine Quellen, sagt der Verfasser, sind die Journale und Berichte der Augenzeugen; ich wollte die Begebenheiten erzählen zur Zeit, wo sie noch frisch und anziehend sind; ich konnte nicht warten, bis die amtlichen Denkschriften in den sogenannten blauen Büchern erscheinen. Die Geschichte wird aber hiebey nicht viel verlieren. Man weiß ja, in welchem Grade die dem Druck übergebenen Papiere, welche sich auf die öffentlichen Angelegenheiten Indiens beziehen, verkürzt, verändert und verfälscht werden. Und wie schlecht werden sie überdieß nach ihrer Bekanntmachung benützt! Ein großer Theil desjenigen, was man in Europa für die Historie der drey auf einander folgenden letzten Oberstatthalterschaften im angloindischen Reiche ausgibt, der Regierung des Lord Aukland, des Lord Ellenborough und Hardinge wird von den Betheiligten in ihren amtlichen Schreiben und Erklärungen geradezu geläugnet. Was hörte man nicht Alles über die geheimen Gründe des Heereszuges gegen Afghanistan und wer ihn veranlaßt habe! Nun erklärt Sir Henry Houbhouse im Parlamente, er selbst als Vorsitzender in der indischen Oberaufsichtsbehörde (mit andern Worten als Minister für die indischen Angelegenheiten) habe den Krieg gegen Afghanistan anbefohlen. Keine Spur findet sich hievon in den zahlreichen, den beyden Häusern vorgelegten Depeschen über diesen unglücklichen Feldzug, der mehr als 15,000 Menschen das Leben kostete und die indischen Finanzen auf lange Zeit zerrüttete. Lord Ellenborough wird gerühmt wegen des Rachezuges gegen Kabul. Nun steht aber in dem blauen Buche zu lesen, daß Lord Aukland ihn bereits anbefohlen und Ellenborough im Gegentheile die Heeresfahrt aufgeben und die Gefangenen in den Händen der Afghanen lassen wollte. Sindh, welches uns jährlich an eine halbe Million Pfund Sterling kostet, wurde gegen die ausdrücklichen Befehle des Oberstatthalters von Sir Charles Napier genommen, und doch schreibt man immer noch, Ellenborough habe die Eroberung Jung-Aegyptens, — so wird Sindh gemeinhin genannt, und Karradschi Jung-Alexandria —, veranlaßt und es wäre dieß eine sehr einträgliche Besitzung. Um diesen Entstellungen, um dieser Unkenntniß entgegen zu treten, wurden die indischen Annalen unternommen. Der Gedanke ist vortrefflich. Der Mangel solcher ostwestlicher oder westöstlicher Jahrbücher wurde schon längst von Allen gefühlt, welche diesem wichtigen Gebiete der neuern Geschichte ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die orientalischen Zeitungen sind zu umfangreich, schwer zu erhalten und bald nach allen Winden zerstreut, und in die Zeitschriften der gelehrten asiatischen Gesellschaften verirrt sich nur selten eine auf das wirkliche Leben, auf den Orient der Gegenwart bezügliche Nachricht. Der erste vorliegende Band der Annalen ist aber hinter seiner Aufgabe und seinem

Verſprechen auf dem Titel, nach welchem er „einen Ueberblick der vorzüglichſten Begebenheiten der britiſchen Beſitzungen in Indien vom 1. Januar 1848 bis zum Ende des zweyten Krieges gegen die Sikh, März 1849," geben ſollte, weit, ſehr weit zurückgeblieben; er enthält keineswegs, was der Titel verſpricht, ein Zeitbuch des angloindiſchen Reiches für das Jahr 1848, ſondern eine ausführliche Geſchichte dieſes zweyten Krieges gegen die Sikh, eine Anzahl Nekrologe und Aufſätze, die ſich beynahe ausſchließlich auf die Regentſchaft Bombay beziehen. „Die lange Dauer des Feldzuges im Pendſchab," ſagt das Vorwort, „habe den Verfaſſer verhindert, die andern Begebenheiten und die zahlreichen Reformen im angloindiſchen Reiche zu berichten." Aber gerade ein Bericht über die Maßnahmen im Innern des angloindiſchen Reiches wäre bey weitem das Anziehendſte geweſen; über die Kriege gegen die Sikh haben wir Werke und Denkſchriften genug, wovon einige auch bereits in den gel. Anzeigen beſprochen wurden. Deßhalb übergehen wir dieſe ganze erſte Abtheilung des Werkes und heben aus der zweyten der indiſchen Annalen einen Aufſatz hervor, welcher ein wenig bekanntes Volk betrifft und einen Mann, deſſen Namen bey uns vielleicht noch niemals ausgeſprochen wurde, der aber nichts deſto weniger einzig daſteht in der ganzen neuern Geſchichte. Wir meinen das Volk der Parſen und den erſten angloindiſchen Baronet, Dſchamſedſchi Dſchidſchibhoy.

Ein kleiner Theil der Anbeter des Ormusd verläßt im Beginne des achten Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung, um den endloſen Bedrängniſſen und der Sklaverey der grauſamen Muſelman zu entgehen, die angeſtammte Heimath, erſcheint an den Küſten Gudſcherats und erfreut ſich einer günſtigen Aufnahme bey dem einſichtsvollen, menſchlich geſinnten Radſchah von Sanjan. Dürfen wir den Bericht über dieſe denkwürdige Begebenheit in einem perſiſchen Werke für eine Probe der Jahrbücher der Meder und Perſer halten, — die ſpätern muſelmaniſchen Dichter und Annaliſten geben bloß eine wirre Maſſe halbmythiſcher Nachrichten, — ſo iſt ihr Untergang ein großer Verluſt. „O machet uns kund," ſo läßt der parſiſche Geiſtliche Noſari den Radſchah von Sanjan ſprechen, „weſſen Glaubens ihr ſeyd*), dann ſoll euch ein Platz eingeräumt werden. Ihr müßt ferner, wollt ihr euch hier anſiedeln, eure Mutterſprache aufgeben und die Sprache der Hind erlernen. Eine andere Bedingniß iſt die weibliche Tracht; ſie ſoll ſich nicht von der unſerer Frauen unterſcheiden; ihr müßt eure Rüſtungen und Schwerter ablegen und dürft ſie nimmermehr tragen; wird eine Heirath geſchloſſen, ſo muß der Hochzeitszug des Nachts ſtatt finden. Fügt ihr euch dieſem Allen, ſo ſoll meine Stadt zu eurer Aufnahme geöffnet ſeyn."

(Schluß folgt.)

1. **Revue archéologique.**
2. **The Museum of the Classical Antiquities.**
3. Zehntes Programm zum Berliner Winkelmannsfeſt.
4. Ueber das Metroon zu Athen.
5. Denkmäler und Forſchungen.
6. Archäologiſcher Anzeiger.

(Schluß.)

Die nicht weniger intereſſanten Erörterungen über die Rückſeite dieſer Vaſe muß ich theils der Kürze wegen, theils weil in meinem Exemplar die Tafel XXVII. mit der Abbildung dieſer Vaſenbilder fehlt, hier übergehen. — Jedoch kann ich mir nicht verſagen, eine Stelle daraus anzuführen.

S. 310 f. leſen wir: „Betrachten wir die Kopfbedeckung der drey Götter, ſo weiſet ſie auf die Anakes hin, die in der älteſten Zeit nicht im Dualismus, ſondern in einer Trias, als Tritopatreus, Euboleus, Dionysos angerufen wurden" u. ſ. w. — Dazu die Anmerkung: „Trotz

*) Die Quelle iſt das Zeitbuch von Sanjan, von einem Daſtur Noſari gegen das Jahr 1590 u. Z. verfaßt. Der perſiſche Text befindet ſich in dem unten angeführten Werke Wilſons S. 211.

des Beyfalls, deſſen ſich in der Stelle des Cicero de Nat. Deor. III. 21. die Emendationen Tritopatores für Tritopatreus, Eubuleus für Euboleus und die Einſchiebung von Zagreus (ſiehe Creuzers Commentar zu d. St.) erfreuen, ziehe ich es vor, die Lesart der Handſchriften beyzubehalten, Tritopatreus wie Triton auf Poseidon zu beziehen, Euboleus den Gutwerfer von dem Blitzeſchleuderer Zeus-Helios zu verſtehen, während der dritte Dionyſos den Unterweltgott bezeichnet. Dieß hindert mich nicht zu erkennen, daß mit dieſen Anakes die Tritopatoren der Athener — vielleicht auch in ihrer äußeren Geſtalt übereinſtimmen.“ — Von Anderm abgeſehen, muß ich doch bemerken, daß die Lesart der Handſchriften in der attiſchen Genealogie bey Pauſanias I. 14. 2. p. 66. ed. Schub. et Walz wiederholt *Εὐβουλεὺς*, nicht einmal *Εὐβολεὺς* geben. — Uebrigens hat von jener Stelle Inghirani (Monumenti Etruschi p. 664) zur Erläuterung eines etruriſchen Spiegelbildes (tav. 77) Gebrauch gemacht; und endlich erinnere ich jetzt noch an eine der folgenden Numern der archäol. Zeitung 1851 (S. 377 — 380), nämlich an die Abhandlung des Herrn v. Paucker: „über den lykiſch-kariſchen Termeros und den griechiſchen dreygetheilten Zeus (*Ζεὺς Τριμερής*).“

Endlich komme ich zum Schluß dieſes archäologiſchen Berichts mit Nro. 6. „Archäologiſcher Anzeiger,“ wobey ich mich ſehr kurz faſſen und nur den erſten Aufſatz, überſchrieben Muſeum zu Karlsruhe berühren werde. Aus dieſer Sammlung hatte Hr. Ed. Gerhard ſchon im vorigen Jahre eine ſehr intereſſante Thonfigur der Io in einem gehaltvollen Programm, betitelt „Mykeniſche Alterthümer,“ beſchrieben und ausgedeutet; — welches ich oben unter Nr. 3. nach Gebühr bereits gewürdigt habe. Da er aber im Eingang zu dieſem Programm Anmerk. 5. ſagt: „Nachdem die Vaſen dieſer ſchönen Sammlung durch Creuzer's Schrift: „Zur Gallerie alter Dramatiker. Auswahl unedirter griechiſcher Thongefäße“ Heidelberg 1839 [er nennt nicht die zweyte vielfach verbeſſerte Ausgabe dieſer Schrift in meinen: „Deutſchen Schriften zur Archäologie“ Darmſt. und Leipz. III. S. 69—223. (1847)] längſt in die Litteratur eingeführt ſind, wird für die nicht minder ausgezeichneten ſonſtigen Terracotten derſelben Sammlung ſelbſt die ungefähre Notiz vermißt, die ein vorläufiges Verzeichniß leicht geben könnte.“ Hier hätte ich doch erwarten dürfen, daß der Verfaſſer, der im Beſitz meiner ſämmtlichen Deutſchen Schriften iſt, nachgeleſen hätte, was Abth. V. 1. S. 176 f. (vom Jahre 1848) zu leſen ſteht. Nachdem ich nämlich dort die Entſtehungsgeſchichte dieſer Karlsruher Sammlung erzählt habe, fahre ich fort: — „Ich erhielt vom Großherzog, der mich ſelbſt nach Karlsruhe eingeladen (und füge ich jetzt hinzu: nicht lange darauf fürſtlich belohnt hat) den Auftrag, einſtweilen eine Auswahl der Vaſen zu beſchreiben und zu erklären. Seitdem iſt dieſe Sammlung eine Zierde der herrlichen, von meinem Freunde dem Oberbaudirector Hübſch in Karlsruhe erbauten Kunſthalle; und da ſie dort in ihrer jetzigen Aufſtellung von den Archäologen mit aller Bequemlichkeit betrachtet werden, ſo iſt zu hoffen, daß nicht nur die Erklärung der übrigen Vaſenbilder, ſondern auch der vielen zum Theil höchſt zierlichen Terracotten an die Reihe kommen werde; für welche letztere Panofka's ſchönes Werk: „Die Terracotten des Berliner Muſeums“ als Muſter vorliegt.“

Dieſe Anführungen überheben mich der Mühe, nun auch auszuziehen, was der Verfaſſer über die Entſtehung dieſer Sammlung ebenfalls berichtet. Doch da er des nun auch dort befindlichen „merkwürdigen Mithrasrelief“ gedenkt, ſo bemerke ich zur Erläuterung, daß ich, nachdem es mir gelungen, dieſes Denkmal am 23. April und die folgenden Tage 1838 an's Licht zu ziehen, dasſelbe zuerſt in den Heidelberger Jahrbüchern von demſelben Jahre und dann ſpäter 1846 beſchrieben und erläutert habe [28]). Indem ich mich auf einen flüchtigen

28) In den „Deutſchen Schriften zur Archäologie“ II. S. 277 — 377 unter dem Titel „Ueber das Mithreum von Neuenheim bey Heidelberg“ mit Abbildungen und mit Beſchreibung anderer Anticaglien, die ſich in dieſer aedicula vorgefunden, z. B. einer ara Herculis. — Jetzt hat Hr. Felix Lajard in ſeinem Werke „Recherches sur Mithra“ zwey Abbildungen unſers Mithreum gegeben, nämlich Pl. 92 das Basrelief und Pl. 107 den Plan und das Profil der Fundamente des Tempelchens.

Ueberblick des Verzeichnisses selbst beschränken muß, bezeuge ich dem Hrn. Ed. Gerhard zuvörderst meine aufrichtige Freude, daß er in Betreff der Terracotten wenigstens vorbereitend nachholen konnte, was mir selbst zu thun theils durch den Drang anderer Arbeiten, theils durch Ungunst der Zeitverhältnisse versagt war, und fordere ihn auf, daß es ihm gefallen möge, diese schöne Sammlung durch Monographien, wie die oben von mir unter Nr. 3. angezeigte, nach ihrem ganzen Werthe bekannter zu machen.

Die Betrachtung dieser Classe von Anticaglien beginnt S. 26 mit der Rubrik I. Statuarische Thonfiguren und wird eröffnet mit den Göttergestalten, die von der Göttermutter an bis zu den Meergottheiten in ihren verschiedenen Kreisen überschaut werden; wobey auch die Gruppirungen nicht unbeachtet bleiben. Es folgen die heroischen Darstellungen; die Terracotten individuellen Bezugs, theatralische, musikalische, gymnastische, erotische, aus dem Kreise des gemeinen Lebens, Sklavengestalten, Thiere, Geräthe, ungefirnißte Thongefäße, Stirnziegel, Masken. Den Beschluß macht die Abtheilung Lampen mit Reliefs und endlich anatomische Präparate; letztere aus römischen Funden.

II. Bemalte Thongefäße.

Hierbey muß ich mich auf einige Berichtigungen beschränken, die auch hier durch des Verfassers Nichtbeachtung meiner „Deutschen Schriften zur Archäologie“ nöthig geworden. Ich übergehe daher die übrigen Numern und sogleich die erste.

„2. Amphora. $2\frac{1}{2}$ P. Dionysos und Ariadne zwischen Silenen. Rückseite. Thronender Zeus, von Creuzer in der „Gallerie alter Dramatiker“ S. 49 ff. für Dionysos gehalten, vermuthlich aber auf Athenens Geburt zu deuten.“ (— So von mir selbst schon 1840 umgedeutet in den Heidelb. Jahrbb. Nr. 6. S. 93 f. S. jetzt „Zur Archäologie III. S. 151 f. und über diese ganze Classe von Bildern Symbolik III. S. 523 ff. dr. Ausg.“)

8. „Lekythos. 1 P. Ismene am Brunnen; nach der gangbarsten Erklärung dieser auch sonst bekannten Scene, die Creuzer a. a. O. S. 76 ff. vielmehr auf Menelaos und Andromache zu deuten geneigt war.“ (— und noch geneigt ist. S. zur Archäologie III. S. 193 — 211. Eine dritte Ausdeutung dieses Vasenbildes in der Caßler Zeitschrift für Alterthw. 1850 S. 25 ff. übergehe ich, aus Achtung gegen einen sonst tüchtigen Archäologen, mit Stillschweigen.)

12. „Krater, $2\frac{1}{4}$ P. mit bacchischem Personal, welches durch die Inschriften *Μαρσυας*, *Ποσθον*, *Μαινας*, *Σοτελες* (nicht *Σοτενας*) näher bezeichnet, und darnach von Creuzer u. A. (vergl. Jahn Vasenbilder S. 24) erläutert worden ist.“ (S. zur Archäologie III. S. 147, wo aber die Schwierigkeit, die der Name *Σωτέλης*, einer solchen Person gegeben, haben möchte, erwogen wird.)

19. 20. Hier verweiset der Verf. auf meine ausführlichen Erörterungen über große Vasenbilder mit dem Urtheil des Paris und mit Orpheus in der Unterwelt, kennt aber nur meine Schrift „Zur Gallerie der alten Dramatiker.“ (Jetzt vgl. man „Zur Archäologie III. S. 72 ff., und besonders Nachträge I.,“ wo auch die Vase von Canosa, jetzt eine Hauptzierde der Münchner Pinakothek, besprochen wird, und II. S. 212 — 221.)

34. „Aryballos, von Creuzer (Gal. a. Dram. S. 66 ff.) auf Aphrodite und die Adonisgärten gedeutet, und durch manchen seitdem erfolgten Widerspruch (Jahn Ann. d. Inst. XVII, 383 sqq. Raoul-Rochette Revue arch. VIII. pag. 119) näher beleuchtet.“ (Aber s. dagegen jetzt: „Zur Archäologie“ III. S. 188 ff. mit den Anmerkungen.)

Und hiermit beschließe ich diesen Beytrag zur Bezeichnung des jetzigen Standpunktes der Archäologie.

Fr. Creuzer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. März.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1851.

Viertel Quartal. October — December.

(Schluß.)

M. Frank, Systematisches Lehrbuch der gesammten Chirurgie. Bd. 1. Erlangen 1849.

J. B. Bousquet, Nouveau traité de la vaccine et des éruptions varioleuses. Ouvrage couronné. Paris 1848.

Dr. A. Schmitt, Die Krankheiten des Mundes und der Zähne, ihre Behandlung und Heilung. Wien 1850.

M. Briot, Histoire de l'état et des progrès de la chirurgie militaire en France pendant les guerres de la révolution. Ouvrage couronné. Besancon 1827.

Ullersperger, Die Anwendung der verschiedenen natürlichen Salzquellen bey den Salinen in Kissingen zu Heilzwecken. Erlangen 1849.

J. H. Schürmaner, Theoretisch praktisches Lehrbuch der gerichtlichen Medizin. Erlangen 1850.

Dr. J. L. Casper, Gerichtliche Leichenöffnungen. Erstes Hundert. Berlin 1850.

J. F. C. Dietrichs, Handbuch der Veterinär-Akiurgie. 2. verb. Aufl. Berlin 1851.

J. Hornung, Idées sur l'évolution juridique des nations chrétiennes et en particulier sur celle du peuple française. Genève 1850.

Dr. G. Höfken, Ueber das Studium der Rechts- und Staatswissenschaften in Oesterreich. Wien 1851.

Dr. H. G. C. Heumann, Handlexikon zum Corpus juris civilis. 2. verb. Aufl. 2. Hälfte. Schluß. Jena 1851.

Ch. G. Ad. v. Scheurl, Lehrbuch der Institutionen. Erlangen 1850.

E. Fein, Das Recht der Codicille. Abth. 1. Erlangen 1851.

Dr. C. Menn, Historische Beleuchtung der römischen Rechtsgrundsätze in Bezug auf die Veräußerlichkeit und Theilbarkeit des Grundeigenthums. Bonn 1850.

Sammlung der Verordnungen der freyen Hanse-Stadt Hamburg seit 1184. Bd. 21. Verordnungen vom Jahre 1819 und 1850. Hamburg 1851.

Dr. C. F. Curtius, Handbuch des im Königreich Sachsen geltenden Civilrechts. 4. verm. Ausg. von Ph. Hänsel. Th. 3. Leipzig 1851.

A. Ph. v. Segesser, Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern. Bd. 1. Buch 3. Luzern 1851.

Lex Angliorum et Werinorum hoc est Thuringorum, herausg. von J. Merkel. Berlin 1851.

Dr. W. Seelig, Die Ablösung der Weideberechtigungen auf fremden Grundstücken. Göttingen 1851.

Dr. K. Sternberg, Des deutschen Volkes Staats- und Rechtsgeschichte. Kassel 1851.

A. de Massé, Le parfait notaire ou la science des notaires. Vol. 1 — 3. 6. édition. Par. 1843.

Ed. Taillandier, Essai sur les causes indivisibles etc. T. I. Droit romain. Livr. I. Par. 1850.

Dictionnaire du Notariat. 3. édition. T. I — VI. Supplément 1. 2. Par. 1832.

A. F. Couturier, Etudes sur la législation civile et criminelle en France. Par. 1843.

Fil. Bettini, Giurisprudenza degli stati Sardi. Vol. I. II. Torino 1850.

T. Anstey, Guide to the history of the laws and constitutions of England. Lond. 1845.

T. Anstey, A guide to the laws of England affecting roman Catholics. Lond. 1842.

Anquetil Duperron, Législation orientale. Amsterd. 1778.

Dr. A. v. Daniels, Die Civilſtandsgeſetzgebung für England und Wales. Berlin 1851.

M. Gaillard, Devoirs des présidents de cour d'assises, des jurés, des témoins et des experts. 2. édition. Par. 1844.

Dr. J. v. Würth, Die öſterreichiſche Strafprozeßordnung vom 17. Januar 1850. Lief. 3—8. Schluß. Wien 1850.

Achille-François Le Sellyer, Traité du droit criminel appliqué aux actions publique et privée qui naissent des contraventions, des délits et des crimes. Vol. I — VI. Par. 1844.

A. Rodière, Elements de procédure criminelle. Par. 1850.

Entwürfe des Strafgeſetzbuches für die preußiſchen Staaten und des Geſetzes über die Einführung desſelben. Berlin 1851.

M. Carnot, De l'instruction criminelle. 2. édition. Vol. 1—4. Par. 1836.

J. W. Albani, Ueber den militäriſchen Verrath. Dresden 1851.

Dr. A. Leonhardt, Die Juſtizgeſetzgebung des Königreichs Hannover. Bd. 1. 2. Hannover 1851.

Dr. G. Henrici, Ueber die Unzulänglichkeit eines einfachen Strafrechts-Princips. 4. verm. Aufl. Braunſchweig 1851.

C. de Garden, Histoire générale des traités de paix et autres transactions principales entre toutes les puissances de l'Europe depuis la paix de Westphale. T. 10. Par. 1851.

W. v. Hodenberg, Beſcheidene Gedanken in Anlaß der hannover'ſchen Organiſationspläne. Lüneburg 1850.

J. Herz, Die Poſtreform im deutſch-öſterreich. Poſt-Vereine. Wien 1851.

Dr. E. Herrmann, Ueber den verfaſſungsmäßigen Weg bey Einführung von Veränderungen in den Conſiſtorial-Einrichtungen. Göttingen 1851.

Dr. A. H. Springer, Oeſterreich, Preußen und Deutſchland. Prag 1851.

Fürſt Schwarzenberg und die Aufgabe der Zeit. 2. Aufl. Berlin 1851.

J. J. A. Worſaae, Proteſt eines Jütländers gegen Jakob Grimm's neues deutſches „Volksrecht.“ Kopenhagen 1850.

Deutſchlands Zukunft und die Stellung des deutſchen Adels zu derſelben. Frankf. 1851.

C. Trefurt, Die badiſche Revolution von 1849 und das Verhalten nach derſelben. Karlsruhe 1850.

— —, Frankfurt und Erfurt, oder Lehren der Vergangenheit für Deutſchlands Zukunft. Carlsruhe 1850.

Von der Perſon des Königs in der repräſentativen Monarchie Preußens. Berlin 1851.

Fr. Bülau, Der Eintritt Geſammt-Oeſterreichs in den deutſchen Bund. Leipzig 1851.

A. H. v. Arnim, Zur Politik der Contre-Revolution in Preußen. Berlin 1851.

L. Verus, Zweck und Mittel. Vier Betrachtungen über die Reform der Ständeverſammlungen in kleineren Staaten. Leipzig 1851.

W. Rüſtow, Der deutſche Militärſtaat vor und während der Revolution. 2. verm. Aufl. Zürich 1851.

Dr. P. A Pfitzer, Deutſchlands Ausſichten im Jahre 1851.

W. v. Merckel, Die Furcht vor den Dresdener Conferenzen. Berlin 1851.

O. Franklin, Die deutſche Politik Friedrichs I., Kurfürſten von Brandenburg. Gekrönte Preisſchrift. Berlin 1851.

Bülow-Cumerow, Die Reform der Verfaſſung aus dem conſervativen Geſichtspunkte. Berlin 1851.

Ev. Bavoux, Du communisme en Allemagne et du radicalisme en Suisse. Par. 1851.

Geſetz die Einrichtung von Anwaltskammern betreffend vom 8. November 1850. Hannover 1851.

Dr. R. Oſterloh, Der ordentliche bürgerliche Prozeß nach k. ſächſiſchem Rechte ſyſtematiſch dargeſtellt. 3. verm. Aufl. Bd. 1. Leipzig 1851.

Schering, Zuſammenſtellung der beſtehenden Vorſchriften über die Prüfung, Ernennung und Beſchäftigung der Auscultatoren, Referendarien ... in der Rheinprovinz. Berlin 1850.

C. Fr. Belitz, Vollſtänd. Handbuch für Notarien. Parchim 1833.

Publications of the Parker Society.

W. A. Fulke, A defence of the sincere and true translations of the holy scriptures. Ed. by Ch. Hartshorne. Cambridge 1843.

Ketley, The two liturgies A. D. 1549 and A. D. 1552 with other documents. Cambridge 1844.

E. D. Rendell, The Antediluvian history and narrative of the Flood. Lond. 1851.

Synopsis evangelica. Ex quatuor evangeliis ordine chronologico concinnavit etc. C. Tischendorf. Lips. 1851.

H. Ewald, Geſchichte des Volkes Iſrael bis Chriſtus. Bd. 1. Göttingen 1851.

Rog. Bacon, Opus majus. Ex codice Dubliniensi . . . ed. Jebb. Lond. 1733.

Dr. Giles, Hebrew Records: an historical enquiry concerning old testament. Lond. 1851.

C. W. E. Nägelsbach, Der Prophet Jeremias in Babylon. Erlangen 1850.

J. E. F. Sander, Commentar zu den Briefen Johannis. Elberfeld 1851.

J. Cahen, Esquisse sur la philosophie du poème de Job. Par. 1851.

Dr. Fr. Chr. Baur, Das Markusevangelium nach ſeinem Urſprung und Charakter. Tübingen 1851.

C. Stern, Commentar über die Offenbarung des Apoſtel Johannes. Abth. 1. Breslau 1851.

P. J. Schneider, Bibliſch geſchichtliche Darſtellung der hebräiſchen Muſik, deren Urſprung. Bonn 1834.

Dr. J. H. A. Ebrard, Chriſtliche Dogmatik. Bd. 1. Königsberg 1851.

H. Tuke, The principles of religion as professed by the society of Christians, usuality called Quakers. York 1842.

J. H. A. Ebrard, Wiſſenſchaftliche Kritik der evangeliſchen Geſchichte. 2. umgearbeitete Aufl. Erlangen 1850.

Dr. G. Wolterstorff, Die Selbſtſtändigkeit der Kirche. Stendal 1851.

M. Aſchenbrenner, Ueber die Nothwendigkeit einer Reform des geiſtlichen Kirchenweſens. Leipz. 1851.

Rob. Barclaius, Theologia verae christianae apologia. Ed. 2. Lond. 1729.

Rob. Barclay, An apology for the true christian divinity. Lond. 1849.

W. Penn, No cross, no crown: a discourse, shewing the nature and discipline of the holy cross of Christ. P. 1. 2. Lond. 1849.

G. Ch. H. Stip, Hymnologiſche Reiſebriefe an einen Freund des proteſtantiſchen Kirchenliedes. Heft. 1. Berlin 1851.

Th. Lienhart, De antiquis liturgiis et de disciplina Ascani. Argentorati 1829.

Decreta authentica congregationis sacrorum rituum cura et studio Al. Gardellini. Editio altera emendatior. T. I — VII. Romae 1824 — 26.

Capefigue, Les quatre premiers siècles de l'église chrtéienne. T. 2 — 4. Par. 1851.

Dr. J. J. Ritter, Handbuch der Kirchengeſchichte. 4. verb. und verm. Aufl. Bd. 1. 2. Bonn 1851.

G. Tinkhauſer, Beſchreibung der Diöceſe Brixen. Bd. 1. Heft 1. Brixen 1851.

J. E. Tennent, Christianity in Ceylon. London 1850.

J. G. Canneel, Histoire du diocèse de Bruges. Livr. 1 — 13. Bruges 1850.

Ch. J. Revillout, De l'Arianisme des peuples germaniques. Par. 1850.

A. C. Carton, Essai sur l'histoire de S. Sang depuis les premiers siècles du Christianisme. Bruges 1850.

Was ſind die ſogenannten Irvingianer für Leute? Berl. 1851.

de Crevain, Histoire ecclésiastique de Bretagne depuis la réformation jusqu'à l'édit de Nantes, publié par B. Vaurigaud. Par. 1851.

G. Wyatt, Lachrymae ecclesiae. The anglican reformed church and her clergy in the days of their destitution and suffering during the great rebellion in the 17. century. Lond. 1841.

Jos. J. Gurney, Observations on the distinguishing views and practices of the society of friends. Norwich 1842.

Dr. C. E. Greiling, Die gegenwärtige Hoffnungsloſigkeit der Zukunft der Hannoverſchen Landeskirche. Celle 1850.

L. J. Grotto dell' Ero, Ricerche ed osservazioni storico-crit. diplom. intorno a San Bellino. Padova 1843.

R. P. Dom Pitra, Etudes sur la collection des actes des Saints, par les R. B. P. jésuites bollandistes. Par. 1850.

Fel. Bogaerts, Iconographie chrétienne de Belgique. Anvers 1850.

A. W. Möller, Die weſtphäliſche Provincial-Synode ſeit Einführung der Kirchenordnung vom J. 1835. Bielefeld 1851.

Der Joſephinismus und die kaiſerl. Verordnungen vom 18. April 1850 in Bezug auf die Kirche. Wien 1851.

Il Pontificato. Lugano 1851.

C. H. E. Oven, Die Presbyterial- und Synodal-Verfaſſung in Berg, Jülich, Cleve und Mark. Eſſen 1829.

B. G. Bayerle, Ueber die Inquiſition im Allgemeinen und die ſpaniſche Inquiſition insbeſondere. Düſſeldorf 1851.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1852.

Erſtes Quartal. Januar — März.

H. Madden, On the origin of Universities and academical degrees. Lond. 1835.

A. Kirchhoff, Beyträge zur Geſchichte des deutſchen Buchhandels. Bd. 1. Notizen über einige Buchhändler des 15. und 16. Jahrhunderts. Leipzig 1851.

F. J. Fromann, Die neueſten Verſuche zur Preßgeſetzgebung. Jena 1851.

J. Milton's Areopagitica. A. d. Engl. überſ. von Dr. R. Röpell.

Ch. Pieters, Annales de l'imprimerie Elsevirienne. Gand 1851.

De Broederhand. Tijdschrift voor Neder-en hoogduitsche letterkunde . . . opgesteld Dr. W. Wolf. Aflevering 1 — 10. Bruxelles 1845.

G. Dyer, The privileges of the university of Cambridge. Vol. 1. 2. Lond. 1824.

C. M. Riccio, Memorie storiche degli scrittori nati nel regno di Napoli. Napoli 1844.

M. Chr. G. Lorenz, Bericht über die Gründung und Eröffnung der Landesſchule zu Grimma im J. 1550. Heft 1. 2. Grimma 1850.

Congrès scientifiques de France. 17. Session, tenue à Nancy, en Septemb. 1850. T. 1. 2. Par. 1851.

C. A. Sainte-Beuve, Causeries de Lundi. T. I. Par. 1851.

Dr. A. Boltz, Ueber ruſſiſche Literatur. Berlin 1851.

Frz. J. v. Bianco, Die ehemalige Univerſität und die Gymnaſien zu Cöln. Th. 2. Cöln 1850.

Transactions of the society for the encouragement of arts, manufactures . . and commerce. Vol. 1 — 55. Lond. 1805 — 1845.

Transactions of the horticultural society of London. Vol. 1 — 9. Lond. 1812 — 1842.

Nye Sammling af del k. Danske Videnskabers Selskabs Scrifter. Deel I — V. Kiobenh. 1781 — 1799.

Sapiski. Gelehrte Denkſchriften, herausg. von der kaiſ. Univerſität zu Kaſan. Jahrg. 1835 — 1845. Kaſan 1835 — 1845.

Th. Hobbes, The english works. Collected and edited by Sir William Molesworth. Vol. I — XI. Lond. 1839.

Jos. Castaldius, Opuscula. Neapoli 1839.

H. Coleridge, Essays and marginalia. Ed. by his brother. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Dr. R. P. Schulze, Wiſſenſchaftliche Unterhaltungen. I. Radeberg 1851.

P. A. Paravia, Discorsi accademici ed altre opere. Turin 1843.

R. W. Emersen, Representative men, seven lectures. Lond. 1850.

L. Cibrario, Opuscoli. Torino 1841.

C. Forster, The one primeval language traced experimentally through ancient inscriptions. Lond. 1851.

P. Boetticher, Arica. Halae 1851.

Dr. G. B. Bolza, Vocabolario genetico-etimologico della lingua italiana. Dispensa 1. Wien 1851.

Fr. Cherubini, Vocabolario milanese-italiano. Vol. 1 — 4. Milano 1839 — 1843.

P. Ackermann, Traité de l'accent appliqué à la théorie de versification. Par. 1843.

A. Janežic, Wörterbuch der ſloven. und deutſchen Sprache. Leipzig 1851.

Dr. M. A. Ulemann, De veterum Aegyptiorum lingua et litteris. Leips. 1851.

Demosthenes ex rec. G. Dindorfii. Vol. I — VII. Oxon. 1846 — 49.

D. Junii Juvenalis Saturarum libri V, ex rec. et cum comment. O. Jahnii. Vol. I. Berol. 1851.

S. Aurel. Victor de viris illustribus urbis Romae. Mit Commentar und Wörterbuch von E. Keil. Breslau 1850.

Fortia d'Urban, Recueil des itinéraires anciens, comprenant l'itinéraire d'Antonin, la table de Peutinger . . . Par. 1845.

C. Plinii Secundi naturalis historiae libri XXXVII, rec. et comment. crit. indicibusque instruxit J. Sillig. Vol. I. Hamb. 1851.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. März.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Annals of India for the year 1848.

(Schluß.)

Die Parsen ließen sich die Vorschläge gefallen. Der Vorstand aller Magier nahm das Wort und sprach in folgender Weise: „Horch, o weiser Fürst, auf das, was ich dir von unserm Glauben berichte. Fürchte nichts von uns; wir werden Niemanden ein Leid zufügen und in allen Hindu unsere Freunde sehen, deine Feinde hingegen nach allen Winden zerstreuen. Wir sind, deß seyd versichert, Anbeter des großen Gottes. Der Religion wegen sind wir vor den Ungläubigen entflohen; alle Besitzthümer haben wir aufgegeben, haben mancherley Beschwerden unterwegs erduldet, Haus und Hof, Hab und Gut, Alles haben wir im Stiche gelassen. O glückseliger Fürst, wir sind die armen Sprößlinge des Dschemschid. Wir verehren Mond und Sonne; überdieß stehen bey uns drey andere Dinge in hoher Achtung: die Kuh, das Wasser und das Feuer. Alles, was Gott in der Welt erschaffen hat, genießt unsere Verehrung. Diesen Gürtel aus zwey und siebzig Drähten binden wir um, fröhlichen Herzens. Während ihrer periodischen Reinigung blicken die Frauen nicht zur Sonne, nicht zum Himmel, nicht zum Mond empor, auch dürfen sie dem Wasser und Feuer nicht nahe kommen, den Symbolen der Reinheit. So lange die Periode dauert, müssen sie sich aller dieser Dinge enthalten, sowohl beym Licht des Tages, wie in der Finsterniß der Nacht; erst wenn sie sich gereinigt haben, dürfen sie den Blick wieder zum Feuer und zur Sonne emporrichten.“

Drey Jahrhunderte lang, heißt es weiter in den Jahrbüchern, blieb die Menge der Ausgewanderten zu Sanjan vereinigt. Jetzt zogen Einige weiter gen Norden und ließen sich in Bombay, Baroch und an einigen andern Orten nieder. Sie trieben, worauf die Fremdlinge immer angewiesen sind, Handelsgeschäfte und andere freye Gewerbe. Bald sammelten sie große Reichthümer und gelangten dadurch, wie immer geschieht, zu Ansehen und Einfluß in der neuen Heimath. Sie waren zu allen Zeiten den duldsamen, menschlich gesinnten indischen Fürsten treue Unterthanen, und kämpften an ihrer Seite gegen die blutdürstigen, glaubenstollen Muselman. So namentlich bey dem Einfalle des Mahmud Schah von Gudscherat (1507), Begarra *) oder die zwey Bergschlösser zubenannt. Es hatte nämlich der Schah zwey Bergschlösser gebrochen, wovon man glaubte, sie würden sich gegen alle kriegerischen Anstrengungen behaupten können. Das heilige Feuer, welches die

*) Begada bey Wilson: The Parsi Religion as contained in the Zand-Avasta, and proponed and defended by the Zoroastrians of India and Persia, unfolted, refuted and contrasted with Christanity. By John Wilson, Bombay 1843. S. 589 ist wohl ein Druckfehler, deren mehrere im Werke sich finden, weil der Verfasser nicht in Indien war, als sein Werk durch die Presse ging. Die Bedeutung des Beynamen Begarra gibt Dschemaleddin Husain, angeführt von Ferischtah, History of India, translated by Briggs, IV, 51, 78. Die Europäer erzählen allerley Abenteuerlichkeiten von diesem Fürsten Gudscherats; er ernähre sich vom Gift, sein Athem sey deßhalb tödtlich u. s. w. Ramusio I. 157. 296.

Auswanderer von Perſien mitgebracht und bis jetzt erhalten hatten, iſt bey dieſer Gelegenheit in das Moorgebüſch von Waſanda geflüchtet, und als die Gefahr vorüber war, nach Noſari zurückgebracht worden.

Die Parſen Hindoſtans unterhielten immer innige Verbindung mit ihren in der Heimath zurückgebliebenen Glaubensgenoſſen, die ſich in Kerman und Jesd in ziemlicher Anzahl finden. Die Reichern der parſiſchen Gemeinde zu Surat ſchickten nicht ſelten Sendboten nach Perſien, um die auf Religion und Geſchichte ihres Volkes ſich beziehenden Werke aufzukaufen; ſie ließen die angeſehenſten Geiſtlichen aller drey Claſſen, die Hirbed, Mobed und Deſturs einladen und erfreuten ſich ihres vertraulichen Umgangs. Lange Zeit blieben alle Anbeter des Ormusd in Perſien wie in Indien ein Herz und eine Seele; aber auch unter ihnen hat vor ungefähr einem Jahrhundert, wie dieß nicht ſelten geſchieht, über einen geringfügigen Gegenſtand eine Spaltung ſtattgefunden, die bereits auf ihre ganze Stellung nachtheilig rückwirkt und in Zukunft noch größere Folgen haben kann. Das gewöhnliche Jahr der Parſen beſteht nämlich ſeit den älteſten Zeiten aus 365 Tagen mit einem Schalttage im vierten, woran die in der Heimath Zurückgebliebenen feſthielten und feſthalten. Die Parſen Hindoſtans haben dieſen Schalttag überſehen und behaupteten ſpäter, das Kirchenjahr dürfe niemals einen Tag hinzufügen. Nun ging ein parſiſcher Armbandmacher nach Kerman, lernte dort die richtige Zeitrechnung kennen und wußte nach ſeiner Rückkehr einen kleinen Theil der indiſchen Landsleute zu bereden, ſich ihr zu fügen. Dieſe wurden nun ſpöttiſch die Armbänder oder auch die Frühern genannt, weil ſie alle Feſttage 30 Tage früher feyern, während die Andern ſich den Ehrentitel Raſami, d. h. die Allgemeinen beylegten, wofür wohl auch Scheherſai *) gebraucht wird, ein Name, der ungefähr dasſelbe bedeutet. Dieſer chronologiſche Streit hat bereits in andern Dingen Zwieſpalt erzeugt: die beyden Parteyen befolgen verſchiedene Grundſätze bey den religiöſen Ceremonien, im Rechte und den geſelligen Pflichten, ſowohl der einzelnen Genoſſen wie der ganzen Gemeinde.

Man hat in frühern Zeiten die Anzahl der Parſen viel zu hoch angenommen. Noch im J. 1818 hat Hr. Pope, Ueberſetzer der ſogenannten Offenbarungen des Ardai Wiraf, ein Mann, der lange mit dem Volke lebte und ſich ſeines Vertrauens in hohem Grade erfreute, berichtet, das urſprünglich kleine Häuflein der Auswanderer hätte ſich auf 150,000 Familien vermehrt *). Dieß iſt, wie jetzt die amtlichen Zählungen lehren, ſehr übertrieben. Die Gläubigen des Ormusd im weſtlichen Indien, zu Bombay, Baroch, Surat und an einigen andern Orten belaufen ſich kaum auf 50,000 Seelen; überdieß ſollen in der perſiſchen Provinz Kerman und zu Jesd an 20,000 leben, ſo daß die Parſen höchſtens 70 — 80,000 Männer und Weiber, Kinder und Greiſe zählen mögen. Ihr Einfluß, den ſie ſich durch ſittliches Betragen und vernünftiges Verhalten, durch Reichthum und Wohlthätigkeit, durch ihre, man möchte ſagen, europäiſche Betriebſamkeit und, weil die Religion weniger ins bürgerliche Leben übergreift, wie die der Hindu und Muſelman, durch ihre Annäherung zu den weſtlichen Künſten und Wiſſenſchaften erworben haben, iſt aber, wie das Leben und Wirken des Dſchamſedſchi Dſchidſchibhoy zeigt, bey weitem bedeutender, als man ihrer geringen Zahl nach ſchließen könnte. Dieſer denkwürdige Mann, der Sohn eines armen mit alten Flaſchen handelnden Parſen zu Bombay, hat durch Thätigkeit, Einſicht und biederes Benehmen einen unermeßlichen Reichthum erworben, und hievon einen Gebrauch gemacht, der vielleicht einzig

*) Scheherſai heißt wörtlich Stadtſitte. Dieſer Name ward vor wenigen Jahren von Einigen ohne allen Grund in Schahinſchahi, fürſtliche Zeitrechnung verwandelt, worüber ein neuer Zwiſt entſtand, weil ein Theil der Raſami dieſer Neuerung widerſprach.

*) The Ardai Viraf Nameh, with notes and illustrations by J. A. Pope. London 1818. pag. 118. Ardai war nach Firduſi ein Zeitgenoſſe des Gründers der Saſſanidendynaſtie und blühte von 200 — 240 u. Z.

dasteht in der ganzen Weltgeschichte. Der Westen hat wenigstens in den letzten Zeiten, obgleich einzelne Banquiers durch Vermögen und Einfluß sich selbst zu einer politischen Macht empor schwangen, auch nicht im Entferntesten etwas Aehnliches aufzuweisen.

Nach dem englischen Gesetze kann der Gläubiger, auch geringer Forderungen wegen, einen Schuldner einsperren lassen, was in den heißen Klimaten Indiens eine sehr harte Strafe ist. Nun werden seit 1822 jährlich bedeutende Summen zum Loskauf der kleinen Schuldner verwendet; andere sind zur Unterhaltung der Hospitäler für alte kranke Menschen und Thiere in Bombay und andern Orten angewiesen. Zur Ausgleichung der Streithändel vermittelst der Schiedsgerichte, der Pantschayat, liegen Gelder bereit; an vielen Plätzen längs der Westküste der indischen Halbinsel wurden Brunnen gegraben und Wasserbehälter angelegt und medicinische Anstalten geschaffen; alle öffentliche und Religionsanstalten, Arme, Blinde und Nothleidende jeder Art bekommen reichliche Unterstützungen; über die Furth von Bombay nach Salsette wird eine herrliche Brücke errichtet; für arme Reisende stehen seit einiger Zeit Häuser bereit, wo sie unentgeltlich Nachtlager und Speise erhalten; die meisten höhern und niedern Bildungsanstalten der verschiedenen Religionen und Völker zu Calcutta wie in ganz Indien, genießen reichliche Zuschüsse; einzelne Theile der heiligen Schriften der Parsen werden dem Drucke übergeben und Journale und Bücher zur Bildung des Volkes in Masse verbreitet. Dieß Alles und vieles Andere, was der Welt nicht bekannt ist, dieß Alles geschah und geschieht auf Unkosten dieses Parsen. Dschamsedschi Dschidschibhoy, — der 1783 geboren, jetzt noch (1851) in frischen Jahren zu Bombay lebt, hat eine Viertel Million Pfund Sterling für die Bildung der indischen Völkerschaften, zur Abhilfe der Leiden der Menschen und Thiere ausgegeben. Die Regierung wollte diesen außerordentlichen Mann auch in außerordentlicher Weise auszeichnen; sie hat ihn 1842 (die erste englische Standeserhöhung in Indien) zum Baronet erhoben. Man sagt jetzt Sir und Lady Dschamsedschi. Die Art und Weise, wie die Parsen dieses Ereigniß zu verewigen, wie sie dem ersten und einzigen Baronet ihre Dankbarkeit darzulegen suchten, ist für die Zoroastergläubigen bezeichnend und höchst ehrenvoll. Sie haben ihm keine Feste gegeben; sie haben keine nutzlosen Denkmäler errichtet. Beyträge sammelten sie zu einem, nach dem gefeyerten Wohlthäter benannten Kapital, um gute Bücher aus europäischen und andern Sprachen zu übersetzen und unentgeltlich unter den Parsen zu verbreiten. „Wir wollen in Ihrem Sinne wirken," so sprachen die Genossen, welche ihm die Urkunde der Stiftung überbrachten, „und konnten demnach nichts anders thun, als auf die Erziehung und Erhebung unsers Volkes hinzuwirken.„ „Diese That," erwiderte der Baronet, „ist mir auch mehr werth, als all die weltlichen Ehren; sie wird in der Todesstunde meine liebste Erinnerung seyn. Die Standeserhöhung hat für mich nur vom volksthümlichen Standpunkte einen Werth, es ist eine Ehre für Indien; vielleicht wird dadurch die Aufmerksamkeit Ihrer Majestät in etwas höherem Grade nach unserm Lande gewendet. Uebrigens werde ich selbst dem Uebersetzungsfond drey Lakh Rupien, — dreyßigtausend Pfund Sterling —, zulegen." Die Inschrift auf seinem Hospitale zu Bombay zeichnet am besten den Charakter des Mannes und den reinen Glauben der aufgeklärten Parsen. Sie besteht ihrem Wesen nach in folgenden Worten: „Dieses Gebäude ist errichtet auf Kosten des Ritters Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy, des ersten Eingebornen Indiens, welcher zum britischen Baronet erhoben wurde. Hiemit hofft er eine angenehme Pflicht gegen die Regierung, gegen sein Land und Volk zu erfüllen. Zugleich diene es als Opfer zur feyerlichen Erinnerung aller der Segnungen, der religiösen Dankbarkeit dem allmächtigen Gott, dem Vater im Himmel, dem Vater der Christen, der Hindu, der Muselman und Parsen, dargebracht mit demüthigem inbrünstigen Gebete für einen dauernden Schutz und Segen über seine Kinder und Familie, über sein Volk und Vaterland."

Neumann.

Journal für die Physik und Chemie des Auslandes in vollständigen Uebersetzungen herausgegeben von Dr. A. Krönig. Berlin 1851.

I.

Unter diesem Titel erscheint seit dem Januar 1851 eine von Hrn. Krönig bearbeitete Zeitschrift, welche den Zweck hat, von allen werthvollen Arbeiten aus dem Gebiete der Physik und physikalischen Chemie, die in nichtdeutschen Zeitschriften veröffentlicht werden, in kürzester Frist nach ihrem Erscheinen vollständige Uebersetzungen zu liefern.

Die bis jetzt bekannt gewordenen acht Hefte — Januar- bis August-Heft — zeigen zur Genüge, daß diese Aufgabe, welche Hr. Krönig unternahm, in jeder Beziehung gelöst wurde. Die sämmtlichen, in jenen Heften enthaltenen Abhandlungen, unter welchen Faraday's Experimental-Untersuchungen über Elektricität — 24. bis 27. Reihe —, die jüngsten Arbeiten aus dem Gebiete der Akustik von Wertheim, die neuesten Untersuchungen über strahlende Wärme von Provostaye und Desains, die Arbeiten über Pendelschwingungen von Foucault, Bravais, Cor, (den Mitgliedern der Academia del Cimento *), Wheatstone, Franchot, Bunt, ꝛc. ꝛc. sich befinden, sind nicht etwa in Auszügen, sondern in vollständigen deutschen Uebersetzungen so wiedergegeben, daß sie in Beziehung auf Ausdrucksweise und Klarheit des Vortrages keinen Wunsch übrig lassen. Ebenso genügt diese Zeitschrift auch allen Anforderungen in Beziehung auf Vollständigkeit, wenigstens in den bis jetzt erschienenen Heften, indem von den sämmtlichen, in auswärtigen, uns bekannten, Zeitschriften bis zum Monate August veröffentlichten Original-Abhandlungen keine wichtige Arbeit in jenem Journale unberücksichtiget blieb. Neben diesen schönen Eigenschaften, welche Krönig's Journal an sich trägt, zeichnet sich dasselbe auch noch dadurch aus, daß es die vollständige Literatur der Physik und Chemie liefert, die am Ende eines jeden Jahres durch ein eigenes Register brauchbar gemacht wird. Eine solche umfassende Aufgabe kann durch keine unserer so ausgezeichneten deutschen Zeitschriften für Physik und Chemie gelöst werden, wenn in diesen die deutschen Original-Arbeiten die gehörige Rücksicht finden sollen. Es enthalten wohl die deutschen physikalischen Zeitschriften mehr oder minder vollständige Auszüge der ausgewähltesten, in nichtdeutscher Sprache veröffentlichten Arbeiten, allein viele Arbeiten müssen wohl dabey unberücksichtiget bleiben, die für Jeden, der den Fortschritten der Physik gehörig folgen will, von derselben Wichtigkeit seyn müssen, als die in deutschen Journalen enthaltenen physikalischen Abhandlungen des Auslandes.

Welche Vortheile daher das oben erwähnte Journal dem deutschen Leser gewährt, bedarf hier keiner weiteren Auseinandersetzung. Es wird dasselbe wohl aber auch allgemeineres Interesse finden, indem unter den bestehenden Zeitschriften uns keine bekannt ist, welche die in Frankreich, England, Belgien, Italien, Rußland ꝛc. publicirten physikalischen Arbeiten in einer solchen Vollständigkeit zusammengestellt enthält, wie Krönigs Journal.

Dieses Journal besteht also, wie wir sehen, einzig in seiner Art, und es wird daher Niemand, der mit den Fortschritten der Physik stets bekannt bleiben will, dem Unternehmen des Hrn. Krönig die Anerkennung versagen. Möge nun dieses schöne Unternehmen in der Folge durch keinerley Hinderniß gestört werden und stets die gehörige Unterstützung finden, damit diese Zeitschrift auch durch lange Zeit sich erhalten und allmählig einen höheren Grad von Vollkommenheit erreichen kann. Gewiß würde letzteres der Fall seyn, wenn außer den physikalischen Arbeiten auch den Leistungen aus der angewandten Mathematik, welche durch nichtdeutsche Zeitschriften veröffentlicht werden, die gehörige Rücksicht geschenkt werden könnte.

---

* Von Antinori mitgetheilt.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.
Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 17. Januar 1852 hielt der Hr. Classensekretär folgenden Vortrag:

Anerbieten von Abschriften wichtiger Documente für die bayerische Geschichte, die im k. schwedischen Archive zu Stockholm aufbewahrt sind.

Im abgelaufenen Jahre 1851 wurde der gelehrte Professor Dr. B. Dudik aus der Benedictiner-Abtey Raygern bey Brünn in Mähren, derselbe, welcher das Jahr vorher den ersten Band von Mährens Geschichtsquellen, Brünn, 1850 gr. 8., herausgegeben, von der k. k. österreichischen Staatsregierung nach Schweden geschickt, um Urkunden und Archivalien überhaupt, welche im 30jährigen Kriege aus Oesterreich, Böhmen u. s. w. nach Schweden gebracht worden waren, aufzusuchen. Seine Rückkehr, angeblich mit erheblicher Ausbeute, haben uns die Zeitungen verkündet, und mit Erwartung sieht das gelehrte Publikum der Veröffentlichung dieser Ausbeute entgegen.

Daß auch bayerischer Seits Schritte gemacht wurden, um die aus den fränkischen Bisthümern, insbesondere aus Würzburg durch die Schweden entführten literarischen Schätze wieder zu gewinnen, oder doch diplomatisch genaue Abschriften derselben zu erhalten, ist bekannt; aber auch, daß diese Bemühungen nach dieser Richtung hin bis jetzt von keinem günstigen Erfolge gewesen sind.

Der Herr Oberbibliothekar und Landtagsabgeordnete Dr. Anton Ruland hatte die Güte, mir am 13. October 1851 einen Brief des apostolischen Vicars, J. L. Studach, an den Custos der k. Universitätsbibliothek in Würzburg, Hrn. Muus d. d. Haga bey Stockholm, den 28. August 1851, mitzutheilen, und ich stehe nach der vom Hrn. Oberbibliothekar Dr. Ruland erhaltenen Erlaubniß nicht an, diejenigen Stellen aus ihm hier vorzutragen, welche auf unsere Angelegenheit Bezug haben.

— — — „Es ist erwiesene Thatsache, daß zwey Schiffe mit Kriegsbeute, literären Schätzen, im 30jährigen Kriege auf der Ostsee zu Grunde gegangen, woher sowohl Professor Dudik, als ich es erklären, warum gar keine fränkischen handschriftlichen Urkunden hier vorkommen. Dagegen findet sich Vieles, das die bayerische Geschichte des 30jährigen Krieges angeht. Ich bringe darüber Folgendes hiemit zu Ihrer Kenntniß, mit dem Ersuchen, in München gehörigen Ortes nachfragen zu lassen, ob Bayern Abschriften des Ganzen, oder eines Theiles und in diesem Falle was des Besonderen wünsche? Ich bin bereit, die Sache zu besorgen, wenn es als vom Interesse erachtet werden sollte.“

„Unter dem Titel: „Herzog Bernhards F. G. und J. E. des Herrn Reichskanzlers (Oxenstjerna) an einander abgelassene Handschreiben dat. 1632 — 1635“ finden sich im Stockholmer Archiv die vollständigen Belege jenes Feldzugs, den Bernhard

von Weimar in Bayern geführt. Besonders complet sind die Berichte des Jahres 1633. Die Truppen-Dislocationen, kleineren Gefechte, Regensburger Belagerung und Occupirung u. s. w. Die Briefe beginnen mit dem 11. October 1632 und enden mit dem 12. Jänner 1636. Doch von diesem letzteren Jahr ist nur Ein Brief vorhanden. Der letzte vom J. 1635 trägt das Datum: 27. October 1635. Die Datirung geschieht durchgängig nach dem Julianischen Kalender. Nach der Schlacht bey Nördlingen (6. September 1634) ist die Correspondenz spärlicher, am häufigsten 1633 und die ersten Monate von 1634. Viele Briefe sind ganz von Bernhards Hand, die andern von ihm signirt. Oxenstjerna's Antworten sind spärlich. Nebst diesem Fascikel finden sich auch in Oxenstjern'scher Sammlung viele Original-Briefe des Bernhard von Weimar vor, worunter jener datirt Donauwörth, 9. September 1633, die verschiedenen Bedenken über Wallensteins (Waldsteins) Antrag enthaltend, welche den Oxenstjerna bewogen hatten, das ganze Geschäft fallen zu lassen. Die weiteren interessanten Belege zum bayerischen Kriege vom Jahre 1635 findet man in Oxenstjerna's Kanzley vom Jahre 1633 — 1634 (schwedisches Reichsarchiv)."

„Zufolge eines Antiquitäten-Inventars der Königin Christina vom Jahre 1652 hat Gustav Adolph eine Medaillen-Sammlung aus der Rentkammer (etwa Kunstkammer?) in München wegbringen lassen. An in München entwendeten Gemälden gibt dasselbe Inventar nur 12 Stücke an, während es ein ganzes Museum von Prag aufzählt" ꝛc. — —

So weit Studach's Brief. Ein solches auf so überraschende Weise uns gemachtes Anerbieten wurde unverweilt durch eigenen Bericht des Reichsarchives vom 13. October v. J. zur Kenntniß des k. Staatsministerium des Innern gebracht, und dasselbe auf die Bedeutung des hier gebotenen literarischen Schatzes geziemend aufmerksam gemacht, da, im Falle der Realisirung des Anerbietens, hierdurch unser eigenes sehr reiches Materiale aus dieser Epoche vortrefflich ergänzt werde. Der Vorschlag des k. Reichsarchivs, Studach möchte ein Verzeichniß jener auf Bayern bezüglichen Archivalien zugleich mit dem Kostenanschlag der zu copirenden Documente an uns gelangen lassen; die Mittel ferner, diese Kosten zu decken, und diese an Studach gestellten Anträge demselben zukommen zu lassen, entweder durch Hrn. ꝛc. Ruland selbst, oder durch Custos Muus, wurde durch allerhöchstes Rescript vom 19., präsentirt 20. October vorigen Jahres, genehmigt.

Hierauf ersuchte das k. allg. Reichsarchiv Hrn. ꝛc. Dr. Ruland: Er möge im Interesse der historischen Wissenschaft und insbesondere der vaterländischen Geschichte die Veranstaltung treffen, dem Vikar Studach durch Custos Muus in Würzburg die Fragen wegen der Zahl der zu copirenden Archivalien und wegen des Kostenpunktes vorzulegen. Am Besten erscheine es, wenn Hr. ꝛc. Dr. Ruland diese Angelegenheit selbst vor die Hand nehmen wolle. Daß Studach die Kenntnisse, welche zur Fertigung von diplomatisch genauen Abschriften fraglicher Archivstücke unbedingt nöthig seyen, besitze, werde beyden Herren, Hrn. Dr. Ruland und Custos Muus, wohl bekannt seyn. Zugleich ließ das Reichsarchiv für den Fall des Eingehens auf diese Angelegenheit Seitens des Vikars Studach demselben bemerken, daß ihm mindestens der erste Band von Bernhard Röse's Biographie: „Herzog Bernhard von Weimar" zur Einsicht, besonders aber die dort mitgetheilten Briefe aus den Jahren 1633 und Anfangs 1634, zu empfehlen seyn dürften.

Hr. Oberbibliothekar Dr. Ruland erklärte durch Zuschrift vom 22/23. October v. J., „daß er mit Vergnügen dem jenseitigen Wunsch unter Einhaltung der gegebenen Directive entsprechen, und seiner Zeit das Resultat mittheilen werde."

Wenn auch bis jetzt noch keine Antwort vom Vikar Studach eingetroffen ist, so ist es doch außer Zweifel, daß derselbe auf die ihm gemachten Vorschläge eingehen und dieß wichtige Geschäft selbst übernehmen werde. Der weitere Verlauf in dieser Angelegenheit wird von uns sofort zur Kenntniß der Classe gebracht werden.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14. Februar 1852.

Hr. Akademiker Dr. Wagner las vor den Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

Der Beruf an einer derartigen Anstalt, wie sie mit dem Etatsjahr 1851/52 an hiesiger Universität ins Leben getreten ist, und welcher jetzt nichts mehr als ein geeigneteres Lokale zu wünschen wäre, ist ein doppelter. Die Mittel sollen zu Lehrzwecken, so wie zur Lösung wissenschaftlicher Aufgaben benützt werden, und nur dadurch unterscheidet sich in letzterer Beziehung die Thätigkeit hier von einer rein akademischen, daß auch dabey die wissenschaftliche Bildung und Beschäftigung Studirender Zweck bleibt. — Um die Mittel unseres Kabinets möglichst gut zu verwenden, wurde mit der Anschaffung genauer Meßapparate begonnen; denn je weiter die Physiologie auf ihrem Gebiet vorwärts zu dringen strebt, um so mehr muß sie die approximative Schätzung verlassen, und den wahren Zahlenwerthen der Größen, welche sie erforscht, sich zu nähern suchen, um so mehr bedarf sie auch zuverlässiger Instrumente, in welchen wenigstens selbst nicht neue Fehlerquellen verborgen sind, zumal in den complicirten und wandelbaren Naturobjekten, deren Zahl sehr groß und oft nicht zu eliminiren ist.

An den Arbeiten in diesem Semester haben sich besonders betheiligt: Hr. Ehrl, cand. med., Hr. Pauli, cand. pharmac., und Hr. Kirchner, cand. philosoph. Es war meine Sorge, Jedem eine derartige Beschäftigung anzuweisen, welche einerseits die Untersuchung im Ganzen am sichersten fördern, und das für einen bestimmten Gang der Forschung ohnehin schon rege Interesse steigern konnte. So waren es die anatomischen und mechanischen Arbeiten, für welche sich die Dexterität meines Assistenten Ehrl am besten eignete, die chemischen Untersuchungen, welche Hr. Pauli mit gewohnter Gewissenhaftigkeit ausführte, die mathematischen Berechnungen und Revisionen, mit welchen ich das Talent Kirchners beschäftigen konnte.

Die bisherigen Untersuchungen haben sich vor Allem auf die Erforschung des menschlichen Stimmorganes bezogen, und werden demnächst in extenso in R. Wagner's physiologischem Handwörterbuch mitgetheilt erscheinen. Ich hatte mir die Aufgabe gestellt, dieses Organ so zu studiren, als sollte ich nach seinem Modell ein künstliches Instrument mit denselben akustischen Leistungen herstellen; und wie bey der Construction eines Instrumentes von bestimmtem Klangwerth zunächst Alles auf die Wahl und Kenntniß des Materials ankommt, so war auch mein Bemühen, zuerst das Material des natürlichen Kehlkopfes gründlich kennen zu lernen; dann zu sehen, wie es verarbeitet ist, d. h. wie die Kehlkopftheile construirt und mechanisch mit einander verbunden sind, um endlich eine möglichst vollständige Einsicht in die Handhabung zu gewinnen, welche nothwendig ist, das damit zu leisten, was geleistet werden kann.

Es mögen über 50 menschliche Kehlköpfe gewesen seyn, welche untersucht und mit einander in den verschiedensten Beziehungen verglichen wurden.

Wie allbekannt, variiren die Kehlkopfknorpel sehr bedeutend in ihrer Textur und auch in Beziehung auf die sie constituirenden Stoffe. Da nun chemische Differenzen von Veränderungen der physikalischen Eigenschaften in vielen Fällen untrennbar sind, so lag uns daran, jene zuerst kennen zu lernen. Es wurden Präparate von Leichen des verschiedensten Alters zur Analyse verwendet, und wegen der mikroskopischen Verschiedenheit zwischen Ring- und Schildknorpel jeder dieser beyden stets besonders untersucht.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien:

Sitzungsberichte. Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 1 — 4. Heft. Nr. 1 — 4. Wien 1851. 8.

Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. 1850. 2. Bd. III. u. IV. Heft. Jahrg. 1851. 1. Bd. I — IV. Heft. Wien 1851. 8.

Notizblatt. Beylage zum Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen. No. 2 — 18. Wien 1851. 8.

Fontes rerum Austriacarum. Oesterreichische Geschichtsquellen. II. Abth. Diplomataria et acta. IV. Bd. Wien 1851. 8.

Archäologische Analekten von Joseph Arneth. Tafeln zu den Sitzungsberichten der philos. hist. Classe. Bd. VI. Heft 1. 2. Wien 1851. Fol.

Die Alterthümer vom Hallstätter Salzberg und dessen Umgebung. Von Fried. Simon. Beylage zu den Sitzungsberichten der philos. hist. Classe. Bd. IV. 1850. Wien 1851. Fol.

Von Hrn. Prof. Sillig in Dresden:

Plinii Secundi naturalis historiae libri XXXVII. Vol. V. Hamb. u. Gotha 1851. 8.

Von der Academia real de sciencias de Madrid:

Memorias. T. I. p. 1. Madrid 1850. 8.

Resumen de las actas de la academia. Madr. 1850. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIII. No. 13 — 18. Sept. — Nov. 1851. Par. 1851. 4.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

Regesten der bis jetzt gedruckten Urkunden zur Landes- und Ortsgeschichte des Großherzogthums Hessen. III. Abth. Darmstadt 1851. 4.

Periodische Blätter. No. 23. Oct. 1851. Darmst. 8.

Von der kais. Leopold. Akademie der Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. 15. Bd. I. Abth. Breslau und Berlin 1851. 4.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Zürich:

Mittheilungen. Heft III — V. No. 27 — 65. 1849 — 51. Zürich. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 9. Par. 8.

Von Hrn. Dr. Kościakiewicz in Paris:

Compte-rendu du service médico-chirurgical fait a l'hôpital de Rive-de Géer pendant le deuxième trimestre de 1851. Par. 1851. 8.

Von dem hennebergischen alterthumsforschenden Verein in Meiningen:

Landeskunde des Herzogthums Meiningen von Professor Brückner. I. Th. Meiningen 1851. 8.

Von der Chemical Society of London:

Quarterly Journal. No. XIV. XV. Vol. IV. 2. 3. Juli. Oct. 1851. London 1851. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VII. Novbr. 1. 1851. No. 28. London 1851. 8.

Von Hrn. v. Hammer-Purgstall in Wien:

Literaturgeschichte der Araber. Von ihrem Beginne bis zu Ende des 12. Jahrhunderts der Hidschrée. I. II. Bd. Wien 1850. 51. 8.

Von dem historischen Verein für Oberpfalz und Regensburg in Regensburg:

Verhandlungen. 14. Bd. Regensburg 1851. 8.

Die Grabstätte des Pfalzgrafen bey Rhein und Herzogs in Bayern Johann, in Neunburg vor dem Walde. Regensburg. 8.

Von der Royal medical and chirurgical Society of London:

Medico-chirurgical transactions. Vol. XXXIV. London 1851. 8.

Von dem Verein für Alterthumsfreunde im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. XVII. 9. Jahrg. Bonn 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 10.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.
Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

(Fortsetzung.)

Dabey zeigte sich, daß beym Schildknorpel Zunahme von Aschenbestandtheilen und Abnahme des Wassers entsprechend dem zunehmenden Alter genau Hand in Hand geht. Die Wirkung des zunehmenden Alters macht sich besonders im höheren Alter durch sehr rasche Progressionen jener Veränderungen bemerkbar. Der Wassergehalt nimmt beym Ringknorpel wohl auch entsprechend dem höheren Alter ab, dagegen zeigt der Aschengehalt viel weniger festen Normen sich fügende Schwankungen. Noch in anderer Beziehung weichen beyde von einander ab. Bey dem Ringknorpel findet man noch bis zum 27. Lebensjahre hin in der Asche mehr lösliche als unlösliche Salze, dagegen beym Ringknorpel nicht bis zum 19.

Was die speciellere vergleichende Aschenanalyse ergab, war, daß der verknöcherte Schildknorpel beynahe das Dreyfache des phosphorsauren, und das Fünffache des kohlensauren Kalkes, welchen der unverknöcherte Schildknorpel zeigt, führen kann, so wie das völlige Verschwinden des schwefelsauren Kalkes bey der Verknöcherung, während die phosphorsaure Magnesia hiebey nur sehr wenig zunimmt.

Wie die Verknöcherung des Ringknorpels überhaupt nicht so sehr um sich greift als die des Schildknorpels, so nimmt auch das spezifische Gewicht des ersteren nicht in dem Maaß zu, wie das des letzteren, welches aber unter gleichen Umständen stets höher angetroffen wurde als das des Ringknorpels.

Der Festigkeitsmodus beyder Knorpel ist sehr hoch, und bey Gelegenheit der Ermittlung dieses wurden auch die relativen Elasticitäts-Verschiedenheiten beyder aus den durch die Belastung herbeygeführten Graden der Biegung und bleibenden Krümmung näher bestimmt. Dabey zeigte sich an den unverknöcherten Theilen ein Verhältniß des Festigkeitsmodulus für den Schildknorpel im Vergleich mit dem Ringknorpel nahe den Zahlen 3 : 2. Die cart. thyreoidea besitzt außerdem eine viel geringere Biegsamkeit und viel vollkommnere Elasticität als die cricoidea.

Es lag nahe, mit der Betrachtung dieser Eigenschaften den Glauben an eine sehr große Resonanzfähigkeit jener Theile zu verbinden, wie er auch sehr häufig, freylich ohne bestimmtere Begriffe von der Resonanz, überhaupt gehegt wird. Wir waren sehr überrascht, gerade das Gegentheil unserer Voraussetzung zu finden. Es wurde nach dem Princip photometrischer Bestimmungen verfahren, und die Intensitäten je zweyer an sich constanter Schallquellen mit Wechsel der Unterlage unter solche tönende Körper verglichen; dabey zeigte sich, daß der verknöcherte oder unverknöcherte Kehlkopfknorpel den Ton 1,22 mal schwächten und zwar immer um so mehr, mit je mehr Punkten sie den tönenden Körper berührten. So mußte also die unläugbare

Verstärkung der Stimmbandtöne innerhalb des Kehlkopfes gegenüber ihren schwächeren Tönen außerhalb dieser Umgebung auf Rechnung der durch die Configuration des Organes bedingten Reflexion der den Stimmbandschwingungen folgenden Luftschwellen gebracht werden.

Ohne daß vorläufig über die chemische Natur des elastischen Gewebes mehr als das bereits Bekannte bestätigt werden konnte, wurden die physikalischen Eigenschaften desselben mittelst sehr feiner und sicherer, besonders zu diesem Zweck construirter Meßapparate genauer studirt. Was Weber für die Muskelsubstanz gefunden hatte, machte sich auch bey diesem Gewebe geltend, indem es nämlich anfänglich dem spannenden Zug einen sehr geringen Widerstand entgegensetzt, welcher in dem Maaß wächst, als die Größe dieses spannenden Zuges zunimmt.

Dadurch wird der Elasticitätsmodulus für die einzelnen Grade der Dehnung sehr verschieden; denn sein Werth wächst mit der Dehnung, jedoch bey den verschiedenen Kehlkopfbändern nicht in derselben Progression. Seine extremen Werthe liegen nämlich bey dem Stimmband sehr viel weiter auseinander als bey dem diesem Widerpart haltenden ligamentum cricothyreoideum. Der Nutzen jener Verhältnisse für die Stimmbandschwingungen leuchtet von selbst ein. Die für tiefe Töne nöthige Langsamkeit der Excursion wird durch keinen hohen Elasticitätsmodulus bey solchen geringen Graden der Dehnung übereilt, und die für hohe Töne geforderte Geschwindigkeit der Schwingung durch keine bey den großen Graden der Dehnung stattfindende Nachgiebigkeit gegenüber dem Schwingung erregenden Luftstrom vermindert.

Wir wurden hiebey gelegentlich auf die Beobachtung von Sprüngen der Ausdehnung geführt, welche besonders die organischen elastischen Gewebe, wohl aber auch z. B. Kautschuck-Streifen, nur in geringerem Grad, zeigen, wenn man plötzlich von einer geringeren zu einer viel größeren Belastung übergeht, und wobey der unverhältnißmäßigen Ausdehnung oft längere Zeit vollkommene Unausdehnbarkeit bey dem Auflegen neuer Lasten folgt. Diese Sprünge haben wir dadurch beseitigen können, daß wir durch gewisse Vorrichtungen die elastischen Gewebe stetig und langsam dehnten, die Belastung an ihnen aufhingen und dieselbe erst dann zur Wirksamkeit kommen ließen, wenn die erstere Zugkraft ganz allmählig außer Spiel gesetzt worden war.

Für die Luftröhre im Ganzen hat sich ebenfalls ein den höheren Graden der Dehnung entsprechendes Wachsen des Elasticitätsmodulus geltend gemacht, wodurch die den hohen und tiefen Tönen sich accomodirende Resonanzfähigkeit des Rohres, welches jenen entsprechend gedehnt und erschlafft wird, eine Erklärung findet.

Nachdem durch diese und manche andere Versuchsreihen die Natur des Materiales, so weit es nöthig schien und die Zeit erlaubte, ermittelt war, begannen wir mit der Untersuchung des eigentlichen Mechanismus der Stimmwerkzeuge, an welchen Windlade, Windrohr, Stimmkasten und Ansatzrohr unserer Orgelwerke durch entsprechende Theile vertreten ist.

Da es weniger darauf ankam, den statischen Druck, unter welchem die gesammte Luft bey der Exspiration steht, zu untersuchen, zumal derselbe schon sehr vielfach geprüft worden ist, sondern den Druck, welcher aus der Stimmritzenöffnung in einer gegebenen Zeit eine gewisse Menge Luft treibt, so mußte eine Methode ausfindig gemacht werden, bey welcher die Messung der Luftvolumina möglichst leicht und sicher, und die kleiner Druckwerthe noch mit großer Schärfe geschehen konnte und durch welche wenigstens ohne größeren Irrthum die natürliche Stimmritzenöffnung zu ermitteln war. Die Instrumente, deren ich mich hiezu bediente, waren ein Compteur, welcher noch mit großer Genauigkeit $\frac{1}{1000}$ Gasvolumen anzeigt, und ein Wollaston'scher Differentialanemometer, bey welchem noch ein absoluter Druck von 0,05 abgelesen werden kann. Der Compteur eignet sich zu dergleichen Respirationsversuchen deßwegen sehr gut, weil das Gas so gut wie unter gar keinem Druck durch den Apparat geht, eine Absorption desselben nicht statt findet, und also nur die Temperaturdifferenz der Ausathmungsluft vor und hinter dem Apparat und der Barometerstand zu berücksichtigen ist. Als muthmaßlicher Flächenraum der Stimmritze beym ruhigsten Ausathmen hat sich die Zahl c. 25 □ Mill. ergeben, indem nämlich gerade bey einer so großen Ausströmungsöffnung am Comp-

teur noch in derselben Zeit dieselbe Luftquantität und ohne irgend spürbar stärkere Exspirationsbewegung durch den Apparat ging, als bey jeder größeren Oeffnung an ihm. Die Berechnung des Druckes aus dieser Oeffnung, im Vergleich mit der pro Sekunde gelieferten Luftmenge, hat einen fast verschwindend kleinen Werth ergeben.

Die weiteren Versuche bewiesen, daß diese Pression niemals ausreicht, einen Ton auch nur pianissimo anzustimmen, ferner daß zum Hervorrufen eines leisen Tones stets ein größerer Druck gehört als zu seinem Aushalten, wenn er einmal angestimmt ist.

Die Respirationsbewegungen verändern die Lage des Kehlkopfes. Er steigt und sinkt. Die Ursachen dieser Ortsveränderungen wurden durch Versuche an Leichen, durch Vivisectionen am Kaninchen, Pferd und Schaf zu ermitteln versucht, wobey sich fand, daß die wesentlichen Ursachen in Contractionen der Kehlkopfmuskeln, die geringere Ausschläge gebenden dagegen in den Bewegungen des Zwerchfelles gelegen sind.

Da die Luftröhre hiebey ihre Dimensionen und Spannungsgrade ändert, was sehr häufig in direkte oder indirekte Beziehung zu der Production der Töne gesetzt worden ist, so mußte ermittelt werden, wie eine Luftröhre als Labialpfeife sich verhalten würde. Die Ergebnisse waren, daß die Töne einer gespannten oder erschlafften Luftröhre immer etwas tiefer liegen, als die Töne gleich langer Holzröhren; die relativen Tonunterschiede mehr oder weniger gespannter Röhrenstücke fielen jedoch nur unbeträchtlich anders aus als die relativen Differenzen entsprechend langer oder kurzer Holzröhren; ebenso hat Dehnung oder Erschlaffung der Luftröhre keinen so wesentlich modificirenden Einfluß auf die Töne von Metallzungen, daß man etwa die Bildung der ganzen Tonreihe unsres Stimmorganes davon ableiten könnte, eine Ansicht, welche überhaupt jetzt nicht mehr herrscht, noch auch einen so großen, daß man von den wechselnden Luftsäulenlängen an sich einen großen Vortheil zu erwarten hätte, vielmehr scheint die Größe der Luftröhrenspannung oder Abspannung, entsprechend den gleichnamigen Zuständen der Stimmbänder, für jeden Fall die Summe der schwingenden festen Theile zu vermehren, und dadurch die Intensität und weniger den Werth des Stimmbandtones zu modificiren.

Bey der nach den oben erwähnten Resultaten vorauszusetzenden Wichtigkeit der Kehlkopfform kam es darauf an, von ihr und von dem Rauminhalt des Organes sich eine vergleichende Uebersicht zu schaffen. Als Schema der Kehlkopfform muß nach den in verschiedenen Höhen gemessenen Querdurchschnitten ein seitlich etwas zusammengedrückter, unterhalb der Stimmbänder, und zwar diesen ziemlich nahe, verengter Schallbecher angesehen werden; und da die Messungen nicht den Grad der Feinheit haben konnten, welcher erforderlich gewesen wäre, sie zur Grundlage mathematischer Berechnungen zu machen, noch auch die Strömungen der elastischen Flüssigkeiten selbst bey einfacheren Formen bisher dem Calcul vollkommen zugänglich gemacht werden konnten, blieb nichts übrig, als sich im Allgemeinen einen Begriff von dem durch die Kehlkopfform bedingten Nutzen für die Stimmbandschwingung zu machen, wobey die Luftströmungen an einem dem Kehlkopf möglichst ähnlich geformten Glasgefäß aus den Bewegungen des Rauches ermittelt wurden, welcher unter gleichmäßigem Druck den Apparat passirte. Hiebey sieht man, daß die dichteste Rauchsäule bey ihrem Emporsteigen die Mitte des Stimmbandrandes trifft.

Die an menschlichen Leichen vorgenommenen Messungen und Wägungen der den Kehlkopf im Ganzen hebenden und senkenden Muskeln haben nach Abzug der den antagonistischen Muskeln zukommenden Kraft, ferner des Gewichtes der Schilddrüse und des Kehlkopfes, endlich der zur Dehnung der Luftröhre nöthigen Kraft immer noch einen Ueberschuß an absoluter Muskelkraft für die Heber dieses Organes erkennen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der K. Akademie der Wissenschaften im Monat December 1851, dann im Monat Januar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der Société impériale des naturalistes in Moskau:

Bulletin. Année 1851. No. II. Moscou 1851. 8.

Nouveaux mémoires. Tom. IX. Moscou 1851. 4.

Von Herrn G. Fischer v. Waldheim in Moskau:

Entomographie de la Russie. T. V. Moscou 1851. 8.

Von der Société royale des sciences in Lüttich:

Mémoires. T. VII. Liège 1851. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXIII. Heft IV. u. V. Landau 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Spiegel in Erlangen:

Die Alexandersage bey den Orientalen. Leipzig 1851. 8.

Von Hrn. Eduard E. J. Tilt, M. D. in London:

On the preservation of the health of women at the critical periods of Life. London. 8.

On diseases of menstruation and ovarian inflammation. Lond. 1850. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Handlingar för år 1849. Stockh. 1851. 8.

Öfversigt af kongl. vetenskaps-akademiens förhandlingar. 7. Årg. Stockh. 1851. 8.

Årsberättelse om framstegen i insekternas, myriapodernas och arachnidernas naturalhistoria för 1847 och 1848, af C. H. Boheman. Stockh. 1851. 8.

Årsberättelser om botaniska arbeten och upptäckter för åren 1845, 1846, 1847 och 1848, af J. E. Wikström. I Delen. Stockh. 1850. 8.

Årsberättelse om technologiens framsteg af G. E. Pasch. Stockh. 1851. 8.

Landtbruket förr och nu etc. Af J. Th. Nathhorst. Stockh. 1851. 8.

Tal om sambandet och växelverkan mellan Näringarne, Kyrkan och Samhället. Af Aug. von Hartmansdorff. Stockh. 1851. 8.

Von Hrn. de Caumont in Paris:

Abécédaire ou rudiment d'archéologie. Paris 1851. 8.

Séances générales tenues a Auxerre, a Cluny et a Clermont-Ferrand en 1850 par la société française pour la conservation de monuments historiques. Paris 1851. 8.

Annuaire de l'institut des provinces et congrès scientifiques 1852. Par. 8.

Von Hrn. A. de la Rive in Paris:

A. P. De Candolle, sa vie et ses travaux. Paris 1851. 8.

Von dem Verein für Naturkunde im Herzogthum Nassau in Wiesbaden:

Jahrbücher. 7. Heft. 1. 2. 3. Abth. Wiesb. 1851. 8.

Von dem landwirthschaftlichen Verein dahier:

Centralblatt. Decbr. 1851. München 1851. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Nov. 1851. Berlin. 8.

Von dem Verein für nassauische Alterthumskunde und Geschichtsforschung in Wiesbaden:

Mittheilungen. No. I. II. Oct. Decbr. 1851. Wiesbaden 1851. 8.

Hermann Baer diplomatische Geschichte der Abtey Eberbach im Rheingau. In Auftrag des Vereins von Dr. K. Rossel. Wiesbaden 1851. 8.

Von Herrn Freyherrn von Ankershofen in Klagenfurt:

Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnthen bis zur Vereinigung mit den österreichischen Fürstenthümern. I — V. Heft. Klagenf. 1842 — 1850. 8.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie I. u. II. Jahrg. Klagenf. 1849. 50. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. April.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Wintersemester 1851/52 in dem physiologischen Kabinet der Universität München angestellten Untersuchungen.

(Fortsetzung.)

Genaue mit dem Fernrohr und Fadenkreuz angestellte Messungen des Bewegungsumfanges, welcher dem Kehlkopf des Lebenden beym Singen und Athmen zukommt, wiesen nach, daß der oberste Punkt der Luftröhre nicht allein für sich auf- und niedergeht, sondern daß bey den höheren Graden des Steigens unseres Kehlkopfes auch das untere Ende der Luftröhre mit in die Höhe geht; denn es müßten im entgegengesetzten Fall Dehnungen der Luftröhre beym Lebenden vorausgesetzt werden, welche durch stärksten Zug an der einer Leiche sich nicht herbey führen lassen.

Von der Untersuchung der Kehlkopfbewegung im Ganzen wurde zu den Bewegungen der einzelnen Kehlkopftheile gegeneinander fortgeschritten. Da hiebey fast überall sehr flache und sehr stark gekrümmte Gelenkflächen sich berühren, so war der im Leben vorkommende Bewegungsumfang allein von der Natur der die Gelenkflächen umschließenden Weichtheile abhängig befunden, während die Arretirung hier nicht, wie bey vielen anderen Gelenken, durch die Natur der festen Theile und deren Form bewerkstelligt werden kann. Um die letztere jedoch besonders an dem Gießkannen-Ringknorpelgelenk genauer kennen zu lernen, wurden von ein und demselben Gelenk sehr viele genaue Abdrücke gemacht, welche den Vortheil darboten, daß sie bald nach dieser, bald nach jener Seite hin durchschnitten zu Abdrücken benützt werden konnten, welche Bilder der verschiedensten Durchschnittsflächen für ein und dasselbe Gelenk lieferten.

An der Kapsel dieses Gelenkes fiel vor Allem die Differenz der Festigkeit zwischen ihrer hinteren und vorderen Portion auf, welche letztere besonders reich an elastischen Fasern gefunden wurde; man ermittelte die Reihenfolge, in welcher bey den verschiedenen Bewegungen der Knorpel die einzelnen Bündel hinter einander durch ihre zunehmende Spannung je mehr und mehr ihren arretirenden Einfluß ausübten, und den Nutzen der an diesem ganzen Gelenk wahrgenommenen Labilität für die Stimmbandschwingungen, ohne daß wir hier der ausführlicheren Mittheilung an anderem Ort weiter vorgreifen können.

Im weiteren Verfolg wurden wir auf die verschiedenen Formen der Stimmritze geführt, wobey es uns wahrscheinlich wurde, daß die sogenannte Athmungsritze den Zweck eines Ventils zur Unterstützung „der Oekonomie des Athems“ habe.

Oberflächliche vergleichende Betrachtungen der Neigung, welche die Stimmbänder gegen den Horizont und gegen einander bey den verschiedenen Leichen haben, ließen vermuthen, daß hiedurch ge-

wisse physikalische Erfolge bedingt seyen, weßhalb es wünschenswerth wurde, am Kehlkopf diese Neigung mit sicheren Methoden zu messen, und durch Experimente ihren Einfluß festzustellen.

Das erste wurde dadurch erreicht, daß man an dem senkrecht aufgehängten Präparat Anfangs- und Endpunkt der in Beziehung auf ihre Neigung zu untersuchenden Linie durch Visirnadeln markirte, und mittelst senkrecht auf einer horizontal eingestellten Ebene stehender Maaßstäbe die Abstände jener Punkte in senkrechter und horizontaler Linie bestimmte, woraus sich alsdann ein Dreyeck mit drey bekannten Stücken construiren, und der fragliche Winkel berechnen ließ.

Das zweyte wurde mittelst eines Gebläses und elastischer membranöser Zungen von gleicher Spannung untersucht, wobey sich fand, daß die stärkere Neigung der letzteren gegen den Horizont, noch mehr ihre stärkere Neigung gegen einander die Leichtigkeit der Ansprache erhöht. Verglich man nun die Stimmbandlängen mit den Neigungsunterschieden, welcher sie bey den verschiedenen Stellungen der Kehlkopftheile fähig waren, so zeigte sich wenigstens für die Reihe der in dieser Beziehung bis jetzt untersuchten Kehlköpfe, daß die Möglichkeit der Vergrößerung der Stimmbandneigung im umgekehrten Verhältniß zu der mittleren Stimmbandlänge desselben Individuums steht. Weitere gesetzliche Verhältnisse haben sich bis jetzt noch nicht ermitteln lassen, weil die Neigung der Stimmbandebene nur eine der auf die Leichtigkeit des Ansprechens influirenden Bedingungen ist, von denen manche sich nach dem Tod gar nicht mehr ermitteln lassen.

Die an Individuen des verschiedensten Alters angestellten Stimmbandmessungen ergaben als extreme Länge und Kürze für Erwachsene die Zahlen 10 und 20, wobey die individuellen Stimmband-Verlängerungen zwischen 18 und 40% schwankten.

Unsere größte Aufmerksamkeit zog unter den Kehlkopfmuskeln der Stimmbandmuskel (thyreoarytaenoideus) auf sich, welcher sich zu dem Stimmband wie ein Muskel zu seiner, hier nur mehr als anderwärts, elastische Fasern führenden Scheide verhält, und durch welchen eine gegenseitige Näherung der Stimmbandenden herbeygeführt werden kann. Geschieht dieses, so kann dadurch allein noch nicht das ganze Stimmband als erschlafft betrachtet werden; denn immer kommt es weiter auf den an beyden Enden wirkenden Zug an. Dieser wird für sich schon eine bestimmte Entfernung dieser Enden von einander festhalten, während der Stimmbandmuskel in die verschiedensten Grade von Contraction gerathen kann. Nach dem, was Weber über die Veränderung des Elasticitätsmodulus der Muskelsubstanz bey ihrer Contraction gelehrt hatte, nämlich dieß, daß er geringer wird, wurde an noch reizbaren Muskeln eben geschlachteter Thiere geprüft, wie die Töne, welche sich ihnen entlocken lassen, wenn sie als membranöse Zungen über ein Windrohr gespannt werden, verändern, sobald ein galvanischer Strom Contraction in ihnen hervorruft. In Uebereinstimmung mit dem, was Weber gefunden hatte, zeigte sich eine Vertiefung des Tones in dem Augenblick, in welchem sich der Muskel zusammenzieht, allein nur so lange, als der ganze Muskel noch reizbar ist, also auch noch der freye Rand des als Zunge wirksamen Muskels, wovon das Gelingen des Experimentes wesentlich abhängt.

Vielfache Untersuchungen über die Function der einzelnen Kehlkopfmuskeln, durch welche das Bekannte theils nur bestätigt, theils in manchen Beziehungen modificirt worden ist, können, zu sehr ins Detail führend, hier nicht weiter mitgetheilt werden, nur sey erwähnt, daß eine unverhältnißmäßig oft wiederkehrende Verlängerung des erschlafften Stimmbandes um 4 — 5 Mill. von einem, wie es scheint vorwaltend streng eingehaltenen Verhältniß der Rückzur Aufwärtsbewegung des Vocalfortsatzes an der cartilago arytaenoidea herrührt, ferner daß eine Contraction des musculus cricothyreoideus, weil sich alle Hebe- und Senkmuskeln, also alle Firatoren des Kehlkopfes an der cartilago thyreoidea ansetzen, nicht diese herabziehen kann, sondern die cartilago cricoidea vor dem kleinen Horn aufwärts, hinter ihm abwärts bewegen wird, bey welcher Betrachtungsweise jedoch im Wesentlichen nicht die Wirkung des Muskels, sondern nur der terminus

ad quem anders ausfällt, als man gewöhnlich angegeben findet.

So viel über dieſen Gegenſtand der bisherigen Unterſuchungen, wobey ich mich darauf beſchränken mußte, mehr den Gang derſelben und einzelne Reſultate anzudeuten, als die Methoden und die ſpeziellen Befunde und Ergebniſſe von einer ſehr beträchtlichen Menge Beobachtungsreihen mitzutheilen.

Zum Behuf der Lehrzwecke wurde von unſerem trefflichen Mechaniker Stollenreuther ein Kehlkopf von Metall mit allen an dem natürlichen Object vorkommenden Bewegungen, durch Schrauben einſtellbar, angefertigt, deſſen Beſchreibung, ohne Beygabe einer Abbildung, nicht leicht ausführbar, hier unterbleiben muß.

Die verhältnißmäßig ſeltenen hellen Tage dieſes Winters benützte ich dazu, von meinem Aſſiſtenten, Hrn. Ehrl, unterſuchen zu laſſen, wie weit die Anwendung des Sonnenmikroſkopes für demonſtrative Vorträge und Herſtellung photographiſcher Abbildungen mikroſkopiſcher Objecte erſprießlich ſeyn dürfte. Wer ſich mit mikroſkopiſchen Demonſtrationen beſchäftigt hat, weiß, welche Hinderniſſe beſonders Anfängern gegenüber darin liegen, daß man erſtens das Object und deſſen einzelne Theile vorher beſchreiben muß, und nie die Garantie hat, daß der Beſchauende wirklich dahin ſeine Aufmerkſamkeit richtet, wo das Weſentliche ſich befindet; zweytens daß bey der Unmöglichkeit, das Object von Mehreren gleichzeitig beobachten zu laſſen, nicht allein unverhältnißmäßig viel Zeit, ſondern auch die Concentration der Aufmerkſamkeit verloren geht.

In wie weit dem durch die Benützung eines Sonnen- oder Gasmikroſkopes vorgebeugt werden könne, braucht keiner weiteren Erwähnung. Die praktiſche Frage war vielmehr die, innerhalb welcher Grenzen die anderweitigen Uebelſtände des Sonnenmikroſkopes zu fürchten oder zu beſeitigen wären. Ein Vorwurf, welcher dieſem Inſtrument gemacht wird, iſt der, daß bey ſeiner Anwendung die Objecte durch die Wärme der Sonnenſtrahlen zu raſch verändert oder gar zerſtört werden. Dieſes hat man im Winter durchaus nicht zu fürchten. Es wurden über eine Stunde feuchte Objecte vor der Mikroſkop-Linſe gelaſſen, ohne daß das Waſſer zwiſchen Object- und Deckglas in ſtörendem Grade verdampft geweſen wäre, auch wurde während dieſer ganzen Zeit das Bild des Objectes nicht im Geringſten verändert gefunden. Es konnte ein friſcher Blutstropfen noch mit hinlänglicher Muße beobachtet und die ganze Reihe der Veränderungen wahrgenommen werden, welche ſich ſonſt an den Blutkörperchen geltend machen, wenn das Blut ohne Zuſatz von Agentien ſeinen weiteren Veränderungen überlaſſen bleibt. Bringt man das Object vollends nicht in den Focus der Sammellinſe, was auch durchaus nicht bey den zu Demonſtrationen noch ſehr geeigneten Bild-Größen nöthig iſt, ſo hat man im Winter von den ſtörenden Einflüſſen der Wärmeſtrahlen nicht das Geringſte zu fürchten. Wie weit man durch gewiſſe Mittel im Sommer derartige Nachtheile verhüten könne, müſſen ſpätere Verſuche lehren; außerdem aber ließe ſich dann wenigſtens bey Anwendung der mittelſtarken Vergrößerungen, wie verſucht wurde, das Licht einer gut brennenden Lampe (wahrſcheinlich noch ökonomiſcher bey uns der Holzgasflamme) für eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Demonſtrationen ausreichend benützen.

Beſonders geeignet iſt die Anwendung dieſes Inſtrumentes, wenn es darauf ankommt, raſch vorübergehende Phänomene, wie die Zuckung galvaniſirter Muskelbündel, Formveränderungen in Folge chemiſcher Agentien ꝛc. zu zeigen, und wenn auch wohl nie für alle und die feinſten Gegenſtände, noch etwa zur eigentlichen Forſchung das Inſtrument ſich eignet, weil durch das Korn der auffangenden Fläche ſtets das reine optiſche Bild des gewöhnlichen Mikroſkopes getrübt wird, ſo dient jenes Bild wenigſtens bey Demonſtrationen dazu, dieſes verſtändlicher zu machen und der Auffaſſung im Einzelnen näher zu bringen.

Was Ehrl's Verſuche, Photographien mikroſkopiſcher Objecte zu fertigen anbetrifft, ſo haben dieſelben im Verhältniß zu der nicht ſehr großen

Verſuchsreihe bis jetzt ſchon ganz befriedigende Reſultate geliefert. Die bey der Anwendung des Sonnenlichtes häufig ſtörenden Farbenſäume konnten dadurch ganz eliminirt werden, daß man die Strahlen durch einfarbige Gläſer gehen ließ, alſo mit homogenem Licht operirte.

Endlich wurden noch ſcharfe Bilder erhalten, wenn man ſtatt des Sonnenlichtes nur das ſonnenhelle Tageslicht benützte. Schlägt man den Nutzen der Photographien auch gar nicht hoch an, ſo hat man ihn doch wenigſtens dem der Camera lucida gleich zu ſetzen, neben dem Vortheil großer Zeiterſparniß.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat Februar 1852 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in Berlin:

Verhandlungen. XX. Bd. 2. Heft. Berlin 1851. 4.

Von Hr. Prof. Grunert in Greifswald:

Archiv für Mathematik und Phyſik. 17. Th. 2 — 4. Heft. 18. Th. 1. Heft. Greifswald 1851. 8.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VII. No. 28. Novbr. I. 1851. London 1851. 8.

Von der k. k. geologiſchen Reichsanſtalt in Wien:

Jahrbuch. 1851. II. Jahrg. No. 2. 3. April — Sept. Wien 1851. 8.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 10. Nov. 1851. Par. 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Hermann in Göttingen:

Perſeus und Andromeda. Eine Marmorgruppe in der k. Sammlung im Georgengarten zu Hannover; als Programm des archäol. numism. Inſtituts in Göttingen. Gött. 1851. 4.

Von dem württembergiſchen Verein für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergiſche Jahrbücher. Jahrg. 1850. 1. und 2. Heft. Stuttg. 1851. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein in Bayern dahier:

Centralblatt. Jan. und Febr. 1852. München 1852. 8.

Von Hrn. Prof. Treviranus in Bonn:

De compositione fructus in Cactearum atque Cucurbitacearum ordinibus. Bonnae 1851. 4.

Von der Royal asiatic society in London:

Journal. Vol. XIII. Part I. Vol. XIV. Part I. London 1851. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIII. No. 19 — 26. Novbr. Decbr. 1851. T. XXXIV. Janv. 1852. Par. 4.

Von Hrn. Alex. Auvert in Moskau:

Selecta praxis medico-chirurgicae quam Mosquae exercet etc. Livrais. 19—24. Mosc. und Par. 1851. gr. fol.

Von Hrn. G. Fiſcher v. Waldheim in Moskau:

Entomographie de la la Russie. T. V. (Lepidoptéres de la Russie. I. Nymphalides.) Mosc. 1851. 4.

Von der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien:

Sitzungsberichte. Philoſ. hiſtor. Claſſe. Jahrg. 1851. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.

Sitzungsberichte. Mathem. naturw. Claſſe. Jahrg. 1851. VI. Bd. 5. Heft. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.

Von dem zoologiſch mineralogiſchen Verein in Regensburg:

Correſpondenzblatt. V. Jahrg. 1851. Regensb. 1851. 8.

Von der k. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin:

Monatsbericht. Decbr. 1851. Berlin 1851. 8.

Von dem Verein für hamburgiſche Geſchichte in Hamburg:

Zeitſchrift. 3. Bd. 3. u. 4. Heft. Hamb. 1851. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 12

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Bericht des Hrn. Prof. Harleß über die im Winterſemeſter 1851/52 in dem phyſiologiſchen Kabinet der Univerſität München angeſtellten Unterſuchungen.

(Schluß.)

Die Unglücksfälle im hieſigen Bahnhof, welche man zum Nachtheil der Pettenkofer'ſchen Erfindung von manchen Seiten her auszubeuten verſuchte, veranlaßte Dr. Martin und mich, die „deletäre" Eigenſchaft des Holzgaſes einer näheren Prüfung zu unterwerfen; demgemäß wurden verſchiedene Thiere, bis jetzt Kaninchen und Tauben, in einen hermetiſch ſchließenden, mit Glasfenſtern verſehenen Kaſten gebracht, durch welchen das in verſchiedenen Verhältniſſen mit atmoſphäriſcher Luft gemiſchte Gas continuirlich ſtrömte. Kaninchen, welche 10 Minuten lang eine mit 50% Gas geſchwängerte Luft geathmet hatten, kamen nach Anwendung einer kalten Begießung in kurzer Zeit wieder zu vollem Bewußtſeyn, und genaſen von der Narkoſe vollkommen. Andere Kaninchen, welche man in der Gasmiſchung ſterben ließ, zeigten nur ganz kurz vor dem Tod einige Zuckungen, Tauben dagegen ſehr heftige kloniſche Krämpfe; aber ſelbſt nach dem Eintritt dieſer konnte eine Taube wieder ohne Anwendung irgend welcher Mittel vollſtändig hergeſtellt werden, ſo daß aus dieſen vorläufigen Reſultaten ſchon erſichtlich iſt, es rufe die Einathmung des Holzgaſes ſelbſt in ſolchen Quantitäten, in welchen es gewiß nicht durch bloße Unvorſichtigkeit der Athmung der Menſchen geboten werden wird, niemals ſolche, raſch das Leben aufhebende, Veränderungen am Organismus hervor, daß man das Gas zu den ſpezifiſch giftigen Stoffen rechnen dürfte; denn ſonſt wäre der Aetherdampf ebenfalls in die Kategorie der Gifte zu ſetzen, weil hie und da ein Menſch oder ein Thier daran zu Grunde gegangen iſt. Das Wort Gift muß nach dem, was man unter dieſem Begriff bisher wenigſtens ſubſumirt hat, dahin gedeutet werden, daß es einen Stoff bezeichnet, welcher ſchon in verhältnißmäßig ſehr kleinen Mengen das Leben unwiederbringlich aufhebt. Finden wir nun, daß ein Stoff, welcher 50% eines zum Leben abſolut nothwendigen zweyten verdrängt und an deſſen Stelle in den Organismus eingeführt wird, eine ſo lange Zeit z. B. eingeathmet werden kann, innerhalb welcher das Leben erlöſchen müßte, wenn gar keine Luft der Athmung geboten würde, ſo wird man durch die beobachtete ſchnelle Ausgleichung der dadurch herbeygeführten Störungen von dem Gedanken an eine unvermeidlich zerſtörende, giftige Wirkung abgebracht.

Die Störungen, welche durch die Einathmung des Holzgaſes hervorgerufen werden, ſcheinen ſich hauptſächlich auf Ernährungsveränderungen der Nervenſubſtanz zu beſchränken, wenigſtens konnten bisher keine ſogenannten pathologiſchen Producte, ſelbſt auch nicht Blutextravaſate oder Blutüberfüllungen in dem Grade nachgewieſen werden, daß man in

ihnen als mechaniſchen Urſachen die Quelle der Empfindungs- und Bewegungsloſigkeit oder der zuletzt auftretenden Krämpfe vermuthen durfte. Charakteriſtiſch iſt die bey dieſen Thieren wie bey jenen Verunglückten gefundene hellrothe und dünnflüſſige Beſchaffenheit des Blutes in allen Organen.

Ueber die Reſultate, welche Hrn. Rothmunds Verſuche über den Einfluß des Athmens kalter, vollkommen trockner Luft auf die Reſpirationsorgane verſprechen, werde ich mir erlauben, in meinem nächſten Bericht das Wichtigſte mitzutheilen.

Hr. Prof. Dr. Vogel jun.:

Verſuche über das Austrocknen der Gaſe, gemeinſchaftlich mit Hrn. Dr. Wittwer ausgeführt.

Unter die Arbeiten, die ſich dem Chemiker vom Fache beſtändig entgegenſtellen, läßt ſich wohl mit allem Rechte auch die Aufgabe ſetzen, eine beſtimmte Luftart vollkommen auszutrocknen, ſey es, um nach Entfernung des Waſſerdampfes dieſelbe auf ihre anderen Beſtandtheile quantitativ zu unterſuchen, oder auch um den Gehalt an Waſſer ſelbſt mit vollkommener Genauigkeit feſtſtellen zu können, und in jeder dieſer beyden Rückſichten verdient ſie wohl ohne Zweifel ihre volle Berückſichtigung. Je mehr aber das Intereſſe hervortritt, welches dieſe Aufgabe auf ſich zieht, um ſo mehr muß auffallen, daß derſelben bisher durchaus noch nicht die gehörige Würdigung zu Theil geworden iſt. Es ſind zwar über dieſen Gegenſtand einige Arbeiten da, wie die von Vogel jun. *) und Wrede **), welche zeigen, daß die concentrirte Schwefelſäure, die als Trocknungsmittel einen vorzüglichen Rang behauptet, eine wenn auch geringe Tenſion hat, indem ſich, wenn man dieſelbe im luftverdünnten Raum in die Nähe von Barytlöſung bringt, in dieſer etwas Schwerſpath abſetzt. Iſt hier auch ausgemacht, daß die Schwefelſäure als abſolutes Trocknungsmittel nicht betrachtet werden darf, ſo entſteht andrerſeits doch die Frage: „Iſt dieſer Fehler auch auf eine genaue Wage von Einfluß?“ Es verdient dieſe Frage ihre Berückſichtigung um ſo mehr, als am Ende doch immer die Wage es iſt, auf welche bey quantitativen Beſtimmungen alles ankommt. Berzelius hat zwar in ſeinem Jahresberichte den Schluß daraus gezogen, daß Schwefelſäure bey ſehr genauen Unterſuchungen als Trocknungsmittel nicht anzuwenden ſey; doch hat im Widerſpruche mit ihm Favre *) dadurch, daß er eine Luft zuerſt durch Schwefelſäure und dann über trockne Phosphorſäure leitete und dabey keine Gewichtszunahme der letzteren wahrnehmen konnte, gezeigt, daß die Tenſion der Schwefelſäure zu gering ſey, um für die Wage von irgend einem Einfluße zu ſeyn.

Die Eigenſchaften der beyden andern vorzugsweiſe angewandten Trocknungsmittel rückſichtlich der mehr oder minder vollkommenen Erfüllung dieſes Zweckes wurden bisher unſeres Wiſſens ununterſucht gelaſſen, und beyde gelten daher als vollkommene Trocknungsmittel.

Bey unſeren Unterſuchungen über die Reſpiration der Pflanzen, welche wir im vorigen Jahre der k. Akademie vorzulegen die Ehre hatten, bot ſich uns die angeregte Aufgabe in ihrer vollen Bedeutung dar, doch begnügten wir uns zur Zeit damit, nur die Schwefelſäure zu unterſuchen, und als wir gefunden hatten, daß uns dieſe für unſre Zwecke genüge, verſchoben wir die weitere Unterſuchung dieſes Gegenſtandes bis zur Beendigung unſerer damaligen Arbeit.

Die Reſultate, die wir ſeitdem gewonnen, wollen wir nun in Folgendem darſtellen.

Als Ausgangspunkt unſerer Arbeit diente folgende bereits in der vorerwähnten Abhandlung angedeutete Schlußfolge.

---

*) Journal für prakt. Chemie XXVII. 368.

**) Berzelius Jahresbericht Bd. 28. S. 36. 1842.

*) Ann. de Chim. et de Phys. XII. 223.

Es wird von einem Trocknungsmittel verlangt, daß es eine durchſtrömende Luftart ihres ganzen Waſſergehaltes beraube, ohne ſelbſt etwas in einer mit der Wage erkennbaren Quantität daran abzugeben. Strömt feuchte Luft der Reihe nach über verſchiedene Trocknungsmittel, ſo wird ſie, wenn ſie im erſten nicht alles Waſſer verloren hat, dieſes im zweyten fahren laſſen, vorausgeſetzt, daß dieſes beſſer trocknet, als das erſte. Das zweyte Mittel wird in Folge deſſen an Gewicht zunehmen, wenn es zugleich nicht ſelbſt etwas von ſeiner eigenen Subſtanz an die Luft abgibt. Kommt dagegen das beſſer trocknende Mittel voran, ſo wird das zweyte in keinem Falle zunehmen, es wird aber abnehmen, wenn es ſelbſt an trockene Luft etwas abgibt.

Iſt das erſte Mittel nicht vollkommen trocknend, ſo kann die Luft noch einen Theil ihres ihr gebliebenen Waſſers verlieren, wenn man ſie über eine neue Portion desſelben Mittels ſtreichen läßt. Es beruht auf dieſem Satze das Verfahren, eine zu trocknende Luftart durch mehrere Röhren, die ein Trocknungsmittel enthalten, zu leiten.

Die Art, in welcher wir die Trocknungsmittel anwandten, war folgende.

Als erſtes Glied nahmen wir in 2 Verſuchsreihen Glasröhren, die 27″ lang mit in Schwefelſäure getauchtem Asbeſt gefüllt waren; in den übrigen benutzten wir Liebig'ſche Kugelapparate, die dieſe Säure enthielten. Es geſchah dieſes deßwegen, weil die Röhren, obwohl weniger bequem als die Kugelapparate, doch bisweilen genommen werden, wenn man ein öfteres Wechſeln zu vermeiden wünſcht. Das geſchmolzene ſowohl als das getrocknete Chlorcalcium kamen in 27″ lange Röhren, und zwar erſteres friſch geſchmolzen, letzteres ſcharf getrocknet, beyde in kleinen Stückchen.

Als zweyte Glieder wurden die Schwefelſäure in einem Kugelapparate, das Chlorcalcium in einer kleinen Trocknungsröhre angewendet. Von jeder Combination der 3 Mittel wurden je 2 Reihen zu 6 Verſuchen gemacht, und deren Reſultate mögen hier folgen.

Zunahme des zweyten Gliedes.

	Schwefelſäureasbeſt dann Kugelapp.		2 Kugelapparate.	
	a.	b.	a.	b.
1	+ 0,30 gr.	+ 0,15 gr.	+ 0,03	+ 0,00
2	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
3	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
4	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
5	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00
6	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00	+ 0,00

	Kugelapp. dann geſchm. Chlorcalc.		Kugelapp. dann getr. Chlorcalc.	
	a.	b.	a.	b.
1	— 0,03	— 0,02	— 0,04	— 0,10
2	— 0,02	— 0,02	— 0,03	— 0,03
3	— 0,00	— 0,00	— 0,03	— 0,02
4	— 0,00	— 0,00	— 0,01	— 0,03
5	— 0,00	— 0,00	— 0,00	— 0,02
6	— 0,00	— 0,00	— 0,02	— 0,00

Geſchm. Chlorcalc. dann Kugelapp.			Getr. Chlorcalc. dann Kugelapp.		
	a.	b.		a.	b.
1	+ 0,20	+ 0,12	1	+ 0,06	+ 0,06
2	+ 0,04	+ 0,07	2	+ 0,08	+ 0,07
3	+ 0,02	+ 0,05	3	+ 0,04	+ 0,04
4	+ 0,03	+ 0,03	4	+ 0,04	+ 0,03
5	+ 0,03	+ 0,03	5	+ 0,03	+ 0,03
6	+ 0,04	+ 0,02	6	+ 0,04	+ 0,04

2mal getr. Chlorcalc.			2mal geſchm. Chlorcalc.		
	a.	b.		a.	b.
1	+ 0,06	+ 0,08	1	+ 0,02	+ 0,02
2	+ 0,03	+ 0,03	2	+ 0,01	+ 0,00
3	+ 0,01	+ 0,02	3	+ 0,03	+ 0,03
4	+ 0,01	+ 0,01	4	+ 0,02	+ 0,03
5	+ 0,01	+ 0,02	5	+ 0,02	+ 0,01
6	+ 0,02	+ 0,01	6	+ 0,03	+ 0,01

Geſchm. Chlorcalc. dann getr.			Getr. Chlorcalc. dann geſchm.		
	a.	b.		a.	b.
1	— 0,04	— 0,03	1	+ 0,08	+ 0,03
2	— 0,02	— 0,02	2	+ 0,04	+ 0,00
3	— 0,00	— 0,02	3	+ 0,02	+ 0,04
4	— 0,02	— 0,00	4	+ 0,01	+ 0,02
5	— 0,02	— 0,01	5	+ 0,04	+ 0,01
6	— 0,00	— 0,00	6	+ 0,01	+ 0,02

Es ergeben ſich nun aus dieſen Reihen nachſtehende Folgerungen.

Der Umſtand, daß die Schwefelſäure hinter geſchmolzenem ſowohl als hinter getrocknetem Chlorcalcium eine Gewichtszunahme erfährt, berechtigt zu dem Ausſpruche, daß die beyden letztgenannten Subſtanzen eine Luftart vollkommen zu trocknen nicht im Stande ſind.

Geſchmolzenes Chlorcalcium nimmt hinter getrocknetem noch zu; es trocknet alſo beſſer als dieſes.

Bringt man Chlorcalcium, getrocknetes ſowohl als geſchmolzenes, hinter Schwefelſäure, ſo nehmen ſie an Gewicht ab. Da wir vermittelſt ziemlich großer Stöpſel von Baumwolle vermieden hatten, daß der Luftſtrom etwas von dem Salze mechaniſch mitreißen konnte, ſo kann das, was fortgegangen iſt, nur Waſſerdunſt geweſen ſeyn. Weil nun beyde Salze bey dem Einbringen in die Röhre möglichſt trocken genommen wurden, ſo kann eine Erklärung des Umſtandes nur darin gefunden werden, daß während des Füllens der Röhre etwas Waſſerdunſt aufgenommen, derſelbe folglich mit gewogen wurde, dann aber bey dem Durchſtrömen einer ſehr trockenen Luft wieder entwich. Man könnte hier faſt zu der Annahme verleitet werden, daß die vollkommen trockene Luft mit ſolcher Begierde Waſſer anzieht, daß ſie dasſelbe ſelbſt dem Chlorcalcium zu entziehen im Stande iſt, wonach ſich die trockene Luft in der Eigenſchaft als Trocknungsmittel unmittelbar hinter die Schwefelſäure ſtellen würde. Jedenfalls iſt gewiß, daß Chlorcalcium bey genauen Unterſuchungen nicht angewendet werden ſoll, wenn es anders nicht durch die chemiſche Zuſammenſetzung des durchzuleitenden Gaſes geboten wird. In allen andern Fällen iſt Schwefelſäure zu nehmen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Versuche über das Austrocknen der Gase.

(Schluß.)

Doch noch ein anderer Umstand ist es, den wir bey dem Trocknen zu berücksichtigen haben. Wir können bey der Betrachtung obiger Reihen fast durchgehends sehen, daß der erste Versuch sich von den nachfolgenden bedeutend unterscheidet, es ist entweder die Zunahme oder die Abnahme bedeutender als in den übrigen der Reihe. Die Schwefelsäure kann sogar hinter anderer Schwefelsäure zunehmen.

Es kann dieses nur von der Feuchtigkeit herkommen, die sich an die Wände der Gefäße, wo sie von der trocknenden Substanz nicht mehr berührt werden, oder der Verbindungsröhren anhängt, und es ergibt sich daraus für die Praxis die Regel, daß man, wenn man seiner Resultate sicher seyn will, sich nie frisch gefüllter Gefäße bedienen darf, sondern daß durch diese nach dem Füllen immer einige tausend Cub. Cent. Luft durchgeleitet werden müssen. Erst wenn diese einmal durchgegangen sind, kann man ein constantes Resultat erwarten.

Ist Luft durch einen mit conc. Schwefelsäure gefüllten Kugelapparat gegangen, so gibt sie kein Wasser mehr ab, wenn sie auf's Neue durch Schwefelsäure geleitet wird. Es ergibt sich hieraus, daß es gar nicht nothwendig ist, mehr als ein Schwefelsäuregefäß, sey es nun eine etwas lange Röhre oder ein Kugelapparat, zum Trocknen anzuwenden, denn was das erste nicht aufgenommen hat, wird auch von den nachfolgenden nicht mehr absorbirt. Halten wir außerdem dieses Resultat mit dem oben erwähnten von Favre zusammen, daß nämlich auch wasserfreye Phosphorsäure hinter Schwefelsäure nicht mehr zunimmt, so sind wir zu dem Ausspruche berechtigt, daß ein mit conc. Schwefelsäure gefüllter Kugelapparat hinreichend sey, um mehr als 100,000 CC. atmosphärischer Luft so vollkommen zu trocknen, daß die Wage von dem nicht absorbirten Wasser noch nicht afficirt wird. Nicht ganz ist dieses bey dem geschmolzenen Chlorcalcium der Fall, noch weniger bey dem getrockneten.

Es dürfte nicht überflüssig seyn, hier noch einen Umstand zu erwähnen, der bey der erwähnten Methode zu trocknen nicht außer Auge gelassen werden darf.

Muß Luft durch einen mit Schwefelsäure gefüllten Kugelapparat dringen, so hat sie einen nicht unbeträchtlichen Widerstand zu überwinden, der bey der Bestimmung der Quantität der durchgeströmten Luft nicht außer Auge gelassen werden darf. Es ist nämlich in Folge dieses Widerstandes bey Anwendung eines Gasometers die Luft im Innern desselben dichter, bey Anwendung eines Aspirators dünner als die äußere.

Um dieses zu bestimmen, braucht man nur mit dem fraglichen Gefäße ein Luft enthaltendes calibrirtes Glasrohr, dessen bekannter Inhalt durch einen Tropfen Flüssigkeit abgesperrt ist, communi-

ciren zu laſſen. Iſt die in der Röhre enthaltene Luft auf den Normalbarometerſtand und die Temperatur 0 reducirt, ſo kann man augenblicklich die Dichtigkeit der eingeſchloſſenen Luft ableſen, und iſt dabey aller Reductionen nicht nur rückſichtlich des Barometerſtandes, ſondern auch der Temperatur überhoben. Aufgabe iſt nur, daß die letztere in beyden Gefäßen gleich ſey, was ſich leicht bewerkſtelligen läßt.

Zum Schluße möge es noch erlaubt ſeyn, einer Methode, die Kohlenſäure der Atmoſphäre zu beſtimmen, zu erwähnen, welche neuerlich von Mène*) vorgeſchlagen, und die auf dem Principe der alkalimetriſchen Probe beruht. Die Reſultate, die er erlangt, ſind die, daß die Luft kaum den dritten Theil der Kohlenſäure wirklich beſitzt, den man nach den bisherigen Unterſuchungen ihr zuzuſchreiben gewohnt iſt, nämlich 3 — 5 Zehntauſendtheile. Er macht geſtützt hierauf den bisherigen Unterſuchungen den Vorwurf, daß ſie alle mit feuchter Luft angeſtellt ſeyen, und daß man bey dieſer Gelegenheit das Waſſer mit Kohlenſäure verwechſelt habe. Abgeſehen davon, daß, wenn dieſes wirklich der Fall wäre, der Fehler ſchwerlich ſo conſtant ausgefallen wäre, und man immer nahezu dasſelbe Reſultat erhalten hätte, können wir geſtützt auf unſere Unterſuchungen behaupten, daß die Schwefelſäure die Luft vollkommen trockne, und deßwegen eine ſolche grobe Verwechſelung nicht zu befürchten ſtehe.

Uebrigens läßt ſich der Irrthum von Mène auch durch folgende Betrachtung nachweiſen. Wir haben bisher vorzüglich 2 Methoden, die Kohlenſäure der Luft zu beſtimmen, nämlich die Brunnerſche, die Luft zuerſt durch Schwefelſäure, dann über Kalkhydrat und eine zweyte Schwefelſäure zu leiten.

Hier könnte allerdings die erſte Schwefelſäure nicht vollkommen trocknen und das durchgegangene Waſſer ſich in der zweyten fangen. Der erwähnte Vorwurf wäre alſo gegründet. Aber wir haben noch eine zweyte Methode, die Kohlenſäure der Luft zu beſtimmen, nämlich die von Sauſſure. Dieſer trocknet die Luft nicht zuerſt, ſondern leitet ſie in Barytwaſſer und wiegt dann den erhaltenen kohlenſauren Baryt. Hier kann von keinem Verwechſeln der Kohlenſäure mit Waſſer mehr die Rede ſeyn, und der Mène'ſche Vorwurf findet daher keine Anwendung.

Vergleichen wir aber die Reſultate beyder Methoden, ſo ſind ſie bekanntlich gleich, und wir müſſen daher die Reſultate der Mèneſchen Methode als unbegründet betrachten.

*) Compt. rend. T. XXXIII. No. 8. 1851.

Philoſophiſch-philologiſche Claſſe.

In den monatlichen Sitzungen dieſer Claſſe ſind während des Winterſemeſters 1851/52 folgende Gegenſtände allgemeinern wiſſenſchaftlichen Intereſſes zur Sprache gekommen.

November (15.) 1851. Bibliothekar Schmeller erſtattete einen (nach dem in den Denkſchriften der Claſſe vom J. 1838 S. 553 — 708 niedergelegten) zweyten Bericht über ſeine und Andrer Arbeiten betreffend die alterthümliche deutſche Mundart der ſogenannten Cimbern der VII und XIII Communen auf den Alpen von Vicenza und Verona, indem er zugleich das Manuſcript ſeines Verſuches eines Wörterbuches dieſer Mundart vorlegte. Der Bericht iſt abgedruckt im Bulletin Nro. 4 (Gelehrte Anzeigen Nro. 4) von 1852.

December (13.) a. Hr. Profeſſor M. J. Müller beſprach mehrere noch ungenügend beſchriebene orientaliſche Handſchriften der k. Hof- und Staatsbibliothek, inſonderheit ein im J. 1530 in ſtattlichſter Form ausgefertigtes Schreiben des Großveziers Ibrahim Paſcha an König Ferdinand. (Cim. 76).

b. Hr. Rector Halm wies aus einer Handſchrift der k. Bibliothek zu Bamberg eine Reihe wichtiger und noch nicht berückſichtigter Verbeſſerun-

gen und Ergänzungen des Textes von des L. A. Florus Epitome nach.

Januar (10.) 1852. Hr. Prof. Dr. Haneberg hielt Vortrag über das Leben und Wirken des Scheich-Ali Abul Hasan Schadeli, als Beytrag zur Geschichte der Fatimiden und Sufi's Nordafrika's im XIII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Februar (14.). a. Vorgelegt und besprochen wurde ein von Hrn. Oberbaurath Friedrich Panzer (Verfasser der „Beyträge zur deutschen Mythologie" München 1848) mitgetheilter Aufsatz „Ueber einige mythische Gebräuche und Sagen."

b. Hr. Prof. Dr. Prantl hielt Vortrag „Ueber einige Reste des Thier-epos, die sich bey spätern griechischen Autoren finden."

März (13.). a. Vorgelegt wurden zwey, zur Feyer des 11. als vierzigsten Jahrestages des in München bestehenden philologischen Seminars, erschienene Druckschriften, die eine von Hrn. Prof. Dr. Spengel, enthaltend „specimen emendationum in Cornelium Tacitum," die andere von Hrn. Prof. Dr. Prantl „Ueber die dianoetischen Tugenden in der nikomachischen Ethik des Aristoteles."

b. Aus einem größern von Hrn. Prof. Müller unternommenen Werke wurden von demselben mitgetheilt „Betrachtungen über das arabische Schutzrecht."

c. Hr. Generalvicar Dr. Windischmann hielt Vortrag „Ueber die Ursagen der arischen Völker."

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat Februar 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Schluß.)

Von der deutschen morgenländischen Gesellschaft in Leipzig:

Zeitschrift. 6. Bd. 1. Heft. Leipzig 1852. 8.

Von der naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg:

Abhandlungen. 1. Heft. Nürnberg 1852. 8.

Von der Institution of Civil Engineers in London:

Minutes of Proceedings Session of 1837—1850. London. 8.

Transactions. Vol. I. II. III. Lond. 8.

List of members 1850. Lond. 8.

Von der physikalisch medicinischen Gesellschaft in Würzburg:

Verhandlungen. II. Bd. No. 14—22. Erlang. 1852. 8.

Von der Philosophical Society of Cambridge:

Vol. IX. Part II. Vol. I. 1. 2. Vol. III. 1—3. Vol. IV. 1—3. V. 1—3. VI. 1—3. VII. 1. Cambridge. 4.

Von der Entomological Society in London:

Transactions. (New series.) Vol. I. Lond. 1851. 8.

Von Hrn. Dr. Wilhelm Herberger zu Dürkheim:

Die jod- und bromhaltigen Salzquellen. Neustadt a. d. H. 1852. 8.

Von der Société Vaudoise des sciences naturelles in Lausanne:

Bulletin. No. 23. T. III. Année 1851. Laus. 8.

Von Hrn. Prof. Parlatore in Florenz:

Giornale botanico italiano. Anno II. Fasciculo 9. Firenze 1851. 8.

Von der Hollandsche Maatschappij der Wetenschappen in Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. 7. Deel. Leiden 1851. 4.

Von Hrn. F. G. G. Miquel in Amsterdam:

Cycadeae quaedam americanae partim novae. Amsterd. 1851. 4.

De quibusdam plantis fossilibus. Amst. 1851.

Over de rangschikking der fossiele Cycadeae. Amst. 1851. 8.

Von Hrn. C. Montagne in Amsterdam:

Fungorum species novae Surinamenses. Amst. 8.

Von Hrn. Dr. Guyon in Algier:

Exposé des travaux et publications. Alger 1852. 8.

Von Hrn. Dompropst Dr. v. Deutinger hier:

Beyträge zur Geschichte, Topographie und Statistik des Erzbisthums München und Freising. 3. Bd. München 1851. 8.

Schematismus der Geistlichkeit des Erzbisthums München und Freising für das Jahr 1852. München 1852. 8.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat März 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Zoological Society in London:

Transactions. Vol. IV. Part I. London 1850. 4.

Proceedings. No. 206 — 213. Lond. 1850. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 11. 12. Decbr. 1851. Jan. 1852. Par. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie. Bd. XXIII. Heft VI. Decbr. 1851. Bd. XXIV. Heft I. Jan. 1852. Landau. 8.

Von dem entomologischen Verein zu Stettin:

Entomologische Zeitung. 12. Jahrg. Stettin 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Hausmann, Sekretär der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Erste Säkularfeyer der k. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen am 29. Nov. 1851. Gött. 1852. 4.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIV. No. 2. 3. 4. Janv. 1852. Par. 1852. 4.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsbericht. Januar 1852. Berlin 1852. 8.

Von der Imprimerie nationale in Paris:

Journal des Savants. Janvier — Decbr. 1851. Par. 4.

Von Hrn. Karl Kreil, Direktor der Sternwarte zu Prag:

Magnetische und geographische Ortsbestimmungen im österreichischen Kaiserstaate. 4. Jahrg. 1850. Prag 1851. 4.

Von dem zoologisch mineralogischen Verein in Regensburg:

Abhandlungen. 2. Heft. Regensb. 1852. 8.

Von dem Verein für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht. 16. Jahrgang. Schwerin 1851. 8.

Quartalbericht. XVI. 2. 3. XVII. 1. 2. Schwerin 1851. 8.

Von Hrn. Prof. Dr. Spengel hier:

Viro clarissimo Friderico Thierschio octo lustra in dirigendo seminario philologico Monacensi A. D. V. Id. Mart. anni MDCCCXII condito feliciter peracta gratulatur. Mon. 1852. 4.

Von Hrn. Prof. Dr. Prantl dahier:

Ueber die dianoetischen Tugenden in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles. — Fried. v. Thiersch, dem Gründer des philologischen Seminars in München zum 40jährigen Bestand dieser Anstalt. München 1852. 4.

Von Hrn. Prof. Zantedeschi in Padua:

Ricerche fisico-matematiche sulla deviazione del pendolo dalla sua trajettoria. Padova 1852. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. April.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

A Glance at the Interior of China obtained during a Journey through the Silk and Green tea Countries. By W. H. Medhurst. London 1850.

Die Reise des bekannten Sinologen, Herrn Medhurst, ist in mannigfacher Beziehung ein lehrreiches Werk. Wir ersehen hieraus, wie die Engländer von den fünf Häfen aus, wo ihnen vermöge des Vertrags von Nanking der Zutritt gestattet ist, nach dem inneren Lande Verbindungen unterhalten, so daß sie in fernen Gegenden Freunde finden, die sie verbergen und ihren Zwecken jeden Vorschub leisten. Dann erhalten wir in den Mittheilungen des Herrn Medhurst, welcher als Chinese reiste, und von keinem der scharfen Beobachter und Spione des Himmelssohnes als ein Kueitse oder Teufelssohn, — eine gewöhnliche Benennung der Fremden —, erkannt wurde, eine Darlegung der Zustände des chinesischen Volkes, wie sie wirklich sind, im Vergleiche zu den amtlich erlogenen Angaben, namentlich in statistischer Beziehung. Der Reisende war zu dieser schwierigen aber wichtigen Aufgabe ganz geeignet. M. ist der Sprache und Sitten des Mittelreiches vollkommen kundig; er kennt alle officiellen Berichte und Staatshandbücher des großen Reiches. Weßhalb aber eigentlich die Länder, wo die vorzüglichste Seide, der beste grüne Thee gewonnen und das trefflichste Porzellan verfertigt wird, besucht wurden, das erfahren wir nirgendwo; im Verlaufe des Tagebuches ist bloß im Allgemeinen von Geschäften die Rede. Wahrscheinlich hatte der Ausflug von Schanghai nach dem Innern Handels- und gewerbliche Zwecke; der Reisende erkundigte sich genau über alle die zahlreichen Vorkehrungen zur Gewinnung der Seide, von der Pflanzung des Maulbeerbaumes und seinen verschiedenen Gattungen bis zur Zusammensetzung des Webestuhles, worauf die Seidenfäden zu Stoffen verarbeitet werden; weniger ausführlich wird von der Zubereitung des Thee's und der Fabricirung des Porzellans gesprochen.

Das Buch beginnt mit einer Aufzählung der Anzüge, welche einem Europäer nothwendig sind, der als verkleideter Chinese von Bildung, als ein wohlhabender Kaufmann, Gelehrter oder Arzt reisen will. Für den Sinologen haben diese und andere Darstellungen solcher Art noch einen besondern Werth durch die Mittheilung der chinesischen Charakter, mit welchen die besprochenen Gegenstände bezeichnet werden. Die Reise ist nämlich, obgleich London auf dem Titel steht, sicherlich in Schanghai gedruckt worden, und bildet bloß eine Abtheilung der Zeitschrift, welche Medhurst in dieser großen Hafenstadt des östlichen China's unter der Aufschrift: „Chinesische Miscellen" erscheinen läßt. Auch der Körper muß zu solch einer Reise eigens zugerichtet werden; der Kopf wird ringsum bis auf den Scheitel geschoren, wo der künstliche Zopf befestigt wird; bei manchen Personen sind auch farbige Brillen nothwendig, wenn sie nämlich besonders helle Augen haben, woran der Chinese den Fremden alsbald erkennt. Nun werden die Speisen der Chinesen, ihre Wirthshäuser und Theestuben beschrieben, wie man ißt und trinkt, damit der verkleidete Eu-

ropäer ſich hienach genau richten möge. Die Darſtellung der Sitten in den Wirthshäuſern, dann welche Leute hier gewöhnlich gefunden werden iſt äußerſt anziehend und könnte recht gut zum Stoffe einer chineſiſchen Novelle dienen. Die Abſchnitte über die Art und Weiſe zu reiſen, über die Boote und Straßen, „welche beſſer ſind, als ein Fremder erwartet,“ über die Kenntniß der Sprache und der verſchiedenen Mundarten enthalten ebenfalls ſehr viel Lehrreiches. Aus allen Einrichtungen tritt uns das Bild eines ſehr alten civiliſirten Volkes entgegen. Man findet hier, gleichwie in Indien, Stiftungen und wohlthätige Vereine, wodurch für arme Reiſende geſorgt wird; ſie werden unentgeldlich über Flüße und Seen gefahren und erhalten in gewiſſen längs der Straßen errichteten Häuſern, ohne irgend eine Bezahlung, Nachtlager und nothdürftige Speiſung. Medhurſt ſelbſt wurde manchmal, wenn er ſchwach und müde einberging, von unbekannten Wohlthätern eine Taſſe Thee zur Erfriſchung dargereicht.

Die äußere Geſchichte, die todten Thatſachen einer jeden Stadt, ſogar eines jeden Dorfes des Mittelreiches ſind allgemein bekannt. Man findet in den Kreis- und Kantonsbeſchreibungen, wann ein Ort erbaut und wie er unter den verſchiedenen Herrſcherhäuſern genannt wurde. Von dem innern Leben der Länder und Städte, von ihren beſondern Einrichtungen und Sitten, von den eigenthümlichen Landeserzeugniſſen, von den Gewerben und der Aus- und Einfuhr iſt in dieſen Werken wenig zu leſen. Der Sinologe gibt nach dieſen chineſiſchen Quellen die Geſchichte der Orte, durch welche er kommt und Bruchſtücke einiger Abhandlungen, die ſich auf die Gewerbe beziehen, welche in dieſen Städten vorzüglich betrieben werden. Bei der Beſchreibung von Hutſchéu (30° 52′ 48″ n. Br. und 3° 27′ 54″ öſtl. L. von Peking), einer Kreishauptſtadt in der Provinz Tſchekiang, wird das vor Kurzem erſchienene Werk eines höhern Beamten über den Seidenbau im vollſtändigen Auszuge mitgetheilt. Es beginnt mit der Beſchreibung der zwei verſchiedenen Gattungen Maulbeerbäume, geht dann alle Proceſſe der Behandlung der Raupen durch, ſowie der andern Vorkehrungen zur Gewinnung von Seidenwaaren. Die Werkzeuge ſind in Abbildungen beygegeben.

Herr M. glaubt, die Bevölkerung des Mittelreiches, welche nach amtlichen Angaben ſich jetzt über vierhundert Millionen belaufen mag, müſſe in Wirklichkeit noch zahlreicher ſeyn. Auf den ſogenannten Menpao oder Thortafeln, welche nach einem alten ſchon bey Marco Polo erwähnten Brauche die Anzahl, das Geſchlecht, das Alter und eine Menge anderer ſtatiſtiſcher Einzelnheiten der Hausgenoſſen enthalten ſollten, fand der Reiſende bloß den Vor- und Zunamen, manchmal auch das Gewerbe des Familienvaters angegeben. „Wenn ich jährlich nur 48 Kanderin, ungefähr ſechs Kreuzer, dem Boten bezahle,“ ſagte ein Hausbeſitzer, „ſo iſt alles recht; Niemand fragt weiter nach dem Geſetze, und ich erſpare eine ſchöne Summe an der Kopfſteuer.“ Die Boten betrügen im Kleinen und die Beamten im Großen. Die Abgaben ſind aber, nach den amtlichen Angaben, ſehr mäßig, und glaubt man den officiellen Schriften, ſo iſt Alles vortrefflich geordnet und beſtellt.

Die Landſteuer richtet ſich, ſo lauten ihre Worte, nach der relativen Güte des Grundes und Bodens und iſt daher verſchieden in den verſchiedenen Kreiſen und Bezirken, in den verſchiedenen Marken und Gauen des Reiches. Wie die meiſten andern religiöſen und bürgerlichen Einrichtungen Chinas, ſo ward auch das Steuerſyſtem des Mittelreiches von den Mongolen angenommen; wir finden es bis in das Einzelnſte dargeſtellt in den Satzungen Timurs. Es wird bald ein Viertel, Sechſtel oder Zehntel des rohen Ertrags als Abgabe gefordert.

Wenn Jemand ſein Land nicht in das Kataſter eintragen läßt, um dadurch der Steuer zu entgehen, ſo fällt dieſes nicht verzeichnete Land dem Staate anheim und der ehemalige Eigenthümer muß nichts deſto weniger die reſtirende Landſteuer nachzahlen. Wer ſein Beſitzthum fälſchlich in das Kataſter eintragen läßt oder zum Scheine es einem Andern abtritt, damit er ſelbſt von den perſönlichen Frohndienſten befreit bleibe, ſoll nach dem Befund der Umſtände beſtraft werden. Wenn irgend ein Landſtrich von einem beſondern Unglücksfalle heim-

gesucht wird, von Ueberschwemmung oder Dürre, von einem Wolkenbruche oder von Ungeziefer, so soll im Verhältniß zum Schaden ein Steuernachlaß stattfinden. Jede in Betreff solcher Naturereignisse an die Steuereinnehmer gesandte Bittschrift muß angenommen und mit Zuziehung des Gemeindebevollmächtigten von dem Steuerbeamten persönlich genau untersucht werden. Der Beamte soll sich nicht, wie ausdrücklich anempfohlen wird, auf den Bericht der Gemeindebevollmächtigten allein und auf die Kontrolle seines Schreiberpersonals verlassen. Die Besitzungen des Staates und der Staatsbeamten sind nicht minder, gleichwie die der Privatpersonen, den Steuern und Frohnden unterworfen. Die Beamten können ihr Land natürlich nicht selbst anbauen; sie überlassen es deßhalb gewöhnlich an Pächter, welche dann die Leistungen, mit welchen dieser Grundbesitz beschwert ist, zu entrichten haben. Die Pächter sind dafür ebenso verantwortlich, als wenn sie die wirklichen Besitzer des Landgutes wären. Die Grundeigenthümer selbst, die Gemeindebevollmächtigten und die Beamten sind übrigens sämmtlich angewiesen, darüber zu wachen, daß alles Land kultivirt und daß soviel als möglich die Erträgnisse derselben vermehrt werden. Wenn in irgend einem Distrikte des Reiches der mit Landsteuer und persönlichen Diensten belegte Grund und Boden ohne äußere Veranlassung brach liegen bleibt, wenn die Maulbeer-, Baumwoll-, Hanf- und Lein-Pflanzungen vernachläßigt werden und die Regierung hiedurch in ihrem Einkommen gefährdet wird, so sollen die Besitzer, die Gemeindebevollmächtigten und die Beamten zur Rechenschaft gezogen und nach dem Befund der Umstände bestraft werden.

Niemals glaubte man in China, daß der Himmelssohn der alleinige Eigenthümer alles Landes sey und daß er hievon dem Einzelnen bloß nach Nothdurft und Gutdünken das Seinige austheile oder überlasse. Der geringste Taglöhner ist ebenso echter Eigenthümer seines Gütleins, wie der Kaiser Herr ist seiner Domänen. Er kann das Land nach Belieben verkaufen, verpfänden, vererben, verspielen und verschenken, ohne daß Jemand, wenn nicht sonstige gesetzliche Bestimmungen ihn daran verhindern, ein Recht hätte, Einsprache zu thun. Man trug seit den ältesten Zeiten der Monarchie Sorge dafür, daß Jedem das Seine ward und blieb, daß die Gemarken nicht verrückt wurden. Im Verhältnisse zu seinem Besitzthume muß man zu den Bedürfnissen des Staates beysteuern, damit die einsichtsvollen Männer leben können, welche sich der Mühen und Sorgen der Staatsverwaltung unterziehen. Auch in dem kleinsten Lande, sagt Meng tse, muß es Weise und Landleute geben. Ohne Weise ermangeln die Landleute der Regierung und ohne Landleute ermangeln die Weisen der Nahrung. Die älteste Dynastie des Reiches, die Hia, erhielt von allen Erträgnissen einen Zehnten; die Dynastie Schang oder In verlangte den neunten Theil in der Art, daß alle Gemarkungen in neun gleiche Theile getheilt und die Erträgnisse des Neuntels, welches die Besitzer der übrigen acht Theile bestellen mußten, für die Staatsbedürfnisse in Anspruch genommen wurden. Die dritte Dynastie, die Tschéu, verband die eine Erhebungsweise mit der andern. Von indirekten Abgaben, von Zöllen oder einer Kopfsteuer war in diesen frühern Zeiten des chinesischen Staates noch keine Rede. Schin nong, sagen die chinesischen Schriftsteller, ordnete ehemals öffentliche Märkte an, damit die Menschen das, was sie im Ueberflusse besitzen, für das, was sie brauchen, eintauschen könnten; es wurden Marktvorsteher ernannt, um darüber zu wachen, daß Niemand hintergangen werde und um die etwa sich erhebenden Streitigkeiten zu schlichten. Diese Beamten erhielten von den Kaufleuten für ihre Mühewaltung nicht die geringste Entschädigung; sie waren vom Staate besoldet. Da fiel es, so wird berichtet, einem Manne gemeiner Gesinnung ein, sich einen erhabenen Sitz aufbauen zu lassen und scharfen Blickes ringsumher zu schauen, damit er erfahre, welche Gewinnste jeder mache und er seinen Antheil daran erhalte. Man verachtete ihn zwar, aber die Sitte war nun einmal aufgekommen, und bald wurden Zölle und andere indirekte Abgaben allgemeine Sitte im Lande der Blume der Mitte. In der Folge gab es noch gar viele Veränderungen; es ist aber Alles genau verzeichnet; Jeder weiß, was er zu thun und zu lassen hat; Niemand kann hintergangen werden, — so

ſprechen die amtlichen Verordnungen und Staatshandbücher.

Dieß Alles verhält ſich aber in Wahrheit ganz anders. Die Beamten, welche ſehr geringe Beſoldungen haben, — drey bis vierhundert Gulden unſers Geldes, — gebrauchen allerley Mittel, um ſich ein größeres Einkommen zu verſchaffen. Sie ziehen bey Gerichtshändeln an Sporteln und Beſtechungen große Summen; ſie ſetzen Gehalte auf für Gehilfen, für Schreiber und Boten, die ſie nicht haben oder nicht bezahlen, ſie geben den Umfang des ſteuerbaren Landes geringer an oder verlangen eine höhere als die geſetzliche Grundſteuer. Es werden Zölle von Gegenſtänden erhoben, die gar nicht im Tarife verzeichnet ſind und ſteuerpflichtige Erzeugniſſe ganz verſchwiegen. Herr M. führt (S. 160) mehrere Fälle dieſer Art an. Im Weichbilde Wujuen der Provinz Tſchekiang wächſt vortrefflicher grüner Thee, der in großer Menge ausgeführt wird.

(Schluß folgt.)

Abbildungen der Fiſche, welche in den Flüſſen und Seen von Bayern vorkommen, von J. C. Weber. Zur Fauna von Bayern. München 1851. 46 S. und 58 col. Tafeln in Duodez.

Der Verfaſſer dieſes Werkchens, rühmlichſt bekannt durch die vielen zoologiſchen Abbildungen, welche er für Agaſſiz und die hieſige Akademie der Wiſſenſchaften fertigte, ſowie durch ſeine bayeriſche und Alpen-Flora, hat ſo eben im eignen Verlag und in Commiſſion der Cotta'ſchen Buchhandlung eine Darſtellung der in den bayeriſchen Gewäſſern lebenden Fiſche in colorirten Abbildungen, begleitet von einer kurzen Beſchreibung derſelben, herausgegeben. Wie bey ſeinen eben genannten botaniſchen Arbeiten hat der Verfaſſer auch für dieſe das Duodez-Format gewählt; der Ladenpreis für ein mit elegantem Einbande nach engliſcher Art verſehenes Exemplar iſt zu 5 fl. 20 kr. feſtgeſetzt.

Es ſind dieſe Abbildungen die erſten, welche von bayeriſchen Fiſchen erſchienen ſind und ſchon dieſes Umſtandes wegen werden ſie in Bayern und dem übrigen Deutſchland eine willkommene Aufnahme finden, zumal da die Donau und die mit ihr in Verbindung ſtehenden Alpenſeen mehrere Arten, zum Theil der köſtlichſten Fiſche ernähren, welche ſchon in Franken nicht mehr vorkommen und zu deren genauer Kenntniß man deßhalb im größten Theile von Deutſchland nicht durch Autopſie, ſondern nur durch gute Abbildungen gelangen kann. Als ſolche darf man aber faſt durchgängig die in dieſem Werkchen vorgelegten bezeichnen, die allen billigen Anforderungen vollſtändig entſprechen und weit mehr gewähren, als der Käufer nach dem höchſt billig geſtellten Preiſe zu erwarten berechtigt wäre. Mit den bekannten Bloch'ſchen Abbildungen der deutſchen Fiſche verglichen, wird man ſich bald überzeugen, daß ſie dieſen an Richtigkeit der Zeichnung wie des Colorits voranſtehen. Der kurze Text, welcher ebenfalls vom Verfaſſer herrührt, iſt nicht für den eigentlichen Syſtematiker berechnet, ſondern will nur in populärer Form die Fiſche nach ihrer äußern Beſchaffenheit, Lebensweiſe, Laichzeit und Nutzen ſchildern. Das nette Büchlein mit ſeiner eleganten Ausſtattung wird daher noch insbeſondere den vielen Freunden des Fiſchfangs, deren Zahl auch bey uns immer mehr anwächſt, eine erfreuliche Erſcheinung ſeyn, und die wohl gelungenen Abbildungen werden auch bey dem wiſſenſchaftlichen Ichthyologen die wohlverdiente Anerkennung finden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. List (Catalogue) of the specimens of Mammalia, Birds etc. in the Collection of the British Museum. Printed by order of the Trustees. London ſeit 1843. Bis jetzt 38 Abtheilungen in kl. 8.

II. Muséum d'histoire naturelle de Paris. Catalogue méthodique de la collection des Mammifères, de la collection des oiseaux et des collections annexes, par le Professeur-Administrateur: M. J. Geoffroy Saint-Hilaire et les Aides-Naturalistes: MM. Fl. Prévost et Pucheran. 1. partie. Mammifères. Introduction et catalogue des Primates, par M. J. Geoffroy Saint-Hilaire. Paris 1851. 96 S. gr. 8.

Catalogue méthodique de la collection des Reptiles. 1. et 2. livraison. Professeur-Administrateur: M. C. Duméril, Aide-Naturaliste: M. Aug. Duméril. Paris 1851. 224 S.

Catalogue de la collection entomologique. Classe des Insectes. Ordre des Coléoptères. 1. et 2. livraison. Professeur-Administrateur: M. Milne-Edwards; Aide-Naturaliste: M. Emile Blanchard; Sous-Aide: M. H. Lucas. Paris 1850. 240 S.

Zwey der größten zoologiſchen Sammlungen haben den Anfang gemacht, den Reichthum ihrer Schätze zur allgemeinen Kunde zu bringen, theils in einfachen Verzeichniſſen der Gegenſtände, theils mit Beyfügung von erläuternden Bemerkungen und ſelbſt mit Charakteriſtik der noch nicht beſchriebenen Arten. Alle Zoologen werden dieſe Unternehmungen mit Freude begrüßen, indem ſie durch dieſelben nicht bloß eine klare Einſicht in den Stand dieſer großen Sammlungen erlangen, was an und für ſich ſchon für ſie von höchſtem Intereſſe iſt, ſondern weil dieſe Kataloge ihnen auch eine vielfache Belehrung gewähren theils wegen der Beſchreibung einer Menge neuer Arten, theils wegen der mannigfachen Aufſchlüſſe, die ſie über ſchon früher aufgeſtellte, aber nicht vollſtändig gekannte, oder zweifelhafte Arten gewähren. Selbſt die einfachen Verzeichniſſe, die ſich auf bloße Aufzählung der Species, ohne weitere Zugabe von Erläuterungen, beſchränken, gewähren doch in ſo fern eine Belehrung, als aus ihnen wenigſtens erſichtlich wird, welche Stellung viele von den Verfaſſern dieſer Kataloge früher publicirte, wegen Unzulänglichkeit der Beſchreibungen aber zweifelhaft gebliebene Arten und Gattungen in dem Fachwerke der Syſtematik einzunehmen haben.

I. Wir beginnen unſer Referat mit den Katalogen des brittiſchen Muſeums als denjenigen, die zuerſt begonnen haben und dermalen am weiteſten vorgeſchritten ſind, beſchränken uns aber, um nicht zu weitläufig zu werden, auf eine kurze Angabe ihres Inhaltes und der Methode, nach welcher die einzelnen Verzeichniſſe ausgearbeitet ſind.

1. List of the osteological specimens. Lond. 1847. 147 S. — Bey Durchſicht dieſes Verzeichniſſes wird man erſtaunen über die geringe Anzahl

von Skeleten, welche im brittiſchen Muſeum dermalen vorhanden ſind. Es werden allerdings an oſteologiſchen Präparaten von den Säugthieren 1766, von den Vögeln 961, von Reptilien 309 und von Fiſchen 59 Exemplare aufgeführt, aber bey den Säugthieren beſteht weitaus die Mehrzahl bloß in Schädeln und bey den Vögeln in Bruſtbeinen, bey den Reptilien machen die Hauptſache die Panzer der Schildkröten und bey den Fiſchen die Zähne aus. Jede der beyden Klaſſen der kaltblütigen Wirbelthiere hat nicht mehr als 10 Skelete aufzuweiſen. Dieſe große Armuth des brittiſchen Muſeus an Skeleten rührt theils davon her, daß die in ihm früher vorhandenen oſteologiſchen Präparate nach Ankauf des Hunter'ſchen Muſeums von Seite der Regierung dem College of Surgeons zugewieſen wurden, theils und hauptſächlich davon, daß unter der früheren Adminiſtration die Sammlungen des brittiſchen Muſeums mehr als ein Raritäten- und Curioſitäten-Cabinet, denn als eine wiſſenſchaftliche Anſtalt behandelt wurden. Der dermaligen Verwaltung unter der rühmlichen Leitung von John Edward Gray iſt demnach bezüglich der Vermehrung der Skelete noch eine große und ſchwierige Aufgabe vorbehalten.

2. List of the specimens of Mammalia. 1843. 216 S. — Von J. E. Gray verfaßt. Aufzählung aller im brittiſchen Muſeum aufgeſtellten Säugthiere in 1031 Arten und 3062 Exemplaren. Wenn wir gleich der Meinung ſind, daß die Anzahl der hier genannten Arten bey ſtrengerer Prüfung eine nicht unerhebliche Reduction erfahren dürfte, ſo iſt doch immerhin der Reichthum an ausgeſtopften Säugthieren ſchon im Jahre 1843 ein höchſt bedeutender geweſen, und dieſer hat ſich ſeitdem dermaſſen vermehrt, daß dieſes Verzeichniß jetzt weit hinter dem dermaligen Stande zurück iſt. Es beſchränkt ſich auf eine einfache Aufzählung der im Muſeum enthaltenen Arten mit Beyfügung der hauptſächlichſten Synonyme und, was ſehr wichtig, mit Angabe der Fundörter der einzelnen Exemplare.

3. Catalogue of the specimens of Mammalia. Part 1. Cetacea. 1850. 153 S.; Part 2. Seals. 1850. 48 S. — Um eine Ueberſicht von dem jetzigen Stande der Säugthier-Sammlung und der oſteologiſchen Präparate des brittiſchen Muſeums zu liefern, hat ſich Gray an die Bearbeitung dieſes Katalogs gemacht; er iſt alſo gewiſſermaßen eine zweyte, vermehrte und verbeſſerte Auflage des vorhin angeführten. Er iſt aber noch mehr, denn dieſer Katalog ſoll auch diejenigen Arten, die noch nicht im brittiſchen Muſeum vorhanden ſind, aufnehmen, um dadurch Reiſende, Sammler und Andere in den Stand zu ſetzen, zur Ausfüllung der Lücken in der National-Sammlung beyzutragen; zu dieſem Behufe iſt eine Beſchreibung aller Gattungen und Arten, die dermalen in den verſchiedenen öffentlichen und Privatſammlungen exiſtiren, beygegeben. Den Anfang hat der Verf. mit den Wallen (Cetacea) gemacht, und von allen bekannten Arten ſehr ausführliche Beſchreibungen mit Berückſichtigung der zahlreichen Synonymik geliefert und 8 Tafeln mit Abbildungen beygefügt, von denen die erſte je ein Thier aus ſeinen 4 Familien der Walle, und die 7 andern die Schädel und hinter ihnen auf ſchwarzem Grunde die Umriſſe der Köpfe von den Gattungen darſtellen. Dieſe Abtheilung iſt höchſt wichtig für den Syſtematiker und zugleich ein ſehr bequemes Hülfsbuch für den Seefahrer, der ſich daraus ſehr leicht über die ihm vorkommenden Meeresungeheuer aus der Ordnung der Walle unterrichten kann. — In derſelben Weiſe iſt die Ordnung der Ruderfüſſer (Pinnipedia) bearbeitet und von jeder der 14 Gattungen der Schädel abgebildet. So hat ſich alſo das einfache Verzeichniß der im brittiſchen Muſeum aufgeſtellten Säugthiere jetzt zu einer ausführlichen Charakteriſtik aller Säugthier-Arten ausgedehnt, und die Therologen werden dafür dem Verf. großen Dank wiſſen.

4. List of the specimens of Birds. Second edition. Part 1. Accipitres. 1848. 120 S.; Part 2. Section 1. Fissirostres. 1848. 80 S.; Part 3. Gallinae, Grallae and Anseres. 1844. — Der Verfaſſer iſt der Bruder des vorigen, Georg Robert Gray, älteſter Aſſiſtent in der zoologiſchen Abtheilung und als ausgezeichneter Ornitholog bekannt durch ſeine berühmten Genera of Birds mit den prachtvollen Abbildungen. Die erſte Abtheilung dieſes Katalogs hat ſchon eine zweyte Auflage erlebt. Er iſt nach dem Muſter von Nro. 2 eingerichtet und beſchränkt ſich alſo auf Aufzäh-

lung der im Muſeum aufgeſtellten Arten mit Beyfügung der Synonymik und der Heimath der einzelnen Exemplare. An Raubvögeln hat die Sammlung 282 Arten aufzuweiſen, nämlich 198 Arten Tag- und 84 Arten Nachtraubvögel. Die dritte Abtheilung iſt uns nicht zugekommen, wahrſcheinlich weil ſie bereits vergriffen ſeyn wird.

5. Catalogue of the specimens and drawings of Mammalia and Birds of Nepal and Thibet, presented by B. H. Hodgson, Esq. to the British Museum. 1846. 156 S. — Die naturhiſtoriſchen Sammlungen des brittiſchen Muſeums verdanken ihr ſchnelles Anwachſen zum großen Theil den Geſchenken, welche ihnen von patriotiſchen Landsleuten aus allen Welttheilen und allen Meeren zuſtrömen. Unter dieſen freygebigen Contribuenten hat ſich, wie das vorliegende Verzeichniß ausweist, beſonders hervorgethan Hodgſon, vieljähriger engliſcher Reſident in Nepal, und durch zahlreiche zoologiſche Arbeiten den Zoologen wohl bekannt.

6. List of the specimens of British animals in the collection of the British Museum. Part 3. Birds. 1850. 275 S. — Giebt ein Verzeichniß aller in Großbritannien aufgefundenen Arten von Vögeln, und iſt von G. R. Gray mit großer Sorgfalt in Aufführung und Sichtung der Synonymik und genauer Bezeichnung der Fundſtätten bearbeitet. Er zählt darin auf:

indigenous species	114
seasonal visitors (Summer or Winter)	83
occasional visitors	104
accidental visitors	48
eingeführte Arten	11
zweifelhafte Arten	7

Alſo im Ganzen 367 Arten.

7. Catalogue of the specimens of Lizards. 1845. 289 S. — Catalogue of the specimens of Snakes. 1849. 125 S. — Catalogue of the specimens of Amphibia. Part 2. Batrachia gradientia etc. 1850. 72 S. — Von J. E. Gray verfertigt und zählt nicht bloß die im brittiſchen Muſeum aufbewahrten Arten auf, ſondern auch die ſonſt bekannten. Sämmtliche Gattungen und Arten ſind durch kurze Beſchreibungen charakteriſirt; bey der letztgenannten Abtheilung ſind auch 2 Tafeln mit Abbildungen des Schädels von der Gaumenfläche beygegeben. Von den 612 Arten von Eidechſen, die im Jahre 1845 bekannt waren, beſaß das brittiſche Muſeum 429.

8. List of the specimens of Fish. Part 1. Chondropterygii. 1851. 160 S. — Dieſes Verzeichniß hat J. E. Gray mit Beyhülfe von Edward Gerrard verfaßt und es dehnt ſich gleich dem vorigen auf alle Arten der Knorpelfiſche aus. Die Arten ſind nicht charakteriſirt, wohl aber die Gattungen und Unterabtheilungen. Auf einer Tafel iſt das Gebiß von verſchiedenen Thieren aus der Familie der Neunaugen, und auf einer zweyten Tafel eine neue Gattung derſelben, Geotria australis, abgebildet. Im Ganzen ſind hier 303 Arten Knorpelfiſche aufgezählt.

9. Catalogue of the Mollusca. Part 1. Cephalopoda antepedia. 1849. 164 S. Part 2. Pteropoda. 1850. 45 S. — Catalogue of the Bivalve Mollusca. Part 1. Placentadae and Anomiadae. 1850. 22 S. — Nomenclature of Molluscous animals and shells. Part 1. Cyclophoridae. 1850. 68 S. — In dieſen und den folgenden Katalogen ſuchen die Verf. eine möglichſt vollſtändige Liſte der zur Zeit der Zuſammenſtellung ſicher bekannten Arten zu liefern, wenn dieſelben auch nicht in den Sammlungen des brittiſchen Muſeums ſich befinden. Die Heftchen ſcheinen einen guten Verkauf zu finden, oder iſt anderweitig dafür geſorgt, daß nach etlichen Jahren neue vermehrte Auflagen erſcheinen können; jedenfalls iſt der Plan und die Anlage dieſer ſynoptiſchen Kataloge ſehr dankenswerth. Daß hier bey den Mollusken, zunächſt den Cephalopoden, auch die foſſilen Gattungen und Arten aufgeführt werden, könnte auffallend erſcheinen, da doch wohl ein eigener Katalog der paläontologiſchen Abtheilung des brittiſchen Muſeums geliefert werden wird; denn die fünf als in der Sammlung befindlich angeführten und noch dazu gemeinſten Arten von Belemnites können doch nicht die Geſammtſumme der in dieſer großartigen Anſtalt aufbewahrten Belemnophoren darſtellen ſollen. Ferner iſt nicht recht erklärlich, warum der Titel Catalogue of the Mollusca der beyden erſten Heftchen

in den folgenden ſo weſentlich geändert worden iſt, obgleich ſie von demſelben Verf., J. E. Gray, ſind.

(Schluß folgt.)

A Glance at the Interior of China etc.

(Schluß.)

In der amtlichen Ortsbeſchreibung iſt aber hievon nichts zu leſen. Die Kaufleute, welche dieſen Thee nach Schanghai bringen, ſollen hievon an ihre Mandarine jährlich wenigſtens 20,000 Tael, über 80,000 fl. bezahlen müſſen. Solche Beamten ſpotten natürlich der oberſten Regierung zu Peking, welche glaubt, über ihre nachläßigen Diener eine harte Strafe zu verhängen, wenn ſie ſie um die Hälfte oder auch die ganze jährliche Beſoldung ſtraft, während dieſe manchmal kaum den tauſendſten Theil des Einkommens beträgt. Unterſchleife und Bedrückungen der Art berühren mittelbar die britiſche Regierung und ihr Verhältniß zum Mittelreiche; ſie haben ein politiſches Intereſſe. Nach dem zur Ergänzung des Friedens von Nanking abgeſchloſſenen Zollvertrage (8. Okt. 1843) ſollten die Binnenzölle mäßig ſeyn und ſpäter genau beſtimmt werden (Neumann, Geſchichte des engliſch-chineſiſchen Krieges 334). Wie wäre es nun unter ſolchen Verhältniſſen möglich, eine feſte Norm aufzuſtellen, und würde die chineſiſche Regierung bey vorkommenden Beſchwerden nicht mit gutem Grunde erwidern können: Die Barbaren ſind ſchlecht unterrichtet, da und dort würden gar keine Zölle erhoben; es ſey dieß auch ganz unmöglich, indem nach amtlichen Aufnahmen in den angeführten Marken ſolche Erzeugniſſe gar nicht vorkommen.

Herr M. berichtet unter Anderm von einer großen Reformbewegung, die er allenthalben im Mittelreiche vorfand, wo er Gelegenheit hatte, ſich mit denkenden Männern zu unterhalten. Es iſt dieß eine übereinſtimmende Erfahrung aller einſichtsvollen Reiſenden und Sendboten der verſchiedenen chriſtlichen Bekenntniſſe im Morgenlande. Die Muſelman ſuchen die ſpäteren Satzungen abzuſchütteln, wollen zur reinen Lehre des Korans zurückkehren und dieſe bloß in ihrer moraliſchen Grundlage auffaſſen. Gleiche Wege gehen Brahmanen und Buddhaiſten, wie ſelbſt aus einer Anzahl Zeitſchriften und Flugblätter dieſer Religionsgenoſſen hervorleuchtet. Beyde ſuchen ihren Glauben und Aberglauben in der Einheit Gottes und in einem moraliſchen werkthätigen Leben aufzulöſen. So auch die Anhänger des Kongtſe und Laotſe. „Mein Hauswirth,“ leſen wir in dieſer Beziehung in dem vorliegenden Reiſebericht (168), „war ſehr erfreut, als er erfuhr, wer ich ſey. Der Fragen war nun kein Ende. Wie weit iſt euer Land vom Mittelreiche? Wie groß iſt es und wie ſtark iſt die Bevölkerung? Was habt ihr für eine Religion, für eine Staatsverfaſſung? Wie iſt eure Literatur, wie ſind eure Sitten und Gebräuche beſchaffen? Ueber religiöſe Gegenſtände hatte ich mit dem Manne und den andern Leuten des Fortſchritts, deren viele ſind in dieſen Gegenden, häufige und lange andauernde Unterredungen. Ihre Geiſtesrichtung ſcheint mir dahin zu zielen, daß ſie die Lehren des Kongtſe in ihrem wahren Geiſte auffaſſen und ausführen wollen, frey von den atheiſtiſchen Deutungen, mit welchen die Scholaſtiker der Songdynaſtie ſie umkleideten und verunſtalteten. Die Vorſchriften der Menſchlichkeit, des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, verzeichnet in den Schriften des Weiſen und ſeiner Jünger, ſollen zur Wahrheit erhoben und das ganze Leben darnach eingerichtet werden. Ihre Bemerkungen und Anſichten über Selbſtprüfung und Selbſterkenntniß, wie der Menſch durch ſittliche Kraftanſtrengung ſeine Leidenſchaften, ſeine geiſtigen und gemüthlichen Irrthümer beſiegen, und auf dem Wege der Tugend und Standhaftigkeit beharren könne, würden auch einem chriſtlichen Moraliſten zur Ehre gereichen.“ Die Mangelhaftigkeit der in Holz geſchnittenen geographiſchen Charten und Umriſſe, — ſie ſind chineſiſchen Originalen entnommen, — wird mit dem Umſtande entſchuldigt, daß es in Schanghai unmöglich geweſen iſt, beſſere anfertigen zu laſſen. Eine vollſtändige, an den Reiſebericht ſich enganſchließende Charte war bereits ausgearbeitet; ſie konnte aber, weil es an kundigen Arbeitern zu ihrer Ausführung fehlte, dem Werke nicht beygegeben werden.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

I. **The Geological Observer. By Sir Henry T. de la Beche. London 1851. 846 S. 8.**

II. **Gaea excursoria Germanica.** Deutschlands Geologie, Geognosie und Paläontologie. Ein unentbehrlicher Leitfaden auf Excursionen und beym Selbstunterricht von C. G. Giebel. Mit 24 lithographirten Tafeln. Leipzig 1851. 510 S. 8.

Gleichzeitig sind in England und Deutschland zwey Werke erschienen, die dazu bestimmt sind, dem angehenden Geognosten die nöthige Anweisung zur Anstellung eigner geognostischer Beobachtungen zu geben. Beyde behandeln jedoch ihren Gegenstand in verschiedener Weise.

I. Der Verfasser des erstgenannten Werkes hat schon früher ein kleines Schriftchen herausgegeben unter dem Titel: How to observe in Geology, von dem im Jahre 1836 auch eine deutsche Uebersetzung erschien. Jetzt hat er uns eine ausführliche Arbeit vorgelegt, die hauptsächlich dazu bestimmt ist, die Gesichtspunkte zu erörtern, von welchen der Geognost bey seinen Untersuchungen sich leiten lassen soll. Diese Gesichtspunkte entnimmt der Verf. aber vornehmlich aus der Betrachtung der Veränderungen, welche seit Abschluß der Erdbildung die Oberfläche unsers Planeten im Laufe der Zeiten erlitten hat, damit aus ihrer genauen Erforschung der angehende Geolog sichere Schlüsse auf die Urbildung der Erde abzuleiten vermöge. Der Verf. erörtert daher im ausführlichen Vortrage alle die ursächlichen Verhältnisse, von welchen Veränderungen im Bestande der Erdoberfläche ausgehen und stellt zusammen, was hierüber die Beobachtungen ergeben haben. Er betrachtet die Zersetzung der Gebirgsarten durch Einwirkung der Atmosphäre und des Wassers, die Ablagerungen der Flüsse und des Meeres, die Gletscher und erratischen Blöcke, die Anhäufungen urweltlicher Thiere im angeschwemmten Lande und in den Knochenhöhlen, die Vulkane und ihre Produkte, die Erdbeben, die Niveauveränderungen des Landes und Meeres, die Feuerprodukte von älterem Datum als die der modernen Vulkane, die Gebirgsverwerfungen und Spaltungen, die Ausfüllung der Gänge mit Mineralsubstanzen u. s. w. Alles in sehr ausführlichem klaren Vortrage, der durch eine Menge eingedruckter Holzschnitte anschaulicher gemacht wird. Sein geologisches Glaubensbekenntniß ist das vulkanistische, an dem er mit um so größerer Sicherheit festhalten kann, da es ihm noch gänzlich unbekannt ist, wie sehr dasselbe in neueren Zeiten in Deutschland erschüttert worden ist.

II. Das Werk von de la Beche wird bey uns keine weite Verbreitung finden, einmal seines ziemlich hohen Preises und dann auch des Umstandes wegen, daß es, so weit als thunlich, seine Beyspiele aus den geognostischen Verhältnissen Englands entlehnt. Anders ist es mit Giebel's Gaea excursoria Germanica, die bey geringerer Ausdehnung auch einen mäßigeren Preis setzen konnte und, als für Deutschland bestimmt, im Speciellen sich ganz auf

die geognoſtiſchen Verhältniſſe unſeres Vaterlandes beſchränkt. Bey geringerem äußeren Umfang als der Geological Observer hat dieſe Gaea gleichwohl eine größere Mannigfaltigkeit des Inhaltes, denn ſie will dem angehenden Geognoſten nicht bloß die Geſichtspunkte bezeichnen, von denen aus er ſeine Unterſuchungen vorzunehmen hat, ſondern ſie will ihn auch mit der Geognoſie ſelbſt und ihrer unentbehrlichen Hülfswiſſenſchaft, der Paläontologie, bekannt machen. Der Verf. der Gaea theilt ſeine Arbeit in 2 Theile, in die Geognoſie Deutſchlands und in die Geologie Deutſchlands; jene ſoll die bezüglichen Thatſachen im Zuſammenhange enthalten, wie dieſelben aus directen Beobachtungen reſultiren, dieſe ſoll aus ſolchen Thatſachen die Entwicklungsgeſchichte herleiten.

Die Einleitung giebt bereits eine Ueberſicht der Bildungsgeſchichte der Erde im Allgemeinen und beginnt mit folgenden Worten:

„Den unbeſchränkten Raum, welchen das Weltall mit den zahlloſen Himmelskörpern erfüllt, durchdrang einſt die Materie im chaotiſchen Zuſtande. Die Atome lagern ungebunden beyſammen und kein anderes Geſetz, als den Raum allſeitig zu erfüllen, beherrſcht ſie. Das iſt der Anfang alles Seyns.“

Anders weiß eine uralte, aber deshalb keineswegs antiquirte Kosmogonie über den Anfang der Welt zu berichten, wenn ſie ſagt:

„Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde.“

(Fortſetzung folgt.)

I. List (Catalogue) of the specimens of Mammalia, Birds etc.

II. Muséum d'histoire naturelle de Paris.

Catalogue méthodique de la collection des Reptiles.

Catalogue de la collection entomologique.

(Schluß.)

10. Nomenclature of Coleopterous Insects. Part 1. Cetoniadae. 1847. 56 S. — Part 2. Hydrocanthari. 1847. 59 S. — Part 3. Buprestidae. 1848. 52 S. — Part 4. Cleridae. 1849. 68 S. — List of the specimens of Lepidopterous Insects in the Br. Mus. Part 1. 1844. 150 S. — Part 2. 1847. 57 S. — Appendix 1848. 37 S. — List of the specimens of British animals. Part V. Lepidoptera. 1. 1850. 352 S. — List of the specimens of Hemipterous Insects. Part 1. 1851. 368 Seiten. — List of Homopterous Insects. Part 1. 1850. 260 S. — Part 2. 1851. 376 S. — List of Hymenopterous Insects. Part 1. Chalcidites. 1846. 100 S. Part 2. 1848. 237 S. — List of Dipterous Insects. Part 1. 1848. 229 S. Part 2. 1849. 255 S. Part 3. 1849. 202 S. Part 4. 1849. 483 S. — List of Myriopoda. 1844. 15 S. — List of Crustacea. 1847. 143 S. — List of the specimens of British animals. Part IV. Crustacea. 1850. 141 S.

Es ſind hier dreyerley Kataloge begonnen, nämlich ein allgemeiner ſynoptiſcher, mit Citaten und Aufſtellung neuer Arten; ferner ein ausſchließlich brittiſche Species behandelnder, und endlich ein vorläufig nur die im britt. Muſeum vorhandenen Arten umfaſſender. Dieſe letztere Abtheilung ſoll künftig caſſirt werden, wenn die ſynoptiſche hergeſtellt iſt. Die vorliegenden Heftchen haben verſchiedene Bearbeiter. Vier Familien der Coleoptera ſind von A. White, und zwar die Cetoniadae nach Burmeiſter, die Hydrocanthari nach Aubé, die Buprestidae nach Delaporte, und die Cleridae nach Spinola geordnet. Nur die letztere Familie wird mit Beſchreibung neuer Arten, 55, bereichert; die Novitäten des britt. Muſeums aus den vorhergehenden Familien ſind ſchon früher von White in verſchiedenen Zeitſchriften gegeben worden. Die Lepidoptera, zuſammengeſtellt von dem leider ſo früh verſtorbenen E. Doubleday, begreifen bis jetzt nur die Tagſchmetterlinge; dieſe Sammlung iſt ſo groß, daß ſie wahrſcheinlich von keiner anderen auch nur annähernd erreicht wird; ſie wächſt auch noch immer ſo bedeutend, daß während des Druckes ſchon hunderte von Arten in einem Anhange nachgetragen werden mußten. Der Katalog der britt. Schmetterlinge,

verfaßt von J. F. Stephens, erreicht die Microlepidoptera, und weist einen großen Reichthum an Arten nach, wovon wohl manche erst durch den Handel nach Großbritanien verpflanzt worden sind. Sehr ausführlich verspricht die Bearbeitung der Hemiptera von W. S. Dallas zu werden, wovon etwa ein Drittheil mit einer großen Menge neuer Gattungen und Arten erschienen ist. Auf eilf lithographirten Tafeln sind die wichtigeren der neuen Gattungen dargestellt. Eine nicht geringere Bereicherung hat die Familie der Homoptera durch F. Walker erfahren, deren erste Hälfte vorliegt; von dem durch viele neue Gattungen abgegränzten Genus Cicada z. B. zählt er nicht weniger als 224 Arten auf, während Burmeister (1835) von der noch ungetheilten Gattung nur gegen 150 Species in der Berliner Sammlung gesehen hat. Die Hymenoptera und Diptera, gleichfalls von F. Walker bearbeitet, sind wegen der Menge neuer Arten jedem Entomologen, der sich mit diesen Gruppen beschäftigt, unentbehrliche Hülfsbücher. Von den ersten ist nur die Familie der Chalcidites, schon früher von Walker monographisch bearbeitet, zu Ende gebracht; die Diptera hingegen sind vollendet. Wir hätten nur der Merkwürdigkeit wegen am Schluße eine Zusammenzählung der Arten und Exemplare gewünscht; bey einmaligem Ueberzählen sind 3819 Arten von uns gefunden worden. Meigen schätzte ja schon im Jahre 1838 die europäischen Diptera auf 4500; die damals bekannten exotischen betrugen nur 2300, im Ganzen also 6800 Arten. In Betracht, daß ein ganzes Viertheil der im britt. Museum vorhandenen Arten bisher noch unbekannte exotische sind, ergiebt sich das unerwartete Resultat, daß das großartige Institut noch nicht einmal die Hälfte der schon vor Jahren beschriebenen und bekannten europäischen Zweyflügler besitzt. Die Myriapoda sind nach Newport's System geordnet; angeführt werden 169 Arten, nämlich 94 der Familie Chilopoda, und 75 Chilognatha. Die meisten sind die Originalexemplare zu Newport's, Leach's, Say's und Gray's Arbeiten über diese Gruppe. Die beyden Kataloge der Crustacea sind von A. White nach Milne-Edwards System, und beurkunden einen großen Reichthum.

11. List of British animals. Part I. Centroniae or radiated animals. 1848. 173 S. — List of British Sponges. 1848. 24 S. — Auch dieser Theil der National-Sammlung besteht fast ganz aus Geschenken der um die Bearbeitung der niedersten Thierklassen hoch verdienten Forscher Montague, Leach, Forbes, Johnston, Andrew. Der erste Kat. weist 406, der zweyte 57 Arten nach.

II. Wir gehen nun über zur Anzeige der Kataloge, welche seit Kurzem von den zoologischen Sammlungen des Muséum d'histoire naturelle in Paris zu erscheinen begonnen haben; Sammlungen, an die sich das höchste Interesse der Zoologen knüpft, da von denselben die Grundlage der neueren Zoologie ausgegangen und ein großer Theil der Thierarten aus allen Klassen auf die dort aufgestellten Individuen begründet ist.

1. Introduction et catalogue des Primates, par M. Isidore Geoffroy Saint-Hilaire. — Mit der ersten, von ihm selbst bearbeiteten Ordnung der Säugthiere hat Is. Geoffroy den Anfang zur Herausgabe eines umfassenden Katalogs der Säugthiere gemacht. In einer kurzen Einleitung spricht er zuerst von der Gründung und der ihr nachfolgenden raschen Vermehrung der seiner Aufsicht unterstellten Sammlungen, die wie der ganze Pflanzengarten selbst aus sehr geringen Anfängen erwuchsen und zwar zu einer Zeit noch, wo die andern Sammlungen bereits bedeutend waren, in einem sehr dürftigen Zustande sich befanden. Es war im Jahre 1626, wo unter Ludwig XIII. der Jardin royal des plantes médicinales errichtet und der Direction des königlichen Leibarztes übergeben wurde; er war eine rein praktische Anstalt, welche die Zöglinge mit den Arzneygewächsen und der Zubereitung der Medicamente bekannt machen sollte. Aus den engen Grenzen, welche um dieses Institut gezogen waren, wurde es durch vorragende Männer, die an ihm betheiligt waren, allmählig befreyt und immer mehr wissenschaftliche Elemente ihm beygemischt, bis in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts der Jardin royal des plantes, wie man ihn nunmehr nannte, die große Schule wurde, wo berühmte Lehrer vor Zuhörern aus allen Ländern Europas Vor-

leſungen über Botanik, Pflanzen-Phyſiologie, menſchliche Anatomie und Chemie hielten. Aber erſt von der Reorganiſation, die im Jahre 1793 mit dem Jardin des plantes, der von nun an den Namen Muséum d'histoire naturelle erhielt, vorgenommen wurde, datiren ſich die zoologiſchen und zootomiſchen Sammlungen, die dermalen zu einem ſo ungeheuren Umfange herangewachſen ſind.

Man hätte allerdings erwarten ſollen, daß Buffon, der berühmte Verfaſſer der Naturgeſchichte der Säugthiere und Vögel, eine reiche Sammlung an Thieren aus dieſen beyden Klaſſen zurückgelaſſen haben würde. Dieß war jedoch keineswegs der Fall. Als Geoffroy, der Vater, im Jahre 1793 dieſe Sammlungen übernahm, fand er nicht mehr als 78 ausgeſtopfte Säugthiere und 463 Vögel vor; davon konnten aber nicht mehr als 18 Säugthiere und 102 Vögel behalten werden. Die Sammlung von ausgeſtopften Säugthieren und Vögeln war demnach faſt ganz neu anzulegen; der Verf. giebt eine kleine Tabelle von dem Stande, den die Zahl der ausgeſtopften Vierhänder zu 5 verſchiedenen Zeiten von 1793 an bis 1851 betrug, woraus wir nur hervorheben wollen, daß im erſtgenannten Jahre 7 eigentliche Affen und 5 Halbaffen vorhanden waren, während zu Anfang des Jahres 1851 die Zahl der erſteren 560 und die der letztern 91 betrug.

Der von Geoffroy, dem Sohne, herausgegebene Katalog der Primaten beſchränkt ſich ebenfalls, wie bey den meiſten engliſchen Verzeichniſſen, nicht auf eine einfache Aufzählung der im Muſeum aufgeſtellten Arten, ſondern fügt denſelben wichtige kritiſche Bemerkungen und ſonſtige Erläuterungen bey, und charakteriſirt auch mehrere neue Species, ſo daß er dadurch einen großen wiſſenſchaftlichen Werth erlangt. Nach den Beſtimmungen des Verf. ſind in der Pariſer Sammlung 183 Arten Vierhänder vorhanden, nämlich 74 altweltliche, 77 amerikaniſche Affen und 31 Halbaffen (mit Einſchluß des Chiromys).

2. Catalogue méthodique de la collection des Reptiles. — Bis jetzt 2 Lieferungen, bearbeitet von den beyden Dumeril, Vater und Sohn. Dieſer Katalog kann zugleich als das Complement zu Dumeril und Bibrons Erpétologie angeſehen werden, indem er alle dort noch nicht aufgenommenen Arten beſchreibt und fehlerhafte Angaben berichtigt. In dieſen beyden Heften ſind bereits die Schildkröten und Saurier ganz behandelt, und mit den Schlangen iſt der Anfang gemacht worden. Von den Schildkröten wird die Zahl der im Ganzen bekannten Arten auf 137, von den Sauriern auf 518 angegeben.

3. Catalogue de la collection entomologique. In der von Milne-Edwards unterzeichneten Einleitung iſt eine Geſchichte dieſer Sammlung gegeben; Lamarck, Latreille, Audouin waren nach einander ihre Vorſtände. Ihr großer Reichthum rührt aber doch erſt aus neuerer Zeit her, von den Reiſen der Herren A. Saint-Hilaire, Orbigny, Caſtelnau, Gay, Durville, Gaudichaud, Dillon, Desjardins, Lucas und J. Verreaux.

Verf. des hier vorliegenden Anfanges des Coleopteren-Kataloges iſt E. Blanchard; die Lepidoptera, Diptera und Arachnida ſoll M. Lucas bearbeiten; Crustacea, Myriapoda und einige andere Inſekten-Gruppen hat ſich der Vorſtand, Milne-Edwards, vorbehalten. Blanchard iſt mit der deutſchen entomologiſchen Literatur genau bekannt; dieß geht aus jeder Seite dieſes Kataloges hervor, und iſt um ſo anerkennungswerther, als ſonſt ſeine Landsleute gerne unſere Leiſtungen ignoriren. Auch hat er ſich von der Eitelkeit frey gemacht, für jede Gattung und Art einen franzöſiſchen Namen zu bilden. Alle neuen Species werden kurz und bündig, und zwar in lateiniſcher Sprache diagnoſticirt. Die vorliegenden beyden Hefte beginnen die Familie der Scarabacidae; die Unter-Familien Cetoniinae, Glaphyrinae und Melolonthinae ſind beendigt; von erſterer werden 446, von der zweyten 66, von der dritten 769 Arten angeführt; endlich iſt noch die Unter-Familie der Rutelinae angefangen und bereits 487 Species verzeichnet. Wir wünſchen dieſem verdienſtlichen Unternehmen einen raſchen gedeihlichen Fortgang.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. April.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

I. The Geological Observer.
II. Gaea excursoria Germanica.

(Fortsetzung.)

Die alte Kosmogonie leitet also den Anfang der Materie von einem Schöpfungsakte Gottes ab und führt uns deßhalb eine Schöpfungsgeschichte vor, die nach göttlichem Plane einen geregelten Verlauf hat; sie schneidet damit zugleich alle weiteren Fragen über den Ursprung der Welt kurz ab. Anders die moderne Kosmogonie der Gaea; diese weist auf keinen Schöpfer des Weltalls hin und hat demnach für die Frage nach dem Urheber der Materie keine Antwort.

Der Verf. berichtet uns dann weiter, daß das Gesetz, welches die Atome beherrschte, den Raum allseitig zu erfüllen, doch später durch das der Materie inwohnende Streben, sich zu formiren, beschränkt wurde, und daß sich demgemäß Unterschiede im Weltenraume erzeugten. Schwerkraft und Anziehung hätten die chaotische Urmasse in Kugeln gesondert, die selbstständig um ihre Achse und zum Theil wieder um andere Kugeln rotirten. Alles dieß habe sich, wie uns erzählt wird, von selber gemacht, als nothwendiges Ergebniß der der Materie inwohnenden physikalischen Naturgesetze. Die Erde war ein feuriger Gasball, aus dem durch Abkühlung festere Niederschläge sich bildeten, die theilweise durch unterirdische Ausbrüche der Feuergewalten zerstört und anderwärts wieder abgesetzt wurden, um so allmählig die Gebirge zu bilden.

„Unter diesem fortwährenden Kampfe der Elemente traten im Uroceane und auf dem denselben inselartig durchbrechenden Festlande Bedingungen ein, welche organische Wesen in's Leben riefen und deren Gedeihen beförderten."

Der Verf. hat die Bedingungen, welche organische Wesen in's Leben gerufen haben sollen, nicht angegeben; ohne alle Vermittelung fallen sie wie ein Deus ex machina in seine Demonstration der Erdbildungsgeschichte hinein. Und es kann auch nicht anders kommen, wenn man von einem Schöpfer nichts wissen will, wenn sich Alles von selbst machen soll. Es steht nun einmal in den Naturwissenschaften unumstößlich der Erfahrungssatz fest, daß das Unorganische kein organisches Wesen erzeugen kann; aus der feurigen Erdkugel konnte demnach die organische Welt schlechterdings nicht hervorgehen. Da war Oken mit seinem Urschleime doch noch besser daran; denn da er den Ursprung der Erde aus Wasser ableitete, so blieb in demselben sein Urschleim unversehrt und er konnte ihn unter günstigen Bedingungen zu Pflanzen, Thieren, Menschen — wenn sonst nichts Dem entgegengestanden wäre — sich entwickeln lassen. Diesen Vortheil verliert aber der Vulkanist ganz, denn die brennende Erdkugel hätte diesen Urschleim zerstören und ihn in seine Elemente zersetzen müssen, aus welchen, allen unsern Erfahrungen gemäß, eine neue organische Bildung nur unter Voraussetzung eines schon bestehenden andern organischen Wesens sich hätte hervorbilden können. Eine solche Petitio principii werden sich aber die Logiker nicht gefallen lassen, und so wüßten wir nicht, wie man sich die Bedingungen, welche orga-

wacken=, Steinkohlen= und Kupferſchiefergebirge), ſekundäres, tertiäres Gebirge und gegenwärtige Bildungen.

(Schluß folgt.)

Anatomiſche Unterſuchungen über die Edentaten. Von Wilhelm von Rapp. Mit 10 Steindrucktafeln. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. Tübingen 1852. 108 S. 4.

Im Jahre 1843 erſchien die erſte Auflage dieſer werthvollen Monographie, die eine ſolche Anerkennung fand, daß der Verf. dadurch in den Stand geſetzt wurde, ihr eine zweyte nachfolgen zu laſſen. Dieſe hat ſchon an äußerem Umfange im Vergleich zur erſten bedeutend gewonnen, denn während dieſe nur 79 Seiten Text zählte, hat die zweyte Ausgabe 108 Seiten in Anſpruch genommen. Von den früheren 9 Tafeln iſt die letzte über die Schlagadern von Stenops weggelaſſen, da, wie der Verf. bemerkt, ihre Ausführung Einiges zu wünſchen übrig ließ und ohnedieß zur Anatomie der Edentaten nicht gehörte. An ihre Stelle ſind 2 andere Tafeln getreten, indem nämlich Tab. II., auf welcher in der erſten Auflage die Abbildungen von Myrmecophaga tamandua und Manis javanica zuſammen gegeben waren, kaſſirt und jede der beyden Arten auf einer beſondern Tafel dargeſtellt wurde, wobey zur Abbildung der Manis javanica noch die von Manis tridentata hinzukam. Ganz neu eingefügt wurde die Doppeltafel IV^{b}, auf welcher die Skelete von Myrmecophaga jubata und Dasypus (Priodontes) gigas in herrlichen Abbildungen zur Anſchauung gebracht ſind.

Die anſehnliche Vermehrung des Textes iſt Folge der neuen Unterſuchungen, die theils der Verf. ſelbſt durch reichhaltigen Zuwachs an Material anſtellen konnte, theils aus der Benützung der Literatur vom Jahre 1843 an ſich ihm ergaben. So iſt denn in dieſer neuen Auflage abermals dem jetzigen Standpunkte gemäß Alles zuſammengeſtellt, was man dermalen über den Bau der Edentaten kennt, und dieſe Zuſammenſtellung iſt um ſo werthvoller, da der Verf. zum großen Theil durch eigene Unterſuchungen ſich des thatſächlichen Verhaltens verſichert hat.

Die Anordnung des Textes iſt wie in der erſten Ausgabe geblieben und begreift folgende Abſchnitte.

Zoologiſches.

Pflanzenfreſſende Edentaten.
Inſektenfreſſende Edentaten.

Anatomiſches.

Knochenſyſtem.
Muskeln.
Gehirn.
Sinnwerkzeuge.
Allgemeine Bedeckungen. Krallen.
Kehlkopf.
Verdauungs=Werkzeuge.
Organe des Kreislaufs.
Athmungswerkzeuge.
Harnwerkzeuge.
Fortpflanzungs=Werkzeuge.

Dem innern Gehalte dieſer meiſterhaften Arbeit über die Edentaten entſpricht die ſchöne Ausſtattung des Textes und der Tafeln.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Legis Rubriae pars superstes. Ad fidem Aeris Parmensis exemplo lithographo exprimendam curavit Frid. Ritschelius. 1850

Erster Artikel.

Die Beurtheilung juristischer Arbeiten liegt zwar nicht im Plane dieser gelehrten Anzeigen; indeß haben diejenigen, welche das römische Recht behandeln, eine philologische Seite. Sie sind ebenso juridische Philologie, wie Niebuhr seine römische Geschichte „historische Philologie“ genannt hat. Bey der vorliegenden Schrift kommt noch hinzu, daß Hr. Prof. Ritschl, welchen die Akademie im Jahre 1850 als einen unserer verdientesten Philologen zu ihrem auswärtigen Mitgliede wählte, sie zur Bezeugung seines Dankes dafür der Akademie gewidmet und dadurch nähere Veranlassung gegeben hat, sie in diesen Blättern zu besprechen.

Folgendes ist der geschichtliche Hergang des auf die sogenannte lex Rubria Bezüglichen, deren kritische und auf ein Facsimile der Erztafel gegründete Ausgabe hier vorliegt. Am 24. August des Jahres 1760 wurde zu Messinasso im Gebiet von Piacenza unter den Ruinen der alten Stadt Velleja eine bronzene Tafel, welche jetzt im Museum von Parma aufbewahrt wird, wenig Schritte von dem Orte gefunden, wo man 13 Jahre früher die sogenannte Tabula alimentaria des Trajanus, eigentlich eine obligatio praediorum, ausgegraben hatte. Auch die neu gefundene Tafel enthält gesetzliche Bestimmungen über das in Gallia cisalpina gelten sollende Recht; sie wurde darum eine Zeit lang ungehöriger Weise das Digestum Vellejate, dann auch lex Galliae cisalpinae genannt, und es hat sich über sie die Meinung befestiget, der auch der neueste Herausgeber folgt, nach ihrem Inhalte gehöre sie der Zeit, wo jenes Land aus dem Zustande der Provinzialverfassung in das Jus Italicum und die Selbstverwaltung der italienischen Landschaften überging. Ihre Bestimmung, wie Puchta in einer später zu nennenden Schrift zu beweisen sucht, sey gewesen, die mit jenem Uebergange verbundene Aenderung der Rechtsverhältnisse und der Gerichtspflege zu ordnen. Wir werden im Verlaufe dieser Anzeige darlegen, in wiefern diese doppelte Hypothesis haltbar sey, oder nicht.

Die Tafel wiegt 40 Pfund und ist in zwey Reihen geschrieben.. Ihr gingen drey andere vorher, offenbar von gleicher Beschaffenheit, da die übriggebliebene in der Mitte des oberen Randes zwischen den Columnen die Zahl IV. trägt. Auf den drey vorhergehenden waren neunzehn Capitel des Gesetzes eingegraben, von denen der Schluß des letzten sich erhalten hat. Dann folgt das zur Seite mit Nr. XX. bezeichnete auf der ersten Columne, hierauf XXI. und XXII. und der Anfang von XXIII. auf der andern. Wie viele Tafeln nach der vierten noch vorhanden waren, läßt sich natürlich nicht bestimmen. Das XIX. Capitel handelte, wie der Schluß zeigt, von der operis novi nuntiatio, und es wird verordnet, daß der duumvir, quatuorvir praefectusve ejus municipii bey ihr die remissio nicht zulassen solle; das XX. Capitel vom damnum infectum, daß, auch wenn auf Klagestellung damni infecti satis datum non erit, im Falle

der Schaden wirklich eingetreten ſey, die Verurtheilung in den Schadenerſatz gleichwohl ſtattfinden ſolle. Das XXI. Capitel betrifft Schuldforderungen, welche bis zum Betrage von 15,000 Seſterzen der Erkenntniß der Municipalbehörden überwieſen werden. Daran reihen ſich im XXII. Capitel Gegenſtände, die außer der pecunia certa credita Stoff zu dinglichen und perſönlichen Klagen geben konnten und jenen Betrag von 15,000 Seſterzen nicht überſteigen. Der Anfang des XXIII. Capitels endlich zeigt, daß den Municipalbehörden das familiae erciscendae judicium und, wie Puchta glaubt, ohne Beſchränkung auf eine gewiſſe Größe der Erbſchaft übertragen war.

Dieſes Fragment eines umfaſſenden Geſetzes hat wegen der Wichtigkeit ſeines Inhaltes und der Schwierigkeit einzelner Beſtimmungen die Thätigkeit italieniſcher und vorzüglich deutſcher Romaniſten in Anſpruch genommen. Nachdem es im Jahre 1788 zuerſt durch den Grafen Giovanni Rinaldo Carli, im Jahre 1790 vom Advokaten Joſeph Poggi, dann 1795 nach genauer Abſchrift von Marini in ſeinem vortrefflichen Werke Gli Atti e monumenti de' Fratelli Arvali tom. I, p. 108 sqq. war herausgegeben worden, ging es in die deutſchen Drucke und Bearbeitungen über, und veranlaßte die ausgezeichnetſten Romaniſten unſerer Tage, wie Hugo, Savigny, Puchta, Ph. E. Huſchke, C. A. O. Klenze ſich um Kritik und Erläuteruug desſelben Verdienſte zu erwerben. Gelegenheit dazu gab die Beſchaffenheit des Textes, der in nicht wenig Stellen ungenau iſt und in andern von den Herausgebern verſchieden überliefert war. Auch Wortverbindung und Inhalt boten mannigfaltige Schwierigkeiten. Dazu kamen Hypotheſen, die von bedeutenden Männern aufgeſtellt und von andern nicht weniger bedeutenden beſtritten wurden, beſonders die von Puchta, daß die bisher als lex Galliae cisalpinae oder lex de Gallia cisalpina benannte Urkunde mit dem Namen der lex Rubria zu belegen ſey, unter welchem ſie jetzt nicht nur von Romaniſten, ſondern auch von Philologen wie von Lachmann in ſeinem Commentar zum Lucretius angeführt und von Hrn. Ritſchl herausgegeben ward — mit welchem Rechte werden wir ſpäter ebenfalls nachzuweiſen haben.

Was aber Hrn. Profeſſor Ritſchl bewogen hat, dieſe neue kritiſche Ausgabe der ſchon ſo oft gedruckten Urkunde zu liefern, iſt eben die Unſicherheit der früheren Lesart und die Gelegenheit, welche ſich ihm bot, ihr auf einmal ein Ende zu machen. Zwar hatte ein früherer Vorſteher des Muſeums von Parma, Piedro de Lama, im Jahre 1820 eine möglichſt genaue neue Copie beſorgt und herausgegeben, indeß erregte Verdacht, daß der Text bey Marini, deſſen Genauigkeit bekannt iſt, in mehreren Punkten von dem ſeinigen abweicht. Dazu ſind die Schriftzeichen der Erztafeln ſo ſchwankend und die Züge nicht ſelten ſo verſtümmelt und verwiſcht, daß mit keinem gewöhnlichen Drucke, ſondern nur mit einem Facſimile zu helfen war, und was bey genauerer Durchforſchung des einzelnen noch zu gewinnen war, hatte G. F. Heimbach gezeigt, der 1834 zu Leipzig in ſeine Observationes juris Romani das XXI. Cap. der Tabula genau ſo, wie es vorliegt, aufgenommen hat. Ein ſolches Facſimile aber der ganzen Tafel fand Hr. Prof. Ritſchl unter dem reichen literariſchen Vorrath ſeines Freundes Welker, unſeres auswärtigen Mitgliedes. Es war vom Hrn. Michael Lopez, dem gegenwärtigen Vorſteher des Muſeums von Parma, mit äußerſter Sorgfalt und Genauigkeit ausgeführt und dem Gelehrten von Bonn im Jahre 1841 (gedruckt ſteht anno 1481) zum Geſchenke mit der Ermächtigung überlaſſen worden, es, wenn ſich Gelegenheit dazu fände, in Deutſchland zu veröffentlichen. Dieſe bot eben Hr. Prof. Ritſchl und empfieng von ſeinem Freunde das Geſchenk des gelehrten und edelmüthigen Italieners zu jenem Zwecke, das er nun in einer treuen Lithographie uns vorlegt.

Er gibt dem Lithographen das Zeugniß, daß er nichts zu wünſchen übrig gelaſſen habe, und die Tafel ſelbſt in der Größe des Originals erregt durch die Genauigkeit, mit der jeder Riß und jede Abſchattung und Verwiſchung angebracht iſt, ſowie durch die Natur der Schriftzüge ganz den Eindruck eines treuen Gegenbildes des Originals. Der Herausgeber läßt hinter der Einleitung den Text der Urkunde in gewöhnlicher Schrift, darunter die lectio emendata folgen, und fügt dann in einer adnotatio eine genaue Zuſammenſtellung alles deſſen bey, was

die früheren Bearbeiter, beſonders Hugo, Dirkſen, Huſchke, Savigny, Puchta zur Verbeſſerung des Textes beygetragen haben, mit Einlegung ſeiner eigenen Vorſchläge und Herſtellungen. Auch die interpunctionum discrepantia bey den verſchiedenen Herausgebern hat er nicht übergangen, und ſie unter der Adnotatio mit großer Genauigkeit zuſammengeſtellt. Man weiß, wie oft durch ſie der Sinn geſtört und durch ihre Berichtigung erläutert wird.

Es war von einem ſo ausgezeichneten und ſcharfſinnigen Kritiker, als welcher Hr. Prof. Ritſchl berühmt iſt, zu erwarten, daß er, wo ſeine Vorgänger das Richtige gefunden, dieſes anerkennen und, wo nicht, auf eigene Hand die Herſtellung mit Glück verſuchen würde, und nur hie und da ſind, wiewohl nur untergeordnete Punkte geblieben, bey denen das Verfahren der Kritiker zweifelhaft bleibt.

Statt uns in das Einzelne zu zerſtreuen, wollen wir uns über einige Capitalpunkte der hier gepflogenen Unterſuchungen etwas weiter verbreiten und zunächſt erwägen, mit welchem Rechte man das Geſetz Lex Rubria genannt hat.

Da der Anfang des Geſetzes fehlt, in welchem, wie ſolches gewöhnlich geſchieht, der Name des Tribuns oder des Magiſtrates enthalten war, von dem die rogatio ausging, und auch ſonſt keine Spur auf eine ſolche lex de Gallia cisalpina hinweiſt, ſo war die lex als eine namenloſe zu betrachten. Nun kommt aber im XX. Capitel, de damno infecto, an drey verſchiedenen Stellen und jedesmal mit denſelben Worten eine lex Rubria vor, nach welcher ſich die Beurtheilung und Entſcheidung des Rechtsfalles richten ſoll, und da dieſe Nennung in der Formel enthalten iſt, welche dem Richter für die condemnatio vorgeſchrieben wird, ſo gründete Puchta eben darauf die Behauptung, daß die vorliegende lex ſelbſt gemeint und genannt ſey.

(Fortſetzung folgt.)

I. The Geological Observer.
II. Gaea excursoria Germanica.

(Schluß.)

Der Verf. hält ſich bey dieſer Eintheilung wie im Vorhergehenden nur an die vulkaniſtiſche Doctrin, wie ſie ſich in den letzten Decennien bis zur Ueberſchwenglichkeit ausgebildet hat. Er ignorirt hiebey alle die Einreden, welche vom neptuniſchen Standpunkte aus fortwährend erhoben worden ſind, und zwar nicht bloß gegen die Theorie, ſondern gegen die Richtigkeit der Thatſachen. Er lebt in ſo unbedingtem Glauben an die Autorität der Stimmführer, daß er nicht einmal die Widerſprüche beachtet hat, welche ſelbſt vom plutoniſtiſchen Heerlager aus gegen die allgemeine Giltigkeit der Doctrin erhoben worden ſind. So z. B. hätte er aus Naumann's Lehrbuch der Geognoſie erſehen können, daß Glimmerſchiefer und Gneiß, denen die Doctrin bloß maſſige Abſonderung zugeſteht, in der Natur regelmäßig geſchichtete Geſteine ſind, indem der erſtere „immer eine ſehr ausgezeichnete Schichtung“ hat, und der Gneiß „auch in den meiſten Fällen ein deutlich geſchichtetes Geſtein iſt.“ Durch Berückſichtigung dieſer Thatſache hätte der Verf. doch an der Richtigkeit des Eintheilungsprincipes der Gebirgsarten: in maſſige und geſchichtete, irre werden können. Noch mehr möchte aber das Lehrbuch der chemiſchen und phyſikaliſchen Geologie von Biſchof, das er ſelbſt als „ſehr empfehlenswerth“ bezeichnet, bey einem ſorgfältigen Studium geeignet ſeyn, ſeinen Autoritätsglauben gewaltig zu erſchüttern und für ſeine Darſtellung der Geognoſie Deutſchlands nach einer ſicherern Baſis, als die ihm die Schuldoctrin gewährte, ſich umzuſehen. Freylich könnte es ihm dann auch etwa gar wie Biſchof ergehen, der anfänglich auf die Autorität der Stimmführer hin ein unbedingter Plutoniſt war, durch eigene Beobachtungen aber immer mehr zu der Ueberzeugung gelangte, „daß plutoniſchen und plutoniſch-metamorphiſchen Prozeſſen ein Feld von unhaltbarer

Ausdehnung eingeräumt worden war," und daß die Vorſtellungen von letzteren bey neueren Geologen „bis ins Lächerliche ausgeartet" ſeyen*). Jedenfalls kann von dem Verfaſſer eines Lehrbuches, wie es dieſe Gaea iſt, mit Recht verlangt werden, daß er dem Anfänger nichts Ungewiſſes, Unrichtiges oder nur Halbwahres als Bewährtes und Ausgemachtes zur Vorlage bringe, und daß er deßhalb die von ihm gar nicht beachteten Einreden gegen die dominirenden geologiſchen Anſichten zuvor einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen habe, anſtatt den Ausſprüchen der Stimmführer mit unbedingtem Autoritätsglauben ſich hinzugeben. Man ereifert ſich in neuerer Zeit ſo gewaltig für Emancipation von den geſchichtlich begründeten Autoritäten, und in der modernen Geologie herrſcht ein ſo unumſchränkter, blinder Köhlerglaube, daß nicht einmal der ſchreiendſte Widerſpruch der Thatſachen Gehör findet.

Der Verf. hat ſich eines großen Vortheils begeben, der ihm aus ſeiner Scheidung der Geognoſie von der Geologie zu Statten hätte kommen können. In jener hätte er bloß die aus ſichern Beobachtungen reſultirenden Thatſachen beachten, dieſer den ganzen hypothetiſchen Theil, die Entwicklungsgeſchichte der Erde, überlaſſen ſollen. Die Geognoſie kann für ſich, ohne Zuziehung der Geologie, exact behandelt werden, indem die Lagerungsverhältniſſe, die petrographiſchen, oryktognoſtiſchen und chemiſchen Merkmale, ſo wie die Verſteinerungen eine ſichere Grundlage zur Charakteriſtik der Gebirgsarten darbieten. So wäre dann der geognoſtiſche Abſchnitt, der doch die Hauptſache ausmacht, zu jedem theoretiſchen Standpunkte paſſend, und der geologiſche Abſchnitt nur ein Anhang geweſen, den der neptuniſtiſche Geolog ganz unbeachtet hätte liegen laſſen können und der in ſeiner Abſonderung auch für den gemäßigten Plutoniſten, der in weſentlichen Stücken mit den darin ausgeſprochenen Hypotheſen nicht einverſtanden ſeyn wird, minder anſtößig geweſen wäre. Indem der Verf. aber in dem geognoſtiſchen Abſchnitte gleich die geologiſchen Doctrinen zu Grunde legte, hat er ſich um den großen Vortheil einer rein objectiven Darſtellung der Thatſachen gebracht.

*) Vgl. auch die Rezenſion von Naumann's und Biſchof's Lehrbüchern in den Gel. Anzeig. XXX. (1850) S. 849.

Wir haben bisher faſt nur mißbilligende Bemerkungen über die Gaea excursoria ausgeſprochen; aber wir wollten abſichtlich zuerſt die Auswüchſe und Uebelſtände an ihr rügen, damit dieſe bei einer zweyten Auflage beſeitigt werden möchten. So wenig wir uns geſcheut haben, das uns Mißfällige zu tadeln, ſo bereitwillig ſind wir andrerſeits, auch das Lobenswerthe, was ſich in reichem Maaße in dieſem Buche findet, anzuerkennen. Die Schilderung der Gebirgsarten iſt klar abgefaßt, ihre Verbreitung in Deutſchland ſo ausführlich als es in einem ſolchen Buche möglich iſt, angegeben und die wichtigſten Verſteinerungen ſind nicht bloß kurz charakteriſirt, ſondern auch in ſehr gelungenen Abbildungen auf 20 Tafeln dargeſtellt, ſo daß der Anfänger einen ſehr willkommenen und brauchbaren Leitfaden an der Gaea excursoria finden wird. In einem Anhange werden noch beſondere Kapitel zweckmäßig erörtert: 1) wie beobachtet man? 2) Ueberſicht der geognoſtiſchen Formationen mit Bezeichnung der jeder verſteinerungsführenden zuſtändigen charakteriſtiſchen Petrefakten, 3) Literatur, Benennung der Werke, die dem Anfänger zu weiteren Studien zu empfehlen ſind, 4) Excurſionen nach dem Harz, Thüringerwald, den ſächſiſchen Gebirgen, Teplitz und Bilin, dem ſchleſiſchen Gebirge und der ſchwäbiſchen Alp. Ein ausführliches geographiſches Regiſter und ein anderes über die Verſteinerungen, ſo wie eine Erklärung der 24 Tafeln machen den Beſchluß dieſes Buches, zu deſſen Gunſten noch angeführt werden kann, daß es von der preußiſchen Regierung ihren einſchlägigen Anſtalten zur Einführung anempfohlen worden iſt.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Legis Rubriae pars superstes.

(Fortsetzung.)

Es würden hiernach dem Richter gleichsam die Worte in den Mund gelegt: ego te ex lege Rubria condemno u. s. w. Begreiflich war, daß man von mehreren Seiten sich gegen die Hypothesis sträubte, selbst Männer wie Savigny und Klenze waren ihr abgeneigt, doch hat man ihr am Ende sich gefügt, obwohl Puchta weitere Gründe für seine Behauptung später nicht beygebracht hat. Die dreyfache Stelle, soweit sie hieher gehört, lautet: F. E. S. (i. e. judex esto. Si, oder judicium esto. Si) Q. Licinius damni infectei . . . . . L. Seio repromeisisset, tum quicquid . . . . . L. Sei D. F. (d. i. dare facere) oporteret . . . . Q. Licinium L. Seio, sei ex decreto IIvir IIIIvir praefec. ve Mutinensis, quod ejus IIvir IIIIvir praefec. ve ex lege Rubria, seive id plebeive s. e. (d. i. scitum est) decreverit . . . . . condemnato, und so in den beyden andern Stellen. Man sieht, der Text hat viele Nachlässigkeiten, wie ex decreto IIvir IIIIvir statt ex decreto IIviri IIIIvirive, ferner ex lege Rubria seive id plebeive scitum est, wo ve überflüssig ist. Dazu kommt noch die dieser Stelle allein eigene Phraseologie ex lege Rubria seive id plebeive scitum est. Der durchgehende und in den zahlreichen aus alten Gesetzen übrig gebliebenen Bruchstücken ohne irgend eine Ausnahme wiederkehrende Gebrauch begehrt, daß ex lege plebeive scito gesagt werde. Auch mit Benennung des rogator kommt die Phrasis vor. Lex Spuria cap. I. EX L. (wohl E. H. L.) ex hac lege plebeive scito, quod C. Sempronius II. F. tribunus plebis. Ebenso mit anderen Anweisungen ex hac lege plebeive scito senatusve consulto, daselbst, und (ex lege) plebeive scito exve foedere licuit. Lex Thoria (bey Haubold p. 20, l. 20). Deßgleichen vocatio rei militaris legibus pl. ve sc. ex. ve foedere. Tab. Heracl. §. 103, p. 121. Ed. Haubold.

Man würde durch diese Nacheinanderstellung verschiedenartiger Rechtsquellen berechtiget seyn, lex und plebiscitum ebenso für verschieden zu halten, wie von beyden senatusconsultum und foedus verschieden sind, welche den vorhergehenden in gleicher Weise verknüpft werden.

Doch in der lex Spuria steht beydes offenbar mit Bezug auf eine und dieselbe lex Sempronia und gleichbedeutend. Wie bekannt, hörte der Unterschied von lex, d. i. populei scitum oder des curiatim oder centuriatim gefaßten Beschlußes des populus und von plebei scitum, d. i. dem tributim gefaßten Beschluße der plebes auf, und das plebeiscitum wurde gleich jenem als lex bezeichnet, nachdem das Princip der lex Horatia: quod plebes scivisset populum teneret, sich allgemeine Geltung verschafft und man zuletzt die suffragia der Tullianischen Verfassung in die comitia tributa übergetragen hatte.

Die Annahme unserer Romanisten, z. B. Puchta's im Cursus der Institutionen B. I, S. 230 besteht darum in vollem Rechte: die Doppelbenen-

nung ex lege plebeive scito sey nur eine Folge der genauen, man kann sagen scrupulösen Ausdrucksweise der gerichtlichen Sprache, und es solle durch sie angezeigt werden, daß die unter der allgemeinen Benennung angeführte lex eigentlich ein plebei scitum sey.

Ist aber dieses der Fall, so lag, eben weil auch die Erwähnung der Senatsbeschlüsse und Bündnisse in gleicher Weise angereiht wurde, ganz nahe, jene Gleichstellung noch prägnanter seive id plebeive scitum est zu bezeichnen, wie es hier geschehen ist. Ritschl tilgt das ve als überflüssig und als einen Fehler des Copisten; aber plebeive kehrt dreymal wieder, und die Voraussetzung einer Ungenauigkeit ist wohl eben deßhalb ganz unzulässig; vielmehr wird, da im Grunde die ganze Formel ein juristischer Pleonasmus ist, dieser wohl auch auf die particula solemnis in plebeive scitum auszudehnen seyn, was auch die Grammatik dagegen sagen mag. Eine ähnliche, so zu sagen offizielle, Ungenauigkeit des Ausdruckes scheint der viel angefochtenen Stelle des Suetonius Vita Caesaris, cap. 29 zu Grunde zu liegen: ne absentis ratio comitiis haberetur quando nec plebiscito Pompejus postea abrogasset.

Was aber die Hypothesis von Puchta selbst anbelangt, so ist die Diction auf keinen Fall so beschaffen, daß sie die ipsa judicis verba vorschriebe, etwa in der Formel: ego judex datus Q. Licinium quod L. Seio damnei infectei repromittere voluit ex lege Rubria condemno, wo allein die bestimmte Nennung der lex Rubria begründet wäre; sondern es wird nur in der Aufstellung irgend zweyer willkührlicher Namen dem Richter die Anleitung zum Spruche gegeben, diese aber auf indirecte Weise durch die dritte Person condemnato ausgedrückt.

Dazu kommt, daß der Richter an die Entscheidung eines concreten Rechtsfalles gewiesen ist, und so sehr auch in der pünktlichen Genauigkeit des Juristen das ex lege Rubria seive id plebeive scitum est begründet wäre, so ungeschickt wäre es im Munde des Richters, dem einfach zusteht, ex hac lege mit Benennung desselben zu entscheiden, nicht aber in seine Entscheidung das Bedenken aufzunehmen, daß diese lex doch eigentlich keine lex, sondern nach altem Gebrauche ein plebeiscitum sey.

Wie bekannt, gab es eine lex Rubria unter den Ackergesetzen, die zur Zeit des C. Gracchus den römischen Staat erschütterten. Es war das Gesetz, welches Q. Rubrius Varro als Collega des C. Gracchus A. U. 632 über eine Colonie einbrachte, welche nach Carthago geführt und auf Grund und Boden der alten Stadt angesiedelt werden sollte. Zwar wurde, nachdem die Vermessungen an Ort und Stelle zum Behufe der Ackervertheilung an die Colonisten schon vollzogen waren, die Sache vom Senat noch hintertrieben; indeß 15 Jahre nachher, A. U. 647, durch die lex Thoria wieder aufgenommen, und in dieser, welche sich zum Theil erhalten hat, wird (Cap. 28, bey Rudorff in der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft B. X, p. 174) dem Duumvir quei (ex hac lege factus creatusve erit) bezüglich der Ansprüche und Rechte der ursprünglichen Colonisten aufgetragen, die Entscheidung ex lege Rubria zu geben: IIvir quei .... eis agreis ita rationem initio (l. inito) itaque .. et neive unius hominis nomine quoi ex lege Rubria quae fuit colono eive quei, was nach mehreren Lücken und Bruchstücken in den Worten agrum, quei in Africa est, dare oportebit licuitve amplius jug. CC seine Fortsetzung und Ergänzung findet; und noch in der lex Servilia, deren Bruchstücke Cl. Aug. K. Klenze mit eben so viel Scharfsinn als Sachkunde geordnet hat, wird Cap. XXI, S. 39 bey Haubold, die Ausschließung bestimmter Personen von dem Gerichte .... L. RVBR. d. i. ex lege Rubria verfügt. Das Gesetz wird also in zwey späteren in zweyen seiner Hauptbestimmungen über Anweisung von Ländereyen an die Colonisten und über Anordnung der Colonialgerichte auch später noch als geltend erklärt.

Waren aber die Bestimmungen dieses Gesetzes über diese Verhältnisse so zweckmäßig, daß sie sogar von den Gegnern der Gracchischen Partey in der lex Thoria angerufen werden, so stünde wohl nicht so sehr viel der Annahme entgegen, daß jenes

ältere Gesetz in seinen Vorkehrungen über den Wechsel des Grundbesitzes und die dabey der Natur der Sache nach sich häufenden Fälle des damnum infectum, seiner nuntiatio, repromissio, satisdatio auch auf die Gallia cisalpina ausgedehnt werden konnte. Man bekommt auf diese Weise einen Anhaltspunkt und einen historischen Zusammenhang für die wie hier so in der lex Thoria und Servilia erwähnte lex Rubria, und verliert vollends allen Grund, neben der alten und vollkommen gesicherten lex Rubria noch eine andere dieses Namens für die cisalpinischen Kolonialverhältnisse anzunehmen, wenn gleich von ihr, wie Puchta selbst zugiebt, und ihrem Urheber eine Spur nicht gefunden wird. Die Gens Rubria selbst, so selten sie erwähnt wird, erstreckt ihre Glieder und ein gewisses Ansehen zwar bis in die Zeiten der Kaiser herab, und es kommt bey Tacitus Hist. II., 51 und 99 ein Rubrius Gallus noch unter Nero vor, den dieser nebst Rufus gegen den Vinder schickte. Vgl. über ihn des Reimarus Note zu Dio Cass. LXIII. p. 726 d., wo auch ein anderer, vielleicht sein Sohn, erwähnt wird. Die Familie stand also noch unter den Kaisern in Ansehen und Ehren, und so wäre erklärlich, wie eines ihrer Glieder seinen Namen auch an ein anderes Colonialgesetz, als an die lex de colonia Carthaginem deducenda knüpfen konnte.

Wir werden dadurch auf die Periode geführt, der das Gesetz de Gallia cisalpina beyzulegen ist. Man hat sich, ohne Widerspruch zu finden, bestimmt gefunden, diese lex in die Zeit herabzubringen, in welcher Gallia cisalpina aufhörte, Provinz zu seyn, und in das italische Municipalrecht aufgenommen wurde a. u. 711 durch Julius Cäsar oder a. u. 713, wo die Verhältnisse des Landes durch die Triumviri nach Cäsars Tode definitiv geordnet wurden. Das wäre nun zwar 60 oder 63 Jahre nach der alten lex Rubria, aber doch immer noch nicht ein Zeitraum, der die Erinnerung an ihre Feststellungen nothwendig ausschließt.

Dazu ist die Annahme selbst, von der es sich hier handelt, mehrfachen Bedenken ausgesetzt. Der Inhalt des Gesetzes, so weit er vorliegt, zeigt, einen Punkt ausgenommen, von dem nachher zu handeln ist, nichts, was der alten Provinzialverfassung entgegen oder ihr nicht gemäß wäre. Er betrifft nicht die ganze Bevölkerung, sondern nur die zahlreichen und mächtigen Niederlassungen der Römer unter ihnen. Diese werden wie in anderen Provinzial- und Colonial-Gesetzen als municipia, coloniae und loci unterschieden, letztere auch genauer als praefecturae, dann fora und conciliabula (Gerichts- und Marktflecken) bezeichnet und durch V. C. (d. i. Vici et Castella) vermehrt. Wenn daneben oppida genannt werden, so wären das ebenfalls bevorzugte Ortschaften, nämlich oppida foederata oder foedere juncta, welche mit den übrigen in mehrfacher Rechtsverbindung standen und bey gemischten Fällen, wie es scheint, an den Munizipalgerichten participirten. Ebenso sind die obrigkeitlichen Personen und Würden keine andern, als welche in den übrigen Provinzen den Städten mit vollem oder beschränktem Bürgerrechte zukommen. Genannt werden duumviri und quatuorviri, dazu praefectus Mutinensis, ebenso XIX. L. 6 IIvir oder IIIIvir praefectusve ejus municipii, XX. l. 17, 29, 41, IIvir IIIIvir I. D. (d. i. iuri dicendo) praefectusve de ea re jus ita deicat u. s. w. Erschiene der praefectus allein, so wäre eben an die praefecturas Galliarum zu denken, d. i. an die Landschaften, welche ihren Vorstand als praefectus juri dicundo aus Rom erhielten und von geringerem Rechte als die Colonien waren; da aber neben der einfachen Nennung XX. L. 24, L. 38 praefecture Mutinensis auftritt und Mutina nicht praefectura sondern gleich bey seiner Gründung Colonie war, so liegt hier allerdings eine sächliche Schwierigkeit vor. Puchta hat in der Abhandlung „über den Inhalt der „lex Rubria“ (Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft B. X. Hft. II. S. 219) sie dadurch zu lösen gesucht, daß er annimmt, es seyen auch nach den Colonien praefecti in dem Falle von Rom geschickt worden, wo die Wahl der Munizipalbehörden nicht vollzogen oder von den Gewählten abgelehnt wurde, und beruft sich auf eine Inschrift aus Aquileja Nr. 4041 bey Orelli, in welcher zwey Magistratus L. Nonius und Q. Besonius P. J. D. (praefecti juri dicundo) an der

Spitze eines S. C. (senatus consultum) erscheinen, welches dem C. Alb. Pollio IIIIvir J. D. die Ehre einer statua equestris zuerkennt, weil er freywillig für das nächste Jahr sich zur Uebernahme dieses Amtes gemeldet und dadurch der öffentlichen Bedenklichkeit (haesitationi publicae) ein Ende gemacht habe; aber weit entfernt, daß der praefectus als eine exceptionelle und zeitweilige Person in jener Colonie bezeichnet würde, erscheinen vielmehr zwey praefecti als die höchst Berechtigten an der Spitze der Gemeinde, weil die Wahl des quatuorvir nicht zu Stande gekommen war; und nach der Stellung, die in unserem Gesetze der praefectus hinter dem duumvir und quatuorvir einnimmt, ist zu ersehen, daß in Mutina dasselbe Verhältniß bestand. Es bleibt also nur die Annahme übrig, daß überhaupt in den Colonien und Municipien, dem obersten Magistrate zunächst, ein praefectus bestand, der an der Rechtspflege betheiliget war. Wie bekannt, werden die obrigkeitlichen Personen der Municipia auch consules und praetores genannt. Wie die consules eine Ehrenbenennung für die duumviri und quatuorviri sind, so wird der „Prätor" der Colonie wohl ebenfalls nur die Ehrenbenennung ihres praefectus seyn. Die Aediles und Senatores sind als ähnliche Ehrenbenennung, wenigstens die letztern für decuriones zu fassen.

Eben so entsprechend den Verhältnissen der Provinz oder vielmehr den Municipal- und Colonialverhältnissen in der Provinz sind die gerichtlichen und prozessualen Vorkehrungen, deren Gegenstand der erhaltene Theil des Gesetzes ist. Wie bekannt, haben die Colonial- und Municipalbehörden nur in polizeylichen und bürgerlichen Dingen die Gerichtsbarkeit, und auch letztere nicht ohne Beschränkung. Die wichtigeren und in bedeutenderen Fällen die Vollzugsmaßregeln, wie die missio in bona, gieng an die obersten Magistrate der Provinz, an die magistratus majores cum imperio. Diese sind deutlich genug bezeichnet c. XX., L. 16 tum magistratus prove magistratu, denen die municipalen IIvir IIIvir praefectusve, als die minores sich anschließen, und noch vollständiger XX., l. 51 neive quis magistratus prove magistratu neive quis pro quo imperio potestateve erit interdicito. In ähnlicher Weise bezeichnet die lex Thoria die in der Proconsularprovinz Afrika richtenden und entscheidenden Behörden (K. 34 S. 179 bey Rudorff) neive quis magistratus neive pro magisratu facito neive quis senator decernito bey Gelegenheit der Leistungen, die vom öffentlichen Eigenthum durch die Nutznießer an der neuen Colonie bey Karthago zu bezahlen waren. Mit Bezug auf Gallia cisalpina wurde sofort der magistratus, der Consul oder Proconsul und der in prove magistratu bezeichnete sein Legat sey, der in seinem Namen und Auftrage verwaltet. So hatte Julius Cäsar, dessen Provinz außer dem gallischen Lande zu beyden Seiten der Alpen nach Ligurien, die Länder der Veneti, Carni und Illyrii begriff, nach des Hirtius Meldung dem Labienus die Galla cisalpina zur Verwaltung und Rechtspflege angewiesen, damit er Gelegenheit fände, sich zum Behufe seiner bevorstehenden Bewerbung um das Consulat die Neigung und die Stimmen der wichtigen Municipien und Colonien jener Lande zu erwerben. D. B. Gall. VIII. c. 52 T. Labienum Galliae Togatae praefecit, quo majore commendatione conciliaretur ad consulatus petitionem.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. April.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Aristotelis Ethica Eudemia. Edidit Adolphus Theodorus Hermannus Fritzschius Ioannis Dorothei F. Ratisbonae sumptus fecit G. I. Manz. MDCCCLI. XLVII. 368.

Hiemit erhalten wir zum erstenmal eine Bearbeitung der Eudemischen Ethik des Aristoteles, die wenig beachtet wurde, da die Nikomachische allen Forderungen zu genügen schien. Noch eine dritte Ethik, die sogenannte Große, ist uns unter den Schriften des Aristoteles erhalten, und da diese in allen Punkten sich strenge an die Eudemische anschließt und nur als eine kürzere Bearbeitung dieser erscheint, so wäre es wünschenswerth gewesen, wenn der Herausgeber dieses nicht sehr umfangreiche Büchlein beygefügt hätte. Von einer Bearbeitung der Eudemischen Ethik schreckte wohl zumeist der verdorbene Zustand des Textes ab; in ihr ist auch noch ein anderes wichtiges Problem; die Bücher IV. V. VI sind identisch mit den Nikomachien V. VI. VII, und es entsteht die Frage, welchem der beyden Werke diese zufallen. Diese erst in neuerer Zeit durch Schleiermacher angeregte Untersuchung hat Referent in seiner Abhandlung (Denkschriften der b. Akademie der Wissenschaften I. Cl. III, Abtheilung II.) nicht sicher zu entscheiden gewagt, sondern mehr die Gründe dafür und entgegen zusammengestellt. Daß im VII. Buche der Nikomachien von der ἡδονὴ gesprochen ist, welche erst im X. Buche ausführlich und zwar ohne von jener etwas zu wissen, behandelt wird, scheint dieses Buch den Eudemien zuzuweisen, während man das V. Buch mehr jenen zueignen möchte. Die sichere Entscheidung macht nämlich der Zustand der Aristotelischen Schriften schwierig; wir haben mehrere Werke nicht aus seiner Hand, sondern mannigfach umgearbeitet. Hätten wir nur die Eudemien oder dessen Auszug unter dem Namen unsers Philosophen, Niemand würde es wagen zu zweifeln, daß dieses das ächte Werk wäre. Noch mehr: wir besitzen eine Paraphrase der Nikomachien, welche manches weiter und ausführlicher gibt und nicht ohne Verstand gemacht ist, aus so unbekannter Zeit, daß einige den alten Peripatetiker Andronikus Rhodius für deren Verfasser erklärten, andere aber den Erkaiser Kantakuzenos (XIV. Jahrh.), weil mehrere Exemplare, auch das in der Münchner Bibliothek erhaltene, dessen Namen als Unterschrift tragen. Nach einer Pariser Handschrift bey Sainte-Croix ist der Verfasser: *Ἡλιόδωρος ὁ Προυσαεύς*. Hätten wir nun nichts als diese Paraphrase, die schwerlich älter als die Zeit des Themistius ist, sie würde allgemein als das ächte Werk des Aristoteles gepriesen werden, und kaum der eine oder andere Leser würde durch die Form veranlaßt werden, sein Bedenken an der Aechtheit zu äußern. Auch das eifrigste Studium ist nicht im Stande, eine Verschiedenheit der Form, wie sie uns von dem VII. Buche der Physik überliefert ist, und dergleichen wohl noch manche in den Gesammtwerken verborgen seyn mögen, von selbst nachzuweisen. Ist aber die *Ἠθικὰ Εὐδήμεια* die Aristotelische Ethik, welche sein Schüler der Rhodier Eudemus umgearbeitet hatte, wer steht dafür, daß die *Ἠθικὰ Νικομάχεια* nicht eben so gut die von einem Nikomachus umgearbeitete Form sey, zwar näher stehend dem ursprünglichen Werke als jenes, aber doch nicht dieses selbst? Dazu die Straboniſch-Plu-

tarchiſche Erzählung von der Bibliothek des Ariſtoteles, wie auch wir das bald zu viel bald zu wenig in dieſen Schriften nachzuweiſen vermögen, und man wird geſtehen müſſen, daß Vorſicht, wenn anderswo, auch hier zu empfehlen ſey. Selbſt die doppelte Behandlung der ἡδονή mit ihrem etwas abweichenden Reſultate müßte nicht geradezu einem andern Verfaſſer zugeſchrieben werden. Ariſtoteles konnte zu verſchiedenen Zeiten beyde ausgearbeitet haben; auch das zweyte Capitel des ſiebenten Buches der Politik behandelt eine Aporie, welche das erſte Capitel ſo eben gelöst hatte. Solche verſchiedene Löſungen und Erklärungen konnten von den erſten Herausgebern der Ariſtot. Bücher abſichtlich erhalten und beygegeben werden, um zu zeigen, wie der Meiſter dieſelbe Sache verſchieden ausgeführt habe und nichts von dem, was ſich von ihm erhalten hatte, zu vertilgen. Dieſe und ähnliche Betrachtungen waren es, welche Referenten vor zehn Jahren abhielten, mit aller Entſchiedenheit die ſtreitigen drey Bücher dem einen oder andern Werke zuzuweiſen, er hat andere aufgefordert, dieſe eigene Erſcheinung gleichfalls zu prüfen.

Die Mahnung war nicht vergebens. Zwar H. Bonitz hat in ſeiner Schrift: Observationes criticae in Aristotelis quae feruntur Magna Moralia et Ethica Eudemia, Berolini 1844 dieſe Frage der drey Bücher nicht berührt und ſich mit dem Reſultate des Referenten begnügt; dagegen hat ein Zuhörer Brandis' dieſen Gegenſtand zur beſonderen Aufgabe gewählt, und mit entſchiedenem Talente und mit Kenntniß, auch wenn man dem Ergebniß nicht überall ſollte beyſtimmen können, behandelt: de Ethicis Nicomacheis et Eudemiis quae Aristotelis nomine tradita sunt; scripsit Alb. Max. Fischer. Bonnae, 1847. Es wäre nicht nothwendig, daß ſämmtliche drey Bücher dem einen oder andern Werke zuzuweiſen ſeyen; mit dem VII. falle auch das VI. den Eudemien zu; die intellectuellen Tugenden ſeyen nicht genügend und wie es der Plan der Nikomachien erwarten laſſe, durchgeführt; man finde nur Definitionen, während man eine Darſtellung ſuche, eben ſo lichtvoll und lebendig als die der ethiſchen Tugenden; das V. Buch aber gehöre mit Ausnahme des letzten Capitels, welches an ſich ſophiſtiſch ſey und die Ordnung des Ganzen ſtöre, den Nikomachien. Eudem. I, 8 heißt es, im Verlaufe werde nachgewieſen werden, wie ſich πολιτικὴ, οἰκονομικὴ und φρόνησις unterſcheiden, dieſes ſey (wie gegen den Ref. richtig gezeigt iſt,) VI, 8, ſo daß hier ein directes Zeugniß für die Eudemien vorhanden ſey; aber auch ſonſt im Ausdrucke finde eine auffallende Aehnlichkeit zwiſchen der Sprache der Eudemien und dem VI. und VII. Buche der Nikomachien ſtatt, ſo daß durch dieſe Annahme alle etwa vorkommenden Schwierigkeiten beſeitigt werden.

Dieſes Reſultat Fiſchers hat der Herausgeber vollgültig anerkannt, und in den Anmerkungen ſo wie in der Einleitung noch weiter zu begründen geſucht; letztere, die über die Eudemien überhaupt ſpricht, faßt in Fragen und Antworten, einer Form, die dem Ariſtoteles wenigſtens nicht entlehnt iſt, das Einzelne zuſammen, um dasſelbe Ergebniß für jeden überzeugend darzulegen, und man muß ihm das Zeugniß geben, daß er jenen Satz zu behaupten ſich alle Mühe gegeben habe.

Stellt man die Frage, warum das letzte Capitel des V. Buches den Eudemien zufallen ſolle, ſo liegt der eigentliche Grund davon nicht in dem Inhalte dieſer ſelbſt, ſondern weil das Buch, wie H. Fiſcher und Fritzſche meinen, nur dadurch ſeinen vollen Abſchluß erreicht, daß dieſes wegfällt. Die gegen den Inhalt vorgebrachten Erinnerungen ſind durchaus ſubjectiv; fingirt man einmal einen Gegenſatz von Ariſtoteles und Eudemus, ſo hält es nicht ſchwer, das, was man jenem abſpricht, als kleinlich und unbedeutend darzuſtellen; ein abſchreckendes Beyſpiel der Art hat Ritter in ſeiner Ausgabe der Poetik geliefert. Es iſt aber in jenem Capitel nichts, was der Sache nach des Ariſtoteles unwürdig wäre; dazu kommt, daß auch ſo nicht die erforderliche Einheit des Buches hergeſtellt wird, wovon Einiges unten bemerkt werden wird. Gerade dieſe ſchwache Beweisführung, wonach das letzte Capitel des fünften Buches den Nikomachien abgeſprochen werden ſoll, kann darthun, wie leicht man ſich verrechnet und welche Vorſicht in dieſen Dingen nöthig iſt.

Dagegen hat die Annahme, die letzten zwey Bücher VI und VII gehören dem Eudemus, in der

That viel Einladendes; beyde hängen innig zusammen, das letztere cap. 11 beruft sich auf die *πρῶτοι λόγοι*, das heißt das vorhergehende Buch; sie scheinen auch in der Form sich zu gleichen, und mitsammen zu stehen und zu fallen. Wir verlieren die doppelte Behandlung der *ἡδονὴ* und es ist sprachlich mancher Anklang an die übrigen Bücher der Eudemischen Ethik; so ist eine schöne Bemerkung Fischers, daß die Formel *ἀληθὲς μὲν, οὐ σαφὲς δὲ* VI, 1 sich Eudem. I, 6 und 7. II, 2 findet und diesem Verfasser geläufig erscheint; H. Fr. hat sich verleiten lassen, überall gleiche Sprache zu sehen, dadurch aber seiner Sache oft mehr geschadet als genutzt.

Die beyden letzten Bücher haben in der That Mehreres, was einem etwas aufmerksamen Leser des Aristoteles auffallen kann, und Einiges soll hier hervorgehoben werden, weil es nicht beachtet worden ist. Zur tugendhaften Handlung wird Uebereinstimmung des Erkenntniß- und Begehrungsvermögens gefordert; ersteres muß *λόγος ἀληθής*, letzteres *ὄρεξις ὀρθὴ* seyn, darum ist ihm die Kunst *τέχνη*, VI, 4 *ἕξις τις μετὰ λόγου ποιητική*, wie er im Allgemeinen sagt, oder genauer wie er zweymal dort sagt *ἕξις τις μετὰ λόγου ἀληθοῦς ποιητική*, wie ihm *ἀτεχνία* ist *μετὰ λόγου ψευδοῦς ποιητικὴ ἕξις*. Dagegen sagt er von der *φρόνησις* VI, 5 *λείπεται ἄρα αὐτὴν εἶναι ἕξιν ἀληθῆ μετὰ λόγου πρακτικὴν περὶ τὰ ἀνθρώπῳ ἀγαθὰ καὶ κακά.* und bald nachher *ἀνάγκη τὴν φρόνησιν ἕξιν εἶναι μετὰ λόγου ἀληθῆ περὶ τὰ ἀνθρώπῳ ἀγαθὰ πρακτικήν.* Hier haben auch Handschriften und Eustratius *ἀληθοῦς* und dieses billigte Lambinus — die Neuern übergehen es stillschweigend —, aber dann steht doch *ἕξιν ἀληθῆ* fest, und auch am Ende des 10. Cap. heißt es *οὗ ἡ φρόνησις ἀληθὴς ὑπόληψίς ἐστιν.* Warum hat nun die praktische Klugheit den besondern Zusatz *ἕξις ἀληθής?* Das würde Niemand errathen, wenn nicht der Verfasser selbst am Ende des 5. Capitels die Erläuterung gegeben hätte, die man aber auch nicht verstanden hat; er bemerkt, es genüge nicht zu sagen, die *φρόνησις* sey nur eine *ἕξις μετὰ λόγου*, eine solche könnte auch vergessen werden; die praktische Klugheit vergesse man im Alter nicht, wie anderes Erlerntes: *ἀλλὰ μὴν οὐδ' ἕξις μετὰ λόγου μόνον· σημεῖον δ' ὅτι λήθη τῆς μὲν τοιαύτης ἕξεώς ἐστι, φρονήσεως δ' οὐκ ἔστιν.* Also *ἕξις ἀληθὴς* ist nach der Worterklärung von der Privation von *λήθη*, eine nie in Vergessenheit gerathende *ἕξις*, woraus von selbst folgt, was dort das Richtige ist. Aber wurde das Wort *ἀληθὲς* in Aristoteles Zeit in dieser Bedeutung gebraucht? Bey ihm wird man eine ähnliche Stelle wohl vergebens suchen, wozu noch kömmt, daß nach der obigen Erklärung zu *μετὰ λόγου*, doch *ἀληθοῦς* in dem gewöhnlichen Sinne von wahr gedacht werden muß. Die Sache ist gleich auffallend, man mag Aristoteles oder Eudemus als Verfasser anerkennen. — VI, 2 *λέγωμεν οὕτως* ist so wenig in der Sprechweise des Arist. als VII, 3 *καὶ δέον ζητεῖν* dieses Participium statt des Finitum zu gebrauchen. — Eine Nachahmung von Platons Menon, wie VII, 1 kann auffallen, auch die ausführliche Citation VII, 3 *οἷον ὁ Σοφοκλέους Νεοπτόλεμος ἐν τῷ Φιλοκτήτῃ*, eben so cap. 10 ist ungewöhnlich, denn die Poetik kann nicht hieher gerechnet werden, dagegen pflegt Aristoteles sich gerne seines Freundes Theodektes, VII, 8, zu erinnern. Daß VII, 1 die *ἀρετὴ* und *ἐγκράτεια* und ihre Gegensätze *κακία* und *ἀκρασία* zwar nicht als identisch, aber auch nicht *ὡς ἕτερον γένος* betrachtet werden, dagegen VII, 9 gesagt ist *καὶ ὅλως δ' ἕτερον τὸ γένος ἀκρασίας καὶ κακίας*, ist zwar zu bemerken, aber eher dem Aristoteles zuzuschreiben, als einem Umarbeiter seiner Werke.

Aber diese und andere ähnliche, theils wirkliche, theils scheinbare Eigenheiten und Abweichungen geben noch immer kein sicheres Zeugniß, und man muß stets eingedenk seyn, was *δόξα* und *ἐπιστήμη* ist. Mehr Beweiskraft hat die Berufung Eud. I, 8, daß der Unterschied von *πολιτικὴ οἰκονομικὴ* und *φρόνησις* unten nachgewiesen werden soll, was wirklich VI, 8 geschieht. Aber selbst diese ist nicht bindend; denn gerade das ist ein Punkt, welchen Aristoteles, der in seiner Ethik so gerne die Politik berührt, gewiß nicht umgangen hat; es hindert also nichts, das Vorhandene als von der Hand des Aristoteles und das Original dessen anzuerkennen, was Eudemus benutzt hat, uns aber nicht erhalten ist. Schleiermacher hat die Bemerkung gemacht, daß die

Eudemiſche Ethik ohne alle Beziehung auf die Politik wäre, während die Nikomachiſche nur als eine Vorläuferin dieſer ſich kund gebe; und H. Fr. iſt ganz damit einverſtanden pag. 262. Schon obige Stelle ſpricht wenig dafür, aber wäre dem wirklich ſo, dann würden ſelbſt die erſten Worte der Abhandlung über die Luſt den entſcheidenden Beweis liefern, daß Eudemus nicht der Verfaſſer ſeyn könne. Während die Nikomachien X, 1 dazu auf folgende Art einleiten: jetzt geziemt es ſich wohl, über die ἡδονὴ zu ſprechen, denn ſie ſcheint mit dem menſchlichen Geſchlechte beſonders verſchwiſtert zu ſeyn, und um tugendhaft ſeyn zu können iſt es nothwendig, richtige Einſicht über Luſt zu beſitzen; beginnt die Abhandlung im VII. Buche: darüber müſſen wir reden, weil es Aufgabe des Philoſophen iſt, der mit Politik ſich beſchäftigt (des wahren Staatsmannes), denn er beſtimmt das ἀγαθὸν und κακόν. Ferner haben wir die ἀρετὴ und κακία ihrem Weſen nach in die ἡδοναὶ und λῦπαι geſetzt; endlich glauben die meiſten, die εὐδαιμονία ſey mit der ἡδονὴ verbunden. So kann nur ſprechen, wer wie Ariſtoteles, auch die Politik in ſein Gebiet zieht, nicht wer nur die Ethik allein behandelt. Indeſſen wollen wir keine Folgerung gegen Eudemus darum geltend machen; die alten Philoſophen haben, wie ſie die Politik ohne deren feſte Baſis, der Ethik, für unmöglich hielten, ſo auch die Ethik nicht für ſich allein, ſondern in Verbindung mit der menſchlichen Geſellſchaft, d. h. dem Staate betrachtet, und wie ſollte Eudemus hierin von Ariſtoteles abgewichen ſeyn? Wir haben das Ende der Eudemien nicht, und ſind keineswegs berechtigt, einen ſolchen Schluß zu wagen.

(Forſetzung folgt.)

Legis Rubriae pars superstes.

(Schluß.)

Dagegen könnte gegen die Annahme, das Geſetz gehöre der Zeit an, in welcher die Gallia cisalpina noch Provinz war, der Umſtand angeführt werden, daß K. XX. l. 25 beym Gericht über damnum infectum und die repromissio auf die formula stipulationis verwieſen wird: quam is quei Romae inter pregrinos jus deicet in albo propositam habet, im Falle man aus einer ſolchen Hinweiſung auf die Gerichtsbarkeit des Praetor peregrinus zu Rom ſchließen könnte, daß ſie nur ſtattfinden könne, wo das Land aufgehört hatte, Provinz zu ſeyn und in das jus italicum aufgenommen war; wird indeß, wie hier geſchieht, der Munzipalrichter nur zu der in Rom giltigen Regel verpflichtet, ſo konnte die Beſtimmung als eine ſolche betrachtet werden, die man nur getroffen, um zwiſchen den verſchiedenen Jurisdictionen in Rom und in den Municipien und Provinzen eines mit dem übrigen Italien ſo eng verbundenen Landes die nöthige Uebereinſtimmung und für die letztern eine Gewährſchaft mehr zu gewinnen.

Erheblicher allerdings für die Meinung, daß zur Zeit dieſes Geſetzes die Aufnahme von Gallia cisalpina in das jus Italicum vollzogen und in Folge davon die Provinzialverfaſſung aufgehoben war, muß Kap. XXI. L. 21 die Beſtimmung geachtet werden, daß der die Zahlung einer größern Schuldforderung auf den Spruch des Municipalrichters Verweigernde mit dem vadimonium nach Rom belegt, alſo an den Prätor dahin verwieſen wird.

Wir werden dadurch zur Erwägung der politiſchen Verhältniſſe jener wichtigen Länder geführt und werden in einem zweyten Artikel dieſen Weg in der Abſicht betreten, durch Darlegung der allmähligen Beſiegung der Gallia cisalpina und der aus ihr folgenden Rechtsverhältniſſe der dahin geſendeten Colonien die Punkte zu finden, an welche man die Ermittelung der Zeit und der Beſtimmung dieſes Geſetzes anknüpfen kann.

F. Thierſch.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Aristotelis Ethica Eudemia.

(Fortsetzung.)

Einiges beruht auf unsicherer Deutung. Wenn der Verfasser am Ende des sechsten Buches sagt: jetzt ist man bereits dahin gekommen, die Tugend als eine ἕξις κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον zu setzen, Erkenntniß und Einsicht als wesentliche Bestimmungen derselben gelten zu lassen, Sokrates hat die ἀρεταὶ geradezu als λόγοι erklärt, wir aber sagen, sie seyen μετὰ λόγου, so sieht jeder, daß der Gegensatz Sokrates und Aristoteles ist, nicht aber Sokrates und οἱ ἀριστοτελίζοντες. Man kann daher diese Stelle nicht als einen Beweis gegen Aristoteles anführen, daß nur Eudemus so habe schreiben können. Eben so wenig wird man der Beweisführung aus den ἐξωτερικοὶ λόγοι beystimmen p. XXXIX, am ungereimtesten aber erscheint die Behauptung, daß die Nikomachien ohne den Inhalt der Bücher VI und VII ein vollständiges Ganzes ausmachen, ja diese selbst dem Plane entgegen seyen. Möglich, daß diese beyden Bücher dem Eudemus, oder wer sonst der Verfasser der Eudemischen Ethik ist, zufallen, aber dieser hat ihren Inhalt nur aus Aristoteles schöpfen können; eine solche Untersuchung wie hier über die intellectuellen Tugenden hat kein Schüler aus sich, und kennt Hr. Fr die Berufung des Aristoteles in der Metaphysik auf das VI. Buch der Nikomachien gar nicht? Fischers Ausstellungen sind ganz einseitig und ungegründet, er wünscht weitläufigere Ausführung wie die der ethischen Tugenden und findet hier nur Begriffsbestimmungen. Letzteres ist wahr, aber es sind auch solche, welche alles klar machen, und dem Zwecke vollkommen genügen. Diese Ausscheidung der geistigen Tugenden ist einzig in ihrer Art, und näher betrachtet sogar bewundernswürdig, aus den verschiedenen Gegenständen, welche Objecte der menschlichen Thätigkeit sind, die Verschiedenheit der geistigen Kräfte im Menschen selbst, deren Werth und Verhältniß zu einander zu bestimmen. Wenn je etwas Aristotelischen Scharfsinn beurkundet, so muß man ihn hier erkennen; auch da geht er von unten aus, steigt aufwärts, trennt und sondert nach seiner Weise. Wir werden daher nicht leicht dazu gebracht werden können, zu glauben, daß Wesen und Inhalt der beyden Bücher — denn dasselbe gilt von der Behandlung der ἐγκράτεια und ἀκρασία — von Jemand andern als von Aristoteles herrühre; dagegen verkennen wir keineswegs die Schwierigkeiten rücksichtlich der Form, nur können wir die gegebene Lösung keineswegs als unbezweifelt annehmen, das ἔνδοξον, nicht das ἀληθὲς wollen wir zugestehen. Weitere Untersuchung und tieferes Eindringen in die Schriften des Aristoteles wird sicher noch manche unerwartete Aufschlüsse gewähren. Die Vergleichung der beyden Abhandlungen über die ἡδονὴ lehrt uns, daß erstere nicht von Aristoteles, sondern von einem spätern sey; es ist bedeutend, daß jener nichts davon sagt, was der Verfasser im VII. Buche behauptet, daß eine ἡδονὴ selbst τὸ ἄριστον seyn könne — (das ist die Sprache dieses Autors, Aristoteles hat immer τἀγαθὸν) *) — aber es ist nichts als eine Folge-

*) Dieses wie anderes sprachlich Abweichende ist zu

rung der Aristotelischen Darstellung X, 3 — 5; ist die ἡδονὴ die stäte Begleiterin der ἐνέργεια, die εὐδαιμονία aber diese in höchster Potenz, so ergibt sich von selbst, daß die ἡδονὴ, welche die εὐδαιμονία begleitet, das höchste ist und in so fern das ἀγαθὸν seyn kann. Aristoteles hat das zwar nicht gewollt, wie das Ende des zweyten Capitels lehrt, obschon er Eudorus Beweise keineswegs — einen abgerechnet — widerlegt hat, aber Jeder kann es aus seiner Lehre schließen, und darum halten wir es für ausgemacht, daß ein anderer, der die Nikomachien vor Augen hatte, und zugleich Neues geben wollte (wie VII, 15), was der Philosoph nicht hatte, Verfasser dieser Abhandlung im VII. Buche sey. So unläugbar nun diese Untersuchung bey aller Verschiedenheit in ihrem Wesen aus jener des Aristoteles hergeleitet ist, eben so gewiß muß das Uebrige des VI. und VII. Buches, wenn es nicht von diesem unmittelbar ausgeht, als eine Um- und Nacharbeitung dessen betrachtet werden, was Aristoteles gegeben hatte, was uns aber nicht mehr erhalten ist. Daß aber die Ueberlieferung der Aristot. Schriften keineswegs eine sichere war, sieht man aus diesen und vielen andern Beyspielen.

H. Fritzsche hat in den Anmerkungen auf ähnliche Gedanken des Aristoteles hingewiesen, auch den jedesmaligen Inhalt eines Abschnittes in einem besonderen Argumentum kurz zusammengefaßt, was geeignet ist und gerne gelesen wird, da der Ausdruck ganz rein ist; überhaupt zeigt er sich der lateinischen Sprache ganz mächtig, und so wird auch die beygefügte lateinische Uebersetzung (mit Ausnahme der drey Bücher der Nikomachien, da er nicht mit Lambinus und Muretus wetteifern wollte), nicht unwillkommen seyn. Daß er pag. 118 Michelets Distinction, die gegen allen Sprachgebrauch dieser Autoren, wie Aristoteles und Eudemus, ist, aufnimmt, wundert uns sehr; eben so wenig kann p. 162 nach ἐπεὶ δὲ der Nachsatz mit δὲ folgen. Der Druckfehler in der großen Ausgabe Bekkers p. 133 mußte um so mehr stillschweigend umgangen werden, als der kleine Separatabdruck das Richtige gibt; dagegen ist ein anderes Druckversehen p. 177 (VII, 11) unberührt geblieben ἕτερον ὄντες statt ἕτεροι. Oefters ist Bekanntes erwähnt, was füglich umgangen werden konnte. P. 193 ἀεὶ γὰρ πονεῖ τὸ ζῶον, ὥςπερ καὶ οἱ φυσικοὶ λόγοι μαρτυροῦσι, τὸ ὁρᾶν καὶ τὸ ἀκούειν φάσκοντες εἶναι λυπηρόν, ἀλλ' ἤδη συνήθεις ἐσμέν ὡς φασίν. Hier ist die Bemerkung ungenügend: daß andere Philosophen verstanden werden, lehren die Worte selbst; daß aber dieses Anaxagoras' Lehre war, erfahren wir aus Theophrastus Abhandlung περὶ αἰσθήσεως. P. 176 τοιοῦτος οἷος . . χαίρων, hier sollte eine Bemerkung nicht fehlen, denn das Participium statt des Infinitivus wird nicht mit sichern Beyspielen belegt werden können; Mor. mag. 2, 9 reicht nicht aus, da sonst überall der Infinitivus steht. In der Nachweisung der individuellen Schreibart bleibt überhaupt noch am meisten zu leisten übrig, und wir hoffen, H. Fr. werde diesem Gegenstande, wenn er die große Ethik bearbeitet, größere Aufmerksamkeit widmen. Es sind wenige, welche dem Aristoteles mit Ernste sich zuwenden, noch geringer aber ist die Zahl derer, die, wenn sie sich ihm zugewendet haben, auch ausharren; zu diesen letzteren glauben wir Hrn. Fr. zählen zu dürfen. Schon die Bearbeitung dieser Ethik muß ihm gezeigt haben, wie unsicher der Text ist. Ein eifriges Studium der Bücher, welche uns am reinsten überliefert sind, wie die naturhistorischen und physischen Schriften, jedoch mit steter Benutzung der Bekkerschen Varianten, lehrt, wie schon frühe geändert worden ist, und wie Ethik und Politik, obschon leserlich und verständlich, doch nicht gleichen Anspruch wie jene machen dürfen. Ref. hatte bereits vor dem Erscheinen der Observationes criticae des Bonitz mit Vergleichung der Editio princeps diese Eudemische Ethik ausgearbeitet, und er könnte daher einen reichlichen Beytrag liefern; es sollen jedoch hier nur aus den drey Büchern, welche den Nikomachischen gemeinsam sind, einem so vielfach behandelten Werke, früher durch Muretus, Lambinus, Victorius, in unsern Tagen durch Bekker, Zell, Cardwell, Michelet, daß man fast an einen gänzlichen Abschluß

bemerken; der Verfasser der großen Ethik geht noch weiter und sagt τὸ ἄριστον ἀγαθὸν, was die Römer in summum bonum übertragen haben.

denken ſollte, mehrere Stellen ausgehoben werden, um zu zeigen, wie viel auch hier noch zu leiſten übrig iſt. Wir wünſchen durch dieſe Bemerkungen namentlich Hrn. Fr. zu einem ſorgfältigen Studium des Ariſtoteles zu leiten; ſie ſind übrigens bereits vor fünfzehn Jahren niedergeſchrieben worden, eine wiederholte Durchſicht und was während der Zeit darüber geſchrieben worden iſt, gab keine Veranlaſſung zu einer Abänderung.

IV, (Nic. V) 5 p. 92 *διώρισται δὴ τὸ ἄδικον τό τε παράνομον καὶ τὸ ἄνισον, τὸ δὲ δίκαιον τό τε νόμιμον καὶ τὸ ἴσον. κατὰ μὲν οὖν τὸ παράνομον ἡ πρότερον εἰρημένη ἀδικία ἐστίν. ἐπεὶ δὲ τὸ ἄνισον καὶ τὸ πλέον οὐ ταὐτὸν ἀλλ' ἕτερον ὡς μέρος πρὸς ὅλον (τὸ μὲν γὰρ πλέον ἅπαν ἄνισον, τὸ δὲ ἄνισον οὐ πᾶν πλέον), καὶ τὸ ἄδικον καὶ ἡ ἀδικία οὐ ταὐτὰ ἀλλ' ἕτερα ἐκείνων, τὰ μὲν ὡς μέρη τὰ δὲ ὡς ὅλα· μέρος γὰρ αὕτη ἡ ἀδικία τῆς ὅλης ἀδικίας, ὁμοίως δὲ καὶ ἡ δικαιοσύνη τῆς δικαιοσύνης.* H. Fr. macht keine Bemerkung über dieſe Stelle, und doch iſt, was Ariſtoteles hier ſagt, gegen ſeine Anſicht und man kann durch keine Erklärung helfen. Nach ihm iſt das *παράνομον* der Inbegriff der *ὅλη ἀδικία*, und das *νόμιμον* die *ὅλη δικαιοσύνη*; darum das zweyte, das *ἄνισον* und *ἴσον* die partikulare *ἀδικία* und *δικαιοσύνη*. Der hier gegebenen Erklärung gemäß aber würde von der particularen *ἀδικία* wieder ein Unterſchied gemacht, und zwar das *ἄνισον* das genus, das *πλέον* die species bezeichnen, was ganz gegen den Zuſammenhang und den Gedankengang des Verfaſſers iſt. Man ſtreiche den Erklärungsſatz *τὸ μὲν γὰρ πλέον ἅπαν ἄνισον, τὸ δὲ ἄνισον οὐ πᾶν πλέον* und alles iſt richtig, ſchon im Alterthum wurde der Gedanke falſch aufgefaßt, vergl. scholia fol. 62, 6. Nicht den Unterſchied von *ἄνισον* und *πλέον* will Ar. geben, ſondern den von *παράνομον* und *ἄνισον*; er ſagt, dieſes *ἄνισον* oder *πλέον* (dieſes hebt er hervor, weil die Ungerechtigkeit zumeiſt in der *πλεονεξία* beſteht) iſt nur ein Theil von dem *παράνομον*, folglich das Fehlen in dieſem nur *ὡς μέρος* von dem geſammten *παράνομον*, d. h. die ſpecielle *ἀδικία* von der geſammten *ἀδικία*. Das hat Jemand nicht verſtanden und indem er glaubte, Ar. ſpreche vom Unterſchiede des *ἄνισον* und *πλέον*, durch unzeitige und ungeſchickte Erklärung dieſer Wörter, die zwar an ſich richtig iſt, die ganze Stelle unverſtändlich gemacht. Das Verkehrte muß ſchon frühe bemerkt worden ſeyn — Muretus iſt nicht der erſte, der das p. 383 R. eingeſehen hat — und ſo findet ſich in andern Handſchriften (M O bey Bekker) folgende abweichende Form *ἐπεὶ δὲ τὸ ἄνισον καὶ τὸ παράνομον οὐ ταὐτὸν τὸ μὲν γὰρ ἄνισον ἅπαν παράνομον, τὸ δὲ παράνομον οὐχ ἅπαν ἄνισον καὶ τὸ πλέον.* Das iſt nur die Verbeſſerung einer ſchon vorhandenen Interpolation, um einigermaßen Zuſammenhang hervorzubringen, die aber ſelbſt den Gedanken des Ariſtoteles ſchlecht trifft. Dieſes iſt zugleich eine von den vielen Stellen, wie die Säße des Stagiriten überarbeitet worden ſind, und wie die Kritik vorſichtig zu verfahren hat, um Aechtes und Unächtes abzuſondern. Hier geben die Handſchriften ſelbſt ganz Verſchiedenes, die gehörige Unterſuchung aber lehrt, daß weder das eine noch das andere von Ariſtoteles herrühren kann, und ein unverſtändiger Zuſatz eine dem Gedanken ſcheinbar mehr entſprechende Verbeſſerung herbeygeführt hat. — In demſelben Capitel: *οὐ γὰρ ἴσως ταὐτὸν ἀνδρί τ' ἀγαθῷ εἶναι καὶ πολίτῃ παντί.* hat das letzte Wort *παντί* keine Bedeutung und iſt falſch; Muretus Aenderung *πάντῃ* iſt zwar ſehr leicht, hilft aber der Sache nicht ab; wir brauchen gar nichts, und dann iſt *ἀγαθῷ* zu verſtehen, nämlich ein rechtſchaffener Mann und ein rechtſchaffener Bürger ſind vielleicht nicht identiſch, oder es wird ein Wort gefordert, welches den Begriff tugendhaft enthält, wie er Pol. 3, 4 von derſelben Sache ſagt *ἀνδρὸς ἀγαθοῦ καὶ πολίτου σπουδαίου.*

IV. 6 p, 94 *ἐπεὶ δὲ τὸ ἴσον μέσον, τὸ δίκαιον μέσον τι ἂν εἴη.* Aus dem Vorausgehenden kann dieſes wohl verſtanden werden, die eigentliche Folge aber fordert den Zuſatz der Mittelglieder, *τὸ δὲ δίκαιον ἴσον*, was durch Gleichklang leicht ausfallen konnte; dagegen iſt in den nachfolgenden Worten offenbar ein Fehler: *ἀνάγκη τοίνυν τὸ δίκαιον μέσον τι καὶ ἴσον εἶναι [καὶ πρός τι] καὶ τισίν καὶ ᾗ μὲν μέσον, τινῶν (ταῦτα δέ ἐστι πλέον καὶ ἔλαττον) ᾗ δὲ ἴσον ἐστὶ, δυσίν, ᾗ δὲ δίκαιον, τισίν.* Die eingeklammerten Worte hat Bekker eingeſchloſſen, weil ſie in ſeiner Handſchrift *K* fehlen, in einer andern fehlt *καὶ τισίν*, eine dritte hat die Umſtellung *καὶ τισὶ καὶ πρός τι.* Ob immer *πρός*

τι zur Bezeichnung der Sachen der richtige Ausdruck sey, kann bezweifelt werden, jedenfalls müssen die Dinge im Gegensatze der Person hervorgehoben werden. Möglich, daß jenes nur eine unrichtige Ergänzung des offenbar fehlenden ist; Aristoteles bleibt sich im Ausdrucke gleich, und καὶ τινῶν, was sofort folgt, erwartet man auch hier; der Gedanke ist, das δίκαιον als μέσον und ἴσον ist τινῶν καὶ τισίν, also wahrscheinlich ἴσον ὄν. Im nächsten sind die Worte ἢ δὲ δίκαιον offenbarer falscher Zusatz, der die ganze Beweisführung stört; denn das δίκαιον soll erklärt werden, welches μέσον und ἴσον ist, dadurch wird Alles einleuchtend und strenge logisch zusammenhängend. Doch scheint der Fehler alt; denn der Verfasser der großen Ethik, I. 34, kannte vielleicht schon diesen Zusatz, er gibt überhaupt manches willkürlich gestaltet; hier entscheidet die innere Nothwendigkeit des Zusammenhangs.

In demselben Kapitel τέτταρα ἔσται τὰ ἀνάλογα muß es heißen τὰ ἀνάλογον, das Wort ist indeclinabel, die Dinge, die ἀνὰ λόγον sind, gleich τὰ καθόλου, wie p. 1206, 19 ἐν δὲ τῷ ἀνὰ μέσον, Rhetor. 3, 7 τοῖς ἀνάλογον 3, 2 ἐκ τοῦ ἀνάλογον. Magn. Mor. 1194, 18 τῷ ἀνάλογον, wo K ἀναλόγῳ hat. Vergl. Bekker zu 273. b. 3. 487, 5. Man darf daher keinen Anstand nehmen, diese Stelle und eine andere im Plato nach der gewöhnlichen Form herzustellen, noch Varro spricht nicht anders; die spätern dagegen decliniren unbedenklich. Fritzsche selbst hat weiter unten p. 163 einige Beyspiele gesammelt, warum hat er hier die Anwendung davon zu machen versäumt?

IV, 7 p. 38 sind die Worte τοῦ μέσου ἄρα ἑνὶ, καὶ τὸ μέσον ἀφ' οὗ ἀφῃρέθη ἑνί nicht klar, ja τοῦ μέσον ist gerade zu unerklärlich; verstanden wird nemlich die Linie *B B* von der unten folgenden mathematischen Figur; das kann aber Niemand wissen, der nicht die Figur kennt; daraus folgt, daß die drey Zeilen, das Beyspiel, enthalten in den Worten p. 99 ἴσαι αἱ ἐφ' ὧν . . . τῷ *Γ Δ* hieher vor dem oben angegebenen Satze zu stellen sind, wodurch alles übereinstimmend wird.

IV, 10 in diesem Kapitel sind mehrere Fehler, worauf schon die Abweichung der Handschriften hindeutet; denn sie ist aus dem Bedürfnisse entstanden, eine Gleichheit herzustellen; das XV. und XVI. Jahrhundert war zu sehr damit beschäftigt, den Inhalt der gesammten Aristotelischen Lehre sich anzueignen, und diese im Großen zu bewundern, als daß sie alle Unebenheiten im Kleinen zu beachten sich die Zeit genommen hätten; heut zu Tage sind die Leser dieser Schriften wenige, die gewöhnlich selbst die Absicht haben, sie herauszugeben, und so darf man von ihnen fordern, daß sie die Sätze des Aristoteles mit der erforderlichen logischen Genauigkeit prüfen und die Verschiedenheit der Handschriften nicht übersehen; durch sorgfältige Beachtung dieser wird man zwar manches finden, was einem sonst entgehen würde, aber gar vieles ist, wo diese nicht ausreichen und man auf eigene Gefahr sich versuchen muß, z. B. Aristoteles kann nicht sagen, wo er beschreibt, was unfreywillig der Mensch thut, p. 1194, 32. τὸ δὴ ἀγνοούμενον ἢ μὴ ἀγνοούμενον μὲν μὴ ἐπ' αὐτῷ δ' ὄν, ἢ βίᾳ, ἀκούσιον, πολλὰ γὰρ καὶ τῶν φύσει ὑπαρχόντων εἰδότες καὶ πράττομεν καὶ πάσχομεν, ὧν οὐθὲν οὔθ' ἑκούσιον οὔτ' ἀκούσιόν ἐστιν, οἷον τὸ γηρᾶν ἢ ἀποθνήσκειν, er spricht nur von dem unfreywilligen; altern und sterben tritt allerdings ein, wir mögen wollen oder nicht, aber geschieht nicht mit unserm freyen Willen, also nur ὧν οὐθὲν ἑκούσιόν ἐστιν. Am Schluße des Kapitels 1136, 1 ἂν δ' ἐκ προαιρέσεως βλάψῃ ἀδικεῖ καὶ κατὰ ταῦτ' ἤδη τὰ ἀδικήματα ὁ ἀδικῶν ἄδικος, ὅταν παρὰ τὸ ἀνάλογον ᾖ ἢ παρὰ τὸ ἴσον . . δικαιοπραγεῖ δὲ ἂν μόνον ἑκὼν πράττῃ wird die am Anfange aufgeworfene Frage gelöst ὁ ποῖα ἀδικήματα ἀδικῶν ἤδη ἀδικός ἐστιν ἑκάστην ἀδικίαν und die Beziehung des Wortes ist durch Wiederholung des Wortes ἤδη deutlich ausgesprochen, so daß es auch hier wird heißen müssen wie oben καὶ ὁ ταῦτ' ἤδη τὰ ἀδικήματα ἀδικῶν ἄδικος, nachher aber δικαιοπραγεῖ δὲ μόνον ἂν ἑκὼν πράττῃ, denn das ist im vorhergehenden 1135, 15—20 behauptet worden, nur dann wird der Ausdruck δικαιοπραγεῖν gebraucht, wenn dieses Handeln ein nicht zufälliges, sondern absichtliches ist.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Mai.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Beyträge zur Kritik des Thukydides von Franz Wolfgang Ullrich. Erste Abtheilung. Hamburg 1850. Gedruckt bey Johann August Meißner. Zweyte Abtheilung. Mit einem Anhang: Ueber die Oligarchie zu Athen im Jahre 411. Hamburg 1851. Gedruckt bey Johann August Meißner.

Den Verfasser dieser Beyträge zur Kritik des Thukydides haben wir zu seiner Zeit bereits als einen ebenso kundigen wie vorsichtigen Forscher unseres Geschichtschreibers kennen gelernt, als wir seine Beyträge zur Erklärung des Thukydides in diesen Blättern des Näheren besprachen: vergl. Gel. Anz. 1847. No. 165 — 168.

Auch in diesen Schriften tritt uns genaue Prüfung, wohl abwägendes Urtheil, sichere Kenntniß des Sprachschatzes und stätes Festhalten am Gedanken in erfreulicher Weise entgegen. Daher kommt es denn auch, daß der Erfolg dieser kritischen Untersuchungen entweder die Ueberzeugung seiner Richtigkeit bewirkt, oder, was dem Werthe nach das Gleiche ist, zum Erfassen des Rechten oder Wahrscheinlichen, wenn auch auf anderem Wege, hinleitet.

Indem wir nun die wichtigsten Ergebnisse dieser neuen Studien des Verfassers in gebotener Kürze hierorts darlegen, gestatten wir uns nur einzelne Bemerkungen, welche wenigstens zum Beweise dienen mögen, wie gerne wir derartigen philologischen Arbeiten, dem Geschmack der Zeit zum Trotz, zu folgen pflegen.

I, 38 verändert Hr. U. *ἐπιστρατεύομεν* in *ἐπεσιρατεύομεν*, was sich allerdings durch den Zusammenhang der Stelle, wie durch den Scholiasten empfiehlt. Wenn aber Thukydides so geschrieben hat, so glauben wir allerdings, er habe dieß mit Absicht, und im Bewußtseyn der Wirkung gethan, welche aus dieser Weise des Ausdrucks sich ergibt. Das Rhetorische und Berechnete scheint uns gerade eine Eigenthümlichkeit der Thukydideischen Sprache, in einzelnen Worten so gut wie in den Gliederungen des Satzbaues. Daß zu *ἐπεστρατεύομεν* aus dem vorhergehenden: *τοῖσδ' ἄν* zu ergänzen ist, hat nichts gegen sich; aber ebendeßwegen hätte *καλὸν ἦν* (cap. 38, 3) oder *ἐξῆν* (cap. 37, 3) als etwas Analoges nicht angezogen werden sollen. Denn in diesen Fällen ist *ἄν* absichtlich weggelassen oder vielmehr nicht gesetzt, da es dem Ausdruck eine ganz andere Färbung würde gegeben haben.

I, 50 und 54 vertheidigt Hr. U. *ἀντεπέπλεον* gegen *ἀντέπλεον*. Solche mit zwey Präpositionen zusammengesetzte Verba will derselbe noch an andern Stellen zurückrufen: I, 70, *ἐπεξέρχονται* und *ἐπεξελθωσιν*; III, 108, *ἐπεξῆλθον*; III, 111, *ξυνεξελθόντες*: V, 7, *ξυνεξῆλθον*. I, 70 wird statt *ἐπελθεῖν* des Gegensatzes wegen *ἐξελθεῖν* vorgeschlagen. Sollte nicht auch hier *ἐπεξελθεῖν* vorzuziehen seyn?

(Schluß folgt.)

Aristotelis Ethica Eudemia.

(Schluß.)

Auch das nächste Cap. iſt nicht ohne manche Gebrechen; ich will hier eine Wiederholung ausſtreichen, die man nicht bemerkt hat: *πότερον γὰρ ὡς ἀληθῶς ἔστιν ἑκόντα ἀδικεῖσθαι, ἢ οὐκ ἀλλ' ἀκούσιον ἅπαν, ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν πᾶν ἑκούσιον, καὶ ἄρα πᾶν οὕτως ἢ ἐκείνως, [ὥσπερ καὶ τὸ ἀδικεῖν πᾶν ἑκούσιον ἢ] τὸ μὲν ἑκούσιον τὸ δ' ἀκούσιον*, es iſt eine Folge, daher nicht *ἄρα*, wie geſchrieben wird. Offenbar falſch iſt das folgende, die Anwendung auf das *δικαιοῦσθαι*, denn es ergibt ſich von ſelbſt, da es mit dem *ἀδικεῖσθαι* parallel ſteht, daß es ganz und gar unfreywillig iſt, und doch heißt es: *ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τοῦ δικαιοῦσθαι, τὸ γὰρ δικαιοπραγεῖν πᾶν ἑκούσιον, ὥστ' εὔλογον ἀντικεῖσθαι ὁμοίως καθ' ἑκάτερον τό τ' ἀδικεῖσθαι καὶ τὸ δικαιοῦσθαι ἢ ἑκούσιον ἢ ἀκούσιον εἶναι.* Ariſtoteles hat geſchrieben *δικαιοῦσθαι πᾶν ἀκούσιον εἶναι*, und hieher gehört wahrſcheinlich, was ſieben Zeilen weiter unten ſteht, und dort gar keinen Zuſammenhang hat, mit Wiederholung der erſten Worte: *ὁμοίως δὲ καὶ ἐπὶ τοῦ δικαιοπραγεῖν καὶ δικαιοῦσθαι· ἀδύνατον γὰρ ἀδικεῖσθαι μὴ ἀδικοῦντος ἢ δικαιοῦσθαι μὴ δικαιοπραγοῦντος.* Ob an obiges *πᾶν ἀκούσιον εἶναι* ſich die Worte *ἀδύνατον γὰρ . . δικαιοπραγοῦντος* als Erklärung von *ἀντικεῖσθαι* anſchloßen, oder ob das Ganze nur eine Variante von 1136, 18 — 21 ſeyn ſoll, will ich nicht entſcheiden; die anderwärts nachgewieſenen Beyſpiele ſolcher Gleichheit in den Schriften des Ariſtoteles laſſen ſich mehren, wenn man einmal anfängt, dieſe Werke mit geſundem Sinne zu prüfen; die Nikom. Ethik hat III, 8 einen deutlichen Beweis; die ſechs Zeilen daſelbſt *οὐχ ὁμοίως . . ἑκούσιοι*, die eine ſchöne Bemerkung enthalten, gehören gar nicht dorthin und konnten von Ariſtoteles weder dort noch kurz voraus geſchrieben worden ſeyn. Anknüpfen könnte man ſie an III, 7. 1114, 21 mit *οὐχ ὁμοίως γὰρ* ſtatt *δὲ*. Sind ſie vielleicht eine Randbemerkung, oder kommen ſie wirklich von Ariſtoteles? In ſolchen Dingen iſt es nothwendig, überall zuerſt das Factiſche nachzuweiſen, daß nämlich die überlieferte Ordnung unmöglich die urſprüngliche vom Verfaſſer ausgehende ſeyn könne; einer weitern Forſchung mag es vielleicht gegönnt ſeyn, auch das Entſtehen ſolcher Abweichungen mit Sicherheit zu begründen.

Von Capitel 14, in welchem über *ἐπιείκεια*, Billigkeit, aequum et bonum, meiſterhaft klar und ſicher geſprochen wird, hatte Ref. behauptet, daß die jetzige Stellung nicht die richtige ſeyn könne, wo es, eine weſentliche Beſtimmung des Rechtes, mitten in die Aporien hineingeſchoben ſey. H. Fr. erkennt dieſes an, will aber dadurch abhelfen, daß er mit Fiſcher die letzte Aporie des Buches, cap. 15, dem Ariſtoteles abſpricht und dem Eudemus, den nächſten zwey Büchern zuweiſet, und ſomit glaubt, auch der Ausdruck ſey mehr dieſem als jenem eigen. Von letzterem findet ſich kein Beweis, und der Inhalt und die Durchführung dieſer Aporie iſt dieſem Buche nicht abzuſprechen, da ſie oben cap. 11 ſchon angedeutet, cap. 12 aber förmlich angekündigt worden iſt *). Dieſe Löſung wird man daher nicht annehmen können; auch iſt es nicht das 14. Capitel allein, ſondern eben ſo das vorausgehende 13.; denn jetzt iſt kein Uebergang und keine Verbindung der zweyten Aporie mit dem Inhalte des 13. Capitels; hier wird noch vom Rechte im Allgemeinen geſprochen, dieſes lehrt namentlich der Schluß. Wenn die beyden Capitel 13 und 14 nach Cap. 10 geſetzt werden, dann iſt die Verbindung hergeſtellt, und die Aporien, die einige mögliche Schwierigkeiten aus dem Wege räumen ſollten, ſind ſämmtlich ans Ende geſetzt; das war von jeher unſere Ueberzeugung, die wir Hrn. Fr. um ſo mehr zur ſorgfältigen Prüfung empfehlen, da weder er noch Fiſcher unſere Andeutung richtig aufgefaßt hatte; es ſollte jeder, wenn er die Gewißheit hatte, daß die bisherige Ordnung unmöglich ſey, durch unſere Angabe dahin geführt werden, das Richtige ſelbſt zu

*) Wie kann Ariſtoteles *ὧν προειλόμεθα* ſagen, da er nirgends im Vorausgehenden davon etwas bemerkt hatte?

finden. Die von Fiſcher verſuchte Löſung iſt, ſo ſehr ſie dem erſten Anſcheine nach blenden mag, ſicher zurückzuweiſen.

V, 1. (Nicom. VI, 1) *τοῦτο διέλωμεν*, nicht trennen, ſondern auseinanderſetzen, durchgehen, alſo *διέλθωμεν*. cap. 2. *πρότερον μὲν οὖν ἐλέχθη δυ' εἶναι μέρη τῆς ψυχῆς, τό τε λόγον ἔχον καὶ τὸ ἄλογον· νῦν δὲ περὶ τοῦ λόγον ἔχοντος τὸν αὐτὸν τρόπον διαιρητέον*, auf welche Art trennen? wie nämlich das *ἄλογον* in das *θρεπτικὸν* und *ἠθικόν*. Das ſteht aber nicht da, mußte jedoch bezeichnet werden; Muretus hat richtig p. 414 das Fehlen einiger Worte bemerkt, man hat aber ſeine Bemerkung nicht beachtet, wie auch Lambinus gar manches gibt, was jetzt noch recht wohl zu brauchen iſt; hier iſt das Ausfallen wahrſcheinlich durch den Gleichklang von *ἄλογον* herbeygeführt worden.

Cap. 8. *τῆς δὲ περὶ πόλιν ἡ μὲν ὡς ἀρχιτεκτονικὴ φρόνησις νομοθετική, ἡ δὲ . . πολιτική. αὕτη δὲ πρακτικὴ καὶ βουλευτική*. Scaliger ſtreicht richtig *φρόνησις*, eben ſo das letzte Wort *βουλευτική*, wo mehrere Handſchriften *καὶ* auslaſſen; es ſtimmt nicht mit dem Folgenden, wo noch ein anderes Element hinzukommt *ἡ δὲ δικαστική*. Hier bedarf es nur der Angabe, daß die Politik auf das Praktiſche geht; das Wort iſt ungeſchickt von unten hinaufgeſetzt worden, wie man ſchon daraus erkennen kann, daß die Verbindungspartikel in vielen Codices fehlt.

Cap. 9. *εἶδος μὲν οὖν τι ἂν εἴη γνώσεως τῷ αὐτῷ εἰδέναι*. Andere *τὸ τὰ αὐτῷ*, was Fr. aufgenommen hat; auch das iſt nicht richtig, noch weniger darin aber der Styl des Eudemus zu erkennen; man müßte *ἀγαθὰ* ergänzen, was ſonſt geſetzt wird, oder *αὑτοῦ* ſchreiben. Aber was ſoll *γνώσεως*? Der Gedanke iſt, man könnte die *φρόνησις* deſſen, welcher nur auf ſich Rückſicht nimmt, in Gegenſatz von dem, der, wie der Staatsmann, das Geſammtwohl ſeiner Bürger im Auge hat, für eine Species, *εἶδος* halten. Alſo gar nichts oder *φρονήσεως*.

Cap. 10. *ἐπεὶ δ' ἡ ὀρθότης πλεοναχῶς, δῆλον ὅτι οὐ πᾶσα· ὁ γὰρ ἀκρατὴς καὶ ὁ φαῦλος ὃ προτίθεται ἰδεῖν ἐκ τοῦ λογισμοῦ τεύξεται, ὥστε ὀρθῶς ἔσται βεβουλευμένος, κακὸν δὲ μέγα εἰληφώς. δοκεῖ δὲ ἀγαθόν τι εἶναι τὸ εὖ βεβουλεῦσθαι· ἡ γὰρ τοιαύτη ὀρθότης βουλῆς εὐβουλία ἡ ἀγαθοῦ τευκτική*. Was hier *ἰδεῖν* ſoll, iſt nicht einleuchtend, man muß aus dem Verbum *τυχεῖν* ergänzen; dieſes ſelbſt an jener Stelle zu ſetzen, iſt der Structur wegen, wenn man nicht *οὗ* ſchreiben will, unzuläßig. Uebrigens unterſucht hier der Autor, worin und wovon die *εὐβουλία* eine *ὀρθότης* iſt, und wir haben einen Schluß; daher kann nicht *γὰρ* ſtehen, es muß *ἄρα* heißen.

Cap. 11. *ἔστι δὲ καὶ σύνεσις καὶ ἡ ἀσυνεσία, καθ' ἃς λέγομεν συνετοὺς καὶ ἀσυνέτους, οὔθ' ὅλως τὸ αὐτὸ ἐπιστήμη ἢ δόξη*. Auffallend iſt, daß noch Niemand bemerkt hat, daß hier von dem Negativen gar nicht geſprochen werden könne, und der ganze Artikel darauf hinweiſt, daß es *εὐσυνεσία* und *εὐσυνέτους* heißen müſſe; wird doch ſpäter ſelbſt geſagt: *ταὐτὸν γὰρ σύνεσις καὶ εὐσυνεσία καὶ συνετοὶ καὶ εὐσύνετοι*, aber gerade dieſe Erklärung kann dort, wo ſie ſteht (wenigſtens nicht ohne Aenderung von *γὰρ* in *δὲ*), nicht gehalten werden; dagegen hat ſie hier ihren geeigneten Platz, oder einige Zeilen ſpäter bey den Worten: *καὶ ἐντεῦθεν ἐλήλυθε τοὔνομα ἡ σύνεσις, καθ' ἣν εὐσύνετοι*.

Cap. 13. *αὕτη δ' ἐστὶ τοιαύτης ὥστε τὰ πρὸς τὸν ὑποτιθέντα σκοπὸν συντείνοντα δύνασθαι ταῦτα πράττειν καὶ τυγχάνειν αὐτῶν*. Hier kann grammatiſch *ταῦτα* nicht ſtehen, auch *πάντα*, das oft damit verwechſelt wird, iſt nicht ſehr wahrſcheinlich. Ebendaſelbſt *δῆλον δὲ . . ὅτι ἔδει ἂν αὐτῆς διὰ τὸ τοῦ μορίου ἀρετὴ εἶναι*. Weſſen *μορίου*? Dieſes muß ausgedrückt werden, entweder *τοῦ βελτίονος μορίου*, wie gleich folgt, oder mit dem Zuſatz *τοῦ ἑτέρου*, wie M. Mor. p. 1197 b. 6.

VI (Nic. VII.) 5. *διαφέρει δὲ καὶ τὸ καθόλου· τὸ μὲν γὰρ ἐφ' ἑαυτοῦ τὸ δ' ἐπὶ τοῦ πράγματός ἐστιν, οἷον ὅτι παντὶ ἀνθρώπῳ συμφέρει τὰ ξηρά, καὶ ὅτι οὗτος ἄνθρωπος ἢ ὅτι ξηρὸν τὸ τοιόνδε*. Niemand hat hier den Fehler bemerkt, ſo

auffallend er auch iſt. Ariſtoteles ſpricht von dem Oberſatze, der allgemein iſt, entweder auf Perſonen oder auf Sachen bezüglich, und gibt Beyſpiele von beyden; aber die Worte *καὶ ὅτι οὗτος ἄνθρωπος* ſind ja individuell und bezeichnen nicht den Ober-, ſondern Unterſatz; hier kann nicht beydes, ſondern nur erſteres bezeichnet werden; daher ſcheinen ſie ein falſcher Zuſatz, es wäre jedoch leicht, nur durch Wiederholung desſelben Wortes die Allgemeinheit hineinzubringen, nämlich *καὶ ὅτι ὁ τοιοῦτος ἄνθρωπος*, nur ſieht man nicht, wozu dieſes erforderlich ſeyn ſoll und warum von der Perſon zwey Beyſpiele, von der Sache nur eines. — Ebendaſelbſt am Schluße *περὶ μὲν οὖν τοῦ εἰδότα καὶ μή, καὶ πῶς εἰδότα ἐνδέχεται ἀκρατεύεσθαι, τοσαῦτα εἰρήσθω.* Hier kann man der Aenderung *οὖν τοῦ πότερον εἰδότα ἢ μή*, nicht entgehen; es iſt Beziehung auf den Anfang cap. 4. *πρῶτον μὲν οὖν σκεπτέον πότερον εἰδότες ἢ οὔ, καὶ πῶς εἰδότες*, woſelbſt wiederum das Verbum *ἀκρατεύονται* nicht fehlen kann. Uebrigens iſt der Inhalt dieſer zwey Capitel, die Löſung der aufgeworfenen Frage, ächt Ariſtoteliſch, und nicht daran zu denken, daß Eudemus aus ſich eine ſolche Erklärung geben konnte, aber auch ein Beyſpiel, wie der Widerſpruch des Ariſtoteles gegen Plato weit mehr im Worte als in der Sache gelegen iſt.

Cap. p. 1148. b, 27 *αἱ δὲ νοσηματώδεις ἢ ἐξ ἔθους*, nicht verſchiedene Arten will Ariſtoteles andeuten, ſondern die krankhafte in Folge ſchlechter Angewöhnung, wie gleich nachher *ὡσαύτως δὲ καὶ τοῖς νοσηματωδῶς ἔχουσι δι' ἔθος.*

Cap. 7. *ὁ μὲν γὰρ τοῦ θυμοῦ ἀκρατὴς τοῦ λόγου πως ἡττᾶται, ὁ δὲ τῆς ἐπιθυμίας καὶ οὐ τοῦ λόγου.* Am beſten iſt es hier, *τῆς ἐπιθυμίας* zu wiederholen. Bald nachher *ὁ δὲ θυμὸς φυσικώτερον καὶ ἡ χαλεπότης τῶν ἐπιθυμιῶν τῶν τῆς ὑπερβολῆς καὶ τῶν μὴ ἀναγκαίων.* Der Gedanke iſt offenbar: Zorn und Heftigkeit iſt mehr der Natur gemäß als unmäßige und entbehrliche Lüſte, aber was ſollen *αἱ ἐπιθυμία, αἱ τῆς ὑπερβολῆς?* Offenbar iſt *ἐπιθυμιῶν* von *ὑπερβολῆς* abhängig, nicht dieſes von jenem, alſo einfach: *τῶν ἐπιθυμιῶν τῆς ὑπερβολῆς τῶν μὴ ἀναγκαίων.* Ebendaſelbſt *ἔτι ἀδικώτεροι οἱ ἐπιβουλότεροι*, doch wohl *ἐπίβουλοι.* Solche kleinere Verſehen ſind häufig und einmal beachtet leicht zu entfernen, z. B. 188, 7 *ἄριστον τ' οὐθὲν*, mit dieſen Worten wird der Uebergang von dem Beweiſe, daß die *ἡδονὴ* ein *ἀγαθὸν* ſey, zu dem weiteren gemacht, daß ſie auch das summum bonum ſeyn könne; die Abtheilung des Capitels iſt falſch; denn die Worte, womit dieſes beginnt, *ἀλλὰ μὴν ὅτι*, gehören noch zum vorhergehenden, und enthalten den ſiebenten und letzten Beweis, daß die *ἡδονὴ* ein *ἀγαθὸν* ſey. Der Uebergang kann aber hier nicht paſſend als Anknüpfung und Anreihung durch *τὶ* gegeben werden, eben ſo wenig ſagt der Verfaſſer *ἄριστον* ohne Artikel, und er wird daher *τἄριστον δ' οὐθὲν* geſchrieben haben. P. 195, 30 *ὥσπερ γὰρ ἄνθρωπος εὐμετάβολος ὁ πονηρὸς, καὶ ἡ φύσις ἡ δεομένη μεταβολῆς.* Hier iſt *πονηρὸς* Prädikat, darum kann der Artikel *ὁ* nicht ſtehen. P. 192, 10 *ἀλλ' οὐχ αἱ σωματικαὶ καὶ περὶ ἃς ὁ ἀκόλαστος*, hier iſt *καὶ* zu tilgen und nur die Wiederholung der Endſylbe des vorausgehenden Wortes; allerdings gibt es außer den Lüſten, welche der *ἀκόλαστος* hat, noch andere perſönliche Vergnügungen, aber jene ſollen hervorgehoben werden, vgl. p. 188, 33.

Die Verlagshandlung hat den Druck trefflich ausgeſtattet, und es iſt zu wünſchen, daß ſie die nöthige Aufmunterung finde, um auch dieſem Gebiete der Litteratur ihre Thätigkeit ferner zuzuwenden.

L. Spengel.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Mai.

Nro. 57. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Conjectaneorum Byzantinorum libri duo. Scripsit F. G. A. Mullachius. Berolini in libraria Ferd. Geelhaar (antea Enslin). MDCCCLII.

Hr. Mullach ist uns aus früheren Arbeiten zur mittel- und neugriechischen Grammatik und Lexicologie vortheilhaft bekannt. Daß derselbe jetzt besonders an Beyträgen zu einer immer dringender werdenden neuen Ausgabe des griechischen Glossars von Ducange arbeitet, ist aus vorliegendem neuen opusculum zu ersehen, und wir möchten diesen wichtigen Untersuchungen, welche freylich an der Hauptquelle, wo auch Ducange arbeitete, d. h. in Paris, am besten gedeihen würden, jede mögliche Förderung wünschen.

Hrn. Mullachs kritisches Schriftchen beschäftigt sich zuerst mit Ducas, sodann mit dem Chronicon breve hinter der Geschichte des Ducas, hierauf mit verschiedenen neugriechischen Gedichten u. s. w.

Der Emendation des Geschichtschreibers Ducas ist nur eine Seite, der Chronik acht gewidmet. Wir müssen aber sowohl über diesen sehr lesenswerthen Autor, als über seine Fachgenossen Georgius Phrantza und Laonicus Chalcocondylas (alle drey schrieben in der zweyten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts), einiges Allgemeine vorausschicken, um wenigstens einen Einblick in diesen Theil der unter Auctorität der k. preußischen Akademie der Wissenschaften erscheinenden Bonner Sammlung der Byzantinischen Historiker anzubahnen, da ein näheres Eingehen in die Art, wie die einzelnen Autoren behandelt sind, zu weit führen würde, und besser andern Anlässen, die sich uns vermuthlich darbieten werden, vorbehalten bleiben mag.

Ueber die Corruptheit der Sprache, deren sich die drey bedienen, herrscht nur eine Stimme; ob aber nicht schon in dieser Beziehung ein innerer Unterschied, z. B. eine Gradation, unter ihnen stattfand, und was die besondern Gründe jenes Uebelstandes, abgesehen vom Jahrhundert, seyn mochten, hierüber konnte man am ehesten von Hrn. Immanuel Bekker einer näheren Erörterung entgegensehen, da derselbe die ganze Trias als Kritiker in die Hand nahm, was ihm die geeigneten Anhaltspunkte zur Begründung eines Gesammturtheils, welches er am besten fällen konnte, darbieten mußte. Allein der berühmte Hellenist, so bedünkt uns, ist in literis Byzantinis Atomistiker: Seite für Seite, Satz für Satz eines Autors, nicht rückwärts, nicht vorwärts blickend, emendirt er, am liebsten bloß conjecturirend, meist auf altgriechischem Standpunkt, was einer Berichtigung dringend und selbstverständlich bedarf; auf das Innere, zumal die Sachen, einzugehen, widerstrebt seinem Sinn, wohl auch seinen Studien, da er in der langen Zeit, welche seit dem Beginn der Unternehmung verflossen ist — diese verdankt aber seinem Fleiße von sechsundvierzig Bänden die Hälfte — nichts veröffentlicht hat, was auf eigentlich Byzantinische Studien der alten Schule irgend einen erheblichen Anspruch machen dürfte.

Zwischen dem kaiserlichen Geschichtschreiber Johannes Cantacuzenus und unsern drey Autoren liegt ein ganzes Jahrhundert in der Mitte, das traurigste des traurigen mittelgriechischen Lebens, und ein fortgehendes Sinken auch der Sprache wird Jeder na-

turgemäß finden, und iſt auch längſt anerkannt. Aber dieſes Sinken kann kein allgemeines geweſen ſeyn, wenn man die viel reinere Gräcität eines Cananus, Chryſoloras, Plethon, Mazaris, Docianus, Demetrius Chalcocondylas — um die zahlreichen gutgeſchriebenen Theologumena der gleichzeitigen Kirche nicht einmal in Anſchlag zu bringen — mit der abſtoßenden Form vergleicht, in welcher wir den Text der genannten drey Hiſtoriker überkommen haben. Wo nun liegt die Schuld? Und kann dieſelbe ganz nur auf ihnen ruhen? Wir können das nicht wohl glauben, und wollen deßhalb, nur beyſpielsweiſe, an Nachſtehendes erinnern, was jedenfalls zur Vorſicht im Urtheile über dieſe Theile der mittlern Literatur mahnen ſoll.

Der Byzantiniſche Hiſtoriker Nicetas Acominatus (ſo, nicht N. Choniates, muß er genannt werden zum Unterſchied von ſeinem erzbiſchöflichen Bruder Michael Acominatus, gleichfalls Schriftſteller; beyde waren aus Chonae in Kleinaſien) iſt in doppelter Form, die wahrſcheinlich von ihm ſelbſt herrührt, auf uns gekommen, in einer ſo zu ſagen für das höhere Publikum beſtimmten Recenſion, und in einer andern, welche für die niedrigere Claſſe beſtimmt ſcheint und von dem codex Augustanus aufbewahrt wird; hier vielfach vulgär griechiſch, dort im Ganzen altgriechiſch. Setzen wir nun den Fall, nur die Vulgärrecenſion hätte ſich erhalten, was würde die moderne Kritik ſagen? Nichts als dieſes: ſo iſt im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert auch von den höher gebildeten, ſchriftſtellernden Ständen in Byzanz geſprochen und geſchrieben worden. Ein zweyter Fall, aus dem achten und neunten Jahrhundert, welcher den Chronographen Theophanes angeht. Handſchriften ſeines Werkes ſind mehrere von verſchiedenem Werth erhalten, alle aus ziemlich junger Zeit, unter ihnen eine Münchner des vierzehnten oder wohl eher des fünfzehnten Jahrhunderts. Dieſe enthält nun zwar einen guten Theil der alten und urſprünglichen Lesart; zugleich aber herrſcht in ihr der Itacismus und dergleichen in wohl beyſpielloſer Größe vor. Nun, dieſer Augusta-Monacensis, wäre er unicus, würde ihn nicht die deutſche, d. h. deutſch-byzantiniſche Kritik als Ausdruck der Sprech- und Schreibweiſe des achten und neunten Jahrhunderts auch in den höhern, z. B. clericalen Claſſen anſehen? Ohne allen Zweifel.

Aehnliche Erſcheinungen gibt es in der bisher gedruckten Byzantiniſchen Literatur — und das allerwenigſte iſt gedruckt — noch andere, welche jedoch mehr den Umfang der betreffenden Schriften, als ihren Stil berühren. So iſt das Memoirenwerk der erlauchten Anna Comnena, ſo die Geſchichte des Nicäniſchen Staatskanzlers Georgius Acropolita, ſo das Buch des Phrantza in doppelter Ausgabe, einer umſtändlichern und einer kürzern, auf uns gekommen, eine Verſchiedenheit, welche wir auch hier auf Willen und Veranſtaltung der urſprünglichen Verfaſſer ſelbſt zurückzuführen keinen Anſtand nehmen.

Was wir mit Voranſtehendem ſagen wollen, wird unſern Leſern faſt ſchon klar ſeyn. Von hochgeſtellten Männern (weltlichen oder geiſtlichen Standes), einem Ducas, einem Phrantza, einem Chalcocondylas, können wir kaum annehmen, daß gerade ſie von einem weit ſchlechtern Geſchmack ſich leiten ließen, als derjenige war, welcher uns in ihren nicht weniger gebildeten Schrift- und Zeitgenoſſen wohlthuend entgegentritt. **Habent sua fata libelli.** Dieß gilt am meiſten von den letzten Zeiten vor Erfindung der Typographie, wo das Volk der Abſchreiber eine wichtigere Rolle als unſere Setzer ſpielten. Dieß auf unſern Fall angewandt können und müſſen wir zwar einräumen, daß, ſo lange für dieſe Schriftwerke keine beſſern Handſchriften gefunden ſind, es auch bey ihrem Texte im Ganzen beym Alten zu verbleiben hat; aber ausdrücklich wollen wir uns gleich hier gegen die mögliche Annahme verwahren, daß wir die Geſtalt, in welcher ſie vor unſer Auge getreten ſind, für die urſprüngliche halten.

(Fortſetzung folgt.)

Beyträge zur Kritik des Thukydides.

(Schluß.)

IV, 72 zeigt Hr. U. ganz treffend das Ungereimte der gewöhnlichen Lesart *προσελάσαντες* und nimmt *προσελάσαντα* aus einer Münchner Handschrift auf. Am Ende des nämlichen Cap. nimmt Hr. U. gerechten Anstoß, wenn es heißt: *οὐ μέντοι ἔν γε τῷ παντὶ ἔργῳ βεβαίως οὐδέτεροι τελευτήσαντες ἀπεκρίθησαν.* Er gibt die ganze Geschichte dieses Zeitwortes bey Thukydides und daraus erhellt, daß es hier weder der Zeitform nach, was auch Krüger bemerkt, noch in seiner Bedeutung statthaft ist. Je einfacher die Sache ist, um so schwieriger ist häufig die rechte Hilfe. Hr. U. macht, namentlich gestützt auf die Uebersetzung des Laur. Valla: „verum in omni pugna cum neutri acriter usque adeo instarent dirempti sunt," mehrere Vorschläge; der Aehnlichkeit nach verdiente: *οὐ μέντοι ἔν γε τῷ παντὶ ἔργῳ βεβαίως οὐδέτεροι ἐπιτελέσαντες ἀπεκρίθησαν* die meiste Rücksicht. Ich muß gestehen, so vorsichtig bey Thukydides Glossen anzunehmen sind, so möchte doch *τελευτήσαντες* nichts anderes seyn als ein derartiger Eindringling. Oder erscheint nicht *βεβαίως ἀπεκρίθησαν* als ein ganz bezeichnender Ausdruck für den sichern unzweifelhaften Ausgang eines Treffens? Ist es nicht sehr bündig gesagt: Die Athener hatten zwar . . . ein Siegeszeichen errichtet; indessen, im Ganzen genommen (wenigstens in der Hauptsache), schied keiner von beyden mit sicherem Erfolg (mit ausgemachtem Vortheil oder Verlust), sondern jeder zu den Seinen, vom Kampfplatze? Diesem *βεβαίως ἀποκρίνεσθαι* käme am nächsten, was VI, 36, 3 steht: *τὸν ἐκεῖ πόλεμον μήπω βεβαίως καταλελυμένους.*

IV, 59 schreibt der Verfasser *εὖ βουλόμενοι δὴ θέσθαι*, wie einige Pariser Handschriften bieten. Es verdient dieß eher Billigung, als *θέσθαι* mit Krüger auszuweisen.

Gar nicht übel ist der Gedanke, IV, 13 *τὸ . . . τεῖχος ὕψον μὲν ἔχον, ἀποβάσεως δὲ μάλιστα οὔσης ἑλεῖν μηχαναῖς* — zu schreiben, und so die Härte der Schreibweise in schöne Gegensätze aufzulösen.

I, 67 gibt Hrn. U. Anlaß zu einer eben so ausführlichen als anziehenden Erörterung. Was dabey über die politische Stellung Sparta's, schon vor Ausbruch des Peloponnesischen Krieges, und über die letzte Absicht vorgebracht wird, welche jenen Staat vermochte, aus seiner angestammten Bedächtigkeit, aus seinem Grundsatz der Nichteinmischung heraus zu treten — dagegen wird sich unseres Bedünkens nichts von Belang einwenden lassen.

Mit sicherem Gefühl des erkannten Zusammenhanges bewahrt Hr. U. I, 66 *αἰτίαι μὲν αὗται προσγεγένηντο*, was Bekker hergestellt hatte. Eben jene Rücksicht bestimmt ihn, I, 67: *προσπαρακαλέσαντες τῶν ξυμμάχων τε καὶ εἴ τίς τι ἄλλος ἔφη ἠδικῆσθαι ὑπὸ Ἀθηναίων* — zu schreiben; die Ueberlieferung ist *ἄλλο*. Von der Nothwendigkeit dieser Aenderung bin ich bey aller Sorgfalt der vorliegenden Untersuchung doch nicht überzeugt. Ist nicht *τῶν ξυμμάχων τε καὶ εἴ τίς τι — τὶς* fast eben, was *τὶς ἄλλος?* So wenig aber diese erweiterte Redeweise nothwendig ist, so gut kann anderseits *τι ἄλλο* gesagt werden, ohne daß man *ἄλλο* besonders hervorheben will. An unserer Stelle erscheint *ἄλλο* als ein natürlicher Zusatz, wie auch der Lateiner sagen würde: advocatis sociis et si quis quid aliud haberet quod diceret. Dazu kommt noch, daß ja die Megarer wirklich andere Klaggründe vorbringen, andere Beleidigungen der Athener aufzählen.

Die zweyte Abtheilung seiner kritischen Beyträge eröffnet der Verfasser mit einer sehr lehrreichen Erklärung von VIII, 94, 3: *οἱ δ' αὖ Ἀθηναῖοι . . εὐθὺς δρόμῳ ἐς τὸν Πειραιᾶ πανδημεὶ ἐχώρουν ὡς τοῦ ἰδίου πολέμου μείζονος ἢ ἀπο τῶν πολεμίων οὐχ ἑκὰς ἀλλὰ πρὸς τῷ λιμένι ὄντος.* Ich stimme vollkommen überein, daß mit *ὁ ἀπὸ τῶν πολεμίων πόλεμος* der von den Feinden in De-

kelea Athen bedrohende Krieg gemeint sey, ὁ ἴδιος πόλεμος aber den drohenden Kampf der Vierhundert im Bunde mit dem nahe auf der Lauer liegenden Agesandridas bedeute. Die Beweisführung des Verfassers läßt nichts zu wünschen übrig. Auch die Vertheidigung des Ausdruckes μείζονος ἢ ἀπὸ τῶν πολεμίων etc. und die beygefügten grammatischen Erörterungen scheinen mir ausreichend genug. Das Irrthümliche des Gregor. Cor. 38: τὸ ἢ παρέλκει πολλάκις παρὰ Ἀττικοῖς; ὡς ἐν τῇ ὀγδόῃ Θουκυδίδου εὑρίσκεται — wird ganz klar erwiesen; ebenso das Unnöthige nach ἀπὸ den Artikel τοῦ einzuschalten. Man braucht nicht einmal eine unbestimmt vorschwebende Ellipse anzunehmen: denn der (bestimmte), zunächst befürchtete Kampf im Angesicht der Stadt wird in seiner größeren Bedeutung eben nur einem von den Feinden aus Dekelea herkommenden entgegengehalten. Eben so wenig bedarf es vor οὐχ eines καί: Thukydides faßt gerne zwey Gedanken formell zusammen. Der Hauptgedanke scheint mir: ὡς τοῦ ἰδίου πολέμου — οὐχ ἑκὰς ἀλλὰ πρὸς τῷ λιμένι ὄντος, diesem wird der nächstliegende, durch οὐχ ἑκὰς hervorgerufene Gedanke μείζονος ἢ ἀπὸ τῶν πολεμίων eingeschaltet und zwar aus innerem Grunde gerade an dieser Stelle.

Mit Recht bewahrt der Verf. δ' αὖ gegen Bekkers δ' οὖν. Es liegt darin, wie er sagt, unser „dagegen." Noch bezeichnender, meine ich, ist das jetzt seltenere „hinwieder."

Unter andern bespricht Hr. U. noch I, 92 am Ende: οἵ τε πρέσβεις ἑκατέρων ἀπῆλθον ἐπ' οἴκου ἀνεπικλήτως. Es bezieht sich dieß auf die bekannte Gesandtschaftsgeschichte bey der Befestigung Athens durch Themistokles. Obige Worte hätten nun den Sinn: „Und die Gesandten beyder (Staaten) giengen ungetadelt (ohne Vorwurf) nach Hause ab." Statt des „ungetadelt" erwartet Hr. U. namentlich in Rücksicht der Lacedämonischen Gesandten in Athen ein „unangefochten (unangetastet, unbelästigt)" und verändert daher ἀνεπικλήτως in ἀνεπιλήπτως. Die Verwechslung läge allerdings nahe; allein ich zweifle an dem Rechte zu solcher Aenderung. Die Athener

hatten hier gewiß nicht das entfernteste Recht, den Gesandten von Sparta irgend etwas in den Weg zu legen oder vorzuwerfen — wohl aber umgekehrt die Spartaner den Athenern. Auch fühlten erstere schon das Verletzende in dem Benehmen der letzteren; allein sie unterdrückten ihren Aerger: ὀργὴν μὲν φανερὰν οὐκ ἐποιοῦντο τοῖς Ἀθηναίοις — τῆς μέντοι βουλήσεως ἁμαρτάνοντες ἀδήλως ἠχθοντο heißt es ja in eben unserem Capitel. So wird denn ἀνεπικλήτως vorwaltend auf die Spartaner gehen; diese halten in der ganzen Sache mit ihrer Absicht hinter dem Berge — τὸ μὲν βουλόμενον καὶ ὕποπτον τῆς γνώμης οὐ δηλοῦντες ἐς τοὺς Ἀθηναίους (c. 90); während alle andern über die Athener laute Klage führen — τῶν δὲ ἄλλων ἀφικνουμένων καὶ σαφῶς κατηγορούντων ὅτι τειχίζεται (cap. 91) — verhalten sie bis zuletzt ihren Groll, und als beyde Gesandtschaften heimkehren, fällt kein Wort des Vorwurfes. So, meine ich, sey der Ausdruck ἀνεπικλήτως gesichert. Uebrigens ist über das Wort zu vergleichen Bachmann. Anecd. Graec. I, p. 94.

Die am Schluße gegebene Darstellung „über die oligarchischen Versuche der Vierhundert zu Athen im Jahre 411" — nach Thukyd. VIII, 45 — 98 — weist vorzüglich auf den leider schon frühzeitigen Einfluß hin, welchen Persien auf die inneren Verhältnisse Griechenlands und seiner zwey um die Hegemonie eifernden Hauptmächte geübt hat — ein mahnendes Vorspiel für die so ähnliche Lage unseres Vaterlandes! — und hebt die Person des Alkibiades als die Angel hervor, um die sich gleichsam gezwungen die ganze politische Entwicklung drehte, ohne daß es den Handelnden selbst immer bewußt war.

G. M. Thomas.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Mai.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Conjectaneorum Byzantinorum libri duo.

(Fortsetzung.)

Wie Hr. Mullach sich freymüthig über die Byzantinische Gelehrsamkeit des Bonner Kritikers ausläßt, so wollen auch wir von unserem Rechte weiteren Gebrauch machen, und fahren in unsern Bemerkungen über die von uns sogenannte Trias fort.

Hr. J. Bekker hat im Jahre 1834 den Ducas, im Jahre 1838 den Phrantza nebst dem Cananus und Joh. Anagnosta, im Jahre 1843 den Laonicus Chalcocondylas herausgegeben. Reden wir zuerst über den zweyten, Phrantza und seine Begleiter.

Den Kennern der byzantinischen Geschichte wird die Notiz erfreulich gewesen seyn, daß der Herausgeber die zum Theil ganz unvollständige, oft auch unrichtige Uebersetzung von Jacobus Pontanus (1604) verlassen, und eine neue, wohlgelungene durch einen achtbaren Gelehrten, Hrn. Brockhoff, anfertigen ließ, dem wir auch anderes Werthvolle in der Bonner Sammlung verdanken. Dieß halten wir für das Hauptverdienst der Ausgabe. Die Kritik des Textes, welchen erst im Jahre 1796 der Wiener Gelehrte, Alter, bekannt machte, hat aus einem Parisiensis verschiedentlich gewonnen, während eine wiederholte Collation des Monacensis, aus welchem Pontanus und Alter schöpften, ganz am Orte gewesen wäre; denn die *δεύτεραι φροντίδες* in Benutzung der Handschriften, gerade der Monacenses, sind bekanntlich auch bey diesem großen Unternehmen nicht ganz ohne Nutzen geblieben. Zudem soll Alter flüchtig verfahren seyn. Daß in der Vaticana ein kürzerer Phrantza, seitdem von A. Mai edirt, vorhanden sey, konnte der neue Herausgeber wissen; aus dieser Recension mochte für Phrantza, wie aus der Epitome des Augustanus für Anna Comnena, vermuthlich Manches gewonnen werden. Unterlassen ist auch der Gebrauch eines Parmensis, gerade wie für Nicetas Acominatus der hochwichtige Vindobonensis unbenutzt blieb. Was die angehängten kleinern Schriftsteller betrifft, so vermißt man, wie auch sonst zuweilen in diesen Ausgaben, die Vorreden ꝛc. der Originaleditionen; von den bezüglichen Handschriften keine Erwähnung. Auch Alters Vorrede ist nicht wiedergegeben. Am meisten war zu wünschen, daß die Handschrift des Johann Anagnosta noch einmal eingesehen worden wäre, da der allbekannte Herausgeber der Symmicta u. s. w., Leo Allatius, mit dem Lesen der Urkunden in verschiedenen Beziehungen es nicht immer gewissenhaft genommen haben soll. Doch hat der Herausgeber nicht ermangelt, diesen vernachlässigten kleinen Schriften (des Cananus und den zwey des Anagnosta) mit einigen Conjecturen nachzuhelfen. Der index der Alterschen Ausgabe ist wiederholt, und für Phrantza und Cananus, nicht aber für Joh. Anagnosta, sind indiculi Graecitatis, die unsern Dank verdienen, beygefügt. Daß Phrantza wie Chalcocondylas auch in dieser Ausgabe ohne historischen Commentar gelassen wurde, müssen wir im Interesse der Wissenschaft bedauern.

Der Text des Laonicus Chalcocondylas ist, entweder durch eigene Schuld des Verfassers, was nicht glaub-

lich, oder was wahrscheinlich, durch starke Mitschuld der Abschreiber, der verdorbenste unter den Texten der Drey; und doch steht der Inhalt des Werkes in ethnographischer und historischer Beziehung auch deßhalb an Werth über der Schrift des Phrantza, zum Theil auch des gebildetern Ducas, da der Standpunkt des Griechen Laonicus Chalcocondylas der türkische, der Standpunkt der beyden Andern der byzantinische gewesen ist, abgesehen davon, daß sein Blick freyer von Persönlichkeiten blieb, welche bey Phrantza überall vorherrschen. — Wenn wir auf das Einzelne eingehen, so dünkt uns unbillig, daß der Herausgeber in der Vorrede seinem Autor die Nachahmung des Herodotus vorwirft, gerade als wollten wir einem Arrian oder Agathias ihre Xenophontische Nachahmung, gar einem Demosthenes seine Thucydideischen Studien übel auslegen. Des Trostes und der Bildung aus besserer Vorzeit bedürfen gesunkene Jahrhunderte am meisten. Lasset uns daher solche, wenn auch schwache Strebungen, nicht einfach bekriteln, vielmehr dessen, was auch wir seyn sollten, stets eingedenk bleiben! — Die Herausgabe des Chalcocondylas war von Niebuhr dem berühmten Holländer Hamaker übertragen worden — die beste Wahl, wenn vom orientalischen Gesichtspunkt die Rede ist. Ob jedoch der Berufene, was Neigung und Studien anlangt, zugleich Byzantolog war, ist uns aus den siebenundneunzig meist treffenden Verbesserungen — sie reichen bis in das vierte Buch — nicht deutlich geworden. Hamaker starb über der Vorbereitung zur wirklichen Herausgabe, die ihm kaum je zugesagt haben muß, da der Bonner Herausgeber in der kurzen Vorrede offenherzig sagt: „mox propius cognitum simulque desperatum de manibus deposuit neque attigit amplius, donec fastidio suo immortuus hereditatis molestiam mihi transmisit.“ In welchem Grade nun die molestia hereditatis auf der Seele des Vollenders der Hamaker'schen Arbeit gelastet, ist uns unbekannt. Genug, für Chalcocondylas hat der Nachfolger dem Umfange nach noch weniger gethan, als was er für Phrantza leistete. Zwar ist von kritischen Hülfsmitteln ein neues beygebracht, ein Apographum Crusianum aus einem von Herrn Bekker nicht bezeichneten Codex, vielleicht einem Augustanus. War es aber ein solcher, warum wurde nicht an die wahrscheinliche Quelle, München, gegangen, wo die meisten Augustani aufbewahrt sind? So konnte eine Collation des Originals (Crusius hat seine Abschrift nicht selbst besorgt) Besseres bieten, als das Apographum; denn das Wenige aus diesem Mitgetheilte ist fast für nichts zu achten. Der übrige kritische Vorrath ist aus der Pariser Ausgabe des Fabrotus genommen.

Daß nun die von Diesem und den frühern Gelehrten gelesenen Codices von Neuem an Ort und Stelle durchgegangen worden, ist wieder nicht gesagt; wir glauben also, daß auch Das nicht geschah. Ferner hören wir nichts davon, daß anderwärts nach kritischer Hülfe gesucht wurde. Von den Vorreden der Vorgänger ist nur die Fabrotische wiederholt, mit der Note des Herausgebers: „Glossarii Fabrotiani pars major aut Ducam aut Chronicon Ducae subjunctum illustrat; quae nunc cum Laonico edi non potuit. Laonici glossae in indice historico reperientur.“ Im lateinischen index historicus zum Chalcocondylas finden sich diese „glossae“ wenigstens nicht typographisch bezeichnet, eben so wenig die zum Ducas gehörigen hinter Diesem; und doch wurde ein anderes Fabrotisches Glossar, das zum Nicetas Acominatus, zum Dank der Leser wiederholt. Ein index Graecitatis ist bey diesem Autor ganz unterblieben, wohl aber der index historicus der Parisina unverändert, wie es scheint, wiederholt. Was die lateinische, unverändert gelassene Uebersetzung betrifft, so sollte man glauben, es rühre nur Liber I. von dem alten Züricher Clauserus her, da man gedruckt liest: „Laonici Chalcocondylae . . historiarum . . liber primus, Conrad Clausero Tigurino interprete.“ Allein die ganze Uebersetzung ist von diesem verfaßt, nicht bloß die von Liber I., und enthält neben vielem Verfehlten manche nicht verwerfliche Lesart, von der in der neuen Ausgabe kein Gebrauch gemacht worden ist. Noch müssen wir einer Stelle der Vorrede Erwähnung thun, welche nebst Anderem für das Verfahren des Herausgebers in solchen Fällen bezeichnend ist, wo die alten Ausgaben, namentlich die Pariser, Beylagen lieferten, welche streng genommen allerdings nicht zur Sache gehören, aber für gelehrtere Leser von ziemlichem Werthe gewesen sind. Man lese Praef. pag. VI: „Subjungit editio Pa-

risiensis Annales Sultanorum Othmanidarum a Leunclauio Latine versos, et ejusdem Pandecta historiae Turcicae; quibus facile careas post Hammerianam imperii Osmanici historiam.“ Die nicht sehr umfangreiche Leunclau'sche Zugabe der Parisina und der Veneta wird mancher Leser der Bonnensis, welchem weder gedachte zwey Sammlungen, noch das theure Hammersche Werk zugänglich sind, nebst anderem, was in andern Bänden stillschweigend, oder nicht stillschweigend weggelassen wurde, ungern vermissen, und Anderes dagegen geben, was in der neuen Sammlung per superabundantiam quandam Zutritt behalten oder erst erhalten hat. Wir wollen jedoch mit der bekannten Brachylogie des berühmten Helleniſten nicht rechten, und geben gerne zu, daß ein großes Privatunternehmen, welches, wie dieses, bereits im ersten Decennium seines Bestandes, wie bekannt, den größern Theil seiner vertragsmäßigen Käufer verloren hat, kurz vor dem Schluß und zu guter Letzt alles und jedes über Bord werfen muß, was nicht wirklich als ein ganz unentbehrliches Glied des ursprünglich projectirten Corpus angesehen werden kann.

Die Ausgabe des Ducas (die früheste unter den dreyen) können wir kürzer berühren, da auch der gelehrte Besorger derselben auf dieselbe nach der eigenen Versicherung (Praef. p. V) nicht viel mehr als die Mühe einer Druckcorrectur verwendet hat: „Barbarum perditorum temporum testem sordibus suis relinquebam, neque ultra orthographiam aut interpunctionem emendabam.“ Er hatte nämlich gehört, daß außer dem Parisinus, aus welchem Ismael Bullialds Ausgabe floß, schwerlich „ein anderer sich vorfinden dürfte“ (codices praeter Parisiensem vix ullos superesse compereram). Wir bedauern, daß ein solcher Meister atheniſcher Kritik gerade bey diesem Gegenstand sich die Arbeit so leicht machen mochte. Denn wenn der Parisinus wirklich unicus ist, warum ist derselbe nach Bulliald's jedenfalls oberflächlicher Arbeit nicht von Neuem verglichen worden? So werden uns auf einem Druckraum von 346 Seiten im Ganzen etwa sechsundneunzig notulae curtissimae geboten, wozu freylich die Corrigenda einigen Zuschuß liefern. Was aber das von uns Vermißte dennoch aufwiegt, ist die Beygabe der bis dahin ungedruckten, von Hrn. Ranke dem Herausgeber überlassenen ungedruckten italienischen Uebersetzung des Originals durch einen gleichzeitigen venetianischen Geistlichen, über welche der Herausgeber, dem dieselbe ohne Zweifel erst nach dem Druck des Originals bekannt oder zugänglich wurde, in der Vorrede mehreres Lehrreiche mittheilt. Diese Uebertragung setzt einen viel vollständigern griechischen Text voraus, als der des codex Parisinus (man vergleiche z. B. nur das letzte griechische Capitel mit dem letzten der venetianischen Arbeit), und wird einen künftigen Herausgeber, welcher hoffentlich die beyden andern Autoren mitbearbeiten, und die von Hammer-Purgstall zuerst gebrauchten türkischen Originalschriftsteller dieser Periode für Kritik und Erläuterung benutzen sollte, veranlassen, alles auch bey diesem Autor Versäumte oder Unterlassene nachzuholen, um den griechischen drey Hauptschriftstellern dieses Abschnittes einen nach Form und Inhalt viel bessern und vollständigern Text zu geben. Der ziemlich geringfügige Commentar des Bullialdus zum Ducas und zum Chronicon breve ist, wie der index historicus, unverbessert wiederholt, dagegen ein index Graecitatis zum Ducas, kein besonderer aber zum Chronicon angehängt worden. Daß dieses Schriftchen demselben Bande beygegeben sey, hat der Haupttitel der neuen Ausgabe zu bemerken unterlassen.

Wir kommen nun zur Beurtheilung der Mullach'schen kleinen Schrift.

Zur Verbesserung des Ducas hat der Hr. Verfasser drey Stellen herausgehoben.

Cap. VII. p. 28 sq. ed. Bonn. Ursprünglicher Text: *ἐν πάσαις ταῖς κατὰ δύσιν μέρεσιν* (in omnibus terris occidentalibus). Der Bonner Herausgeber liest wohl mit Recht: *ἐν πᾶσι τοῖς κατὰ δύσιν μέρεσιν*, da Ducas unseres näheren Wissens nirgends bey *πᾶς* in diesen soloecismus ultimae infimaeque Graecitatis verfällt. Die von Hrn. M. für die alte Lesart angeführten Beyspiele (*πᾶσα εἷς* u. s. w.) sind sämmtlich spätpoetische, und können hier nicht viel beweisen. Für *μέρεσιν* zu lesen *μερίσιν*, ist nicht rathsam, da für terra, regio diese Autoren *μέρος*, nie *μερὶς* gebrauchen.

Cap. VIII. p. 32. Hier lautet der alte Text: *Ὅσοι μὲν τῶν Τούρκων ἡνδραποδίζοντο, μαχαίρας αὐτοὺς παρανάλωμα ἐπεποίη* (Christiani). Ismael Bullialdus schlägt *ἐποίησαν*, Hr. M. *ἐποίουν*, Hr. B. in den Corrigendis, was Hrn. M. entgangen ist, *ἐπεποίηντο* vor, womit wir gerne übereinstimmen. Daß eben dort *ἀφελόντες* statt *ἀφελοῦντες* zu lesen sey, hat Hr. M., der also doch Conjecturen zuläßt, richtig eingesehen.

Cap. XXXVIII. p. 273: *ὁ δὲ σοφιστὴς τῆς κακίας ἐκείνης τι μέθοδον ἐπίστατο τοῦ μὴ διαφαγῆναι τὴν χωνείαν* (die Rede ist von der Verfertigung einer ungeheuern Kanone für die Türken). Hr. Bekker schlägt *τίνα μέθοδον*, Hr. M. *τί μέθοδον* vor, da letzteres interrogativum wie das indefinitum *κάτι* omnis generis et numeri sey, und führt sowohl hier, als p. 33 wieder poetische Beyspiele an. Daß aber hier eine Frage zulässig sey, können wir kaum einräumen, da erst weiter unten, ganz am rechten Orte, wirklich die Frage folgt: *οὗτος δὲ τί ἐποίει;* Wir glauben, daß der Librarius des Ducas in der That das indefinitum *τι*, wie gedruckt ist, statt *τινὰ* las; möchten aber, da ein zweytes Beyspiel dieser Form aus dem Autor selbst nicht beyzubringen ist, entweder *τινα μέθοδον* oder *τι μεθόδον* vorschlagen.

Wir hätten wünschen mögen, noch weitere zweifelhafte Stellen nicht bloß aus Ducas, sondern auch aus den beyden andern oben berührten Autoren mit unserem gelehrten Verfasser besprechen zu können; gehen aber zum zweyten Theil seiner Conjectanea Byzantina, welche das Chronicon breve betreffen, über.

Ismael Bullialdus hat auch diese nicht ganz unwichtige Schrift zuerst aus einem Pariser codex herausgegeben, den er nicht näher bezeichnet. Hr. Bekker hat denselben so wenig, als den des Ducas von Neuem verglichen, auch sich aller Anmerkungen enthalten, gleichwohl stillschweigend einige Verbesserungen anzubringen versucht. Daß der große Ducange auch diese Urkunde wohl kannte, zeigt sein griechisches Glossar, aus welchem Hr. Mullach einige hieher gehörige Stellen angeführt hat, die von Bullialdʼs Lesarten etwas abweichen. Wir sind dem Verfasser des Schriftchens zu besonderem Dank verpflichtet, daß er sich diesen fast verschollenen Anonymus, für welchen Bullialdʼs Commentar meist Unerhebliches gewährt, zum Gegenstand einer besondern Diatribe gewählt, welcher so manche andere der byzantinischen Detailgeschichte angehörige Werkchen gleich geringen Umfangs noch immer entgegensehen.

Das kleine Chronicon, das man fast auch Turco-Graecum nennen könnte, umfaßt die Jahre Christi 1089 — 1522, und ist von einem Griechen verfaßt, der unter venetianischer Oberherrlichkeit, die er als die seinige mehrmal anführt, wie Bullialdus meint, in Morea, oder auf einer der benachbarten westlichen Inseln gelebt haben muß.

Ueber den griechischen Text (Bonner Ausgabe p. 512 sqq.) und den entsprechenden Abschnitt der Mullachʼschen Schrift S. 5 ff. erlauben wir uns Nachstehendes zu bemerken.

P. 516, 1. *Τῷ* 1380 *ἐγέγονεν κύριον πάσχα, ἀπέθανεν καὶ ὁ δεσπότης ὁ Καντακουζηνός.* Man distinguire: . . *πάσχα. Ἀπέθανεν κ. τ. λ.* Die Auslassung der Verbindungspartikel *δὲ* ist bey diesen Griechen an der Tagesordnung.

P. 516, 7. *Τῷ* 1389 *ἐπαρέλαβεν ἡ ἐκλαμπροτάτη ἡμῶν* (Venetorum) *ἀφεντία τὸ Ἀναύπλι.* Die Form *Ἀναύπλι* für *Ναύπλιον* kommt p. 517, 2. 19. 521, 17. wiederholt vor. Ob dieselbe, wie Hr. Mullach meint, nur in diesem Autor sich finde, müssen wir dahin gestellt seyn lassen, bemerken aber, daß *Ἀνάπλι* in dem Fragment einer der unsrigen sehr ähnlichen spätern griechischen Chronik (Historia politica et patriarchica. Epirotica. Bonnae 1849) zu lesen ist, wo es p. 251, 1. heißt: *Ἐπῆραν* (ceperunt Veneti) *ἔτι τὴν Μεθώνην καὶ τὸ Ἀνάπλι ἐπὶ ἔτους* 1686. Ueber die Vorsylbe *α* bey diesem und andern Worten ist Hr. M. p. 6 zu vergleichen. Man sehe auch unsere Chronik p. 517, 16.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Mai.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia. Recognovit Reinholdus Klotz. Partis I. Vol. I. continens libros IV. ad C. Herennium et libros II. de inventione. Lipsiae, sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCLI. XXXVIII und 207. 8.

Die handschriftliche Verbreitung der Werke Cicero's, welche in neuerer Zeit am meisten gelesen werden, wie de oratore, Brutus und Orator, steht in auffallendem Gegensatz mit der der übrigen, welche jetzt gewöhnlich eine unverdiente Zurücksetzung erfahren, wir meinen de inventione und die kleinen Schriften Partitiones oratoriae und Topica, zu denen sich noch die Rhetorica ad Herennium gesellen; jene sind nämlich nur in einem und dem andern ältern codex erhalten, und die übrigen bloße Copien aus dem spätern Mittelalter, während die andere Partie in unzähligen Handschriften, worunter viele von beträchtlichem Alter, vorliegen. Wußte man in der Zeit, als sie so stark verbreitet wurden, mehr den Stoff und die schulgerechte Methode dieser Lehrbücher zu schätzen, und fehlte der Sinn für die anmuthige Einkleidung, welche jene auszeichnet, so erkennt man heut zu Tage insgemein zu wenig die Vorzüge der angeblich „trocknen gerippartigen" Rhetoriken und verliert dadurch gerade den Maaßstab, um die geistreiche Behandlung des Stoffes in den eleganter geschriebenen Abhandlungen würdigen zu können.

Wie gering die Aufmerksamkeit vieler Philologen auf die für richtiges Verständniß rhetorischer Technik und der darauf sich gründenden Reden Cicero's unentbehrlichen Schriften bisher war, zeigen die über das Verhältniß der Bücher de inventione zu den Rhetorica ad Herennium abgegebenen Urtheile und die sonderbaren Meinungen, welche über den Verfasser des letztern Lehrbuchs laut geworden sind. Die große Schwierigkeit, den Auctor ad Her. ausfindig zu machen, hat manche Gelehrte bestimmt, die Sache ganz auf sich beruhen zu lassen; anders der Herausgeber vorliegender Sammlung der Ciceronischen Werke, welcher wieder zu der ältesten handschriftlichen Tradition zurückkehrt; er hat nicht nur die Aufschrift M. Tullii Ciceronis Rhetoricorum ad C. Herennium libri quattuor an die Stelle der Orellischen Incerti scriptoris Rhetoricorum etc. gesetzt, sondern auch in seiner Vorrede mehrmalen sich zu der Ueberzeugung bekannt, daß dieß Werk von Cicero herrühre *); z. B. in dem Prooemium p. VI (wo zu II. §. 16. bemerkt ist non nego mihi Ciceronem interiicere scripsisse videri), VII (zu II, §. 34. in versibus Ennii, quos laudavit de eius Medea Cicero), XI (nec aliter ipse Cicero infra IV, §. 61.) und sonst noch öfter.

Lassen wir diese Autorschaft gelten, so entsteht

*) In diesem Betracht steht Klotz weit ab von Bernhardy, welcher in seiner lat. Literaturgeschichte p. 57 selbst den uns nur aus Sueton's vita bekannten Gnipho für zu gut hielt, um ein solches Machwerk zu produciren, indem er erklärt: „man erweist dem Gnipho wenig Ehre, wenn man hierin seinen Geist erkennen will."

die schon von Burmann aufgeworfene Frage, welches von beyden Werken zuerst geschrieben wurde? Die Rhetorica ad Her. können nicht wohl auf die Bücher de inventione gefolgt seyn, indem es schwer zu begreifen wäre, wie Cicero die in letztern angewandte philosophische Behandlung der confirmatio und reprehensio ganz und gar aufzugeben im Stande war; also die inventio eher auf das opus Herennianum. Dann erhebt sich aber ein neues Bedenken, wie er, der noch als sehr junger Mann die Inventio verfaßte, so schnell zu einer wesentlich verschiedenen Theorie übergehen konnte, und wie es kam, daß er schon frühe die richtigste Ansicht über gewisse Punkte gefaßt hatte, um sie gegen offenbar irrige hernach zu vertauschen. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß die status oder constitutiones, d. h. die Bestimmung der Controverse, ohne welche eine gründliche Durchführung des Für und Wider nicht möglich schien, in dem älteren Lehrbuch weit richtiger gefaßt, eingetheilt und dargestellt sind als im jüngern; bey genauerer Betrachtung ergeben sich hierin sehr beträchtliche Unterschiede.

In der allgemeinen Classificirung stimmt nur die constitutio coniecturalis, was kaum anders möglich war, überein; was aber in der Herennianischen Rhetorik als iuridicialis bezeichnet ist, und als dritte constitutio erscheint, zerfällt in der Inventio in negotialis und iuridicialis, also ist hier iuridicialis, statt genus zu seyn, zur species geworden; Cicero hat diese Gattung der const. generalis untergeordnet. Dieß ist nach dem Vorgang des Hermagoras geschehen, der die *ποιότης* in das *πραγματικὸν δικαιολογικὸν* und, was Cicero ausführlich widerlegt, noch in *ἐπιδεικτικὸν* und *συμβουλευτικὸν* theilte. Eigenthümlich ist der Inventio auch der Anhang de praemio et poena. Diese ist im Grund von der in jeder constitutio möglichen Verurtheilung unzertrennlich, jenes ergänzt nur scheinbar die const. iuridicialis, für welche der Beweis, daß eine That mit Recht geschehen sey, genügt; dasselbe würde darum eher im genus demonstrativum eine passende Stelle finden; darauf nahm Hermagoras wahrscheinlich Rücksicht.

Eine constitutio translativa weist der Auctor ad Her. mit vollem Recht nach dem Vorgang seines Lehrers *) zurück; Cicero selbst ist später von der Ansicht des Hermagoras abgekommen, für welche er sich jetzt noch in sehr entschiedener Weise ausspricht de Inv. I, §. 16.: huius constitutionis Hermagoras inventor esse existimatur, non quod non usi sint ea veteres oratores saepe multi, sed quia non animadverterint artis scriptores eam superiores, nec retulerint in numerum constitutionum; post autem ab hoc inventam multi reprehenderunt, quos non tam imprudentia falli putamus (res enim perspicua est), quam invidia atque obtrectatione quadam impediri. Das ist schwerlich geschrieben ohne Rückblick auf die Worte des Auctor ad Her. I, 18: causarum constitutiones alii quattuor fecerunt: noster doctor tres putavit esse, non ut de illorum quidquam detraheret inventione, sed ut ostenderet, id quos oportuisset simpliciter ac singulari modo docere, illos distribuisse dupliciter et bipertito. Wäre nun Cicero der Verfasser beyder Schriften, so hätte er zuerst die richtige Absicht seines Lehrers gebilligt, dann und zwar bald darauf denselben, weil er nicht die offenbar irrige Theorie des Hermagoras angenommen hatte, des Neides und der Verkleinerungssucht gezeiht. Quintilian, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß in dem ältern Lehrbuch bereits das Richtige angegeben war, bekämpft ausführlich diese Meinung des griechischen Rhetors, welche er selbst anfänglich gut geheißen hatte (III, 6, 63 sqq.). Daraus darf man jedoch nicht schließen, Quintilian habe die Rhet. ad Her. nicht gekannt; er ignorirt das Werk vielmehr absichtlich bey jeder Gelegenheit, wo er etwas Günstiges darüber sagen könnte und hebt nur die Schattenseiten heraus.

Da die constitutio translativa in der Inventio I, §. 16, II §. 57 sq. als solche aufgenommen

*) In den Handschriften ersten und zweyten Ranges wenigstens fehlt der Name, welcher erst in den geringern theils als hermestes, theils als hermes vorkömmt. Nun wird zwar ein Lucius Hermes allerdings von Suetonius de illustr. gramm. c. 10 als Lehrer des Atteius Philologus, den auch Gnipho unterrichtet habe, angeführt, aber der auctor war sicherlich nicht ein Zeitgenosse des Atteius, welcher mit Sallust und Asinius Pollio verkehrte.

iſt, durfte auch das genus assumptivum der iuridicialis nicht, wie in den Rhet. ad Her. eingetheilt werden, in concessio, remotio criminis, translatio criminis, comparatio, ſondern an die Stelle der dritten species müßte daſelbſt die relatio criminis treten, um nicht denſelben Namen dem genus und der pars constitutionis zu geben. Ein weiterer Unterſchied iſt nun der, daß die translatio im ältern Werk theils, wie wir eben geſehen haben, als Gattung der iuridicialis, theils als Gattung der constitutio legitima erſcheint. Dieſe (die const. leg.) iſt in der Inventio nicht zu entdecken, weil Cicero außer den genannten constitutiones nur noch die definitiva kennt, welche vom auctor Herennianus als vierter Theil unter den ſechs der constitutio legitima aufgeführt wird, vgl. I, 19: legitima est constitutio, cum e scripto aliquid controversiae nascitur. ea dividitur in partes sex: scriptum et sententiam, contrarias leges, ambiguum, definitionem, translationem, ratiocinationem. Offenbar iſt hiemit eine praktiſche Ueberſicht aufgeſtellt, während im andern Werk die fünf übrigen Theile außer der translatio gar nicht als zu einer constitutio gehörig, ſondern nur als controversiae quae in scripto versantur (vgl. Inv. II, 115) betrachtet werden. Auf dieſe Weiſe ergibt ſich ein neuer Mißſtand: neben die constitutio definitiva (II, 52) pflanzt ſich eine controversia ex definitione (II, 153) hin, wo dann der einzige Unterſchied in der äußern Form des zu definirenden Objectes zu beſtehen ſcheint, zufolge der eigenen Erklärung, denn dort lieſt man: cum est nominis controversia, quia vis vocabuli definienda verbis est, constitutio definitive dicitur; hier aber: definitio est, cum in scripto verbum aliquod est positum, cuius de vi quaeritur. Jener Vorſtellung übrigens von controversiae ex scripto, die außer den constitutiones liegen ſollen, iſt Cicero ſelbſt noch in ſeinem Werke de oratore II, §. 110, 112 treu geblieben, ſo wie in den viel ſpäter herausgegebenen Partitiones oratoriae, erſt in den Topica räumt er gewiſſermaßen ein, daß jene controversiae Beſtandtheile der constitutio legitima ſind, wenn er in einer Stelle, die wir, ſowohl weil ſie ſehr wichtig, als weil ſie theilweiſe noch in den neueſten Ausgaben fehlerhaft geſchrieben und interpungirt iſt, ganz herſetzen, §. 95, ſagt: quoniam lege firmius in controversiis disceptandis esse nil debet, danda est opera, ut legem adiutricem et testem adhibeamus, in qua re alii quasi status existunt novi, qui appellantur legitimae disceptationes: tum enim defenditur non id legem dicere, quod adversarius velit, sed aliud: id autem contingit cum scriptum ambiguum est, ut duae differentes sententiae accipi possint; cum opponitur scripto voluntas scriptoris, ut quaeratur, verbane plus an sententia valere debeat; cum legi lex contraria affertur: ita sunt tria genera, quae controversiam in omni scripto facere possunt: ambiguum, discrepantia scripti et voluntatis et scripta contraria.

(Fortſetzung folgt.)

Conjectaneorum Byzantinorum libri duo.

(Schluß.)

P. 516, 18. *Καὶ ἡ ἀφεντία μας* (noster Venetorum ducatus) *ἔδωσε τοῦ δεσπότου τὰ Μέγρα καὶ τὸν πύργον τοῦ Μυλοποτάμου.* Hier iſt ohne Zweifel *Μέγαρα* zu leſen.

P. 516, 23. muß ſtatt *ἀπεῖραν* geleſen werden *ἐπῆραν*, eine allen Byzantinern, ſo auch dieſem Chroniſten geläufige Form.

P. 517, 2. *Λοῦκας ὁ Ἐπικερνός.* Warum nicht *ὁ ἐπικέρνις?*

P. 517, 15. *Τῷ αὐτῷ ἔτει* (1418) *ἦλθεν καὶ οἱ Ἀναβιρεζοὶ εἰς τὴν Ταβίαν.* Das war ein Corps navarreſiſcher Soldtruppen. Man ſehe oben zu p. 516, 7. Bullialdus denkt ſonderbar an Bewohner von Navarin (eigentlich Avarin, von den Avaren ſo genannt).

P. 517, 23. *Τῷ* 1421 *ἔτει . . Σιγουντονάνης ἐπίσκοπος Λατίνων μετεκόμισε τὰ λείψανα τοῦ ὁσιωτάτου Πέτρου ἐπισκόπου Ναυπλίου καὶ Ἄργους . . εἰς τὴν ἐπισκοπὴν Ναυπλίου.* Sonſt leſen wir bey dieſem Chroniſten das vulgäre *Ἀναύπλι*, hier das reine *Ναύπλιον*. Natürlich. Dort iſt von secularibus, hier von spiritualibus die Rede. Die-

ſen Unterſchied hätte wohl kein Laie gemacht. Wir glauben, das Büchlein iſt von einem Kleriker griechiſcher Kirche geſchrieben, was auch aus dem gefliſſentlich gewählten *Λατίνων* hervorgeht.

P. 519, 8. *Καὶ ἐκούρευσε μέχρι Λιβαδείας καὶ Ζητουνίου καὶ τοῦ τόπου τῶν Ἀγράφων.* Daß für *ἐκούρευσε* (totondit) *ἐκούρσευσε* zu leſen iſt, hat Hr. M. richtig bemerkt. Bey *Ἀγράφα* denkt Bullialdus an *Ἀκράθως* (Athos). Aber *Ἀγράφα* war und iſt ein Ort in Theſſalien.

P. 519, 22. *Καὶ ἐπῆραν ἄπειρα πλήθη καὶ ἅρματα καὶ ζῶα καὶ χρήματα.* Man leſe *ἅρματα* (arma) für *ἅρματα* (currus). Die Rede iſt von Menſchen und ihren Waffen, Thieren und ſonſtiger Habe.

P. 520, 20. will Hr. M. *ἤσθιεν ὁ λαὸς* geleſen haben. Doch kann *ἤσθιον* ſtehen bleiben.

P. 521, 4. iſt für *ἐπαράλαβε* wie p. 522, 5. 7. u. ſ. w. *ἐπαρέλαβε* zu leſen. Derſelbe Fehler iſt p. 524, 8. zu verbeſſern. Daß gleich nachher für *ἐπεῖρεν* zu leſen iſt *ἐπῆρεν*, hat Hr. M. bemerkt.

P. 521, 24. leſe man *νεμήσεως* anſtatt *νεμήσεος*.

P. 522, 15. iſt *με τὸν Τοῦρκον* anſtatt *μετὸν T.* mit dem Verfaſſer zu leſen.

P. 522, 14 iſt *Μοθοκορόνην* gedruckt. Sollte wohl *Μωθοκορώνην* heißen. Gemeint ſind die moreotiſchen Nachbarſtädte *Μεθώνη* (*Μοθώνη*) und *Κορώνη* (Modon und Koron), welche, wie auch ſonſt geſchieht, wegen ihrer Nachbarſchaft in ein Wort zuſammengezogen ſind. Außer vielem anderen vgl. man *γυναικόπαιδα* (Weiber und Kinder), *Πυλοπύθια* (Pylae und Pythia in Bithynien), *Ποντηράκλεια* = Heraclea Ponti u. ſ. w.

P. 524, 10. leſe man mit Hrn. M. *Σουλαιμάνης* ſtatt. *Σαλαιμάνης*.

P. 525, 5. ſcheint *πλεῖστον* nach dem vorangehenden *πλεῖστον* bloß eine fehlerhafte Wiederholung des Copiſten zu ſeyn.

P. 525, 11. mag *τὸ Ταμπρίζιν* (Tabris in Perſien) *καὶ τὸ σκαμνὶν αὐτῶν* (für *Σκαμνὶν αὐτῶν*) . . *ὅσον τον* (für *ὅσον τοῦ*) den Vorzug verdienen.

P. 525, 15 — 19. Mitten in dieſer auffallend rein ſtyliſirten Stelle fällt doch das barbariſche *ἐναντιηθῆναι* auf. Warum nicht *ἐναντιωθῆναι* oder *ἐναντιασθῆναι?*

P. 526, 16. hat man mit Hrn. M. für das ſinnloſe *ἀνυποστάσετι* zu leſen *ἀνυποταχτεῖ* (refragatur), und *ἔγινεν* für *ἐγίνεν*.

P. 527, 1.: *καὶ ἔκοψέν τους καὶ τὸν βίον αὐτῶν ἐδήμευσεν, ὃς ἐσύναξεν ἐξ αὐτῶν βίον πλῆθός ἄπειρον.* Hier will Hr. Mullach *ἐξ αὐτῶν τῶν βίων*, oder *ἐξ αὐτῶν τοῦ βίου* leſen. Wir billigen keines von beyden. Die Texteswortе *πλῆθος ἄπειρον* ſind Appoſition des vorangehenden *βίον*: facultates, et quidem vim earum immensam. Eine häufig altgriechiſche und byzantiniſche Form.

P. 527, 10.: . . *ἐγένετο λοιμικὴ νόσος εἰς τὴν Ῥόδον . . εἰς τὴν Ἄρταν, εἰς τὰ Ἰωάννικα ἐγένετο Περίαν, καὶ εἰς τὸν Μωραίαν σποράδην κ. τ. λ.* Die offenbar verdorbene Stelle lieſt Hr. M. ſo: . . *ἐγένετο καὶ εἰς τὴν Περίαν.* Die Ausfüllung müſſen wir gut heißen. Aber *Περίαν*, was ſich ſonſt nicht zu finden ſcheint, bleibt unverſtändlich. Wir meinen *Περαίαν* (oram nobis oppositam), und erlauben uns anzunehmen, daß unſer Kleriker auf einer der venetianiſchen Inſeln, etwa Zante, lebte, und dort das Alles niederſchrieb. In Zante aber konnte man die ganz nahe gegenüberliegende Küſte Morea's ſo gut *Περαία* nennen, wie in Byzanz die gegenüberliegende Küſte des goldenen Horns *Πέρα* (auch *Περαία*), die gegenüberliegende Bithyniſche Küſte, ja überhaupt Kleinaſien *τὰ Περατικὰ* hieß; die Krim den Bewohnern der pontiſchen Städte Sinope, Trapezunt u. ſ. w. gleichfalls *τὰ Περατικά*. So wäre der Sinn der Stelle: die Peſt überfiel . . Arta, Joannina, die Peraea, das (übrige) Morea ſporadiſch u. ſ. w. Will man dieſe Conjectur nicht billigen (etwa wegen des epirotiſchen Jannina), ſo wähle man die vulgäre Form *Ἠπειρίαν* (*Ἤπειρον*), für welche wenigſtens das gentilitium gefunden iſt. Man ſehe Phrantza I, 8 (pag. 38 ed. Bonn.): *Ἀχαρνῶν καὶ Αἰτωλῶν καὶ Ἠπειρίων*, d. h. *Ἠπειρωτῶν*.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Mai.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia.

(Fortsetzung.)

So viele Differenzen stellen sich schon bey der Eintheilung der constitutiones heraus, indem der Auctor ad Her. bloß die drey: coniecturalis, legitima, iudicialis anerkennt, die Inventio aber vier: coniecturalis, definitiva, generalis, translativa. Andere Unterschiede allgemeiner Art sind die, daß hier quaestio heißt, was aus der constitutio selbst zunächst als Problem der Untersuchung hervorgeht, dort aber mit der iudicatio, d. h. der aus ratio und firmamentum sich entwickelnden Schlußfrage identisch ist. Das firmamentum gibt Inventio I, 18 dem Vertheidiger, nicht, wie das andere Lehrbuch, dem Ankläger, und die daselbst nur dem Vertheidiger zugewiesene ratio definirt die Inventio allgemein als quae continet causam.

Um nun die specielle Behandlung der constitutiones zu betrachten; so stellen sich selbst in der coniecturalis viele starke Differenzen heraus. Der Auctor. ad Her. hat nicht an eine Aenderung derselben auf Gegenwart und Zukunft gedacht, wie Inv. I, 11, sie ist auch in der That müssig und unpraktisch, insofern der Zweck der constitutio bloß auf Entdeckung des Verbrechers ausgeht. Dieß hat selbst Victorinus (32, 20 ed. Orell.) eingesehen. Gegen eine solche Ausdehnung streitet auch die allgemeine Definition, welche die Inventio von der constitutio gibt, als intentionis depulsio, von welcher sogleich (I, 12) gegen Hermagoras Gebrauch gemacht wird, weil dieser die deliberatio und demonstratio der constitutio generalis unterordnen wollte; denn die intentionis depulsio muß namentlich bey der auf die Zukunft gerichteten deliberatio wegfallen. Ferner kennt die Inventio nicht die Eintheilung in probabile, collatio, signum, argumentum, consecutio und approbatio; letztere nennt sie nicht einmal und führt auch das argumentum nicht besonders auf. Sie unterscheidet dagegen die Beweise ex causa, ex persona und ex ipso facto. Die causa zerfällt in ratiocinatio und impulsio, die persona wird nach allen Attributen zergliedert, das factum oder negotium aus dem Zusammentreffen der Umstände und der persönlichen Qualitäten erörtert. Die dem Auctor. ad Her. fast ganz unbekannten Theile des factum ipsum sind continentia cum ipso negotio, gestio negotii, adiuncta negotio und consecutio. Was bey jenem signum ist und die Kategorien locus, tempus, spatium, occasio, spes perficiendi, spes celandi unter sich hat, wird in der Inventio der gestio negotii zugetheilt, die collatio aber, ohne diese Beziehung selbst anzuwenden, der ratiocinatio (II, §. 24) untergeordnet; was dort unter argumentum aufgeführt ist, wird hier in dem Abschnitt über die continentia cum ipso negotio angebracht; was unter consecutio dort vorkömmt, erscheint hier theils wieder unter dem continentia cum ipso negotio, theils unter demselben Titel hier, aber mit Beyziehung von Vielem, was der Auct. ad Her. nicht erwähnt. Die loci cummunes als wesentlicher Bestandtheil der approbatio werden anders im ältern, anders im

jüngern Lehrbuch aufgefaßt, nämlich in jenem erklärt quia alia in causa ab reo, alia ab accusatore tractantur, in dieſer als pars argumentorum aut in omnes eiusdem generis aut in plerasque causas accommodata. Ihrer wird bey jeder constitutio und deren Gattungen noch beſonders in beyden Büchern gedacht, aber in Bezug auf die constitutio coniecturalis erörtert das ältere Werk Vieles, was im jüngern nicht vorkömmt; wie über die Behandlung der testes, quaestiones und rumores. Demnach entdeckt man bey der Vergleichung dieſer Lehre in beyden Schriften mehr Abweichendes als Uebereinſtimmendes.

Daſſelbe gilt von der constitutio iuridicialis. Außer dem bereits oben Angeführten iſt beſonders die Differenz zu beachten, welche in der Beſtimmung des der absoluta zu Grund liegenden ius ſich zeigt. Die Eintheilung des ältern Lehrbuchs iſt die in natura, lex, consuetudo, iudicatum, aequum et bonum, pactum. In der Inventio (II, 65) wird das aequum et bonum durch par erſetzt und der consuetudo nebſt pactum und iudicatum ſubſumirt. Das Naturrecht theilt die Inventio ein in religio, pietas, gratia, vindicatio, observantia, veritas, welche Zerfällung bey dem Auctor ad Her. nicht vorkömmt. In der assumptiva iſt hier wie dort die purgatio eine Gattung der concessio, bey deren Anwendung man ſich mit necessitudo, fortuna, imprudentia entſchuldigt, die Inventio läßt II, 94 an die Stelle der fortuna den casus treten. Bey der comparatio hebt dieſelbe die Zweckmäßigkeit hervor, das genus deliberativum anzuwenden, wie ſie überhaupt viel mehr darauf gerichtet iſt, das Zuſammentreffen verſchiedener constitutiones in derſelben causa nachzuweiſen, als dieß im andern Werk geſchieht. Auch iſt Cicero ſowohl hier als bey den controversiae ex scripto, die mit den Theilen der constitutio legitima des Auctor, ausgenommen die translatio und ratiocinatio *), zuſammenfallen, viel ausführlicher, z. B. der Artikel pro scripto und contra scriptum umfaßt dort nur zwey §§., die aber alles Weſentliche enthalten; die Inventio widmet demſelben Gegenſtand nicht weniger als achtzehn Paragraphe und zieht dabey Vieles zu, was im ältern Werk kaum angedeutet oder ganz übergangen iſt, vergl. §§. 130, 132 — 134.

Auf die constitutiones folgt bey dem Auctor ad Her. (II, 2, 27) die Lehre von der Argumentation, welche er rein im rhetoriſchen Sinn abhandelt; er macht hier die Eintheilung, daß dem aufgeſtellten Satz (expositio oder propositio) die ratio, dem die Begründung dieſer (rationis confirmatio) folge, die ſo gewonnene Ueberzeugung noch durch Ausſchmückung (exornatio) des erwieſenen Satzes gehoben und zuletzt alles kurz recapitulirt werde (complexio). Die Inventio verfährt dagegen ganz logiſch, wenn ſie angibt, die argumentatio beſtehe aus propositio, approbatio propositionis, assumtio, approbatio assumtionis, complexio, vgl. Inv. II, 67. Dabey wird die Controverſe erwähnt, ob die argumentatio als tripertita oder quinquepertita zu betrachten ſey, und für letzteres entſchieden, da bald die propositio, bald die assumtio der approbatio entbehren könne, letztere mithin nicht nothwendig der propositio und assumtio ſich anſchließe. An dieſen Abſchnitt knüpft ſich in beyden Büchern die Lehre von der vitiosa argumentatio, welche in dem ältern unter den genannten Rubriken der propositio, ratio, rationis confirmatio, complexio ohne weitere Unterabtheilung beſchrieben und durch Beyſpiele erläutert wird. Auch hier iſt die Anordnung in der Inventio eine ganz andere, und beruht mehr auf logiſcher Auffaſſung, nämlich: 1. Fehlerhaftigkeit der Prämiſſen. 2. Fehlerhaftigkeit des Schluſſes. 3. Fehlerhaftigkeit des genus argumentationis. 4. Die Möglichkeit der an ſich haltbaren Argumentation eine andere gleich ſtarke oder noch ſtärkere entgegenzuſetzen. Die drey erſten Kategorien zerfallen wieder in viele Unterarten, welche nur zum Theil mit dem im äl-

*) Die ratiocinatio iſt eben ſo leicht mit der negotialis (Inv. II, 62) zu vertauſchen, wie die nicht einmal nominell geſchiedene definitio mit der definitiva. Jenes beſonders nach den von Victorinus 146, 25; 147, 25 gegebenen Erklärungen.

tern Werk Angeführten ſtimmen; Anderes fehlt dort, wie das pro credibili sumtum, was entweder perspicue falsum oder wovon auch das Gegentheil credibile iſt, dann das omnino credibile, die Einrede gegen die enumeratio, indem ein verneinter Fall als wirklich vorhanden oder ein für turpe erklärter als ehrbar ſich herausſtellt; ferner das ambiguum in der complexio, das turpe genus argumentationis, welches perſönliche Unſchicklichkeiten enthält, das offensum in dem ſpeciellen Sinn, daß es die Zuhörer beleidigt, das contrarium in der Bedeutung, daß es auf einen Theil der Zuhörer Anwendung erleidet, endlich die Behandlung des Allgemeinen, wo von dem Einzelnen und Beſondern die Rede ſeyn ſollte. Schütz meint freylich in ſeinen Prolegomenis zu dieſen Büchern p. XIII: magna similitudo intercedit inter ea, quae Cicero de vitiis argumentationum eorumque reprehensione disserit (I, 42), et locum auctoris ad Herennium (II, 20) de vitiosis argumentationibus, er hätte aber noch eher von einer magna dissimilitudo ſprechen dürfen; hier, wie überall, hat er mit Andern mehr auf die Aehnlichkeit im Kleinen, als die Verſchiedenheit im Großen geachtet. Zehn loci der amplificatio (adaugendi criminis causa) zählt der Auct. ad Her. auf. Die Inventio faßt fünfzehn unter abweichenden Namen (indignatio) zuſammen; von der commiseratio gibt der Auct. ohne zu zählen, die häufigſten Formen an, die Inventio kennt ſechszehn loci der conquestio.

Auch über das deliberativum genus gehen die Beſtimmungen beyder Bücher weit aus einander. Im frühern zerfällt es in pars tuta et honesta, die pars tuta wieder in vis und dolus, die pars honesta in rectum und laudabile, d. h. das Gute an und für ſich, und das als ſolches anerkannte. Hierzu kömmt die Bemerkung: hoc (das laudabile) non eo separavimus, quod partes, quae subiciuntur sub vocabulum recti hanc honestam commemorationem non dare soleant, sed quod, quom ex recto laudabile nascatur, tamen in dicendo seorsum tractandum est hoc ab illo *). Das rectum enthält die vier virtutes: prudentia, iustitia, fortitudo, modestia, das laudabile hat keine eigenen species. In der Inventio werden die res expetendae unterſchieden, je nachdem ſie um ihrer ſelbſt willen zu ſuchen ſind, wie virtus, oder zu etwas Edlerem dienlich ſind, wie pecunia, oder aus beyden Beweggründen geſucht werden können, wie amicitia und gloria. Die virtus iſt eingetheilt in prudentia, iustitia, fortitudo, temperantia. Nicht nur das Gegentheil dieſer Tugenden findet hier eine Berückſichtigung, ſondern auch ihre Ausartung in verwandte Fehler; letztere hat der Auctor ad Her. übergangen, denn III, §. 6 iſt nicht zu vergleichen mit dem Inv. II, 165 Geſagten. Die utilitas betrifft das corpus oder res extraneae und theilt ſie in incolumitas und potentia. Bey der Berathung wird eine necessitas cum adiunctione angenommen, d. h. mit einer Bedingung, unter welcher die Nothwendigkeit wegfällt, z. B. necesse est Cassilinenses se dedere Hannibali, nisi malint fame perire; den Ausſchlag geben die honestas, incolumitas, commoditas, je nach der größeren Bedeutung, welche ihnen eingeräumt wird. Zugleich kömmt hier die affectio, d. h. eine relative Beſchaffenheit der Umſtände und Geſinnung in Betracht, die das allgemeine Geſetz für den beſondern Fall aufhebt. Von dem Allen enthält das ältere Lehrbuch nichts. Ueber das demonstrativum endlich ſpricht die Inventio nur in wenigen Zeilen, über das deliberativum aber iſt die Darſtellung viel ausführlicher *) als bey dem Auct. ad Her.

Das alſo, was für die Inventio und mehr als die zwey erſten Bücher der Rhetorica ad Herennium ἡ τρόπις τοῦ πράγματος iſt, erhält in beyden Werken eine durchgehends verſchiedene Behandlung, und es ſtimmt weder der Inhalt im Allge-

*) So ſcheint dieſe noch bey Klotz ſchadhafte Stelle theils nach den Lesarten der beſten Handſchriften, theils nach Conjectur geſchrieben werden zu müſſen.

*) Sehr flüchtig iſt alſo die Angabe von Schütz l. c. „in genere deliberativo ac demonstrativo Cicero de Inv. II, c. 51 — 59 fere brevior est Herenniano III, c. 2 — 9.“

meinen, noch die Faſſung im Einzelnen überein. Nur wenige Punkte der reprehensio vitiosae argumentationis und der amplificatio durch loci communes, ſo wie einige Beyſpiele zu den constitutiones verrathen ein Uebertragen aus dem einen ins andere. Deſto auffallender iſt die oft buchſtäbliche, durch lange Sätze fortgeführte Einſtimmigkeit in den erſten Abſchnitten, welche die allgemeinſten Definitionen, dann die Lehre vom Eingang und von der Erzählung betreffen. Hier vergleiche man Her. I, §. 2 mit Inv. I, §. 7; Her. I, 3 mit Inv. I, 9; Her. I, 8 mit Inv. I, 22; Her. I, 9 mit Inv. I, 23; Her. I, 10 mit Inv. I, 25; Her. I, 11 mit Inv. I, 26; Her. I, 12 mit Inv. I, 27; Her. I, 13 mit Inv. I, 27; Her. I, 14 mit Inv. I, 28; Her. I, 15 mit Inv. I, 29; Her. I, 17 mit Inv. I, 31, um eine Concordanz zu entdecken, welche wenigſtens durch die Annahme eines gemeinſamen griechiſchen Vorbildes nicht erklärt werden kann *). Nicht zu verkennen iſt ferner die Beziehung auf das ältere Werk in Inv. I, 10, 20, 21, 23, 24, 28, 29 = Her. I, 18, 15, 6, 7, 23, 24, 15, 15. Wer mit dieſen Proben auszureichen wähnte, konnte ſich leicht der Vorſtellung hingeben, daß, um Burmanns Ausſpruch anzuwenden, welcher die Inventio für das früher geſchriebene Werk hielt **), „infinita in his loca sunt, quae iisdem fere verbis auctor est imitatus vel descripsit ex libris de Inventione“ (Pr. XXIII) oder mit van Heusde (Disquis. de Ael. Stilone p. 98) ausrufen: „pudeat affirmare praecepta sua Ciceronem adeo servilem in modum ex alienis fontibus desumsisse. Faſt möchte man zu der Annahme ſich gedrängt glauben, der junge Cicero habe ſelbſt ein früheres Werk ſtellenweiſe copirt, um ihn nicht zum Plagiator zu machen, wenn nicht die totale Differenz des Hauptſächlichſten in beyden Lehrbüchern, verbunden mit der in den erſten Worten des Auctor ad Her. enthaltenen Andeutung reifern Alters nöthigte, die Identität des Verfaſſers ganz fallen zu laſſen, um ſo mehr, als es unbegreiflich wäre, wie Cicero von einem ſolchen Jugendwerk da ganz ſchweigen konnte, wo er doch der Inventio *) als eines Verſuches früherer Jahre gedenkt. Auch Quintilian mußte eine ſolche Schrift Cicero's kennen, wenn ſie zu ſeiner Zeit ſchon den großen Namen an der Stirn führte.

(Fortſetzung folgt.)

*) Doch übergeht der Auctor ad Her. die Unterſcheidungen von materia, quaestio etc. In Bezug auf die genera causae hat er noch keine Fünftheilung, welche von Cicero und Quintilian angenommen, aber gewiß nicht ſo richtig iſt als die in honestum, turpe, dubium, humile; das hinzugefügte obscurum bildet ja keine ethiſche, ſondern nur techniſche Differenz, vielmehr iſt, indem alle übrigen Gattungen es zulaſſen, ſeine Aufzählung ſogar ein logiſcher Fehler gegen die partitio.

**) Burmann erklärt ſich hieraus zugleich das Schweigen des Auctor über Cicero, Praef. XXXV, wo er unter manchem Andern, was ſeine Gedankenloſigkeit und Unkenntniß der von ihm edirten Rhetorica hinreichend beweiſt, auch die Bemerkung macht: „nisi dicamus, Ciceronis mentionem dissimulasse hunc scriptorem, quia illius de inventione libros passim descripsit.“

*) Was Cicero ſelbſt darüber urtheilt: quae pueris aut adolescentulis nobis ex commentariolis nostris inchoata ac rudia exciderunt (de Or. I, §. 5) ſchließt das zu Ende gebrachte opus Herennianum aus; das Prädikat rudia mag Wiederholungen betreffen, wie Inv. II, 65 sqq. = II, 160 sqq.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Mai.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia.

(Fortsetzung.)

Ist also Cicero nicht der auctor ad Herennium, wer mag es denn sonst seyn?

Hierüber ist eine Menge von Vermuthungen, die zum Theil alles Gehaltes ermangeln, vorgebracht worden. Die abenteuerlichste machte den Timolaus, einen Zeitgenossen der Zenobia, zum Verfasser dieser Rhetorik; man dachte ferner an den Verginius Rufus, wohl der drey status wegen, die Quintilian (III, 6, 44) in seinem Lehrbuch fand; an L. Cornificius, welcher den Brutus als Mörder Caesars verklagte; an die beyden Freygelassenen Cicero's Laurea und Tiro, bloß weil beyde auch für rhetores galten, ohne daran zu stoßen, daß sie ihres Patrons mit keiner Sylbe erwähnen, oder gar an den jüngern Cicero selbst; dann wieder an M. Gallio, weil eine alte Handschrift des Werkes in der Palatina den Titel führte: M. Gallionis Rhet. ad C. Herennium liber primus. Da aber Gallio ausgestrichen und Cicero an die Stelle gebracht ist, kann man, abgesehen von der innern Unwahrscheinlichkeit — denn der Auctor in seiner großen Einfachheit stimmt schlecht zu den tinnitus Gallionis bey Tacit. de claris oratoribus, c. 26 — darin nur einen Schreibfehler erkennen. Es war am leichtesten, auf Cornificius, an welchen mehrere Briefe Cicero's gerichtet sind, zu verfallen (ad Fam. XII, 17 — 30), dessen Lehrbuch, namentlich der Theil über die Figuren von Quintilian, öfter citirt wird; in jenen Briefen tritt nämlich eine offenbare Berücksichtigung seiner rhetorischen Studien hervor. Aber soll man glauben, daß Cicero die Schrift eines Coaetanen und Kameraden plünderte? Diese Schwierigkeit hob Schütz hervor, der sich deßhalb um einen andern Verfasser umthat; er meinte, in dem schon oben erwähnten Gnipho den rechten Mann gefunden zu haben; was er indeß anführt, um seiner Hypothese Geltung zu verschaffen, kann von jedem bedeutenden Lehrer der Eloquenz mit gleichem Recht behauptet werden: wir meinen die von Sueton dem Gnipho ertheilten Prädikate ingenii magni, memoriae singularis, non minus Graece quam Latine doctus, comi facilique natura u. dgl., so daß man nicht wohl von einer geistreichen Durchführung dieser Hypothese, welche neben allen übrigen immer einen sehr ehrenvollen Platz behaupten werde, mit Westermann sprechen darf, um so weniger, als dieser (Geschichte der Beredsamkeit in Griechenland und Rom II, p. 188) selbst zugibt, daß jene Bezeichnungen nicht speciell genug seyen. Es schwebte aber Schütz die Idee vor, der Auctor müsse Cicero's Lehrer gewesen seyn, und das eigentliche Motiv zu seiner Vermuthung gaben gewiß die Worte Sueton's: scholam eius claros quoque viros frequentasse aiunt, in his M. Ciceronem, etiam quum praetura fungeretur. Dieselbe Voraussetzung liegt der Conjectur van Heusde's zu Grunde, welcher in seiner Monographie: Disquisitio de L. Aelio Stilone Ciceronis in rhetoricis magistro, Rhetoricorum ad Herennium, ut videtur, auctore, dem genannten Rhetor und Grammatiker die Schrift vindicirt. Beyde Annahmen werden schon durch den

Vorwurf der Impietät gegen einen Lehrer, die für Cicero daraus hervorginge, zu Fall gebracht; wir erinnern an die ſchon oben ausgeſchriebene Stelle Inv. I, 16, wo denjenigen, welche den Hermagoras wegen der Einführung des vierten status (der translatio) tadelten, invidia und obtrectatio beygelegt wird. Das trifft aber den Auctor ad Her. I, 18. Eine ſo grobe Unſchicklichkeit wird man dem Cicero nicht zutrauen: mithin iſt der Auctor nicht auch ſein Lehrer geweſen.

Daß aber das opus Herennianum dem Cicero vollendet vorlag, iſt nicht, wie Bernhardy lat. Literaturgeſch. 622 urtheilt, „eine von Weſtermann übel begründete Darſtellung," vielmehr kann gar nichts anderes möglich ſeyn, da nur ſo die oben berührte buchſtäbliche Uebereinſtimmung an den vielen Stellen erklärlich iſt. Auf die von dem Auctor eingeführte von Cicero ohne Nennung des Vorgängers benutzte Methode der insinuatio haben ſchon Andere aufmerkſam gemacht. Es entſteht daraus für Burmann und die, welche etwa noch ihm beypflichten, das Dilemma, den Verfaſſer des ältern Buches für einen lügenhaften Prahler zu erklären, oder die Priorität anzuerkennen. Van Heusde hilft ſich mit der Unterſtellung, Cicero habe die Dictate ſeines Lehrers ohne deſſen Vorwiſſen und früher als dieſer ſelbſt herauszugeben angefangen, dann jedoch ſey er durch das Erſcheinen der Stiloniſchen Rhetorik beſtimmt worden, ſein Unternehmen aufzugeben — recusasse quominus pertexeret atque absolveret rhetorica sua, quarum edita pars tam manifesta Aelianae disciplinae vestigia tantamque cum Aelianis recens editis similitudinem proderet. Hier iſt alſo der weſentliche oben dargelegte Unterſchied beyder Schriften überſehen, indem die Meinung obwaltet, die Differenz ſey hauptſächlich eine formelle*). Die hier fingirte Entſtehungsweiſe kann eben darum die vorhin erwähnte Schwierigkeit, welche Cicero's Stillſchweigen über die von ihm angewandte Form der insinuatio verurſacht, nicht beſeitigen, weil er das opus Herennianum nicht vor deſſen Herausgabe kannte.

Noch iſt zu erwähnen, daß Hand (in ſeinem Artikel „Cicero" in Erſch und Grubers Encyklopädie) aus einer ältern lateiniſchen Quelle beyde Bücher ableiten wollte. Dagegen ſträubt ſich aber die ausdrückliche Erklärung des Auctor in IV, 10, welche ungeachtet Hands Widerſpruch jeden Vorgang eines Lateiners aufhebt, er kennt hier, wie I, 1, nur griechiſche Vorgänger. Wir brauchen nicht zu bemerken, daß hier abermals derſelbe Mißgriff begangen iſt, indem für weſentlich divergirende Schriften eine gemeinſame Grundlage gar nicht exiſtiren kann. So wenig als dieß angeht, darf mit Bernhardy Hermagoras als der bezeichnet werden, deſſen Rhetorik vom Auctor ad Her. und von Cicero nur mit ungleicher Gewandtheit des Ausdrucks ins Lateiniſche übertragen worden ſey. Nur bey Cicero iſt eine ſtarke Benutzung des griechiſchen Theoretikers nachzuweiſen, beſonders da er an einigen Stellen die Abweichung von Hermagoras ausführlich zu rechtfertigen ſich bemüht, was er, im Fall ſein Syſtem ſelbſtſtändig wäre, nicht nöthig gehabt hätte. Der Auctor aber könnte eher in ſeinem gegen die Griechen I, 1 ausgeſprochenen Tadel „illi ne parum multa scisse viderentur, ea conquisierunt, quae nihil attinebant, ut ars difficilior cognitu putaretur" gerade jenen im Sinn gehabt haben.

Den ſchon angeführten Namen der angeblichen Verfaſſer fügen wir keinen neuen hinzu, wohl aber eine neue Perſon. Es kömmt nämlich hier Alles darauf an, daß von Quintilian's Citationen der rechte Gebrauch gemacht werde. Quintilian hat unter dem Namen des Cornificius mehrere Stellen, die in der Herennianiſchen Rhetorik vorkommen, ei-

*) Tum in librorum forma ac ratione, tum praecipue in praeceptorum atque argumentorum expositione magnum inter utrumque auctorem discrimen animadvertitur; quoad enim artis angustiae patiuntur, in Cicerone magna rerum varietas, comta et copiosa oratio, in Herenniano vero doctore inornata et subinde languida dictio, diversorum (?) fontium penuria, scholastica rerum pertractatio. Van Heusde l. c. 101. —

tirt. Darunter iſt die wichtigſte V, 10, 2 beſprochen, welche man mit der Angabe des Auctor, daß er den Figuren zuerſt lateiniſche Namen gegeben, zuſammenhalten muß. Nun ſagt Quintilian, indem er von der Form der Beweiſe handelt: plures — invenies in ea opinione, ut id demum, quod pugna constat, enthymema accipi velint, et ideo illud Cornificius contrarium appellat. Das iſt ganz richtig auf IV, 25 bezogen worden: contrarium est, quod ex rebus diversis (hier = contrariis) duabus alteram breviter et facile confirmat, hoc pacto: nam qui suis rationibus inimicus fuerit semper, eum quomodo alienis rebus amicum fore speres? Hat alſo der Auctor zuerſt die ἐναντιότης (d. h. die sumpta ex adverso probatio) mit contrarium überſetzt und führt ihn Quintilian deßhalb an, und dieß unter dem Namen Cornificius, ſo iſt es gewiß eine natürliche Folgerung, daß dieſer und der Auctor eine und dieſelbe Perſon ſind. Merkwürdig iſt ferner die Uebereinſtimmung in dem Beyſpiel der gradatio, IV, 34, welches Quintilian (IX, 3, 54) mit den Worten wiederholt: sint tamen et Latina (vorher geht nämlich eine Ueberſetzung von Demoſthenes pro Corona 288 ed. R.) Africano virtutem industria, virtus gloriam, gloria aemulos comparavit. Wäre dieß Beyſpiel nicht bloß von Quintilian benutzt worden, ſondern auch ſonſt überliefert geweſen, hätte ſich ſchwerlich die unregelmäßige Wortſtellung virtutem industria, virtus gloriam ſtatt industria virtutem, virtus gloriam erhalten, die in den beſſern Handſchriften des Auctor ebenfalls zu finden iſt. Ebenſo harmonirt Quint. IX, 3, 31 mit IV, 20 in der Auslaſſung des unnützen und ſtörenden Zuſatzes in Italia, welches nur geringere codd. beybehalten *). Im Quint. IX, 3, 98 werden auf einmal zehn Abſchnitte des Lehrbuchs bezeichnet, wo er bemerkt: adiicit his Caecilius περίφρασιν, de qua dixi, Cornificius interrogationem, ratiocinationem, subiectionem, transitionem, occultationem, praeterea sententiam, membrum, articulum, interpretationem, conclusionem, quorum priora alterius sunt schemata, sequentia schemata omnino non sunt. Mit Benutzung dieſer Stelle hat Spalding l. c. richtig im Auctor. ad Her. IV, 37 occultatio für occupatio zu ſchreiben vorgeſchlagen; die ganze Beſchreibung der Figur paßt dort nur auf die occultatio und occupatio iſt unverſtändlich; demungeachtet ſtützt ſich darauf Marius Mattius (Opinionum lib. III, p. 182) in ſeiner bornirten Kritik von Riccobonus Anſicht, der ſich für Cornificius erklärt hatte. Mit größerem Schein berief ſich Mattius auf Quint. IX, 3, 69 sqq. aliter quoque voces aut eaedem diversa in significatione ponuntur aut productione tantum vel correptione mutatae, quod etiam in iocis frigidum equidem tradi inter praecepta miror; eorumque exempla vitandi potius quam imitandi gratia pono: 'amari iucundum est, si curetur, ne quid insit amari' 'avium dulcedo ad advium ducit', et apud Ovidium ludentem 'cur ego non dicam, Furia, te furiam?' Cornificius hanc traductionem vocat videlicet alterius intellectus ad alterum. Hier iſt bey Quintilian ein kleines Verſehen untergelaufen: das Beyſpiel avium dulcedo etc. ſteht nicht bey der traductio (§. 20), ſondern bey der adnominatio (§. 29), der Auctor hat daher auch nicht, wie Quintilian zu glauben ſcheint, die Eigenthümlichkeit der adnominatio auch der traductio beygelegt; aber es kam ihm für ſeinen Zweck auch nicht auf genaue Terminologie an, er wollte nur gegen den Gebrauch ſolcher Spielereyen ſprechen *). Endlich kömmt noch Qu. IX, 2, 27 in Betracht: quod idem dictum sit de oratione libera, quam Cornificius licentiam vocat, Graeci παῤῥησίαν, welche Stelle Jul. Rufinianus p. 36 ed. Capperon. wiederholt; was darüber M. Mattius vorbringt, verdient gar keine Widerlegung.

Wie wäre es möglich, daß Quintilian ſtatt alle dieſe Beyſpiele und Terminologien aus der ur-

*) In beyden Stellen hat Klotz der minder urkundlichen Vulgata den Vorzug gegeben.

*) Quintilian bedachte bey ſeinem Tadel nicht, daß der Auctor ſelbſt IV, 10 einen großen Unterſchied zwiſchen Schulübungen und wirklicher Staats- oder Privatrede ſtatuirte, auch nicht, daß Cicero häufig Wortſpiele anbringt.

sprünglichen heute noch vorhandenen Quelle zu schöpfen, einer Quelle, welche, wie sie im Mittelalter in einer Menge von Handschriften verbreitet war, auch zu seiner Zeit nicht verborgen seyn konnte, immer nur aus einer abgeleiteten zog, nämlich aus dem Cornificius, der Schützens Gnipho ausschrieb, um dann spurlos zu verschwinden? Würde irgend etwas von Quintilian oder sonst einem Schriftsteller aus Cornificius citirt, was im Auctor. ad Her. nachzuweisen nicht möglich wäre, so hätten wir Grund genug, Bedenken zu fassen; aber was M. Mattius für abweichend erklärte und Burmann als solches voreilig annahm, hat sich bey näherer Betrachtung als irrelevant herausgestellt. Ist es aber undenkbar, daß Quintilian nach dem Plagiator griff, während ihm das Original offen stand, so wird man auch diese fingirte Vermittlung aufgeben müssen und nicht länger zweifeln dürfen, daß eben Cornificius der Verfasser dieser Rhetorik ist.

Aber dieser war ja Cicero's Jugendfreund, und sein Werk sollte von jenem compilirt worden seyn? Allerdings eine unübersteigliche Schwierigkeit; so scheint es wenigstens, da Niemanden eingefallen ist, daß jener Freund einen Vater haben mußte, welchem mit etwas größerer Wahrscheinlichkeit die Abfassung des Werkes zugeschrieben wird, als seinem Sohn oder Enkel. Dieser Vater kann mit dem Q. Cornificius identisch seyn, welchen Cicero als Richter im Prozeß des Verres erwähnt, Verr. Act. I, 30.

Gewiß ist der Einwand nicht von besonderem Gewicht, daß aus der Wiederholung der Beyspiele kein Schluß auf Quintilian's Kenntniß des Buches selbst zu ziehen gestattet sey, weil dergleichen aus einer Rhetorik in die andere übertragen zu werden pflegten. Die Bemerkung ist an sich richtig, leidet aber auf die vorliegende Frage keine Anwendung; man hat den eigenthümlichen Umstand übersehen, daß der Auctor seine Beyspiele selbst machte, nicht anderswoher entlehnte *); übrigens gibt hier mehr

*) Ellendt's Behauptung (Brev. eloquentiae Romanae ante Caesarem historia. p. 41), es sey hier Eigenes mit Fremdem gemischt, kann höchstens

die Uebereinstimmung der citirten Kunstausdrücke als der Exempel den Ausschlag. Verzweifelt vollends ist die Ausflucht von Schütz (Prol. XLI), Quintilian könne sich in der Person des Verfassers geirrt und so gut Priscian (im 6. Jahrhundert!) in der Meinung stand, das Werk gehöre dem Cicero, im Cornificius demselben einen pseudonymen Autor gegeben haben. Wie viel natürlicher darf man annehmen, daß zu Quintilians Zeit, d. h. nicht viel über ein Säculum nach der Abfassung des Buches über den wahren Ursprung gar keinen Zweifel obwaltete?

(Schluß folgt.)

für wenige apophthegmata gelten, und wo Cornificius selbst durch eine einleitende Phrase (at si quis dicat, vgl. IV, §. 43) die Entlehnung andeutet. Sonst ist das über IV, §. 49, 65 Gesagte irrig, die Citate aus Curio und Crassus aber beweisen nichts. Uebrigens befreyt dieß Verfahren eigene Beyspiele zu geben den Cornificius von dem Vorwurf, ein unpraktisches Lehrbuch geschrieben zu haben, welcher ihm noch neuerdings gemacht worden ist. Gerade durch die Rücksicht auf das Praktische zeichnet er sich vor allen Rhetoren aus. Eher nimmt die Inventio, namentlich im ersten Buch, den Standpunkt einer „dürren Topik" ein. Eben so ungegründet ist der Tadel, daß seine Literaturkenntniß dürftig sey; wie will man das daraus schließen, daß er einige ältere Schriftsteller nur darum citirt, um das als Fehlerhaft Bezeichnete mit Beyspielen zu belegen? Noch weniger kann seine Kenntniß der griechischen Literatur ermessen werden, da er alles nicht unmittelbar zur Sache Gehörige streng ausschied. Dieß gegen Bernhardy lat Literaturgesch. p. 57, 622.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Mai.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Albert Doberenz, Professor am herzogl. Gymnasium zu Hildburghausen. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. kl. 8. Zweytes Heft: Die erste und zweyte Philippische Rede, 1849, VIII u. 72. S. Drittes Heft: Die Rede über die Angelegenheiten im Chersones und die dritte Philippische Rede, 1851, X u. 86 S.
2. Demosthenes' Werke. Griechisch und Deutsch mit kritischen und erklärenden Anmerkungen. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann, kl. 8. Zweyter Theil: Erste Rede gegen Philippos, Rede über den Frieden, zweyte Rede gegen Philippos, 1851. 108 S.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem. In usum scholarum denuo edidit Fridericus Franke. Lipsiae sumptibus Fr. Brandstetteri. 1850. VIII u. 295 S. 8.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes. Erklärt von Anton Westermann. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 8. Erstes Bändchen: (I—III.) Olynthische Reden. (IV.) Erste Rede gegen Philippos. (V.) Rede vom Frieden. (VI.) Zweyte Rede gegen Philippos. (VIII.) Rede über die Angelegenheiten im Chersonesos. (IX.) Dritte Rede gegen Philippos. 1851. XXX u. 169 S. Zweytes Bändchen: (XVIII.) Rede vom Kranze. (XX.) Rede gegen Leptines. 1850. 218 S.

Erster Artikel.

Die hier zusammengestellten Bearbeitungen Demosthenischer Reden sind mit Ausnahme der unter Nummer 2. aufgeführten Uebersetzung zum Schulgebrauche bestimmt. Wenn in dieser Beziehung überhaupt in den letzten Jahren viel geschehen ist, so ist es ganz besonders bey Demosthenes der Fall. Franke brach mit der ersten Auflage seiner Bearbeitung der Philippischen Reden die Bahn; er führte die Erklärung auf das geeignete Maß zurück, und beseitigte manchen eingewurzelten Irrthum, wobey ihm der Umstand zu Statten kam, daß inzwischen die Zürcher Herausgeber den Text strenger nach der besten Pariser Handschrift (Σ) verbessert hatten. Er behielt noch die in den früheren Ausgaben durchaus gebrauchte lateinische Sprache in den Noten bey, während Doberenz zuerst die deutsche Sprache einführte, für welche sich, was Schulausgaben betrifft, die neuere Zeit überhaupt entschieden hat. Er beschränkte die Anmerkungen noch mehr, und gab ihnen die specielle Bestimmung, die Schüler zu einer fleißigen Vorbereitung anzuleiten und anzuhalten; Westermann gab dagegen seinen Erläuterungen besonders in sachlicher Beziehung eine größere Ausdehnung, wie es der Plan der Sammlung, welchem seine Ausgabe angehört, erforderte. In der Worterklärung treffen, wie wir sehen werden, diese Bearbeitungen großentheils überein, wenn schon in die-

ſer Hinſicht nicht durchaus das Richtige getroffen zu ſeyn ſcheint.

1. Das erſte Heft der Doberenz'ſchen Ausgabe, welches die drey olynthiſchen Reden enthält, hat Ref. ſchon früher (ſ. Gel. Anzeigen 1849 Nr. 49 f.) beſprochen, ſo daß die Einrichtung derſelben im Allgemeinen als bekannt vorausgeſetzt werden darf. Die Ausſtellungen, welche dort in Betreff einer oft ungeeigneten Anwendung der Frage gemacht worden ſind, gelten eben ſo für das zweyte Heft, welches dem Hrn. Rector Wunder in Grimma gewidmet iſt, da bey dieſem, nach der Vorrede, die von dem Ref. und Anderen gemachten Bemerkungen nicht mehr benutzt werden konnten. Bey dem dritten Bändchen, welches Hrn. Profeſſor Weſtermann gewidmet iſt, iſt das Beſtreben ſichtbar, den eben erwähnten Uebelſtand zu beſeitigen, was auch großentheils, doch nicht ganz und gar, gelungen iſt. So findet ſich noch S. 13. „αὐτοὶ iſt entgegengeſetzt?“ S. 26. „Laurium lag?“ wo eben ſo gut geſchrieben werden konnte: „Wo lag Laurium?,“ und S. 27. „Es iſt?.“ Dieſe in's Undeutſche verfallende Kürze iſt um ſo auffallender, da ſonſt der Raum nicht beſonders geſpart, und namentlich mit jeder Bemerkung eine neue Zeile angefangen iſt, was in dem erſten Hefte nicht der Fall iſt. Eine andere Ausſtellung, die Ref. bey der Beſprechung des erſten Heftes zu machen hatte, muß hier um ſo mehr wiederholt werden, als die Sache durch Weglaſſung eines Zuſatzes, welcher auf das Richtige hinführte, noch verſchlimmert erſcheint. Man lieſt nämlich im erſten Hefte S. 17: „εἶτ' alſo, d. h. wenn ſich dieß ſo verhält. Wie hier, ſteht εἶτα häufig an der Spitze von Gedanken, die Unwillen enthalten*).“ Hier paßt der Zuſatz offenbar nicht zu der angegebenen Bedeutung des Wortes εἶτα. Wenn aber Heft III, S. 21 der Widerſpruch gelöſt iſt, daß es bloß heißt: „εἶτ' alſo, d. i. wenn ſich dieß ſo verhält,“ und S. 38 (zu §. 68 der Rede de Chers.): „εἶτα: weil ſie keine Ruhe halten können,“ ſo iſt offenbar gerade das Falſche ſtehen geblieben, da in ſolchen Stellen εἶτα offenbar unſerm „und da“ oder „trotz dem“ entſpricht, eine Bedeutung, die Hr. Doberenz mit Unrecht auf die Frage zu beſchränken ſcheint, was freylich auch von Franke zu Olynth. I. §. 24 geſchehen iſt, der auch zu der letzteren Stelle nur Folgendes bemerkt hat: „εἶτα, tum, rebus sic se habentibus (quod quiescere nequeant), V. ad 1, 24.“ Weſtermann hat zu dieſer Stelle gar nichts bemerkt; Jacobs überſetzt: „Ganz auf verſchiedene Weiſe ſehe ich einige Eurer Redner in Rückſicht auf Euch und ſich ſelbſt urtheilen; Euch fordern ſie auf Ruhe zu halten, auch wenn man Euch Unrecht thut; ſie ſelbſt aber können bey Euch keine Ruhe halten, auch wenn Niemand ſie kränkt. Dann tritt wohl einer auf und ſagt: „Du willſt ja keinen Vorſchlag thun und Dich keiner Gefahr bloß ſtellen. Du biſt feig und ſchlaff.“ Gegen das dem Griechiſchen ganz entſprechende „dann“ iſt nichts einzuwenden; es fragt ſich aber nur, in welchem Verhältniſſe die Sätze zu einander ſtehen. Mir ſcheint Demoſthenes nicht eine Folge von dem unruhigen Weſen jener Redner angeben zu wollen, ſondern vielmehr einen Widerſpruch damit, daß ſie die Athener immer auffordern, Ruhe zu halten. Ich würde daher etwa ſo überſetzen: „Da tritt wohl gar einer auf“ u. ſ. w.

Da Ref. ſchon früher (ſ. oben) dem Zwecke dieſer Ausgaben Demoſtheniſcher Reden und der Art und Weiſe, wie derſelbe angeſtrebt und in der Hauptſache erreicht worden iſt, die verdiente Anerkennung gezollt hat, erlaubt er ſich hier nur das anzureihen, was er ſonſt in der Erklärung oder in der Form der Noten anders wünſchte, indem er auch die übrigen Bearbeitungen, ſo weit es geeignet ſcheint, mit in das Auge faßt, wobey ſich zeigen wird, daß in mehreren Punkten ſeine Anſicht von der hier allgemein vertretenen abweicht, ſo daß er ſich genöthigt ſieht, ſich etwas ausführlicher darüber auszuſprechen.

Zu der erſten Rede gegen Philippus §. 13 iſt zuerſt die Conſtruction des mit ὡς μὲν οὖ δεῖ beginnenden Satzes angegeben, und dann zu ὡς ἐγνωκότων καὶ πεπεισμένων bemerkt: „Ὡς mit dem Particip iſt eine ſehr häufig vorkommende und be-

*) Eine etwas eigene Ausdrucksweiſe, die ſich auch in den ſpätern Heften wiederholt.

kannte Verbindung, so wie auch das Verhältniß zwiſchen ἐγνωκ. und πεπεισμ. klar iſt.“ Dergleichen Bemerkungen, wie ſie auch ſonſt vorkommen, z. B. S. 23. „Die Bedeutung des Imperf. in Abſichtsſatzen iſt einem Primaner bekannt,“ ſind offenbar überflüſſig. Zweckmäßiger wäre es geweſen, auf die Subjectivität der beyden Conſtructionen mit ὡς im Gegenſatz zu denen mit ὅτι und ἅτε aufmerkſam zu machen; im Uebrigen wären in ſolchen Fällen Fragen oder Verweiſungen auf eine Grammatik geeigneter. Sonſt ſind mitunter Stellen aus Krüger's Grammatik angeführt; doch nicht immer ſo, daß ſie den vorliegenden Fall dem Schüler gehörig deutlich machen. So heißt es zu §. 14, wo der Unterſchied der Imperative κρίνατε und προλαμβάνατε erklärt werden ſoll, der Imperativ des Präſens drücke ein „Zuſtändliches“ aus. Deutlicher haben Franke und Weſtermann bemerkt, daß das Präſens den dauernden Einfluß der vorgefaßten Meinung auf das Anhören der ganzen Rede bezeichne.

(Schluß folgt.)

M. Tullii Ciceronis scripta quae manserunt omnia.

(Schluß.)

Die Aufſchrift, die dem Cicero das Werk beylegte, verdankt ihren Urſprung wahrſcheinlich der Speculation eines Buchhändlers *), der dadurch den Abſatz zu vergrößern ſuchte: neben der unvollendet gebliebenen Inventio konnte es dann als authentiſches Supplement betrachtet werden; beſonders das vierte Buch über die elocutio, welches ſchon vor Priſcian in drey Theile geſchieden wurde, daher denn auch die beſten Handſchriften trotz der ausdrücklichen Angabe des Verfaſſers ſechs Bücher zählen. Vielleicht rührt aus der Kaiſerzeit die Interpolation in I, §. 24 her: ergo in iudicium non venit (die deprecatio), at in senatum ad imperatorem (andere codd. haben aut senatum imperaterem) et in consilium talis causa potest venire. Der imperator figurirt weder in II, 26 haec causa iudicialis fieri non potest, ut in libro primo ostendimus, sed quod potest vel ad senatum vel ad consilium venire, non visa est supersedenda, noch bey Cicero Inv. II, 105, wo dieſe Gattung der assumptiva charakteriſirt wird als in senatu aut in consilio saepe tractanda, wohl aber bey Quintilian VII, 4, 18 in senatu vero et apud populum et apud principem — habet locum deprecatio, vgl. auch VII, 2, 20. Der Zuſatz ad imperatorem oder, was wohl Soloecismus iſt, ante imperatorem ſcheint daher aus dem Verſuch entſtanden zu ſeyn, die Theorie mit ſpäter eingetretenen Verhältniſſen in Einklang zu bringen.

Iſt einmal die von Manchen bezweifelte Bekanntſchaft des Quintilian mit Cornificius erwieſen, wird man auch mehrere indirekte Beziehungen auf den Vorgänger eher als ſolche gelten laſſen. Gelungenes anzuerkennen vermochte er nicht über ſich zu gewinnen, z. B. das Verdienſt der richtigern Zählung der status, abſichtlich nannte er in ſolchen Fällen einen Autor nicht, welcher ſeinem Lehrbuch noch immer Eintrag thun konnte; mit der Inventio, als einem nicht vollendeten Werke, gegen das er überdieß Cicero's eigenes Urtheil anzuführen im Stande war, hatte er leichteres Spiel. Nur in ſehr oberflächlicher Weiſe gedenkt er der erſten Bücher des Cornificius, III, 1, 20 sqq., wo er nämlich über Cicero bemerkt hat, in ſeinem ſpätern rhetoriſchen Werke ſey das Techniſche nicht genug berückſichtigt; um fernere Bearbeitung desſelben unnöthig zu machen, fährt er mit den Worten fort: scripsit de eadem materia non pauca Cornificius. Auch betreffen alle direkten Anführungen nur das vierte Buch, indirekt aber wird, wie zum Theil ſchon andere vermuthet haben, noch Einiges tadelnd berührt. Dazu gehört die allerdings etwas mechaniſche Vorſchrift, daß die enumeratio nicht über drey Theile hinausgehen dürfe (I, 17), Quintilian erinnert dagegen (IV, 5, 3): recta partitio se-

*) Eine frühe, aber ſehr grobe, Interpolation I, 20 Tullius — Terentiae iſt wohl aus dieſer Abſicht hervorgegangen.

quitur naturam ducem, adeo ut memoriae id maximum sit auxilium via dicendi non decedere; quapropter ne illos quidem probaverim, qui vetant ultra tres propositiones extendere, quae sine dubio si nimium sit multiplex, fugiet memoriam iudicis et turbabit intentionem; hoc tamen numero velut lege non est alliganda, cum possit causa plures desiderare. Wenn Cornificius die Deutlichkeit in der Erzählung unter andern dadurch erreicht glaubt, si ut quidque primum gestum erit, ita primum exponemus (I, 15), ſo wendet Quintilian (IV, 2, 83) ein: ne iis quidem accedo, qui semper eo putant ordine, quo quid actum sit, esse narrandum, sed eo malo narrare, quo expedit. In demſelben Paragraph lieſt man bey jenem: quo brevior, eo dilucidior et cognitu facilior oratio erit; Quintilian ſcheint dieſe Behauptung im Auge zu haben IV, 2, 44, wo er vor der obscuritas, quae nimium corripientes omnia sequitur, warnt. In Betracht ſolcher Belege werden wir auch Qu. III, 6, 13 alii statum crediderunt primam eius, cum quo ageretur, deprecationem nicht aus Cic. de Inv. I, 13 sive constitutionem primam causae accusatoris confirmationem dixerit, sive defensoris primam deprecationem ableiten, ſondern unmittelbar aus Cornificius I, 18.

Selbſt Cicero deutet, wenn wir nicht ſehr irren, mehreremale in den Büchern de Oratore auf dieſen Vorgänger hin, allerdings nicht eben freundlich, ſiehe II, §. 10 nec vero te, carissime frater — rhetoricis nunc quibusdam libris, quos tu agrestes putas, insequor ut erudiam, ferner II, 117, 130, 201. III, 70, 75, 188, 209. Hier kann eine ähnliche Abſicht, wie bey Quintilian beſtanden haben, ein brauchbares Lehrbuch nicht nur durch tiefergehende und gefälligere Darſtellung, ſondern auch durch deutlich zur Schau getragene Geringſchätzung außer Credit zu ſetzen; daß es ſich demungeachtet erhalten und wenn auch nicht unter dem wahren Namen des Verfaſſers auf unſere Zeit gekommen iſt, ſpricht am beſten für ſeine Tüchtigkeit.

Die Beſtimmung der Chronologie iſt von Schütz und Andern genügend dahin getroffen, daß, da das jüngſte in dem Werk berührte Ereigniß, der Tod des Sulpicius (IV, 31), in das Jahr 665 falle, man annehmen dürfe, es ſey 666 erſchienen. Eine Stelle kann indeß dieſe Feſtſtellung zweifelhaft machen, IV, 68, wo offenbar Sulla gemeint iſt in den Worten proficiscitur in Asiam deinde exul et hostis est dictus, post imperator, postremo est factus consul. So, wie Schütz es thut (XXII), ſich über die dadurch entſtehende Schwierigkeit hinauszuſetzen, wäre eben ſo leichtſinnig als unnütz; gründlicher geht van Heusde zu Werk, der (l. c. 108) darauf aufmerkſam macht, es ſey nicht bekannt, daß Sulla von den Marianern für exul erklärt wurde. Aber et exul fehlt auch gerade in den vorzüglichſten Handſchriften. Es bleibt nichts übrig, als die Vorausſetzung, eine zweyte Auflage oder wenigſtens Nachlieferung von Exemplaren ſey einige Zeit nach dem Erſcheinen des Buches nöthig geworden, in welchem alsdann ſpäter Vorgefallenes zu einem Beyſpiel verwandt werden konnte.

Das Verdienſt der Texteskritik, welches Herr Profeſſor Klotz bey dieſer Recognition ſich erworben hat, beſteht vorzüglich in ſtrengerem Feſthalten der überlieferten Lesarten vergleiche Auct. ad Her. I, §. 8, 11, 16, 18, 21, II, §. 5, 8, 16, 27, 34, 42, 46, III, §. 3, 4, 9, 11, 24, 27, 35, IV, §. 3, 7, 21, 26, 28, 37, 39, 42, 49; Inv. I, §. 2, 4, 30, 32, 39, 47, 62, 81, 101, II, §. 24, 68, 77, 92, 104, 115, 147, es fehlt aber auch nicht an entſprechenden Emendationen, wie Cornif. IV, 57 re enim vili carissimam et parva maximam. Näheres Eingehen auf die Fälle, über welche Ref. dem Hrn. Herausgeber nicht beypflichten kann, behält er ſich für eine andere Gelegenheit vor.

Kayſer.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Mai.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
2. Demosthenes Werke.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

(Schluß.)

Zu der dritten Rede gegen Philipp §. 9 sind zur Erklärung der Worte: *εἰ δέ τις ταύτην εἰρήνην ὑπολαμβάνει* die Worte Krüger's angeführt: „Ohne Artikel erscheinen bey *οὗτος* nicht bloß Eigennamen, wenn auf gegenwärtige Personen oder Sachen hingewiesen wird. Hier ist der Nom. eig. Prädicat.“ Schon die Beyspiele bey Krüger §. 50 A. 22 konnten zeigen, daß diese Regel hierher nicht paßt, wo ja entschieden *εἰρήνην* prädicativ zu fassen ist. Hierher gehört vielmehr die Regel §. 51, 7, daß *οὗτος* eine gegebene Vorstellung eines Begriffs wiederholt, mit dem Beyspiele: *Τόνδε τὸν ἄνδρα, εἰ δὴ καὶ οὗτος ἀνὴρ, στεφανοῖ ὁ δῆμος.* Jacobs hat die Stelle übersetzt: „Will aber einer das für Frieden halten,“ was zeigt, daß auf die strengere Congruenz des Geschlechts des Pronomens mit dem Prädicats-Substantiv, worauf es sich bezieht, im Griechischen hingewiesen werden konnte. — Ein schlimmes Versehen findet sich bey Anführung der Regel über den Fall, wo die Verba, die ausdrücken, daß etwas geschehen müßte oder erlaubt wäre, kein *ἄν* bey dem historischen Tempus haben, aus Buttmann's Grammatik §. 139 A. 3, indem in den Worten: „der Grund ist, daß man dabey nicht im Sinne hat *οὐ χρή*,“ das „nicht“ ausgelassen ist.

Auch in die Erklärung der *ἀντίδοσις* (zu Phil. I, §. 36) hat sich eine Unrichtigkeit eingeschlichen, indem es von dem Gesetze des Solon heißt: nach welchem der zu der Leistung ernannte einem andern, welchen er übergangen glaubte, ungeachtet derselbe eher als er die Leistung übernehmen konnte, die Liturgie zuschieben, oder, wenn dieser sie nicht annehmen wollte, einen Vermögenstausch zumuthen konnte, so daß nach geschehener Umtauschung der Anbietende aus dem eingetauschten Vermögen die Liturgie leistete, oder der, welchem der Tausch angeboten worden war, nicht weiter zur Liturgie verpflichtet war.“ Sollen die letzten Worte sich auch auf den Fall der geschehenen Umtauschung beziehen, so mußte es heißen: „aber oder und der,“ wie sich bey Böckh, Staatshaushalt der Athener Th. II, S. 123 der ersten Ausgabe wirklich findet; soll aber der Fall der Nichtannahme gemeint seyn, so mußte es heißen: „oder der, welcher den Tausch angeboten hatte,“ was freylich mit dem vorausgegangenen Zuschieben der Liturgie zusammen fallen würde.

Allzugroßes Streben nach Kürze hat in der Note: „*πάλιν*: erg. *ἐμβαίνειν*,“ zu den Worten (§. 36 f.): *καὶ μετὰ ταῦτα ἐμβαίνειν τοὺς μετοίκους ἔδοξε . . εἶτ' αὐτοὺς πάλιν* irre geführt. Das Richtige findet sich bey Franke: „*εἶτ' αὐτοὺς πάλιν*] sc. *ἐμβαίνειν*. *Πάλιν* ad *ἔδοξε* sive ad mutatam consilii rationem spectat.“ Es sollte also heißen: „erg. *ἔδοξε ἐμβαίνειν*.“

aber gewiß, wenn ihr klug seyd, daß ihr nie sehen müßt, daß er euch hintergangen hat. Es gibt nun (um dieses zu vermeiden) verschiedene Schutzmittel, eines aber ist das beste, das Mißtrauen; dieses bewahret.“

In der Rede über die Angelegenheiten im Chersones §. 4 wird ὡς ἄρα erklärt: „daß ja,“ Franke bemerkt: „daß nämlich, daß ja, frequens in referendis aliorum sententiis.“ Damit ist aber die Bedeutung dieser Partikeln nicht klar gemacht. Die Ansicht Anderer an sich gibt ὡς an; steht aber noch ἄρα dabey, so wird dadurch angedeutet, daß der Sprechende nicht gleicher Meinung ist; es entspricht also unserm „daß am Ende gar,“ was sich so erklären läßt: „daß also, wenn man seiner Ansicht Glauben schenken soll.“ Die Bedeutung „ja“ hat ἄρα bey εἰ, denn „wenn ja“ ist so viel als: „wenn also das eintreten sollte, was ich nicht vermuthe.“ In ähnlicher Weise findet sich ὡς ἄρα unten §§. 57 und 73, und de cor. §§. 22 und 54. Ist aber diese Erklärung von ὡς ἄρα richtig, so ergibt sich daraus auch die Bedeutung des Folgenden Ἔστι δὲ, wozu man gewöhnlich εἰρήνην ἄγειν ergänzt; es bedeutet dieß nämlich dann nichts anders als: „der wahre Sachverhalt ist aber“ u. s. w.

Zu οἱ καθήμενοι (§. 30) ist nicht mit Recht bemerkt: „καθῆσθαι, unthätig dasitzen;“ denn wenn gleich nicht in Abrede zu stellen ist, daß dieses Verbum bey Demosthenes öfters so gebraucht wird, wie unser „die Hände in den Schooß legen,“ so ist doch auch anzuerkennen, daß οἱ καθήμενοι öfters ohne den Nebenbegriff der Unthätigkeit die Zuhörenden im Gegensatz zu dem als Redner Auftretenden bezeichnet; und dieß ist hier der Fall, wie schon der Artikel andeutet. Vergl. dagegen Phil. I, 9.

Zum Schluße kann ich nicht umhin, die Schreibweise Mazedonien und Thrazien zu rügen, während Heft 3 S. IX, noch dazu neben Thrazien, sich Chalcidice findet. Dergleichen ist Schülern gegenüber nicht so leicht zu nehmen; es ist aber gewiß nicht zu billigen, wenn durch Vermittlung des lateinischen c für das griechische κ ein z eingesetzt wird, das ja ein ganz anderer Buchstabe ist, so daß man bey Mazedonien immer an μάζα denken muß. Will man die für das Lateinische jetzt übliche Aussprache auf das Deutsche übertragen, so behalte man das lateinische c bey; sonst steht es uns ja auch frey, das griechische κ beyzubehalten, wie es in Nr. 4, und auch in Nr. 2 geschehen ist, wo freylich alle Namen in ihrer griechischen Gestalt erscheinen, was für uns in Athenä und Athenäer allerdings etwas auffallend ist.

Wenn ich bisher nur dasjenige angeführt habe, worin ich Hrn. Doberenz nicht beypflichten kann, so fühle ich mich gedrungen, ehe ich weiter gehe, noch meine Anerkennung des auch in diesen beyden Heften Geleisteten auszusprechen. Sie sind nämlich mit gleichem Fleiße und gleicher Einsicht in die Bedürfnisse der Schüler als das erste Heft bearbeitet, und ich zweifle daher nicht, daß, wo sie gebraucht werden, die Einwirkung auf Gründlichkeit und Sicherheit der Vorbereitung sich bald kund geben wird.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Mai.
Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Rede über die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit, gehalten in der allgemeinen Sitzung am 27. März 1852 zur Vorfeyer des dreyundneunzigsten Stiftungstages der k. b. Akademie der Wissenschaften, von Friedrich Thiersch.

Die Feyer des Stiftungstages unserer Akademie ruft auch diesesmal die Erinnerung an den Zweck ihres Daseyns und an die Förderungen und Hemmnisse zurück, durch welche der Weg nach dem ihr vorgesteckten Ziele, das Rerum cognoscere causas, ihr erleichtert oder erschwert wurde, zumal trotz allem Wechsel der äußeren Lage, das Innere der Dinge auch hier sich gleich geblieben ist.

Hervorgerufen wurde die Stiftung durch den Entschluß des besten und gesundesten Theiles des bayerischen Volkes, das Vaterland auf dem Wege der Wissenschaft und Bildung nicht länger hinter andern deutschen Stämmen zurückbleiben zu lassen, denen es bis in das sechzehnte Jahrhundert ebenbürtig gewesen oder vorangegangen war. Darum sehen wir die Zierden der Geistlichkeit und des Adels, die Kenedy, Braun, die Kreittmayr, Heimhausen mit den hervorragenden Männern der mittleren Stände, mit Lory und seinen Freunden zur Förderung des von diesem unternommenen Werkes treu und fest verbunden. In ihrem brieflichen Verkehr von jenen Jahren, den das akademische Archiv als ein theueres Vermächtniß ihrer Gesinnung und Thätigkeit bewahrt, fühlt man den freudigen Enthusiasmus wehen, der ihre Herzen wie ein Frühlingshauch den Blüthensprossenden Hain durchathmet. Dagegen traten der Schöpfung der beginnenden Zeit die Vertheidiger der zu Grabe gehenden feindlich in den Weg, von denen auf dem Gebiete der Intelligenz, der Wissenschaft und des Unterrichts feste Bevormundung für heilsam, und die Emancipation von ihr für eine Gefährdung des Alten und des durch langen Besitz lieb gewordenen betrachtet wurde. So stark war ihr Einfluß selbst auf den einsichtsvollen und wohlwollenden Stifter der Akademie, den Churfürsten Maximilian Joseph, gesegneten Andenkens, daß, als er schon die Feder hielt, um die Stiftungsurkunde zu unterzeichnen, er sich noch gegen den Kanzler von Kreittmayr, der ihm das Document vorgelegt hatte, mit der Frage wendete, ob es nicht doch besser wäre, die Schriften der Akademiker zur Censur nicht, wie beantragt war, der Akademie selbst, sondern den frommen und gelehrten Vätern der Gesellschaft Jesu vorzulegen? Die Antwort des Kanzlers ist bekannt und bezeichnet den Mann: „Sollte das geschehen, so thäte churfürstliche Durchlaucht besser, von der Gründung einer Akademie der Wissenschaften ganz abzustehen," worauf der Churfürst unterschrieb.

Aber auch außer der Sphäre dieses principiellen Gegensatzes war die Meinung weit verbreitet, daß man neben jenem gelehrten und mächtigen Orden und den von ihm geleiteten Anstalten, den Gymna-

ſien, Lyceen und der Landes-Univerſität, einer Akademie der Wiſſenſchaften nicht bedürfe, daß in jenen Schulen für Wiſſenſchaft und Unterricht ſchon längſt auf das Zweckmäßigſte geſorgt ſey, daß die neue Anſtalt nur als ein Luxus, ja als ein gefährlicher zu betrachten komme. Glaube und Charakter des Volkes würden mit den Anſichten erſchüttert, unter deren Einfluß ſie ſich entwickelt und erhalten hätten.

Zwar die Furcht vor Bedrohung der Kirchlichkeit und Nationalität durch die Akademie hat ſich längſt zerſtreut, und jede auch kirchliche Richtung iſt in unſerer Corporation zur Pflege der uns allen gemeinſamen Intereſſen höherer und geſunder wiſſenſchaftlicher Forſchung und Bildung vertreten; aber die Behauptung, welche jener Anſicht als ihr Weſen zu Grunde liegt, haben wir noch in der letzten Zeit gehört: daß man neben den Schulen und Univerſitäten die Akademie ſo wenig brauche, als neben den wiſſenſchaftlichen Hülfsmitteln von dieſen die mit der Akademie eng verbundenen wiſſenſchaftlichen Sammlungen des Staates, ja daß beym akademiſchen Hindrängen der Forſchung auf das Abgezogene und Abgelegene der Dinge die praktiſche Richtung der Zeit, damit aber das von ihr bedingte öffentliche Wohl verſäumt oder gefährdet werde. Im Grunde ſtehen wir hier der Weisheit gegenüber, welche die Alten eine ἄμουσος σοφία nannten, weil ſie die Wirkung ohne die Urſache für möglich hält und nach der Frucht begierig iſt, ohne den Baum zu pflanzen, der ſie trägt.

Schon auf dem Gebiet der äußeren Erſcheinung genügt es nicht, das unmittelbar Greifbare und das der ſchlichten Wahrnehmung Zugängliche zu kennen, und kein vernünftiger Menſch tadelt das Teleſkop oder das Mikroſkop, jenes, weil es die dem unbewaffneten Auge unerreichbaren Welten und das Geſetz des Ganzen erſchloſſen hat, dieſes, weil es die Natur des Organismus und ſeines Werdens, dadurch aber das Geſetz des Einzelnen zu erkennen anleitet.

Der menſchliche Geiſt, welcher nach dem Dichter unter vielem Gewaltigen das Gewaltigſte iſt, äußert und offenbart gerade in jener das Innere der Dinge durchdringenden und dadurch das Aeußere ſich unterwerfenden Thätigkeit ſeine Gewalt. — Die Wiſſenſchaft iſt ſeine Offenbarung und der aus ihr ſtrömende Nutzen ſein Triumph, jede Anſtalt aber, die jene pflegt und dieſen vermittelt, trägt eben darum ihre Berechtigung in ſich ſelbſt. Sie iſt ein Glied in dem großen geiſtigen Organismus, der alle Völker und Länder, und zuletzt auch alle materiellen Intereſſen begreift und in Bewegung ſetzt:

„Mens agitat molem!“

Daran iſt gegenüber der gemeinen Anſicht und ihrer uſurpirten Gewalt überall, und zumal bey Veranlaſſungen, wie die gegenwärtige, zu erinnern, daß auf dem Gebiete des idealen Schaffens Forſchung und Anwendung, Theorie und Praxis, als die nach Innen und nach Außen gerichteten Thätigkeiten eben ſo eng verbunden und ſo wenig ohne Tod löſsbar ſind, wie Geiſt und Körper. Es mag aber als ein günſtiger Umſtand betrachtet werden, wenn eine Anſtalt, die jenen innern Nexus der Forſchung und der Anwendung durch ihre Thätigkeit zu bewähren und zu vertreten hat, durch Beyſpiele aus ihrer eigenen Mitte und durch die Thätigkeit der hervorragendſten ihrer Mitglieder Sinn und Belang des oben erwähnten Ausſpruches auch denen vor die Augen ſtellen kann, welche dem concreten Fall zugänglicher ſind, als der, wenn auch noch ſo ſichern abſtracten Behauptung.

Haben wir demnach bey unſerer letzten Stiftungsfeyer mit Hinweiſung auf die Arbeiten von Sömmering und Joſeph von Baader von der praktiſchen Seite rein wiſſenſchaftlicher Thätigkeit geſprochen, ſo kann es als eine Ergänzung jenes Vortrages betrachtet werden, wenn wir heute die wiſſenſchaftliche Seite rein praktiſcher Thätigkeit in Erwägung ziehen und zu dieſem Zwecke die Erinnerung an zwey unſerer glorreichſten Mitglieder, Reichenbach und Fraunhofer feyern, die in faſt gleicher Weiſe von der praktiſchen Seite zur wiſſenſchaftlichen durchgedrungen und durch Vereinigung von beyden zu großen Reſultaten und dauerndem Ruhme gelangt ſind. Wir erfüllen dabey zugleich, wenn auch verſpätet, die Pflicht dankbarer Ehrung ihres Verdienſtes an dieſer Stelle, und leiten auf das Zweckmäßigſte die Verkündigung einer wiſſen-

schaftlich-technischen Anstalt ein, welche die Sorge unseres Monarchen und Beschützers für das öffentliche Wohl in diesen Tagen gegründet und mit der Akademie verbunden hat.

Georg v. Reichenbach wurde am 24. August 1772 zu Durlach geboren. Er war der Sohn eines Technikers, der wegen ungewöhnlicher Fähigkeit zum Oberstluckbohrmeister nach Mannheim berufen wurde und als Oberstlieutenant bey der Artillerie in München gestorben ist. Dieser hat seinen Sohn in den frühesten Jahren in praktischer Thätigkeit geübt und dadurch jenen festen Grund zu seiner Bildung für Artillerie- und Genieweſen und zu jener Sicherheit gelegt, welche später ihm mit der Idee neuer Erfindungen zugleich Art und Mittel ihrer Ausführung in die Hand gab.

Als Knabe von 14 Jahren ward er in die Militärschule zu Mannheim aufgenommen, erwachte hier zu reger Thätigkeit, sah aber bald, daß zur Lösung höherer Aufgaben seines künftigen Berufes tiefere Studien der reinen Mathematik und Mechanik nöthig seyen, als die auf vier Jahre berechnete Anstalt gewähren konnte. Doch bot sich ihm Gelegenheit, bey der Gewandtheit seines Geistes und der frühreifen technischen Fertigkeit einige mechanische Arbeiten glücklich auszuführen und dadurch die Aufmerksamkeit des Grafen v. Rumford zu erregen, auf dessen Empfehlung der Churfürst Karl Theodor den achtzehnjährigen Jüngling nach Vollendung des Curses jener Studien zum Lieutenant bey der Artillerie erhob und in den Stand setzte, durch einen längern Aufenthalt in England sich für sein Fach des Weitern auszubilden [1]).

1) Die Notizen über Reichenbachs Leben sind größten Theils aus einem Aufsatze über ihn gezogen, welcher sich im Regierungsblatte für das Königreich Bayern Jahrgang 1829 Nr. 5 S. 58 ff. aufgenommen findet. Der Verfasser ist nicht bekannt, aber ist auf jeden Fall ein mit den Sachen und Verhältnissen vollkommen vertrauter Mann. Das aus jener Schrift Genommene wurde aus andern Quellen, zum Theil aus mündlichen Mittheilungen seiner noch lebenden Angehörigen und Freunde und aus eigenen Erfahrungen ergänzt. — Die Erlaubniß und Unterstützung zur Reise nach England erhielt Reichenbach vom Churfürsten Karl Theodor zunächst durch Vermittlung des Hofastronomen zu Mannheim, Abbé Barry, welcher den Grafen v. Rumford auf die Kenntnisse und Leistungen des Jünglings aufmerksam machte. Sie begann 1791 in seinem 19. Jahre, und endete 1793. Der Umstand, daß er schon damals die Hoffnungen und aufmunternde Theilnahme zweyer so bedeutender Männer, wie Rumford und Barry erregt hatte, zeigt, wie in früher Jugend seine hervorragende Begabung wahrgenommen und gewürdiget wurde. Es war nicht nur eine Reise zu seiner Belehrung, sondern in gewisser Hinsicht eine wissenschaftliche Entdeckungsreise nach England, da der schon damals begonnene unermeßliche Fortschritt der Engländer in den Künsten der Eisenfabrication und des Maschinenbaues wie der Construction der Dampfmaschinen in Deutschland noch wenig bekannt war. Diesen letzten fand er Gelegenheit bey Watt gründlich kennen zu lernen, die Structur der astronomischen Maschinen besonders in Greenwich und Edinburgh. Sein reger und reich begabter Geist aber fand neben den Vorzügen des Neuerfundenen, was er sah, überall auch dessen Unvollkommenheiten und die Möglichkeit, das Fehlende zu ergänzen oder das Mangelhafte zu verbessern.

Dort war Reichenbach mitten unter den Wundern einer kolossalen Technik und Industrie, welche durch weise Benützung mächtiger Naturkräfte und sinnreiche mechanische Rüstzeuge in raschen Umschwung gesetzt ward, und fast jeden Tag auf dem Gebiete der Fabrication, des Maschinenbaues und der Schifffahrt mit neuen Erfindungen bezeichnete; aber auch die Instrumente und Arbeiten der Sternwarten, die Wissenschaft und Methode ihrer Vorsteher waren der Gegenstand seiner ernstesten Studien, und er kehrte nach drey Jahren mit dem Gefühl zurück, daß er Vieles gelernt und beobachtet, und daß, was er der Verbesserung und Ergänzung fähig oder bedürftig gefunden habe, nur durch Verbindung rein praktischer Versuche und rein wissenschaftlicher Forschung zu erzielen sey. Er wendete sich darum mit noch größerer Beharrlichkeit zu theoretischen Studien der Fächer seiner Neigung, der Mechanik und Astromie, so weit es seine amtlichen Arbeiten und die

Stürme des Krieges, in die er seit seiner Rückkehr nach der Heimath gezogen wurde, nur immer gestatteten.

Schon im Jahre 1796 ward er als Hauptmann bey der Artillerie durch seinen Beruf nach München geführt, und erwog die Gründung eines mechanischen Instituts, für dessen Bethätigung die Bedürfnisse jener Zeit und der Mangel an Mechanikern ein reiche Gelegenheit zu bieten schien [2]).

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Classen der k. Akademie der Wissenschaften im Monat May 1852 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Geological Society in London:

Quarterly Journal. Vol. VIII. No. 29. Febr. I. 1852. London 1852. 8.

Von der Royal Asiatic Society in London:

Journal. Vol. XIII. Part I. Vol. XIV. Part I. London 1851. 8.

Von der Institution of Civil Engineers in London:

Minutes of Proceedings. Session 1849/50, 50/51. Vol. IX. X. Lond. 1850. 52. 8.

List of membres of the Institution of civil engineers 1851. Lond. 1851. 8.

Von dem Instituto historico e geographico Brazileiro in Rio de Janeiro:

Revista trimensal de historia e geographia. Tom. 3. No. 10. 11. 12. T. 4. No. 1. T. 5. No. 13 — 16. T. 6. No. 17 — 20. T. 14. No. 1 — 4. Rio de Janeiro 1848 — 51. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Monatsberichte. Februar, März 1852. Berlin 1852. 8.

Von der Académie des sciences in Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. T. XXXIV. No. 5 — 13. Février, Mars 1852. Par. 1852. 4.

Von der Société de l'histoire de France in Paris:

Bulletin. No. 2. 3. Febr. Mars 1852. Paris 1852. 8.

Von der Royal astronomical Society in London:

Memoires. Vol. XX. London 1851. 4.

Astronomical Society notices. Vol. XI. 1850. 1851. London. 8.

Von Hrn. Maxime de Choiseul-Daillecourt in Paris:

Parallèle historique de revolution d'Angleterre et de France sous Jacques II. et Charles X. Paris 1851. 8.

Von Hrn. Jakob Geel, Direktor der Bibliothek in Leiden:

Catalogus librorum manuscriptorum qui inde ab anno 1741 bibliothecae Lugduno Batavae accesserunt. Lugd. Bat. 1852. 4.

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Mittheilungen. 3. Bd. III. Heft. Altenb. 1851. 8.

Von dem naturforschenden Verein in Bamberg:

Ueber das Wirken und Bestehen des Vereins. I. Bericht. Bamberg 1852. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Speyer:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. XXIV. Heft II. III. Februar, März. Landau 1852. 8.

(Schluß folgt.)

2) Anfangs hielt seine amtliche Pflicht ihn meist im Zeughause beschäftiget, aber außer dieser Sphäre trieb ihn die Entwicklung und Realisirung der großen Ideen, die er mitten unter seinen Studien und Beobachtungen in England gefaßt hatte. München hatte damals nicht eine einzige Anstalt zur Verfertigung mathematischer Instrumente. Weder für die Forstkammer und andere technische Staatsanstalten, noch für die topographische Vermessung des Landes wurden in Bayern die Werkzeuge und Maschinen gefunden. Reichenbach begann damit, einige Winkel-Instrumente und Spiegel-Sextanten für die Forstkammer mit Hülfe einer von ihm nach der überlieferten Methode gemachten Theilmaschine zu verfertigen.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Mai.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sein reger und durch große Erfahrungen gereifter Geist war voll von Ideen neuer Erfindungen und Verbesserungen auf diesem Gebiet, und sein theoretisches Studium fand reiche Förderung durch den Rath und die Hülfe von Ulrich Schiegg, Mitglied unserer Akademie, einem genialen und gründlich gebildeten Mathematiker und Astronomen, dem bis zu seinem Tode Reichenbach dafür mit der größten Dankbarkeit zugethan geblieben ist [3]).

Die Herstellung besserer, an Umfang kleinerer, aber an Genauigkeit vorzüglicherer mecha-

3) Vergl. über ihn den Jahresbericht der k. Akademie der Wissenschaften vom 12. October 1810; bayr. Nationalzeitung 1810 S. 131 ff., und den ausführlichen Bericht im Kalender für katholische Christen, zehnter Jahrgang, 1850 S. 71 — 74, mit seinem Bildnisse. Dasselbe ist auch im Besitz des historischen Vereins von Oberbayern nach dessen IX. Jahresbericht S. 73.

Er war geboren am 3. May 1752 zu Gosbach an der Filz bey Wiesensteig in der 1806 an Württemberg abgetretenen ehedem bayerischen Reichsherrschaft gleichen Namens, und starb am 4. May 1810. Den Todestag bestätiget auch die Unterschrift unter seinem Bildnisse im historischen Verein und daraus berichtiget sich die Angabe in Kaisers Bücherlexicon S. 78, welches seinen Tod auf den 13. September 1808 setzt. (Mittheilung des Akademikers Hrn. Dr. Föhringer.)

Von den Angehörigen für den geistlichen Stand bestimmt, trat er den 29. September 1771 in den Benediktinerorden. Mit größtem Eifer verfolgte er seine Studien, besonders auf dem Gebiete der Mathematik, Physik und Astronomie und so, daß er mit der Theorie die praktische Anwendung naturwissenschaftlicher Untersuchungen zu verbinden bemüht war. So geschah es, daß er, im Lehramt bethätiget, zuerst in seinem Kloster Ottobeuern, und seit 1791 an der Universität zu Salzburg mit den Vorzügen eines guten Lehrers eine ungewöhnliche Geschicklichkeit für landwirthschaftliche, mechanische und physikalische Arbeiten und Verbesserungen verband; während 10 Jahren wurde er in seinem Kloster mit der Oekonomieverwaltung betraut, in Salzburg brachte er für die Saline zu Hallein zweckmäßige Vorkehrungen und Instrumente zur Ausführung, und war bey der Verfertigung der ihm nöthigen mechanischen und astronomischen Instrumente selbst thätig.

Nach Aufhebung seines Klosters empfieng er im Jahre 1803 einen Ruf als Astronom nach München. Da eine besondere Sternwarte damals noch nicht gebaut war, ward ihm der astronomische Thurm an der nordöstlichen Seite des Wilhelminischen Gebäudes zur Verfügung gestellt. Seit 1807 nahm er vorwiegenden Antheil an den Vermessungen der bayerischen Provinzen in Franken.

In jenen Jahren knüpfte sich das nahe Verhältniß mit Utzschneider und Reichenbach, in deren mechanischem Institut er fast täglich gegenwärtig war und den Unternehmern mit Lehre,

nischer Instrumente war wesentlich von der Erfindung und Ausführung einer nicht durch Versuche, sondern nach mathematischer Methode zu bewirkenden vollkommen gleichmäßigen Theilung des Kreisbogens bis in das feinste, nur durch das Mikroskop noch zu unterscheidende convergirende Linien abhängig, durch welche die Sicherheit der Messung und Berechnung bedingt und der Ersatz des Massenhaften und Schweren durch das Feine und Leichte, des Verwickelten durch das Einfache möglich gemacht wurde.

Das Suchen und Ringen nach dem Principe dieser Theilung, verbunden mit zahllosen Entwürfen und Berechnungen, hatten seinen nie ruhenden Geist ohne Unterlaß bewegt, auch als 1800 der neubegonnene Krieg ihn wieder in das Feld rief. Noch in den späteren Jahren seines Lebens pflegte er mit erhöhtem Gefühle den Freunden zu erzählen, wie 1801 am 10. Juli, da er als Artillerie-Hauptmann zu Cham im Quartier lag, das Princip der Theilmaschine ihm auf einmal klar vor den Geist trat. Gleich nach der Rückkehr aus dem Felde ging er daran, sie auszuführen. Es gelang ihm durch zwey Alhidaden, die um eine kegelförmige stählerne Achse unmittelbar übereinander liegen und durch Hebel und Gegengewicht äquilibriren, auf eine bewunderungswürdige Weise. Die Maschine ist noch jetzt in dem an Hrn. Traugott Ertel übergegangenen Institut, fünfzig Jahre nach ihrer Herstellung, in ungeschwächter Thätigkeit [4]).

Bis dahin hatte Reichenbach gemeinschaftlich mit einem geschickten Mechaniker, Liebherr, in einer beschränkten Werkstatt gearbeitet. Jetzt stand der Eröffnung eines größern Instituts nichts mehr entgegen. Utzschneider, von Reichenbach zum Beytritt eingeladen, erkannte die Wichtigkeit des Unternehmens, und lieferte die zur ersten Einrichtung und Betreibung nöthigen sehr bedeutenden Mittel. Am 20. August 1804 wurde der Gesellschaftsvertrag zwischen diesen Dreyen geschlossen, und das mathematisch-mechanische Institut Utzschneider, Reichenbach und Liebherr unmittelbar darauf eröffnet. Die Schönheit und Solidität der aus ihm hervorgehenden mathematischen, mechanischen und

---

Rath und thätiger Hülfe beystand. Die Berufung eines andern Astronomen, des Hrn. v. Seyfert, gab Veranlassung, daß ihm die astronomischen Geschäfte mit dem Gebrauche des Thurmes, den er mit Vorliebe eingerichtet und verwaltet hatte, zu seinem großen Kummer entzogen wurde. An dem Tage, wo ihn diese unerwartete Begegnung getroffen hatte, saß er stumm und in sich versunken lange Zeit im mechanischen Institut und brach endlich in die Worte aus: „das hätte ich nicht geglaubt, daß mir auch dieses noch begegnen sollte!“ (Mittheilung des Hrn. Tr. v. Ertel.)

Ihm blieben noch die Geschäfte der Landesvermessung und seine Betheiligung an der Gründung des Steuerkatasters, für dessen Zwecke sie vollzogen wurde. Uebrigens hat er seine Ausweisung aus dem astronomischen Thurme nicht lange überlebt. Auf einer Geschäftsreise in Franken wurden die Pferde seines Wagens scheu, dieser schlug um, und Schiegg, der im Innern auf eine Kiste mit Meßinstrumenten zu seiner Seite geworfen wurde, erlitt eine Verletzung in den Rippen, die seinem Leben bald ein Ende machte.

Er wurde nicht nur als ein ausgezeichneter Mathematiker und Astronom, sondern auch wegen der lauteren Güte seines Herzens und der Sanftheit und Milde seines edlen in sich beruhigten Wesens allgemein geachtet und geliebt.

Wie die meisten Gelehrten seines Ordens hat er wenig geschrieben. Nur eine Nachricht „über einen aerostatischen Versuch,“ Ottobeuern 1784, (er hatte damals einen großen Luftballon, den ersten in Schwaben, steigen lassen) und eine sehr gründliche Schrift aus dem Gebiete der Mechanik „Ueber die Reibung und Steifigkeit der Seide“ Salzburg 1798, sind zu meiner Kenntniß gekommen. Letztere Schrift wird zuweilen fälschlich dem Benediktiner Edmund Hochreiner beygelegt, der sie nach altakademischen Gebrauch unter Vorsitz des Verfassers, seines Lehrers, vertheidiget hat.

4) Die einzelnen Verbesserungen mit ihren unzähligen Versuchen bis zur Herstellung der neuen Theilungsmaschine füllen die Jahre 1796 — 1801 und gingen der Errichtung des mechanischen Instituts voran. Ein Multiplicationskreis von 16 Zollen und ein multiplicirender Azimutalkreis von 16 Zollen waren die ersten Instrumente, welche Reichenbach zu seiner großen Zufriedenheit mit der neuen Maschine vollkommen sicher theilen konnte.

astronomischen Instrumente, die Einfachheit ihrer Construction und die Sicherheit ihres Gebrauches erregte bald die Bewunderung von Europa, dessen berühmteste Sternwarten in kurzem Zeitraume nacheinander mit ihnen geschmückt wurden [5]).

5) Der Bericht über sein Leben im Regierungsblatt a. a. O. S. 58 sagt darüber: „Jetzt hatte Reichenbach ein würdiges Feld des Wirkens erlangt; für alle zu der Astronomie und angewandten Mathematik gehörigen Werkzeuge entstanden neue zweckmäßigere und vollkommenere Formen, und was man bisher kaum mit den größten auf das mühsamste zusammengesetzten Werkzeugen mit Verläßigkeit hatte leisten können, das ward jetzt mit Sicherheit und größerer Genauigkeit durch weit einfachere kleinere bewirkt." Ueber seine Leistungen im Allgemeinen äußert sich ebenderselbe wie folgt: „Es würde hier zu weit führen, alle die einzelnen Erfindungen und Verbesserungen in der Construction mathematischer und astronomischer Instrumente anzuführen, welche man ihm verdankt; die praktische Astronomie erhielt durch sie die Vortheile größerer Einfachheit, Leichtigkeit, Sicherheit und Genauigkeit der Beobachtungen, und der ganze Apparat einer vollständigen Sternwarte wurde auf einige wenige Instrumente reducirt. Es genüge, hier die vorzüglichsten der von ihm verbesserten oder neu erfundenen Instrumente anzuführen: die Meridiankreise und Passagen-Instrumente von 1½ bis 3 Fuß Durchmesser, die Aequatorial-Instrumente, die repetirenden Multiplicationskreise und die astronomischen Theodoliten."

„Der Ruf von Reichenbachs wichtigen Erfindungen und ausgezeichneten Leistungen verbreitete sich bald über ganz Europa; die vorzüglichsten Sternwarten wetteiferten, Instrumente aus seinem Institute zu erhalten, und so haben nach und nach die Observatorien zu Prag, Warschau, Pesth, Ofen, Wien, Paris, Upsala, Dorpat, Kopenhagen, Mailand, Neapel, Bremen, Königsberg, Mannheim und München solche Instrumente erhalten, die jetzt ihre größte Zierde sind und alle andern an Wirkung übertreffen. Reichenbach reiste nach mehreren dieser Orte, um die Aufstellung und Einrichtung der Instrumente selbst zu besorgen; an einigen wurden sogar neue Observatorien ganz nach seinen Angaben und Plänen erbaut, und überall wurde ihm jene Anerkennung zu Theil, die das ausgezeichnete Genie, wenn es mit Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit verbunden ist, erwirbt."

Die geniale Thätigkeit Reichenbach's und der hohe Werth seiner Leistungen war Ursache, daß er im Jahre 1807 zur Salinen-Verwaltung gezogen wurde, da man daran ging, ihren Betrieb zu verbessern und besonders durch Ausführung eines Systems von großen Druck- und Hebmaschinen, geschwängerte Soole über Berg und Thal zunächst von Reichenhall nach Rosenheim zum Sud zu leiten.

Auch hier war es ein neues, auf rein wissenschaftlichem Wege gefundenes Princip, nach dem er die zum Werk nöthigen Maschinen mit doppelten Wassersäulen eben so genial als einfach herstellte [6]).

Damit steht in Verbindung sein Verdienst um die Eisenproduction. „Zu den vielen und großen Werken, welche Reichenbach in seinem thätigen Leben auszuführen hatte und deren hier nur die vorzüglichsten genannt sind, war es vor Allem nöthig, sich ein gutes, wo möglich inländisches Material zu verschaffen, und das Zubereiten und Gießen desselben zu vervollkommnen. Auch in dieser Beziehung hat sich Reichenbach große Verdienste um die inländische Industrie erworben, indem er seine bey den großen Eisenwerken in England gemachten Erfahrungen zweckmäßig auf die inländischen Hochöfen anwendete, auch das weit vollkommenere Verfahren der Engländer beym Gießen des Eisens, so wie mehrere erfolgreiche Verbesserungen in der Construction der Oefen einführte und die Herstellung des vortrefflichen Gebläses am Hochofen zu Bergen ꝛc. leitete. Seinen Winken und Anordnungen ist daher der gegenwärtige vortreffliche Zustand der bayerischen Hochöfen und Eisengießereien, deren Producte an Reinheit und Güte sich jetzt vortheilhaft auszeichnen, zum großen Theile mit zu verdanken. Ueberdieß sind auch in seinen Werkstätten viele ausgezeichnete Arbeiter gebildet worden, die sich später in verschiedenen Gegenden ansiedelten, und das, was sie unter seiner Leitung gelernt hatten, mit größtem Nutzen zur Verbesserung ihrer Gewerbe anwenden konnten."

6) Die großen Salinen von Bayern, eine Hauptquelle seiner Dominicaleinnahmen, waren in Bezug auf Betrieb und Maschinenwesen in veralteter Form zurückgeblieben, als sie unter die Leitung Utzschneiders kamen, welchem, als dem General-Administrator geh. Rath v. Flurl, ebenfalls Mitglied unserer Akademie, in Führung des Geschäftes thätig bey

Dadurch hatte er das Vertrauen gewonnen, es werde ihm auch das Größte und Schwierigste gelingen, als es galt, im Jahre 1817 den reichen Salzbergbau von Berchtesgaden mit den innern Landessalinen in unmittelbare Verbindung zu bringen, und die Soole von dort über ein hohes und steiles Gebirg nach Reichenhall herabzuführen.

(Fortsetzung folgt.)

Seite stand. Wie natürlich wurde von Utzschneider Reichenbach zu Rath gezogen, als es sich von Verbesserungen der Maschinen, der Hoch- und Druckwerke, besonders aber von der Herstellung eben jener Soolenleitung handelte, welche die Salinen Traunstein und Reichenhall mit einander verbinden sollte. Sofort ward ihm neben seinem militärischen Beruf die Ausführung der großen zu diesem Zweck bestimmten Maschinenbauten übertragen und er am 25. November 1808 zum Salinenrath ernannt. Im Jahre 1811 nahm er seine Entlassung aus dem Militärverbande als Hauptmann der Artillerie, um ganz seinem neuen Beruf zu leben.

Der Bericht über ihn sagt a. a. O. S. 64: „Die Herstellung der für diese Soolenleitung nöthigen Soolenhebmaschinen war eine besonders schwierige Aufgabe, weil fast überall nur ein sehr sparsames Aufschlagwasser, wenn gleich mit großem Gefälle verbunden, zu Gebote stand. Reichenbach bestimmte sich daher für die Anwendung der Wassersäulen-Maschine; allein er mußte eine in allen Theilen ganz neue Construction derselben erfinden, um sie dem vorliegenden Zwecke anpassend zu machen, und konnte dabey fast nichts, als das Princip, durch eine Pumpe die andere zu treiben, benützen. So entstanden seine einfachen und doppelt wirkenden Wassersäulenmaschinen, deren er sieben auf der neuen Soolenleitung zu Nesselgraben, Weisbach, Nagling, Siegsdorf, Klaushäusl, Berghem und Mühlthal, zur größten Zufriedenheit in eigener Entreprise ausführte, und wobey er (wie es im Allerhöchsten Rescript vom 3. May 1811 heißt), einen neuen rühmlichen Beweis seines großen Talentes und der Oekonomie, womit er seine Anlagen auszuführen pflegte, lieferte. Am 19. Juli 1810 kam die erste Sud-Soole auf der neuen Leitung in Rosenheim an. — Auch zu Reichenhall erbaute er im Jahre 1808 die große Soolenhebungsmaschine für die sämmtlichen Gradirhäuser, welche 250 Röhrl Soole auf die senkrechte Höhe von 100 Fuß hebt. Sämmtliche Maschinen entsprachen den Erwartungen, die man davon gehegt hatte, auf das vollkommenste!“

In diese Periode fällt die Errichtung seines eben so einfachen als soliden Wasserwerkes, durch welches der botanische Garten und das allgemeine Krankenhaus mit Wasser versorgt wurden; die Einladung, welche er von dem großen Laplace, damals Kanzler des Senats, nach Paris erhielt, wo er die in seinem Institut verfertigten und allgemein bewunderten Instrumente selbst aufstellte, und eine ähnliche zu gleichem Zwecke nach Neapel, von wo er im Jahre 1815 glücklich zurückkehrte. Daran schlossen sich wichtige Verbesserungen der Maschinen in den Salinen, die Herstellung einer mit Recht bewunderten neuen Loch- und Schneidmaschine für eiserne Pfannenbleche, die Arbeiten für die Entsumpfung des Pinsgau, deren vielversprechenden Erfolg die Abtretung des schönen Thals an Oesterreich unterbrach; die Verbesserungen der Gewehrfabrik zu Amberg, die er mit neuen und sehr zweckmäßig eingerichteten Maschinen ausstattete und zu einer großen Blüthe erhob.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Mai.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ꝛc.

(Fortsetzung.)

Reichenbach übernahm und vollzog auch diesen Auftrag, und baute nebst andern Werken zu diesem Behuf die große Wassersäulenmaschine zu Illsanz, welche mit Hülfe von spärlichem Aufwasser die gesättigte Soole im Gewicht von beynahe 600 Centnern durch Einen Druck auf eine senkrechte Höhe von 1218 Fuß hebt 6*).

6*) Die Maschine wurde in einem Zeitraum von 20 Monaten von Reichenbach durch die Civilbeamten ausgeführt, und wurde besonders von Hrn. Friedrich von Schenk, damals Salinen-Oberinspector, jetzt Vorstand der General-Bergwerks- und Salinenadministration, bey dieser schwierigen Aufgabe auf das rühmlichste unterstützt. Der Bericht über Reichenbach äußert sich darüber noch des Weitern: „Die Freude über das Gelingen und die unglaublich schnelle Vollendung dieses großen Nationalwerkes war allgemein. Durch dasselbe Werk ist die Saline Berchtesgaden und mit ihr der Umfang des ehemaligen Reichsstiftes mit den altbayerischen Salinen und Gebietstheilen verbunden; die Anlagen der k. Salinen bilden jetzt von Berchtesgaden bis Rosenheim eine ununterbrochene Kette mechanischer, höchst vortheilhafter und regelmäßig wirkender Kunstwerke, welche fast alle durch Reichenbachs Scharfsinn entstanden sind; die Oekonomie an den Salinen ist durch die Zuleitung der gesättigten Soole aus dem Salzbergbau zu Berchtesgaden wesentlich gefördert worden, indem sie Ersparung an Transport und Brennmaterial gewährt, die Sudkosten des Salzes vermindert, und endlich die bayerischen Salinen überhaupt von allem fremden Einflusse unabhängig gemacht hat."

„Am 21. September 1817 wurde die neue Soolenleitung nebst ihren Maschinen in Gegenwart Sr. Majestät des höchstseligen Königs und mehrerer hohen Herrschaften feyerlich in Gang gesetzt, und Se. Majestät bezeugten dabey auf das huldvollste dem ausführenden Künstler die höchste Zufriedenheit, und belohnten sein Verdienst auf eine wahrhaft königliche Weise, indem Allerhöchst Sie selbst ihm an Ort und Stelle ein Decret überreichten, wodurch ihm eine Leibrente von 1200 fl. verliehen wurde; denn nur der außerordentlichsten Anstrengung Reichenbachs und dem dadurch angefeuerten Eifer der Localbeamten war es zuzuschreiben, daß dieses Riesenwerk, trotz der strengsten Winterkälte und der damit verbundenen Schwierigkeiten in so kurzer Zeit — was damals von hoher Wichtigkeit war — vollendet wurde. Eine höchst wohl gelungene Medaille, welche auf Befehl Sr. Majestät durch den verdienstvollen Münzdirector von Leprieur, Reichenbachs langjährigen Freund, zur Feyer dieses Tages geprägt wurde, wird die Erinnerung dieser wichtigen Nationalunternehmung auch bey der Nachwelt erhalten."

Seit mehr als dreyßig Jahren ist das Werk in Thätigkeit, ohne irgend eine bedeutende Reparatur bedurft zu haben, nachdem vor seinem Bau und während desselben ein des Meisters gar nicht

unwürdiger Nebenbuhler es für unmöglich, und nachdem es vollendet war, für unhaltbar erklärt hatte.

Sehr wahr sagt von ihm der Verfasser des Reichenbachs Andenken gewidmeten Aufsatzes im Regierungsblatt a. a. O. S. 69: „Diese Maschine verdient mit Recht Reichenbachs Meisterwerk in der höhern Mechanik und ein Triumph der Kunst unsers Zeitalters genannt zu werden. Die Solidität aller Theile desselben bey einer gefälligen Form des Ganzen, die gefahrlose Structur bey einer ungeheuern Kraft und das sanfte kampflose Spiel bey dem riesenhaften Effecte erregen bey ihrem Anblick die höchste Bewunderung. Sie ist das treue Bild des bescheidenen deutschen Mannes, der Großes geräuschlos vollbringt."

Es liegt außer unserer Absicht, im Einzelnen nachzuweisen, daß in gleichem Geiste die übrigen wissenschaftlich technischen Erfindungen und Verbesserungen geschahen, welche außer den genannten die Schmelzung und Veredelung des Eisens, die Stückbohrkunst, das Brunnenhaus in Augsburg und das Steuerkataster ihm verdankt. Das Dargelegte reicht für unsern Zweck hin und zeigt, daß die rein praktische Thätigkeit, je reger und genialer der Geist ist, der sie übt, desto entschiedener zur Wissenschaft und zur theoretischen Erforschung und Darlegung der Gesetze führt, unter denen sie steht und nach denen sie allein sich entfalten kann.

Reichenbach hat bey seiner Richtung nur wenig über das geschrieben, was er theoretisch erforscht hatte; doch zeiget auch die einzige Schrift, die von ihm zur Oeffentlichkeit gelangte: „Theorie der Brückenbogen und Vorschläge zu eisernen Brücken in jeder beliebigen Größe," München 1811 in 4. mit Kupfern, daß er in demselben Geiste schrieb, in dem er gehandelt hat.

Noch stand er in ungeschwächtem Mannesalter, den Geist voll von Plänen zu neuen Erfindungen auf dem großen Gebiete der bewegenden Kräfte, das gerade damals durch reichere Entfaltung des Baues der Eisenbahnen und der Dampfmaschinen einem Manne, wie Er, die größten Probleme zur Lösung darbot, als ein unglücklicher Fall bey Untersuchung des Brunnenwerkes in Augsburg der Grund eines zweyjährigen Siechthums wurde, dem er nach vielem Leiden am 21. Juni 1826 im 54. Jahre seines Lebens erlegen ist. Zum Schluße dieser seinem Verdienste gewidmeten Erinnerung sey noch die Erwähnung gestattet, daß auch Charakter und Gesinnung des Mannes das Gepräge hoher Trefflichkeit trug und auch an ihm sich der alte Satz bewährte, daß die höchste Genialität mit der größten Herzensgüte und mit der durchdringendsten Kraft des Denkens die Aufrichtigkeit und Verläßigkeit des Handelns in natürlicher Weise verbunden ist. Treffen wir auf Abweichungen, so sind es eben Entartungen des Gepräges, das die Natur edlen Geistern aufdrückt [7]).

---

7) Ueber den Gang des von Reichenbach, Liebherr und Utzscheider gegründeten mathematisch-mechanischen Instituts ist zum Schluße noch Folgendes zu bemerken. Die Dauer des Gesellschafts-Vertrages endete mit dem Jahre 1814, wo Reichenbach, dessen Streben nach Unabhängigkeit in seinen Bewegungen und Planen sich mit der Größe seiner Leistungen und den auf sie gegründeten Erfolgen immer stärker entfaltete, sich bestimmt fühlte, das mathematisch-mechanische Institut zu München allein zu übernehmen und ihm Hrn. Traugott Ertel als Werkführer vorzusetzen; doch consolidirte sich das Geschäft erst, nachdem dieser durch einen Gesellschaftsvertrag in dasselbe aufgenommen wurde. Fraunhofer übernahm, alle optischen Gläser von jeder Größe und Beschaffenheit, die man begehren würde und er erreichen könne, für dasselbe zu liefern.

Traugott Lebrecht Ertel, an welchen es nach Reichenbachs Tode allein überging, ist am 29. September 1778 zu Forchheim bey Freyberg geboren. Er blieb nach dem Austritt aus der Schule in dem Geschäfte des Vaters auf dem Lande, und kam erst im 17. Lebensjahre 1795 zu einem Zeugschmied (Büchsenmacher) in Freiberg, in dessen Lehre er fünf Jahre, bis 1800 blieb. Hierauf führte ihn seine Wanderung nach Ungarn, wo er in Pesth sich $5\frac{1}{2}$ Jahre lang aufhielt, und nach Wien, wo er bey seiner Vorliebe für feinere Metall-Arbeiten in einer Werkstätte für chirurgische Instrumente thätig war. Im folgenden Jahre zog er nach Schweinfurt und Würzburg, und fand auch in Würzburg

Dem Namen und dem Verdienste von Reichenbachs stehen jene des ihm durch Hoheit des Talentes und Natur der Leistungen eng verbundenen jungen Genossen Joseph von Fraunhofer zur Seite, der in gleicher Weise die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit enthüllt, und durch Vereinigung von beyden zu den bedeutendsten Erfolgen gelangt ist, die Wissenschaft erweitert und sich selbst mit unvergänglichem Ruhm geschmückt hat.

Fraunhofer, der Sohn eines Glasermeisters zu Straubing, wurde dort am 6. May 1787, fünfzehn Jahre nach Reichenbach geboren. Er verlor im eilften Jahre seinen Vater durch den Tod, und ward von den Vormündern drey Jahre später zu einem Spiegelmacher und Glasschleifer nach München in die Lehre gebracht. Die Armuth der Familie war Ursache, daß seine frühe Bildung versäumt blieb. Der vierzehnjährige Knabe war bey seiner Ankunft in München kaum des Lesens und Schreibens kundig [8]), doch gab im nächsten Jahre eine Kata-

---

Gelegenheit zur Verfertigung feinerer mechanischer Instrumente. Sie wurden für einen Uhrmacher gearbeitet, und waren von so großer Vortrefflichkeit, daß er von diesem, der in München wohlbekannt, die Aufforderung erhielt, dahin zu gehen, und im mathematisch-mechanischen Institut von Reichenbach Aufnahme zu suchen. Das sey der einzige Ort, wo er seine Geschicklichkeit geltend machen und das ihr gebührende Feld finden könnte. Reichenbach nahm ihn nach kurzer Prüfung bereitwillig als Arbeiter auf.

Auch Ertel ist durch die Praxis zur Wissenschaft und Theorie gelangt, und während den ersten Jahren seines Aufenthaltes im Institute nahm er Theil an dem Unterricht in der Mathematik wie im Zeichnen, der dort gegeben wurde, und erfreute sich ebenfalls der thätigen und fördernden Theilnahme von Ulrich Schiegg.

Nach wenigen Jahren zeigten sich die von ihm ausgeführten Arbeiten an Genauigkeit und Feinheit den besten der Anstalt gleich oder überlegen. Die meisten für die polytechnische Schule in Wien ausgeführten sind von seiner Hand, daher ward ihm die Aufstellung derselben in der polytechnischen Schule mit den zu ihrem Gebrauche nöthigen Vorkehrungen anvertraut. Auch dort fand er schnelle Anerkennung seiner Leistungen, und der Director Prechtel vermittelte, daß ihm die Stelle eines Werkmeisters bey der polytechnischen Schule daselbst mit 2000 fl. Gehalt übertragen wurde. Das Patent darüber ist vom Jahre 1819. Indeß blieb die Anstellung ohne Folgen, sie wurde vielmehr zum letzten Grunde, der, als er zur Ordnung seiner Geschäfte in Urlaub zurückkam, Herrn von Reichenbach, der seiner Hülfe jetzt weniger als je entbehren konnte, bestimmte, ihn durch einen Gesellschaftsvertrag als Theilhaber in das Institut aufzunehmen, das nach seinem Tode von ihm gegen Herauszahlung von 30,000 fl. allein übernommen wurde, und jetzt unter der Firma Reichenbach und Ertel von ihm und seinen beyden Söhnen, Georg, geboren am 29. November 1813, und Gustav, geboren am 13. September 1829, im Geiste des ersten Gründers und mit demselben Erfolge fortgeführt wird. Bey der Londoner Industrie-Ausstellung erhielt er, ungeachtet einer großen Concurrenz verschiedener Nationen, den Preis für ein astronomisches Universalinstrument.

8) Ueber ihn ist vorzüglich zu vergleichen: „Kurzer Umriß der Lebensgeschichte des Hrn. Dr. Joseph v. Fraunhofer, k. b. Professors und Akademikers, Ritter des k. b. Civil-Verdienst- und des dänischen Danebrogs-Ordens, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften u. s. w." in dem Kunst- u. Gewerbblatt für Bayern v. J. 1826. — Die Schrift ist von dem geheimen Rath Joseph v. Utzschneider, der ihm auch das Denkmal unter den Arkaden des ältern Gottesackers neben dem von Reichenbach gewidmet hat. Die übrigen Notizen sind aus Mittheilungen seiner Freunde und aus dem Umgange mit ihm geschöpft.

Der Vater von Fraunhofer hielt seinen Sohn schon früh zu seinem Geschäft an, worüber der Schulbesuch versäumt wurde. Nach des Vaters Tode brachten die Vormünder ihn zu einem Dreher in die Lehre, und erst als sich zeigte, daß der zart gebaute Knabe der schweren Arbeit dieses Handwerkes nicht gewachsen war, kam er im August 1799 nach München als Lehrling zu dem Hofspiegelmacher und Glasschleifer Philipp Weichselberg. Lehrgeld konnte nicht bezahlt werden und man ging die Vergleichung ein, daß er sechs Jahre lang ohne Lohn zu arbeiten habe. Der

ſtrophe, die ihn mit ſchrecklichem Tode bedrohte, ſeinem Schickſal eine beſſere Wendung und öffnete der genialen Kraft, die in dem armen und verſäumten Knaben verborgen lag, Mittel und Gelegenheit ſich zu zeigen. Er ward am 21. Juni 1801 durch den Einſturz ſeines Wohnhauſes verſchüttet, und erſt nach mehreren Stunden angeſtrengter Arbeit der Hülfebringenden aus den Trümmern hervorgezogen. Dieſer Unfall und ſeine faſt wunderbare Rettung empfahl ihn der öffentlichen Theilnahme, und von König Maximilian Joſeph, der bey jenem Unfall in gewohnter Güte und Menſchenfreundlichkeit gegenwärtig geweſen war, und die Arbeiter ermuntert hatte, ward er mit 18 Dukaten beſchenkt. Aus dieſer für ihn großen Summe erwarb er ſich vor Allem eine Glasſchneidmaſchine, ſpäter eine andere zum Glasſchleifen und fing an, ſich in freyen Stunden mit dieſer Kunſt ſelbſtthätig zu beſchäftigen [9]).

Aber auch er fühlte, daß ſein Geſchäft auf Kenntniſſen beruhte, die ihm bis dahin verſagt waren. Er ahnete den Inhalt der optiſchen Wiſſenſchaften, deren Namen er kaum gehört hatte, und war entſchloſſen, ſich derſelben, es koſte, was es wolle, zu bemächtigen. Unter den Männern, welche ſein Unglück zu ihm geführt hatte, war Utzſchneider, der zu andern großen Verdienſten um ſein Vaterland ſich auch dieſes erwarb, die zerſtreuten Kräfte und Beſtrebungen auf dem Gebiete der Mechanik und Optik zu vereinigen und nach einem Ziele zu führen. Er hatte den Knaben zum erſtenmal geſehen, als er aus den Trümmern des Hauſes hervorgezogen wurde, ihn dann einigemal beſucht und dabey die Gelegenheit gehabt, die Regſamkeit ſeines Geiſtes, die naive Feinheit ſeiner Bemerkungen und ſeine große Lernbegierde kennen zu lernen. In Folge davon gab er ihm die ſeiner Befähigung kaum noch zugänglichen Lehrbücher über Optik von Käſtner, Prieſtley u. a. zum Gebrauch.

(Fortſetzung folgt.)

Lehrmeiſter hielt ihn ab, die Feyertagsſchule ordentlich zu beſuchen, und ſo blieb er des Schreibens und Rechnens beynahe ganz unkundig, bis er Gelegenheit fand, für ſeine Bildung ſelber zu ſorgen.

gefallene Frau ſeines Lehrmeiſters wurde erſt nach mehreren Tagen todt gefunden. Maximilian Joſeph, damals Churfürſt, kam wiederholt zu der Oeffnung, an welcher man nach dem Knaben grub, ermuthigte durch Zuruf ſowohl den

9) Utzſchneider ſagt über jenen Unfall S. 413: „Im zweyten Jahre ſeiner Lehrzeit, den 21. Juli 1801, ſtürzten in München im Thiereckgäßchen zwey Häuſer plötzlich zuſammen, in deren einem der Lehrling Fraunhofer wohnte und in dem Schutt begraben wurde. Im Innern des aufrecht gebliebenen Theils der Mauern konnte man von unten durch eine Thüre eine Art Schacht aufſchließen und mit Lochſägen durch die eingeſtürzten Balken und Bretter eine Oeffnung machen, durch welche man nach vierſtündiger Arbeit zu dem Knaben drang und ihn an das Tageslicht zog. Er hatte mehrere Verletzungen und Quetſchungen, aber keine gefährliche erhalten. Sein Kopf war unter dem Schutte durch Kiſten, welche ſich über ihn ſtürzten, ſo weit frey geblieben, daß er rufen konnte, und ſein Ruf bezeichnete den Arbeitern die Richtung, in der ſie vordringen mußten. Die im Moment des Einſturzes um 5 Schuh tiefer von ihm Verſchütteten, als die Arbeiter, welche ſich ſelbſt der Gefahr ausſetzten verſchüttet zu werden, und befahl dann für ſeine Heilung möglichſt Sorge zu tragen. Nach ſeiner Geneſung beſchied er ihn zu ſich, frug ihn nach ſeinen Gedanken und Empfindungen während der Verſchüttung und über ſeine Verhältniſſe. Er entließ den verwaiſten Knaben mit dem erwähnten Geſchenke und dem Verſprechen, ihm Vater zu ſeyn, im Falle ihm etwas mangle."

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Mai.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit.

(Fortsetzung.)

Ein Geist aber, wie der seinige, bleibt nicht auf halbem Wege stehen. Er erkannte bald, daß die Lehren der Optik auf denen der reinen Mathematik beruhen und verwendete die Reste seines kleinen Capitals, einige Zeit lang einen Privatlehrer in derselben zu bezahlen, nachdem das Studium der optischen Werke ihn, wie die Gelegenheit sich bot, mit einer beträchtlichen Zahl ihrer Lehrsätze im Allgemeinen bekannt gemacht hatte. Es war vergeblich, daß sein Lehrherr, einer von jenen, denen es unerträglich ist, daß der Lehrling mehr wissen soll, als der Meister, ihm den Gebrauch der Lehrbücher verbot und ihm selbst den Besuch der Feyertagsschule verkümmerte. Fraunhofer wußte seinen Eifer und seine Arbeiten in den freyen Stunden ihm zu verbergen, und ward endlich durch die Lösung der Verhältnisse eines Lehrlings seinen Studien, aber auch den Bedrängnissen seiner Armuth wiedergegeben, da ihn Schüchternheit und Bescheidenheit hinderten, Hülfe da anzusprechen, wo er sie wohl gefunden hätte [10]). Erst nach längerer Zeit gedachte Utzschneider seines Schützlings wieder, und gab seinem Freunde Schiegg den Auftrag, sich über die Fortschritte desselben näher zu unterrichten. Der Lehrmeister, welcher bey ihm die Bücher gewahr wurde, untersagte ihm das Studium derselben; andere Personen, die er während der Zeit, als ich ihn wegen meines Aufenthaltes auf dem Lande nicht mehr sah, über diesen Gegenstand befragte, gaben ihm keine Hoffnung, diese Wissenschaft ohne mündlichen Unterricht, und fast ohne des Schreibens kundig zu seyn, studiren zu können. Um so größer wurde aber Fraunhofers Anstrengung, dem gewünschten Ziele sich zu nähern. Ungeachtet er in seinem Schlafzimmer, welches ohne Fenster war, des Nachts kein Licht brennen durfte, und er nur an Feyertagen außer dem Hause einige Stunden studiren konnte, so war er dennoch bald mit der mathematischen Optik bekannt, und suchte von ihr Gebrauch zu machen. Damit er die Feyertage ganz frey für sich erhielt, und um nicht mehr gehindert zu werden, in der Feyertagsschule schreiben zu lernen, verwendete er den Rest seines Geldes eines Theils dazu, um seinem Lehrmeister das letzte halbe Jahr der Lehrzeit abzukaufen, andern Theils, um aus der Verlassenschaft des Hrn. Generals Grafen v. Salern eine optische Schleifmaschine sich eigen zu machen. Ohne jemals graviren gesehen zu haben, fieng er an in freyen Stunden in Metall zu graviren, um Model zum Pressen erhabener Visitenkarten zu verfertigen, in der Absicht, sich dadurch nebenher etwas Geld zu seinen Versuchen verdienen zu können."

Die Verwirrungen des neu ausgebrochenen Krieges hinderten den Absatz der Visitenkarten, vermehrten die Widerwärtigkeiten des hülflosen achtzehnjährigen Jünglings, und zwangen ihn vor der

10) Utzschneider berichtet in seinem Umriß S. 414 darüber Folgendes: „Neben diesen Hindernissen hatte er auch noch mit andern zu kämpfen; der

edle Mann beſchäftigte ſich mehrere Tage mit dem jungen Optiker, erkannte ſeinen Werth und brachte ihn zu Utzſchneider zurück [11]). Von beyden wurde er in das mechaniſche Inſtitut zu Reichenbach geführt.

Mit der Raſchheit und Sicherheit des Urtheils, welche dieſen genialen Meiſter auszeichneten, nahm er nach kurzem und eingehenden Geſpräche wahr, wen er in der dürftigen Erſcheinung des ſchüchternen Jünglings vor ſich habe. „Das iſt der Mann,“ rief er in Gegenwart von Utzſchneider, Schiegg, Liebherr und Ertel aus, „den wir ſuchen, der wird uns leiſten, was uns noch gefehlt hat“ [12]).“ Es waren dieſes Flint- und Crowngläſer, beſonders die aus ihnen herzuſtellenden Objective, welche durch größern Umfang, durch Gleichmäßigkeit der Schmelzung, durch Vollkommenheit des Schliffes und der Polirung und durch farbloſe oder achromatiſche Reinheit des Lichtes der Vortrefflichkeit des mechaniſchen Theils der aus dem Inſtitut hervorgehenden Inſtrumente mehr entſprachen, als die Producte, welche bis dahin in Benedictbeuern für dieſen Zweck von Guinand geſchmolzen und von Niggl im Inſtitut waren geſchliffen und polirt worden. Die Aufgabe war groß und ſchwierig, wie je eine der genialen Forſchung und höhern Technik geſtellt wurde; ſie war von der Löſung einer langen Reihe von Problemen, techniſcher und mathematiſcher, abhängig, und Fraunhofer hat die Prophetie erfüllt, mit welcher er auf der Schwelle des mechaniſchen Inſtituts von jenem großen Mann begrüßt wurde [13]).

Hand, zu den Geſchäften ſeines Handwerkes zurückzukehren.

Daß Utzſchneider, der die Hülfe eines tüchtigen Optikers für das mathematiſche Inſtitut als höchſt dringend empfand und die Anfänge von Fraunhofer ſo aufmunternd gepflegt hatte, ihn mehrere Jahre lang ſo gut wie aus den Augen ließ, hat etwas Auffallendes und wird durch die Unruhe des Krieges, die er als Urſache anführt, und ſeine längere Abweſenheit von München nur zum Theil, mehr noch durch die Unruhe ſeiner ſo viele Zweige zu gleicher Zeit umfaſſenden und oft zerſtreuten Thätigkeit erklärt. Uebrigens war auch Schiegg an Ort und Stelle, welcher auf einfache Weiſung von Utzſchneider die Aufſicht und Leitung des jungen Mannes gerne übernommen hätte, und ſie auch ſogleich übernahm, als Utzſchneider ſich ſeines Schützlings endlich erinnerte, und von jenem ein Urtheil über ſeine Fortſchritte begehrte.

11) Utzſchneider S. 416: „Fraunhofer kam mit einiger Schüchternheit zu mir, weil er glaubte, ich wäre mit ihm unzufrieden, indem ich ihn ſo lange nicht mehr ſah, und weil er hörte, daß ich dem Optiker, Hrn. Niggl, welcher in unſerm Inſtitut arbeitete, in einem hohen Grade zugethan war.“

12) Nach mündlichen Mittheilungen von Ertel.

13) Im Inſtitute waren, wie Utzſchneider meldet, nach ſeiner Gründung 1804 mehrere große Inſtrumente beſtellt, auf der neuen Theilungsmaſchine getheilt und bis auf die Gläſer vollendet. Ein großer Vorrath an fertigen Inſtrumenten ſammelte ſich, die aber nicht verkäuflich waren, eben weil es an brauchbarem Flint- und Crownglas und überdieß an einem fähigen Optiker fehlte.

Eine zur Beſeitigung dieſes Mangels von Utzſchneider unternommene Reiſe zu den verſchiedenen Glasſchmelzen und arbeitenden Optikern führte zu der Ueberzeugung, daß das neu errichtete Inſtitut in Bezug auf die Optik keinen andern Ausweg habe, als das Crown- und Flintglas ſich ſelbſt zu erzeugen und den Optiker ſich ſelbſt zu bilden. Auf dieſer Reiſe lernte Utzſchneider in der Grafſchaft Neufchatel den Optiker Guinand kennen, welcher früher ſich mit Verfertigung von Flintglas beſchäftigt, aber weil andere Arbeiten ihn beſſer nährten, das Geſchäft aufgegeben hatte. Ueberhaupt hatte er bey ſeiner Beweglichkeit dem ernſten Manne nicht viel Vertrauen eingeflößt, und war darum auch von ihm für die Glasſchmelzung nicht geworben worden; doch brach er unmittelbar darauf ohne weitere Berufung nach Benediktbeuern auf, wo Utzſchneider die Fabrik optiſcher Gläſer zu errichten gemeint war. Sein Eifer gefiel dieſem, der Bau des Flintglasſchmelzofens wurde nach ſeinen Angaben ſogleich angefangen, bald auch einer für Crownglas. Die Arbeiten und Verſuche gingen 1806 und 1807 ununterbrochen fort, und lieferten zur Ausrüſtung der bereits getheilten, aber blinden Inſtrumente in München mehrere brauchbare Stücke Flint- und Crownglas, welche in dem Inſtitute von Niggl und Fraunhofer, ſpäter von dieſem allein geſchliffen wurden.

Joſeph Niggl, zu Vogtareut ohnweit Waſſerburg am Inn geboren, hatte ſich im Kloſter

Unter die technische Leitung von Niggl und die wissenschaftliche Pflege von Schiegg gestellt, gewann er schnell das Vertrauen seiner neuen Freunde. Darum, als Utzschneider daran ging, die Vorkehrungen für Glasschmelzen in Benedictbeuern zu einem vollständigen optischen Institute zu erweitern, ward er nebst Reichenbach in den Gesellschaftsvertrag aufgenommen, und dieser am 9. Februar 1809 abgeschlossen. Für den mechanischen Theil der optischen Arbeiten ward Hr. Sigismund Rudolph Plochmann aufgenommen. Die optischen Leistungen dieses neuen Institutes Utzschneider, Reichenbach, Fraunhofer wetteiferten bald mit dem mechanischen des Institutes Utzschneider, Reichenbach, Liebherr zu München, besonders seitdem Fraunhofer im J. 1811 auch die Glasschmelzung unter seine Leitung genommen und dadurch den Austritt von Guinand veranlaßt hatte. Hier wurdee die Schmelzungen von Flint- und Crownglas gleichmäßiger und reiner als je vollzogen, die Objective von farbloser Durchsichtigkeit zuletzt von 9 Zoll Durchmesser und vortrefflicher Schleifung und Polirung gewonnen, und dadurch optischer Seits die Vollendung jener großen Refractoren möglich gemacht, welche der Astronomie neue Welten aufgeschlossen haben [14]).

Die Krone der hier zusammentreffenden Erfindungen war die Lösung des Problems, achromatische Verbindungen von Flint- und Crownglas, welche Dollond und Euler begonnen hatten, die aber nur Versuche und nur bis auf einen gewissen Grad ausführbar gewesen waren, auf mathematisch-optischem Wege vollständig und nach sicherer Berechnung herzustellen. Fraunhofer fand das Gesetz dafür, nachdem er die dunkeln Linien in dem Farbenspectrum entdeckt und wahrgenommen hatte, daß sie für die Beachtung der Winkel, unter denen die Zerstreuung der Farben in zwey zu einander gebrachten Flächen von Flint- und Crownglas sich aufheben, die Grundlage und die Formel enthielten.

Rott auf der sogenannten Sternwarte daselbst mit den Anfangsgründen der Optik bekannt gemacht, und wurde gleich nach der Gründung des mathematisch-mechanischen Institutes von Schiegg an Utzschneider als ein geschickter Optiker empfohlen. Doch verließ er bald nach dem Eintritt Fraunhofers, mit seiner Stellung nicht zufrieden, am Ende des Jahres 1807 freywillig das Institut, und hat sich später in München ansäßig gemacht. Die bald entschiedene Ueberlegenheit von Fraunhofer scheint der Hauptgrund dieses Entschlußes gewesen zu seyn. Eben so hatten die Erfolge von Ertel beygetragen, den Mechaniker Liebherr zum Austritte zu bestimmen, der in gleicher Weise ein eigenes Geschäft gründen wollte, später jedoch in das optische Institut, als dieses nach Benediktbeuern übersiedelt war und Plochmann es verlassen hatte, zurückkehrte. Bey Herstellung des mechanischen Theiles von dem großen für Dorpat von Fraunhofer übernommenen Refractor hat er bedeutende Dienste geleistet.

14) Fraunhofers theoretische Studien erstreckten sich auch auf die Katoptrik, und Utzschneider führt S. 417 aus seinen Papieren von 1807 eine noch nicht gedruckte Abhandlung über Lehren jener Wissenschaft an, in welcher er zeigt, daß die hyperbolischen Spiegel den paraboliſchen vorzuziehen seyen, und die Erfindung einer Maschine mittheilt, durch welche die flachen hyperbolischen Segmente können geschliffen werden. Indeß gebot das steigende Bedürfniß des Instituts in München an optischen Gläsern für die vielen Instrumente, seine Thätigkeit auf die Optik zu beschränken. Der Gesellschaftsvertrag erhielt darum die Clausel, daß von dem neu gegründeten optischen Institut die Katoptrik vor der Hand ausgeschlossen werden müsse. Er übernahm nun die Erfindung und Herstellung von Schleif- und Polirmaschinen, von denen jene die sphärischen Flächen rein zu Stande brachten, und diese die dadurch gewonnenen vollkommenen Flächen beym Poliren nicht nur nicht alterirten, sondern sie auch noch von den beym Schleifen unvermeidlichen kleinen Unebenheiten befreyten. Dann folgte die Erzielung voller Gleichmäßigkeit der Glasmasse beym Schmelzen, wodurch die Gläser von den Wellen und Strichen und der dadurch bedingten Brechung und Zerstreuung des Lichtes befreyt wurden, obwohl erst nach vielen und mühsam, manchmal ganz vergeblichen, oft nur zum Theil gelungenen Versuchen. Erst nach dem Laufe mehrerer Jahre kam er mit der Sache zum Ziele, Anfangs beym Flintglas, dann beym Crownglas. Die Unkosten aller, Jahre lang fortgesetzten Versuche sollen sich auf 80,000 fl. belaufen haben, welche von Utzschneider aus dem Ertrage seiner damals in schwunghaftem Betriebe stehenden Tuch- und Lederfabriken geschöpft wurden.

Dieſe epochenmachende Entdeckung ward 1817 in den Denkſchriften der Akademie niedergelegt. Sie gab der Optik ein neues Princip, hob die von Göthe verſuchte Theorie der Farben auf, und hat durch Herſtellung farbloſer Reinheit achromatiſcher Objective dem Teleſkope und eben ſo durch gleich beſchaffene achromatiſche Linſen dem Mikroſkope ſich heilſam erwieſen, dadurch aber die Beobachtungen mit dieſem letzten Inſtrumente bis in die dünnſten Faſern und feinſten Röhren der vegetabiliſchen und animaliſchen Organismen ermöglicht, und die innere Beſchaffenheit des organiſchen Werdens klarer und heller zu Tage gebracht [15]).

15) Die Theorie achromatiſcher Gläſer war allerdings vorhanden, aber auch die genaueſte Anwendung der für ſie aufgeſtellten Formeln führte nicht zu vollkommener Aufhebung der Licht- und Farben-Zerſtreuung im Innern der Maſſe. Es war alſo im Principe ſelbſt ein Fehler anzunehmen. Fraunhofer fand die Urſache in einer approximativ beſtimmten Formel für Objective, bey denen man die Dicke der Gläſer, die höhere Potenz der Oeffnung u. a. vernachläßigen mußte, um brauchbare achromatiſche Ausdrücke zu erhalten, und darin, daß die bey Berechnung achromatiſcher Objective als die Exponenten der Brechungs- und Farbenzerſtreuungsverhältniſſe der zum Gebrauche genommenen Glasarten durch die für dieſe angewendeten Mittel nicht mit hinreichender Genauigkeit konnten beſtimmt werden. Er ſchlug bey jener Berechnung einen Weg ein, auf welchem keine Größe außer dem Kalkul blieb, und zog zur Hebung der Farbenzerſtreuung achromatiſcher Objective nicht nur, wie er bisher gethan, die Strahlen, welche von einem in der Achſe der Gläſer liegenden Punkte kommen, ſondern auch diejenigen in Berechnung, welche von außerhalb der Achſe gelegenen Punkten ausgehen. Noch blieb aber die genaue Beſtimmung des Brechungs- und Farbenzerſtreuungsvermögens der Maſſe ſelbſt näher zu beſtimmen. Dieſes ward möglich, als ſeine Verſuche mit Hülfe von Lampe und Prisma vermittelſt eines neu erfundenen Apparates ein ganz homogenes Licht zu erlangen, ihn zur Entdeckung der hellen Linie im Orange des Farbenſpectrums geführt hatte. Bis dahin verſchwammen die Farben ineinander und die Winkel der Brechung konnten nur auf 10 oder 15 Minuten genau gemeſſen werden. Jetzt war in der ſcharfen Scheidungslinie ein Mittel gegeben, das abſolute Brechungsvermögen der Materie zu beſtimmen. Wie aber? Sollte das Sonnenlicht nicht dieſelben hellen Linien im Orange des Spectrums haben, wie das Licht des Feuers? Die Verſuche darüber führten zur Entdeckung der unzähligen fixen dunkeln Linien in dem aus vollkommen homogenen Farben beſtehenden Spectrum des Sonnenlichtes. Durch dieſe wichtige Entdeckung allein ward es möglich, den Weg des Lichtes für alle Farbennuancen mit Winkelinſtrumenten völlig genau und direct zu verfolgen. Sie ſicherte ihm einen ehrenvollen Rang in der Geſchichte der Lehre vom Licht. Er ward, nachdem er ſie in einer Abhandlung der Akademie der Wiſſenſchaften vorgelegt hatte, von dieſer 1817 in ſeinem dreyßigſten Jahre zum Mitgliede gewählt, vierzehn Jahre, nachdem er als armer verſäumter und hülfloſer Glaſerlehrling aus dem Schutte des Hauseinſturzes war hervorgezogen worden.

Im Jahre 1814, nachdem Reichenbach aus dem Geſellſchaftsvertrag getreten war und das mathematiſch-mechaniſche Inſtitut anfangs allein übernommen hatte, ward zwiſchen Utzſchneider und Fraunhofer ein neuer Vertrag über gemeinſame Fortſetzung des optiſchen Inſtitutes geſchloſſen und dasſelbe ſo eingerichtet, daß es auch die größten aſtronomiſchen Inſtrumente ganz aus ſeinen Mitteln zu liefern im Stande war. Noch kurz vor ſeinem Tode hatte Fraunhofer die Freude, eines der größten und berühmteſten Werke desſelben, den für Dorpat beſtimmten Refractor, der öffentlichen Bewunderung auszuſtellen, deſſen künſtlichen Mechanismus, nach welchem er der ſcheinbaren Bewegung der Sterne in übereinſtimmender Drehung folgt, er ſelbſt im Reichenbach'ſchen Geiſte erfunden hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 18.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Mai.

Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wie Reichenbach ward auch er in der Blüthe seiner geistigen Kraft und seiner ruhmreichen Thätigkeit der Ausführung noch größerer und kunstreicherer Werke, deren Möglichkeit und Princip er im Geiste trug, durch vorzeitigen Tod entrissen, das optische Institut aber wurde durch Merz, den er für dasselbe herangebildet und als Erbe seiner Erfindungen und Aufzeichnungen zurückgelassen hatte, in einer des Stifters würdigen Weise fortgeführt [16]).

Er erlag am 7. Juni 1824 im 37. Lebensjahre einer Brustkrankheit, deren ersten Keim schon

16) Georg Merz, geboren am 26. Januar 1793 im Dorfe Bichl bey Benedictbeuern, ist der Sohn eines Webers und Meßners. Beym ersten Schulunterricht zeigte er besondere Geschicklichkeit für das Rechnen. Aus der Schule getreten half er seinem Vater in der Feldarbeit bis zu seinem fünfzehnten Jahre 1808, wo Utzschneider für die Glasarbeiten in Benedictbeuern aus der Umgegend eine größere Anzahl Knaben als Lehrlinge zusammenbrachte. Merz stellte sich freywillig, um in dieser Lehre Gelegenheit zu finden, seiner Neigung für das Rechnen zu genügen. Ein gelehrter Ordensgeistlicher, der in dem aufgelösten Stift zurückgeblieben war, Amand Rauch, gab der etwas widerspenstigen jungen Schaar Unterricht in den Elementen der Mathematik, aber während die übrigen conscribirten Glieder der glasbereitenden Cohorte sich verliefen, blieb Merz bey dem Unterrichte und dem Geschäfte mit so viel Beharrlichkeit und Erfolg, daß nach drey Jahren, also in seinem 18. Jahre, Fraunhofer ihn zum Werkführer erhob, als welcher er unter andern die Duploberechnungen zu machen hatte, und in alle Geheimnisse des Glasschleifens eindrang. Das Glasschmelzen trieb Fraunhofer für sich allein und als sein Geheimniß. Im Jahre 1819, als alle Theile des optischen Institutes, die Schmelzöfen ausgenommen, nach München zurück verlegt wurden, zog auch Merz mit dem übrigen Personal desselben in unsre Stadt und führte die Geschäfte mit gewohnter Genauigkeit und Auszeichnung. Darum übertrug Utzschneider nach Fraunhofers Tod ihm 1826 die Oberleitung des optischen Theiles, und da er später sich überzeugte, daß die großen und weitläufigen Unternehmungen des Instituts eine neue Verbindung erfahrener Techniker nöthig machte, nahm er außer Merz für den optischen, noch den Mechaniker Joseph Mahler für den mechanischen Theil in den Gesellschaftsvertrag auf, der 1830 geschlossen wurde. Nach dem Ableben Utzschneiders und Mahlers hat Merz gegen Herauszahlen von 30,000 fl. das Institut allein übernommen und führt es mit seinen beyden Söhnen, Hrn. Dr. Ludwig Merz, geboren 1817, und Sigmund, geboren 1824, unter der Firma Merz, Utzschneider und Fraunhofer.

Die größte Schwierigkeit nach Fraunhofers Tode war, die neue Methode der Glasschmelzung, welche mit ihm begraben schien, wieder zu finden. Utzschneider und Merz arbeiteten daran bald ge-

der Einſturz des Hauſes in ſeinen zarten Organismus gepflanzt, dann Gluth und Dämpfe des Schmelzofens und eine nie raſtende geiſtige und phyſiſche Anſtrengung zu verderblicher Entwicklung gebracht hatten, tief beklagt nicht nur als eine Zierde höherer Technik und Wiſſenſchaft, ſondern auch wegen ſeines edlen Charakters und ſanften Weſens, durch welche geſchah, daß ein jeder, der ihm nahe kam, in ihm das Bild der mildeſten Güte und der reinſten Sittlichkeit erblickte.

Auch er hat wenig geſchrieben. Die Beſtimmung der Brechung und Farbenzerſtreuung in Bezug auf die Vervollkommnung achromatiſcher Inſtrumente iſt in der oben erwähnten akademiſchen Abhandlung ſchlicht und einfach, wie er war, dargeſtellt.

Eine zweyte vom Jahre 1821 behandelt in gleichem Geiſte „eine Modification des Lichts durch gegenſeitige Einwirkung und Beugung der Strahlen und Geſetze derſelben.“ Als ſie nach dem Gebrauch der Akademie der Wiſſenſchaften der Claſſe zur Abſtimmung über ihre Aufnahme in die Denkſchriften vorgelegt wurde, ſchrieb der treffliche Aſtronom Soldner über ſie zum Circular folgendes Urtheil nieder, dem ſämmtliche Mitglieder, Reichenbach zuerſt, unbedingt beyſtimmten. „Ebenſo, wie früher in dem durch ein Prisma zerſtreuten, zeigt uns hier Hr. Fraunhofer in dem gebeugten Lichte Erſcheinungen, welche vorher nicht gerechnet worden ſind. Er wendet die Fernrohre, die hier eigentlich als Mikroſkope wirken, zur Betrachtung dieſer Erſcheinungen an, und dadurch wird ihm nicht nur möglich, weit mehr als alle ſeine Vorgänger darin zu ſehen, ſondern auch genau zu meſſen, wodurch allein die Geſetze der Erſcheinungen aufgefunden werden können und erſt für uns Werth erhalten. Mit eben ſo viel Fleiß und Gründlichkeit als Scharfſinn hat uns dießmal Fraunhofer die Geſetze der Beugung des Lichtes dargelegt, von denen man bisher eigentlich gar nichts wußte. Von ihr hat man bis jetzt nur die Erſcheinungen in einigen ſpeciellen Fällen gekannt“ [17]).

---

trennt, bald gemeinſam, bis die Verſuche an Merz allein überlaſſen wurden, der nach einem Jahre, unterſtützt von dem, was er während der Thätigkeit von Fraunhofer gelegentlich geſehen hatte, auch von einzelnen Aufzeichnungen in deſſen Papieren, aber, wie das natürlich war, zumeiſt durch eigene Beobachtung und Entdeckung geleitet, die verloren geglaubte Kunſt nicht nur wieder gefunden, ſondern auch im Sinne des ihr zu früh entriſſenen großen Meiſters weitergeführt hat. Die achromatiſche Trefflichkeit der Fraunhofer'ſchen Gläſer iſt zwar nicht übertroffen, aber die kryſtalliniſche Helligkeit der Glasmaſſe und die Größe der Objective. Das letzte von Fraunhofer ausgeführte, für den Refractor von Dorpat, hatte 9 Zoll Oeffnung. Das von Merz für die Münchener Sternwarte hergeſtellte hat 10½ Zoll, das für die Sternwarte von Pulkowa bey Petersburg 14 Zoll. — Eines von gleicher Größe iſt in der Anſtalt vorräthig im Werthe von 20,000 fl. Bey der Londoner Ausſtellung erhielt das Inſtitut den erſten aſtronomiſchen Preis für ein Fernrohr mit einem Objective von 4 Zoll Oeffnung, obwohl viele und größere Inſtrumente, auch engliſche, zur Ausſtellung und Concurrenz gekommen waren.

17) Utzſchneider ſagt darüber: „Die genannten Reſultate gaben Hrn. Fraunhofer die Veranlaſſung, außer der Refraction und Reflexion auch noch über andere Geſetze des Lichtes eine Reihe von Verſuchen anzuſtellen, was durch die vorhergegangenen Entdeckungen und die Hülfsmittel, welche ihm zu Gebote ſtanden, möglich wurde. Das, was ihm am wichtigſten zu ſeyn ſchien, war die Beugung des Lichtes, deren Geſetze man bis dahin aus den Verſuchen nicht mit Sicherheit ableiten konnte. Die Reſultate ſeiner von einem glücklichen Erfolge begleiteten Verſuche über die Geſetze der Beugung des Lichtes führten ihn auf die Entdeckung der ſo außerordentlich mannigfaltigen Phänomene, welche durch gegenſeitige Einwirkung gebeugter Strahlen entſtehen, und durch welche er z. B. vollkommen homogene Farben-Spectra ganz ohne Prismen hervorzubringen im Stande war. Da dieſe Spectra, welche bloß durch Gitter aus ſehr feinen völlig gleichen parallelen Fäden hervorgebracht werden, die dunkeln fixen Linien enthalten, welche er früher in dem durch ein Prisma entſtandenen Spectrum entdeckt hatte, und demnach bey Verfolgung des Weges des Lichtes die Winkel mit außerordentlicher Präciſion zu beſtimmen waren, ſo konnten die eigenen Geſetze dieſer Modification des Lichtes mit ungewöhnlicher Genauigkeit aus den Verſuchen abgeleitet werden.“

So viel schien nöthig zur nähern Bezeichnung der wissenschaftlichen Seite rein praktischer Thätigkeit aus dem Entwicklungsgang und den Leistungen zweyer unserer größten Amtsgenossen hier darzulegen, zugleich fanden wir Gelegenheit, mit der Feyer dieses edlen Paares die Erinnerung an die Verdienste zweyer andrer Ehrenmänner aus unserer Mitte, Utzschneiders und Schieggs, um das gemeinsame Werk zu verbinden. Schiegg hat der Akademie seit

---

In Bezug auf die Begründung der Theorie des Lichtes äußert sich ebenderselbe: „Die früher bekannten Gesetze des Lichtes sind von der Art, daß man ihnen viele Hypothesen über die Natur des Lichtes anpassen kann. Hr. Fraunhofer suchte nun die Theorie, welche die neuen, scheinbar sehr complicirten Gesetze darstellt, und fand, daß sie nur aus den von Dr. Th. Young früher aufgestellten Principien der Interferenz, d. i. nach der Hypothese der Undulation, mit gewissen Modificationen völlig genügend erklärt werden können. Er entwickelte alsdann für die neuen Gesetze des Lichtes, nach den genannten Principien, einen allgemeinen analytischen Ausdruck, aus welchem hervorging, daß, wenn er im Stande wäre, völlig vollkommene aus parallelen Linien bestehende Gitter zu machen, die so fein wären, daß ohngefähr 8000 Linien auf einen Pariser Zoll gingen, alsdann die durch sie hervorgebrachten Phänomene auf eine sonderbare und scheinbar außerordentlich complicirte Art modificirt würden. Er fing deßwegen eine neue Art von Versuchen an, und erfand eine Theilmaschine, durch welche er die genannten Gitter mit der von der Theorie vorgeschriebenen Genauigkeit verfertigen konnte. Durch diese Versuche wurde die Theorie im höchsten Grade bestätigt."

„Einen kurzen Bericht über die Resultate dieser Forschungen hat Fraunhofer in einer Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften vorgelesen, welcher im 74. Bande von Gilberts Annalen der Physik abgedruckt ist.

Durch die früher bekannten Gesetze des Lichtes konnten mehrere atmosphärische Lichtphänomene, z. B. die Entstehung der Höfe und Nebensonnen u. s. w. entweder gar nicht, oder nicht genügend erklärt werden. Fraunhofer ist es gelungen, die so sehr mannigfaltigen Phänomene auf die bekannten Gesetze des Lichtes zurückzuführen. Er hat über diesen Gegenstand eine Abhandlung geschrieben, welche im dritten Heft von Schumachers astronomischen Abhandlungen gedruckt ist.

Die zu sämmtlichen physisch-optischen Versuchen von Hrn. Fraunhofer erfundenen Instrumente und Maschinen, so wie die wichtigeren Kupferplatten zu seinen Abhandlungen hat er selbst ausgeführt.

Was Hr. Fraunhofer durch die von ihm und unter seiner Direction verfertigten optischen Instrumente geleistet hat, kann daraus wahrgenommen werden, daß die Instrumente aus dem optischen Institute von Utzschneider und Fraunhofer gegenwärtig in ganz Europa verbreitet sind.

Einige der wichtigsten durch ihn erfundenen oder verbesserten optischen Instrumente sind: das Heliometer, — das repetirende Lampenfilarmikrometer, — das zum Messen im absoluten Maaße bestimmte achromatische Mikroskop, — das Ringmikrometer, — das Lampenkreis- und Netzmikrometer, der große für die Dorpater Sternwarte verfertigte parallaktische Refractor, von welchem Hr. F. G. W. Struve, Director der russisch-kaiserlichen Sternwarte zu Dorpat, uns bereits eine detaillirte Beschreibung in einer schönen Ausgabe mitgetheilt hat."

Uebrigens wurde Fraunhofer 1823 zum Conservator des physikalischen Cabinets der Akademie mit 800 fl. Gehalt, und nach Aufstellung des für Dorpat bestimmten Refractors zum Ritter des Civil-Verdienstordens der bayerischen Krone ernannt. Einige Tage vor seinem Ende erhielt er das Diplom als Ritter des k. dänischen Danebrogs-Ordens. Endlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß durch eine Verordnung des Ministeriums Thürheim, welches gemeint war, die Akademie auf seine Weise nutzbar und populär zu machen, die Akademiker verpflichtet wurden, über ihre Fächer Vorlesungen zu halten. Fraunhofer, obwohl zusammenhängender Vorträge ungewohnt, dazu schwach, ja schon leidend auf der Brust, und von mehr Arbeiten, als ihm zuträglich war, in Anspruch genommen, konnte sich der unwillkommenen Pflicht doch nicht füglich entziehen. Er begann einen Cyclus von Vorträgen. Sein Uebel entwickelte sich schneller und brachte ihn früher auf das Krankenlager, wo ihn der Tod erwartete, als es voraussichtlich ohne jenes rücksichtslose Eingreifen der Administration in Dinge und Verhältnisse, welche sie nur aus zufälligen Mittheilungen kennt und nach wenig begründeten Ansichten zu ordnen meint, geschehen seyn würde.

1803, Utzschneider seit 1818, Fraunhofer seit 1821 angehört.

Gehen wir von den Beyspielen, die Reichenbach und Fraunhofer von der Verbindung praktischer und wissenschaftlicher Thätigkeit gegeben haben, auf die Sache selbst ein, so ist offenbar, daß wir vor einem großen Ganzen stehen, von welchem die Thätigkeit jener Männer nur einen Theil und eine Seite zeigt. Wie alle mechanischen und hydrodynamischen Vorrichtungen und Werkzeuge auf den Wissenschaften beruhen, welche das Gesetz der Schwere und die durch dasselbe bedingten Gesetze der Bewegung und des Gleichgewichts zum Gegenstand haben, und nur da mit voller Sicherheit und ganzem Erfolg geschehen und ausgeführt werden, wo jene Gesetze wissenschaftlich gefunden und vollständig enthüllt sind; wie dasselbe bey dem Processe des Glasschmelzens und der Lichterscheinungen am Glase bezüglich der Gesetze der Chemie und Optik der Fall ist, und die Erfahrungen von Reichenbach und Fraunhofer durch genaue Kunde und die tiefere Ergründung jener Wissenschaften bedingt waren, so läßt sich dasselbe von allen großen Zweigen und Processen der Technik, der Industrie und des Ackerbaues sagen. Wer auf diesem Gebiete in irgend einer Weise bethätigt ist, tritt gleichsam mit seinen Fragen vor die Natur, und sucht die Antwort in der Beobachtung und Deutung ihrer Erscheinungen, oder er folgt dem Gebrauch, der sich auf frühere Erfahrungen und Beobachtungen der Art gründet und als eine Tradition in den Werkstätten fortgepflanzt hat. Wenn es nun auf den meisten Punkten jenes Gebietes ohngeachtet aller in Bewegung gesetzten Kräfte, noch nicht über den alten Gebrauch hinaus und zu einem reichen Gedeihen gekommen ist, so liegt eben der Grund darin, daß für jene in den Gewerben vorliegenden Vorrichtungen und Processe noch nicht, wie für die mechanischen und optischen, der rechte Mann erschienen und die wissenschaftliche Seite praktischer oder technischer Thätigkeit bis dahin unentdeckt, oder weniger beachtet geblieben ist. Wenn irgendwo, so liegt hier besonders auf chemischem Gebiet die Möglichkeit eines großen und die Wissenschaft ebenso, wie die Technik begreifenden Fortschrittes, bey welchem Seitens der Akademie diejenige Classe, welcher die Pflege der Naturwissenschaften obliegt, in so ferne betheiligt ist, als sie ihr Princip, Rerum cognoscere causas, in diesem Punkt zu bethätigen Anlaß und Beruf hat.

Diese Erwägung war es, welche unsern erhabenen Monarchen und Beschützer bewogen hat, nach vorangegangenem Beyrath der Akademie, durch Allerhöchste Entschließung unterm 15. d. M. eine naturwissenschaftlich-technische Commission bey der Akademie einzusetzen, und zum Behuf ihrer Arbeiten und Untersuchungen aus der k. Kabinetskassa reichlich auszustatten.

Es erscheint als ein glückliches Ereigniß, daß uns Gelegenheit gegeben ist, diese k. Stiftung bey der Feyer unseres Stiftungstages zu verkündigen.

Der Eingang des Allerhöchsten Rescriptes lautet: „In Erwägung 1) daß der größte Theil der gewerblichen und landwirthschaftlichen Unternehmungen auf physikalischen und chemischen Verhältnissen beruht, welche zwar als Thatsachen traditionell bekannt, aber ihrer innern Beschaffenheit und ihrem ursächlichen Zusammenhang nach oft nur unvollständig erforscht sind; in Erwägung ferner, 2) daß es für das Gedeihen jener Zweige der industriellen und landwirthschaftlichen Thätigkeit förderlich seyn wird, die Gründe des Gelingens der verschiedenen technischen Operationen noch näher zu erforschen und wissenschaftlich festzustellen, sowie Entdeckungen auf dem Gebiete der naturwissenschaftlichen Thätigkeit, welche für Industrie und Ackerbau Gewinn versprechen, in dieser Richtung weiter zu verfolgen, haben Se. K. Majestät allergnädigst geruht, für den hiedurch angedeuteten Zweck eine naturwissenschaftlich-technische Commission bey der k. Akademie der Wissenschaften einzusetzen und ihr aus Allerhöchstdero Kabinetskasse 5000 fl. zum Vollzuge ihrer Arbeiten und Versuche anzuweisen;“ worauf dann über die Zusammensetzung der Commission, den Gang ihrer Sitzungen und Arbeiten, die Wahl ihrer Mitglieder, die Beyziehung wissenschaftlich gebildeter Techniker, endlich über Regie und Veröffentlichung ihrer Arbeiten Allerhöchste Verfügung getroffen wird.

(Schluß folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Juni.
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Ueber die wissenschaftliche Seite rein praktischer Thätigkeit ꝛc.

(Schluß.)

Als Commissionsmitglieder sind ernannt die ordentlichen Mitglieder der zweyten Classe der Akademie: v. Fuchs, Lamont, v. Hermann, v. Kobell, Schafhäutl, Ohm; die außerordentlichen: Buchner jun., Pettenkofer und Seidel. Die Vorstandschaft ist Hrn. Ministerialrath v. Hermann übertragen.

Der Vorstand der Akademie hat im Allerhöchsten Auftrag am 20. März die Commission eingesetzt, worauf sie Hrn. Dr. Pettenkofer einstimmig zu ihrem Secretär, und Hrn. Dr. Schafhäutl bey Abwesenheit des Hrn. v. Hermann zum stellvertretenden Vorstand gewählt hat.

Möge der Commission und ihrem auf wissenschaftlichem und technischen Gebiete gleich bewanderten Vorstande gelingen, dem königlichen Vertrauen in vollem Maße zu entsprechen, und auch ihrer Seits beyzutragen, in der wissenschaftlichen Seite rein praktischer Thätigkeit die Bedingungen und Gründe des Gedeihens derselben zu enthüllen!

Die Akademie der Wissenschaften hat auch in dem zweyundneunzigsten Jahre ihres Bestandes gesucht, unter dem Schirm ihres königlichen Beschützers und der wohlwollenden Theilnahme der Männer seines Vertrauens ihren Beruf zu erfüllen, und die ihr obliegenden Arbeiten und Untersuchungen nach Maßgabe der ihr zur Verfügung gestellten Mittel zu führen. Die Resultate derselben sind in der Fortsetzung der akademischen Denkschriften, der gelehrten Anzeigen, der von der Sternwarte ausgehenden Bekanntmachungen und der Monumenta boica, daneben in besonderen Abhandlungen und in besonderen größeren Werken einzelner ihrer Mitglieder niedergelegt.

Ihre Verbindung mit den Akademien, wissenschaftlichen Societäten und Instituten aller wissenschaftlichen Länder von Europa, Amerika und Indien, und der damit verbunde Tausch ihrer Druckschriften hat sich ebenso, wie die Zusendung der Werke der mit uns verbundenen vermehrt; die königliche Akademie der Wissenschaften zu Madrid, das kaiserliche Institut zu Brasilien sind in den Kreis dieser Verbindung neu eingetreten.

Die dritte oder historische Classe hat zu Anfang dieses Jahres eines ihrer berühmtesten Mitglieder in dem k. Staatsrath Fr. v. Roth verloren, welcher der Akademie nicht nur durch Betheiligung an ihren wissenschaftlichen Erörterungen, und durch eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen, sondern auch durch die Einsicht und Besonnenheit, mit denen er die Redaction der gelehrten Anzeigen seit ihrer Gründung führte, sich förderlich erwiesen hat.

Indem wir eine umfassende Darstellung seiner Leistungen einer andern Gelegenheit vorbehalten, erinnern wir vorläufig nur an das Hauptsächliche im

Gange ſeines Lebens, ſeiner öffentlichen Wirkſamkeit und ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit.

Carl Johann Friedrich v. Roth iſt am 20. Januar 1780 in Württemberg zu Vaihingen an der Enz geboren, wo ſein Vater Präceptor an der lateiniſchen Schule war. Von dieſem, einem der gründlichſten und berühmteſten Schulmänner ſeiner Zeit, ward er mit äußerſter Sorgfalt in den alten Sprachen unterrichtet, und gewann ſchon damals die Beſtimmtheit des Denkens und die Genauigkeit des Ausdruckes, die Allem, was er ſprach und ſchrieb, ein eigenthümliches Gepräge des Bedeutſamen und Kernhaften aufdrückte. In Stuttgart, wohin ſein Vater an das Gymnaſium berufen wurde, gewann er erweiterte Sprachkunde, vorzüglich durch den Profeſſor Drück, den er 1807 durch eine treffliche Laudatio geehrt hat, und für die klaſſiſche Literatur eine Liebe, die unter allen Wechſeln des Lebens gleich friſch und ſtark geblieben iſt. Mit gleicher Sorgfalt war er in der franzöſiſchen Sprache und Literatur unterrichtet worden.

Mit 17 Jahren bezog er die Univerſität Tübingen, wo er von 1797 bis 1800 hauptſächlich unter dem vortrefflichen Malblanc dem Studium des Rechts mit Beharrlichkeit oblag, ohne deßhalb von den klaſſiſchen Studien nachzulaſſen; vorzüglich bedacht, ſich möglichſt vollſtändige Kunde der ſocialen und rechtlichen Zuſtände im römiſchen Reiche zu erwerben. Eine Frucht derſelben war die Schrift: „de re municipali Romanorum,“ in zwey Büchern, die er 1800 in ſeinem zwanzigſten Jahre zur Erlangung der Doctorwürde unter Malblanc vertheidiget und herausgegeben hat. Dieſes Werk, das erſte von Bedeutung, welches nach Sigonius de jure Italiae über dieſen Gegenſtand erſchienen iſt, aus den Quellen geſchöpft, enthält nicht wenig neue Anſichten und genauere Darſtellung der frühern, und liegt den ſpätern Arbeiten von Guizot und Savigny über das römiſche Municipalweſen zu Grunde. Zugleich entfaltet es eine des Alterthums würdige Reinheit der Latinität im Vortrage. Es bleibt zu beklagen, daß der Verfaſſer nicht ſpäter auf den Stoff zurückgekommen iſt und ihn nach den Erweiterungen und Bereicherungen der gegenwärtigen Wiſſenſchaft des römiſchen Rechts- und Staatsweſens umgearbeitet und ergänzt hat. — Zwey Jahre darauf ward er auf Malblanc's Empfehlung als Conſulent des Collegiums der Gemeinen des größern Rathes nach Nürnberg berufen, und beſorgte bald in diplomatiſchen Sendungen nach Paris, Berlin und Wien, bald in Verwaltung der Finanzen mit Gewandtheit die Geſchäfte der Reichsſtadt bis zu ihrem Uebergang an Bayern im Jahre 1806. Bey dieſem Ereigniß trat er in den Staatsdienſt des Königreichs über, und nachdem er während vier Jahren ſich durch Verwaltung von Stellen im Finanzfache Vertrauen erworben hatte, ward er durch den geheimen Rath v. Schenk, einen der beſten Männer jener Zeit, der wie kein anderer die Würdigſten zu erkennen wußte, im Jahre 1810 als Oberfinanzrath nach München berufen.

In die letzten Jahre ſeines Aufenthaltes in Franken fallen die Commentarii de bello borussico, Stuttgart 1808, in welchen die Geſchichte des traurigen durch die Kataſtrophe bey Jena entſchiedenen Krieges ebenſo, wie die Urſachen des innern Verfalls und der momentanen Auflöſung der Monarchie des großen Friedrichs in einer dem Geiſte und ſelbſt der Latinität des Julius Cäſar würdigen Weiſe kurz und eindringlich geſchildert werden.

Unter uns fand er beſonders in dem Hauſe des Präſidenten Fr. v. Jacobi, der ihn bald wie einen Sohn lieb gewann, die ſeinem Geiſte und der Richtung ſeiner Studien entſprechende Genoſſenſchaft bedeutender Männer, und blieb in Neigung und literariſchen Arbeiten ſich auch dann gleich, als er am 14. März 1828 zum Präſidenten des proteſtantiſchen Oberconſiſtorium ernannt und als ſolcher in die Kammer der Reichsräthe eingeführt wurde. In die Akademie der Wiſſenſchaften ward er ſchon ein Jahr nach ſeiner Ueberſiedelung unter uns aufgenommen, und bezeichnete ſeinen Eintritt 1811 durch die vortreffliche Lobſchrift auf Johann von Müller. Die Bewegung des Jahres 1848 endete ſeine kirchlich adminiſtrative und ſeine politiſche Thätigkeit, nicht aber ſeine literariſche. Er lebte ſeitdem in der Zurückgezogenheit eines Weiſen und eines Staatsmannes bald in München, bald auf

seinem Landsitz bey Fürth, treu der Liebe zu den klassischen Werken der griechischen und lateinischen Literatur, die sein ganzes Denken und Handeln durchdrungen hatte, und von ihm bis in seine letzten Tage als das sicherste, ja als das einzige Heilmittel contra ingruentem ingeniorum barbariem betrachtet und gepriesen wurde.

Seine schriftstellerische Thätigkeit zeigte sich seit seinem Eintritt in die Akademie zumeist in Vorträgen, die er in öffentlichen Sitzungen gehalten und ein Jahr vor seinem Tode gesammelt hat, und in mehreren Lobschriften auf Verstorbene; dazu kam die Besorgung der drey letzten Bände der Ausgabe von Jacobi's Werken und dessen auserlesenen Briefwechsels in zwey Bänden; im Jahre 1816 unter dem Titel: Die Weisheit Dr. M. Luthers, ein Auszug aus den Schriften des Reformators, und seit 1821 die äußerst verdienstliche Sammlung, Erläuterung und Ausgabe der Schriften Hamanns in sieben Bänden. Auf seine historischen Studien ist er theils in den Abhandlungen über die Schriften des M. Cornelius Fronto und über das Zeitalter der Antonine, theils in dem Fragment einer deutschen Geschichte: „Hermann und Marbod" Stuttgart 1817, und in den Arbeiten über den bürgerlichen Zustand Galliens um die Zeit der fränkischen Eroberung, und über den Einfluß der Geistlichkeit unter den Merovingern zurückgekommen. Ein umfassendes Werk über die Geschichte der Hohenstaufen ist in der Anlage vorhanden, aber durch die Erscheinung anderer Werke über den Gegenstand unterblieben, nur einige Parthien sind ausgearbeitet unter seinen Papieren gefunden worden. Ebenso beklagen wir, daß eine von ihm entworfene Geschichte der Deutschen nicht zur Ausführung gekommen ist. Unmittelbar vor seinem Tode erschien noch eine Auswahl seiner mündlichen und schriftlichen Aeußerungen in der ersten Kammer der bayerischen Ständeversammlungen 1828 bis 1842 als eine politische Rechtfertigung. Er starb nach kurzem und leichtem Krankenlager am 21. Januar, zwey Tage vor seinem 72. Geburtstage an plötzlich eingetretenem Nachlaß der Kräfte und Schwäche des Alters.

Roth ist Allen, die mit ihm in amtlichen oder geselligen Verkehr kamen, als ein Mann von scharfem und durchdringendem Verstande, solider Bildung und fester Gesinnung bekannt, der dem Schatze des Großen und Edeln, welchen die Geschichte und die Werke unsterblicher Männer aller Zeiten enthalten, damit aber dem durch innere Gesundheit Festen und Achtbaren im Staate, im Leben und in der Bildung mit aufrichtiger Zuneigung anhing, dagegen alles Unklare, Kraftlose oder Verworrene und zumal das „Unfähige," unter welchem Gewande es sich auch verhüllen mochte, mit entschiedener Verachtung zu belegen und mit unbedingter Schärfe von sich fern zu halten bedacht war.

Seine Schriften tragen sämmtlich und bis in das Einzelnste dasselbe Gepräge. Sie sind klar, männlich, zum Theil neu in der Auffassung und bündig, kurz, geistvoll in der Darstellung. Die deutsche Literatur hat Weniges, was sich an Gesundheit und Geist des Urtheils und an formeller Abrundung und Vollendung des Styles mit ihm messen könnte. Ebenso sind sie ein treuer Spiegel seiner Grundsätze und Handlungsweise, auf dem Gebiete der Literatur, der Kirche und der Politik. Welch' eine Verklärung der Heroen menschlicher Thatkraft und Bildung in seinen Schilderungen des Thucydides, des Tacitus, des Arminius, welcher strafende Unwille über die leere Eitelkeit, die formlose Nichtigkeit und nutzlose Geschäftmacherey der römisch-imperialistischen Verwaltungsform in der Schrift über Fronto!

Dem entspricht die Einsicht und Beharrlichkeit, mit der er die ihm vertrauten Interessen der protestantischen Kirche in Bayern gepflegt hat, seine Ehrfurcht vor dem concreten Inhalt des Christenthums, sein Bestreben, ihn gegen die Verflachung moderner Anschauungsweise zu wahren, und seine Fürsorge für Bildung von Lehrern und Predigern, die ihn zu bethätigen und zu schirmen im Stande wären. Am meisten Anfechtung erfuhr er in aufgeregten Zeiten wegen seiner politischen Grundsätze; indeß ein Pflegling der alten Weisen, Staatsmänner und Geschichtskundiger, konnte er nicht ein Anhänger oder Vertheidiger des Gesetzlosen oder des Absolutismus seyn, den ein ihm an conservativer Gesinnung gleich stehender Mann auf öffentlicher Rednerbühne noch neulich nicht das Ziel, sondern den Banquerott

des Staats und der Gesellschaft genannt hat. — Die eben erwähnte Sammlung seiner Meinungs-Aeußerungen im Reichsrath zeigt, daß er jeder Willkühr und Ueberschreitung des Gesetzes entgegen trat, sie mochte sich in der höhern Sphäre der Verwaltung, oder im Tumult der Straßen zeigen, und öffentliche Wohlfahrt allein dadurch gewahrt achtete, daß jeder nur thue, wozu er befugt und berechtigt sey, das Gesetz aber über alle Partheyen hinausgestellt und von Hohen und Niedern heilig geachtet werde.

Am deutlichsten spricht sich diese seine Gesinnung in einer Stelle am Ende seiner Meinungs-Aeußerungen S. 76 aus, mit der wir darum diese der Ehre seines Andenkens gewidmete Meldung abschließen:

„Zu keiner Zeit ist der unschätzbare Werth eines Positiven so wie jetzt in's Licht getreten; eines unversehrten, unbestrittenen, ungeschwächten Positiven, das allein Achtung gebietet, weil es sich durch sein Daseyn selbst rechtfertigt, nicht erst den oft mißlichen Beweis seiner Zweckmäßigkeit und Berechtigung zu führen hat. Ein Positives dieser Art ist unsere Verfassung, die noch keinen Stoß, keine Antastung und keine Gewalt durch erzwungene Auslegung erlitten hat, ob sie gleich durch die große Zahl ihrer tief in's Einzelne gehenden Bestimmungen dieser Gefahr mehr als andere bloßgestellt schien. Jetzt ist sie eine Macht, unter deren Schutz Rechte und Verhältnisse in Sicherheit bestehen, die sonst gegen die reißende Gier der Neuerung von oben wie von unten kein Besitz, kein Andenken, kein Titel schützen würde. Diese bewahrende Kraft bleibt ihr, so lange sie sich selbst bewahrt; sie entgeht ihr, so bald sie auch nur den kleinsten Eingriff duldet. Nicht als zöge nothwendig ein solcher Eingriff andere, noch größere, nach sich; den Glauben stört, ja zerstört er, den Glauben an die Unantastbarkeit der Verfassung, in welchem allein ihre Stärke beruht. Es ist ein tödtender Geist, nicht ein lebendig machender, der ein Gebot der Verfassung ihrem Buchstaben zuwider deutet; denn über den Buchstaben sind nothwendig alle einig, über den Geist kann eine Zwietracht entstehen, die nicht zu stillen ist. Wird einer solchen Deutung einmal Statt gegeben, so wird dadurch eine Lust und eine Hoffnung geweckt, die zuvor nicht aufkommen konnte; die Lust und die Hoffnung, auf dem Wege der Auslegung nach dem Geiste Neuerungen zu erzielen, die auf dem festen Boden des Buchstabens nicht zu erlangen wären. Die Zeiten wechseln und die Menschen; ganz das Gegentheil des jetzt Beliebten kann in Kurzem die Oberhand gewinnen; vergeblich wird dann eine Festigkeit, die man verscherzt hat, angerufen und zurückgewünscht.“

Nachdem der Inhalt dieses Vortrages uns zu Erwägungen von Bestrebungen geführt hat, welche der Sphäre der zweyten und dritten Classe gehören, bitte ich die hochverehrliche Versammlung, geneigtes Gehör dem Redner zu schenken, der einen dem Gebiete der ersten Classe entnommenen Gegenstand zum Vortrag bringt, und lade Hrn. Professor Prantl ein, seine Rede „über die gegenwärtige Aufgabe der Philosophie“ zu halten.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Juni.

Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der philosophisch-philologischen Classe am 14. Februar 1852.

Hr. Oberbaurath Fr. Panzer (Verfasser der „Beyträge zur deutschen Mythologie“ München 1848) hat der Classe das Manuscript eines Aufsatzes „über mythische Gebräuche und Sagen“ bezüglich weiterer Verwendung zur Verfügung gestellt.

Es werden darin hauptsächlich zwey vom Volk einiger Gegenden Bayerns mit Kirchlichem in Verbindung gebrachte Gebräuche und die dabey verwendeten Gegenstände besprochen.

1) Die eisernen mehr oder minder schweren sogenannten Lienharde (Statuen oder vielmehr Klötze), welche aufzuheben oder zu tragen und zu werfen bey gewissen dem heil. Leonhard (als Patron der Hammerleute) geweihten Kirchen oder Kapellen, besonders im Rotthal eine Aufgabe der Wallfahrter war und zum Theil noch ist;
2) die gewöhnlich zum Dank für Genesung von Hysterie, wohl auch von Kolik, unter der Benennung Bärmutter ex voto in Kirchen niedergelegten, einer Kröte ähnlichen Figuren aus Wachs.

Es werden diese und andere Gebräuche vom Verfasser als Reste früherer mythischer, sowohl germanischer, als auch griechisch-römischer Vorstellungen nachgewiesen.

Hierauf wurden nachstehende Bemerkungen des auswärtigen correspondirenden Mitgliedes der Classe, Hrn. Prof. C. v. Jan, vorgelegt.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis Historia des Plinius.

Die Kritik der Naturalis Historia des Plinius unterliegt so ganz besonderen Schwierigkeiten, daß es, wenn irgend wo, hier geradezu unmöglich ist, daß ein Mann Alles leiste, so daß das von ihm Gegebene durchaus ohne Widerrede als richtig angenommen werden dürfte. Denn, abgesehen davon, daß von unzähligen Stellen das, was wir bey diesem Schriftsteller lesen, eben nur aus seinem Berichte bekannt ist, ist sein Ausdruck bald, wo er Auszüge gibt, so aphoristisch, bald, wo er seinem eigenen Herzen Luft macht, so gesucht, daß, wer überall dasjenige herstellen wollte, was die streng logische Verbindung der Gedanken erfordert, weit von dem, was er geschrieben hat, abkommen würde. Die natürliche Folge davon war frühe vielseitige Verderbniß des Textes, welcher der uns zu Gebote stehende kritische Apparat nur theilweise steuern kann. Vielfach läßt er verschiedene Wege offen; in allen den Büchern, auf welche sich die treffliche Bamberger Handschrift nicht erstreckt, entbehrt man eines sichern Leitsternes, und das Licht, welches diese über die letzten Bücher verbreitet hat, läßt die über den andern schwebende Finsterniß nur um so schwärzer erscheinen. Deßhalb kann die Mittheilung abweichender Ansichten das Verdienst dessen nicht schmä-

lern, der das schwere Werk unternommen hat, den Forschungen auf diesem Felde eine sichere Grundlage zu verschaffen, und sie wird nicht für unberechtigt gelten, so fern sie durch Eröffnung neuer Gesichtspunkte der Wahrheit näher führt. Diese Erwägung hat mir den Muth verliehen, im Folgenden einige Stellen des zweyten Buches der Naturalis Historia zu besprechen, bey welchen ich mit dem von meinem verehrten Freunde Sillig eingeschlagenen Wege nicht einverstanden bin.

Bekanntlich hat sich Plinius in diesem Buche, das gewissermaßen ein Ganzes für sich ausmacht, die Aufgabe gestellt, das Weltall, namentlich die Gestirne, und die Elemente, die atmosphärischen Erscheinungen, die Größe der bewohnbaren Erde und alle die wunderbaren Wirkungen der Erdbeben, des Feuers und des Wassers zu besprechen. Die eigenthümliche Anschauungsweise der Alten bereitet hier natürlich manche Schwierigkeit, und macht, wie sie früher die Ursache war, daß das von den Abschreibern nicht Verstandene unrichtig abgeschrieben wurde, in nicht wenigen Fällen die Erkenntniß des Wahren und Richtigen fast unmöglich.

Wir begegnen zuerst einer Stelle, bey welcher es auf die Frage ankommt, was Plinius unter cardo mundi oder caeli verstand. Von der Stellung der Erde in der Mitte der Welt liest man nämlich (s. 4 §. 11) *): Sic pari in diversa nisu in suo quaeque consistere, inrequieto mundi ipsius constricta circuitu, quo semper in se currente imam atque mediam in toto terram eandemque *universo cardine* stare pendentem, librantem per quae pendeat, ita solam immobilem circa eam volubili universitate, eandemque ex omnibus necti eidemque omnia niti.

Der Infinitiv esse, der in den frühern Ausgaben vor terram stand, ist mit Recht weggelassen, so daß die Worte imam atque mediam in toto stare zusammen als Gegensatz zu dem Vorhergehenden: quo semper in se currente, erscheinen. Was heißt aber, wenn man, wie Sillig will, zu universo cardine aus dem Vorhergehenden in herabzieht, oder dieses aus der Münchner Handschrift wirklich aufnimmt, stare in universo cardine, oder überhaupt universus cardo? Ich weiß es nicht anzugeben; darum habe ich früher *) die Conjectur des Sabellicus universi cardine billigen, und dieses mit pendentem verbinden zu müssen geglaubt. Allein auch so ist nicht klar, was unter dem cardo universi zu verstehen sey. Man müßte sich etwa eine Linie, wie dieß in der Sprache der Feldmesser der Fall ist (vgl. XVIII, s. 76, §. 326; Varro de re rust. I, 2, 4), darunter denken, als die Achse des Weltalls. Vergleichen wir aber die Stellen: II, s. 64, §. 160. Namque in illo (caelo) cava in se convexitas vergit et *cardini suo, hoc est terrae*, undique incumbit, und s. 6, §. 44. Proxima ergo (luna) *cardini* u. s. w., so ergibt sich, daß Plinius sich unter cardo caeli den Angelpunkt oder Mittelpunkt der Welt dachte, und dieser ihm kein anderer war, als die Erde selbst, womit noch die unten zu §. 173 angeführten Stellen zu vergleichen sind. Dem gemäß möchte wohl statt cardine der Accusativ *cardinem*, als Apposition oder vielmehr als Prädicat zu eandem (terram), aufzunehmen, universo aber nicht als Ablativ, sondern als dativus commodi, von cardinem abhängig, zu betrachten seyn, so daß die Worte *eandemque universo cardinem* zu übersetzen wären: „die zugleich den Angelpunkt für das Weltall bildete," wofür vorzüglich die folgenden Worte: librantem per quae pendeat zu sprechen scheinen **).

Von der Größe der Sonne heißt es, nachdem das Verhältniß des Mondes zur Erde vermittelst der Sonnenfinsternisse so bestimmt ist, daß die Erde nicht größer seyn könne als der Mond, — ein Irr-

*) Die Stellen des Plinius sind durchaus nach Sillig's neuester Recension angeführt. Damit sie aber doch auch in den früher (seit den Harduinischen) erschienenen Ausgaben aufgefunden werden können, habe ich den Sillig'schen Paragraphenzahlen die Angabe der Harduinischen Sectionen beygegeben.

*) Siehe Zeitschrift für die Alterthums-Wissenschaft 1849. Nr. 58 p. 461.

**) Es scheint, man müsse noch einige Schritte weiter gehen, indem man interpungirt und liest: cardinem stare, pendentem librantem*que* per quae pendeat *omnia*, solum immobilem, *mobili* circa eam volubili*que* universitate et.

Fr. Th.

thum, der offenbar darin seinen Grund hat, daß Plinius darauf keine Rücksicht nimmt, daß die Verfinsterung der Sonne immer nur auf einem kleinen Theile der Erde sichtbar ist — (s. 8, §. 49): Tertia ex utroque vastitas solis *aperitur*, *non sit ut* necesse amplitudinem eius oculorum argumentis atque coniectura animi scrutari. Hier befremdet vor allem die Stellung der Worte non sit ut, an welcher Sillig keinen Anstoß nimmt, der dagegen, da sich in den besten Handschriften vastitas solis *oculorum argumentis* aperietur findet, und in einer irrthümlichen Wiederholung der Riccardianischen: vastitas solis oculorum argumentis aperietur, non sit ut necesse amplitudinem eius *argumentis* aperietur (während nachher dieselbe Handschrift wie die übrigen hat: *oculorum argumentis* atque coniectura animi scrutari), annimmt, Plinius habe geschrieben: vastitas solis *oculorum argumentis* aperitur, non sit ut necesse amplitudinem eius *argumentis* atque coniectura animi scrutari, so daß er also zwischen die Worte vastitas solis aperitur nach Anleitung der Handschriften oculorum argumentis einsetzt, was ohne Zweifel richtig ist, unten aber oculorum streicht, wobey ihm bloß jene Wiederholung zur Seite steht, die, nur aus der Unachtsamkeit des Schreibers entstanden, keinen besondern Glauben verdient. Als Grund dafür gibt er an, daß die in dem folgenden Paragraphen angeführten und von Plinius als unnöthig abgewiesenen Beweise nicht von den Augen und dem Geiste zugleich, sondern nur von dem Geiste hergenommen seyen. Hierin kann ich ihm aber nicht beystimmen. Die Beweise sind folgende: „Bey der längsten Baumreihe verändere sich die Richtung der Schatten nicht; zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche stände allen Bewohnern der südlichen Gegenden die Sonne zugleich über dem Scheitel; in der Nähe des Wendekreises fiele der Schatten Mittags nach Norden, Abends nach Westen, und die Sonne sey bey ihrem Aufgange trotz ihrer weiten Entfernung viel breiter als der Rücken des Ida.“ Wer möchte wohl zugeben, daß es sich hierbey bloß um eine Thätigkeit des Geistes handle, und nicht vielmehr der Schluß auf den Wahrnehmungen des Auges beruhe? Hätte also Plinius diese Beweise in einen Gegensatz zu den Wahrnehmungen des Auges bringen wollen, so hätte er sich eine offenbare Blöße gegeben; er mußte sie demnach als solche anführen, bey welchen die Wahrnehmungen des Auges erst durch Vermittlung unsicherer Vermuthungen Beweiskraft erhalten, was in den Worten oculorum argumentis atque coniectura animi liegt. Daß er auf das, was man unmittelbar mit den Augen schaut, Alles, auf die Beweise aber, welche nur mittelbar daraus abgeleitet werden, wenig hielt, zeigen u. a. folgende Stellen dieses Buches: §. 1. Huius (mundi) extera indagare nec interest hominum *nec capit humanae coniectura mentis*, und s. 67, §. 168. Ut tamen *coniecturae* locum sic quoque non relinquat ingens argumentum paludis Maeoticae, neben §. 170. Quae contemplatio apta detegendae mortalium vanitati poscere videtur ut totum hoc, quidquid est, . . . *ceu subiectum oculis* quantum sit ostendam. Der Gegensatz ist also an sich in der Ordnung; und es könnte etwa nur an der Form, in welcher er ausgesprochen ist, das ausgesetzt werden, daß an der ersten Stelle die Beschränkung auf die Wahrnehmung des Auges nicht angedeutet, und der Ausdruck oculorum argumentis unverändert wiederholt wäre. Um den ersten Anstand zu heben, könnte man etwa vorschlagen zu schreiben: Tertia ex utroque vastitas solis *solis oculorum argumentis* aperietur; doch läßt sich kaum annehmen, daß Plinius so zwey gleichlautende Wörter neben einander gestellt habe; auch erscheint ein solcher Zusatz eben so unnöthig als die Wiederholung der Worte oculorum argumentis mit einem geeigneten Zusatze an zweyter Stelle nicht zu beanstanden ist, wenn man beachtet, daß der Gegensatz nicht auf diesen Worten allein beruht, sondern auch durch die Wahl der Substantiva vastitas, „die unermeßliche Größe,“ und amplitudo, „die große Ausdehnung,“ und der Verba aperietur und scrutari angedeutet ist. Das Futurum aperietur, das durch die Handschriften empfohlen wird, findet seinen Grund in der unten folgenden Beweisführung; der etwas eigene Ausdruck tertia ex utroque vastitas solis läßt sich durch folgende Stelle (IX, s. 68, §. 146): Quae neque animalium neque fructicum sed *tertiam quandam ex utroque* naturam habeat, als gut Plinianisch erweisen; es bleibt also nur

noch die eigenthümliche Wortstellung: *non sit ut*, übrig, von der wir ausgegangen sind. Ich glaubte Anfangs, deßhalb vorschlagen zu dürfen, non *sic* ut *sit* zu schreiben; allein, da sich diese Wortstellung, — wenn gleich wegen der eben besprochenen Wiederholung, die freylich, wie schon bemerkt wurde, eben nicht dazu dient, die Glaubwürdigkeit der hier gebotenen Lesarten zu erhöhen, zweymal — nur in der Riccardianischen Handschrift findet, während die zwey Pariser und die Münchner die gewöhnliche Stellung *ut non sit* haben, gebe ich dieser den Vorzug, und schreibe also nach der Mehrzahl der Handschriften die ganze Stelle so: Tertia ex utroque vastitas solis *oculorum argumentis aperietur*, *ut non sit* necesse amplitudinem eius *oculorum argumentis atque coniectura animi* scrutari *).

Am Schluße der Besprechung der Größe der Sonne (§. 52) möchte zu interpungiren seyn: Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit aut noctium opacitate terras reficit? Exusturus haut dubie et sic quoque exurens quadam in parte; tanta magnitudo est, so daß die Antwort auf die Frage, warum wohl die Kälte des Winters und die Kühle der Nacht die Einwirkung der Sonne auf die Erde unterbräche, lautet: „Sie würde ja sonst die Erde ganz und gar versengen, wie dieß jetzt schon wegen ihrer Größe bey einem Theile der Erde der Fall ist.“

Sillig hat statt dessen so interpungirt: Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit aut noctium opacitate terras reficit, exusturus haut dubie et sic quoque exurens quadam in parte? tanta magnitudo est, so daß die Größe der Sonne unmittelbar als Ursache des Wechsels der Jahres- und Tageszeiten erscheint.

Uebrigens ist anzuerkennen, daß er hier mit Hülfe seiner Handschriften eine geradezu sinnstörende Verderbniß beseitigt hat, indem in den bisherigen Ausgaben steht; Cur enim partitis vicibus anni brumalis abscedit? *ut* noctium opacitate terras *reficiat*, was nur dann einen Sinn haben würde, wenn auch in den Wintertagen die Hitze der Sonne der Erde nachtheilig werden könnte. Wie wichtig namentlich bey Plinius eine genaue Beachtung der Interpunction ist, ergibt sich auch aus dem unten zu §§. 158, 173 f., 207 f., 237 Bemerkten.

Unter den verschiedenartigen Kometen wird einer (s. 22 §. 90) so beschrieben: Fit et candidus cometes argenteo crine, ita refulgens ut vix contueri liceat, *specieque humana dei effigiem in se ostendens*. Die letzten Worte wurden von Pintianus und nach ihm von Kalb für unächt erklärt, weil sie sich nicht mit §. 14. vereinigen lassen, wo Plinius sagt, es gäbe kein Bildniß Gottes, und nur die menschliche Schwäche schaffe sich nach seiner Ansicht ein solches. Dieser Grund ist keineswegs abzuweisen; aber es scheint nicht die Unächtheit des ganzen Zusatzes daraus hervorzugeben, — wie sollte dieser auch in den Text gekommen seyn? —; vielmehr erscheint dadurch nur das Wort dei verdächtig, das leicht von Jemanden hinzugesetzt werden konnte, der, wenn Plinius humana specie effigiem geschrieben hatte, einen Zusatz für nöthig hielt, in welchem angegeben wurde, was in menschlicher Gestalt sich darstelle, wozu sicherlich nichts geeigneter war, als eben dei. Indessen ist humana specie effigies, „ein Bild, das einem Menschen gleich sieht,“ hier wohl deßhalb für humana effigies, was sich IX, s. 4, §. 9 findet, gesetzt, weil es sich ja nicht um ein wirkliches menschliches Bild handeln kann, sondern nur um eine Erscheinung, die einem menschlichen Bilde nahe kommt. In Betreff der Construction läßt sich vergleichen s. 37, §. 101: Vidi inhaerere pilis pro vallo *fulgorem effigie ea*.

(Forsetzung folgt.)

*) Plinius sagt, daß aus Mond und Erde, ex utroque, d. i. aus den Erscheinungen an ihnen vastitas solis eröffnet und erschlossen werde, es also dazu besonderer Beweise durch Augen und Vernunftschlüsse nicht bedürfe; „doch fehlten auch diese nicht,“ die er dann nach immensum aufzählt. Es ist also wohl zu lesen *aperitur*, *ut* non sit necesse amplitudinem .... scutari: immensum *tamen* esse *efficitur* ct. — Ut ist durch den Schluß des vorangehenden Wortes absorbirt und dann an falscher Stelle eingeschoben worden.

Fr. Th.

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juni.

Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis Historia des Plinius.

(Fortsetzung.)

Die letztere Stelle führt uns auf eine andere, wo die in die neueste Ausgabe aufgenommene Lesart als zweifelhaft zu betrachten ist. Man liest nämlich eben daselbst, wo von dem S. Elmsfeuer die Rede ist: Et ob id Polluci et Castori id *nomen* adsignant, eosque in mari deos vocant. Man sucht aber vergebens nach einem Namen, auf welchen sich dieses beziehen könnte. Dagegen findet die Vulgata id *numen* „diese Götterkraft“ eine ganz genügende Erklärung in den unmittelbar vorhergehenden Worten: Geminae autem salutares et prosperi cursus praenuntiae, quarum adventu fugari diram illam ac minacem appellatamque Helenam; auch läßt sich dafür anführen, daß Plinius III, s. 6, §. 39 in ähnlicher Weise von Italien sagt: *numine deum* electa quae caelum ipsum clarius faceret; zur entschiedensten Empfehlung gereicht aber der Umstand, daß Seneca (Natur. Quaest. I, 1, 11) von derselben Lufterscheinung sagt: In magna tempestate apparent quasi stellae velo insidentes. Adiuvari se tunc periclitantes existimant *Pollucis et Castoris numine*.

An zwey Stellen, wo von der Entstehung der Winde die Rede ist, schwankt die Lesart zwischen nives und nubes. Billig hat sich in beyden Fällen für das Letztere entschieden, und zwar in dem ersteren nur von der Defloratio Pliniana des Robertus Canutus Crikeladensis (s. Vorrede S. XLII) unterstützt. Die Worte sind (s. 44, §. 114): Namque et e fluminibus ac *nubibus* et e mari videmus . . consurgere. Kurz vorher liest man: posse et (flatus gigni) aquis aera exspirantibus qui neque in nebulam densetur nec crassescat *in nubibus*. Hier sind die Wolken zwischen den Flüssen und dem Meere, und zwar vermittelst der Partikel ac den ersteren wie etwas Gleichartiges beygezählt, gewiß nicht am Platze; eher noch ist ac nivibus zuläßig, sofern man dabey an immerwährenden Schnee denkt, der allerdings durch die Abkühlung der Luft in seiner Nähe einen Luftzug erzeugt; weßhalb ich mich schon früher (s. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1849 S. 461) dafür ausgesprochen habe. Indessen bleibt auch hier die Verbindung mit fluminibus mißlich, und man könnte vermuthen, Plinius habe lacubus oder paludibus geschrieben (vgl. s. 68, §. 173); allein beydes liegt den Lesarten der Handschriften zu ferne.

An der andern Stelle (s. 49, §. 131) ist von den Winden die Rede, welche aus den Ausdünstungen der Erde entstehen, und plötzlich aufhören, wenn diesen ein Hinderniß entgegen tritt. Als ein solches wird bezeichnet: interim obducta *nubium* cuti. Hier haben die besten Handschriften von erster Hand nimium, die Münchner allein *nivium*. Was die Sache betrifft, so könnte man allerdings frisch gefallenem Schnee das Aufhören eines durch

Ausdünſtung der Erde entſtandenen Luftzuges zuſchreiben, und der Ausdruck obducta cuti ſcheint beſſer auf den Schnee als auf die Wolken zu paſſen; allein §. 135 lieſt man auch quoniam hieme densatus aer *nubium crassiore corio* spissatur, und die Wörter cutis und corium ſind bey Plinius ziemlich gleichbedeutend; vgl. XX, s. 79, §. 257 in *summa* terrae *cute*, und XXXI, s. 30, §. 53 moveri terram callumque *summae cutis* solvi; dagegen XXXIV, s. 49, §. 164 *summo* terrae *corio;* und hier ſpricht beſonders der Ausdruck deiecti mehr für die Wolken als für den Schnee. Auch kann für jene hier das geltend gemacht werden, was man s. 48, §. 130 lieſt: Exspectantur autem (venti) maxume unde nubes discussae adaperuere caelum.

Unter den Urſachen des Windes oder vielmehr eines Luftzuges, wird (s. 44, §. 115) auch angeführt: In domibus etiam multa *madefacta* inclusa opacitate conceptacula auras suas habent; adeo causa non deest, wo Sillig nach der Riccardianiſchen und der Chiffletianiſchen Handſchrift madefacta geſchrieben hat, in jener ſich aber die gewöhnliche Lesart *manu facta* von zweyter Hand beygeſchrieben findet. Unter madefacta inclusa opacitate conceptacula müßte man Gewölbe verſtehen, welche deßhalb feucht wären, weil nie ein Sonnenſtrahl hinein fiele. Ob aber eine ſolche dumpfe Feuchtigkeit mit madefactus bezeichnet werden kann, möchte ich ſehr bezweifeln; bey Plinius heißt es wenigſtens an allen mir erinnerlichen Stellen beſprengt oder angefeuchtet. Dagegen ſcheint mir manu facta hier ganz an ſeiner Stelle zu ſeyn. Plinius hat vorher von den natürlichen Urſachen der Winde geſprochen und darunter namentlich Höhlen, specus, erwähnt; im Gegenſatze dazu ſcheint er nun auch auf ſolche Entſtehungsorte hinzuweiſen, welche von Menſchenhänden gemacht ſind. So findet ſich manu factus, in ähnlichen Gegenſätzen, V, s. 9, §. 50; VI, s. 31, §. 138; VIII, s. 8, §. 24. Der Ablativ inclusa opacitate muß, wenn man manu factis beybehält, überſetzt werden: „in Folge der eingeſchloſſenen, d. i. durch Abſchließen entſtandenen, Finſterniß.“ Für conceptaculum als Entſtehungsort läßt ſich noch die Parallele anführen: (XI, s. 51, §. 138): Superbia aliubi *conceptaculum*, hic (in superciliis) *sedem* habet: in corde *nascitur*, sed huc subit, hic *pendet.*

Von den in gewiſſen Gegenden beſtändig herrſchenden oder regelmäßig wiederkehrenden Winden lieſt man s. 45, §. 117: Viginti amplius auctores Graeci veteres prodidere de his observationes. Quo magis miror orbe discordi et in regna, hoc est in membra, diviso tot viris curae fuisse tam ardua inventu, . . ut hodie quaedam in suo quisque tractu ex eorum commentariis, qui numquam eo accessere, verius *noscant* quam indigenarum scientia; nunc vero, pace tam festa . . omnino nihil addisci nova inquisitione, immo ne veterum quidem inventa perdisci. Der Pluralis noscant iſt ſtatt des in allen bisherigen Ausgaben ſtehenden Singularis *noscat* von Sillig aus einer Handſchrift Dalechamp's aufgenommen worden, indem er die Worte in suo quisque tractu in Verbindung mit dem Relativſatze qui numquam eo accessere, als das Subject davon betrachtet, und deßhalb auf Reiſig's lateiniſche Sprachwiſſenſchaft S. 327 verweiſt. Daß, wenn dieſe Verbindung begründet wäre, der Pluralis nicht nur ſtehen könnte, ſondern ſogar ſtehen müßte, beſtreite ich nicht, wohl aber daß die Beziehung des Relativſatzes qui numquam eo accessere auf in suo quisque tractu richtig ſey. Eo kann ſich auf nichts anderes als auf in suo tractu beziehen, dadurch entſteht aber ein offenbarer Widerſpruch, da jene Leute in ihre eigene Heimath (denn dieß bezeichnet doch wohl in suo tractu) gekommen ſeyn müßten. Faſſen wir die Stellung in das Auge, ſo ſchließt ſich qui numquam eo accessere am natürlichſten an das unmittelbar Vorhergehende: ex eorum commentariis, an. Es fragt ſich nur, wer dieſe ii ſeyen? Sillig ſcheint die vorher genannten alten griechiſchen Schriftſteller darunter zu verſtehen; allein dadurch ergibt ſich ein neuer Widerſpruch. Daß Plinius ſolche griechiſche Schriftſteller im Auge hatte, welche ferne Länder zu ihrer Belehrung bereiſten, zeigen namentlich die oben übergangenen Worte: inter bella praesertim et *infida hospitia*, piratis etiam omnium morta-

lium hostibus *transitus* ferme tenentibus; wie konnte er alſo von dieſen ſagen, ſie hätten über Gegenden geſchrieben, in die ſie nie gekommen wären? Wen ſoll man aber ſonſt darunter verſtehen? — Offenbar ſpätere Schriftſteller, welche aus den Werken der alten Griechen, ohne die Sachen, von denen ſie ſchrieben, ſelbſt geſehen zu haben, Notizenbücher (commentarios) zuſammenſtoppelten, und welche man zur Zeit des Plinius lieber las, als ſelbſt forſchte oder die Werke der alten Griechen ſtudirte, was Plinius in den folgenden Worten ausſpricht. Gegen ſolche Compilatoren zieht er auch in ſeiner Vorrede (§. 22) mit den Worten zu Felde: Scito enim conferentem auctores me deprehendisse a curatissimis et proximis *veteres transcriptos ad verbum*, neque nominatos. Faßt man aber die Stelle ſo, ſo erſcheint der Pluralis noscant nach in suo quisque tractu, wenn auch als zuläßig, doch durchaus nicht als nothwendig, und es iſt demnach kein Grund vorhanden, von dem ſo gut beglaubigten Singular noscat abzugehen. Bey Aufzählung der Eigenthümlichkeiten der verſchiedenen Winde kommt (s. 48, §. 129) folgende Stelle vor: Noctu auster, interdiu aquilo vehementior .. Septentriones inpari fere desinunt numero, quae observatio in aliis multis rerum naturae partibus valet; mares itaque existumantur *impares numeris*. Die bisherigen Ausgaben haben impari numero. Sillig hat aus faſt allen ſeinen Handſchriften *impares*, und aus der einzigen Riccardianiſchen von zweyter Hand *numeris* aufgenommen. Der Sinn dieſer Lesart kann kein anderer ſeyn, als die Nordwinde gälten, als der Zahl nach ungleich, für männlich. Bekanntlich gelten aber alle Winde für männlich und die unmittelbar vorhergehenden Winde weiſen darauf hin, daß hier ein allgemeiner Satz ausgeſprochen werden ſoll; weßhalb ſchon Große wohl mit Recht überſetzt hat: „Die ungeraden Zahlen hält man für männlich.“ Dazu iſt aber nöthig, daß man *impares numeri* ſchreibt, und dieſes findet ſich wirklich in drey Handſchriften, der Toletaner, der Pariſer d und einer Dalechamps, ſo daß ich keinen Anſtand nehme, es für das Richtige zu erklären. Etwas undeutlich iſt der vermittelnde Satz: Quae observatio in aliis multis rerum naturae partibus valet; er findet aber ſeine Erklärung in dem, was man XXVIII, s. 5, §. 23 lieſt: Cur inpares numeros ad omnia vehementiores credimus? Harduin, der übrigens impari numero beybehalten hat, was ſich nicht wohl damit vereinigen läßt, ſcheint die Stelle auch ſo verſtanden zu haben; wenigſtens citirt er aus des Macrobius Commentar zu Cicero's Somnum Scipionis (I, 6, 1) die Worte: *Inpar numerus mas* et par femina, die ſich faſt ebenſo daſelbſt II, 2, 17 finden.

Die Waſſerhoſen werden (s. 50, §. 134) mit folgenden Worten beſprochen: Vocatus et columna, cum spissatus umor rigensque ipse se sustinet: ex eodem genere et in longum *veluti fistula* nubes aquam trahit. Es werden alſo zwey Arten angegeben, von denen die erſtere ſich durch ſich ſelbſt aufrecht erhält, die zweyte durch die Anziehungskraft einer Wolke entſteht. Nach der Note zu ſchließen, wollte aber Sillig mit der Riccardianiſchen Handſchrift *fistulam* ſchreiben und aus dem Vorhergehenden in ergänzen. Auch ſtellt er die Vermuthung auf, Plinius könnte geſchrieben haben: ex eodem genere et *siphon*, *cum veluti in fistulam* nubes aquam trahit, ſo daß aus dem Vorhergehenden vocatur zu ergänzen wäre. Beydes beruht auf der Anſicht, daß die Form der Waſſerhoſe ſelbſt mit einer Röhre, fistula, verglichen werde. Bey Plinius bedeutet aber ſonſt fistula eine Röhre, durch welche in thieriſchen Körpern die Luft, das Blut oder andere Flüſſigkeiten, und außerdem das Waſſer geleitet wird (wie s. 106, §. 224 aquae dulces iuxta mare ut fistulis emicantes): er hat alſo dabey nicht die Form im Auge, ſondern nur die Beſtimmung, Flüſſigkeiten zu leiten, und es ſcheint dadurch vollkommen gerechtfertigt, wenn man auch hier fistula nicht auf die Form bezieht, ſondern ein Werkzeug zum Emporziehen des Waſſers, eine Saugröhre, darunter verſteht, in welchem Falle der Ablativ nicht zu beanſtanden iſt. Die Form wird durch die Worte in longum bezeichnet, welche hier nicht ſowohl (wie s. 83, §. 196 nube in longum porrecta spatium) auf die räumliche Ausdehnung als auf die Geſtalt zu beziehen ſind, worin auch der Grund zu ſuchen iſt, warum Plinius nicht in altum ſchrieb. Das Verbum vocatur aus dem Vorhergehenden herabzu-

nehmen, iſt unnöthig, wenn man nicht mit Sillig ein cum hineinbringt; denn es iſt nach der Gewohnheit des Plinius (ſ. unten zu §. 207) oben vocatur et columna zu erklären: „Es gibt auch eine ähnliche Erſcheinung, welche man Waſſerſäule nennt," was die Ueberſetzer nicht erkannt, und in Folge deſſen durch die Ueberſetzung: „Sie wird eine Säule genannt," einen ganz unſtatthaften Anſchluß an das Vorhergehende hervorgerufen haben. Die Worte: ex eodem genere et.. nubes aquam trahit überſetzen ſie ebenfalls in verſchiedener Weiſe unrichtig. Der Sinn derſelben iſt aber nach dem Obigen: „Eben dahin gehört auch die Erſcheinung, wenn eine Wolke das Waſſer in die Höhe zieht."

Als Beyſpiel einer merkwürdigen Wirkung des Blitzes wird (s. 52, §. 137) der Fall angeführt: Marcia *princeps Romanarum* icta gravida, partu exanimato ipsa citra ullum aliud incommodum vixit. Statt Romanarum haben die meiſten Handſchriften *Romanorum*. Dieſes iſt in keiner Weiſe zu vertheidigen; aber auch der Ausdruck princeps Romanarum, der keineswegs, wie Harduin will, als die Bezeichnung der Frau eines princeps senatus erklärt werden kann, erregt gerechte Bedenken. Sillig vermuthet hier eine Lücke, wie ſie die Bamberger Handſchrift in den letzten Büchern aufgedeckt hat. Eine ſolche Annahme ſcheint aber, da der Zuſammenhang im Uebrigen gar nicht geſtört iſt, kaum gerechtfertigt; ich möchte daher lieber die Verderbniß in dem Worte Romanorum allein ſuchen, und vermuthen, Plinius habe geſchrieben princeps *matronarum* oder *matrona*. In ähnlicher Weiſe ſagt er VIII, s. 50, §. 119 *princeps feminae*. Daß er hier den Ausdruck matrona wählte, womit ſich bey Plautus vergleichen läßt (Cistell. I, 1, 26): Ubi istas videas summo genere natas *Summatis matronas* und in einem Fragmente des Ennius bey Cicero (ad fam. VII, 6, 1): *Matronae* opulentae *optimates*, ſcheint darin ſeinen Grund zu haben, daß es darauf ankam, das Eheverhältniß hervorzuheben, um anzudeuten, daß man nicht an eine abſichtliche, durch ein ſolches Gerücht verhüllte, Tödtung der Leibesfucht denken dürfe.

Unter den Betrachtungen über die immer gleiche Geduld und Güte der Erde im Gegenſatze zu den übrigen Elementen findet ſich (s. 63, §. 155) folgende: At haec benigna, mitis, indulgens, *usibus*que mortalium semper ancilla. So Sillig, nach der Riccardianiſchen Handſchrift von der Hand des Correctors, dem er wohl hier etwas zu viel vertraut hat, wie auch unter andern §. 157 bey Aufnahme der Worte *Et ut* verum fateamur, ſtatt des offenbar Kräftigeren: Verum fateamur! Von erſter Hand hat dieſe Handſchrift wie die beyden Pariſer *usus*que, und hiervon abzugehen ſehe ich keinen triftigen Grnnd. Bey ancilla kann ſowohl der Genitiv als der Dativ ſtehen; jener läßt nur das Bedürfniß mehr als perſonificirt erſcheinen, was auch den Singularis nöthig macht, der ſich übrigens in ähnlicher Weiſe auch XXXVII, s. 7, §. 18 in den Worten: Quae protinus ad *hominum usum* transiere, findet.

Ob im Folgenden (§. 157) die Conjectur Ruhnken's: In maria iacitur aut ut freta admittamus *effoditur* ſtatt *eroditur* mit Recht Aufnahme gefunden hat, ſcheint mir mindeſtens zweifelhaft. Man betrachte nur das zunächſt Folgende: omnibus *cruciatur* horis, und ut *) tamen quae summa *patiatur* atque extrema a cute, tolerabilia videantur: penetramus in *viscera*. Dieß zeigt offenbar, daß Plinius die Erde als einen belebten Körper hinſtellen wollte, dem das Eindringen Schmerzen bereitet.

(Fortſetzung folgt.)

*) So möchte ich nach Sillig's Vermuthung ſchreiben, es aber nicht mit dem Vorhergehenden, ſondern mit dem Folgenden verbinden. Vgl. §. 168.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Juni.

Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis Historia des Plinius.

(Fortsetzung.)

Dazu paßt aber gewiß besser eroditur als effoditur, und die von Sillig angeführte Stelle XVII, §. 47: Ubios gentium solos novimus qui fertilissimum agrum colentes quacunque *terra* infra tres pedes *effossa*, ut pedali crassitudine iniecta laetificent, verliert bey dieser Betrachtungsweise alle Beweiskraft. Man könnte gegen diese Ansicht vielleicht das geltend machen, daß man bey In maria iacitur doch auch nur an die ausgehobene Erde, nicht an den Erdkörper, zu denken habe; allein der Pluralis in maria zeigt, daß auch hier durch eine Synekdoche die Sache so gefaßt ist, als handle es sich um die ganze Erde. Eroditur scheint übrigens auch deßhalb hier ganz geeignet zu seyn, weil es die mühsame nur allmählig fortschreitende Arbeit bezeichnet; endlich ist das sonst seltene Verbum erodere bey Plinius in ähnlichen Beziehungen verhältnißmäßig häufig.

Hierher gehören auch (§. 158) die Worte: Viscera eius extrahimus; ut digito gestetur gemma, petitur! So interpungirt Sillig und fügt im Commentare zu petitur, das er gewiß richtig statt quam petimus hergestellt hat, hinzu: sc. terra. Ich möchte lieber interpungiren: Viscera eius extrahimus: ut digito gestetur, gemma petitur! so daß sich die Erklärung ergäbe: „Wir reißen die Eingeweide der Erde heraus: (und was ist der Grund zu diesem Frevel?) man sucht einen Edelstein, um ihn am Finger zu tragen.“ So schließt sich dann das Folgende: Quot manus atteruntur, ut unus articulus niteat! ganz gut an. Wäre unter petitur ein Angriff auf die Erde zu verstehen, so wäre dieses nach dem weit stärkeren: Viscera eius extrahimus, doch gar zu matt, während der Gegensatz des kleinlichen Zweckes den Frevel der That nur noch größer erscheinen läßt. Beachten wir endlich den Sprachgebrauch des Plinius, so spricht auch dieser für die von mir vorgeschlagene Verbindung der Worte gemma petitur, wofür ich nur eine ganz ähnliche Stelle (XXXIII, s. 21, §. 70) als Beleg anführen will: Ut iam minus temerarium videatur e profundo maris *petere margaritas*.

Wo gezeigt werden soll, wie die Erde vom Ocean umgeben wird, liest man (s. 67, §. 168): Maiorem quidem eius partem et orientis victoriae magni Alexandri *lustravere* usque in Arabicum sinum. Hier möchte Sillig statt lustravere lieber lesen *inlustravere*, da es sich um das Bekanntmachen mit jenen Gegenden handle, was jenes Verbum nicht ausdrücke. Allein, betrachtet man die ganze Stelle, so ist das Bekanntwerden überall nicht geradezu angegeben, sondern nur die Veranlassung, welche Römer oder Griechen in bisher unbekannte Gegenden führte, wodurch diese dann natürlicher Weise mehr oder weniger bekannt wurden. So steht unmittelbar vorher: Pars meridiani sinus ambitu

daß trucis so ganz verlassen dasteht, ohne irgend einen Gegensatz im Folgenden, den doch der Sinn zu verlangen scheint. Darum möchte ich die auf meiner Conjectur des Rhodiginus beruhende Vulgata: truces vero *e* caeli *rigore* has, illas *mobilitate hebetes* keineswegs aufgeben. Wenn statt hebetes geschrieben war *haeb*etis, wie sich an einer Stelle (XXXVII, 69) in der Bamberger wirklich haebetari findet, so konnte sehr leicht habetis oder habentes daraus werden.

Ergänzt man zu diesem hebetes oder hebetis den Infinitiv esse, so ist auch kein Grund vorhanden, im Folgenden mit der einzigen Riccardianischen Handschrift von zweyter Hand *ipso* statt ipsoque zu schreiben; es ist vielmehr, wie es früher geschah, ipsoque . . argumento zum Folgenden zu beziehen, womit sich dem Sinne nach vergleichen läßt, was Macrobius (Saturn. VII, 10, 11) von den Eunuchen sagt: Hunc (humorem videmus) in eunuchis debilitatem tibiis ingerentem, quarum ossa quasi semper in superfluo humore natantia naturali vigore caruerunt, et ideo facile intorquentur, dum pondus superpositi corporis ferre non possunt. Endlich steht dem aus der Riccardianischen Handschrift aufgenommenen Genitiv *umoris* der Umstand entgegen, daß dann deciduo als ein abstractes Substantiv gefaßt werden muß, welches dem Worte natura in dem vorausgehenden: natura vaporis entspricht; während, wenn man die von zweyter Handschrift beglaubigte Vulgata *humore deciduo* festhält, diese Worte jenen beyden ganz gut entsprechen.

Die Ursachen, aus welchen sich nach und nach Länder aus dem Meere erhoben haben, werden (s. 87, §. 201) folgendermaßen angegeben: Nascuntur enim, nec fluminum tantum invectu, sicut Echinades insulae ab Acheloo amne congestae maiorque pars Aegypti a Nilo, in quam a Pharo insula noctis et diei cursum fuisse Homero credimus, nec recessu maris, *sicut idem Circeiis*, quod accidisse et in Ambraciae portu decem milium passuum intervallo et Atheniensium quinque milium passuum ad Piraeeum memoratur, et Ephesi, ubi quondam aedem Dianae adluebat. Im folgenden Buche (s. 9, §. 57) sagt Plinius: Circeii quondam insula immenso quidem mari circumdata (ut creditur Homero), et nunc planitie. Deßhalb glaubte Hermolaus Barbarus, um in den Worten: sicut idem Circeiis eine Zurückbeziehung auf das Vorhergehende: in quam . . noctis et diei cursum fuisse Homero credimus zu gewinnen, schreiben zu müssen: sicut *eidem de* Circeiis; Sillig hält dagegen eine solche Interpolation für unnöthig, und glaubt denselben Sinn in den Worten der Handschrift zu finden, die ihm so viel bedeuten, als sicut idem *dicit* Circeiis *fuisse*. Eine solche Ergänzung scheint mir aber kaum annehmbar zu seyn, da kein dicit, sondern Homero credimus vorausgeht, und mit den Worten nec recessu maris ein neues Eintheilungsglied beginnt; auch halte ich die Beziehung auf Homer, wenn sie gleich durch die angeführte Stelle wahrscheinlich gemacht wird, nicht für durchaus nöthig, und möchte daher lieber, wenn die Worte sicut idem Circeiis für richtig gelten sollen, annehmen, idem sey als Neutrum zu betrachten, und aus dem dazu gehörigen Relativsatze accidisse memoratur heraufzubeziehen, was seine Erklärung in dem vorausgegangenen recessu maris findet, welches hier jedenfalls eher ein factum esse oder etwas Aehnliches, als fuisse erwarten läßt. Sonst würde ich vorschlagen, aus dem Vorigen geradezu: fuisse Homero credimur herab zu nehmen. Daß ich übrigens der von Hermolaus Barbarus vorgenommenen Aenderung das Wort nicht reden will, geht aus dem eben Gesagten hervor; ich möchte vielmehr eher vermuthen, es seyen hier einige Worte wegen Wiederkehr des idem ausgefallen, und Plinius habe geschrieben: sicut idem (Homerus) *testis est factum esse idem* Circeiis, quod accidisse u. s. w., oder etwas Aehnliches. Die Unmöglichkeit, hierüber ohne eine der Bamberger ähnliche Handschrift in's Reine zu kommen, macht aber natürlich zur Pflicht, sich bey der annehmbarsten Erklärung des in den verglichenen Handschriften Vorgefundenen zu beruhigen.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juni.

Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Zur Kritik des zweyten Buches der Naturalis Historia des Plinius.

(Schluß.)

Die Beyspiele von Höhlen, welche tödtliche Dünste aushauchen, werden (s. 95, §. 207 f.) mit folgenden Worten eingeführt: ut in Sinuessano agro et Puteolano; *spiracula vocant, alii Charonea scrobis mortiferum spiritum exhalantis*, item in Hirpinis Ampsancti ad Mephitis aedem locum, quem qui intravere moriuntur, simili modo Hierapoli in Asia, Matris tantum Magnae sacerdoti innoxium. Mit Recht hat hier Sillig nach dem von mehreren Handschriften unterstützten Vorschlage des Casaubonus *Charonea*, als Eigenname, statt Charoneas, geschrieben. Wenn er aber die Worte scrobis . . exhalantis für so hart und matt hält, daß er glaubt, sie seyen als unächt zu streichen, so kann ich schon deßhalb nicht einverstanden seyn, weil ich, wenn diese Worte wegfallen, nicht weiß, worauf die Accusative locum und innoxium im Folgenden bezogen werden sollen. Diese können nämlich nur von dem Verbum vocant abhängen. Ich finde aber überhaupt in jenen Worten nichts Anstößiges, wenn man nur interpungirt: ut in Sinuessano agro et Puteolano spiracula vocant, alii Charonea, scrobis mortiferum spiritum exhalantis, so daß dieß nach der bey den lateinischen Schriftstellern und namentlich auch bey Plinius öfters vorkommenden Constructionsweise (s. oben zu §. 34) so viel ist als: ut in Sinuessano agro et Puteolano scrobes sunt, quas spiracula vocant, alii Charonea. Daran reiht sich dann auch das Folgende ganz gut an, so daß die Bezeichnung spiracula auch auf die beyden nachher genannten Orte bezogen wird, wofür Virgil spricht, wenn er (Aen. VII, 568 f.) von der Höhle zu Ampsanctus sagt:

Hic specus horrendum et sacri *spiracula* Ditis.

Daß im Folgenden (s. 96, §. 209): Quaedam insulae semper fluitant, sicut in agro Caecubo *et eodem Reatino*, Mutinensi, Statoniensi, das Wort eodem nicht richtig seyn soll, weil es sich weder auf agro noch auf Caecubo beziehen lasse, und weil mehr noch ein Name von einer Landschaft Italiens statt et eodem von Plinius genannt gewesen seyn soll, damit kann ich mich deßhalb nicht einverstanden erklären, weil ja die Beziehung auf die unmittelbar vorhergehenden Worte: *similiter in Reatino* nahe liegt.

Die Erwähnung der Quelle auf der Insel Andros, von der man sagte, es ströme alljährlich zu bestimmten Tagen Wein aus derselben (s. 106, §. 231), gibt in doppelter Hinsicht Anstoß. Die Worte sind: Andro in insula, templo Liberi patris, fontem nonis Januariis semper vini *saporem* fluere Mucianus ter consul credit: *Διὸς Θεοδόσια* vocatur. Sillig bemerkt mit Recht, in dem Namen, der hier der Quelle beygelegt wäre, sey die Erwähnung des Gottes in *Θεοδόσια* neben *Διὸς* nicht wohl zulässig. Wenn er aber deßhalb sich zu der

aus einer Handſchrift Dalechamp's und mehreren des Hermolaus Barbarus angeführten Lesart Dios Tecosia, woraus jener Dios Tecnosia gemacht hat, hingezogen fühlt, indem er glaubt, die Zeugungskraft ſey hier an der Stelle, ſo möchte er damit der Wahrheit wohl nicht näher gekommen ſeyn. Die Angabe des Ortes, templo Liberi patris, ſo wie der Wein an ſich, führt vielmehr auf *Διόνυσος*, und dafür ſpricht auch, was Plinius an einem andern Orte (XXXI, s. 13, §. 16) über dieſelbe Quelle berichtet: Mucianus Andri e fonte *Liberi patris* statis diebus septenis *eius dei* vinum *) fluere, und Pauſanias VI, 26, 1: *Λέγουσι δὲ καὶ Ἄνδριοι παρὰ ἔτος σφίσιν ἐς τοῦ Διονύσου τὴν ἑορτὴν ῥεῖν οἶον αὐτόματον ἐκ τοῦ ἱεροῦ.* Man könnte alſo vermuthen, Plinius habe geſchrieben *Διονυσοδοσία*. Die Verwandlung dieſes Namens in das, was in den Handſchriften ſteht, liegt nicht ferne, wenn man mit Uncialen, wie ſie ſich bey griechiſchen Wörtern in den meiſten lateiniſchen Handſchriften finden, ſchreibt:

ΔΙΟΝΥΣΟΔΟΣΙΑ
ΔΙΟΣΤΕΟΔΟΣΙΑ
ΔΙΟΣΘΕΟΔΟΣΙΑ.

Außerdem iſt mir der doppelte Accuſativ in den Worten *fontem* . . vini *saporem* fluere höchſt verdächtig, und ich glaube nicht, daß er ſich irgendwie durch den Sprachgebrauch des Plinius rechtfertigen läßt, der, wenn er nicht, wie in der oben angeführten Stelle *e fonte* ſchreiben wollte, gewiß nicht saporem, ſondern *sapore* ſchrieb, was in der trefflichen Leidener Handſchrift A ſteht, welcher Sillig (praef. p. V) die erſte Stelle nach der Bamberger einräumt, und ſehr leicht in saporē, d. i. saporem, übergehen konnte.

Unter den wunderbaren Erſcheinungen in Betreff des Waſſers wird (s. 106, §. 234) auch angeführt: Cum omnis aqua deorsum feratur, exsilire fontis atque etiam in Aetnae radicibus flagrantis in tantum ut quinquagena centena milia passum *harenas flammarum globus eructet.* Hierbey muß es auf den erſten Blick auffallen, daß als Beweis für das heftige Brennen des Berges der Umſtand angeführt wird, daß ſeine Feuerſäule Sand auswirft. An einer andern Stelle (III, s. 14, §. 88) lieſt man: *Favilla* Tauromenium et Catinam usque pervenit *fervens.* Daß hier ſtatt deſſen Sand genannt iſt, findet wohl darin ſeinen Grund, daß angegeben werden ſoll, wie der Brand das Innere des Berges zerſtört, an deſſen Außenſeite dennoch Quellen entſpringen. Daß aber die Feuerſäule den Sand auswerfen ſoll, dieß paßt zu dieſer Vorſtellung nicht recht, bey der man vielmehr eine Andeutung deſſen erwartet, daß der Sand aus dem Kern des Berges kommt; auch ſollte man bey dem Verbum eructat weit eher eine Beziehung auf den Berg ſelbſt als auf die Feuerſäule erwarten. Ziehen wir die Handſchriften zu Rathe, ſo zeigt ſich, daß *globus* nur auf der Autorität des Robertus Crikeladensis beruht, aber drey Handſchriften (die Riccardianiſche, die in dieſen Büchern anerkannter Maßen aus derſelben Quelle gefloſſene Pariſer a, und eine Dalechamp's) globo*s*, und einer (die treffliche Leidener A, die Chiffletianiſche, die Toletaner und die Pariſer d) *globo* haben, was mir das Richtige zu ſeyn ſcheint, in dem Sinne: „Der Berg wirft in oder mit ſeiner Feuerſäule Sand, d. i. verkohlte Erde, aus.“

Sehr ſchwierig iſt die Stelle, wo von dem Brennen des Bodens an verſchiedenen Orten die Rede iſt (s. 110, §. 237): Campus Babyloniae flagrat quadam veluti piscina ingeri magnitudine, Aethiopum iuxta Hesperium montem stellarum modo campi noctu; similiter in Megalopolitanorum agro, tametsi *internus sit* ille, iucundus frondemque densi supra se nemoris non adurens. Et iuxta gelidum fontem semper ardens Nymphaei crater dira Apolloniatis suis portendit, ut Theopompus tradidit. Was ſollen hier die Worte tametsi *internus sit* ille bedeuten? In den mir zu Gebote ſtehenden Ueberſetzungen (von Große und von Fritſch) werden ſie nach Harduin's Vorgang auf einen in einem Walde verborgenen Platz bezogen; allein wie kann dieß in dieſen Worten liegen, und was ſoll dabey die Partikel tametsi? — Man

*) Vergl. s. 111 §. 240. Exit in Mutinensi agro (flamma) *statis Volcano* diebus.

erwartet eine Beziehung auf das Feuer. Was liegt alſo näher als sit ille in *scintillae* oder *scintillet* zu verwandeln und entweder (nach XXXVII, s. 17, §. 65. Tunc enim tellure despecta *internitent* *) smaragdi) zu leſen: tametsi *internitent scintillae*, oder, was beſſer in die Conſtruction paßt (nach II, s. 111, §. 240 virens *aeterno* . . fraxinus): tametsi *aeterno scintillet*? Doch ich führe dieſe meine frühere Anſicht nur an, um zu zeigen, wie leicht bey Plinius das Conjecturiren von der Wahrheit abführt — die Handſchriften zeigen einen ganz andern Weg. Die Leidener Handſchrift A hat nämlich *intermisit*, und mit ihr ſtimmt die Pariſer d überein. Bey Robertus Crikeladensis findet ſich in terminis sit, in der Pariſer Handſchrift a von erſter Hand internum sit, und nur in dieſer von zweyter Hand internus sit. Lieſt man demgemäß: tametsi *intermisit* ille, ſo iſt der Sinn: „doch hat jener zu brennen aufgehört.“ Uebrigens iſt noch zu bemerken, daß tametsi ſich auch nur in der Pariſer Handſchrift a von zweyter Hand findet, alle andern aber *nam si* haben, was vorzüglich deßhalb nicht hieher paſſen will, weil die Nominative iucundus und adurens nach in Megalopolitanorum agro eine Partikel erfordern, welche intermisit zu einem ſelbſtſtändigen Verbum macht. Gerade dieſe ungeeigneten Nominative geben aber einen Wink zur weiteren Verbeſſerung der Stelle. Beachtet man nämlich, daß nach adurens ein neuer Satz ganz gegen die Gewohnheit des Plinius mit Et beginnt, und in dieſem ſich ein ähnliches Participium ardens findet, ſo muß man auf den Gedanken kommen, den Punkt vor et zu ſtreichen und ſo dieſe Participien zuſammen auf das folgende zu beziehen, in welchem Falle *nam si* ſtatt tametsi ganz paſſend erſcheint, da ja nam bey Plinius wie bey andern Schriftſtellern (vgl. Hand Tursellin. IV, S. 15) bey dem Uebergang zu ſolchen Gedanken gebraucht wird, welche, dem Vorhergehenden ähnlich, doch in gewiſſer Weiſe davon abweichen. Verfolgen wir die Geſchichte des Plinianiſchen Textes, ſo ergibt ſich, daß alle Ausgaben tametsi, und alle vor Harduin den Punkt nicht nach adurens, ſondern nach ardens haben. Dieſer zog die Worte Et iuxta gelidum fontem semper ardens mit Recht zum Folgenden, indem er einſah, daß die unmittelbar nach dem oben angeführten Worte egeritque bitumen temperandum fonte illo ingustabili ſich auf dieſelben beziehen. Schon Pintianus hatte nach adurens zu interpungiren vorgeſchlagen, er hatte aber, weil er, und zwar mit Recht, daran Anſtoß nahm, daß in der Vulgata die Angabe deſſen fehlte, wodurch das immer brennende Feuer die böſen Vorbedeutungen gäbe, irrthümlicher Weiſe die Worte ſo ordnen wollen: Et iuxta gelidum fontem Nymphaei crater. Dira *semper* Apolloniatis suis portendit *ardens*, woraus ſich der Sinn ergäbe, daß der Krater bey Nymphäum für gewöhnlich nicht brannte, und, wenn dieß der Fall wäre, Böſes verkündete. Hätte Harduin das Bedenken des Pintianus nach Gebühr beachtet, und ſeinen Regius II (die Handſchrift d) an dieſer Stelle zu befragen ſich die Mühe genommen, ſo wäre er ohne Zweifel dem Wahren auf die Spur gekommen, da er in ſeinen Noten ganz richtig bemerkt hat: „Cum dies noctesque ardere perseveret, *intermisisse* semel fama est apud Apolloniatas, inquit Aelianus lib. XIII. Var. histor. cap. 16, quo tempore cum Illyriis bellum gesserunt. Ita desinendo magis quam ardendo Apolloniatis dira portendit;“ denn es iſt dem gemäß kein Zweifel, daß ſo zu ſchreiben iſt: Similiter in Megalopolitanorum agro. *Nam si intermisit* ille

*) Wo Sillig gegen die Autorität der Bamberger Handſchrift, vielleicht nur durch ein Verſehen, nitent hat.

iucundus frondemque densi supra se nemoris non adurens et iuxta gelidum fontem semper ardens Nymphaei crater, dira Apolloniatis suis portendit. Daß aber die hierdurch auf jenen Krater bezogenen Worte Nam si . . adurens wirklich dahin gehören, geht aus der angeführten Stelle des Aelian mit Evidenz hervor, die ich eben deßhalb, so weit es nöthig ſcheint, wörtlich anführen will: *Ἀπολλωνιάται πόλιν οἰκοῦσι γείτονα Ἐπιδάμνου ἐν τῷ Ἰονίῳ κόλπῳ· καὶ ἐν τοῖς πλησίον αὐτῆς χωρίοις ἀσφάλτου ἐστὶν ὀρυκτή . . . Οὐ πόῤῥῳ δὲ καὶ τὸ ἀθάνατον δείκνυται πῦρ, ὃ δὲ καιόμενός ἐστι λόφος ὀλίγος, . . . καὶ περὶ αὐτόν ἐστι δένδρα εὐθαλῆ καὶ πολλὰ χλωρά· καὶ τὸ πῦρ πλησίον ἐναχμάζον οὐδὲν λυπεῖ, οὔτε τὴν τῶν φυτῶν βλάστην οὔτε τὴν τεθηλυῖαν. Καίεται δὲ τὸ πῦρ καὶ νύκτα καὶ μεθ' ἡμέραν, καὶ διέλιπεν οὐδέποτε, ὡς Ἀπολλωνιάται λέγουσι, πρὶν τοῦ πολέμου τοῦ πρὸς Ἰλλυρίους συμβάντος αὐτοῖς.* *)

Dieſe Stelle, die letzte, welche ich in dieſem Buche zu beſprechen habe, iſt mit einer vielleicht allzugroßen Ausführlichkeit behandelt worden, weil ſie mehrfach Gelegenheit gibt, die Wege in das Auge zu faſſen, auf welchen im Ganzen wohl die Kritik eines jeden Schriftſtellers, insbeſondere aber die des Plinius ihrem Ziele am ſicherſten entgegengeführt wird. Am wenigſten iſt der Conjectur zu vertrauen; ſie führt hier leichter irre als irgendwo; deßhalb verdient gewiß der neueſte Herausgeber nur Lob, wenn er die Anwendung derſelben auf wenige beſondere Fälle beſchränkt. Ehe man zu ihr ſeine Zuflucht nimmt, muß genau erwogen werden, was der, wenn auch mangelhafte, Apparat an die Hand gibt; in den meiſten Fällen wird dieſer, wenn man ihn mit dem zuſammen hält, was der Schriftſteller ſelbſt an andern Stellen über dieſelbe Sache berichtet, oder was uns von andern darüber überliefert iſt, oder, wo kein Anhaltspunkt der Art gegeben iſt, das genau erforſcht, was der Zuſammenhang und der Sprachgebrauch erfordert, die Löſung des Knotens möglich machen; wo dieſe Mittel nicht ausreichen, iſt eine gewiſſe Reſignation am Orte, mit der man bietet, was man hat, und es Andern nicht mißgönnt, vielmehr im Intereſſe der Wahrheit und der Wiſſenſchaft ſich deſſen freut, wenn ſie glücklicher ſind in der Löſung einzelner Schwierigkeiten. Auch dieſes iſt von Sillig geſchehen, ſo weit die Aufgabe reicht, die er ſich geſtellt hat. Daß aber zwey Dinge, die außer ſeiner Sphäre lagen, wenn nicht von gleicher Wichtigkeit als der handſchriftliche Apparat, doch auch von großer Bedeutung für die Weiterförderung der Kritik ſind, kann die eben beſprochene Stelle ebenfalls zeigen; ich meine die Bemerkungen der früheren Herausgeber, und namentlich die von ihnen ſchon beygebrachten Berichte anderer Schriftſteller. Dieſe, von den ſtörenden Schlacken gereinigt, und nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wiſſenſchaft umgeſtaltet und erweitert, zu einem Ganzen verarbeitet, vor ſich zu haben, wäre ein großer Gewinn; doch bleibt dieß wohl noch auf lange ein frommer Wunſch.

*) Auch in dieſer Stelle ſitzt das Verderbniß tiefer. Den Spuren der Leſearten nach Möglichkeit folgend und dem Sinne gemäß würde man ſchreiben: Campus Babyloniae flagrat *quadratus* veluti piscina jugeri magnitudine *et* Aethiopum . . . . . in Megalopolitanorum agro *flamma scintillat semper*, *sicut* ille *herbis* jucundus . . . . . adurens et juxta . . . . crater *qui* dira . . . . portendit *si intermittit*, ut Theopompus refert.

Fr. Th.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1852 Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juni.

Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung der Classe am 20. März l. J. hielt Hr. Dr. von Spruner, k. Major im Generalquartiermeister-Stabe, nachstehenden Vortrag.

In der Sitzung vom 17. Januar 1852 wurde mir Seitens der historischen Classe der k. Akademie der Wissenschaften der Auftrag ertheilt, über den in der Sitzung vom 20. April 1850 erstatteten Vortrag des k. k. Archivdirectors Hrn v. Chmel zu referiren, und ich entledige mich nun dieses ehrenvollen Auftrages in nachstehender Weise.

Der Herr Archivdirector wünscht nämlich durch ein Zusammenwirken der hiezu vor Allem berufenen wissenschaftlichen Kräfte der Akademien zu München und Wien eine möglichst umfassende, auf urkundlicher Basis feststehende Darstellung der Geographie und Topographie des Mittelalters für die südöstlichen Gegenden Deutschlands, etwa von Regensburg abwärts bis an die Theiß-Ufer, südlich noch Istrien und die deutsch-ungarischen Gränzlande umfassend.

Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß gerade in den Urkunden bayerischer Hochstifter und Klöster von denen ja bekanntlich die Christianisirung und damit Hand in Hand die Colonisirung dieser östlichen Staaten ausgegangen, das reichhaltigste, ja, was das frühere Mittelalter betrifft, das ausschließliche Material zu einem solchen geographisch-topographischen Baue vorhanden ist.

Dieses Material allein genügt aber noch nicht. Was nützt es, wenn dasselbe auch zur Stelle geschafft worden und nun aufgeschichtet da steht, und es ist kein leitender Gedanke, keine ordnende Hand bereit, das Ganze zum schönen wohlgefugten Bau zu vereinigen? Viele Urkunden aus den ältesten Zeiten, ja selbst bis zu den Agilolfingern hinaufreichend, nennen uns hunderte von Orten mit der Bezeichnung in marchia oder in plaga orientali, in Osterrichiu, in Avaria, in Hunnia, in marchia superiore oder inferiore (ersteres das Land vom Hausruck bis zur Enns, letzteres das Gebiet unterhalb derselben mit oft wechselnder Ostgränze), in comitatu Butine (vom Semmering und Hartberg bis an die ungarische Gränze), oder im Ducatu Karintriche mit seinen beyden Marken, aus welch' letztern, der oberen ad Rapam und der unteren ad Souwam das heutige Steyermark entstand; endlich im Krain-Gau mit seiner Mark und der Mark von Histrien, welche zusammen das heutige Krain bilden. Auch ihre Lage ist nicht selten durch die Benennung des Gaues oder Comitats bezeichnet, und eine Reihe tüchtiger Forscher haben sich bemüht, dieselbe zu erläutern und zu bestimmen. Die Resultate dieser Forschungen sind zusammengestellt und ansehnlich vermehrt in den beyden Bänden der: „Beyträge zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann," welche 1819 zu Wien erschienen sind. Sie kartographisch niederzulegen hat der Referent dieses

versucht auf dem dritten Blatte seines historischen Atlas von Bayern, wo er gerade der in Rede stehenden Gegend ein eigenes Folio-Blatt unter dem Titel: „die südöstlichen Staaten Deutschlands bis zur Gründung der Herzogthümer Oesterreich und Steyermark“ widmete. Auf diesem Blatte sind die Besitzungen der Erzstifte Aquileja und Salzburg, dann der Bisthümer Freysing, Passau, Regensburg, Brixen und Bamberg farbig ausgeschieden und, wo es thunlich — meist nur durch Schlüsse rückwärts zu ermitteln — auch die Gränzen der fraglichen Gebiete angegeben worden.

Es wäre übrigens eine große Anmassung behaupten zu wollen, daß hiemit die gestellte Aufgabe auch nur einigermaßen erschöpft sey. In meiner mangelhaften Arbeit sind die Besitzungen der Klöster nicht berücksichtigt — der verhältnißmäßig kleine Maßstab ließ solches nicht zu — auch die Gränzen der einzelnen Herrschaften sind nur in den wenigsten Fällen angegeben. Die Beseitigung des letztern Uebelstandes wäre jedenfalls sehr wünschenswerth, es ist aber eine große Frage, ob selbe je zu erreichen möglich. Referent dieses verfolgte nicht selten, selbst auf den speciellsten Karten und in einem Lande, dessen Verhältnisse kaum eine politische Veränderung erlitten, z. B. in den geistlichen Gebieten Frankens, die Gränzbeschreibung einzelner Distrikte, mußte aber von seiner Bemühung erfolglos ablassen, da irgend eine Uebereinstimmung mit den heutigen Benennungen ohne erzwungene, freylich manchmal auf lächerliche Weise versuchte, Namensdeutungen nicht zu erreichen gewesen. Und nun erwäge man, wie die Avaren- und dann die Ungarn-Stürme über diese östlichen Marken hingefegt und die Keime aller Cultur bis auf das letzte Saatkorn aus ihrem Boden gerissen. Deßhalb bin ich der Ansicht, daß sich das Verzeichniß der Orte jener Gegenden aus den Urkunden der bayerischen Bisthümer und Klöster allerdings noch reichlich vermehren lasse, daß aber hiemit für die mittelalterliche Geographie (vor dem 10. Jahrhunderte) nicht eher etwas Wesentliches gewonnen werde, als bis die Geschichtforscher jener, für uns Bayern in partibus infidelium liegenden Lande, durch ihre an Ort und Stelle gemachten Untersuchungen diese Orte gehörig zu fixiren im Stande sind.

Demnach würde die Aufgabe in eine doppelte zerfallen und wohl am besten in nachstehender Weise zu lösen seyn. Mit Umgehung der gedruckten Urkunden, die ja den jenseitigen Gelehrten ebenfalls zu Gebote stehen, und mit deren geographischer Erklärung billig der Anfang gemacht werden könnte, wäre die Bemühung bayerischer Seits vor Allem auf Durchforschung der einschlägigen noch ungedruckten Urkunden, worunter ich natürlich außer den Diplomen auch die Saal- und Lagerbücher, Urbarien ꝛc. verstehe, zu richten, und aus ihnen die Namen der Orte oder Gaue so wie andere Daten zur Bestimmung ihrer Lage auszuheben, Ort und Datum der Ausstellung so wie Ortsbenennungen, die durch die Zeugen ans Licht treten, ebenfalls nicht zu vergessen. Aufgabe der jenseitigen Gelehrten bliebe es dann, diese Angaben zu localisiren, wozu sie, an Ort und Stelle wohnend und mit allen Hülfsmitteln versehen, als die vorzugsweise Berufenen erscheinen. Nur wenn in dieser, wie mir scheint allein zweckfördernden Weise verfahren wird, kann eine solche Karte in der möglichst erreichbaren Vollständigkeit hergestellt werden. Jeder andere Weg aber, wenn etwa der einzelne Forscher in Bayern seinen Ansichten folgend, von der Studirstube aus zu localisiren beginnt, führt auf Abwege, und blendende Trugschlüsse verleiten selbst gegen bessere Ueberzeugung den an Ort und Stelle Bekannten, ihnen zu folgen. — Die Resultate der gemachten Untersuchung müßten dann freundnachbarlichst mitgetheilt werden, und dießseits übernähme der Referent mit Vergnügen, sie in die übersandten Blätter einzutragen. Geschieht dieß auch in Wien, so würde dann der Vergleich wohl das Resultat geben, welches überhaupt erreicht werden kann. Daß dasselbe aber nicht so glänzend ausfallen werde, wie Herr von Chmel sich schmeichelt, daß, natürlich für die frühern Jahrhunderte, an ein Ausscheiden der reichsunmittelbaren und landesherrlichen Gebiete, der Lehen, an eine Grenzbestimmung nach politischer und kirchlicher Eintheilung kaum zu denken sey, ist wohl nicht zu bestreiten, weil, wie be-

kannt, die alten Schenkungs-Urkunden außer der dürren Angabe von Hufen Landes und Leibeigenen nur ziemlich ſelten Forſt- oder Markungs-Gränzen oder weitere in topographiſcher Beziehung nutzbare Angaben enthalten, noch ſeltner aber ſich über ſtatiſtiſche Verhältniſſe verbreiten, da jener praktiſchen Zeit der documentirte Beſitz genügte, alles andere aber nicht dem grauen Pergamente angehörte, ſondern in friſcher Wirklichkeit und ohne vieles Schreiberweſen im Geleiſe althergebrachter Gewohnheit ſich feſt und ſicher fortbewegte.

Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe am 8. May 1852.

Hr. Prof. Dr. Vogel jun. las:

Ueber den Jodgehalt der bayeriſchen Steinkohlen.

Nach den neueren Verſuchen von E. Marchand, Chatin, Meyrac *) u. a., welche Spuren von Jod nicht nur in faſt allen Landpflanzen, ſondern ſogar in allen ſüßen Wäſſern, im Regen- und Schneewaſſer nachgewieſen haben, gehört das Jod offenbar mit zu den weit verbreitetſten Körpern der Erde. Es lag daher der Gedanke nahe, die Steinkohlen, dieſe Ueberreſte einer vergangenen Vegetation, auf einen Gehalt an Jod zu unterſuchen. Buſſy **) hat in der That in den flüſſigen Deſtillationsproducten der Steinkohlen, im Ammoniakwaſſer und im Theer Jod nachgewieſen. Dieſe Auffindung von Jod in foſſilen Pflanzenüberreſten iſt in geognoſtiſcher Beziehung nicht ohne Wichtigkeit. So iſt z. B. die Anſicht Forchhammers ***), daß der Alaunſchiefer aus der Verweſung von Fucusarten ꝛc. hervorgegangen, vollkommen bewieſen worden durch die Nachweiſung von Jod in dem Thonſchiefer *) von Latorp in Schweden.

Dieß hat mich veranlaßt, mit den hier zur Darſtellung des Leuchtgaſes verwendeten bayeriſchen Steinkohlen einige Verſuche in dieſer Richtung anzuſtellen. In dem Condenſationsapparate des Gaſes ſetzt ſich eine nicht unbedeutende Menge großer durchſichtiger Kryſtalle ab, die durch Abſpülen mit Waſſer faſt ganz von dem ſtellenweiſe anhängenden Theer befreyt werden können. Dieſe Kryſtalle ſind vollkommen ohne Rückſtand flüchtig und löſen ſich ſchwer in kaltem Waſſer zu einer ſchwach alkaliſchen Flüſſigkeit von ſalzigem Geſchmack. Bey gelinder Erhöhung der Temperatur entwickelt die Auflöſung eine große Menge kohlenſauren Gaſes, wodurch die Alkalinität zunimmt. Sogar wenn die Kryſtalle in Waſſer von $+ 50^{\circ}$ R. eingetragen werden, entſteht ein lebhaftes Aufbrauſen. Die mit kaltem Waſſer hergeſtellte Auflöſung des Salzes braust ſtark mit Säuren auf, und trübt weder die Löſung der ſchwefelſauren Magneſia noch des Sublimats. Sobald ſie aber aufgekocht wird, entſtehen mit dieſen Reagentien voluminöſe Niederſchläge; es ergibt ſich hieraus, daß das Salz aus doppelt kohlenſaurem Ammoniak beſtehe, und zwar vollkommen frey von ſchwefelſauren Salzen und von Chlorverbindungen.

Das gepulverte Salz mit Stärkekleiſter und Schwefelſäure haltiger Salpeterſäure, oder auch mit Chlorwaſſer verſetzt zeigt ſogleich eine deutliche blauröthliche Färbung; es enthält demnach Ammoniumjodid in nachweisbarer Menge.

Ein Pfund des Salzes wurde mit kohlenſaurem Kali aus dem Weinſtein gekocht, abgeraucht und in einem Platintiegel geglüht; die geglühte Maſſe mit Alkohol ausgekocht hinterläßt nach dem Verdampfen des Alkohols einen weißen Rückſtand, der in Waſſer gelöst mit ſalpeterſaurem Palladiumoxyd einen Niederſchlag von 1,2 Gran Palladiumjodür gibt, welches daher nicht ganz einem Gran Jod für das Pfund des Salzes entſpräche.

---

*) Compt. rend. T. 31.

**) Journal de Pharm. d'Anvers Oct. 1850.

***) Liebig's Jahresbericht 1849. S. 822.

*) Genteles, Chem. gazette. 1850. S. 46.

Von dieſem Salze werden täglich ungefähr einige Pfunde im trocknen Zuſtande unvermiſcht mit Theer gewonnen. Wenn man berückſichtigt, daß wohl eine drey- bis vierfache Quantität mit einer größeren Menge Theer verunreinigt, wovon es indeß leicht durch Behandeln mit Waſſer gereinigt werden könnte, bis jetzt der Bearbeitung entgangen iſt, ſo ſcheint es allerdings, wie ſchon Buſſy a. a. O. bemerkt hat, nicht im Bereiche der Unmöglichkeit zu liegen, aus dieſem Nebenprodukte der Gasbeleuchtungsfabriken Jod oder deſſen Verbindungen zu gewinnen, um ſo mehr, da, wie ich gefunden habe, auch in den Coaks ſowohl der Miesbacher und Peißenberger, als auch der Kronacher Kohlen noch Jodſalze zurückbleiben, welche in der Aſche derſelben, wiewohl in geringerer Menge, nachgewieſen werden können.

Die Auflöſung dieſer Kryſtalle in Waſſer wird endlich noch durch Eiſenchlorid roth gefärbt, vermöge einer geringen Menge von Schwefelcyanammonium, welches in dieſen Deſtillationsprodukten der Steinkohlen gewöhnlich vorhanden iſt.

Verzeichniß

der in den Sitzungen der drey Claſſen der k. Akademie der Wiſſenſchaften im Monat May 1852 vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Schluß.)

Von dem landwirthſchaftlichen Verein dahier:

Centralblatt. April, Mai 1852. München. 8.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußiſchen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. 42. Lief. 1. Abth. Berlin 1852. 4.

Von Hrn. Carl Littrow, Direktor der Sternwarte in Wien:

Annalen der k. k. Sternwarte in Wien. 3. Folge. I. Bd. Wien 1851. 8.

Von der k. Univerſität in Leiden:

Annales academici. 1840—1849. Lugd. Batav. 1851. 4.

Von Hrn. Profeſſor Wilhelm Haidinger in Wien:

Naturwiſſenſchaftliche Abhandlungen. IV. Band. Wien 1851. Fol.

Berichte über die Mittheilungen von Freunden der Naturwiſſenſchaften in Wien. VII. Bd. Wien 1851. 8.

Von dem landwirthſchaftlichen Verein zu Altenburg:

Mittheilungen aus dem Oſterlande. 11. Bd. Altenburg 1852. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein von und für Oberbayern:

Oberbayeriſches Archiv für vaterländiſche Geſchichte. 12. Bd. 2. u. 3. Heft. München 1852. 8.

Von dem hiſtoriſchen Verein für Niederbayern in Landshut:

Verhandlungen. II. Bd. 2. Heft. Landshut 1851. 8.

Von der Académie nationale de médecine in Paris:

Bulletin. Tom. XVI. 1850 — 1851. Paris. 8.

Mémoires. (Tom. seizième.) Paris 1852. 4.

Von der k. k. Akademie der Wiſſenſchaften in Wien:

Denkſchriften der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Claſſe. III. Bd. 1. Lief. 1851. Wien 1851. gr. F.

Sitzungsberichte (mathem. naturwiſſ. Claſſe). Jahrgang 1851. VII. Bd. 3 — 5. Heft. Wien 1851. 8.

Sitzungsberichte (philoſ. hiſtor. Claſſe). Jahrgang 1851. VII. Bd. 3—5. Heft. Wien 1851. 8.

Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen. Jahrg. 1851. VII. Bd. 1. u. 2. Heft. Wien 1851. 8.

Notizenblatt 1851. No. 19 — 24. 1852. No. 1 u. 2. (Beylage zum Archiv für Kunde öſterreichiſcher Geſchichtsquellen.)

Von der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften in Göttingen:

Göttingiſche gelehrte Anzeigen. 1 — 3. Bd. für das J. 1851. Göttingen. 8.

Nachrichten von der Georg Auguſt Univerſität und der k. Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen vom J. 1851. No. 1 — 19. Göttingen. 8.

Von Hrn. H. G. Plaß, Direktor des Domgymnaſiums zu Verden:

Die Tyrannis in ihren beyden Perioden bey den alten Griechen. I. u. II. Th. Bremen 1852. 8.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Juni.

Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
2. Demosthenes Werke.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

Zweyter Artikel.

2. Die unter Nr. 2 aufgeführte Ueberſetzung gehört einer Collectiv-Ausgabe von Ueberſetzungen Demoſtheniſcher Reden an, von welcher ſchon im Jahre 1842 die olynthiſchen Reden erſchienen ſind, und noch ſechs andere Theile folgen ſollten mit den übrigen Staatsreden und der Rede für die Krone. Dem Ref. iſt nur dieſer eine Theil zugekommen, der übrigens zur Charakteriſirung der ganzen Sammlung vollkommen ausreicht. Dieſelbe ſcheint für Nichtphilologen beſtimmt zu ſeyn, welche noch nach der Schulzeit Demoſtheniſche Reden leſen wollen. Sie enthält nämlich auf der linken Seite den griechiſchen Text, auf der rechten Seite die Ueberſetzung. Jenem liegt im Allgemeinen die Bekker'ſche Recenſion zu Grunde, doch iſt auch die Züricher Ausgabe von Baiter und Sauppe, die Pariſer von Vömel und die neue Teubner'ſche von W. Dindorf benützt, deren Abweichungen unter dem Texte angegeben ſind. Jeder Rede geht eine kurze Einleitung und die griechiſche Ὑπόθεσις voraus. In jener wird die Zeit und die Veranlaſſung der Rede beſprochen, in Betreff der erſten Philippiſchen die Anſicht des Dionyſius von Halikarnaß, daß in derſelben zwey verſchiedene Reden verſchmolzen ſeyen, angeführt und beſtritten, und nach den neueſten Unterſuchungen als wahrſcheinlich angegeben, daß ſie nach Ol. 107, 4 und vor Ol. 108, 2 gehalten worden ſey, wobey Ref. nur das einzige Bedenken hat, daß der Eingang dieſer Rede darauf hinzudeuten ſcheint, daß der Redner in den politiſchen Verhandlungen noch ein Neuling war, wobey freylich die Worte καὶ πρῶτος ἀναστὰς nicht außer Acht zu laſſen ſind. Jeder Rede folgen dann noch kurze, ſelten ſprachliche, Anmerkungen. Das Ganze entſpricht dem oben angegebenen Zwecke in einer Weiſe, daß das Unternehmen zu dieſem Behufe alle Empfehlung verdient. Die Ueberſetzung ſchließt ſich dem griechiſchen Texte möglichſt genau an, und lieſt ſich gut; nur ſelten läßt ſie in dem Ausdrucke etwas zu wünſchen übrig. So heißt es in der erſten Phil. Rede §. 3 für ἐκ τοῦ προσέχειν τοῖς πράγμασι τὸν νοῦν: „weil ihr auf die Umſtände achtetet,“ was in ſo fern nicht geeignet iſt, als darin bloß der Ausdruck der Klugheit, nicht der der beſonnenen, umſichtigen Thätigkeit liegt, den der Redner bezweckt, ſo daß ich lieber ſagen würde: „weil ihr den Gang der Ereigniſſe ſtets im Auge hattet.“ — Daſ. §. 12 enthalten die Worte: „Da ihr mit euern Rüſtungen und euern Gedanken nicht zugegen (ἀπηρτημένοι) ſeyd,“ gewiſſermaßen ein Zeugma; wir würden beſſer ſagen: „nicht bey der Hand (oder nach dem etwas eigenen Ausdrucke, der ſich einige Male bey Weſtermann findet, nicht auf dem Damme) ſeyd.“ — §. 14 ſteht „greifet nicht vorweg“ ſtatt „vor.“ — §. 15 „bereits“ für ἤδη bey dem Futurum ſtatt „ſofort.“ — §. 17 „jenem muß der Gdanke vor der Seele ſtehen,“ wobey der

Aoriſt παραστῆναι unbeachtet geblieben iſt; alſo lieber: „muß der Gedanke eingeprägt werden.“ — §. 17. „gegen dieſe ſeine plötzlichen Kriegszüge.“ Das Pronomen ταύτας bliebe hier beſſer unüberſetzt, wenn nicht hier der §. 19 gebrauchte Ausdruck „ſeine beliebten raſchen Züge“ angewandt, und dort überſetzt werden ſoll: „oder auf dem Papier vorhandene Truppen, wie jetzt an der Tagesordnung ſind.“ In allen ſolchen Fällen entſpricht οὗτος dem lateiniſchen iste. — §. 21 „die ganzen Fußtruppen.“ — §. 23 „und uns auf dieſe Art der Kriegführung einzulaſſen.“ Dieß würde richtig ſeyn, wenn es ſtatt χρῆσθαι hieße χρήσασθαι; das Präſens bedeutet vielmehr: „dieſe Art einzuhalten.“ — §. 32 „mit zuſammengerafften Hülfsvölkern“ würde eher im Griechiſchen ξένοις als βοηθείαις erwarten laſſen. Weſtermann erklärt es richtiger: „mit ſchnell zuſammengerafften Hülfsheeren;“ in der Ueberſetzung genügte: „mit Hülfeſendungen.“ — §. 34 „nicht mehr endlich (wird er) bey Marathon landen und das heilige Schiff wegnehmen; ihr aber könnt weder dieſes verhindern noch zu der Zeit, die ihr beſtimmtet, zu Hülfe kommen.“ Dieſe parataktiſche Conſtruction paßt offenbar in das Deutſche nicht recht, wo es ſtatt „ihr aber könnt“ heißen ſollte, „ohne daß ihr . . . könnt.“ — §. 35 „euere Expedizionen (ſo!) alle die rechte Zeit verpaſſen,“ ſtatt: „ihr immer mit eueren Sendungen den rechten Augenblick verſäumet.“ — §. 42 „ſich damit zufrieden ſtellen“ für „damit zufrieden ſeyn.“ — Die andern Reden in gleicher Weiſe durchzugehen würde zu weit führen.

3. Franke ſagt in der Dedication ſeiner erſten Ausgabe an den Profeſſor der Medicin F. W. Kahler S. VIII: Hoc enim unum in edendis his orationibus spectavi, ut discipuli verba oratoris et emendata haberent et iis annotationibus instructa, quibus qui recte uterentur, ipsi superatis difficultatibus in menten oratoris penetrarent. Wie gut er dieſen Plan ausgeführt hat, iſt aus dem Erfolge abzunehmen, daß ſchon nach acht Jahren eine neue Auflage nöthig wurde, in deren Vorrede er ſich ſo ausſpricht: In adnotationibus conscribendis quod consilium in priore editione secutus eram multisque viris doctis et intelligentibus probasse videbar, idem etiam nunc tenendum esse putavi, ut adolescentuli, qui primum ad Demosthenis lectionem accederent, satis haberent subsidii, quo recte usi, etiamsi nulla magistri ope adiuvarentur, intelligere verba oratoris et in mentem eius penetrare, magistri autem quicquid ea re temporis lucrificarent, id omne et in explicanda arte oratoris consumere et ad enarrandam historiam illius aetatis conferre possent. Qua in re si quibus modum excessisse videbor, aequo animo istam largitatis reprehensionem feram, modo ne inutilia esse ea quae adnotavi aut nullam vim in instituendis colendisque ingeniis adolescentium vel in alendo adiuvandoque harum literarum studio habere existimentur. Nam quae nunc quidem admodum placuit in explicandis scriptoribus veteribus parsimonia, dum anxie cavet, ne quidquam adnotetur quod non ab ipsa necessitate quasi expressum extortumque esse videatur, persaepe committit, ut ne necessaria quidem adnotentur, adolescentulosque, quorum studiis consultum velle videtur, dubios saepe consiliique inopes esse patitur.

Es könnte ſcheinen, als ſeyen die letzten Worte auch gegen die von dem Ref. in ſeinem Programme vom Jahre 1845 gemachten Aeußerungen gerichtet, doch iſt dieß nicht wahrſcheinlich, da ja dort (S. 14) die Franke'ſche Ausgabe als ausgezeichnet durch gute Auswahl, Präciſion und Klarheit der Bemerkungen vor allen Schulausgaben des Demoſthenes empfohlen iſt, und die dort ausgeſprochenen Anſichten auf einen ſpeciellen Zweck gerichtet ſind, ſo daß ſie auf eine Ausgabe, wie die Franke'ſche, keine Anwendung finden können.

Die Einrichtung der Ausgabe iſt folgende. Jeder Rede geht eine griechiſche Inhaltsangabe (Ὑπόθεσις) mitunter auch deren zwey, voran; der Ueberſchrift der Rede iſt die muthmaßliche Zeit beygeſetzt, in der ſie gehalten worden iſt. Unter dem Texte finden ſich die Varianten der bedeutendſten Handſchriften angegeben (namentlich des Cod. Σ, deſſen Vergleichung Vömel's für die zweyte Ausgabe benutzt iſt, ſo daß in dieſer auch verſchiedene Angaben, nach Vömel (Σ^V) und nach Dübner (Σ^d) vorkommen)

und der Bekkeriſchen Ausgabe vom J. 1824. Unter dieſen ſteht der grammatiſch exegetiſche Commentar, in welchem häufig die Anſichten Andrer, welche der Verf. billigt, mit deren eigenen Worten und mit Angabe des Namens angeführt ſind, wie ſchon bemerkt worden iſt, mit Vermeidung aller unnützen Breite, und mit einer Umſicht und einem richtigen Takte, der in den meiſten Fällen das Wahre finden und dieſes auf eine ſelbſt der Jugend leicht zugängliche Weiſe hinſtellen ließ, ſo daß bey der neuen Auflage, bey welcher die in der Zwiſchenzeit kund gegebenen Anſichten Anderer gewiſſenhaft benützt ſind, doch nur vereinzelte Abänderungen vorkommen. Am Schluße findet ſich in der zweyten Ausgabe ein Verzeichniß der Eigennamen; dann, gemeinſchaftlich mit der erſten Ausgabe, eine recht zweckmäßige Tabula chronologica, die mit dem Geburtsjahre des Demoſthenes (Ol. 98, 4) beginnt und bis Ol. 109, 4 fortgehend, die Archonten und die wichtigſten Ereigniſſe jedes Jahres angibt, und ein Regiſter über die in den Bemerkungen vorkommenden grammatiſchen und lexikaliſchen Notizen.

Außer den oben beſprochenen Stellen, über welche ſeine Anſicht von der aller neueren Bearbeiter des Demoſthenes abgewichen, hat Ref. nicht Vieles anzuführen. wobey er nicht dem hier Vorgetragenen ſich gerne anſchlöße; doch bleibt ihm hier noch eine Stelle einer Rede, die ſich in der Doberenz'ſchen Ausgabe nicht findet, zu beſprechen, in welcher er der allgemein angenommenen Erklärung nicht beytreten kann. Es handelt ſich dabey um das Bild, welches den Worten des Demoſthenes in der Rede über den Frieden §. 12 zu Grunde liegt, wo er ſagt: *Προῖκα τὰ πράγματα κρίνω καὶ λογίζομαι, καὶ οὐδὲν λῆμμ' ἂν οὐδεὶς ἔχοι πρὸς οἷς ἐγὼ πεπολίτευμαι καὶ λέγω δεῖξαι προσηρτημένον· ὀρθὸν οὖν, ὅ τι ἂν ποτ' ἀπ' αὐτῶν ὑπάρχῃ τῶν πραγμάτων, τὸ συμφέρον φαίνεταί μοι· ὅταν δ' ἐπὶ θάτερα ὥσπερ εἰς τρυτάνην ἀργύριον προσενάγκῃς, οἴχεται φέρον καὶ καθείλκυκε τὸν λογισμὸν ἐφ' αὑτό, καὶ οὐκ ἂν ἔτ' ὀρθῶς οὐδ' ὑγιῶς ὁ τοῦτο ποιήσας περὶ οὐδενὸς λογίσαιτο.* Hierzu bemerkt nämlich Franke: „ἐπὶ θάτερα] in alteram partem, quasi in alteram lancem librae. In altera enim *ὁ λογισμός* sive *τὸ κρίνειν καὶ λογίζεσθαι τὰ πράγματα* positum cogitatur.“ Aehnlich Weſtermann: „Der Redner denkt ſich in die eine Schale das Staatsintereſſe (*τὸ συμφέρον*), in die andere das Urtheil des Staatsmannes (*τὸν λογισμὸν*) gelegt. So lange beyde im rechten Verhältniſſe zu einander ſtehen, wird der letztere genau erkennen, was das erſtere erheiſcht; beſticht man aber ſein Urtheil, legt man Geld mit in die andere Schale, ſo zieht dieſes das Urheil mit ſich hinab;“ und dieſe Worte hat der Verfaſſer der unter Nro. 2. aufgeführten Ueberſetzung mit dem Beyſatze: „Richtig bemerkt hierbey derſelbe Gelehrte,“ abdrucken laſſen. Allein dürfen wir uns wohl wirklich in der einen Wagſchale das Staatsintereſſe, in der andern das Urtheil des Redners denken? Wer wägt denn dann ab? Ich denke mir vielmehr den Redner, wie Zeus bey Homer Iliad. X, 209 ff., mit dem verglichen, der die Wage in der Hand hält, und es fragt ſich, wohin ſein Urtheil ſich neigen ſoll; in den beyden Wagſchalen liegen die Dinge, zwiſchen denen er die Wahl hat, in der einen das Staatsintereſſe, in der andern dem widerſprechende Maßregeln, hier der Wille und das Intereſſe des Philippus. Werden dieſe beyden Dinge von dem Redner ohne weitere Zugabe abgewogen, ſo muß das Staatsintereſſe das Uebergewicht erhalten und ſich alſo ſein Urtheil dorthin neigen; wird aber in die Wagſchale des Philippus Geld gelegt, ſo gibt dieſes den Ausſchlag, und zieht das Urtheil des Redners auf ſeine Seite; wie Demoſthenes ſagt: *καθείλκυκε τὸν λογισμὸν ἐφ' ἑαυτὸ*, nicht *σὺν ἑαυτῷ* *).

Hiermit iſt eine andere Stelle desſelben Sinnes zuſammenzuſtellen, de cor. §. 298, wo Weſtermann nach Sauppe's Conjectur geſchrieben hat: *οὐδ', ὅσα συμβεβούλευκα πώποτε τουτοισί, ὁμοίως ὑμῖν ὥσπερ ἂν τρυτάνη βέπων ἐπὶ τὸ λῆμμα συμβεβούλευκα*, während die beſte Pariſer Handſchrift

*) In dasſelbe Bild ließe ſich leicht einkleiden, was man bey Plutarch Demoſth. 18 lieſt: *Τὸ μὲν οὖν συμφέρον οὐ διέφευγε τοὺς τῶν Θηβαίων λογισμοὺς ἀλλ' ἐν ὄμμασιν ἕκαστος εἶχε τὰ τοῦ πολέμου δεινά.*

(Σ) nebſt zwey andern ὥσπερ ἂν τρυτάνη hat. Gibt man dem Nominativ den Vorzug, ſo iſt wohl unter τρυτάνη eine Wagſchale zu verſtehen; behält man aber den Dativ der Handſchrift bey, die ganze Wage, ſo daß der Sinn wäre: „ähnlich, wie es bey einer Wage der Fall iſt,“ was ſich, wie mir ſcheint, wohl rechtfertigen ließe, mag man nun nach Krüger's Grammatik §. 48 A. 15 unter dem Dativ das verſtehen, woran ſich eine Thätigkeit oder ein Zuſtand äußert, oder nach A. 16, einen bloß als mitwirkend der Handlung zukommenden Begriff.

In der Rede über die Angelegenheiten im Cherſones §. 45 wundert es mich, daß H. Franke eben ſo wenig als einer der andern Bearbeiter auf das Anagramm aufmerkſam gemacht hat, welches in λιμένων und μελινῶν liegt, da dieß wohl der Grund iſt, warum dieſe Hülſenfrucht hier angeführt worden iſt. Außerdem könnte man auch in ὀλυρῶν einen Anklang zu νεωρίων καὶ τριήρων finden, wie offenbar die Gruben der Thracier zum Aufbewahren der Feldfrüchte einen ſpöttiſchen Gegenſatz zu den Silbergruben der Athener bilden.

4. Die Weſtermann'ſche Ausgabe iſt im Gegenſatz zu der eben beſprochenen mehr darauf hin gerichtet, den Inhalt der Reden im Ganzen, wie im Einzelnen, klar zu machen, ſo wie die Verhältniſſe, unter welchen ſie gehalten worden ſind. Die Prolegomena entwerfen von dem Leben des Demoſthenes und von ſeiner Zeit ein treues Bild, welches alles hierher Gehörige in kurzem Umriſſe, aber klar und lebendig, vor die Seele des Leſers treten läßt, und, was die äußere Darſtellung betrifft, dadurch eine beſondere Friſche erhält, daß die Verhältniſſe jener alten Zeit nicht ſelten mit ſolchen Worten geſchildert werden, welche ganz der neuen Zeit angehören, ohne, daß, wie es bey einem ſolchen Verſuche leicht der Fall iſt, wenn nicht ein richtiger Takt und eine gediegene Kenntniß des Alterthums vor Verirrungen bewahren, irgendwo ein Widerſpruch zwiſchen Inhalt und Form entſteht. Außerdem wird die Bedeutung der beſten Pariſer Handſchrift (Σ) für die Kritik des Demoſthenes, und die Art und Weiſe nachgewieſen, wie der Text aus dem Zuſtande, in welchem er hier erſcheint, in die Geſtaltung übergehen konnte, wie ſie in den geringeren Handſchriften vorliegt.

Außerdem haben die drey Olynthiſchen Reden eine gemeinſame und jede der folgenden eine beſondere Einleitung, worin die Sachverhältniſſe und Fragen der höhern Kritik beſprochen werden; ſo bey den Olynthiſchen Reden die Ordnung derſelben, da bekanntlich Dionyſius von Halikarnaß ohne weitere Begründung der zweyten die erſte, der dritten die zweyte und der erſten die dritte Stelle anweiſt, wogegen jedoch alle neueren Unterſuchungen die Ordnung der Handſchriften als die einzig richtige dargeſtellt haben, womit die Frage zuſammenhängt, in welcher Beziehung dieſe Reden zu den Hülfeſendungen der Athener ſtanden. Bey der erſten Rede gegen Philippus wird natürlich die ebenfalls von Dionyſius ausgehende Frage, ob ſie aus zwey nicht zuſammengehörigen Theilen beſtehe, beſprochen, aber verneint, und ihr die Zeit nach Ol. 107, 4 angewieſen.

Die einzige Frage dieſer Art, welche bey der Rede vom Kranze ſich darbot, über die Aechtheit oder Unächtheit der eingelegten Urkunden iſt gelegentlich S. 2 durch die Worte beantwortet: „Die in unſerer Rede §. 118 eingelegte Urkunde hat, wie alle übrigen Documente dieſer Art, als bloßer Verſuch nach den vorhandenen Angaben über den Inhalt des Antrags denſelben zu formuliren, keinen Anſpruch auf Authenticität.“ Ausführlicher verbreitet ſich dieſe Einleitung natürlich über den Gegenſtand der Rede, und über die Art und Weiſe, wie der Redner durch Aeſchines zu einem ſolchen Auftreten veranlaßt wurde, und wie der Ankläger, indem er das, was von Seiten des formellen Rechts ihm zu Statten gekommen wäre, in ein Gewebe von Lügen verflocht, ſich ſelbſt richtete, Demoſthenes dagegen den Rechtspunkt ſo in den Hintergrund ſtellte, daß ſeine ſittliche Würde ihm den Sieg gewiß machte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juni.

Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

1. Ausgewählte Reden des Demosthenes.
2. Demosthenes' Werke.
3. Demosthenis orationes Philippicae novem.
4. Ausgewählte Reden des Demosthenes.

(Schluß.)

In pädagogiſcher Beziehung fragt es ſich, ob für die Jugend, welcher man die Rede des Demoſthenes vorlegen will, eine ſolche, an ſich allerdings höchſt zweckmäßige, Auseinanderſetzung erſprießlicher iſt, oder die Leſung der Rede des Aeſchines ſelbſt? Gegen dieſe ließen ſich etwa die zwey Gründe vorbringen, 1) daß es bedenklich ſey, vor der Jugend ein ſolches Lügengewebe zu enthüllen, und 2) daß die Reden zu umfangreich ſeyen, um nach einander geleſen werden zu können. Was die erſte Frage betrifft, ſo kann die Sache ja doch dem Schüler nicht vorenthalten werden, wenn man ihn auf den richtigen Standpunkt ſtellen will, und ſehen wir auf den Ausdruck im Einzelnen, der für unſer Gefühl allerdings nicht ſelten widerlich iſt, ſo iſt mit Hrn. Weſtermann (S. 5) anzuerkennen, daß die perſönlichen Ausfälle des Demoſthenes gegen Aeſchines, beſonders §. 129 f. und 258 ff., an Gehäſſigkeit die ſeines Gegners wo möglich noch überbieten, und nur darin eine gewiſſe Rechtfertigung finden, daß Aeſchines dieſelben durch ähnliche Anzüglichkeiten provocirt hatte, ſo daß alſo, auch von dieſer Seite betrachtet, die Rede des Demoſthenes erſt durch eine genaue Kenntniß der ihr vorangegangenen Herausforderung in das richtige Licht geſetzt wird, wie denn überhaupt dieſe die beſte Folie für jene abgibt, und die Lüge und Verläumdung des Einen die ſittliche Würde des Andern nur in um ſo ſchönerem Glanze hervortreten läßt. Was aber die zweyte Frage betrifft, ſo läßt ſie ſich nur aus der Erfahrung beantworten; denn auf den erſten Blick ſcheinen 584 Paragraphen — ſo viel machen die beyden Reden zuſammen aus — eine große Zumuthung für ein Studienjahr zu ſeyn. Allein Ref. glaubt ſich zu erinnern, daß früher auch in den Jahresberichten bayeriſcher Studienanſtalten die Leſung beyder Reden vorgekommen iſt, in dieſem Jahre hat er aber ſelbſt den Verſuch gemacht, und er kann wohl ſagen, mit dem beſten Erfolge, obgleich zur Rede des Aeſchines gar keine das Verſtändniß fördernde Ausgabe vorlag, und für die des Demoſthenes nur Einer die Weſtermann'ſche Ausgabe zur Hand hatte, ſo daß er ſich von Anfang genöthigt ſah, außer einer kurzen allgemeinen Einleitung, Stunde für Stunde, in der Art, wie es in der Doberenz'ſchen Ausgabe geſchehen iſt, auf das aufmerkſam zu machen, was bey der Vorbereitung beſonders zu berückſichtigen iſt, oder einzelne Schwierigkeiten wegzuräumen. Mit dem Vermögen ſchneller zu leſen wuchs auch die Luſt und Freude, und die Demoſtheniſche Rede wurde leichter und beſſer verſtanden, als die beyden Male, wo Ref. ſie früher allein geleſen hatte. Daß keine übergroße Anſtrengung für die Schüler damit verbunden war, kann Ref. um ſo zuverſichtlicher bezeugen, als ſein eigener Sohn dabey war, den er immer zu beobachten Gelegenheit hatte. Das Winterſemeſter reichte aber, da bey uns immer nur Ein Schrift-

ſteller in jeder der beyden alten Sprachen geleſen wird, ſo gut aus, daß noch Zeit dazu übrig blieb, die Schüler mit theilweiſer Repetition des Geleſenen zu beſchäftigen, und nebenbey die drey Olynthiſchen Reden ganz ohne Vorbereitung zu leſen; eine Uebung, die gewiß inſofern zu empfehlen iſt, als ſie der Jugend Luſt und Muth verleiht, auch ſpäter ohne Anleitung eines Lehrers einen alten Claſſiker zu leſen. Gehen wir auf die vorliegende Ausgabe zurück, ſo liegt der Wunſch nahe, daß es Hrn. Weſtermann oder einem andern gleich befähigten Gelehrten gefallen möge, auch die Rede des Aeſchines in ähnlicher Weiſe zu bearbeiten, theilweiſe vielleicht mit noch etwas kürzerer Faſſung der Bemerkungen, damit dieſe bey dem ſchnellen Leſen um ſo leichter überſehen und gefaßt werden können.

In der Einleitung zu der Rede gegen Leptines ſind die Rechtsverhältniſſe, der Begriff der *ἀτέλεια* und der hier in Betracht kommende Gerichtsgebrauch auf eine ſehr zweckmäßige Weiſe auseinander geſetzt.

Die Anmerkungen enthalten, was außerdem noch im Sachlichen zu erklären ſchien; mitunter vielleicht etwas zu ausführlich; doch möchte ſich nirgends geradezu Ueberflüſſiges nachweiſen laſſen. Im Uebrigen wird in denſelben mit einem ſehr richtigen Takte theils der Zuſammenhang, theils das Verhältniß der Sätze und Satzglieder zu einander erklärt, vorzüglich, wo dabey das rhetoriſche Moment im Spiele iſt. In Betreff der vorkommenden Redefiguren wird öfters auf Aquila Romanus verwieſen, wie denn überhaupt nicht ſelten die Worte der Scholiaſten oder griechiſchen Lexicographen, ſo wie Beleg- und Parallelſtellen aus griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern in der Urſprache angeführt werden, was Ref. nach den früher ausgeſprochenen Grundſätzen nur billigen kann, da es für die Gewöhnung an Sicherheit der Erkenntniß und an Gründlichkeit gewiß gut iſt, ſo viel wie möglich auf die Quellen zurückzugehen und das Alterthum aus ſich ſelbſt zu erklären, wo es ohne Schwierigkeit geſchehen kann, wenn dabey nur das rechte, dem Bedürfniſſe entſprechende Maß eingehalten wird, was hier durchaus geſchehen iſt. In Betreff der Syntax iſt öfters auf Krüger, einmal auf Matthiä und einmal auf Bernhardy verwieſen. Die letzteren Verweiſungen ſind wohl nur für den Lehrer beſtimmt, da man in den Händen der Schüler nicht wohl mehr als ein grammatiſches Lehrbuch vermuthen darf. In dieſer Beziehung ſind nicht einmal Verweiſungen von einem Bändchen auf das andere zu billigen, wie ſie mitunter vorkommen; auch möchte die ſich freylich der Kürze wegen empfehlende Anführung der Rede des Demoſthenes und Aeſchines nach den Zahlen der gewöhnlichen Reihenfolge nicht zu billigen ſeyn, ſo fern nicht dem Schüler durch ein Verzeichniß derſelben klar gemacht wird, welche Reden darunter zu verſtehen ſind.

Im Einzelnen hat Ref. außer den oben bereits beſprochenen Stellen, über welche ſeine Anſicht von der aller neueren Erklärer abweicht, nur Weniges zu erinnern gefunden.

Zu den Worten der erſten Olynthiſchen Rede §. 25. *Τίς αὐτὸν κωλύσει δεῦρο βαδίζειν; Θηβαῖοι; μὴ λίαν πικρὸν εἰπεῖν ᾖ, καὶ συνεισβαλοῦσιν ἑτοίμως*, iſt bemerkt: „*μὴ — ᾖ*, um mich keines allzu ſcharfen, ſtarken Ausdrucks zu bedienen.“ Aehnlich Franke: „Ne nimis acerbe loqui videar, nihil aliud dicam quam illos etiam una irrupturos esse,“ der dem Einwurf, „was konnte er denn Aergeres ſagen, als daß die Thebaner ſtatt den Athenern zu helfen, mit Philippus in ihr Land einfallen würden?“ durch den Zuſatz begegnet: „Acerbius vero erat dicere, quod res erat, Thebanos Philippo etiam auctores suasoresque impressionis in Atticam faciundae futuros, nihilque quo homini stimulos adiicere possent, neglecturos esse.“ Dieß ließe ſich wohl hören; allein es fragt ſich, können die griechiſchen Worte das heißen, was dieſe Erklärung in dieſelben legt? Würde dieß nicht vielmehr heißen müſſen: *μὴ λίαν πικρὸν εἶπω?* — Ref. iſt heute noch derſelben Anſicht wie Jahre 1845, da er in ſeinem Programme auf Buttmann's Grammatik §. 148 A. 5 verwies, wo man lieſt: „Zuweilen macht *μή* im Sinne der Furcht oder Beſorgniß auch einen Satz für ſich, z. B. *μὴ τοῦτο ἄλλως ἔχῃ*, dergleichen Sätze man ſich meiſt durch Vor-

ausschickung eines in Gedanken behaltenen φοβοῦμαι oder ὅρα erklären kann.“ Demosthenes fürchtet offenbar, das, was er wirklich heraus sagt, und der Wahrheit gemäß sagen muß, könnte auf die Zuhörer einen übeln Eindruck machen (vergl. de cor. §. 3 οὐ βούλομαι δυσχερὲς εἰπεῖν); deßhalb sagt er, er nehme fast Anstand, es heraus zu sagen. Wollen wir also ein Verbum ergänzen, so ist es ὀκνῶ, wie Isokrates, freylich mit einer andern Construction (Panathen. §. 29) sagt: ἀφρονεστέρους ὄντας τῶν μαθητῶν· ὀκνῶ γὰρ εἰπεῖν τῶν οἰκετῶν.

Zu §. 28: τοὺς μὲν εὐπόρους, ἵν' ὑπὲρ τῶν πολλῶν ὧν καλῶς ποιοῦντες ἔχουσι μικρὰ ἀναλίσκοντες τὰ λοιπὰ καρπῶνται ἀδεῶς, ist auf 10, 231 (im folgenden, zuerst erschienenen Bändchen) verwiesen, wo die Redensart im Ganzen richtig erklärt ist. Wenn es aber heißt: sie drückt ein beyfälliges Urtheil, eine Bezeugung der Theilnahme des Redenden aus, und vertritt fast die Stelle einer Interjection: glücklicher Weise, Gott sey Dank, so ist damit der Zweck der Einschaltung derselben nicht recht klar gemacht. Richtiger würde sie übersetzt: „ich freue mich dessen, ich gönne es ihm,“ oder im schlimmen Sinn (wie bey Aristophanes Plut. v. 863): „es geschieht ihm recht.“ Der Grundgedanke ist in beyden Fällen: „nach Verdienst,“ was im schlimmen Sinne zur Bezeugung der Schadenfreude, im guten Sinne einerseits zur Bezeugung der Freude (in unsrer Umgangssprache: „das ist gescheid“), andrerseits aber auch zur Abwehr des Gedankens, als beneide man das Glück des Andern, hinzugefügt wird, so daß es eine ähnliche rhetorische Bedeutung hat, als das Lateinische: quem honoris causa nomino.

Zu den Worten der ersten Philippischen Rede §. 2: Ὃ γάρ ἔστι χείριστον αὐτῶν ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου, τοῦτο πρὸς τὰ μέλλοντα βέλτιστον ὑπάρχει, ist unter Anführung der ganz ähnlichen Stelle der dritten Philippischen Rede §. 5: Τὸ χείριστον ἐν τοῖς παρεληλυθόσι, τοῦτο πρὸς τὰ μέλλοντα βέλτιστον ὑπάρχει bemerkt: „Die Präposition ἐκ bezeichnet den Eintritt einer Zeit als Anfangspunkt einer ganzen Reihe von Momenten, also diese mit einbegriffen den ganzen Verlauf derselben = ἐν.“ Diese Bemerkung hat ihre Richtigkeit in Bezug auf die beyden ersten dazu angeführten Beyspiele: 18, 203: οὐδ' ἠδυνήθη πώποτε τὴν πόλιν οὐδεὶς ἐκ παντὸς τοῦ χρόνου πεῖσαι, und 20, 141 μεγίστας δίδοτε ἐκ παντὸς τοῦ χρόνου δωρεάς, wo sich ἐκ παντὸς τοῦ χρόνου vergleichen läßt mit dem Lateinischen post hominum memoriam; allein nicht in Bezug auf unsre Stelle; sie könnte noch eher auf das unmittelbar Vorhergehende: Εἰ γὰρ ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου τὰ δέοντα οὗτοι συνεβούλευσαν, οὐδὲν ἂν ὑμᾶς νῦν ἔδει βουλεύεσθαι, angewandt werden, da dort ein Präteritum dabey steht, während hier das Präsens offenbar auf eine Beziehung auf die Gegenwart hindeutet, in dem Sinne: „von der vergangenen Zeit her.“ Allein auch an jener Stelle gibt die Präposition ἐκ dem Gedanken die Wendung: „wenn von der vergangenen Zeit her geeignete Vorschläge vorlägen,“ und ähnlich ist es der Fall mit den beyden andern von Hrn. W. angeführten Beyspielen: 24, 90 περὶ τῶν ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου κριθέντων. 26, 22 τοῖς ἐκ τῶν παρελθόντων χρόνων οὖσιν ἐπιεικέσιν. Wir sehen daraus, daß sich die Bedeutung der Präposition oder vielmehr des ganzen Ausdruckes nach dem mit χρόνος verbundenen Attribut richtet, und ἐκ παντὸς τοῦ χρόνου bedeutet „durch alle Zeit hindurch,“ dagegen ἐκ τοῦ παρεληλυθότος χρόνου oder ἐκ τῶν παρελθόντων χρόνων „von der vergangenen Zeit her,“ oder „in der vergangenen Zeit, so fern wir sie in ihrer Fortwirkung auf die Gegenwart betrachten.“ Wir haben also zeitlich hier dieselbe Erscheinung, welche in örtlicher Beziehung Krüger §. 68, 17 A. 3 mit den Worten dargelegt hat: „Nur scheinbar steht ἐκ für ἐν, in so fern nämlich eine Richtung auf den Standpunkt eines Andern vorschwebt.“ Doberenz und Franke haben ihre Bemerkung an §. 1 angeschlossen; es ist daher bey ihnen weniger zu beanstanden, wenn jener bemerkt: „Eigentlich?“ „zeither, früher,“ dieser: „inde a superiore tempore, ut §. 2. Potuit orator etiam ἐν τῷ παρεληλυθότι χρόνῳ scribere, ut est 9, 3, si nihil aliud nisi tempus, quo ceteri oratores non recte suasissent, indicare voluisset; nunc vero, dum decursum tem-

poris describit, simul illos id quod usque a praeterito tempore fecisse arguit, per illud tempus fecisse ostendit;“ doch vermißt man bey beyden auch die Beziehung auf die Zeit, in welcher der Redner ſprach.

Daſelbſt §. 10 werden die Worte: *ἐπειδὰν τί γένηται*, überſetzt: „wenn was dann geſchehen ſeyn wird;“ ebenſo in Nr. 2, nur mit dem Unterſchiede, daß dort: „Wann“ ſteht. Ref. hat dagegen einzuwenden, daß das Fragepronomen in einem mit „wenn“ oder „wann“ oder überhaupt mit einer Conjunction, die einen Vorderſatz einleitet, undeutſch iſt, und daß es in allen ſolchen Fällen darauf ankommt, den Satz ſo umzugeſtalten, daß das Fragepronomen beſeitigt oder in einen Hauptſatz verlegt wird, da dieſes, wie das Relativum, im Deutſchen doch immer, wenn es ſich nicht an ein Subſtantivum anſchließt, an ein Hauptverbum ſich anlehnen muß, und die Erzielung einer gut deutſchen Ueberſetzung großentheils von der Fertigkeit in der hierzu nöthigen Umgeſtaltung der Sätze abhängt. Die Concinnität mit dem folgenden Satze: *ἐπειδὰν νὴ Δὶ ἀνάγκη ᾖ* ſcheint hier die Partikel zu fordern; allein in dieſem ſind die Worte, „beym Zeus,“ wenn man überſetzt: „Wann beym Zeus die Nothwendigkeit eintritt,“ neben der Conjunction eben ſo wenig an der Stelle. Ref. hat daher, ſo oft er dieſe Rede mit ſeinen Schülern geleſen hat, Gelegenheit genommen, auf die Verſchiedenheit der Structur unſrer und der alten Sprachen, und die größere Freyheit der letzteren, aufmerkſam zu machen, und überſetzen laſſen: „Was muß erſt geſchehen ſeyn? Es muß ja doch erſt eine Noth eintreten!“ Das Wort „Nothwendigkeit,“ das freylich auch Jacobs gebraucht hat, paßt nicht hierher wegen des folgenden Satzes, der in Nro. 2 lautet: „Ich nämlich glaube, daß für freye Menſchen die größte Nothwendigkeit in der Scham über ihre Lage liegt,“ während zu überſetzen iſt: „die größte Noth,“ da offenbar das Wort *ἀνάγκη* von dem Begriff der Nöthigung in dem Munde des Redners in den der Noth, des Elendes hinüberſpielt. Das betheuernde „ja doch“ kann öfters ſo für *νὴ Δία* eingeſetzt werden, namentlich in Einwürfen, während, im Folgenden, *οὐ μὰ Δία* unſerm „o nein“ entſpricht.“

Im Folgenden (§. 11) iſt bey *ἄν τι πάθῃ* auf die Note zu 2, 15 verwieſen, wo ſich nach *ἄν τί συμβῇ* findet: „wohl aber in dem verwandten *εἴ τι πάθοι*,“ ſo daß es ſcheinen könnte, als käme nur dieſe Form vor. Schon in Berückſichtigung unſrer Stelle ſollte es dort heißen: *ἄν τι πάθῃ* oder *εἴ τι πάθοι*, und hier, wo im Folgenden (§. 12) auch *εἴ τι πάθοι* ſteht, wäre Gelegenheit gegeben, auf den Unterſchied beyder Ausdrucksweiſen aufmerkſam zu machen.

Im Allgemeinen macht aber dieſe Ausgabe den höchſt angenehmen Eindruck der ſichern Leitung an der Hand eines Mannes, der in dieſem Zweige der griechiſchen Literatur vollkommen zu Hauſe iſt.

L. v. Jan.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juni.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander v. Humboldt. Dritter Band, zweyte Abtheilung. 1851.

Diese zweyte Abtheilung des dritten Bandes eines Werkes, das seinen ruhmvollen Weg schon jetzt zu allen gebildeten Nationen gefunden hat, schließt sich so unmittelbar an die erste, im Jahrgang 1851 Nr. 10 unsrer Zeitschrift angezeigte Abtheilung an, daß wir den ebendaselbst (auf S. 81, 82) vorangestellten einleitenden Worten für den Gesammtinhalt dieses dritten Bandes des Kosmos nichts beyzufügen finden.

Das siebente Capitel umfaßt die Beschreibung der Nebelflecke. In seiner bekannten meisterhaften Weise gibt der Verfasser einen historischen Ueberblick über die Reihenfolge der Forschungen und Entdeckungen in diesem, nur dem Fernblick der Teleskope zugänglichen Gebiet der Sternkunde. Von jenen augenfälligsten Nebelflecken des gestirnten Himmels, welche freylich nur den Bewohnern der südlichen Halbkugel und ihren nördlichen Grenznachbarn sichtbar sind: den beyden Magellanischen Wolken, erwähnt den größeren bereits in der Mitte des 10. Jahrhunderts der berühmte arabische Astronom: Abdurrahman Suli aus Rai, im persischen Irak, unter dem Namen des (weißen) Ochsen (el bakar). Er hatte ihn in der südlichen Tehama, zwischen Mekka und der Spitze von Yemen gesehen. Das was die Alten und was nach Ptolemäus auch die neueren Astronomen vor Anwendung der Fernröhre als Nebelsterne benannten, sind Sternhaufen, deren Sterne an Lichtglanz großentheils schon jenseits der äußersten Gränze der Unterscheidbarkeit für das unbewaffnete Auge fallen.

Unter den eifrigen Anhängern der Ansicht, daß ein freyer, leuchtender Nebel im Weltall verbreitet sey, aus welchem, durch Verdichtung, Sterne sich bilden, darf nach Galilei zuerst Kepler genannt werden. Während jedoch auch William Herschel das Daseyn einer nicht unbedeutenden Anzahl unauflöslicher (nicht zu Sternen gestalteten) Lichtnebel annahm, hat die raumdurchdringende Kraft des riesenhaften Reflectors des John Rosse bereits an vielen, auch von diesen, ihre Zusammensetzung aus teleskopischen Sternen deutlich gemacht. Dennoch erinnert der Verfasser des Kosmos in Beziehung auf die W. Herschel'sche Ansicht an den dunstartig kreisenden, abgeplatteten Ring des Zodiacalscheines, in welchem noch kein Fernrohr etwas Sternartiges entdeckt hat. Und auch bey jenen kreisrunden, wohlumgrenzten planetarischen Nebelscheiben, welche eine ganz gleichförmige, im Centrum gar nicht verstärkte Helligkeit zeigen, erscheint die Annahme, daß sie von ähnlicher Natur seyen als die gasförmige Photosphäre der Sonne, minder schwierig, als die eines Aggregatzustandes von vielen tausend Sternchen.

In gleicher Weise wie bey der Beschreibung des Fixsternenhimmels läßt der Meister der kosmischen Betrachtungen auch bey der Beschreibung des Planetensystemes den Kreis des sichern Erkennens gleichsam vor unsern Augen entstehen, indem er Schritt vor Schritt der geschichtlichen Entwicklung des jetzigen Standpunktes der Wissenschaft folgt.

Ein Fernblick des Menschengeistes, weit hinaus über den Kreis der sinnlichen Wahrnehmungen, ist es gewesen, welcher schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts dem geistig mächtigen Cardinal Nicolaus von Cusa die Einsicht in die wahre Naturbeschaffenheit der Sonne eröffnete, welche sich im 2. Buche seines Werkes: de docta ignorantia in bewundernswürdiger Deutlichkeit ausgesprochen findet. Den Sonnenkörper selber betrachtet er als einen erdhaften Kern, welcher von einem Lichtkreise wie von einer feinen Hülle umgeben sey; in der Mitte (zwischen dem dunklen Kern und der Lichthülle?) befinde sich ein Gemisch von wasserhaltigen Wolken und klarer Luft, gleich unserem Dunstkreise. Das Vermögen ein Licht auszustrahlen, welches die Vegetation auf unsrer Erde belebt, komme (so erklärt sich der geistvolle Cardinal weiter) nicht dem erdigen Kern des Sonnenkörpers, sondern der Lichthülle zu, die mit demselben verbunden sey *).

Erst zwey Jahrhunderte später kam Dominicus Cassini durch die Beobachtung der Sonnenflecken zu einer ähnlichen Ansicht, nach welcher die Sonnenscheibe, welche wir sehen, ein Lichtocean ist, der den festen und dunklen Kern umgiebt. Gewaltsame Bewegungen, so sagt er, die in der Lichthülle vorgehen, lassen uns zuweilen die Berggipfel des lichtlosen Sonnenkörpers als schwarze Kerne im Centrum der Sonnenflecken wahrnehmen. Die Unterscheidung der mittlern Dunsthülle zwischen dem dunklen Kern und der strahlenden Photosphäre verdankt die Beobachtung dem englischen Astronomen Alexander Wilson.

Auf das Daseyn einer dritten äußersten Dunsthülle des Sonnenkörpers, welche die Lichthülle bedeckt, und die von wolkiger, unvollkommen durchscheinender Beschaffenheit zu seyn scheint, ist man erst in neuerer Zeit, namentlich durch die genaue Beobachtung der großen Sonnenfinsterniß vom 8. Juli 1842, aufmerksam geworden. Sie hat sich bey totalen und ringförmigen Sonnenfinsternissen (nach Arago seit 1706 an achten derselben) schon früher in der Gestalt von rothfarbigen randartigen Hervorragungen kund gegeben. Bey der letzten, vorhin genannten totalen Finsterniß sah man den Rand der Mondscheibe nicht bloß von einem weißlichen leuchtenden Kranze umringt, sondern man bemerkte zugleich in diesem zwey bis drey Erhöhungen, welche man mit röthlichen, zackigen Bergen, mit gerötheten Eismassen, mit gezahnten, purpurfarbigen Flammen verglich. Diese Erhöhungen wurden an einigen Orten sogar mit bloßen Augen erkannt. Wären dieselben (bey einer scheinbaren Höhe von 1′ 45″) Sonnenberge, dann müßte man die wirkliche Höhe von diesen auf 10,000 Meilen schätzen. Aber das Resultat der gesammten Beobachtungen macht es am wahrscheinlichsten, daß jene Erscheinungen Aufwallungen oder Wolkenmassen in einer dritten, äußersten Dunsthülle der Sonne sind, welche von der unter ihr gelegenen Photosphäre Licht und Färbung empfangen. Ein Licht, welches nach oben oder außen strahlend sich hier eben so kraftvoll erweist als da, wo es nach unten oder innen dem dunklen Kern der Flecken (dem festen Sonnenkörper) eine Helligkeit mittheilt, die noch immer 2000mal größer ist als jene des Vollmondslichtes.

Jene plötzlich eintretende Abnahme der Tageshelle, die man zu manchen Zeiten, und zwar in einzelnen Fällen als eine länger andauernde Erscheinung beobachtet hat, kann, wenn sie nicht von einem Nachlaß der Durchsichtigkeit (meteorischer Trübung) unsrer eigenen Atmosphäre herrührt, entweder durch eine größere, dichtere Wolkenbildung in der dritten, äußersten Dunsthülle oder in einer Abnahme der Lichtentbindung in der Photosphäre der Sonne selber ihren Grund haben. Als Beyspiel führt der Verfasser an: 45 vor Chr., wo ein ganzes Jahr lang, zur Zeit vom Tod des Julius Cäsar, das Licht der Sonne bleich und seine Wärme so vermindert erschien, daß die Luft kalt und voller Dünste war und die Früchte nicht gediehen (nach dem Zeugniß des Plutarch, Dio Cassius, vergl. mit Virgil Georg. I. 466). — 358 n. Chr. herrschte eine mehrstündige völlige Dunkelheit vor dem furchtbaren

*) Auf diese der Wissenschaft seiner Zeit weit voraus eilende Aeußerung des Card. Nic. von Cusa hat Clemens in seinem Werk: „Giordano Bruno und Nicolaus von Cusa“ aufmerksam gemacht.

Erdbeben von Nicomedia und am Pontus; 360 eine Verdunklung der Sonne in allen östlichen Provinzen des Reiches von ihrem Auf- bis zu ihrem Untergang, so total, daß Sterne am Himmel sichtbar wurden (beyde Ereigniſſe von Ammianus Marcellinus erwähnt). 409 n. Chr., als Alarich vor Rom erſchien, war ebenfalls die Sonne verfinſtert, Sterne dabey ſichtbar. 536 ein Höherauch, der 14 Monate lang anhielt und wie im Jahre 1783 das Licht der Sonne ſehr auffallend dämpfte; 567 nach Abul Farag zuerſt ein Jahr lang unaufhörlicher Nordſchein, dann Finſterniß und fallender Paſſatſtaub; 733 am 19. Auguſt war die Sonne einen ganzen Tag lang ihres Lichtes beraubt; 807, 840, 1096 verdunkelnde Sonnenflecken; etwas Aehnliches vielleicht auch 626; 1091 zuerſt dreyſtündige Verdunklung, dann abnorme Färbung der Sonne.

Während im achtzehnten Jahrhundert die Bekanntſchaft mit den planetariſchen Körpern unſers Sonnenſyſtemes nur durch die Herſchel'ſchen Entdeckungen von neun (Uranus mit 6 Monden, dann die 2 innerſten Saturnusmonde) vermehrt wurde, kam hierzu ſchon bis zur Mitte des jetzigen Jahrhunderts noch eine doppelt ſo große Zahl. Seit Beginn des Jahres 1801 bis Ende März 1807 wurden vier, dann nach 38jährigem Stillſtand dieſer Erkenntniſſe noch dreymal ſo viele Aſteroiden oder kleine Mittelplaneten entdeckt, überdieß im J. 1846 der bis jetzt äußerſte der bekannten Planeten: Neptun und ſpäter zwey ſeiner Monde, ſo wie ein noch unbekannter (der eigentlich ſiebente) Saturnusmond. Daß aber die Anzahl der zwiſchen Mars und Jupiter kreiſenden kleinen Mittelplaneten noch ſehr viel größer ſeyn möge, als man durch die bisherigen Entdeckungen es weiß, dieß wird unter anderm ſchon dadurch wahrſcheinlich, daß die meiſten der bisher durch das Fernrohr aufgefundenen Aſteroiden ungleich näher an Mars und mithin an unſerer Erde ſtehen als an Jupiter. Denn Hygiea, der abgelegenſte jener kleinen Weltkörper, ſteht noch immer dreymal ſo weit von Jupiter ab, als Flora von Mars, und die vier äußerſten bilden zugleich durch ihre verhältnißmäßig anſehnlichere Größe eine, wahrſcheinlich ſeltene Ausnahme von der Regel des für die Mehrzahl gültigen Verhältniſſes.

Die erhellende Kraft, in welcher das Licht der Sonne auf die Weltkörper unſres Planetenſyſtemes einwirkt, läßt ſich, abgeſehen von dem Maaße der Zurückſtrahlung desſelben von ihrer Oberfläche, berechnen, nicht aber das Verhältniß der eigenthümlichen Wärme derſelben, weil dieſes, als ein complicirtes Phänomen von der Beſchaffenheit der Planeten-Atmoſphären, ihrer Höhe, ja ihrer Exiſtenz oder Nicht-Exiſtenz abhängt. Der Verfaſſer erinnert hierbey im Vorübergehen an die Vermuthungen von Sir John Herſchel über die Temperatur der Mond-Oberfläche, „welche vielleicht den Siedepunkt des Waſſers anſehnlich übertreffen könne“ (nach ſ. Outlines §. 432). Auf der andern Seite aber führt er in Beziehung auf jene Cometen, welche wie die von 1680 und 1843 in ſo große Nähe der Sonne kamen, daß die ſtrahlende Wärme derſelben der Berechnung nach der Focal-Temperatur eines 32zölligen Brennſpiegels gleich kommen mußte, Bernhard van Lindenaus Aeußerung an, nach welcher alle Cometen ohne Kerne, wegen ihrer übermäßig geringen Dichtigkeit, keine Sonnenwärme, ſondern nur die Temperatur des Weltraumes haben können.

Was die Natur dieſer merkwürdigen Weltkörper unſres Sonnengebietes betrifft, ſo deutet der Verfaſſer des Kosmos zuerſt auf die weſentlichſten Züge des Charakters der Cometen hin, durch welche ſich dieſelben ſelbſt von den ihnen ſonſt am nächſten ſtehenden Aſteroiden unterſcheiden. Allerdings ſind auch die Bahnen der kleinen Mittelplaneten einander nicht parallel, namentlich zeigt die Bahn der Pallas eine übergroße Neigung gegen die mittlere Ebene der andern Bahnen, aber keine von allen dieſen durchſchneidet cometenartig die Bahn irgend eines der alten, früher entdeckten Planeten. Ueberdieß ſind die Aſteroiden nicht, wie man früher von einigen derſelben annahm, von überwiegend dunſtartiger Beſchaffenheit ihrer Scheiben, ſondern von ſcharf begränztem Umriß wie die andern Planeten.

Das, was dem Profeſſor Stephen Alexander in New Jerſey vornämlich für die Möglichkeit zu ſprechen ſchien, daß die Cometen gemeinſamen Urſprunges ſeyen mit den zwiſchen Jupiter und Mars kreiſenden Aſteroiden, war die Entdeckung je-

ner inneren Cometen, deren man bereits sechs genauer kennt. Sie bilden eine eigene Gruppe, bey welcher die halbe große Achse der Bahnen und mithin die Umlaufszeit ganz nahe kommt der Umlaufszeit der meisten Mittelplaneten. Bey fast allen von ihnen fällt der Punkt der Sonnenferne nur in die Nähe oder nicht viel über den mittlern Abstand des Jupiter von der Sonne, mithin noch weit innerhalb der Saturnusbahn, ja bey dem Encke'schen nur in die Entfernung der Hygiea. Dagegen erstreckt sich die Bahn der beyden Cometen, deren Umlaufszeit nächst jener der 6 inneren die kürzeste ist (bey dem Olber'schen von 74, dem Halley'schen von 76jähriger Dauer) in ihrer Sonnenferne noch um einige Erdweiten über die Bahn des Neptuns hinaus. Doch wird es schon jetzt aus verschiedenen Thatsachen wahrscheinlich, daß noch mehrere der bisher sichtbar gewordenen Cometen in weiterem oder engerem Sinne zu denen gehören, die selbst in ihrer Sonnenferne nicht über die Bahnen der äußersten bekannten Planeten hinausrücken.

Alle bisher entdeckten innern Cometen halten, wie die Planeten, ihren Umlauf um die Sonne von West nach Ost, und haben eine verhältnißmäßig geringe Neigung ihrer Bahn gegen die Ekliptik. Wie denn überhaupt diese beyden Verhältnisse in naher Beziehung zu einander stehen, indem nach Sir John Herschel's Bemerkung nur selten die Bahnbewegung bey Cometen von geringer Neigung eine rückläufige ist.

Der Stoff, aus welchem der Scheinkörper der Cometen besteht, bleibt noch immer sehr räthselhaft. Allerdings werden selbst durch den Kern derselben, nach verschiedenen alten und neuen Beobachtungen, Sterne gesehen und keine Strahlenbrechung verräth sich bey dieser Gelegenheit an dem über so weite Räume ausgedehnten Medium; dennoch findet sich im Cometenlicht ein Antheil vom polarisirten, mithin vom reflectirten Sonnenlicht, und Arago hält ihre Masse nicht für vollkommen durchsichtig. Außer dem reflectirten scheint aber den Cometen auch ein eigenes Licht zuzukommen, welches nicht bloß bey dem von 1843, sondern auch bey dem ersten vom

Jahre 1847 selbst am Tage, nahe bey der Sonne bemerkbar war.

Der zweyte Comet des Jahres 1819, so wie der von 1823 sind der Berechnung nach in gerader Linie zwischen der Erde und Sonne hindurch gegangen (der erstere am 28. Juni). Wenn die Schweife dieser beyden Cometen von solcher Länge waren wie bey vielen andern, dann müssen dunstartige Theile derselben, wie gewiß öfter geschehen, sich mit unsrer Atmosphäre gemischt haben. Man hat dergleichen Ereignisse mit den wundersamen Nebeln, die zuweilen (wie 1783 und 1831) einen großen Theil unsers Continents bedeckten, in Beziehung zu setzen gesucht. Die ausströmenden verdunstenden Theile der Cometenschweife mögen vielleicht das hemmende Fluidum bilden, welches die Bahn des Encke'schen Cometen allmählig verengt, mögen mit dem alten Weltenstoffe sich mischen, „der sich nicht zu Himmelskörpern geballt oder zu der Bildung des Ringes verdichtet hat, welcher uns als Thierkreislicht leuchtet.“ Wenigstens sehen wir hier vor unsern Augen materielle Theile verschwinden, ohne wahrzunehmen, wo sie von neuem sich sammeln.

Dennoch hat dieses Ansammeln der sich zerstreuenden und zertheilenden Cometenmasse zu einem neuen, sichtbaren Körper in einem Falle statt gefunden, der bis jetzt als einzig in seiner Art in der Geschichte der astronomischen Beobachtungen dasteht. Der Fall hat sich vor den Augen vieler Astronomen, die auf amerikanischen und europäischen Sternwarten ihn beobachteten, an dem Bieler'schen Cometen bey seiner letzten Erscheinung im Jahre 1845 zugetragen. Schon am 19. Decbr. hatte Hind in dem noch ungetheilten Cometen eine Art von Protuberanz gegen Norden zu bemerkt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Juni.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Para; exécutée par ordre du Gouvernement français pendant les années 1843 à 1847 sous la direction de Francis de Castelnau. Histoire du voyage. Tom. I — III. Paris 1850 — 1852. 8.

Um die Kenntniß des ungeheuren Ländergebietes von Südamerika haben sich im Laufe dieses Jahrhunderts vor allen andern Nationen deutsche Naturforscher weitaus das größte Verdienst erworben. Durch Alexander v. Humboldt, den Prinzen von Wied, v. Spix und v. Martius, Pohl und Natterer, Rengger, Pöppig, v. Tschudi und Schomburgk ist in dieser Beziehung Außerordentliches geleistet und ein großer Theil des inneren Südamerikas der Naturwissenschaft gewissermaßen erst erobert worden. Erst später haben sich auch Engländer und Franzosen an diesen wissenschaftlichen Unternehmungen betheiligt, und an die von Geoffroy Saint-Hilaire und d'Orbigny unternommenen Forschungsreisen reiht sich als die jüngste die von F. von Castelnau ausgeführte an, über die wir hier einen kurzen Bericht erstatten wollen.

Der Verf. dieser Reisebeschreibung hatte sich frühzeitig dem Studium der Naturwissenschaften gewidmet und zu diesem Behufe unter den berühmtesten Lehrern Frankreichs, unter Cuvier, Geoffroy Saint-Hilaire, Brongniart, Elie de Beaumont, Jussieu, Blainville, Desfontaines, Dumeril und Latreille sich ausgebildet. Seine ersten Reisen waren nach Nordamerika gerichtet, wo er im Laufe von fünf Jahren alle Staaten der Union, Texas und Canada durchwanderte. Als Früchte dieser Reise publicirte er zwey Arbeiten: Vues et souvenirs de l'Amérique du Nord, und Essai sur le système silurien de l'Amérique septentrionale.

Nachdem der Verf. auf diese Weise einen großen Theil Nordamerikas kennen gelernt hatte, entstand in ihm der lebhafteste Wunsch, auch mit den tropischen Regionen dieses großen Continentes aus eigener Anschauung bekannt zu werden. Dazu bot sich ihm eine günstige Gelegenheit dar, indem ihm von mehreren der bedeutendsten Staatsmänner der Union Vorschläge gemacht wurden, im Namen ihrer Regierung die diplomatischen Functionen in Lima zu übernehmen. Bevor jedoch der Verf. eine bestimmte Zusage geben konnte, hielt er es für nöthig, zuerst nach Frankreich zurückzukehren, um von seiner eigenen Regierung die Genehmigung hiezu zu erlangen. Hier fand er einen sehr ehrenvollen Empfang, und anstatt der Entlassung erhielt er von der französischen Regierung den Antrag, auf ihre Kosten eine Reise durch die innern Theile von Südamerika auszuführen. Man kann sich leicht denken, daß der Verf. mit größter Freude auf diesen Vorschlag eingieng, und es wurden sofort alle Vorbereitungen getroffen, um denselben in Ausführung zu bringen.

Die Aufgabe war, von Rio-Janeiro aus zu Lande den Weg nach Lima einzuschlagen und dabey

so viel als möglich der Wasserscheide zwischen den nordwärts fließenden Zuflüssen des Amazonenstromes und den südwärts gerichteten des la Platastromes zu folgen; alsdann den Rückweg auf dem Amazonenstrome selbst zu nehmen. Zu Reisegefährten wurden ihm beygegeben drey junge talentvolle Männer: d'Osery, Ingenieur beym Bergwesen und Enkel des Generals Moreau, Dr. Weddell, ein Verwandter des berühmten Seefahrers gleichen Namens, als Arzt und Botaniker, und E. Deville als Präparator. Von dieser Reisegesellschaft kehrte d'Osery nicht wieder in die Heimath zurück; er fiel unter den Händen von Meuchelmördern, und ein großer Theil der wissenschaftlichen Resultate der Expedition gieng mit ihm verloren. Auch den Verf. traf das Mißgeschick, daß, als er kaum von seiner großen Reise zurückgekehrt war und von der Regierung das Versprechen zu einer splendiden Veröffentlichung seiner Arbeiten erhalten hatte, die Revolution des Februars 1848 ausbrach und allen wissenschaftlichen Unternehmungen ein Ende machte. Dazu kam noch, daß seine Gesundheit von den Strapazen der Reise so angegriffen war, daß er längere Zeit keine Arbeit vornehmen konnte und fast ein Jahr lang erblindet blieb. Nach seiner Wiederherstellung erhielt der Verf. die Stelle eines französischen Consuls in Bahia, und von hier hat er auch seinen Reisebericht in Ordnung gebracht, der in fünf Theilen erscheinen soll, von denen uns zur Zeit drey vorliegen.

Der Verf. schiffte sich mit seinen Reisegefährten am 30. April 1843 in dem Hafen von Brest ein und stieg nach einer glücklichen Fahrt bereits am 17. Juni bey Rio Janeiro ans Land. Hier verweilten die Reisenden bis zum 12. October, beschäftigt mit den Vorrichtungen, wie sie zur Unternehmung einer großen Landreise nöthig sind, wobey Weddell noch Zeit fand, mehrere größere botanische Excursionen auszuführen und eine reiche Ausbeute heimzubringen. Die Beschreibung der Hauptstadt und ihrer Umgebungen können wir übergehen, da dieselbe nichts Neues enthält; auch im weiteren Verlauf der Reise werden wir nur dann auf die Schilderungen näher eingehen, wenn durch sie neue Beyträge zur Kenntniß der bereisten Gegenden gewonnen wurden.

Das nächste Ziel der Reise war Ouro-Preto (Villa ricca), die berühmte Hauptstadt der Provinz Minas Geraes. Die Straße, die von Rio Janeiro aus dahin führt, ist noch so beschwerlich zu passiren wie früherhin. Der Verf. besuchte unterwegs eine verlassene Topasmine, wo sich mit schönen Topasen zugleich Euklas findet. Sehr ausgezeichnete Stücke von diesen beyden Mineralien sah er bey dem Besitzer einer zweyten solchen Mine, die noch ausgebeutet wird. In Barbacena interessirte ihn besonders der Anblick der zahlreichen Rassen-Mischlinge, namentlich von Indianern und Mulattinnen, über deren successive Zurückführung in die Stammrassen er folgende Aufklärungen erhielt.

1. Das Kind eines Weißen und einer Indianerin hat das Aussehen seiner Mutter; die Haare sind straff und die Augen schief.

2. Der Abkömmling eines Indianers und einer Negerin, Cabouret genannt, hat krause Haare, schiefe Augen und eine dunkle Bronzefarbe.

3. Der Mischling von einem Indianer und einer Cabouret hat fast schlichte oder schwarz gekräuselte Haare, schiefe Augen und die Farbe des Indianers.

4. Der Sprößling aus der vorigen Vermischung und des Indianers hat ganz das Ansehen des letztern und kann als von reinem Blut betrachtet werden.

5. Der Mischling von einem Weißen und einem Bastard Nro. 1 hat eine schwach kupferige Farbe, straffe Haare und schiefe Augen.

6. Der Sprößling vom Weißen und der vorhergehenden Nummer ist weiß; die Haare haben das gewöhnliche Ansehen, sind aber immer dunkel schwarz, die Augen bleiben schwach schief.

7. Der Sprößling eines Weißen und der Nummer 6 gehört ganz der weißen Rasse an.

Was die Neger anbelangt, so hat der Verf. durch zahlreiche Nachforschungen bey Pflanzern in Erfahrung gebracht, daß in vier gemischten Generationen die Kinder weiß und in fünf schwarz werden.

In Ouro Preto fanden die Reisenden eine sehr

freundliche Aufnahme. Die Stadt iſt freylich nicht mehr in der Blüthe, in der ſie früher war, denn ſtatt 30,000 Einwohner, die ſie ehemals zählte, hat ſie dermalen nur noch 11 bis 12,000. Die Provinz, deren Hauptſtadt ſie iſt, hat bekanntlich ihren Namen von den reichen Goldminen erhalten, die im Jahre 1699 entdeckt wurden. Nach des Verf. Berechnung iſt der ganze Werth der Goldgewinnung in den braſilianiſchen Provinzen Minas Geraes, Matto Groſſo, Goyaz und Bahia ſeit ihrer Ausbeutung auf ohngefähr 5,687,500,000 Francs anzuſchlagen. Mac Culloch ſchätzt die dermalige jährliche Goldproduction Braſiliens im Mittel auf 7,950,000 Francs; der Verfaſſer findet aber dieſe Schätzung zu gering und taxirt ſie auf ohngefähr 11 Millionen.

Die Reiſenden machten hier Bekanntſchaft mit dem däniſchen Naturforſcher Clauſſen und beſichtigten auch deſſen reiche Sammlungen, unter welchen ſich vorzüglich die aus mehr als aus 12,000 Stück beſtehende Reihe foſſiler, in den Höhlen dieſer Provinz aufgefundener Knochen auszeichnete. In ſeiner Begleitung unternahmen ſie auch einen Ausflug zu den benachbarten Goldminen, welche von einer engliſchen Geſellſchaft ausgebeutet wurden, und ſetzten dann von da aus ihre Reiſe weiter fort. Sie paſſirten den Rio San Francisco und den Paranahyba, und gelangten endlich auf der königlichen Straße, die aber nichts weniger als in einem ihrem Namen entſprechenden Stande war, am 19. März 1844 nach Goyaz, wo ſie nicht nur beym Präſidenten der Provinz den freundlichſten Empfang fanden, ſondern auch in ſeinem Pallaſte einquartirt und auf ſeine Koſten bewirthet wurden. Nach den vielen Entbehrungen auf der langen Reiſe that es den Reiſenden ſehr wohl, einmal wieder die Vortheile einer bequemen Hauseinrichtung zu genießen, indem ihre Zimmer reichlich mit allen nöthigen Hausgeräthen verſehen waren. Leider konnten ſie ſich der Geſellſchaft ihres liebenswürdigen Hauswirthes nicht lange erfreuen, indem er in ſeiner Eigenſchaft als Deputirter nach Rio Janeiro gerufen wurde; der Vice-Präſident jedoch behandelte ſie mit gleicher Aufmerkſamkeit und Gefälligkeit.

(Fortſetzung folgt.)

Kosmos.

(Schluß.)

Eine eigentliche Sonderung des einen in zwey Cometen wurde in Amerika ſchon am 29. Dec., in Europa, durch trübe Witterung verſpätet, erſt in der Mitte und am Ende des Januars 1846 deutlich wahrgenommen. Der neu entſtandene anfangs kleinere Comet gieng nördlich voran. Der Abſtand beyder wuchs am 20. Februar bis zu 6 Minuten an. Die Lichtſtärke wechſelte, ſo daß der allmählig zunehmende Nebencomet eine Zeit lang den Hauptcometen an Lichtſtärke übertraf. Die Nebelhüllen beyder hatten keine beſtimmten Umriſſe, doch wurde der Himmelsraum zwiſchen beyden in Pulkawa ganz nebelfrey geſehen. Dagegen bemerkte einige Tage ſpäter Maury in Washington einen Nebelſtreifen, der vom ältern Cometen nach dem neuen hinſtrahlte. Gegen Ende März verſchwand zuerſt der lichtſchwache kleinere, am 20 April auch der größere aus dem Geſichtskreis der teleſkopiſchen Beobachtung. Der ähnlichen Theilung eines Cometen in zwey erwähnt, doch ohne der Beobachtung zu trauen, Seneca (Nat. Quaest. VII, 16).

Die Cometen, bey der kleinſten Maſſe, füllen dennoch den größten Raum des Sonnengebietes durch ihre wahrſcheinlich ſehr große Menge und die Ausdehnung ihres dunſtartigen Stoffes aus. Schon in der weiten Abweichung der Lage ihrer Bahnen und durch die öftere rückläufige Bewegung zeigen ſie ſich in größerer Individualität und Unabhängigkeit von dem Centralkörper als die Planeten. Man hat ſie deßhalb für älter als alle Planeten, „gleichſam für Urformen der ſich locker ballenden Materie im Weltraum gehalten.“

Der früheren Annahme entgegen, nach welcher das Zodiacallicht als zur Atmoſphäre der Sonne gehörig betrachtet wurde, lehrt die Berechnung, daß die äußerſte, fernſte Grenze dieſer Atmoſphäre weiter nicht als bis zu jenem Punkte reichen könne, an welchem die Attraction des Centralkörpers und

ſeine Schwungkraft mit einander in Gleichgewicht treten. Dieſer Punkt fällt in den Abſtand von $3\frac{1}{2}$ Millionen Meilen, während die Region, aus welcher das Thierkreislicht hervorſtrahlt, zwiſchen der Venus und Marsbahn ihre Lage hat. Aus dieſen und andern Gründen wird es wahrſcheinlich, daß der Zodiacalſchein von einem dunſtartigen, ſchwach leuchtenden Fluidum herrühre, welches einen frey im Weltraum ſchwebenden, abgeplatteten Ring bildet. Zwiſchen den Wendekreiſen ſtellt ſich das Zodiacallicht nicht nur als eine ungleich augenfälligere, ſondern auch als eine perpetuirlichere Erſcheinung dar denn bey uns, obgleich ſeine Lichtſtärke auch dort gewiſſen Veränderungen und Wechſeln unterworfen iſt, die nicht aus einem äußern Grunde, z. B. aus den verſchiedenen Graden der Durchſichtigkeit unſrer Atmoſphäre, ſondern nur aus einem innern Grunde ſeiner eigenen ſtärkeren oder ſchwächeren Lichtentwicklung hergeleitet werden können. Houzeaus Beobachtungen machen es wahrſcheinlich, daß die große Axe des Zodiacalſchein-Ringes nicht mit der Ebene des Sonnenäquators zuſammenfällt und daß die Dunſtmaſſe des Ringes, deſſen Stoff uns noch ganz unbekannt iſt, nicht über die Erdbahn hinaus ergoſſen ſey.

In ſinnvoller Weiſe legt der Verfaſſer des Kosmos den ehrenvolleren Namen der „Meteor-Aſteroiden“ jenen Erſcheinungen des uns näher gelegenen Weltraumes bey, welche gewöhnlich als Sternſchnuppen, Feuerkugeln und Meteorſteine benannt werden. Der fallende Aërolith bietet uns faſt das einzige Schauſpiel einer materiellen Berührung von etwas dar, das unſerem Planeten fremd iſt. Alles das, was neuere Beobachtungen über die Radiation oder die Ausgangspunkte und über die ganz planetariſche Geſchwindigkeit dieſer Meteore des Weltraumes offenbart haben, läßt uns in ihnen leuchtende Körper vermuthen, welche unabhängig von der Rotation der Erde, von außen in die Atmoſphäre von dieſer gelangen. In beyden Perioden der häufigſten Sternſchnuppenfälle, vorzugsweiſe aber in der des (10.) Auguſt, hat ſich der Ausgangspunkt der leuchtenden Züge im Perſeus, nahe bey Algol als der ergiebigſte und bleibendſte gezeigt; nächſt ihm die Gegend des Sternbildes des Löwen. Außer der Auguſt- und Novemberperiode erſcheinen nach neueren Beobachtungen ziemlich reich an Sternſchnuppenfällen die erſten Tage des Januar, die Tage vom 18. oder 20. bis 25. April, die zwiſchen dem 27. und 29. Juli, dann der 19. und 26. October, der 9. bis 12. December. Als Haupttage gehen jedoch der 10. Auguſt und der 12. bis 14. November allen andern voraus.

Nur ſelten ſcheinen die eigentlichen Sternſchnuppen ſich der Erde bis zur Höhe ihrer Gebirgsgipfel zu nähern. Dennoch wird nach den Beobachtungen des Admiral Wrangel an den Küſten des Eismeeres ein Zuſammenhang zwiſchen der Erſcheinung der Sternſchnuppen und der Entwicklung des Polarlichtes wahrſcheinlich.

Obwohl mit ihnen verwandt, ſind dennoch verſchieden von den Sternſchnuppen die Feuerkugeln. Dieſe letzteren zeigen keine Periodicität ihrer Erſcheinung. Man kennt mit Sicherheit noch keinen Ausgangspunkt ihrer Bewegungen. Jene große Feuerkugel, die von O. nach W. ſich bewegend bald nach Mittag bey heiterem Himmel in Alençon geſehen wurde, ergoß ſich bey Aigle im Orne-Departement in einem zerſtreuten Gehäuſe von Meteorſteinen, und dieſer Erſcheinung und ihren Folgen glichen ſo viele andre, daß es zur großen Wahrſcheinlichkeit wird, daß der Fall der Meteorſteine mit der Erſcheinung der Feuerkugeln in öfterer Beziehung ſtehe.

An dem Stoff und der Zuſammenfügung der Meteorſteine wird nicht ſelten eine ſo nahe Verwandtſchaft mit den Felſengebilden unſers Planeten aus der Familie der Trapparten, Baſalte und Laven wahrgenommen, daß ihre Betrachtung einen Uebergang bilden kann zu der Betrachtung des Urgezimmers der Erde, in welche uns der Verfaſſer des Kosmos in dem nächſten Bande ſeines Meiſterwerkes einzuführen verſpricht.

S.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juni.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Fortsetzung.)

Der Verf. schildert Goyaz als eine der angenehmsten Städte Brasiliens, die Häuser sind gewöhnlich einstöckig, ziemlich gut gebaut und sehr weiß; die Straßen sind reinlich und ziemlich gerade, nur das Pflaster ist von der übelsten Beschaffenheit. Auch der Pallast des Präsidenten hat bloß ein Stockwerk, das einen großen Raum einnimmt; sonst sah man daselbst einen schönen Garten mit Bassins, Springbrunnen, grünen Laubgängen und künstlichen Felsen, was nun Alles verschwunden ist. Auf demselben Platze erhebt sich die Cathedrale, deren Inneres schöner als das Aeußere ist, und die elegante Façade der Kirche der Boa-Morte, die sich selbst in einer europäischen Stadt nicht übel ausnehmen würde. Goyaz enthält ohngefähr 500 Häuser und 7 bis 8000 Einwohner, unter denen das weibliche Geschlecht an Zahl überwiegend ist. Die Sittlichkeit der Bewohner wird von dem Verf. nicht gerühmt, und davon leitet er es ab, daß die Männer ihre Frauen eingeschlossen halten, so daß man sie nur in der Kirche und bey den Processionen, die freylich sehr häufig sind, zu sehen bekommt. Die Kleidung der Weiber von Goyaz ist sehr verschieden von der, die er bisher gesehen hatte: sie besteht gewöhnlich aus einem schwarzen Mantel und einem weißen Kopftuch, das unter dem Kinn herumgeht, so daß nur Augen, Nase und Mund sichtlich bleiben.

Der Verf. hatte schon früher den Vorsatz gefaßt, den nördlichen Theil der Provinz Goyaz, der den Geographen und Naturforschern noch unbekannt war, zu untersuchen. Dieses Unternehmen hatte nicht bloß ein wissenschaftliches Interesse, sondern es konnte auch durch Wiedereröffnung der seit vielen Jahren ganz aufgegebenen Beschiffung des Araguay zur Wohlthat für die ganze Provinz werden. Zwey Flüsse nämlich, der Tocantin und Araguay, durchströmen Goyaz wie ein Paar große Pulsadern und vereinigen sich an der äußersten Nordgrenze am Fort San-Joao. Der erstere wird für etwas größere Fahrzeuge erst bey Porto-Imperial, d. h. mehr als 200 Stunden von der Hauptstadt entfernt, schiffbar; gleichwohl ist es dieser Fluß, dessen Lauf durch eine Menge gefährlicher Cascaden unterbrochen wird, auf dem der ganze Verkehr mit Para vor sich geht, und obwohl er von Fahrzeugen häufig benützt wird, ist seine Befahrung nichts weniger als gegen jede Gefahr von Seiten der Indianer gesichert. Der zweyte Fluß, nämlich der Araguay, bildet in jeder Beziehung einen besseren Verkehrsweg, denn vermittelst des Rio Vermelho, der durch die Stadt Goyaz fließt, wird er schon vier Stunden unterhalb derselben schiffbar, dabey ist er viel breiter als der Tocantin, und sein Lauf wird durch weit weniger Fälle unterbrochen. Gleichwohl ist seit vielen Jahren die Befahrung dieses Flußes ganz aufgegeben, weil die Indianer öfters seine Ufer verwüstet und Colonisten und Reisende ermordet haben. Wenn übrigens die Verwaltung dieser entfernten Provinzen nur geringen Eifer zur Förderung der Handelswege zeigt, so kann man ihr wenigstens jetzt nicht mehr den Widerwillen vorwerfen, den das frühere portugiesische

Gouvernement gegen Alles hegte, was darnach strebte, zwischen den verschiedenen Provinzen Brasiliens Verbindungen anzuknüpfen. Man weiß, daß als im Jahre 1773 der damalige General-Capitän von Goyaz unter dem Befehle des Capitäns Luiz-Antonio Tavares Lisbao eine Untersuchungs-Expedition nach Para abgeschickt hatte, die Mitglieder derselben alsobald, nachdem sie sich in dieser Stadt ausschifften, eingesperrt wurden, und, wie man sagt, dem Tode nur dadurch entgiengen, daß sie die Gitter ihres Gefängnisses sprengten. Sie mußten sich nach Maranhao flüchten, wo sie erst nach Verlauf von drey in großer Noth zugebrachten Jahren in ihre Heimath zurückkehren konnten. Es ist auch bekannt, daß die auf Befehl des Königs direct aus Portugal abgeschickten Astronomen die größten Schwierigkeiten in der Ausführung ihrer Arbeiten zu erfahren hatten, und daß in der Provinz Sao-Paulo der General Bernardo-Jose de Lorena in der bestimmtesten Weise dem Doctor Lacerda verbot, sich seiner wissenschaftlichen Instrumente zu bedienen. Endlich bewahrt man noch in der Bibliothek von Rio-Janeiro ein merkwürdiges Document von dem Geiste des Mißtrauens und der Unwissenheit auf, der früher die Regierung dieses Landes beseelte, nämlich den Befehl, den Baron Alexander von Humboldt, wenn er auf das brasilische Gebiet übertreten würde, festzunehmen und ihn als Gefangenen nach Europa zu schicken. Man muß sich erinnern, daß zu derselben Zeit der König von Spanien diesen berühmten Reisenden mit Ehrenbezeugungen überhäufte und mit allen Mitteln ihm sein Unternehmen erleichterte.

Der Verf. erhielt zur Ausführung seines Vorhabens die bereitwilligste Unterstützung der Regierung. Er beschloß als günstigsten Punkt zu seiner Einschiffung auf dem Araguay die kleine Fischerniederlassung Salinas, die ohngefähr 60 Stunden nordwestlich von Goyaz entfernt liegt, zu wählen. Ein Zug Lastthiere sollte ihn bis dahin geleiten, dann aber nach Porto-Imperial am Tocantin geführt werden, um daselbst die Rückkunft der Reisenden abzuwarten. Acht Soldaten von Goyaz und zwey, die von Minas mitgekommen waren, sollten sich miteinschiffen, und beym Passiren des Dorfes Carretao sollten christliche Indianer, außerdem noch die kleine Garnison von Salinas mitgenommen werden. In diesem Dorfe hoffte der Verf. auch die nöthigen Fahrzeuge zur Aufnahme der Expedition zu finden, die hinlänglich stark und mit Waffen gut versehen seyn mußte, um den etwaigen Angriffen feindseliger Indianerstämme Widerstand leisten zu können.

Am 3. Mai konnte die Abreise zur Ausführung kommen und am 14. wurde Salinas erreicht, wo der Commandant der Garnison, ein Sergent-major, nebst dem Pfarrer die Reisenden feyerlich empfieng und bereitwilligst sich der Förderung ihres Planes annahm. Das Dorf besteht aus 25 bis 30 Hütten, die um ein größeres, was zugleich Kaserne und Kirche ist, herumstehen, und zählt ohngefähr eine Bevölkerung von 180 Individuen, die fast alle christliche Chavantes von unvermischtem Blute sind. Es gelang hier vier Fahrzeuge anzukaufen und die nöthige Mannschaft nebst Proviant zusammen zu bringen; ein alter wackerer Neger, Ricardo, der in seiner Jugend einmal die Fahrt auf dem Araguay gemacht hatte und für den besten Fischer galt, wurde ebenfalls in Dienst genommen.

Am 9. Juni schiffte sich der Verf. mit seiner Begleitung auf dem Rio Crixas ein, der nach einem kurzen Laufe in den Araguay mündet. Dieser schöne Fluß hat hier schon eine Breite von wenigstens 500 Metres und theilt sich bald hernach in zwey Arme, welche die lange Insel Bananal, auch Santa-Anna genannt, einschließen. Der Verf. wählte zur Fortsetzung seiner Reise den rechten Arm, weil der linke länger ist und die wilden Carajas eine Fahrt auf demselben nicht gestatten, während der rechte kürzer ist und die Reisenden vor Angriffen der an seinen Ufern wohnenden Chavantes und Cherentes ziemlich sicher stellt, da letztere keine Kähne besitzen und bey der großen Breite des Flußes die in der Mitte desselben Fahrenden außer dem Bereiche der Pfeile sind. Am 26. war das nördliche Ende der gegen 75 Stunden langen Insel Bananal erreicht, wo die beyden Arme des Araguay wieder zusammenströmen und demselben hier eine Breite von 678, und bald nachher von wenigstens 1400 Metres geben. Die Fahrt bisher war sehr interessant gewesen durch die

zahllose Menge neuer Thierformen, die hier die Reisenden auf dem Lande wie im Waſſer zu beobachten Gelegenheit hatten; beſonders willkommen war ihnen der Fang eines Delphines, deſſen Haut ſie für das Pariſer Muſeum präparirten. Von Indianern waren zwar öfter Spuren wahrgenommen worden, aber mit ihnen ſelbſt war man in keine Berührung gekommen.

Bisher war man durch offene Gegenden gefahren, nun ſtellten ſich aber auch Bergreihen und damit Stromſchnellen ein, welche die Fälle von Santa-Maria bildeten, die glücklich paſſirt wurden. Unterhalb derſelben wurde ein großer Kahn mit Wilden wahrgenommen, die mit Eile längs des Ufers dahin fuhren und ſich unter den Bäumen zu verbergen ſuchten. Es konnte nicht wohl zweifelhaft ſeyn, daß ſie Kundſchafter waren, und da dem Vf. daran lag, ſie durch Geſchenke für ſich zu gewinnen, ließ er alsbald auf ſie losſteuern. Zwar hielten ſie nicht Stich, ſondern ſuchten ihr Heil in der Flucht, indeß dem von Weddell commandirten Fahrzeuge gelang es, ihnen den Paß abzuſchneiden, und da ſie bald gewahr wurden, daß die Fremdlinge ihnen nichts zu leid thun wollten, im Gegentheil ihnen Geſchenke anboten, ſo zeigten ſie ſich zutraulich und es entſtand ein gegenſeitiger Tauſchverkehr. Dadurch gelang es den Reiſenden, daß ſie dann auch drey Dörfer dieſer Indianer, welche zum Stamme der Chambioas von der Nation der Carajas gehörten, beſuchen konnten. Nach Allem, was er hier erfahren, iſt der Verf. der Meinung, daß die Chambioas keineswegs den ſchlechten Ruf, in welchem ſie in Goyaz ſtehen, verdienten; gleichwohl kann er nicht läugnen, daß dieſe Indianer ſich nicht immer ſo friedfertig wie dießmal erzeigt hätten, denn die Mordthaten, die ſie auf dem Araguay ausgeübt, ſeyen bekannt. Der alte Ricardo war aber überhaupt anderer Meinung als unſer Reiſender; er meinte nämlich, daß die Indianer die Expedition für eine Geſellſchaft von Kaufleuten angeſehen hätten, die in Para Waaren einkaufen wollten und daher nichts als Geld bey ſich führten, was für die Wilden gänzlich werthlos iſt; ſie hätten daher nur das Vertrauen der Fremden zu gewinnen geſucht, um bey deren Rückkehr ſie zu ermorden und ihnen die Waaren abzunehmen. Der Verf. meint zwar nichts in ihrem Benehmen gefunden zu haben, was dieſen Verdacht rechtfertigen könnte; indeß der alte Neger mochte, wie uns bedünkt, doch nicht ſo ſehr Unrecht haben, da Habſucht und Treuloſigkeit nur allzu gewöhnliche Züge im Charakter der Wilden ſind.

Nachdem noch mehrere und zum Theil ſehr gefährliche Fälle zu paſſiren waren, gelangte man endlich am 14. Juli an die Stelle, wo ſich der Tocantin mit dem Araguay vereinigt und bald nachher war das Ziel der Expedition, das Fort San-Joao das duas Barras erreicht. Hier fanden die Reiſenden bey dem Commandanten, deſſen ganze Mannſchaft aus nicht mehr als ohngefähr 30 Mann und einem Dutzend Weiber und Kinder beſtand, eine ſehr ungaſtliche Aufnahme, ſo daß er ſogar ihnen alle Hinderniſſe in den Weg legte, um den zur Rückreiſe nöthigen Proviant ſich zu verſchaffen. Wirklich mußten ſie auch dieſe antreten, ohne gehörig mit Lebensmitteln verſehen zu ſeyn, und wenn ihnen nicht der Capitän eines Fahrzeuges, das von Para nach Porto Imperial zu ſchiffen beſtimmt war, drey Säcke mit Manioc-Mehl unter Bedingung der Rückerſtattung in Boa-Viſta geliehen hätte, ſo wären ſie in der peinlichſten Lage geweſen. Man erfährt bey dieſer Gelegenheit, daß von Para aus ein regelmäßiger Handel bis zum obern Tocantin hinauf betrieben wird. Solche Fahrzeuge brauchen von Para aus bis zum Fort San-Joao nicht weniger als drey Monate, was einen Begriff gibt von den Schwierigkeiten, die ſich der Schiffahrt auf dem Tocantin entgegen ſtellen. Solche Fahrzeuge halten ohngefähr 20 Tonnen und haben eine Bemannung von 20 bis 30 Perſonen; ſie fahren beſtändig zwiſchen Para und Porto Imperial. Auf der Rückfahrt ſind ſie mit Rinderhäuten befrachtet, von denen das Stück in Goyaz ohngefähr $2\frac{1}{2}$ Francs koſtet, während in Para dafür 8 Francs bezahlt wird. Dieſe Fahrt wird in 25 bis 30 Tagen gemacht, während man zu der Fahrt ſtromaufwärts 4 bis 5 Monate braucht. Die Ladung bey dieſer beſteht aus Stoffen, Weinen, Liqueurs, Fajence, Hüten, gemalten Calebaſſen, die allenthalben als Gläſer dienen, aus Pfeifenrohren und andern Dingen.

Am 20. Juli verließen die Reisenden das ungastliche San-Joao, um auf dem Tocantin den Rückweg anzutreten. Die Fahrt war sehr beschwerlich sowohl der Stromschnellen als auch des bald eintretenden Mangels an Lebensmitteln wegen, bis am 30. Boa-Vista erreicht ward, wo der ganzen Mannschaft reichliche Erquickung zu Theil wurde. Dieses Dorf war erst im Jahre 1841 durch einen italienischen Kapuziner begründet worden, der unter den Eingebornen bald ein solches Vertrauen sich erwarb, daß sie nicht nur von den Ufern des Tocantins herbeyströmten, sondern selbst die Wüsten von Maranhao durchwandert hatten, um sich unter seine Leitung zu stellen, so daß die neue Niederlassung bereits 2 bis 300 Häuser mit einer Bevölkerung von 1500 Seelen zählte. Der Verf. war sehr erfreut, mitten in der allgemeinen Corruption des innern Brasiliens eine Colonie zu finden, in der Zucht und Ordnung herrschte, und über welche der wackere Geistliche mit großer Strenge wachte. So hatte er z. B. wenige Tage vor Ankunft der Reisenden eine Frau, die ein ungeregeltes Leben führen wollte, aus dem Dorfe gejagt und ihr Haus mit Feuer vernichtet. Lebensmittel waren hier reichlich vorhanden, so daß sich auch damit die Expedition für die Weiterreise, die am 7. August erfolgte, versehen konnte.

Einen unerfreulichen Gegensatz mit Boa-Vista fanden die Reisenden an der Niederlassung von Carolina, die sie am 12. Vormittags erreichten. Obwohl sie ihren Besuch vorher angezeigt und ihre Landung durch mehrmaliges Abfeuern der Gewehre kund gegeben hatten, erfolgte doch hierauf keine Erwiederung, und eben so wenig ließ sich irgend Jemand sehen. Ein abgeschickter Bote brachte die Nachricht zurück, daß er, obwohl es bereits Mittag war, noch alle Welt in Carolina im Schlafe getroffen hätte. Endlich hörte man eine Erwiederung der Salven und bald hernach zeigte sich auch der Commandant, ein junger Officier, der ganz erstaunt war, so frühzeitig, wie er meinte, aus dem Schlafe geweckt zu werden. Der Verf. erfuhr nämlich, daß dieser Officier hier ein ganz sittenloses Leben eingeführt hatte, so daß die Nacht zu organisirten Orgien verwendet und der Tag zur Ausruhe und zum Schlafe bestimmt wurde. Um einen Begriff von der Moralität des Ortes zu geben, genügt es zu wissen, daß unter einer Bevölkerung von 800 Seelen bloß zwey Frauen verheirathet waren. Und während diese Leute in zügelloser Lust dahin lebten, waren sie von Wilden umgeben, die ohne Aufhören die Colonie bedrohten und bereits einen großen Theil der Bewohner getödtet hatten. Die Chavantes waren schon mehrmal bis auf den Marktplatz eingedrungen, und die Weiber konnten, um die Wäsche zu waschen, nicht einmal an den Brunnen gehen, ohne militärische Bedeckung bey sich zu haben.

Dem Verf. wurde es nicht eher wohl zu Muth, als bis er am 18. die in tiefster Unsittlichkeit versunkene Colonie im Rücken hatte; am 31. kam man in Porto-Imperial an, wo die Schiffahrt beendigt und von nun an der Rückweg nach Goyaz zu Lande angetreten werden sollte. Um dazu gehörig gerüstet zu seyn, hatte der Verf., wie schon berichtet, von Salinas einen Zug Lastthiere hieher gehen lassen; allein die Führer hatten in der sichern Erwartung, daß die Expedition von den Wilden würde ermordet werden, das zum Ankauf des Mais bestimmte Geld vertrunken, so daß ihre Thiere aus Mangel an Futter theils umgekommen, theils zu Skeleten abgezehrt waren. Nur nothdürftig konnte man eine neue Caravane herstellen, mit der man die lange Reise, die vom 11. September bis zum 17. October währte, unternehmen mußte. Dieser Weg bot ein trauriges Bild dar von dem Verfalle des früheren Wohlstandes. Immer weiter breiten die Wilden ihre Herrschaft aus, zerstören einzelne Landhäuser und ganze Dörfer, so daß man überall Ruinen begegnet, und ermorden die Bewohner oder führen sie in harte Sklaverey, wogegen die schwache brasilische Regierung fast nichts zu thun weiß. Selbst die Stadt Pilar, die ehemals 5000 freye Einwohner und 9000 Sklaven zählte, ist so herunter gekommen, daß sie jetzt nur noch höchstens 1500 Seelen enthält.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juni.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Fortſetzung.)

D. Conforte, Liber Kore Ha-Dorot. Denuo ed. . . . D. Cassel. Berol. 1846.

Abraham Aben Ezra's, Commentary on the book of Esther. Ed. by J. Zender. Lond. 1850.

Al-Gazali Tusensi, Compendium doctrinae Ethicae, de arabico hebraice conversum ab Abrah-bar-Chasdai . . . ed. J. Goldenthal. Lips. 1839.

P. C. Vandermeersch, Inventaire des cartes et des plans, conservées aux archives de la Flandre-Orientale. Bruxelles 1850.

von Düringsfeld, Reiſeſkizzen. Bd. 1. 2. Bremen 1851.

J. A. Clark, Glimpses of the old world. Vol. 1. 2. Lond. 1847.

Fred. E. Forbes, Dahomey and the Dahomans. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

J. Galt, Letters from the Levant. Lond. 1813.

St. Tyng, Recollections of England. Lond. 1847.

Thetmari iter ad terram sanctam anno 1217. Ex codice manuscripto ed. T. Tobler. St. Galli 1851.

J. Aug. St. John, Journal of a residence in Normandy. Edinb. 1831.

E. Quentin, Reiſebilder und Studien aus dem Norden der vereinigten Staaten von Amerika. Arnsberg 1851.

W. Parker Snow, Voyage of the Prince Albert, in search of Sir John Franklin. Par. 1851.

Ch. de Pardieu, Excursion en Orient. Par. 1851.

Whitelocke, A journal of the Swedish Ambassy in the years 1653 and 1654 from the commonwealth of England etc. Vol. 1. 2. Lond. 1772.

Chesney, The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris. Vol. 1. 2. With Maps. Lond. 1851.

Reg. Stuart Poole, Horae Aegyptiacae. Lond. 1851.

The history of the house of Stanley. Manchester 1821.

J. H. F. Berlien, Hiſtoriſch-genealogiſche Stammkarten des Oldenburgiſchen Königshauſes. Kopenhagen 1849.

J. A. Montagu, A guide of the study of heraldry. Lond. 1840.

L. Cibrario, Breve storia dell' ordine del Tempio. Torino 1848.

Aug. Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener. 2. Ausg. Bd. 1. Berlin 1851.

P. O. Brönsted, Den Ficoroniske Cista. Udgivet of N. V. Dorph. Kiobenh. 1847.

Ph. Luzzatto, Etudes sur les inscriptions Assyriennes de Persépolis, Hamadan, Van et Khorsabad. Padoue 1850.

Bened. Vulpes, Illustrazione di tutti gli strumenti chirurgici scavati in Ercolano e Pompei. Napoli 1847.

T. Panofka, Antikenſchau zur Anregung erfolgreichen Muſeenbeſuches. Berlin 1850.

J. Ferguson, The Palaces of Niniveh and Persepolis restored. Lond. 1851.

Dr. Fr. Rehm, Lehrbuch der hiſtoriſchen Propädeutik. 2. verm. Aufl. von Dr. H. von Sybel. Marburg 1850.

A. Desroches, Histoire des peuples anciens et de leurs cultes. Caen 1851.

F. D. Gerlach, Die Zeiten der römiſchen Könige. Baſel 1849.

C. Winderlich, Hiſtor. politiſch-topographiſche Geographie des Alterthums. Leipzig 1851.

Dr. J. Ch. Weißenborn, Ninive und ſein Gebiet mit Rückſicht auf die neueſten Ausgrabungen im Tigristhale. Erfurt 1851.

B. G. Niebuhr, Hiſtoriſche und philologiſche Vorträge, an der Univerſität zu Bonn gehalten. III. Abtheilung. Vorträge über alte Länder- und Völkerkunde von B. G. Niebuhr. Herausg. von Dr. M. Isler. Berlin 1851.

Manners Sutton, The Lexington Papers; or some accounts of the courts of London and Vienna at the conclusion of the 17. century. Lond. 1851.

W. Irving, A chronicle of the conquest of Granada from the Mss. of Fray Antonio Agapida. Vol. 1. 2. London 1850.

L. Viardot, Histoire des Arabes et des Mores d'Espagne. Vol. 1. 2. Par. 1851.

G. E. Di-Blasi, Storia del regno di Sicilia dall' epoca oscura e favolosa sino al 1774. Vol. 1—3. Palermo 1844 — 1847.

Fr. Capecelatro, Degli annali della cittá di Napoli. Parti due (1631 — 1640). Napoli 1849.

M. Tenore, Essai sur la géographie physique et botanique du royaume de Naples. Naples 1827.

M. de Talleyrand-Périgord, Souvenirs de la guerre de Lombardie pendant les années 1848 et 1849. Par. 1851.

G. Massari, I casi di Napoli dal 29 gennajo 1848 in poi lettere politiche. Torino 1849.

Al. Le Masson, Venise en 1848 et 1849. Par. 1851.

F. A. Gualterio, Gli ultimi rivolgimenti Italiani. Vol. I. p. 1. 2. Documenti. Vol. I. Firenze 1850.

Fatti di Roma degli anni 1848 — 1849. Venezia 1850.

L. C. Farini, Lo stato Romano dall' anno 1815 all' anno 1850. Vol. 1. 2. Turin 1850.

G. E. Di-Blasi, Storia cronologica dei vicerè luogo tenenti e presidenti del regno di Sicilia. Palermo 1842.

Collezione di opere inedite o rare di storia Napolitana. P. I. Napoli 1839.

L. Cibrario, Notizie sulla la storia dei Principi di Savoia. Torino 1825.

G. de la Latour, Lorraine et France. Par. 1851.

France. Her governmental, administrative and social organisation exposed in its principles. London 1844.

A. Séve, Souvenirs d'un Aumonier militaire, 1826—1850. Par. 1851.

Fr. Lacombe, Histoire de la burgeoisie de Paris. T. I. Par. 1851.

A. de Bacourt, Correspondence entre le comte de Mirabeau et le comte de la Marck, pendant les années 1789 — 1791. T. 1. 2. Par. 1851.

El. Regnault, Histoire de huit ans 1840 — 1848. T. I. Par. 1850.

Abdication du roi Louis Philippe, racontée par lui-même et recueillie par M. Ed. Lemoine. Par. 1851.

Fr. de Groiseilliez, Histoire de la chûte de Louis-Philippe. Par. 1851.

Dr. Römer-Büchner, Die Siegel der deutſchen Kaiſer, Könige und Gegenkönige. Frankf. 1851.

J. v. Hauer, Politiſch-ſtatiſtiſche Ueberſicht der Veränderungen in der Verfaſſung der öſterreich. Monarchie vom 13. März 1848 bis 13. März 1851. Wien 1851.

Die politiſchen Beſtrebungen der Südſlaven in Oeſterreich. Kaſſel 1850.

F. v. Pillersdorf, Die öſterreichiſchen Finanzen. 3. verm. Aufl. Wien 1851.

J. A. Moshammer, Die Reichsverfaſſung für das Kaiſerthum Oeſterreich vom 4. März 1849. Wien 1850.

Preußen im Jahre 1850 und ſeine Stellung zum Auslande. Berlin 1851.

Dr. J. v. Minutoli, Die Mark Brandenburg, Berlin und Cöln im Jahre 1451. Berlin 1851.

Fr. Wimmer, Vertraulicher Briefwechſel des Cardinals Otto, Truchſeß von Waldburg, Biſchofs von Augsburg, mit Albrecht Herzog von Bayern, 1568 — 73. Augsburg 1851.

Fr. v. Thierſch, Ueber die wiſſenſchaftliche Thätigkeit der k. Akademie der Wiſſenſchaften während der Periode 1848 — 1851. München 1851.

Th. Wiedemann, Urkunden des ſtädtiſchen Archives zu Freyſing. München 1850.

Dr. J. R. Roth, Schilderung der Naturverhältniſſe in Süd-Abyſſinien. München 1851.

C. Fr. Ph. v. Martius, Denkrede auf Heinrich Fried. Link. München 1851.

Fr. v. Roth, Sammlung etlicher Vorträge in öffentlichen Sitzungen der k. Akademie der Wissenschaften zu München in den Jahren 1812, 1814, 1817, 1822, 1825, 1827, 1830. Erlangen 1851.

C. Höfler, Franken, Schwaben und Bayern. Bamberg 1850.

J. B. Brosi, Die Kelten und Althelvetier. Solothurn 1851.

Ed. Ducpétiaux, Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres. Ouvrage couronné. Brux. 1850.

D. du Puy de Montbrun, Die Verbesserung der Rheinschifffahrt und die Schiffbarkeit des Rheines. Elberfeld 1851.

Bulletin de la commission centrale de statistique. T. 1. 2. Bruxelles 1843 — 45.

Al. Pinchart, De l'inféodation du comté de Namur au comté de Hainaut. Mémoire couronné. Mons 1850.

H. R. Duthillocul, Douai et Lille au XIII. siècle. Douai 1850.

J. Eccleston, An introduction to english antiquities. Lond. 1847.

G. Ag. Ellis, The Ellis correspondence. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

J. C. Curwen, Observations on the state of Ireland. Vol. 1. 2. Lond. 1818.

B. Angeloni, Letters on the English nation. Vol. 1. 2. Lond. 1756.

W. Bentham, The origin and history of the constitution of England and of the early parliaments of Ireland. Dublin 1834.

The history of the city and county of Norwich from the earliest accounts to the present time. Norwich 1768.

The spottiswoode Miscellany, a collection of original papers illustrative of the history of Scotland. Vol. 1. 2. Edinb. 1844.

J. Stow, A survey of the cities of London and Westminster and the borough of Southwark written at first 1698, corrected in the year 1720 by J. Stryppe. 6. Edition. Vol. 1. 2. London 1754 — 1755.

The Spalding Club. Instituted anno Domini 1839.

The Miscellany of the Spalding Club. Vol. 1 — 4. Aberdeen 1841 — 1849.

Gilb. Blakhal, A breiffe narration of the services done to three noble Ladyes. 1631 — 1649. Aberdeen 1844.

Extracts from the Council Register of the Burgh of Aberdeen. Vol. 1. 2. Aberdeen 1844 — 48.

Rushworth, Historical collections. Vol. 1 — 6. Lond. 1703.

The British Museum historical and descriptive. Edinb. 1851.

G. R. Porter, The progress of the nation in its various social and economical relations during the 19. century. 3. ed. Lond. 1851.

M. Guizot, Etudes biographiques sur la révolution d'Angleterre. Par. 1851.

J. M. Dargaud, Histoire de Marie Stuart. Vol. 1. 2. Par. 1850.

Correspondence respecting the affairs of Italy. 1846 — 49. Vol. 1 — 4. Lond. 1846 — 49.

— — relative to the affairs of Hungary. 1847 — 49. Lond. 1850.

A. Ipsen, Erinnerungen aus dem Schleswig-Holsteinischen Feldzuge von 1850. Kiel 1851.

G. Waitz, Schleswig-Holsteins Geschichte. Bd. 1. Buch 1. Göttingen 1851.

A. Iscander, Du développement des idées révolutionnaires en Russie. Par. 1851.

Rußland und die Gegenwart. Bd. 1. 2. Leipzig 1851.

E. Curtius, Peloponnesos. Eine historisch-geographische Beschreibung der Halbinsel. Bd. 1. Gotha 1851.

Betrachtungen über das Fürstenthum Serbien. Wien 1851.

R. Patton, The principles of Asiatic Monarchies contrasted with those of the monarchies of Europe. Lond. 1801.

F. Werne, Feldzug von Sennaar nach Taka, Basa und Beni-Amer. Stuttgart 1851.

B. Philippi, Nachrichten über die Provinz Valdivia. Cassel 1851.

G. Catlin, Letters and notes on the manners, customs and condition of the North American Indians. Vol. 1. 2. Lond. 1841.

J. Disney, Memoirs of the life and writings of Arthur Ashley Sykes. Lond. 1785.

J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Bd. 1. Berlin 1851.

E. Budgell, Memoires of the lives and characters of the illustrious family of the Boyles. Lond. 1737.

L. F. Bungener, Voltaire et son temps. T. 1. 2. Par. 1850.

Will. Jones, Memoirs of the life, studies and writings of G. Horne. Lond. 1799.

J. Johnstone, Memoirs of the life and writings of Sam. Parr. Vol. 1. 2. Lond. 1829.

J. Turner, Memoirs of his own life and times — 1632 — 1670. Edinb. 1829.

D. Sacchinelli, Memorie storiche sulla vita del Cardinale Fabrizio Ruffo. Napoli 1836.

Th. Reynolds, The life of Thomas Reynolds. Vol. 1. 2. Lond. 1839.

Ragguali sulla vita e sulle opere di Marin Sanuto. P. 1 — 3. Venezia 1837 — 38.

L. Picquot, Notice sur la vie et les ouvrages de Luigi Boccherini. Par. 1851.

Ch. Wordsworth, Memoirs of William Wordsworth. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Memoiren des Frhrn. Ludwig v. Wolzogen. Leipz. 1851.

El. Warburton, Memoirs of Horace Walpole and his contemporaries. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

T. Temanza, Vita di Alessandro Vittoria. Venezia 1827.

J. M. Thiele, Thorwaldsen's Jugend. 1770 — 1804. Aus dem Däniſchen von H. Wachenhuſen. Berlin 1850.

M. S. Munk, Notice sur Joseph Ben-Jehouda ou Aboul' Hadjadj Yousouf Ben-Ya' Hya. Par. 1842.

F. C. F. Fr. v. Müffling, Aus meinem Leben. Th. 1. 2. Berlin 1851.

Lebensabriß von Joh. Caspar Orelli. Zürich 1851.

A. v. Krogh, Meine Erlebniſſe vor und während däniſcher Gefangenſchaft. Altona 1851.

G. E. Guhrauer, Joachim Jungius und ſein Zeitalter. Stuttg. 1850.

Pietr. Corelli, Fra Girolamo Savonarola, storia del secolo XV. Vol. 1. 2. Torino 1848 — 50.

L. Cibrario, La morte del Conte Carmagnola. Torino 1834.

G. Cadorin, Dello amore ai Veneziani di Tiziano Vecellio. Venezia 1833.

A. Bazin, Notes historiques sur la vie de Molière. 2. édition revue par l'auteur. Par. 1851.

Acht und vierzig Jahre. Zeichnungen und Skizzen aus der Mappe eines conſtitutionellen Offiziers. Bd. 1. Caſſel 1851.

A. J. Angström, Mémoire sur la polarisation rectiligne et le double réfraction des cristaux à trois axes obliques. Upsal 1849.

S. Spitzer, Geſetze in den höheren Zahlengleichungen unter einer der mehreren Unbekannten. Wien 1850.

Dr. G. Eiſenſtein, Tabelle der reducirten poſitiven ternären quadratiſchen Formen. Berlin 1851.

Fr. Bartholomäi, Geometrie. Th. 2. Jena 1851.

Dr. T. Francke, Lehrbuch der höheren Mathematik, enthaltend die Differential- und Integral-Rechnung. Hannover 1851.

A. Heß, Ueber Leuchtthürme. Berlin 1851.

F. Krauſe, Anleitung zur Kalk-Sand-Baukunſt. Glogau 1851.

F. Engel, Der Kalk-Sand-Piſebau. Wriezen 1851.

Th. Inkersley, An inquiry into the chronological succession of the styles of Romanesque and pointed architecture. Lond. 1850.

C. S. Häusler, Die Lehre von der Anwendung der ſelbſt erfundenen Holzcemente. Hirſchberg 1851.

J. Paxton, Der Glaspalaſt für die Induſtrie-Ausſtellung aller Nationen. Leipz. 1851.

L. G. Treviranus, Ueber Reactions-Waſſerräder (ſchottiſche Turbinen), deren Theorie und Conſtruction. Wien 1851.

F. K. Preßler, Die Centraliſation der Dresdner Bahnhöfe. Dresden 1850.

Fr. Harzer, Die Turbinen oder horizontalen Waſſerräder. Weimar 1851.

Dr. A. E. Bruckmann, Der waſſerreiche arteſiſche Brunnen im alpiniſchen Diluvium des oberſchwäbiſchen Hochlandes zu Isny. Stuttgart 1851.

J. H. Mädler, Die totale Sonnenfinſterniß am 16/28 Juli 1851. Dorpat 1850.

M. Sommerville, Physical Geography. 3. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1851.

Alfr. Smee, Elements of Electro-Metallurgy. Third edition (1851). Lond. 1851.

O. Ule, Die Natur. Halle 1851.

Ch. Lyell, A manual of elementary geology. 3. edition. Lond. 1851.

J. Arenſtein, Beobachtungen über die Eisverhältniſſe der Donau, 1847/48 — 1849/50. Wien 1850.

S. Morewood, A philosophical and statistical history of the inventions and customs of ancient and modern nations in the manufactury and use of inebriating liquors. Dublin 1838.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juni.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1852.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Fortsetzung.)

In Goyaz hielten sich die Reisenden bis zum 29. October auf, um dann ihren Weg nach Cuyaba, der Hauptstadt von Matto Grosso, anzutreten. So sehr sie sich auch bemühten, um dießmal bessere Führer und Thiere zu erlangen, so zeigte es sich doch bald, daß sie in dieser Beziehung abermals nicht besser daran waren als früher. Ihr Mißgeschick mußten sie um so schwerer empfinden, als sie bald nach ihrer Abreise einer der großen Caravanen, die von Rio Janeiro nach Cuyaba ziehen, begegneten und dadurch Gelegenheit hatten, die wohlorganisirte Einrichtung derselben mit ihrem eigenen übel bestellten Zuge zu vergleichen. Es ist der Mühe werth, die Organisation einer solchen Caravane, durch welche die Verbindung der Hauptstadt mit ihren entlegensten innern Provinzen unterhalten wird, näher kennen zu lernen, und daher wollen wir Einiges über dieselbe beyfügen.

Die Caravanen, welche von Rio Janeiro aus die Reise nach Cuyaba unternehmen und dazu gewöhnlich 5 bis 6 Monate gebrauchen, zählen oft mehr als 2 und selbst 300 Maulthiere. Die Verschiedenheit der Waaren, die sie transportiren, kann Erstaunen erregen; so z. B. sah der Verf. bey der Caravane, die ihm begegnete, mehrere Maulthiere, die mit eisernen, aus irgend einem englischen oder belgischen Eisenwerk herstammenden Altanen beladen waren. Die Organisation dieser Caravanen ist sowohl wegen der vollkommenen Ordnung, die in ihnen herrscht, als wegen ihres militärischen Ansehens merkwürdig. Der Vorderzug besteht aus mehreren mit Carabinern bewaffneten Reitern; alsdann folgt die lange Linie der Maulthiere reihenweise hintereinander und zwar in Zügen von 10 Thieren, wenn die Treiber (Camarados) beritten sind, und bloß zu sieben, wenn diese zu Fuße gehen. Jeder von ihnen trägt beständig zum Schutz gegen feindliche Indianer und Raubthiere seine Flinte auf der Schulter und ein langes Messer im Gürtel. Der Befehlshaber der Caravane (Tropeiro), so wie mehrere Zugführer (Arrieiros) reiten fortwährend von dem Anfang der langen Linie bis zu deren Ende; zuletzt kommt der gleichmäßig wohl bewaffnete Nachzug. Bey Tagesanbruch gehen die Camarados mit der Flinte in der Hand auf das Suchen ihrer Thiere aus, während die Köche das Frühstück bereiten. Mittlerweile richten die Arrieiros die Geschirre her, untersuchen die Sättel und machen innen an den Stellen, wo die Thiere etwa Tags vorher gerieben wurden, Vertiefungen. Sobald der Zug im Lager angekommen ist, wird die Beschaffenheit der Hufeisen untersucht und die fehlenden durch neue ersetzt. Die Geschicklichkeit der Camarados in Wiederauffindung der Thiere, die sich verlaufen haben, ist wirklich staunenswerth; die schwächste Spur auf dem Boden, die geringste Reibung an den Baumstämmen, die geringste Verwirrung des Gebüsches reicht hin, um sie auf eine Entfernung von mehreren Stunden aufzuspüren. Nach dem Frühstück beginnt die Beladung der Maulthiere, wozu sich zwey

Züge von Treibern vereinigen, weil die Belaſtung auf den zwey Seiten zu gleicher Zeit vorgenommen werden muß. Selten gelingt es einer zahlreichen Caravane, vor 9 oder 10 Uhr Morgens aufbrechen zu können; ſie marſchirt alsdann bis zum Abend und legt einen Weg von 3 bis 5 Stunden zurück. Sobald man am Raſtplatz, wozu immer das Ufer eines Flußes gewählt wird, angekommen iſt, wird abgeladen und der Arrieiro unterſucht die Maulthiere, um die verwundeten zu verbinden. Hierauf werden die Thiere auf die Weide geführt und bleiben ſich die Nacht über ſelbſt überlaſſen, wenn man nicht aus Beſorgniß vor Indianern oder Raubthieren einige Wächter aufzuſtellen genöthigt iſt.

Um die zum Theil faſt halbwilden Thiere, die zur Nachtzeit ſich ſelbſt überlaſſen ſind, beyſammen zu halten, haben die Führer ein eigenthümliches Mittel. Bey jeder Caravane, ſie mag viel oder wenig Thiere zählen, befindet ſich ein altes Pferd, das den Namen Madrinha führt und ohne eine Laſt zu tragen an der Spitze des Trupps marſchirt. Man hängt ihm eine große Glocke und außerdem noch kleinere Glöckchen um, wozu gewöhnlich mancherley ſeltſame Verzierungen kommen. Dieſes Pferd erlangt in Kurzem eine abſolute Gewalt über die andern Thiere. Die jungen Maulthiere folgen ihm mit Reſpekt und die ältern zögern auch nicht lange, ſich ſeiner größern Stärke zu unterwerfen; finden ſich noch andere Pferde in der Caravane, ſo zeigen ſie ſich zwar Anfangs von Luſt zur Unabhängigkeit ergriffen, da ſie ſich aber bald iſolirt ſehen, ſo ſammeln ſie ſich auch um das Leitpferd und unterwerfen ſich ſeiner Autorität. Dieſer Truppführer weiß übrigens auch ſeine Herrſchaft durch energiſche Mittel zu handhaben, denn wenn ein Thier zu zögern ſcheint, ihm zu folgen, oder dasſelbe die Luſt zur Unabhängigkeit anwandelt, ſo wird es alſobald durch einen kräftigen Hufſchlag oder Biß zu ſeiner Pflicht zurückgeführt. Verſucht zur Nachtzeit ein Jaguar einen Angriff, ſo ſammeln ſich alle Thiere um den Madrinha, und die Köpfe zuſammen ſteckend bilden ſie einen Kreis, der mit furchtbaren Hufſchlägen die Angriffe des Raubthiers abhält. Seine längere Bekanntſchaft mit den Wegen giebt ihm einen beſondern Inſtinkt zur Auffindung der beſten Weiden, und in der finſterſten Nacht weiß er auf eine große Entfernung hin die Gegenwart des Waſſers auszuſpüren.

Mit der wohl organiſirten Einrichtung einer ſolchen Caravane ließ ſich nun freylich die der franzöſiſchen Reiſenden nicht vergleichen, bey der im Gegentheil die Unordnung zur Regel geworden war. Am 5. November paſſirte man das im großen Verfall befindliche Dorf Rio Claro, deſſen Bewohner ſich hauptſächlich mit dem Aufſuchen von Diamanten und Gold beſchäftigen. Ehemals wurde dieſes Geſchäft nur von der Regierung ſelbſt betrieben und jedem Privatmanne dasſelbe bey ſchwerer Strafe verboten; jetzt iſt die Ausbeutung ganz frey gegeben. Man ſucht darnach in den drey, in den Araguay ſich einmündenden Flüſſen Claro, Piloes und Cayapos, von denen der erſtere am reichſten an Diamanten, der letztere an Gold iſt. Wenn auch die Ausbeute nicht mehr ſo anſehnlich iſt wie früherhin, ſo iſt ſie doch immer hinreichend, die darauf gewendete Mühe zu lohnen. Die Gewichtseinheit, welche beym Diamanthandel in Braſilien zu Grunde gelegt wird, iſt der Vintem, der $2\frac{1}{4}$ Gran des portugieſiſchen Pfundes gleichkommt, welches letztere in 16 Unzen getheilt wird. Die Unze enthält 8 Quint und das Quint 72 Gran; das Quint oder Oitava kommt alſo 32 Vintems gleich, und 2 Vintems wiegen einen halben Gran mehr als das Karat, deſſen man ſich in Europa zum Wägen des Diamants bedient. Die Preiſe dieſes Edelſteins waren in letzterer Zeit aufs doppelte geſtiegen: ein Stein von einem Vintem galt damals 6 bis 8,500 Reis; einer von 10 Vintems 100,000 Reis, das Vintem von letzterem alſo 10,000 Reis.

Am 14. November ſetzten die Reiſenden auf einer Fähre über den Araguay und traten damit in die Provinz Matto Groſſo ein, deren Hauptſtadt Cuyaba ſie nach großen Beſchwerlichkeiten am 11. December erreichten, und wo eine freundliche Aufnahme ſie für die vielen ausgeſtandenen Strapazen entſchädigte. Der Verf. ſchildert Cuyaba als viel größer als Goyaz und weit mehr den Anblick einer europäiſchen Stadt darbietend. Die Bevölkerung be-

ſteht aus 6 bis 7000 Seelen und in der ganzen Parochie überhaupt aus 10 bis 12000. Die Frauen halten ſich eben ſo zurückgezogen wie in Goyaz, und der ſittliche Zuſtand ſcheint noch ſchlimmer als in dieſer Stadt zu ſeyn.

Ein Beſuch in der nordwärts von Cuyaba liegenden Stadt Diamantino machte den Verf. mit den reichen Diamant- und Goldgruben des dortigen Bezirks bekannt und er giebt hierüber, ſo wie überhaupt über die ganze Production und Verwerthung der Diamanten in Braſilien ſehr intereſſante Aufſchlüſſe, die um ſo mehr Vertrauen verdienen, da er durch ſeine ſpätere Function als Conſul in Para hinlängliche Gelegenheit hatte, über dieſen Punkt auch von anderwärts her genaue Nachrichten einzuziehen.

Das Gold und die Diamanten, die in dem Bezirke von Diamantino wie in vielen andern immer vereinigt ſind, finden ſich beſonders in den vielen Waſſerbetten, welche ihn durchziehen, und ſelbſt in der ganzen Ausdehnung des Terrains, welche ihn zuſammen ſetzen. Es folgt nämlich gleich unter der Dammerde eine Schicht, Gorgalho genannt, welche aus kleinen Geſchieben von Sandſtein und Quarz, die meiſt durch gelben und rothen Thon zuſammengekittet, ſeltner unverbunden ſind. Unter dem Gorgalho, der die Anzeige und eines der Hauptelemente der Diamanten-Formation iſt, folgt eine andere Schicht, der Cascalho, welche die Diamanten enthält und aus denſelben Elementen beſteht, nur daß die Geſchiebe größer und nicht durch Thon zuſammengekittet ſind. Als ſicherſte Zeichen des Vorkommens von Diamanten werden Geſchiebe von ſchwarzem oder marmorirtem Kieſel und einem ſehr harten Sandſteine betrachtet; wo dieſe ſich einſtellen, iſt man des Vorhandenſeyns von Diamanten gewiß, wo ſie fehlen, ſind die Nachſuchungen erfolglos. Da man in den Flußbetten, wo der Cascalho entblößt iſt, am leichteſten die Exiſtenz von Diamanten ausfindig machen kann, ſo werden die Nachſuchungen hauptſächlich in jenen betrieben. Die Flüſſe Diamantino, Ouro und Paraguay ſcheinen bereits vollkommen erſchöpft, der Buriti liefert noch viele Steine, aber der Santa-Anna ſcheint, um ſo zu ſagen, noch jungfräulich und trotz der unglaublichen Menge von Diamanten, die man aus ihm gewonnen hat, noch nichts von ſeinem urſprünglichen Reichthume verloren zu haben. Als urſprüngliche Lagerſtätte der Diamanten in Südamerika vermuthet der Verf. die daſelbſt weit ausgebreitete Formation des Sandſteins von rother Farbe.

Der Werth des Goldes wie der Diamanten iſt in Cuyaba ſeit dem Jahre 1817 beträchtlich geſtiegen. Der Verf. berechnet, daß die ganze Ausbeute, welche die Provinz Matto Groſſo ſeit Eröffnung der Diamantminen bis zum Jahre 1849 lieferte, auf ohngefähr 80,000 Oitavas ſich belaufen dürfte, was einem Geldwerth von 56 Millionen Francs entſpricht. Er zweifelt nicht, daß bey einem geordneteren Betriebe der Ertrag ſich noch bedeutend ſteigern könnte, verhehlt es aber nicht, daß die Diamantendiſtrikte zu den ungeſundeſten gehören und jährlich eine Menge Menſchen dahin raffen. Die Portugieſen haben daher dieſe Arbeiten den Sklaven überwieſen und ſind deßhalb ſehr aufgebracht, daß ihnen durch die Engländer die Einfuhr derſelben ſo ſehr erſchwert worden iſt.

Noch höher berechnet ſich der Ertrag der Diamantminen in der Provinz Minas Geraës, deren ganze Summe von dem Anfange ihres Betriebes bis zum Jahre 1849 der Verf. auf nicht weniger als auf 300,700,000 Francs anſchlägt.

Ganz neu ſind uns die Aufſchlüſſe, welche der Verf. bey dieſer Gelegenheit über die reichen Minen von der Provinz Bahia gewährt und die erſt in neueſter Zeit in Angriff genommen worden ſind. Man hatte zwar ſchon im Jahre 1755 in der Gegend von Jacobina Diamanten entdeckt, aber der Marquis von Pombal hatte die weiteren Nachforſchungen verboten in der wohl begründeten Beſorgniß, daß durch ſolche Arbeiten der Landbau vernachläßigt werden würde. Die Minen der Provinz Bahia, bekannt unter dem Namen von Chapada, wurden erſt im October 1844 entdeckt. Ihre Bekanntwerdung ſchreibt man einem Sklaven aus der Provinz Minas Geraës zu, der, als er die Heerden ſeines Herrn auf die Weide führte, von der Aehnlichkeit des Bodens mit dem des Diamantendiſtriktes, welchen er von Jugend auf kannte, überraſcht war.

Seine Nachsuchungen waren von so glücklichem Erfolge, daß er binnen zwanzig Tagen 700 Karat Diamanten zusammen gebracht hatte. Alsdann entfloh er, um in einer entfernten Stadt seine Schätze zu verkaufen, allein die Behörde, welche ihn für einen Dieb ansah, ließ ihn ins Gefängniß werfen. Es war unmöglich, ihm sein Geheimniß zu entreißen; lediglich gelang es, seinen Wohnort zu erfahren, und so wurde er zu seinem Herrn zurückgebracht. Vergeblich versuchte man auch hier Güte und Strenge, und so schritt man zur List. Man übertrug ihm wieder seinen alten Dienst, und nachdem er seine Heerde an verschiedenen Stellen herum geführt hatte, kehrte er wieder gegen die Mine zurück und begann seine frühere Arbeit, bey der er von den Leuten, die ihm auflauerten, ergriffen wurde. Der Verf. befürchtet, daß man sich mit strengen Züchtigungen des armen Sklaven, der eine ganze Provinz zu bereichern bestimmt war, nicht allein begnügt haben möchte.

Schon nach Jahresfrist waren an diesem Orte 25,000 Personen vereinigt, und innerhalb des ersten Jahres allein wurden ohngefähr 400,000 Karat im Werthe von 18,300,000 Fr. erbeutet; bis zu Ende 1849 schlägt der Verf. die ganze Production aus diesem Districte auf 38,750,000 Fr. an. Der Preis der Diamanten wurde aber durch den reichen Ertrag dieser Minen eben so wie durch die politischen Ereignisse bedeutend herabgedrückt, denn während der mittlere Preis der Oitava für den rohen Diamant sonst 300,000 Reis betrug, überschreitet er jetzt nicht die Hälfte, und während der Krisis von 1848 wurde die Oitava in Bahia sogar zu 50,000 und wie gesagt wird selbst zu 30,000 Reis angeboten. Die Zahl der Arbeiter beträgt auch nur noch 5 bis 6000, worunter ohngefähr 2000 Sklaven sind. Der Verf. hält es nicht für sonderlich wahrscheinlich, daß diese Preise sich bessern würden; im Gegentheil sieht er in Folge der Zerrüttung des Wohlstandes in Europa ein weiteres Sinken voraus und meint, daß bis Ende dieses Jahrhunderts die Diamanten nur noch $\frac{1}{5}$ von dem gelten würden, was sie zu Anfang desselben kosteten.

Der Diamantendistrict der Chapada de Bahia ist ohngefähr 20 Stunden lang und 10 breit. Im

Allgemeinen scheinen die Lagerungsverhältnisse sehr denen in Matto Grosso und Minas Geraës zu gleichen.

Zuletzt giebt der Verf. eine tabellarische Zusammenstellung der ganzen Ausbeute, die von Anfang an bis hieher die Diamantenminen in Brasilien lieferten, nämlich:

	Oitavas	Fr.
Minas-Geraës	432,977	300,700,000
Matto-Grosso	80,000	56,000,000
Bahia	51,800	38,750,000
San Paulo und anderwärts	200	138,888
Im Ganzen	564,977	395,588,888

oder nach französischem Gewicht = 2,158 Kilogrammen, 212 Grammen und 14 Centigrammen.

Nachdem die Reisenden von ihrem Besuche des Diamantendistrictes nach Cuyaba zurückgekehrt waren, wollten sie von da aus die Republik Paraguay bereisen. Dieser Versuch mißlang jedoch vollständig, denn nachdem sie auf dem Cuyaba-Flusse und nach dessen Einmündung in den Paraguay auf diesem hinab bis nach Fort Bourbon, dem ersten Orte auf dem Gebiete der Republik, gefahren waren, wurde ihnen hier die Weiterreise nicht gestattet, und ein von da aus an den Präsidenten in Assuncion gestelltes Gesuch hatte ebenfalls keinen Erfolg. Sie mußten daher unverrichteter Sache umwenden und fuhren den Paraguay wieder hinauf bis nach Villa Maria, wo sie bereits ihre Caravane von Maulthieren nebst einer militärischen Escorte, die sie nach der Stadt Matto Grosso geleiten sollte, vorfanden. In letzterer Stadt trafen sie am 9. Juni 1845 ein. Matto Grosso oder Villa Bella wurde erst im Jahre 1754 begründet und gelangte schnell durch die Goldausgrabungen in einen blühenden Zustand; allein seine höchst ungesunde Lage brachte es bald wieder in Verfall, der, seitdem der Präsident seine Residenz nach Cuyaba verlegte, immer merklicher hervortritt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Juni.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im J. 1852.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Annuaire de Chimie par E. Millon et J. Reiset. Année 1851. Par. 1851.

Dr. G. J. G. F. Flemming, Ueber den chemisch-physiologischen Prozeß der Ernährung bey Pflanzen und Thieren. Schwerin 1851.

Dr. Heydenreich, Lepidopterorum Europaeorum catalogus methodicus. Lips. 1851.

Dr. A. E. Grube, Die Familie der Anneliden mit Angabe ihrer Gattungen und Arten. Berlin 1851.

Dr. G. A. Eisengrein, Beyträge zur Entwicklungsgeschichte und Metamorphose des Samenkeimes der Pflanzen. Frankf. 1851.

Fr. Junghuhn, Plantae Junghuhnianae. Fasc. I. Lugd. Bat. 1851.

H. Schacht, Das Mikroskop und seine Anwendung insbesondere für Pflanzen-Anatomie und Physiologie. Berlin 1851.

C. Montagne, Phykologie oder Einleitung ins Studium der Algen. A. d. Franz. mit Zusätzen von Dr. K. Müller. Halle 1851.

F. J. Rupprecht, Die Vegetation des rothen Meeres. Petersburg 1849.

Dr. H. v. Mohl, Grundzüge der Anatomie und Physiologie der vegetabil. Zelle. Braunschweig 1851.

C. Montagne, Morphologischer Grundriß der Familie der Flechten. A. dem Franz. mit Zusätzen von K. Müller. Halle 1851.

C. A. Meyer, Kleine Beyträge zur näheren Kenntniß der Flora Rußlands. Petersb. 1850.

C. Ehrlich, Ueber die nordöstlichen Alpen. Linz 1850.

O. G. Costa, Paleontologia del Regno di Napoli. P. I. Napoli 1850.

B. Cotta, Der innere Bau der Gebirge. Freiberg 1851.

Dr. C. G. Giebel, Bericht über die Leistungen im Gebiete der Paläontologie. Berlin 1851.

R. Kner, Leitfaden zum Studium der Geologie mit Inbegriff der Paläontologie. Wien 1851.

G. Rose, Ueber die Krystallform der rhomboedrischen Metalle. Berlin 1850.

Nachträge zu Murchison's Gebirgsbau in den Alpen, Apenninen und Karpathen. Stuttg. 1851.

F. Rolle, Vergleichende Uebersicht der urweltlichen Organismen. Stuttg. 1851.

Fr. A. Quenstedt, Handbuch der Petrefaktenkunde. Lief. 1. Tübingen 1851.

— —, Das Flözgebirge Württembergs. 2. verm. Aufl. Tübingen 1851.

Dr. G. König, Die Forstbenutzung. Ein Nachlaß bearb. von Dr. C. Grebe. Eisenach 1851.

H. A. Gleichmann, Tafeln zur Bestimmung des Holzgehaltes unbeschlagener Stämme. Meiningen 1851.

J. Schadeberg, Der Maisbau. Halle 1851.

Dr. W. Pfeil, Die Forstwissenschaft nach rein praktischer Ansicht. 4. verb. Aufl. Leipzig 1851.

J. G. Elsner, Der Maisanbau in unserm Klima. Breslau 1851.

Milne Edwards, Bericht über die Production und Verwendung des Salzes in England. Berlin 1851.

Dr. B. Valerius, Theoret. praktisches Handbuch der

H. M. M. Pape, Bemerkungen über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für die preußischen Staaten vom Jahre 1851. Insterb. 1851.

B. Meyer, Beytrag zur Kenntniß der radicalen Gerechtigkeitspflege mit einem Blick auf den gegenwärtigen politischen Zustand der Schweiz. Schaffhausen 1851.

J. Fr. L. Massabiau, Manuel du Procureur du Roi. T. 1. 2. 3. Par. 1844.

J. Dalrymple, An essay towards a general history of feudal property in Great-Britain. Lond. 1758.

D. Orlando, Il feudalismo in Sicilia. Palermo 1847.

Histoire des négotiations qui ont précédé le traité de paix conclu le 6 Août 1849 entre le roi de Sardaigne et l'empereur d'Autriche. Turin 1849.

Eug. Ortolan, Des moyens d'acquérir le domaine international. Par. 1851.

H. V. v. Unruh, Erfahrungen aus den letzten drey Jahren. Ein Beytrag zur Kritik der politischen Mittelparteyen. Magdeb. 1851.

Die Reorganisation der Provinziallandschaften des Königreiches Hannover. Hannover 1851.

Dr. Ed. Platner, Ueber die Weltanschauungen in den jüngsten Zeitbewegungen. Marburg 1850.

Dr. A. O. Krug, Das Internationalrecht der Deutschen. Leipzig 1851.

Dr. J. Chiari, Das österreichische Notariat. Wien 1851.

Dr. R. W. Pfeiffer, Die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Richteramts. Göttingen 1851.

R. Laurence, The doctrine of the church of England upon the efficacy of Baptism vindicated from misrepresentation. Oxford 1818.

Dr. K. R. Hagenbach, Encyklopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften. 3. Aufl. Leipz. 1851.

N. Wiseman, Twelve lectures on the connexion between science and revealed religion. 3. edition. Vol. 1. 2. Lond. 1849.

The Wycliffe Society. Established 1844. For reprinting a series of the more scarce and valuable tracts and treatises of the earlier reformers, puritans and nonconformists of Great Britain.

Tracts and treatises of J. de Wycliffe. Ed. by R. Vaughan. Lond. 1845.

Dav. Clarkson, Select works, ed. by J. Blackburn. Lond. 1846.

A. Vinet, Nouvelles études évangeliques. Par. 1851.

Dr. W. Hopf, Vorbericht über eine neue Ausgabe der heil. Schrift nach Dr. Luthers Uebersetzung. Mit Nachwort von Harleß. Abth. 1. Leipzig 1851.

Dr. W. H. Hale and Dr. F. A. Fox, Biographical annals of the Hebrew nation. Lond. 1851.

St. Bonaventura, Breviloquium. Textum recognovit C. J. Hefele. Editio altera. Tubing. 1848.

Dr. T. Tobler, Golgatha. Seine Kirchen und seine Klöster. St. Gallen 1851.

E. Arnaud, Recherches critiques sur l'épitre de Jude. Strasb. 1851.

A. André, Moïse, revelateur, ou exposition apologétique de la théologie du pentateuque. Par. 1849.

J. Goodwin, Redemption redeemed. Lond. 1840.

Hints to the public and the legislature on the nature and effect of evangelical preaching. Vol. 1. 2. Lond. 1808.

Fr. Bulley, A tabular view of the variations in the communion and baptismal offices of the church of England. Oxford 1842.

F. J. Buß, Die Geschichte der Bedrückung der kathol. Kirche Englands und der Wiederherstellung der bischöfl. Hierarchie in ihr. Schaffhausen 1851.

Dr. J. H. Kurtz, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 2. verm. Aufl. Mitau 1850.

Geschichte der christlichen Kirche während der ersten drey Jahrhunderte nach talmudischen Quellen bearbeitet. Berlin 1851.

G. F. Keiblinger, Geschichte des Benediktiner-Stiftes Melk in Niederösterreich. Bd. 1. Wien 1851.

S. Fox, Monks and monasteries being an account of english monachism. Lond. 1845.

W. J. Kip, The earty Jesuit Missions in North America. P. I. New York 1847.

H. Elteſter, Vorträge über Wesen und Gestaltung der evangelischen Kirche. Potsdam 1851.

Th. Jackson, The contenary of Wesleyan Methodism. Lond. 1839.

J. H. Merlé d'Aubigné, Die schottische Kirche in ihrem 300jährigen Kampfe. Deutsch von Fiebig Leipzig 1851.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Juni.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1852.

Ueber das Bestehen und Wirken des naturforschenden Vereins zu Bamberg. Erster Bericht. Bamberg 1852. 79 S. mit 2 lith. Tafeln. 4.

Der vorliegende erste Bericht des naturforschenden Vereines zu Bamberg giebt ein erfreuliches Zeugniß von der Thätigkeit desselben, die sich nicht bloß auf Anlegen von Sammlungen und auf Vorträge in den Sitzungen beschränkt, sondern nunmehr auch zur Veröffentlichung von naturhistorischen Abhandlungen übergegangen ist. Es finden sich in diesem Berichte vier solcher Abhandlungen enthalten, auf die wir durch eine kurze Anzeige aufmerksam machen wollen.

1. Ueber die Pterodactylus-Knochen im Lias von Banz. Von Dr. Carl Theodori. Die wichtigste unter den hier vorgelegten Abhandlungen, die eine ausführliche Beschreibung der im Lias aufgefundenen und zu den größten Seltenheiten gehörenden Ueberresten von Pterodactylus giebt. Es sind zwar im Lias noch keine ganzen Skelete gefunden worden, wie dieß in den lithographischen Schiefern schon mehrmals der Fall gewesen ist; dagegen haben die isolirten Knochen, welche durch die kunstfertige Hand des Verf. ganz oder doch größtentheils aus dem Gesteine herausgelöst wurden, den großen Vortheil, daß man ihre Formen, namentlich ihre Gelenkflächen, vollständig wahrnehmen kann, während bey den Skeleten des lithographischen Schiefers die Knochen zu tief in dem Gesteine eingebettet liegen, oder so übereinander geschoben sind, daß man häufig ihre Gestalt, insbesondere die Beschaffenheit ihrer Gelenkflächen, nicht vollständig erkennen kann. Der Verf. hat sich daher ein großes Verdienst um die genauere Kenntniß, nicht allein der auf den Lias beschränkten Pterodactylen, sondern überhaupt dieser ganzen Thiergruppe erworben, indem er in sehr genauen Beschreibungen und in meisterhaft gefertigten, 2 Tafeln anfüllenden Abbildungen mehrere der wichtigsten Knochen nach allen ihren Abgrenzungen erläuterte.

Die Ueberreste, welche hier vorgeführt werden, sind ein Unterkiefer, 2 Wirbel, Bruchstücke einer Rippe, Schulterblatt mit dem Hakenschlüsselbein, Oberarmbein, ein Handwurzelknochen, Mittelhandknochen des langen Flugfingers, dünne Mittelhandknochen, erstes Glied des Flugfingers, drittes und Bruchstück des zweyten Gliedes desselben, zweyte und dritte Glieder des nämlichen oder Ellenbogenknochen und Speichen?, Phalangen der kurzen Finger, Oberschenkelbein und Unterschenkelbein. Es sind also ansehnliche Theile vom Knochengerüste des Pterodactylus gefunden worden, über die wir einige Bemerkungen beyfügen wollen.

Der Unterkiefer ist sehr ausgezeichnet durch den schwertförmigen Fortsatz, der vom Kinne ausgeht und diese Art als der Unterabtheilung Rhamphorhynchus zuständig erweist. Aus den Alveolen ist ersichtlich, daß jederseits 14 Zähne vorhanden waren.

Sehr wichtig ist der Fund von 2 isolirten Wirbeln. Der Verf. wirft zwar sich selbst die Frage

auf, ob er ſie mit Recht dem Pterodactylus zuerkennen dürfe, oder ob ſie nicht etwa gar von andern Sauriern herrühren könnten. Er beantwortet dieſe Frage dahin, daß unter den Sauriern des Banzer Lias bisher nur Ichthyosaurus, Mystriosaurus und Plesiosaurus, vielleicht auch noch Nothosaurus ſich gezeigt hätte, deren Wirbel aber total von den vorliegenden verſchieden ſeyen. Der Verf. erkennt ſie daher einem Pterodactylus zu und wir ſtimmen ihm in dieſer Beziehung vollkommen bey. Damit iſt nun aber auch der Streit über die Beſchaffenheit der Gelenkflächen der Wirbel bey Pterodactylus entſchieden. H. v. Meyer hatte es nämlich als allgemeines Geſetz ausgeſprochen, daß bey allen Sauriern, die älter als die Tertiärperiode ſind, die hintere Gelenkfläche des Wirbels nicht conver gebildet iſt, während Buckland dagegen von ſeinem Pt. macronyx einen Wirbel mit converer Gelenkfläche abgebildet und beſchrieben hatte. Die beyden fraglichen Wirbel zeugen für die Richtigkeit der letzteren Angabe, denn ihre Gelenkflächen ſind vorn concav, hinten conver.

Die Verwachſung vom Schulterblatt und Hakenbein hat H. v. Meyer unter die Kennzeichen der Rhamphorhynchen aufgenommen; der Verf. zeigt dagegen, daß ſie an ihren Grenzflächen wirklich getrennt ſind.

Zwey ſehr wohlerhaltene und ganz vom Geſteine befreyte Oberarmbeine geben dieſe Knochen in einer Beſtimmtheit zu erkennen, wie es bisher nicht der Fall war.

Der Mittelhandknochen des langen Flugfingers weicht in ſeiner kurzen und breiten Form auffallend von dem gleichnamigen Knochen aus den Solenhofer Schiefern ab.

Zum erſtenmal wird hier auch die erſte Phalanx des Flugfingers in ihrer vollen Integrität dargeſtellt. Man ſieht daraus, daß an ihrem obern Ende ein anſehnlicher Fortſatz ausgeht, und man erkennt nun auch am Pt. longirostris, daß der ſpitze Knochen, welcher an der Vereinigung des rechten Flugfingers mit ſeinem Mittelhandknochen ſich zeigt, nichts anders als jener, der obern Gelenkfläche des erſten Gliedes des Flugfingers angehörige Fortſatz iſt.

Von 2 Paaren gleichartiger Knochen, die auf Tab. II. fig. 8 — 11 dargeſtellt ſind, läßt es der Verf. unentſchieden, ob ſie als zweyte und dritte Phalangen des Flugfingers oder als die Knochen des Vorderarms anzuſehen ſind, doch neigt er ſich mehr zu letzterer Meinung. Referent iſt hierüber nicht im geringſten Zweifel, ſondern erkennt ſie entſchieden als Ellenbogenbeine und Speichen an. Dieß ergiebt ſich ſowohl aus der völligen Verſchiedenheit des in fig. 13 und 14 abgebildeten wirklichen zweyten und dritten Gliedes des Flugfingers von jenen Knochen, als aus ihrer gänzlichen Uebereinſtimmung mit den Vorderarmknochen der in den lithographiſchen Schiefern abgelagerten Pterodactylen.

In ſehr guter Erhaltung zeigt ein freyer Oberſchenkelknochen ſeine Umriſſe. Dasſelbe gilt auch von einem Unterſchenkelknochen, doch iſt deſſen unteres Ende beſchädigt; Schien- und Wadenbein ſind ganz ſo beſchaffen wie bey den übrigen Pterodactylen.

Zuletzt geht der Verf. auf eine Vergleichung der Ueberreſte von Banz mit den unter dem Namen von Pterodactylus macronyx aus dem engliſchen Lias aufgeführten über, wobey freylich ihm die große Schwierigkeit entgegen tritt, daß vom letzteren weder eine minutiöſe Detailbeſchreibung vorliegt, noch auch die Abbildungen in allen Stücken die erforderliche Genauigkeit zu zeigen ſcheinen. Soweit unter ſolchen Verhältniſſen ein Urtheil zuläßig iſt, hält der Verf. beyderley Ueberreſte für verſchiedene Arten, und beläßt denen von Banz den früher von ihm gegebenen Namen Pt. Banthensis, indem er für ſie die Gruppe der Rhamphorhynchi ensirostres errichtet. Da der eine von den beyden vorhin genannten Wirbeln ſehr klein iſt, auch ein viel kleineres Oberſchenkelbein außer dem großen gefunden wurde, ſo glaubt der Verf., daß dieſe beyden Stücke vielleicht eine zweyte Art im Lias andeuten dürften, für die er den Namen Pt. gracilis vorſchlägt.

II. Die Binnenmollusken der Umgegend Bambergs. Von Dr. H. C. Küster. — Es werden hier im Ganzen 104 Arten aufgeführt, von denen 88 den Gasteropoden und 16 den Acephalen angehören. Schließlich wird eine Vergleichung der Anzahl der Arten mit 16 verschiedenen europäischen Localfaunen vorgenommen.

III. Verzeichniß der seltneren Phanerogamen des Steigerwaldes als Beytrag zur Flora Oberfrankens. Von Ignaz Kreß. — Der Verf., Wundarzt zu Kloster Ebrach, zählt 212 solcher Arten auf.

IV. Beytrag zur mineralogischen Topographie von Bayern von Dr. Haupt. — In alphabetischer Reihe werden hier eine Menge Fundorte von Mineralien aufgeführt. Die Angaben der Fundorte gründen sich zum Theil auf die 17,000 Exemplare enthaltende Mineraliensammlung des verstorbenen Directors v. Hardt, theils auf die Sammlungen des Bamberger Naturalienkabinets, theils auf Originalsendungen von bayerischen Bergämtern, theils auf Notizen in den öffentlichen Jahresberichten der Schulen und in Privat-Correspondenzen.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud.

(Schluß.)

Am 22. Juni überschritten die Reisenden die brasilische Grenze, nachdem sie fast anderthalb Jahre in den innern Gegenden Brasiliens zugebracht hatten. Sie waren nun in das Gebiet der ehemaligen spanischen Herrschaft eingetreten, und zwar in die nunmehr zu Bolivien gehörige Provinz Chiquitos. Der Wechsel war für sie nicht unangenehm; die Wege waren in viel besserem Stande als in Brasilien, jeden Abend konnten sie in einem guten Landhause schlafen, während sie vorher meist im Freyen campiren mußten, und in den Gesellschaften fanden sich auch wieder die Frauen ein, welche in Brasilien von denselben ganz ausgeschlossen sind. Zur Ausruhe verweilten sie längere Zeit in Santa-Cruz de la Sierra, der Hauptstadt einer Provinz gleichen Namens. Das Merkwürdigste war hier den Reisenden, daß sie eine Stadt fanden, die fast ganz vom weiblichen Geschlechte bewohnt war, indem die Männer theils in den blutigen Bürgerkriegen umgekommen, theils in der Hauptstadt befindlich, theils auf ihren Landgütern zur Betreibung der Viehzucht abwesend waren. Selten, daß man in den Gesellschaften einen Vater oder Bruder antraf, von Ehemännern war ohnedieß keine Rede; das weibliche Geschlecht war demnach unbestritten hier im Besitze des Regiments, und der größte Theil der Zeit wurde den Vergnügungen gewidmet, zu welchen allenthalben die fremden Ankömmlinge zugezogen wurden.

Die Straße von Santa-Cruz de la Sierra nach Chuquisaca, der Hauptstadt Boliviens, führte unsere Reisenden zuerst noch durch heiße Ebenen, ähnlich denen, durch welche sie bisher so lange gewandert waren; dann aber stiegen auf einmal die Vorberge der Cordilleren auf, welche diesen unermeßlichen Flächen eine Grenze steckten. Der Anblick dieser riesenhaften Gebirgskette war für den Verf. und seine Gefährten eben so überraschend als im höchsten Grade entzückend; sie waren der einförmigen Schönheit und der Gluth des tropischen Klimas müde geworden und sehnten sich nach dem Genuße der großartigen Alpennatur, in die sie nunmehr eintraten. Das Steigen war freylich den brasilischen Maulthieren, die sie mitgenommen hatten, etwas Ungewohntes und es mußte ihnen durch einheimische ein Theil der Last abgenommen werden, indeß am 20. war man doch wohlbehalten in Chuquisaca, das bereits 9343 englische Fuß über dem Meere liegt, angelangt. Der Aufenthalt hier wurde den Reisenden dadurch verleidet, daß sie von dem raschen Temperaturwechsel sehr angegriffen wurden. Seit langer Zeit an die tropische Gluthhitze gewöhnt, fiel ihnen die Frische und Dünne der Luft sehr empfindlich, so daß sie oft von peinlichen Beklemmungen zu leiden hatten. Es spüren übrigens Hunde, Pferde und Lastthiere diesen Wechsel in nicht minderem Grade, und der Verf. konnte es selbst sehen, daß einigen der letzteren Blut aus der Nase floß.

Chuquiſaca liegt mitten in den Bergen auf einer kleinen ſterilen Fläche, doch ſind die Thäler gut bebaut. Die Stadt hat ein gefälliges Anſehen und zählt 11 bis 12,000 Einwohner; ſie iſt eine Beamtenſtadt und erhält ihre Exiſtenz nur, weil ſie die Hauptſtadt iſt. Das Leben iſt theuer, der Luxus ſehr groß, Alles wird eingeführt, nichts ausgeführt. Aus alter Zeit iſt eine Univerſität mit ſchöner Bibliothek vorhanden; die juridiſche Facultät, die ehemals nur einen Profeſſor zählte, hat jetzt vier, die mediciniſche Facultät hat einen am allgemeinen Krankenhauſe angeſtellten Profeſſor.

Ein Marſch von drey Tagen führte die Reiſenden nach dem weltberühmten Potoſi, das freylich von ſeinem früheren Glanzpunkte jetzt weit herunter gekommen iſt. Von ſeinen 180,000 Einwohnern, die es ehemals zählte, iſt es dermalen auf 13 bis 14,000 reducirt; daher ſind auch ganze Quartiere verlaſſen und obwohl die Häuſer gut gebaut ſind, bietet Potoſi doch nur den Anblick einer Stadt in Ruinen dar. Die Reiſenden beſuchten auch den berühmten Berg Cerro, deſſen reiche Silberminen im Jahre 1545 die Gründung von Potoſi veranlaßten. Man hat berechnet, daß von der Entdeckung der erſten Mine des Cerro an bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts die Ausbeute nicht weniger als die enorme Summe von faſt 1648 Millionen Piaſter oder mehr als 8239 Millionen Francs betrug. Und obwohl die Production der edlen Metalle in den letztern Decennien bedeutend abgenommen hat, ſo hatte doch in den 6 Jahren von 1835 bis 1840 die Münze in Potoſi an Gold noch einen Werth von 892,287 Piaſter und an Silber von 13,010,312 Piaſter zu prägen. Gleichwohl hat aller dieſer Gold- und Silberreichthum weder dem Mutterlande, noch deſſen nunmehr emancipirten Colonien zum Wohlſtande und innern Frieden verhelfen können und der Verf. hat Recht gethan, daß er von der neueren Geſchichte der Republik Bolivia den Blick faſt ganz abgewendet hat.

Ueber la Paz ſetzte der Verf. ſeine Reiſe weiter fort und trat dann bald auf peruaniſches Gebiet über, wo der Weg an den ſchönen Titicaca-See ſich hinzog. Aus einer Höhe von 13,610 engl. Fuß führte zuletzt ein ſteiler Paß von acht Stunden Länge hinunter nach der Stadt Arequipa, die ſelbſt noch 7850 Fuß hoch liegt. Der Verf. bezeichnet dieſes Hinabſteigen als eine der fatiganteſten Unternehmungen, die er je ausgeführt hätte. Anfänglich hatten die Laſtthiere durch vulkaniſche Aſche zu waden; je weiter abwärts, deſto mehr konnten ſich die Reiſenden an dem Anblick des Grüns, das ſie ſeit längerer Zeit nicht mehr geſehen hatten, erfreuen, und immer mildere Lüfte ſtrömten ihnen entgegen. In Arequipa theilte ſich die Geſellſchaft: d'Orſery ſchlug mit den Maulthieren den Landweg nach Lima ein, während die Uebrigen auf einem Dampfſchiff von Islay nach Callao ſich einſchifften.

So weit reicht der Reiſebericht der erſten drey Bände; wir werden den Schluß desſelben bringen, ſobald die noch fehlenden beyden letzten Theile uns zugekommen ſeyn werden.

Gelehrte Anzeigen.

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Juni.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wiſſenſchaften. 1852.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Erſtes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Evel. Phil. Shirley, Original letters and papers in illustration of the history of the church in Ireland during the reigns of Edward VI., Mary and Elizabeth. Lond. 1851.

R. W. Monsell, Le Plymouthisme en Suisse. Neuchatel 1848.

J. L. S. Vincent, Vues sur le protestantisme en France. Vol. 1. 2. Par. 1829.

Dr. C. A. Cornelius, Die Münſteriſchen Humaniſten und ihr Verhältniß zur Reformation. Münſter 1851.

A. de Castro, The spanish protestants and their persecution by Philip II. Translated by Th. Parker. Lond. 1851.

T. G. v. Karajan, Zur Geſchichte des Concils von Lyon 1255. Wien 1850.

Dr. Travers Twiss, The letters apostolic of Pope Pius IX. Lond. 1851.

R. Pecorelli, Juris ecclesiastici maxime privati institutiones. Ed. 2. Vol. 1 — 4. Neapoli 1847 — 1849.

The reformation of the ecclesiastical Laws, as attempted in the reigns of King Henry VIII., King Edward VI. and Queen Elizabeth. A new edition by Ed. Cardwell. Oxford 1850.

W. Dansey, Horae decanicae rurales. Vol. 1. 2. Lond. 1835.

Dr. O. Mejer, Die Propaganda in England. Leipzig 1851.

W. Warburton, The alliance between church and state. Lond. 1766.

E. W. Klee, Das Patronatrecht und die landesherrliche Kirchengewalt. Berlin 1851.

Auszug aus dem Verzeichniſſe des Zugangs bey der k. Hof- und Staatsbibliothek im Jahre 1852.

Zweytes Quartal. April — Juni.

Letters from Cambridge illustrative of the sudies, habits and peculiarities of the university. London 1828.

Catalogue des livres de la bibliothèque de l'académie royale. Bruxelles 1850.

Catalogue of the mercantile Library in New-York. New-York 1850.

R. P. A. Dozy, Catalogus codicum orientalium bibliothecae academiae Lugduno-Batavae. T. I. Leyden 1851.

W. Wackernagel, Geſchichte der deutſchen Literatur Abth. 1. Baſel 1851.

Dr. H. J. Zeibig, Die Bibliothek des Stiftes Kloſterneuburg. Wien 1851.

Dr. J. Petzholdt, Bibliotheca Oschatziensis. 2. Aufl. Dresden 1851.

Dr. J. Hillebrand, Die deutſche Nationalliteratur. 2. verb. Aufl. Th. 2. 3. Hamb. 1851.

A. Vinet, Etudes sur la littérature française au dix-neuvième siècle. Vol. II. Par. 1851.

Annuaire de l'Institut des provinces et des congrès scientifiques. Année 1851. Par.

Mémoires de la commission des antiquités de la Côte-d'Or. T. I. Années 1838 — 1841. Dijon 1851.

Mémoires de l'Académie royale, des sciences, belles lettres et arts de Lyon. T. I. II. Lyon 1845—50.

Dr. C. G. Nees von Esenbeck, Vergangenheit und Zukunft der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher. Hamb. 1851.

Ed. Ducpetiaux, Mémoire sur le paupérisme dans les Flandres. Bruxelles 1850.

Slavische Bibliothek oder Beyträge zur slavischen Philologie und Geschichte, herausg. von F. Miklosich. Bd. 1. Wien 1851.

J. de Maistre, Lettres et opuscules inédits. T. 1. 2. Par. 1851.

Duc de Caraman, Etudes critiques de philosophie de sciences et d'histoire. Par. 1851.

J. G. Kohl, Skizzen aus Natur und Völkerleben. Th. 1. 2. Dresden 1851.

Dr. L. Figuier, Exposition et histoire des principales découvertes scientifiques modernes. T. 1. 2. Par. 1851.

D. Giannotti, Opere politiche e letterarie. Vol. 1. 2. Firenze 1850.

P. Bigazzi, Miscellanea storica e letteraria. N. 1—4. Firenze 1840.

Edw. Mangin, The parlour window; or anecdotes, original remarks on books. Lond. 1841.

J. Hobhouse, Historical illustrations of the fourth canto of Child Harold. 2. Ed. Lond. 1818.

A. P. Pihan, Eléments de la langue Algérienne. Par. 1851.

J. Berggren, Guide français-Arabe vulgaire des voyageurs et des Francs en Syrie et en Egypte. Upsal 1844.

W. H. Medhurst, Chinese and English Dictionary. Vol. 1. 2. Batavia 1842 — 43.

W. Gesenius, Hebräische Grammatik neu bearbeitet von Dr. Rödiger. Leipzig 1851.

Dr. J. Fürst, Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament. Lief. 1. Leipz. 1851.

Dr. F. J. D. Maurer, Hebräisches und chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament mit einem deutschen Index. Stuttgart 1851.

P. Tzchirner, Graeca nomina in w exeuntia. Commentationis lexicographicae et grammaticae particula I. Breslau 1851.

Ch. Thurot, De Alexandri de Villa Dei Doctrinali ejusque fortuna. Par. 1850.

J. Corblet, Glossaire étymologique et comparatif du patois Picard etc. Ouvrage couronné. Amiens 1851.

K. G. J. Förster, Geschichte der deutschen Sprachentwickelung. Berlin 1851.

F. J. Mone, Die gallische Sprache und ihre Brauchbarkeit für die Geschichte. Karlsruhe 1851.

H. P. S. Schreuder, Grammatik for Zulu-Sproget af C. A. Holmboe. Christiania 1850.

F. S. Feldbausch, Zur Erklärung des Horaz. Bdch. 1. Heidelb. 1851.

E. A. Salomon, De Thucydide et Herodoto: quaestionum historicarum specimen. Berol. 1851.

Poetarum scenicorum graecorum, Aeschyli, Sophoclis, Euripidis et Aristophanis fabulae superstites et perditorum fragmenta. Ex recognit. Guil. Dindorfii. Editio secunda correctior. Oxonii 1851.

Platonis opera omnia uno volumine comprehensa... ed. God. Stallbaumius. Lips. 1850.

Nicander, Alexipharmaca, ed. J. Gl. Schneider. Hal. 1792.

L. Döderlein, Homerisches Glossarium. Bd. 1. Erlangen 1850.

Aristotelis de Melisso, Xenophane et Georgia disputationes .... interpret. F. G. Aug. Mullachius. Berol. 1845.

J. A. Estienne, Etude morale et littéraire sur les Epitres d'Horace. Par. 1851.

C. C. Tacitus, Opera quae supersunt. Ex rec. C. Halmii. T. I. Lips. 1850.

M. T. Ciceronis (quae vulgo feruntur) Synonyma ad Luc. Veturium ed. G. L. Mahne. Lugd. Bat. 1850.

Talmud Babylonicum cum scholiis etc. I. Tractatus Macot. Auct. H. S. Hirschfeld. Berol. 1842.

Die vierzig Veziere oder weisen Meister. Ein altmorgenländischer Sittenroman, übertragen von Dr. W. F. A. Behrnauer. Leipzig 1851.

Bundehesh, liber Pehlvicus. E vetustissimo codice Havniensi descripsit, duas inscriptiones regis Saporis primi adjecit N. L. Westergaard. Havniae 1851.

F. Bodenstedt, Die Lieder des Mirza Schaffy. Berlin 1851.

Ibn Malik Alfijjah, Carmen didacticum et in Alfijjam commentarius quem conscripsit Ibn ʿAkil. Ed. Fr. Dieterici. Lips. 1851.

J. J. Bianconi, De mari olim occupante planities et colles Italiae, Graeciae, Asiae minoris. Fasc. 1—4. Bononiae 1850.

A. Rohlfs, Handbuch der Erdbeschreibung. Berl. 1851.

J. V. Kutscheid, Tabula geographica Italiae antiquae. Berol. 1851.

Expédition dans les parties centrales de l'Amérique du Sud, de Rio de Janeiro à Lima et de Lima au Pérou . . . par Fr. de Castelnau. Histoire du voyage. Vol. 5. 6. Par. 1851.

E. O. Schmidt, Bilder aus dem Norden. Gesammelt auf einer Reise nach dem Nordcap im Jahre 1850. Jena 1851.

A. Th. v. Middendorff, Reise in den äußersten Norden und Osten Sibiriens während der Jahre 1843 und 1844. Bd. 3. Lief. 2. Einleitung und Jakutische Grammatik. St. Petersburg 1851.

K. Koch, Die kaukasische Militärstraße, der Kuban und die Halbinsel Taman. Leipzig 1851.

Fil. Parlatore, Viaggio alla catena del Monte bianco e al gran San Bernardo eseguito nell' agosto del 1849. Firenze 1850.

G. Listemann, Meine Auswanderung nach Süd-Australien, und Rückkehr zum Vaterland. Berl. 1801.

Dr. Leichardt, Tagebuch einer Landreise in Australien von Moreton-Bay nach Port Essington während der Jahre 1844 und 1845. Aus dem Engl. von C. A. Zuchold. Halle 1851.

Storia genealogica della famiglia Bonaparte. Florenz 1847.

J. Sommerville, Memoire of the Sommervilles; being a history of the house of Sommerville. Vol. 1. 2. Edinb. 1815.

Rob. Mackay, History of the house and clan of Mackay. Edinb. 1829.

Dr. C. F. v. Strantz, Geschichte des deutschen Adels. 2. verm. Aufl. Heft 1 — 3. Waldenb. 1851.

Die Zukunft des deutschen Adels. Berl. 1851.

G. M. v. Moltke, Ueber den Adel und dessen Verhältniß zum Bürgerstande. Hamb. 1850.

G. A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer. Fortgesetzt von J. Marquardt. Th. 3. Abth. 1. Leipzig 1851.

H. D. Müller, Ueber den Zeus Lykaios. Göttingen 1851.

J. H. Krause, Geschichte der Erziehung, des Unterrichts und der Bildung bey den Griechen, Etruskern und Römern. Halle 1851.

H. Keck, Der theolog. Charakter des Zeus in Aeschylos' Prometheustriologie. Glückstadt 1851.

Ch. Petersen, Der Hausgottesdienst der alten Griechen. Cassel 1851.

K. v. Paucker, Doppelpalladienraub nach den Lakonerinnen des Sophokles auf einer Vase von Armento. Mitau 1851.

L. Mercklin, Die Talos Sage und das sardonische Lachen. Petersb. 1851.

F. Wieseler, Die Theatergebäude und Denkmäler des Bühnenwesens bey den Griechen und Römern. Göttingen 1851.

W. S. W. Vaux, Handbook to the antiquities in the British Museum. Lond. 1851.

J. Smith, Ueber den Schiffsbau und die nautischen Leistungen der Griechen und Römer im Alterthum. Aus dem Engl. übersetzt von Dr. H. Thiersch. Marb. 1851.

C. Böttticher, Der Poliastempel als Wohnhaus des Königs Erechtheus nach der Annahme von Fr. Thiersch. Berlin 1851.

Dr. Fr. Lanza, Antichi lapidi Salonitane inedite. 2. Ediz. Zara 1850.

Index nummorum veterum qui in Museo R. R. Borbonico adservantur. Neapoli 1851.

Dr. J. E. L. Merzdorf, Die Denkmünzen der Freymaurerbrüderschaft. Oldenb. 1851.

V. Lazari, Le monete de' possedimenti Veneziani di oltremare e di terraferma. Venezia 1851.

C. Cantu, Storia di Cento anni (1750 — 1850). Vol. 1. 2. Firenze 1851.

H. Stiefel, Die Universalgeschichte als Entwicklungs- und Erziehungsgeschichte der Menschheit. Th. 1. Zürich 1851.

Galiffe-Pictet, Lettres sur l'histoire du moyen-âge adressées à Mr. Schlosser. Série 1. 2. Genève 1839.

Dr. E. L. Brauns, Europa und Amerika im Lichte der Gegenwart. Grimma 1851.

Dr. P. W. Forchhammer, Topographische und physiographische Beschreibung der Ebene von Troja. Mit einer Karte der Ebene von Troja von T. Spratt. Frankf. 1850.

G. Finlay, The history of Greece from its Conquest by the Crusaders to its Conquest by the Turks and of the Empire of Trebizond 1204 — 1461. Lond. 1851.

G. Fejér, A Kunok eredete. (Ursprung der Kumanen). Pest 1850.

Fr. v. Müller, Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806 — 1813. Braunschweig 1851.

H. Wotton, The state of Christendom. Lond. 1667.

Visc. de Santarem, Quadro elementar das relaçoes politicas e diplomaticas de Portugal. T. VII. Par. 1851.

A. de Horozco, Historia de la ciudad de Cadiz. Cadiz 1845.

C. Vignati, Storie Lodigiane. Milano 1847.

Alex. de Saluces, Histoire militaire du Piemont. T. 1 — 5. Turin 1818.

Custoza. Histoire de l'insurrection et de la campagne d'Italie en 1848. Turin 1850.

A. Bresciani, Dei costumi dell' isola di Sardegna. Vol. 1. 2. Napoli 1850.

C. Galvani, Memorie storiche intorno la vita dell' arciduca Francesco IV. d'Austria d'Este . . Duca di Modena. Vol. 1. 2. Modena 1847 — 49.

Calendario Pratese del 1851. Prato 1850.

Storia della val de Nievole dall' origine di Pescia fino all' anno 1848. Pistoja 1846.

Dr. Fr. Lanza, Sulla topografia e scavi di Salona dell' Ab. F. Carrara confutazione. Trieste 1850.

G. L. F. Tafel und G. M. Thomas, Friedens- und Handelsvertrag des griech. Kaisers Michael Palälogus mit der Republik Venedig vom Jahre 1265. Wien 1850.

M. Thiers, Discours de M. Thiers sur le régime commercial de la France. Par. 1851.

E. Moret, Quinze ans du règne de Louis XIV. (1700 — 1715). T. I. Par. 1851.

J. N. Fervel, Campagnes de la révolution française dans les Pyrénées orientales 1793 — 95. T. I. Par. 1851.

A. de Lamartine, Histoire de la restauration. Vol. 1. 2. Par. 1851.

M. de Cormenin, Révision. Par. 1851.

M. de Barante, Histoire de la convention nationale suivie de la biographie des membres de la convention 1792 — 1795. Vol. 1. 2. Par. 1851.

C. de Cherrier, Histoire de la lutte des papes et des empereurs de la maison de Souabe. Vol. IV. Par. 1851.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno 500 usque ad annum 1500. T. XI. Scriptorum T. IX. Hannoverae 1851.

F. Ritter, Entstehung der drey ältesten Städte am Rhein oder Urgeschichte von Mainz, Bonn und Cöln. Bonn 1851.

Dr. Steiner, Codex inscriptionum romanarum Danubii et Rheni. Th. II. Heft 1. Inschriften von Baden und Preußen. Seligenstadt 1851.

Dr. E. Dietrich, Herzog Albrecht der Beherzte, Stammvater des sächs. Königshauses. Meißen 1851.

H. v. Bose, Sächsisches Jahrbuch für vaterländische Geschichte. Jahrg. 1850. Freiberg 1851.

Dr. W. Schwaab, Geographische Naturkunde von Kurhessen. Cassel 1851.

H. Pröhle, Aus dem Harze. Leipzig 1851.

Dr. Hurter, Geschichte Ferdinands II. und seiner Aeltern bis zu dessen Krönung in Frankfurt. Bd. 2. 3. Schaffhausen 1851.

Dr. B. Dudik, Mährens Geschichtsquellen. Bd. 1. J. P. Ceroni's Handschriftensammlung. 1. Abth. Die Landtagsgeschichte im Allgemeinen. I. Folge, der politische Theil derselben. Brünn 1850.

G. W. v. Raumer, Die Insel Wollin und das Seebad Misdroy. Berl. 1851.

Dr. J. Kutzen, Friedrich der Große und sein Heer in den Tagen der Schlacht bey Leuthen. Breslau 1851.

P. Kaufmann, Der strategische Fehler in der Eisenbahn von Berlin an den Rhein. Bonn 1851.

L. Steub, Aus dem bayerischen Hochlande. München 1850.

E. Geiß, Beyträge zur Geschichte der westphälischen Gerichte in Bayern. München 1851.

v. Koch-Sternfeld, Ueber Dr. Wiguleus Hundt's bayerisch. Stammbuch. München 1851.

— —, Das Beinfeld bey Fridolfing eine Fabel? München 1850.

Fr. W. Heidenreich, Das Princip der Medicinal-Reform. Ansbach 1850.

v. Jan, Die medicinische Reform in Bayern. Nürnberg 1850.

Beyträge zur Statistik des Königreichs Bayern. Aus amtlichen Quellen herausgegeben von F. B. W. v. Hermann. I. Bevölkerung. München 1850.

Dr. G. R. L. v. Sinner, Bibliographie der Schweizergeschichte. Zürich 1851.

J. Siegfried, Die Schweiz, geologisch, geographisch und physikalisch geschildert. Bd. 1. Zürich 1851.

E. Morel, Das schweizerische Eisenbahnnetz und seine national-ökonomische, politische und sociale Bedeutung. Bern 1851.

(Fortsetzung folgt.)

AS
182
M82
Bd.33-34

Akademie der Wissenschaften, Munich
Gelehrte Anzeigen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY